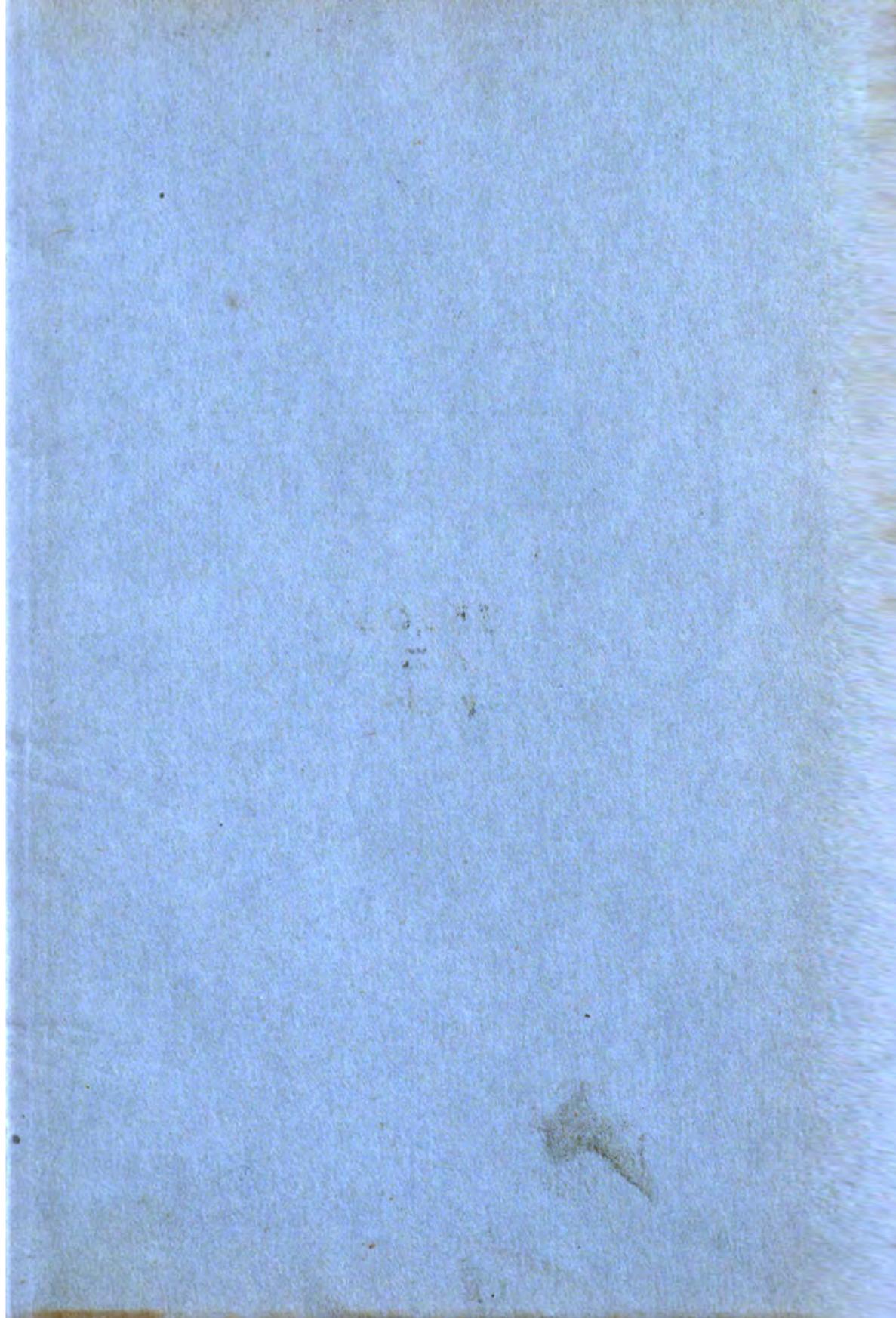


1572
237
21
136
25
42
141

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

335.05
NZ
v. 38'

~~ECONOMICS~~
~~SEMINAR~~



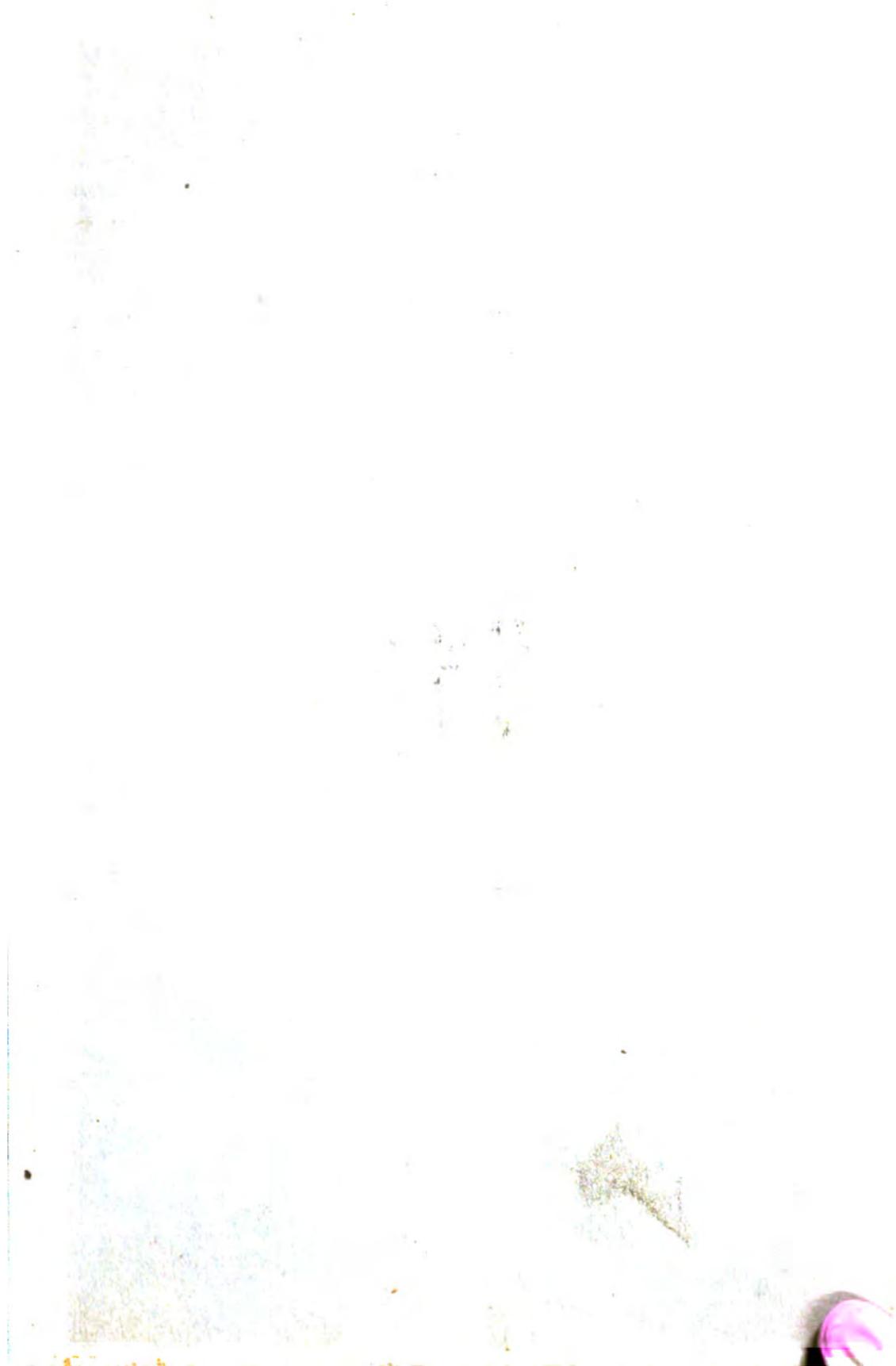
THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

335.05

NZ

v. 38'

~~ECONOMICS~~
SEMINAR



Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Heinrich Cunow

*

Achtunddreißigster Jahrgang
Erster Band



Stuttgart 1920

Verlag und Druck von J. S. W. Diez Nachf. G. m. b. H.

♯

Inhalts-Verzeichnis

(A bedeutet Artikel, N Kollz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an)

I. Revolution und Zeitgeschichte

A. Politische Zeit- und Streitfragen

1. Allgemeines

- Beyer, U., Hungerblockade und Radikalismus. A 198
Cunow, H., Weg mit der Illusionspolitik. A 97
Eßlinger, U., Deutschland und der Wiederaufbau Nordfrankreichs. A 49
Fehlinger, H., Ph. Jörn, Der Völkerbund. R 446
Heichen, U., Das Problem der Minderheitsregierung. A 329
Lohmann, R., Über den Parteien. A 185
Moos, F., Zur Reform des diplomatischen und des Konsulardienstes. A 313
Oestreich, P., W. Jerusalem, Moralische Richtlinien nach d. Kriege. R 94
— U. Walthert, Neue Wege deutschen Geistes. R 398
Redaktion, Europas Menschenverluste im Kriege. N 567
Vorländer, K., H. Wehberg, Neue Weltprobleme. R 228
— Hume, Von der Freiheit der Presse. R 228
— E. Spranger, Völkerbund und Rechtsgedanke. R 228
*** Betrachtungen zu Ludendorffs »Kriegserinnerungen«. A 209

2. Revolution

- Drahn, E., Jul. Bab, Die deutsche Revolutionslyrik. R 48
K. L., Räteregierung und »Regierung von Räten«. A 152
Kliche, J., Neue Revolutionsliteratur. A 541

3. Amerika

- Cunow, H., Der amerikanisch-englische Wirtschaftskampf nach dem Kriege. A 145 189
Moos, F., Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika. A 25
Redaktion, Schiffsbau in den Vereinigten Staaten von Amerika. N 232
— Amerikanischer Kohlenexport. N 255
— Entwicklung der amerikanischen Farbwarenindustrie. N 280
— Nordamerika und der Arbeiterschutz des Friedensvertrags. N.. 424
— Die mexikanische Petroleumproduktion. N 496

4. Balkan

- Redaktion, Bevölkerungsverhältnisse Jugoslawiens. N 95

- Schrader, Fr., Das Handwerk bei den Osmanli-Türken. A 163
— Die ackerbauende Klasse in der Türkei. A 317

5. Deutschland

- Fehlinger, H., Die Gebietsverluste im Osten. A 12
— E. Decke, Das deutsche Auslandseigentum im Friedensvertrag. R 567
Guske, W., Reichswehr, Volkswehr, Einwohnerwehr. A 348
Ep., E. H. Bornemann, Das heftige Landesgesetz. R 471
Markwald, H., Kommunales Einkammersystem. A 90
Redaktion, Deutschlands Viehbestand. N 472
Vorländer, K., U. Hommerich, Deutschtum und Schiedsgerichtsbarkeit. R 228
— M. Quard, Der Geist der neuen Reichsverfassung. R 519
Wittmaack, E., Mittelstandkanal. A 497

6. Deutsch-Österreich

- Fehlinger, H., Die Aufteilung des Habsburgerreichs. A 202
Hift, J., Wiener Kindererlend. N .. 520
Redaktion, Österreich-Ungarns Menschenverlust im Kriege. N 72

7. England

- Redaktion, Englands Schiffsverluste im Kriege. N 232
— Englands Besitz an fremden Wertpapieren. N 448

8. Finnland

- Fehlinger, H., J. Dehquist, Finnland. R 476

9. Frankreich

- Cunow, H., Schulreformen der Französischen Revolution. A 341 358
Moos, F., Die Kammerwahlen und die sozialistische Partei in Frankreich. A 215
Riecke, P., Wandlungen der französischen Gewerkschaftsbewegung. A 529
— Der Streik der französischen Eisenbahner. A 609

10. Jugoslawien

- Wendel, Hermann, Dr. E. Fryda v. Kaurimsky, Jugoslawien. R ... 591

11. Rußland

- Fehlinger, H., M. Martna, Estland, die Esten u. die estnische Frage. R 181
Heichen, U., Rußland und wir. A. 545

Hurwicz, E., Die russischen Genossenschaften unt. d. Sowjet-Regime. A 467
 O. L., Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas. R 48
 Oppenheimer, H., P. Olberg, Briefe aus Sowjet-Rußland. R 119

B. Wirtschaftspolitik und -lage

1. Zur Wirtschaftsentwicklung

bf., M. Sachs, Teuerung und Geldentwertung. R..... 495
 Cunow, H., Balutaeland und planmäßige Wirtschaftsorganisation. A 377
 Ellinger, A., Arbeitslöhne und Valutasorgen. A 233
 Fehlinger, H., W. Halbfaß, Deutschland, nütze deine Wasserkraft. R 303
 — Karl v. Tspzka, Vom Geist in der Wirtschaftspolitik. R..... 616
 Fiehn, M., Zur Kritik des Taylorsystems. A 300
 Heichen, A., Wertlehre — Taylorsystem — Bolschewismus. A.... 480
 — Kapitalüberfremdung. A..... 593
 — Dr. J. Reichert, Rettung aus der Valutanot. R 612
 Lauskötter, Fr., Der Akkordlohn. A 116
 Lepère, Herbert, Politik des Unrentablen. A 574
 Löffler, H., Tarifverträge im Bergbau. A 247
 Ip., A. Bopenschon, Die Geschichte der Reichsstelle für Gemüse und Obst und ihrer Arbeit im Rahmen der allgemein. Kriegswirtschaft. R 327
 Ip., A. Müller, Die Entwicklung der deutschen Zuckerindustrie, die bevorstehende Gefahr des Zusammenbruchs dieser Industrie, dessen Ursache und Verhütung. R 304
 Meydenbauer, H., Grau in grau. A 123
 — Planwirtschaftliche Pläne. A ... 406
 Osterroth, N., Profit- oder Bedarfswirtschaft. A 263
 Quessel, L., Das Problem der Akkordarbeit. A 353 382
 Redaktion, Geldvermehrung u. Geldentwertung. N 592
 Sachs, M., Löhne und Preise. A ... 449
 Staudinger, F., Organisation der Arbeiter als Produzenten. A..... 364
 — Unsere Lage — Und — ? A 569
 Steiger, E., E. Schubert, Kultur und Volkswirtschaft. R..... 140
 Wissell, R., Planmäßige Wirtschaft oder was sonst? A..... 1
 — »Positive, planvolle, zielklare Wirtschaftspolitik«. A..... 333
 Woldt, R., Zurück z. Akkordarbeit! A 57
 *** Organisationspläne des Reichswirtschaftsministeriums. A 521

2. Verstaatlichung und Sozialisierung

Dieß, Ed., Das System der »automatischen Entschädigung« bei Enteignungen u. Vergesellschaftungen A 605
 Heichen, A., Sozialisierung und Bevölkerungsproblem. A..... 16
 Ip., K. Kautsky, Die Sozialisierung der Landwirtschaft. R..... 144
 Radlof, L., Dr. Niedner, Sozialisierung der Landwirtschaft. R..... 421

3. Agrarfrage

Barth, Erwin, Unsere Ernährungs politik. A 456
 Fest, Dr., Das niedere und mittlere landwirtschaftliche Fachschulwesen in Preußen. A 287 415
 Ip., Landwirtschaftliche Zeitfragen. A..... 73 104 130
 — Reformbund der Gutsböfe, Städtische Versorgung und Gutsbetriebe. R 542
 Ip., E. Pitsch, Landwirtschaftlicher Großbetrieb oder Aufteilung? Landarbeiter oder Bauer? R... 120
 Miß, H., Praktisches z. Agrarfrage. A 556
 Pögel, W., Siedlung. A 305
 Quessel, L., Das Ende der Lohnarbeit in der Landwirtschaft. A ... 401 430

C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz

1. Allgemeines

Gräf, Ed., Mehr Kinderschutz! A .. 250
 — Gegen die Betriebskrankenkassen. A 563
 Guske, W., Zur Reform des Beamtenrechts. A 320
 — Das Streikrecht der Beamten. A 506
 Hue, O., Lohn- und Arbeitsverhältnisse im Bergbau. A..... 473
 Klees, Fr., Der Um- und Ausbau unserer Sozialversicherung. A... 113
 Ip., H. Kranold, Was bringt die sozialistische Republik dem Landarbeiter? R 277
 Müller, H., Soll die Angestelltenversicherung bestehen bleiben? A 462 491
 Ostreich, P., J. Düch, Die Berufseignung der Kanzleiangestellten. R 447
 — O. Lipmann, Psychologische Berufsberatung. R 447
 Quarch, M., Der Weltarbeiterschutz im Friedensvertrag. A 220 243
 Woldt, R., W. Moede, Die Experimentalpsychologie im Dienste des Wirtschaftslebens. R..... 326

2. Auswanderungswesen

Fehlinger, Hans, Auswanderungsliteratur. N 543

41000 2000

Bd. 8 280

119205

II. Geschichte und Theorie des Sozialismus

Arbeiterbewegung

1. Geschichte des Sozialismus

- Cunow, H., Saint-Simon als Geschichtstheoretiker. A. 281
 Mayer, O., Die politischen Lehrjahre des jungen Friedrich Engels in England. A. 238 268

2. Theorie des Sozialismus

- Heichen, A., Sozialismus und Ethik. A. 292 308
 Laufkötter, Fr., Recht und Gewalt im Befreiungskampfe des Proletariats. A. 156
 — Friedr. Mucke, Das Kulturideal des Sozialismus. R. 587
 Staudinger, F., L. Quessel, Der moderne Sozialismus. R. 566
 — Wilhelm, A. Wilh., Wirtschaftsdemokratie der Zukunft. R. 614
 Vorländer, K., Neue Schriften über Sozialismus und Sozialisierung. A. 68
 — Neue Schriften über Sozialismus und Verwandtes. A. 582

3. Gesellschafts- und Staatslehre

- Cunow, H., Fergusons Gesellschafts- und Staatstheorie. A. 598
 Fehlinger, H., Die Demokratien des Auslandes. R. 182
 Hurwicz, E., Franz v. Liszt und die soziologische Strafrechtsschule. A. 79
 Vorländer, K., W. v. Humboldt, Denkschrift über die deutsche Verfassung (1813). R. 228
 — Hume, Von den ersten Grundsätzen der Regierung. R. 228

4. Sozialistische Arbeiterbewegung

- en., Ph. Scheidemann, Zwischen den Befechten. R. 351
 L. L., August Winnig, Fräbrot. Die Schulzeit des Maurergesellen. R. 325

5. Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung

- sp., Fr. Behrens, Gewerkschaftliche Selbsthilfe der Landarbeiter. R. 255
 Riebke, P., Wandlungen der franz. Gewerkschaftsbewegung. A. 529
 Wischmann, O., Reichsknappschaffsgesetz und Reichsknappschaffsverein. A. 394

6. Räteystem

- Fehlinger, H., Die Parteien und das Räteystem. R. 231
 K. L., Räteregierung und »Regierung von Räten«. A. 152
 Laufkötter, Fr., Vom Arbeiteraus- schuß zum Betriebsrat. A. 126

- Meier, Th., Die Betriebsräte. A. . . 536
 Müller, H., Das Betriebsrätegesetz. A. 425
 Strauß, K., Räteiktatur und kommunistisches Manifest. A. 21
 Woldt, K., Betriebsräteschulen. A. 226

7. Jugendpflege

- Berger, Dr., Jugendwohlfahrt und Wohlfahrt. A. 138
 en., Jungvolk für das Jahr 1920. R. 374

8. Schulreform

- Bournot, D., Lehrerbildung und Sozialdemokratie. A. 257
 — Reichsschulreform und Reichsfinanzen. A. 419
 — Zur Schul- und Bildungsreform. A. 561
 Cunow, H., Schulreformen der Französischen Revolution. A. 341 358
 Fests, Dr., Das niedere und mittlere landwirtschaftliche Fachschulwesen in Preußen. A. 287 415
 Hädicke, G., Zum Aufbau der Arbeitsschule. A. 287
 Kraft, H., Schülereärten. A. 23
 Ostreich, P., Eine Parteischulkonferenz. A. 110
 — J. Lews, Deutsche Erziehung in Haus und Schule. R. 180
 Quark, Mag., Schulkämpfe u. -kompromisse im deutschen Verfassungswerk. A. 6 30 61
 Schmidt, Th., Arbeiterbildungsschule und Volkshochschule. A. 273
 Vorländer, K., A. Buchenau, Die Einheitschule. R. 254
 — H. Schulz, Die Schulreform der Sozialdemokratie. R. 373
 Witte, Erich, Der Entwurf zum ersten Reichsschulgesetz. A. 579

III. Literatur, Philosophie, Kunst und Bildungswesen

1. Literatur

- Alk., D. A. Ellissen, Telemach und Naufikaa. R. 231
 Altmaier, J., E. Hahnwald, Der Mahlgang. R. 143
 Bloß, Wilh., Die Dichterin der freien Liebe. A. 172
 Brenke, Else, Theodor Storms Heimat- und politische Lyrik. A. . . 483
 Cunow, H., Edgar Steiger †. A. . . 121
 Diederich, Fr., Uda Negri. A. 435
 Drahn, E., Julius Vob, Die deutsche Revolutionslyrik. R. 48
 Dr. J. H., H. Cloeter, Die ferne Weige. R. 400
 E. H., R. Jacques, Landmann Hal. R. 376
 — Die neue Reihe. R. 397
 — Das Buch der Tosen. R. 589
 Hahnwald, E., A. Zickler, Im Tollhaufe. R. 323

Hift, J., O. J. von Bruggen, Das Reich Gottes in Sibirien. R. . . . 183
 — O. Duhamel, Lebend. Märtyrer. R. 231
 — D. Lecher, Der Abgeordnete. R. 253
 — Jos. Schneider, Kaiser Franz Joseph I. und sein Hof. R. 277
 — J. Kreuz, die große Phraße. R. . 304
 — — Der vereitelte Weltuntergang. R. 423
 — O. Baum, Die verwandelte Welt. R. 588
 Kliche, J., W. v. Molo, Luise. R. . . 47
 — Ein Gestalter deutschen Volkstums (Alfred Bock). A. 205
 — L. Thoma, Erinnerungen. R. . . . 398
 — A. Berend, Der Glückspilz. R. . . 400
 — — Einfache Herzen. R. 400
 — Neue Revolutionsliteratur. A. . . 541
 l., R. Friedenthal, Tanz und Tod. R. 424
 En., Max Barthel, Utopia. R. 590
 In., Joh. Ferch, Der gestürzte Moloch. R. 182
 — P. Dunsen, Das Brausen des Blutes. R. 208
 Lessen, L., Ein fünfzigjähriger Arbeiterdichter (Ernst Preczang). A. 370
 — Richard Wehmel und die deutschen Arbeiter. A. 510
 n., M. Pulver, Zwischenpiele. R. . . 183
 Steiger, C., Herbert Moos, Der Bürger. R. 44
 — H. Weilemann, Der Bestreiter. R. 45
 — H. Schacht, Indische Erzählungen. R. 46
 — M. Roehl, Das Attentat und andere Novellen. R. 46
 — P. L. Schweiger, Das Signal. R. 139
 — Peter Altenberg, Mein Lebensabend. R. 141
 — H. Heimann, Typ. R. 141
 — H. Frank, Das Pentagramm der Liebe. R. 142

2. Philosophie

Cunow, H., Saint-Simon als Geschichtstheoretiker. A. 281
 Schmidt, F. J., Aus dem Reiche der Philosophie. A. 551
 Staudinger, F., K. Vorländer, Kants Weltanschauung aus seinen Werken. R. 519
 Vorländer, K., H. Pesch, Ethik und Volkswirtschaft. R. 228
 — R. Jahnske, Von der Menschenart und Unart. R. 252
 — J. M. Verweyen, Naturphilosophie. R. 447
 — K. P. Haffe, Der kommunistische Gedanke in der Philosophie. R. 613
 — Karl Gebhardt, Der demokratische Gedanke. R. 613

3. Kunst, Theater, Bildungswesen

Brunck, Konst., Besteuerung der Ausbeutung alter Kunst. A. 93
 Frank, Jos., Der Film von heute. A. 40

Schikowski, J., Futurismus und Aktivismus. A. 86
 — Das Schicksal des Berliner Schlosses. A. 168
 — Die Mannheimer Kunstbewegung (Else Biram, Die Industriestadt als Boden neuer Kunstentwicklung). A. 296
 — Künstler und Handwerker. A. . . 411
 — W. R. Valentiner, Zeiten der Kunst und der Religion. R. 471
 Schult, J., Zum Bildungswesen unserer Partei. A. 135
 Vorländer, K., R. Lüdicke, Die preußischen Kultusminister und ihre Beamten. R. 469
 — E. Müsebeck, Das preußische Kultusministerium vor hundert Jahren. R. 469

IV. Geschichte, Länder- und Völkerkunde

Fehlinger, H., Neue politische Landkarten. R. 279
 — E. Rib, Militärgeographische Beschreibung von Rumänien. R. . . 616
 Sommer, W., Ludo Hartmann, Weltgeschichte in gemeinverständlich Darstellung. R. 352
 Vorländer, K., R. Woschan, Der Streit um die Freiheit der Meere im Zeitalter des Hugo Grotius. R. 228
 — Grotius, Hugo, Von der Freiheit des Meeres. R. 228

V. Naturwissenschaften, Gesundheitswesen und Technik

Dr. B., Prof. Dr. K. Baisch, Gesundheitslehre für Frauen. R. 24
 — Prof. Dr. Loehlein, Die krankheitserregenden Bakterien. R. 120
 Beyer, Alf., H. Fehlinger, Rassenhygiene. R. 590
 Fehlinger, H., Wepl's Handbuch der Hygiene. R. 423
 — Wasserkraftnutzung. A. 516
 Gräf, Ed., Reform des Medizinalwesens in Preußen. A. 393
 — Neugestaltung des Hebammenwesens. A. 539
 Hift, J., Wiener Kinderelend. N. . 520
 L. L., W. Bürgel, Vom Arbeiter zum Astronomen. R. 375
 Moeglich, U., Tabellenstatistik oder angewandte Bevölkerungspolitik? A. 443
 Redaktion, Das Eisenbahnnetz der Erde. N. 72
 Vorländer, K., E. v. Uster, Einführung in die Psychologie. R. 423

Autoren-Verzeichnis

1. Artikel

<p>Barth, E., Unsere Ernährungspolitik 456</p> <p>Berger, Dr., Jugendwohlfahrt und Wohlfahrt..... 138</p> <p>Beyer, A., Hungerblockade und Radikalismus..... 196</p> <p>Blos, Wilh., Die Dichterin der freien Liebe..... 172</p> <p>Bournot, D., Lehrerbildung und Sozialdemokratie..... 257</p> <p>— Reichsschulreform und Reichsfinanzen..... 419</p> <p>— Zur Schul- und Bildungsreform. 561</p> <p>Brenke, Effe, Theodor Storms Heimats- und politische Lyrik..... 483</p> <p>Bruck, Konst., Besteuerung der Ausbeutung alter Kunst..... 93</p> <p>Cunow, H., Weg m. d. Illusionspolitik 97</p> <p>— Edgar Steiger †..... 121</p> <p>— Der amerikanisch-englische Wirtschaftskampf nach dem Kriege 145 189</p> <p>— Saint-Simon als Geschichtstheoretiker..... 281</p> <p>— Schulreformen der Französischen Revolution..... 341 358</p> <p>— Valutaelend u. planmäßige Wirtschaftsorganisation..... 377</p> <p>— Fergusons Gesellschafts-u. Staatstheorie..... 598</p> <p>Diederich, Fr., Uda Regri..... 435</p> <p>Dieß, Ed., Das System der »automatischen Entschädigung« bei Entlegnungen und Vergesellschaftungen 605</p> <p>Ellinger, A., Deutschland und der Wiederaufbau Nordfrankreichs.. 49</p> <p>— Arbeitslöhne und Valutasorgen.. 233</p> <p>Fehlinger, H., Die Gebietsverluste im Osten..... 12</p> <p>— Aufteilung des Habsburgerreichs 202</p> <p>— Wasserkraftnutzung..... 516</p> <p>Fest, Dr., Das niedere u. mittlere landwirtschaftliche Fachschulwesen in Preußen..... 387 415</p> <p>Fiehn, M., Zur Kritik des Taylorsystems..... 300</p> <p>Frank, Jos., Der Film von heute.. 40</p> <p>Gräf, Ed., Mehr Kinderschutz!.... 250</p> <p>— Reform des Medizinalwesens in Preußen..... 293</p> <p>— Neugestaltung des Hebammenwesens..... 539</p> <p>— Gegen die Betriebskrankenkassen 563</p> <p>Guske, W., Zur Reform des Beamtenrechts..... 320</p> <p>— Reichswehr, Volkswehr, Einwohnerwehr..... 348</p> <p>— Das Streikrecht der Beamten... 506</p> <p>Häbicke, G., Zum Aufbau der Arbeitsschule..... 287</p> <p>Heichen, A., Sozialisierung und Bevölkerungsproblem..... 16</p>	<p>Heichen, A., Sozialismus u. Ethik 292 308</p> <p>— Das Problem der Minderheitsregierung..... 329</p> <p>— Wertlehre — Taylorsystem — Volkswirtschaft..... 480</p> <p>— Rußland und wir..... 545</p> <p>— Kapitalüberfremdung..... 593</p> <p>Hue, Otto, Lohn- und Arbeitsverhältnisse im Bergbau..... 473</p> <p>Hurwicz, E., Franz v. Liszt und die soziologische Strafrechtsschule... 79</p> <p>— Die russischen Genossenschaften unter dem Sowjet-Regime.... 467</p> <p>K. L., Räteregierung und »Regierung von Räten«..... 152</p> <p>Kleeis, Fr., Der Um- und Ausbau unserer Sozialversicherung..... 113</p> <p>Kliche, J., Ein Gestalter deutschen Volkstums (Alfred Bock)..... 205</p> <p>— Neue Revolutionsliteratur..... 541</p> <p>Kraft, H., Schülergärten..... 23</p> <p>Lauhkötter, Fr., Der Akkordlohn.. 116</p> <p>— Vom Arbeiterausfluß zum Betriebsrat..... 126</p> <p>— Recht und Gewalt im Befreiungskampfe des Proletariats..... 156</p> <p>Lepère, H., Politik des Unrentablen 574</p> <p>Lessen, L., Ein fünfzigjähriger Arbeiterdichter (Ernst Preczang)... 370</p> <p>— Richard Dehmel und die deutschen Arbeiter..... 510</p> <p>Löffler, H., Tarifverträge im Bergbau 247</p> <p>Lohmann, R., Über den Parteien.. 185</p> <p>Lp., Landwirtschaftliche Zeifragen 73 104 130</p> <p>Markwald, H., Kommunales Einkammersystem?..... 90</p> <p>Mayer, G., Die politischen Lehrlahre des jungen Friedrich Engels in England..... 238 268</p> <p>Meier, Th., Die Betriebsräte.... 536</p> <p>Mendenbauer, H., Frau in grau.. 123</p> <p>— Planwirtschaftliche Pläne..... 406</p> <p>Miß, K., Praktisches zur Agrarfrage 557</p> <p>Moeglich, A., Tabellenstatistik oder angewandte Bevölkerungspolitik? 443</p> <p>Moos, F., Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika.. 25</p> <p>— Die Kammerwahlen und die sozialistische Partei in Frankreich... 215</p> <p>— Zur Reform des diplomatischen und des Konsulardienstes..... 313</p> <p>Müller, Herm. (Berlin), Das Betriebsrätegesetz..... 425</p> <p>— Soll die Angestelltenversicherung bestehen bleiben?..... 462 491</p> <p>Osterroth, N., Profit- oder Bedarfswirtschaft..... 263</p> <p>Oestreich, P., Eine Parteischulkonferenz..... 110</p> <p>Päffel, W., Siedlung..... 305</p>
--	---

Quarc, M., Schulkämpfe und -kompromisse im deutschen Verfassungswerk.....	6 30	61	Baum, Oskar, Die verwandelte Welt (Irma Hift).....	588
— Der Weltarbeiterschuß im Friedensvertrag.....	220	243	Behrens, Fr., Gewerkschaftliche Selbsthilfe der Landarbeiter (Ip.)	255
Quessel, L., Das Problem der Akkordarbeit.....	353	382	Berend, A., Der Glückspilz (J. Kliche)	400
— Das Ende der Lohnarbeit in der Landwirtschaft.....	401	430	— Einfache Herzen (J. Kliche).....	400
Riebkke, P., Wandlungen der französischen Gewerkschaftsbewegung	529		Bornemann, E. H., Das heftige Landesgesetz (Ep.).....	471
— Der Streik d. französl. Eisenbahner	609		Boschan, R., Der Streit um die Freiheit der Meere im Zeitalter des Hugo Groffius (K. Vorländer)....	228
Sachs, M., Löhne und Preise.....	449		Bovenschen, A., Die Geschichte der Reichsstelle für Gemüse und Obst und ihrer Arbeit im Rahmen der allgemeinen Kriegswirtschaft (Ep.)	327
Schikowski, J., Futurismus und Aktivismus.....	86		Bruggen, O. J. van, Das Reich Gottes in Sibirien (J. Hift).....	183
— Das Schicksal d. Berliner Schlosses	168		Buchenau, A., Die Einheitschule (K. Vorländer).....	254
— Die Mannheimer Kunstbewegung	296		Bürger, Br., Vom Arbeiter zum Astronomen (L. L.).....	375
— Künstler und Handwerker.....	411		Cloeter, H., Die ferne Geige (J. Hift)	400
Schmidt, J. F., Aus dem Reiche der Philosophie.....	551		Das Buch der Toten (E. H.).....	589
Schmidt, Th., Arbeiterbildungsschule und Volkshochschule.....	273		Decke, E., Das deutsche Auslandseigentum (H. Fehlinger).....	567
Schrader, Fr., Das Handwerk bei den Osmanli-Türken.....	163		Die Demokratien des Auslandes (H. Fehlinger).....	182
— Die ackerbauende Klasse in der Türkei.....	317		Die Parteien und das Räteystem (H. Fehlinger).....	231
Schult, J., Zum Bildungswesen unserer Partei.....	135		Dick, Joh., Die Berufseignung der Kanzleiangestellten (P. Vestreich)	447
Staudinger, F., Organisation der Arbeiter als Produzenten.....	364		Duhamel, O., Leben der Märtyrer (J. Hift).....	231
— Unsere Lage — Und — ?.....	569		Dupfen, P., Das Brausen des Blutes (In.).....	208
Strauß, K., Räteiktatur und kommunistisches Manifest.....	21		Elliffen, O. A., Telemach und Nauisika (Alk.).....	231
Vorländer, K., Neue Schriften über Sozialismus und Sozialisierung.	68		Fehlinger, Hans, Rassenhygiene (Alf. Beyer).....	590
— Neue Schriften über Sozialismus und Verwandtes.....	582		Ferch, Joh., Der gestürzte Moloch (In.)	182
Wiffell, K., Planmäßige Wirtschaft oder was sonst?.....	1		Frank, H., Das Pentagramm der Liebe (E. Steiger).....	142
— »Positive, planvolle, zielklare Wirtschaftspolitik«.....	333		Friedenthal, K., Tanz und Tod (I.)	424
Wihmann, G., Reichsknappschafsgesetz u. Reichsknappschaftsverein	394		Gebhardt, Karl, Der demokratische Gedanke (K. Vorländer).....	613
Witte, Erich, Der Entwurf zum ersten Reichsschulgesetz.....	579		Goll, J., Der Torso (E. H.).....	397
Wittmaack, E., Der Mittelstandkanal	497		Groffius, H., Von der Freiheit des Meeres (K. Vorländer).....	228
Woldt, K., Zurück zur Akkordarbeit	57		Hahnwald, E., Der Mahlgang (J. Altmaier).....	143
— Betriebsräteschulen.....	226		Halbsaß, W., Deutschland, nufte deine Wasserkräfte (H. Fehlinger).....	303
*** Betrachtungen zu Ludendorffs »Kriegserinnerungen«.....	209		Hartmann, L., Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung (Br. Sommer).....	352
*** Organisationspläne des Reichswirtschaftsministeriums.....	521		Haffe, K. P., Der kommunistische Gedanke (K. Vorländer).....	613
			Hommerich, A., Deutschtum und Schiedsgerichtsbarkeit (K. Vorländer).....	228
			Humboldt, W. v., Denkschrift über die deutsche Verfassung (1813) (K. Vorländer).....	228
2. Rezensionen				
Altberg, P., Mein Lebensabend (E. Steiger).....	141			
Affer, E. v., Einführung in die Psychologie (K. Vorländer).....	423			
Bab, Jul., Die deutsche Revolutionslyrik (E. Drahn).....	48			
Balsch, Prof. Dr. K., Gesundheitslehre für Frauen (Dr. B.).....	24			
Barthel, Max, Utopia (Ln.).....	590			

- Hume, Von der Freiheit der Presse (K. Vorländer) 228
 — Von den ersten Grundsätzen der Regierung (K. Vorländer) 228
 Jacob, H. E., Das Geschenk der schönen Erde (E. H.) 397
 Jacques, R., Landmann Hal (E. H.) 376
 Jabnke, R., Von der Menschen Art und Unart (K. Vorländer) 252
 Jerusalem, W., Moralische Richtlinien nach d. Kriege (P. Dostreich) 94
 Jungvolk für das Jahr 1920 (en.).. 374
 Kaurimsky, Dr. E. Fryda v., Jugoslawien (H. Wendel) 591
 Kautsky, K., Die Sozialisierung der Landwirtschaft (Lp.) 144
 Kölmel, G., Erhebung (E. H.) 397
 Kranold, H., Was bringt die sozialistische Republik dem Landarbeiter? (Ip.) 277
 Kreuz, J., Die große Phrase (J. Hift) 304
 — Der vereitelte Weltuntergang (J. Hift) 423
 Lecher, D., Der Abgeordnete (J. Hift) 253
 Lipmann, D., Psychologische Berufsberatung (P. Dostreich) 447
 Loehlein, Prof. Dr., Die krankheitserregenden Bakterien (Dr. W.)... 120
 Lüdicke, R., Die preußischen Kultusminister und ihre Beamten (K. Vorländer) 469
 Martna, M., Estland, die Esten und die estnische Frage (H. Fehlinger) 181
 Moede, W., Die Experimentalpsychologie im Dienste des Wirtschaftslebens (R. Woldt) 326
 Molo, W. v., Luise (J. Kliche).... 47
 Moos, H., Der Bürger (E. Steiger). 44
 Mucke, Friedrich, Das Kulturideal des Sozialismus (F. Kaufkötter).. 587
 Müller, A., Die Entwicklung der deutschen Zuckerindustrie, die bevorstehende Gefahr des Zusammenbruchs dieser Industrie, dessen Ursachen und Verhütung (Ip.)... 304
 Müller, R., Das Inselmädchen (E. H.) 398
 Müsebeck, E., Das preußische Kultusministerium vor hundert Jahren (K. Vorländer) 469
 Neue politische Landkarten (H. Fehlinger) 279
 Niedner, Dr., Sozialisierung der Rechtspflege (L. Radlof) 421
 Nisß, E., Militäargeographische Beschreibung von Rumänien (H. Fehlinger) 616
 Oehaquist, J., Finnland (H. Fehlinger) 496
 Olberg, P., Briefe aus Sowjet-Rußland (H. Oppenheimer) 119
 Pesch, H., Ethik und Volkswirtschaft (K. Vorländer) 228
 Pittsch, E., Landwirtschaftlicher Großbetriebe oder Aufteilung? Landarbeiter oder Bauer? (Ip.) 120
 Pulver, M., Zwischenpiele (n.) 183
 Quarc, M., Der Geist der neuen Reichsverfassung (K. Vorländer). 519
 Quessel, L., Der moderne Sozialismus (F. Staudinger) 566
 Reformbund der Gutshöfe, Städtische Versorgung u. Gutsbetriebe (Lp.) 542
 Reichert, Dr. J., Rettung aus der Valutanot (A. Heichen) 612
 Reimann, H., Lull (E. Steiger).... 141
 Roehl, M., Das Attentat und andere Novellen (E. Steiger) 46
 Sachß, M., Feuerung und Geldentwertung (Bf.) 495
 Schacht, H., Indische Erzählungen (E. Steiger) 46
 Scheidemann, Ph., Zwischen den Gefechten (en.) 351
 Schneider, J., Kaiser Franz Joseph I. und sein Hof (J. Hift) 277
 Schubert, E., Kultur und Volkswirtschaft (E. Steiger) 140
 Schulz, H., Die Schulreform der Sozialdemokratie (K. Vorländer) ... 373
 Schweiger, P. L., Das Signal (E. Steiger) 139
 Spranger, E., Völkerbund u. Rechtsgedanke (K. Vorländer) 228
 Tews, J., Deutsche Erziehung in Haus und Schule (P. Dostreich) 180
 Thoma, L., Erinnerungen (J. Kliche) 398
 Tylzka, Karl v., Vom Geist in der Wirtschaftspolitik (H. Fehlinger) 616
 Valentiner, W. R., Zeiten der Kunst und der Religion (Schikowski) ... 471
 Verweyen, J. M., Naturphilosophie (K. Vorländer) 447
 Vorländer, K., Kants Weltanschauung aus seinen Werken (F. Staudinger) 519
 Walfher, A., Neue Wege deutschen Geistes (P. Dostreich) 398
 Wehberg, H., Neue Weltprobleme (K. Vorländer) 228
 Weilemann, H., Der Befreier (E. Steiger) 45
 Westrußland in seiner Bedeutung f. d. Entwicklung Mitteleuropas (O. L.) 48
 Weyß Handbuch der Hygiene (H. Fehlinger) 423
 Wilhelm, W. A., Wirtschaftsdemokratie d. Zukunft (F. Staudinger) 614
 Winnig, Aug., Frührot. Die Schulzeit des Maurergesellen (L. L.) ... 325
 Zickler, A., Im Tollhause (E. Hahnewald) 323
 Zorn, Ph., Der Völkerbund (H. Fehlinger) 446

Planmäßige Wirtschaft oder was sonst?

Von Rud. Wiffell

Wie viele unserer Volksgenossen sind sich über die Lage, in der wir uns befinden, wirklich klar geworden? Ich glaube, nur recht wenige. Sonst müßte die Erörterung über die Frage, wie wir wieder hochkommen sollen, in viel höherem Maße die Öffentlichkeit beschäftigen, als es der Fall ist. Man diskutiert gelegentlich über den Abbau der Zwangswirtschaft, schilt über den Bürokratismus der noch bestehenden Kriegsgesellschaften, lobt, namentlich in der bürgerlichen Presse, den freien Handel, der viel besser, als auf anderem Wege möglich ist, die Versorgung des deutschen Volkes sicherstellen könnte, und hofft im stillen, daß bald die schönen Zeiten von vor 1914 wiederkehren.

Die Frage, ob das überhaupt möglich ist, wird gar nicht erörtert, und wer, wie ich auf dem letzten Parteitag, sagt, daß noch auf Jahre hinaus Schmalhans bei uns Küchenmeister bleiben würde, muß sich sagen lassen, daß man damit keine Begeisterung erwecken kann. Als ob wir mit Begeisterung aus dem Elend unserer Lage herauskämen. Nur in jahrelanger, harter, schwerer Arbeit werden wir das Elend überwinden. Manch bittere Enttäuschung wird noch über uns kommen; eine Illusion nach der anderen werden wir zu Grabe tragen müssen, wenn wir nicht von vornherein der Situation klar ins Auge schauen und uns bemühen, zu verstehen, was es heißt, den Krieg verloren zu haben.

Wenn wir nicht die Dinge erfassen, wie sie sind, können wir das Elend nicht meistern. Klarheit und Wahrheit ist noch stets das Beste gewesen, und so müssen wir uns mühen, zu beiden zu kommen.

Wie ist die wirtschaftliche Lage, in der wir uns heute und auf lange Zeit hinaus befinden?

In der französischen Kammer wurde dieser Tage das Wort gesprochen, daß man von Deutschland das verlangt habe, was es nach den optimistischen Voraussetzungen zu zahlen in der Lage sei, und das seien Ziffern, die sich fast traumhaft ausnähmen. Es ist nicht das alte Deutschland, welches diese traumhaft hohen Verpflichtungen hat, nicht das Deutschland der Vorkriegszeit, nicht das Deutschland, das sich mit den Gütern der ganzen Welt vollgesogen hatte; es ist ein armes Land, das sich solchen Verpflichtungen gegenübergestellt sieht. Die Arbeit der letzten fünf Jahre hat, volkswirtschaftlich betrachtet, trotz Riesenleiß und Riesenarbeit in der Kriegszeit, keinen Mehrertrag gebracht. Und was wir aufgespeichert hatten an Waren, an Dingen, die dem Leben der Menschen dienen sollten, ist aufgebraucht bis auf den letzten Rest; der Krieg hat alle Werte verschlungen. Die Viehbestände sind auf ein bedenkliches Maß herabgesunken; das Verkehrswesen befindet sich im Zustand chronischer Erschöpfung; die Kohlenproduk-

tion nimmt ab statt zu. Wir stehen vor der Tatsache des Verlustes wichtiger Teile des deutschen Wirtschaftsgebietes. Der Verlust der Ostmark verringert die Lebensmittelbasis der städtischen Bevölkerung ganz beträchtlich und bedingt die Einfuhr weiterer Nahrungsmittelmengen, die wir mit den Produkten unseres Schaffens bezahlen müssen.

Durch die Abtretung der geforderten Gebiete gehen uns an landwirtschaftlich genutzter Fläche 25 Prozent verloren, unter Ausschluß Ostpreußens 18 Prozent. Die Erzeugung von Brotgetreide (Roggen und Weizen) betrug in diesen Gebieten 45 Prozent unserer Gesamtproduktion, unter Ausschluß Ostpreußens 35 Prozent. Beim Hafer ist der Anteil 20,5 bzw. 13 Prozent, (Die an zweiter Stelle stehenden Ziffern sind die sich unter Ausschluß Ostpreußens ergebenden.) Bei Gerste ist der Anteil 23 bzw. 18 Prozent, bei Kartoffeln 25 bzw. 20 Prozent, bei der Zuckerrüben-erzeugung 25 bzw. 19 Prozent, beim Wiesenheu 18 bzw. 12 Prozent.

Ähnlich verhält es sich mit den tierischen Produkten. Der Anteil der abzutretenden Gebiete betrug im Frieden (auch bei den landwirtschaftlichen Produkten sind die Friedensverhältnisse zugrunde gelegt, da die durch die Kriegsverhältnisse etwa bewirkten Verschiebungen statistisch noch nicht erfasst sind) an der Rindererzeugung 20 bzw. 14 Prozent, bei den Schweinen 19 bzw. 14 Prozent, bei Pferden 29 bzw. 18 Prozent.

Hinzu kommen Leistungen, die zahlenmäßig überhaupt nicht erfasst werden können, da sie auf qualitativem Gebiet liegen, wie zum Beispiel bei der Lieferung erstklassigen Zugviehs (Pferde- und Rinderzucht in Ostpreußen, Rinderzucht in der Danziger Niederung, Samenzucht in Posen und Westpreußen, Lieferungen von Saatkartoffeln, vornehmlich aus Westpreußen, in die Gebiete Westdeutschlands, Lieferung von Zuchtvieh aus den nördlichen Teilen Schlesiens).

Was die Forsten anbelangt, in denen für die Ausführungsmöglichkeiten große Werte ruhen, so sind es fast 2,5 Millionen Hektar im Werte von nahezu 10 Milliarden, die uns verlorengehen können, und auch bei günstiger Abstimmung haben wir mit dem Verlust von über 1,5 Millionen Hektar zu rechnen. Was eine solche Dezimierung unseres Forst- und damit Holzbestandes für Industrie und Verkehr, insbesondere für alle Baumöglichkeiten und für den Export bedeutet, bedarf keiner weiteren Darlegung.

Aber weiter! Durch den Verlust Elsaß-Lothringens und des luxemburgischen Wirtschaftsgebietes ist unsere Stellung auf den verschiedensten Gebieten der Industrie erheblich geschwächt. In der Vorkriegszeit lieferten Lothringen und Luxemburg von den 36 Millionen Tonnen Eisenerzen, die aus dem deutschen Zollgebiet stammten, allein 28,4 Millionen, Spanien, Schweden, Norwegen, Frankreich lieferten weitere 10 Millionen Tonnen. Wie es möglich sein soll, bei dem jetzigen Valutastand aus dem Ausland Erze einzuführen, ist mir nicht verständlich. Unserer Eisen- und Stahlindustrie sind zirka 6 bis 7 Millionen Tonnen Eisenerze verblieben. Es ist leider eine nicht abzustreichende Tatsache, wenn am 13. September in der französischen Kammer gesagt wurde, daß Frankreich nunmehr, was Minerallerze anbetrifft, der erste Produzent der Welt, und was Stahl anbelange, der zweite sein werde.

Die ganze reiche Textilindustrie in Elsaß-Lothringen geht uns verloren, die Kaliindustrie dortselbst auch. Mit dem Saarbecken und Oberpfälzen

würden wir nach der Jahresförderung von 1913 60,8 Millionen Tonnen Kohlen verlieren.

Wir müssen alle Handelsschiffe von 1600 Bruttofönnen und die Hälfte der von 1000 bis 1600 Bruttofönnen und ein Viertel der Tonnage der Fischdampfer und anderen Fischereifahrzeuge abliefern. Die aus der Handelsflotte an Frachten geflossenen Kapitalien gehen unserem Lande völlig verloren; ebenso diejenigen, die aus dem außerdeutschen Besitz geflossen sind. Das deutsche Privateigentum in all den mit uns im Kriege gestandenen Ländern geht ja in die Hand unserer Gegner über.

Auf diesem verkleinerten und verarmten Deutschland lastet das ganze Schwergewicht unserer Verpflichtungen. Was wir mit den Produkten des Schaffens in der Kriegszeit vernichteten, das müssen wir wiederherstellen, aufbauen, ersetzen. In Belgien und Nordfrankreich. Wenn die Mitteilungen der Tagespresse zutreffend sind, hat der französische Minister Loucheur in seiner Rede über Deutschlands Zahlungsfähigkeit in der französischen Kammer am 13. September gesagt, daß, wenn man von Deutschland alle Wiedergutmachungen erlangt haben werde, der deutsche Steuerzahler jährlich 875 Mark, der französische — den Markkurs mit 85 Centimes berechnet — nur 550 Mark Steuern zu zahlen habe. Nun steht aber der Markkurs auf weniger denn 40 Centimes.

Aber es sind nicht nur die Kriegsschulden den Gegnern gegenüber, die wir im einzelnen noch nicht einmal kennen, die uns so schwer belasten. Auf uns lastet auch das schwere Gewicht der Kriegsbeschädigten- und Hinterbliebenenfürsorge, der inneren Kriegsschuld und der aus dem Kriege stammenden Auslandsverschuldung. Aus dem Kriege stammt für eingeführte Waren eine Schuld von zirka 15 Milliarden Mark, berechnet nach dem Kursstand vom Januar. Ultimo Dezember galten 100 Mark 42,25 Kronen (statt 88,88 nach der Parität), heute nur zirka 19 Kronen. Heute würde also diese Schuld auf 33,5 Milliarden stehen. Nur zur Verzinsung dieser Schuld würde ein jährlicher Betrag von 1,675 Milliarden Mark erforderlich sein.

Nun steht fest, daß wir bei dem verringerten Nahrungsmittelspielraum und der gänzlichen Entblöhung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen wesentliche Mengen dieser Art aus dem Ausland werden beziehen müssen. Nach einer für die ersten zwei Friedensjahre geltenden Aufstellung nach dem Kursstand von 50 ergibt das einen Bedarf von rund 55 Milliarden. Diese Summen erhöhen sich bei dem gegenwärtigen Kursstand auf 137,5 Milliarden. Obwohl die Einfuhr nur die dringlichsten Güter umfassen sollte — nur solche sind in die Liste aufgenommen —, zeigt diese wahnsinnige Höhe des für die Einfuhr benötigten Betrags, daß an eine solche auch nicht im entferntesten zu denken ist.

Woher sollen wir überhaupt die Mittel nehmen für das nur Allerdringlichste? Lassen wir uns durch die papiernen Zahlungsmittel nicht täuschen, im Ausland haben sie kaum einen Wert; wir sehen es an der beispiellosen Tiefe unserer Valuta.

Die Mittel können nur aus unserer Arbeit fließen; es gibt keine andere Quelle. Und um sie so reichlich fließen zu lassen, wie es nur irgend angeht, müssen wir unsere Arbeit planmäßig ordnen. Es geht nicht mehr an, daß unsere Volkswirtschaft im Zeichen einer anarchischen Warenproduktion steht. Wir müssen zu einer planmäßig bewußten Organisa-

tion der gesellschaftlichen Produktion kommen. Und unsere Wirtschaft muß von den Rücksichten auf das Volkswohl getragen werden. Es dürfen in ihr nicht die individuellen Interessen, sondern es müssen die sozialen, die Allgemeininteressen ausschlaggebend sein. Wollen wir uns wieder zu einem besseren Dasein emporarbeiten, muß sich das ganze Volk vom Geiste der Unterordnung des einzelnen unter die Gesamtheit leiten lassen. Das sind andere Grundsätze, als sie für die wirtschaftliche Betätigung des Volkes während der Kriegszeit galten. Wie war es denn damals?

Es galt eine Moral mit doppeltem Boden. Man glaubte, das sittliche Prinzip für die Kriegsarbeit der Heimat nicht nötig zu haben. Im rein Militärischen freilich, da galt es. Wo es sich um Leib und Leben handelte, draußen an der Front, galt das Eintreten des einzelnen für die Gesamtheit bis zur Hingabe seines Lebens — hier war Sozialismus, hier war Pflichterfüllung, vorbehaltlose, der Grundsatz; wo es sich jedoch um Geld und Gut handelte, galt Individualismus; hier war es der Erwerbstrieb, der herrschend war. Er war die Sprungfeder für die Kriegsarbeit der Heimat. Den Krieg, der da draußen Hunderttausenden und Millionen den Tod brachte, hat man für die deutsche Industrie zu einer glänzenden geschäftlichen Konjunktur werden lassen. Die Folgen sehen wir in dem Niedergang unserer Volksmoral. Die ganze Kriegsentwicklung hat den beim Ausbruch des Krieges rein und klar auflodernden Willen des deutschen Volkes geknickt und im Volke eine auf das rein Materielle gerichtete Anschauung großgezogen, die das größte Hemmnis bildet für die Beschreitung der Wege, die wir einzuschlagen haben.

Wohin wir mit der bisherigen Wirtschaftslehre, daß der Erwerbstrieb und höchstens noch der Ehrgeiz die Triebkraft wirtschaftlicher Tätigkeit sei, gekommen sind, hat uns die ganze verfloßene Zeit gezeigt. Es ist ein Irrglaube, daß durch die Förderung der eigenen Interessen mittelbar der Gesamtheit am besten gedient werden könne. Dieser Wahn hat mit all seinen Konsequenzen zum Kriege und schließlich zum Zusammenbruch, auch unserer Volksmoral, geführt. Wenden wir uns nicht ab von dieser Lehre, kommen wir aus dem Elend unserer Zeit nicht heraus. Die Allgemeininteressen müssen für unsere ganze Wirtschaftsführung im Vordergrund stehen. Nur das über den Einzelinteressen stehende soziale Interesse darf ausschlaggebend sein. Die Wirtschaft darf nicht mehr nur ein Mittel zur eigenen Erhaltung, zum eigenen Erwerb sein, sie muß zu einer sozialen Pflicht des einzelnen gegenüber dem Ganzen werden.

Dazu hat die Gesetzgebung die Wege zu zeigen, die Grundsätze aufzustellen. Ich habe im Sozialisierungsgesetz den ersten Versuch dazu unternommen, indem ich für die persönliche Arbeit für jeden Deutschen die sittliche Pflicht aufstellte, seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamtheit erfordert. Das ist nur möglich bei einer planmäßigen Einordnung der Einzelwirtschaft in die deutsche Gemeinwirtschaft, einer Unterordnung des privatwirtschaftlichen Prinzips des einzelnen unter die Anforderungen der Gesamtwirtschaft. Unzählige Male habe ich in meinen Reden¹ betont, daß das nicht auf dem Wege polizeistaatlicher Methoden zentralen Reglementierens möglich sei, sondern nur durch einen

¹ Siehe Staatliche Wirtschaftspolitik von Rud. Wissell. Berlin 1919, Verlag Gesellschaft und Erziehung.

planmäßigen Aufbau von Selbstverwaltungskörpern der einzelnen Wirtschaftsgruppen, die, von unten herauf aus den einzelnen Betrieben und Betriebsgruppen sich aufbauend, in inniger Verbindung untereinander zu einer Verkörperung der Gesamtwirtschaft sich zusammenschließen. Diese Selbstverwaltungskörper sollen, jeder für sein Gebiet, Sachwalter der Interessen der Gesamtwirtschaft, jeder zu seinem Teil mitverantwortlich sein für das Gedeihen des Ganzen. Der Staat, der während des Krieges reglementierend vielfach in die kleinsten Vorgänge des wirtschaftlichen Produktionsprozesses eingriff, Einzelerlaubnisse für die Ein- und Ausfuhr von Waren erteilte, Einzelzuteilungen von Rohstoffen, Kohlen usw. vornahm, wird sich auf eine allgemeine Aufsicht und auf den Ausgleich von Interessengegensätzen beschränken, die nicht schon innerhalb der Selbstverwaltungskörper und zwischen ihnen ihren Ausgleich finden. An die Stelle der Wirtschaftsbureaukratie des Staates soll soweit wie möglich die Selbstverwaltung der planmäßig zusammengeschlossenen Träger des Wirtschaftslebens treten.

Eine solche Ordnung unserer Wirtschaft würde geradezu aus den Bedürfnissen des Lebens herauswachsen. Nur sie allein gibt die Grundlagen für eine Wirtschaft, wie sie dem Sozialismus vorschwebt. Sozialismus ist nichts anderes als planmäßige Ordnung aller der unsere Wirtschaft beherrschenden, sich heute im Kampfe gegeneinander befindenden Kräfte.

Eine solche Ordnung schließt nicht aus, dort, wo es möglich und zweckmäßig erscheint, einzelne Wirtschaftszweige oder auch nur Betriebe in den Besitz der Gesamtheit, sei sie nun durch das Reich, einen Staat oder eine Kommune zu übertragen. Aber sie begnügt sich nicht mit einer solchen Sozialisierung einzelner Zweige unserer Wirtschaft, sie will die gesamte Wirtschaft erfassen und nicht einzelne Gebiete weiterhin zum Tummelplatz des freien Spiels der Kräfte bleiben lassen.

Ich brauche hier wohl nur in Form einer kurzen Anmerkung zu sagen, daß mir eine Selbstverwaltung der Wirtschaft nur unter gleichberechtigter Mitwirkung der Arbeiter und auch der Konsumenten möglich zu sein scheint. In einem Lande, in dem auf politischem Gebiet vollste Demokratie herrscht, muß sie auch auf wirtschaftlichem Gebiet bestehen. Daher eine Teilnahme der Arbeiter an der Leitung ihres Wirtschaftszweigs und der ganzen deutschen Wirtschaft in ihrer höchsten Spitze, im Reichswirtschaftsamt.

Ein Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft erscheint mir nur auf diesem Wege möglich, nur bei ihm die zweckmäßigste Anspannung aller schaffenden Kräfte, die äußerste Ausnutzung aller wirtschaftlichen Güter zur Hebung der Produktivität denkbar. Und ich halte eine derartige Nationalisierung unserer Wirtschaft in den Formen der deutschen Gemeinwirtschaft auch um deswillen für unumgänglich nötig, weil das Eindringen des Auslandes in unsere Wirtschaft bei den vielen Hintertreppen, die der privatwirtschaftliche Kapitalismus für Fälle dieser Art bereitwillig offenhält, nur dann auf das unbedingt notwendige und unvermeidbare Maß beschränkt werden kann, wenn die privatrechtliche Inversion sich zugleich als ein Angriff gegen den deutschen Sozialismus darstellt und als solcher im gesamten arbeitenden Volk einmütigen Widerspruch erfährt.

Schulkämpfe und -kompromisse im deutschen Verfassungswerk

Von Max Quarch, M. d. N.

I

Schon in den Verfassungskämpfen von 1848/49 gestaltete sich das Schicksal der Bestimmungen über die deutsche Schule sehr wechselvoll. Aus der ersten Geburtsstätte, dem Verfassungsausschuß der Frankfurter Nationalversammlung, waren lediglich die beiden Grundbestimmungen hervorgegangen, daß jedem unbescholtenen Deutschen freistehe, Unterricht zu erteilen und Unterrichtsanstalten zu errichten, sowie daß Volksschule und niedere Gewerbeschule schulgeldfrei seien. Unbemittelten sollte auf allen öffentlichen Bildungsanstalten freier Unterricht erteilt werden. Sonst sollte hinsichtlich der Organisation, des Schulplans und der Aufsicht für Volksschulen den Bundesstaaten mit der Reichsverfassung nicht vorgegriffen werden. Das Verhältnis der Kirche zur Schule wurde zunächst nicht einmal gestreift.

Erst die erste Lesung im Plenum der Nationalversammlung brachte im Artikel VI und hinter seinem ersten § 152 (»Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei«) nicht bloß eine einheitliche Lösung der Aufsichtsfrage mit dem kühnen Satz: »Das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staates«, sondern zugleich auch eine scharfe Wendung gegen die Kirche als Rabenmutter der Schule mit dem Zusatz: »und ist der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben«. Unter »Geistlichkeit als solcher« ist offensichtlich gemeint gewesen, daß die Schule der Aufsicht von keinerlei Kirchenorganen oder -behörden mehr unterstehe, daß die Geistlichkeit dagegen als Lehrorgan recht wohl noch in Betracht kommen könne. Das wurde dann in den Anträgen des Verfassungsausschusses zur zweiten Lesung und in der endgültigen Form der Frankfurter Reichsverfassung noch deutlicher gemacht durch ein Einschlebsel. Dort hieß es nunmehr, das Unterrichts- und Erziehungswesen sei der Beaufsichtigung der Geistlichkeit enthoben »abgesehen vom Religionsunterricht«. Dieser blieb also Pflichtfach aller Schulen und stand auch noch unter Aufsicht der Geistlichkeit, das heißt also auch der Kirche. Im übrigen aber hatte die Kirche als Aufsichtsinstanz neben dem Staate in den Schulen nichts mehr zu schaffen. Unnützlich zu sagen, daß die Verschlechterungsversuche an der Frankfurter Reichsverfassung, die sogenannte Unionsverfassung nach den Beschlüssen des Vierkönigsbündnisses vom 26. Mai 1849 und die Änderungsvorschläge des reaktionären Erfurter Parlaments den gegen den Kircheneinfluß in der Schule gerichteten Schlußsatz glatt strichen.

In der ersten deutschen Revolution von 1848/49 ringen sich also mühsam, aber mit einem gewissen grundsätzlichen Gesamterfolg die demokratischen Bestrebungen durch, welche auf die Entthronung der Kirche in der öffentlichen Schule hinielten. Im Gegensatz dazu haben in der zweiten deutschen Revolution von 1918/19 umgekehrt die kirchlichen Mächte die Reichsverfassung dazu benutzen können, um ihren Einfluß auf Unterricht und Erziehung der Volksmassen zu befestigen. Mit welchem Augenblickserfolg im einzelnen, das soll die nachstehende Darstellung zeigen. Aber den jetzt schon sehr zweifelhaften dauernden Erfolg kann nur die weitere Entwicklung entscheiden.

In den inneramtlichen Vorberatungen des 9. bis 12. Dezember 1918 im Berliner Reichsamt des Innern wurde sich der kleine Kreis von zwölf Teilnehmern, darunter der Verfasser dieser Zeilen, darüber einig, daß das Reich das Schulwesen unter Beteiligung von Einzelstaaten und Gemeinden durch Normativbestimmungen mit der Maßgabe regeln solle, daß ein einheitlicher und unentgeltlicher Elementarunterricht vorgesehen werde. Die Frage der Konfessionalität der Volksschule sollte in der Verfassung nicht entschieden, sondern den Einzelstaaten überlassen bleiben. Der mehrheitssozialistische Teilnehmer trat mit Unterstützung des Unabhängigen, aber ohne Erfolg bei den anderen Teilnehmern, für die Dreieit ein: Weltlichkeit, Unentgeltlichkeit und Einheitlichkeit der gesamten Schulorganisation.

Der erste Entwurf einer Reichsverfassung mit Denkschrift vom 3. Januar 1919, den der damalige Staatssekretär Dr. Preuß als Ergebnis jener Vorbesprechungen veröffentlichte und den die damaligen Volksbeauftragten, auch die unabhängigen, nach Durchsicht als Privatarbeit erklärten, weil sie der Nationalversammlung nicht vorgreifen wollten, sagte jedoch in seinem § 20 nichts weiter als: »Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Der Unterricht soll allen Deutschen gleichmäßig nach Maßgabe der Befähigung zugänglich sein.« Das war weniger, als sogar die Vorbesprechungen vereinbart hatten, denn es fehlte neben der »Gleichmäßigkeit«, wie es ziemlich unglücklich statt der »Einheitlichkeit« hieß, die Unentgeltlichkeit vollständig. Im Zuständigkeitsparagraph 4 hieß es unter Ziffer 12, daß die Schule der Gesetzgebung des Reiches unterliege »im Rahmen des § 20«.

Ein weiterer handschriftlicher Entwurf aus dem Reichsamt des Innern, der vier Wochen später einer ersten Berliner Vorberatung mit Vertretern der Einzelstaaten am 25. Januar 1919 unterlag, unterstellte nunmehr im § 23 die Schule der Gesetzgebung des Reiches im Rahmen eines § 20, der, nachdem er Kunst, Wissenschaft und ihre Lehre für frei erklärt hatte, mit dem Satz schloß: »Der Aufbau des öffentlichen Schulwesens ist einheitlich und sichert die Entwicklung jedes einzelnen gemäß seiner Befähigung zum Wohle der Gesamtheit.« Hier war wenigstens die »Einheitlichkeit« der Schule richtig betont. Aber schon wurde die meiste Zeit der Vorberatung durch die Auseinandersetzungen zwischen Reich und Einzelstaaten verbraucht, so daß keine Zeit für besondere Schulberatungen in diesen Kreisen übrigblieb. Aber das Verhältnis zu Kirche und Schule waren beide Vorentwürfe ebenso stillschweigend hinweggegangen wie über die Unentgeltlichkeit. Man wollte die Auseinandersetzung auf ein späteres Reichsschulgesetz verschieben und die Verfassung nicht »belasten«, ein Verhalten, von »Klugheit« diktiert, das sich sehr bald als unhaltbar erwies. Die Stimmen, die dazu mahnten, auch hier die Reichsinitiative zeitig zu ergreifen und das Verhältnis mit starkem und großzügigem Griff zu regeln, verhallten ungehört, weil die üble Wirkung des preußischen Beispiels von Adolf Hoffmann zu warnen schien, der bekanntlich das Reformwerk mit sehr plumper Hand zu beginnen versucht hatte, und weil für die sich fortsetzenden Reibungen zwischen Reich und Einzelstaaten nicht noch mehr Stoff geschaffen werden wollte. Also Eisner und Hoffmann in ungewollter Wechselwirkung Hindernisse für eine ernsthafte und demokratische Reichsschulpolitik! So sahen die Dinge zu jener Zeit aus. . . . Sie waren nichts weniger als eine Empfehlung der Politik der weisfremden Weisförmigkeit und politischen Unbekümmertheit.

In dem ersten sozusagen amtlichen Verfassungsentwurf, der dann nach Schaffung der provisorischen Reichsgewalt in Weimar unterm 17. Februar dieses Jahres dem Staatenauschuß vom Reichsministerium des Innern zugeing, erschien die Schule zum ersten Male in den Grundrechten (2. Abschnitt der Verfassung, Artikel 31), nicht mehr unter den Zuständigkeitsbestimmungen. Es wurde folgende Regelung vorgeschlagen: »Der Unterricht in den öffentlichen Volksschulen soll unentgeltlich sein. Für die Bildung der Jugend und des ganzen Volkes soll durch öffentliche Anstalten genügend gesorgt werden. Das Schul- und Unterrichtswesen ist in allen Gliedstaaten so einzurichten, daß sich auf die Volksschulbildung der Unterricht in mittleren und höheren Bildungsanstalten aufbaut. Das öffentliche Unterrichtswesen steht unter staatlicher Aufsicht.« An diesem Wortlaut hatten die Einzelstaaten nichts auszusetzen. Der Staatenauschuß verabschiedete ihn bis auf eine Stelle unverändert, so daß er auch als Artikel 31 des Entwurfs einer Verfassung, die der Nationalversammlung unterm 21. Februar dieses Jahres zugeing, dieser vorgelegt wurde. Die Änderung war gut und notwendig; sie stellte das Unterrichtswesen überhaupt, nicht bloß das öffentliche, wie es in der Vorlage an den Staatenauschuß geheißt hatte, unter die staatliche Aufsicht. Aber daneben wurde von »öffentlichen« Volksschulen gesprochen und für diese allein Unentgeltlichkeit des Unterrichts zugesichert, als ob es auch noch »nichtöffentliche« Volksschulen geben sollte und vollends solche, die entgeltlich sein dürften. Die Unentgeltlichkeit des mittleren und höheren Unterrichts war überhaupt aufgegeben, von der Weltlichkeit gar nicht zu reden. Im dritten Satze war der Anlauf dazu genommen, die Einheitsschule sicherzustellen.

Bis hierher reichen die Vorarbeiten der Amtsstellen der ersten Revolutionszeit. Erst jetzt beginnt der Einfluß der Nationalversammlung. Man darf ruhig sagen, daß die amtlichen Vorarbeiten und ihr Ergebnis sehr kümmerliche waren, wenn man in Rechnung stellt, daß es sich um nichts Geringeres als um die Zukunft der nationalen Schule handelte. Schon in der ersten Vorbesprechung im Reichsamt des Innern war, wie hier nochmals betont sei, vom mehrheitssozialistischen Beigeordneten beantragt worden, die Weltlichkeit, Unentgeltlichkeit und die Einheitlichkeit des gesamten deutschen Schulwesens in der Verfassung festzulegen. Aber die Verfasser der ersten Entwürfe wie die Volksbeauftragten trugen dieser Anregung keinerlei Rechnung, der spätere Staatenauschuß natürlich noch viel weniger. Weder der damalige Reichsminister des Innern, ein so vorzüglicher und zuverlässiger Vertreter der Demokratie er im übrigen war, noch sein Schulreferent standen zur Schuldemokratie in irgendeinem inneren Verhältnis. Als Dr. Preuß am 24. Februar den Entwurf in der Nationalversammlung durch eine sonst meisterhafte und namentlich durch ihren Ernst und ihre Sachkunde politisch hochstehende Rede begründete, sprach er auf 16 Druckspalten in wenigen Zeilen von den Grundrechten und darin von der Schule und ihrer politischen und kulturellen Bedeutung gar nicht. . . . Erst als die Sozialdemokratie im Verfassungsausschuß der Nationalversammlung, in dem sie nunmehr elf Mitglieder besaß, ausholen konnte zu gründlicher und grundsätzlicher Schularbeit im Sinne ihrer ungehörten ersten Anregungen, die nunmehr gestützt waren durch ihre parlamentarische Stärke, erst dann begann die zweite Epoche ernsthafter Verfassungsarbeit für eine freie Schule.

Auch der Beginn dieser Arbeitsperiode wurde hinausgeschoben bis Anfang April, da die Monate März, April und Mai im wesentlichen auf die Beratung der sogenannten konstruktiven Teile der Verfassung im Ausschuß gingen und die Schulbestimmungen als Bestandteile der Grundrechte erst nach Fertigstellung jener Abschnitte an die Reihe kamen. Freilich gab es vorher bereits mancherlei Wetterleuchten in Schulfragen, das die kommenden Kämpfe anzeigte.

Sowohl die protestantische als die katholische Gruppe des Verfassungsausschusses machten nämlich den führenden sozialdemokratischen Ausschußmitgliedern Mitteilung von ihren Plänen bezüglich der Gestaltung der Grundrechtsbestimmungen über Kirche und Schule. Die protestantischen Vorschläge liefen unter den Namen Naumann-Kahl, wurden also von den Liberalen aller Richtungen formuliert und vertreten und in der Weimarer Wohnung Naumanns zuerst mit uns durchgesprochen. Die katholischen zeichnete Gröber und besprach sie mit uns. Offenbar hatten diese beiden Gruppen zeitig die Unterstützung und Mitarbeit kirchlicher Kreise für ihre Formulierungs- und Antragsarbeiten, die uns Sozialdemokraten von freigeistiger Seite zunächst ganz fehlten. Auch hatten sie sicher schon vorher Fühlung miteinander gehabt und sich einander angenähert. Das bewies der Wortlaut ihrer Vorschläge, die teilweise bereits denselben Text hatten, als sie den sozialdemokratischen Vertretern unterbreitet wurden. Und jedenfalls stand von jetzt ab fest, daß die kirchlichen Gruppen die Grundrechte der Verfassung zur Festlegung ihres Einflusses auf die Schule benützen wollten, sowie daß sie sämtliche bürgerliche Parteien dafür hinter sich hatten.

Naumann-Kahl wollten den Schulartikel des Entwurfs unverändert lassen und ihm nur irgendeinen Zusatz im Sinne des folgenden Punktes geben:

Der Religionsunterricht ist ein Unterrichtsfach der öffentlichen Schulen. Kein Kind kann gegen den Willen des Erziehungsberechtigten zur Teilnahme an dem Religionsunterricht, kein Lehrer zur Erteilung des Religionsunterrichts gezwungen werden. Die Freiheit der Kirchen und Religionsgesellschaften zur Erteilung von Religionsunterricht unterliegt keinen Beschränkungen. Die theologischen Fakultäten an den deutschen Universitäten bleiben bestehen.

Darin erschöpfte sich zunächst ihr Schulinteresse. Die katholische Gruppe unter Gröber ging weiter. Erstens wünschte sie wörtlich ähnliche Bestimmungen in die Verfassung wie Naumann-Kahl, was die oben behauptete, bereits vor der Mitteilung an die Sozialdemokratie stattgefundenen Verständigung beider Gruppen auf diese Dinge erkennen ließ. Daneben aber griffen die Katholiken in weiteren Punkten kirchlich noch gründlicher zu. Sie legten uns Ende März folgende Wünsche als neuen Artikel 31a vor:

Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach in den Schulen.

Die Leitung des Religionsunterrichts ist Sache der Religionsgesellschaften.

Kein Lehrer darf wider seine erklärte religiöse Überzeugung zur Erteilung des Religionsunterrichts oder zur Vornahme kirchlicher Verrichtungen, kein Schüler gegen die erklärte religiöse Überzeugung der Erziehungsberechtigten zum Besuch des Religionsunterrichts oder zur Teilnahme an kirchlichen Handlungen gezwungen werden.

Die theologischen Fakultäten an den Universitäten bleiben in ihrem Bestand erhalten.

Gemeinsam war den beiden Niederschriften der Kern, eine neue Verfassungsbestimmung darüber, daß Schüler und Lehrer zu keinerlei Religionsunterricht wider ihre religiöse Überzeugung gezwungen werden dürfen. Naumann-Kahl hatten den Wortlaut kürzer, Gröber ihn ausführlicher und genauer gefaßt und ihn außerdem erweitert. Für ihn war die »erklärte religiöse Überzeugung« des Lehrers und der Erziehungsberechtigten das Schulbedürftige, für die Protestanten lediglich der »Willen« dieser beiden Personengruppen. Dieser Unterschied war für die stärkere kirchliche Auffassung und Arbeit der Katholiken sehr bezeichnend. Sodann versuchte Gröber Lehrer und Schüler von vornherein auch vor der Teilnahme beziehungsweise Vornahme an und zu kirchlichen Verrichtungen beziehungsweise Handlungen zu schützen, zu denen sie etwa im Widerspruch mit ihrer Konfession gezwungen werden könnten. Naumann-Kahl wollten den Religionsunterricht nur als einfaches »Unterrichtsfach«, Gröber zum »ordentlichen Lehrfach« erklären. Aber beide waren von Anfang an darin einig, Kirche und Schule nicht reinlich zu trennen, sondern eine mehr oder weniger starke Verbindung zwischen beiden durch den offiziellen und obligatorischen Religionsunterricht aufrechtzuerhalten. Und die Demokraten haben bei diesem Geschäft willige und offene Helferdienste geleistet, was, wie es scheint, von ihren Parteifreunden im Lande und in der Presse vielfach noch heute nicht gewußt wird. Aber die Leitung des Religionsunterrichts sagten die Protestanten nichts. Die Katholiken erklärten sie als Sache der Religionsgesellschaften, aber in den öffentlichen Schulen und auf deren Kosten. Beiden Entwürfen gemeinsam war wieder der Wunsch der Erhaltung der theologischen Fakultäten an den Hochschulen.

Aber darüber hinaus wollten nun Gröber und Genossen folgende Schulbestimmungen für das kirchliche Privatschulwesen als Nachsätze zu Artikel 31 eingeschoben haben, auf deren Geltendmachung Naumann-Kahl zunächst verzichteten:

Von Privatpersonen, Vereinen und Stiftungen können Privatunterrichtsanstalten errichtet werden. Solche Anstalten zu leiten und an ihnen Unterricht zu erteilen, steht jedem frei, der seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung der zuständigen Staatsbehörde nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keinerlei Beschränkungen.

Der Besuch der Privatunterrichtsanstalten entbindet von dem Besuch der öffentlichen Volksschule, wenn die Lehrpersonen die staatlich vorgeschriebenen Prüfungen abgelegt haben, der Lehrplan der öffentlichen Volksschule zugrunde gelegt wird und der Unterricht für Kinder aller Volksschichten ohne Entgelt zugänglich ist. Solche Anstalten erhalten einen der Entlastung der öffentlichen Schule entsprechenden Zuschuß aus öffentlichen Mitteln.

Die Lehrer an öffentlichen Schulen haben die Rechte und Pflichten der Staatsbeamten.

Der Kampf um diese Forderungen der Katholiken war in der Folge zäh und langwierig. Man stritt sich jetzt vorwiegend um die Gestaltung des Privatschulwesens, wie bis dahin vorwiegend um Einheitsstaat oder Föderalismus, und beide Male kamen die organisatorischen Hauptfragen des öffentlichen Schulwesens zu kurz.

Wir Mehrheitssozialisten aus dem Verfassungsausschuß (Keil, Meerfeld und der Schreiber dieses), denen man die bürgerlichen Vorschläge mitgeteilt hatte, äußerten uns zustimmend nur zu dem Absatz, den beide Gruppen ge-

meinsam vertragen und der die Wahlfreiheit gegenüber dem Religionsunterricht für Lehrer und Schüler statuierte, nicht aber ohne zu erklären, daß wir mehr erstrebten als diese rein individuelle Wahlfreiheit, die ohnedies auf dem flachen Lande und bei unentwickelten Verhältnissen sehr fragwürdig sein werde. Wir wünschten die Pflege aller Religion, auch des Religionsunterrichts, ausschließlich den freizumachenden Religionsgesellschaften übertragen, also als konfessionellen Unterricht, wie er ja seitens der Kirchen anders nicht möglich sei, aus der Schule herausgenommen, die sich dann nur noch mit den interkonfessionellen ethischen und philosophischen Fragen sowie mit dem religionsgeschichtlichen Stoff in der Kulturgeschichte zu befassen und sie für Unterrichtszwecke zu nutzen habe. Die theologischen Fakultäten bei den Hochschulen zu belassen, habe vielleicht deshalb seinen Vorteil, weil sie dann in stetiger Verbindung mit und unter Einwirkung der Wissenschaften blieben. Ganz unannehmbar erschiene uns, die wir gegen kirchliche Privatschulen als Konkurrenzschulen für öffentliche Unterrichtsanstalten erhebliche Bedenken hätten, der Vorschlag, die Besucher solcher Privatschulen von der öffentlichen Volksschule zu entbinden, und noch unmöglicher der Gedanke, ihnen auch noch Zuschuß aus öffentlichen Mitteln zu geben. Das Privatschulwesen könne und dürfe insoweit zugelassen werden, immer aber unter starker staatlicher Aufsicht, als es Gelegenheit für Erprobung neuer Organisationen und Methoden, mithin für Versuche zur Fortbildung des Schulwesens gebe.

Die beiden bürgerlichen Gruppen blieben bei diesen nicht allzu ausgedehnten Verhandlungen auf ihrem Standpunkt im wesentlichen stehen. Es kam also nicht viel mehr dabei heraus, als daß wir allmählich die sehr wenig fortschrittlichen Schulabsichten aller bürgerlichen Gruppen, von links bis rechts, für die Verfassung kennenlernten.

Ende März formulierten im Antrag Nr. 89 der Verfassungsausschußdruckfachen die Abgeordneten Quark-Singheimer unsere Schulziele einstweilen wie folgt für die Grundrechte:

Artikel 32

Jeder Deutsche hat das Recht, am künstlerischen und geistigen Leben der Nation teilzunehmen.

Zur Sicherung dieses Rechts werden die folgenden Grundsätze aufgestellt:

1. Der Unterricht in den Volksschulen ist unentgeltlich und so einzurichten, daß sich auf die Volksschulbildung der Unterricht der mittleren und höheren Bildungsanstalten aufbaut. Unbemittelten ist auf allen öffentlichen Unterrichtsanstalten unentgeltlicher Unterricht, Lehrmittelfreiheit und während der Ausbildungszeit der notwendige Lebensunterhalt zu gewähren.

2. Für alle jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen müssen bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr Fortbildungsschulen bestehen mit unentgeltlichem Unterricht und Lernmittelfreiheit.

3. Inhalt und Geist der Verfassung sind zum Lehrfach des Volks- oder Fortbildungs-, des Mittel- und Hochschulunterrichts und in allen Zweigen des öffentlichen Prüfungswesens zum Prüfungsgegenstand zu machen.

4. Das Reich und die Länder haben Mittel für die Zwecke der allgemeinen Volksbildung bereitzustellen.

So weit unsere Vorträge. Man sieht, daß wir bemüht waren, die Aufmerksamkeit von der Spezialfrage des Religionsunterrichts wieder auf die organisatorischen Hauptfragen des nationalen Unterrichtswesens zurück-

zulenken. Daher die knappe und eindringliche Formulierung, wie sie sich unseres Erachtens für Grundrechte des Volkes schickte. In den Detailfragen sollte die Auseinandersetzung im Ausschuß das Weitere bringen, zumal ja gerade auch für die Religionsfrage in der Schule der Grad der Trennung zwischen Staat und Kirche, der vorher erreicht werden würde, entscheidend wirken mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gebietsverluste im Osten

Von Hans Fehlinger

Die neue deutsche Reichsgrenze gegen Polen beginnt an der östlich von Neustadt in Schlesien vorspringenden Nordspitze des ehemaligen Österreichisch-Schlesien und verläuft von da gegen Lorzendorf in Mittelschlesien. Der nähere Verlauf der Grenze auf dieser Strecke wird auf Grund des Ergebnisses der Volksabstimmung in Oberschlesien bestimmt, die in dem innerhalb folgender Linie liegenden Gebiet stattfindet: Von dem erwähnten Punkte bei Neustadt nordwärts zur Ostgrenze des Kreises Falkenberg bei Puschine, der Kreisgrenze entlang zur mittelschlesischen Grenze, der ober- und mittelschlesischen Grenze entlang bis zu ihrem Schnittpunkt mit der Straße Städtel-Karlruhe, von da nach Lorzendorf, zurück an die Grenze von Ober- und Mittelschlesien, dieser und hierauf der Grenze zwischen Schlesien und Posen folgend zum Treffpunkt mit der früheren deutsch-russischen Grenze, dieser und der ehemaligen deutsch-österreichischen Grenzen entlang bis unmittelbar südlich der Eisenbahnlinie Oberberg-Ratibor, dann nach Nordwesten zu einem Punkt 2 Kilometer südlich von Ratscher, der Grenze der Kreise Ratibor und Leobschütz folgend zur früheren österreichischen Grenze und ihr entlang zum Ausgangspunkt bei Neustadt in Oberschlesien.

Der südliche Teil des Kreises Ratibor fällt sofort an die Republik Böhmen. Für den Fall, daß infolge der deutsch-polnischen Grenzfestsetzung ein Teil des Kreises Leobschütz seinen Zusammenhang mit dem Deutschen Reich verliert, fällt auch dieses Gebiet an Böhmen. Es liegt jenseits einer Linie, die von der bisherigen Reichsgrenze 5 Kilometer westlich von Leobschütz in südöstlicher Richtung zu dem oben angegebenen Punkt 2 Kilometer südlich von Ratscher verläuft. Das an Böhmen abgetretene Gebiet des Kreises Ratibor wird vorwiegend von Tschechen bewohnt, wogegen im Kreise Leobschütz die Deutschen weit überwiegen (86 Prozent); die Tschechen bilden dort nur 7,6 Prozent der Einwohner.

Die deutsch-polnische Grenze zieht von Lorzendorf in Mittelschlesien in nördlicher Richtung zum Schnittpunkt der Verwaltungsgrenze Posens mit dem Flusse Bartsch, wobei die Ortschaften Skotischau, Reichthal, Trembatschau, Kunzendorf, Schleise, Groß-Rosel, Schreibersdorf, Rippin, Fürstlich-Riesken, Pawelau, Tscheschen, Konradau, Johannisdorf, Modzenowe und Bogdaj an Polen fallen. Hierauf folgt die Reichsgrenze der Grenze Posens bis zu ihrem Schnittpunkt mit der Eisenbahnlinie Rawitsch-Herrnstadt, von wo sie zum Schnittpunkt der Straße Reifen-Tschirnau über mittelschlesisches Gebiet geht, so daß die Eisenbahnlinie Lissa-Rawitsch ganz polnisch wird. Dann verläuft die Reichsgrenze folgendermaßen: Die

polnisch-schlesische Grenze bis zur Ostgrenze des Kreises Fraunstadt (der zum größten Teil deutsch bleibt), nach Nordwesten zwischen Kopniß und Unruhstadt hindurch, zum Nordende des Chlopsees und zum Treffpunkt der Kreisgrenzen von Schwerin, Birnbaum und Mezeriß, der Kreisgrenze von Schwerin und Birnbaum und weiterhin der Nordgrenze Posens entlang bis zur Neße, von dort dem Lauf der Neße stromaufwärts bis zu ihrem Zusammenfluß mit der Küddow, dem Lauf der Küddow aufwärts bis etwa 6 Kilometer südöstlich von Schneidemühl, östlich der Eisenbahnstrecke Schneidemühl-Koniß zur Grenze von Posen und Westpreußen, dieser entlang bis zu der etwa 15 Kilometer östlich von Flatow vorspringenden Spitze, nach Nordosten bis zum Treffpunkt des Flusses Kamonika mit der Südgrenze des Kreises Koniß, etwa 3 Kilometer nordöstlich von Gurnau, hierauf nach Norden längs der Kreisgrenze Koniß-Schlauchau bis zu ihrem Schnittpunkt mit dem Flusse Brahe, dann nach Nordosten bis zu einem Punkt an der Grenze Pommerns, 15 Kilometer östlich von Rummelsburg (unweit Briesen, das auf polnischer Seite liegt), weiter die Grenze Pommerns bis zum Flusse Rheda, zur Piaßniß ungefähr $1\frac{1}{2}$ Kilometer nordwestlich von Warschkau, schließlich der Piaßniß entlang bis zu ihrer Mündung in die Ostsee.

Die Grenze Ostpreußens, das seinen räumlichen Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland verloren hat, verläuft von der Ostsee über die Frische Nehrung bei Pröbbernau zur östlichen Mündung der Rogat, dieser entlang bis zu dem Punkte, wo sie die Weichsel verläßt, der Hauptfahrinne der Weichsel aufwärts, dann längs der Südgrenze der Kreise Marienwerder und Rosenberg und der West- und Südgrenze des Kreises Osterode bis zum Fluß Skottau, dessen Lauf abwärts und den der Neide aufwärts bis zu einem Punkt ungefähr 5 Kilometer westlich Bialuffen nächst der alten russischen Grenze, hernach ostwärts zu dieser Grenze und ihr entlang bis zum Memelstrom, diesem abwärts und schließlich längs des Skierwietharnes des Deltas zum Kurischen Haff und über die Kurische Nehrung an der Kreisgrenze.

Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zu Deutschland oder zu Polen findet statt in den Kreisen Stuhm und Rosenberg, den östlich der Rogat liegenden Teilen des Kreises Marienburg und den östlich der Weichsel liegenden Teilen des Kreises Marienwerder, ferner in Ostpreußen in allen Kreisen des Regierungsbezirks Allenstein und im Kreise Olesko des Regierungsbezirks Gumbinnen. Je nach dem Ergebnis der Abstimmung kann dieses ganze Gebiet oder ein Teil desselben von den verbündeten Ententemächten an Polen übertragen werden. Außer auf das Abstimmungsergebnis ist dabei auch auf die geographische Lage der einzelnen Orte und ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen.

Der nördlich des Memelstroms liegende Zipfel Ostpreußens ist vorläufig an die verbündeten Ententemächte übertragen worden. Er soll später an Litauen fallen, weil der Memeler Hafen dieses Landes einziger Ausgang zum Meer ist. Nach den deutschen Gegenvorschlägen zu den Friedensbedingungen lebten hier im Jahre 1910 68000 Deutsche und 54000 Litauer. Außerhalb Memels ergibt sich allerdings eine litauische Mehrheit. Die ostpreußische Grenze bestand hier seit dem Jahre 1422 unverändert.

Im Regierungsbezirk Allenstein ergab die Volkszählung von 1910 eine Gesamtbevölkerung von 543 500, wovon 274 300 Deutsche waren (50,4 Prozent); außerdem wurden gezählt 73 200 Polen (13,5 Prozent), 175 000 Masuren (32,2 Prozent) und 19 500 Zweisprachige. In den Kreisen Allenstein-Stadt und -Land zusammen bilden die Deutschen und Zweisprachigen 60,7 Prozent der Bevölkerung, im Kreise Rößel 86,9 Prozent, im Kreise Löben 68,3 Prozent, im Kreise Osterode 60,9 Prozent und in den Kreisen Sensburg und Lyck je 53,4 Prozent. Im Kreise Olesko waren von 38 900 Einwohnern 27 300 oder 70,2 Prozent deutsch; zweisprachig waren rund 10 000 Personen. Es ist nicht anzunehmen, daß sich größere Teile Ostpreußens zugunsten Polens entscheiden werden.

In Westpreußen hatte der Kreis Rosenberg im Jahre 1910 54 600 Einwohner, wovon 50 200 Deutsche und fast 900 Zweisprachige waren (zusammen 93,6 Prozent); im Kreise Stuhm waren von 36 500 Einwohnern 20 900 Deutsche (57,3 Prozent); im Kreise Marienwerder gab es unter 68 400 Einwohnern 42 500 Deutsche und 800 Zweisprachige (zusammen 63,2 Prozent).

Fast ganz deutsch (zu 97 Prozent) ist der Kreis Marienburg, dessen größerer Teil im Westen des Nogatstromes der Stadt Danzig zugeteilt wurde, die in bezug auf innere Verwaltung selbständig, in bezug auf Zölle, Verkehr und äußere Vertretung aber mit Polen verbunden sein soll. Das Danziger Gebiet umfaßt überdies das westlich der Nogat liegende Stück des Kreises Elbing, die Danziger Niederung und Danziger Höhe, Danzig-Stadt und Stücke der Kreise Dirschau, Berent, Kartaus und Neustadt. Von mehr als einer Dreihundertmillion Einwohnern sind nicht ganz 20 000 Slawen.

In den Polen zugeteilten Gebieten Westpreußens sind von rund 1 015 000 Einwohnern etwa 514 000 Deutsche und Zweisprachige. In den nicht an Polen fallenden Gebieten (einschließlich der Stadt Danzig) sind von rund 700 000 Einwohnern über 600 000 Deutsche und Zweisprachige.

In Posen wurden im Jahre 1910 818 000 Deutsche gezählt, einschließlich der nicht ganz 12 000 Zweisprachigen; davon leben in den Polen zugewiesenen Gebieten mehr als 700 000.

Mit den abgetretenen Teilen dieser beiden Provinzen und eines Teiles vom Kreise Neidenburg würden ungefähr 1 230 000 Deutsche und Zweisprachige an Polen fallen; die letzteren sind hierunter nur schwach vertreten. Im west- und ostpreussischen Abstimmungsgebiet lebten 1910 etwa 415 000 Deutsche, im oberschlesischen Abstimmungsgebiet rund 770 000. Bei einem ungünstigen Ausfall der Abstimmungen in diesen Gebieten würde Polen noch einen Zuwachs von weiteren 1 185 000 deutschen Einwohnern erhalten. Zusammen mit rund einer Million Deutschen in den früher russischen und österreichischen Gebieten gäbe es in diesem Fall in Polen etwa 3,4 Millionen Deutsche, ungefähr gleich viele wie in der Republik Böhmen.

Die Angliederung Posens und Westpreußens an Polen wird im Ultimatum der Verbündeten vom 16. Juni 1919 weniger mit den nationalen Verhältnissen und den Wünschen der Bevölkerung dieser Länder begründet als mit historischen Rechten Polens und mit der politischen Macht. Es heißt in dem Dokument unter anderem, die Verbündeten hätten bei Festlegung der deutsch-polnischen Grenze auf geschichtlichen Rechten begründete Ansprüche

unbeachtet gelassen: »Weil sie auch den Anschein der Ungerechtigkeit vermeiden wollten. Sie haben Deutschland die westlichen Gebiete überlassen, die an das deutsche Territorium angrenzen und in denen in unbestreitbarer Weise das deutsche Element überwiegt. Außerhalb dieser Grenze bestehen allerdings gewisse oft weit von der deutschen Grenze entfernte Zonen, wie zum Beispiel Bromberg, wo die Deutschen in der Mehrzahl sind. Es wäre unmöglich, eine Grenze zu ziehen, die die umgebenden rein polnischen Gebiete zu Polen schlug und diese Zonen Deutschland überließe. Die eine oder andere Partei muß zu Opfern bereit sein. Wird dieses Prinzip anerkannt, so ist kein Zweifel darüber möglich, welcher Partei ein Vorzugsrecht zuzubilligen ist. So zahlreich die Deutschen in diesen Gebieten sein mögen, die Zahl der beteiligten Polen ist größer. Diese Gebiete Deutschland überlassen, hieße die Majorität der Minorität opfern.«

Weiter wird gesagt, die Ausbreitung des Deutschtums in den bei den Teilungen Polens an Preußen gefallenen Ländern sei vornehmlich durch Mittel der Gewalt erfolgt, die selbst in Deutschland Proteste hervorgerufen haben: »Wollte man zugeben, daß eine Politik dieser Art dauernde Rechte auf ein Land beschaffen könne, so hieße das die flagrantesten Handlungen von Ungerechtigkeit und Unterdrückung ermutigen und belohnen.« Man kann gespannter Erwartung darauf sein, welche Behandlung die deutschen Minderheiten in Polen erfahren werden!

Es wäre leicht möglich gewesen, den größeren Teil der westpreussischen und posenschen Deutschen bei Deutschland zu lassen, wenn sich die Verbündeten nicht verpflichtet hätten, dem neuen Polen einen Ausgang an das Meer zu verschaffen; denn »eine Brücke überwiegend deutscher Kreise zieht sich an der Nege entlang und durch das Weichseltal von der brandenburgisch-pommerschen Grenze bis nach Ostpreußen; sie wird gebildet durch die Kreise Deutsch-Krone, Filehne, Tscharnikau, Kolmar, Wirßh, Flatow, Bromberg (an den östlich noch der Kreis Thorn anschließt), Schwef, Graudenz, Marienwerder, Stuhm und Rosenberg. In allen diesen Kreisen haben die Deutschen die Majorität, und zwar in den meisten von ihnen eine sehr erhebliche.« (Weiß, Die Stellung des Deutschtums in Posen und Westpreußen, S. 14. Berlin 1919.) Im übrigen ist die Mischung der Nationalitäten außerordentlich stark. Weiß zeigt, daß im Jahre 1861, als es eine Polenpolitik noch nicht gab, die bevölkerungspolitisch hätte wirken können, in Westpreußen wie in Posen prozentual mehr Deutsche lebten als 1910. Der Rückgang des Deutschtums, der nirgends bedeutend war, fiel in die Zeit von 1861 bis 1890 und war die Folge der damaligen starken Abwanderung nach Westen und der Auswanderung nach Amerika. In demselben Zeitraum fand in Posen, namentlich im Regierungsbezirk Bromberg, eine starke Zunahme der Polen statt, die nicht anders zu erklären ist als durch eine starke Einwanderung aus Rußland. Die Polen fanden Platz und Nahrung infolge der deutschen Abwanderung und durch die gleichzeitige Intensivierung der Landwirtschaft, die zunächst auf den deutschen Gütern und Bauernwirtschaften stattfand. Seit 1890 nahmen die Polen in Westpreußen nur von 34,4 auf 34,8 Prozent zu und in Posen von 60,1 auf 61,1 Prozent. In letzter Zeit trat neben die deutsche Westwärtswanderung auch die polnische.

Sozialisierung und Bevölkerungsproblem

Von Artur Heichen

Es ist beinahe zum Gemeinplatz geworden, zu sagen, nur die Sozialisierung könne aus dem Chaos der Gegenwart herausführen, sie allein die materielle Basis unseres Volkswohlstandes verbessern helfen. Und doch ist es wie fast mit allen Gemeinplätzen — auch hier ist Wahres und Falsches durcheinandergemischt. Falsch daran ist jedenfalls der chiliaistische Wunderglaube, indem man vermeint, mit durchgeführter Sozialisierung sei das Zeitalter märchenhaft erhöhter Produktivität und damit eine bessere Zukunft angebrochen. Nun versprochen sich die älteren Sozialisten allerdings Wunderdinge vom technischen Fortschritt überhaupt, und von diesem optimistischen Fortschrittsglauben ist auch ein Splitter in unser Erfurter Programm gekommen, wo es heißt: »Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht ein riesenhaftes Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit.« Auch die reformistische Auffassung, wie sie in den Leitfragen für den theoretischen Teil eines sozialdemokratischen Parteiprogramms ihren Niederschlag findet (Bernstein, Der Revisionismus in der Sozialdemokratie), kann sich von diesem Optimismus nicht emanzipieren. Dort wird von einer »gewaltigen Steigerung des gesellschaftlichen Reichtums« gesprochen.

Gewiß ist der gesellschaftliche Reichtum »gewaltig« gestiegen, gewiß ist auch die Produktivität der menschlichen Arbeit in gewissem Sinne riesenhaft gewachsen, aber, um keine schiefe Vorstellung aufkommen zu lassen, hätte hinzugefügt werden müssen, daß nicht zugleich der individuelle Anteil am gesellschaftlichen Reichtum, und zwar der theoretisch rechnungsmäßige (um das Verteilungsproblem an dieser Stelle auszuschalten!) und die Einzelquote in gleichem Maße gestiegen sei, einfach weil die Bevölkerung in einem unerhörten Tempo hinterdrein gewachsen ist. Daß das neunzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Erfindungen und des technischen Fortschritts, gleichzeitig eine Zeit eines unerhört rapiden Bevölkerungswachstums war, ist doch kein Zufall von ungefähr, sondern es bestehen hier innere Zusammenhänge zwischen Nahrungsspielraum und Bevölkerungswachstum. Diese Tatsache, daß die materielle Lebenshaltung des einzelnen vergleichsweise viel weniger gewachsen ist als die Produktivität der menschlichen Arbeit, wird bestätigt durch die mannigfachsten wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen. Vergleicht man — soweit die Unterlagen dazu ausreichen — die Lebenshaltung des Proletariers von heute mit der des mittelalterlichen Proletariers, des städtischen Junstgesellen, so wird man staunen, wie wenig sich geändert hat, wie wenig Grund dazu vorliegt, stolz darauf zu sein, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Insbesondere der Ernährungsstandard — wir denken dabei natürlich immer an die normalen Zeiten von vor dem Kriege! — scheint sich im Durchschnitt nicht viel gebessert zu haben. Etwas anderes ist es allerdings um Bekleidung, Wohnung und die sonstigen Kulturbedürfnisse, vor allem insoweit sie technischer Art sind und durch Industrie und Massenfabrikation befriedigt werden. Hier hat allerdings eine starke Besserung stattgefunden, wobei man aber nicht vergessen darf, daß die Ernährung die Basis, der Grundfaktor alles menschlichen Lebens

ist und im Arbeiterbudget aus der Zeit vor dem Kriege zirka 50 bis 60 Prozent aller Ausgaben ausmachte.

Die Bedeutung des Bevölkerungswachstums, der Bevölkerungszahl, des Bevölkerungsproblems überhaupt rückt damit in den Vordergrund. Wenn Ad. Wagner in kritischer Beurteilung der Malthus'schen Theorie darauf aufmerksam machte, welche entscheidende Bedeutung der Bevölkerungsgröße für die individuelle Einkommens- und Vermögensverteilung zukommt, wenn er sagt, daß nur unter Berücksichtigung dieses mit Naturgewalt förmlich mechanisch sich vollziehenden Einflusses einer gegebenen (beziehungsweise angenommenen) Bevölkerungsbewegung, welche selbst wieder das Produkt wirtschaftlicher Verhältnisse, des Trieblebens und physischer Faktoren ist, sich daher das volkswirtschaftliche Produktions- und Verteilungsproblem, die Fragen von Bedarf und Auskommen, richtig behandeln lasse, so sind das Argumente, die auch wir Sozialisten nicht ohne weiteres beiseite schieben können. Die älteren Sozialisten, Marx, Engels und andere haben sich die Sache verhältnismäßig leicht gemacht. Die Koryphäen des Sozialismus sind fast durchgängig erklärte Gegner der Malthus'schen Lehre. Marx beispielsweise gibt allerdings die Geltung des Malthus'schen Gesetzes für die heutige privatrechtliche Wirtschaftsordnung zu, er leugnet aber die allgemeine Geltung. Die Tatsachen, auf die sich die Malthusianer stützen, werden zwar nicht direkt geleugnet, aber sie werden anders ausgelegt. Sie sollen das Produkt nicht von physischen und psychischen Faktoren sein, welche, obzwar schon verschieden nach Zeitaltern, Völkern und Klassen, im ganzen aber dem Menschen als solchem eigentümlich sind und zu seiner Naturanlage gehören, sondern sie sollen das Produkt von Faktoren sein, welche nur unter unserer gegebenen geschichtlichen Gestaltung der Besitz- und Erwerbsverhältnisse, nur bei unserer Rechtsordnung für die sachlichen Produktionsmittel und unserer volkswirtschaftlichen Organisation so wirken.

Nach Marx-Engels hätte man es also nur mit einer historischen Kategorie von Erscheinungen im Menschenleben zu tun. Nicht das Bevölkerungsproblem biete Schwierigkeiten für die wirtschaftliche, geistige und sittliche Hebung der Massen, sondern das Problem sei überhaupt gar keines oder löse sich wenigstens einfach, sobald die sozialistische wirtschaftliche Rechtsordnung für die sachlichen Produktionsmittel und die sozialistische wirtschaftliche Organisation für Produktion und Verteilung angenommen und durchgeführt werde. Nur auf dem Boden unserer heutigen Rechtsordnung und Organisationsform biete eine »zu rasche« oder überhaupt eine große Volkszunahme Bedenken und sei diese auch nur zu fürchten. In der sozialistischen Ordnung und Organisation würde sie gar nicht eintreten oder nur wohlätig wirken. »Proletariat« sei eine Folge unserer Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse, nicht eine Gefahr, welche das in der Bevölkerungsbewegung misspielende Triebleben an sich überall und immer missführe. Dieser letztere Satz ist zweifellos richtig — und ein Mann wie Ad. Wagner, selbst entschiedener Anhänger von Malthus, gibt diesen Punkt der sozialistischen Kritik unumwunden zu.

Allzu leicht machte es sich auch damals die manchesterlich-liberale »Bourgeoisökonomie«, alles Elend auf Erden, auch das Proletariat, für naturnotwendig und naturgesetzlich, gleichsam als im Plane der Natur liegend und damit auch alle sozialreformerischen und revolutionären Pläne

und Bewegungen für nutzlos, ja sogar schädlich und gefährlich und gegen die prästabilierte Harmonie der Dinge gerichtet zu erklären. Dem proletarischen Elend — und was für eines war das in der Zeit des Frühkapitalismus! — war damit zwar nicht geholfen, aber es war auf die angenehmste, sogar jedes feinsüßliche theologische Herz befriedigende Weise aus der Welt diskutiert.

Wenn dieser eine Punkt der Marxschen Auslegungen zutreffend ist, so gilt dies keineswegs von den anderen. Inwiefern das Bevölkerungsproblem nicht auch ein Problem der sozialistischen Ordnung sei, inwiefern Bevölkerungszahl und Bevölkerungswachstum nicht auch für diese gesellschaftliche Ordnung Gefahren involviere, sondern eher wohlfätig wirke, das haben Marx und Engels nie ernsthaft zu beweisen versucht. Mit einigen andeutenden, aber nichts beweisenden Bemerkungen über die dann so ins Ungewessene wachsende Produktivität der Arbeit und der Wirtschaft helfen sie sich über diese Lücke hinweg, die sie mit Beweisen nicht auszufüllen vermögen. Und das Irrlicht, das so klar und nüchtern denkende Köpfe wie Marx und Engels in den Sumpf der Behauptungen ohne Beweise lockte, ist nichts anderes als jener grenzenlose Optimismus, jener Fortschrittsglaube, der die Dynamik einzelner Teile der Technik, etwa die Adam Smithsche Stecknadelfabrik, im Auge hat und deren Entwicklungs- und Fortschrittsintensität extensiv auf die ganze Wirtschaft übertragen zu müssen glaubt. Er läßt ganz aus dem Auge, daß auch der technische Fortschritt nicht ins Unendliche wächst, sondern ebenfalls seine gesteckten Grenzen findet.

Auf die Epoche der umwälzenden und überstürzenden Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts folgt jetzt — wie es scheint — eine Epoche der Konsolidierung auf der Basis des Erreichten, ein Ausbau des Erreichten. Schon heute ist ein großer Teil unserer Ingenieure der Ansicht, daß einzelne Zweige der Technik so gut wie ausgebaut sind und daß namhafte Erfindungen und Fortschritte in diesen Zweigen kaum noch zu machen sind. Mit der Verlangsamung des technischen Fortschritts mindert sich selbstverständlich auch das Wachstum der Produktivität der Arbeit, des Urhebers der »gewaltigen Steigerung des gesellschaftlichen Reichtums«! Es sind also — von der Seite der Technik aus betrachtet — durchaus keine günstigen Auspizien, unter die der Sozialismus ins zwanzigste Jahrhundert mit und ohne Eroberung der politischen Macht getreten wäre, vom Debakel des Weltkriegs und seinen wirtschaftlich-technischen Rückwirkungen auf unsere Heimat an dieser Stelle ganz zu schweigen. Das Axiom von der immer wachsenden Produktivität der Arbeit kraft technischen Fortschritts, ein Axiom, für das — wie wir andeuteten — keine ernsthaften Beweise zu erbringen sind, ist dann stillschweigend zu einem anderen Axiom, fast könnte man sagen zu der ökonomisch-politischen Prophezie, erweitert worden, daß der durchgeführte Sozialismus, indem er die letzten hemmenden Schranken hinwegreißt, ganz von selbst und aus sich heraus gleichfalls eine Steigerung der Produktivität der Arbeit und der Wirtschaft ergeben werde. Gerade dieser letzte Gedanke spielt heute — wie wir eingangs schon andeuteten — in der politischen Agitation eine ungeheure Rolle; meist wird »Sozialisierung« und »Produktivität« der Arbeit oder der Wirtschaft überhaupt in einem Atemzug genannt. Die Produktivitätssteigerung, auf die eben die

älteren Sozialisten solche Hoffnung für die materielle Wohlfahrt der zukünftigen Menschheit setzten, daß sie sich den Luxus leisten konnten, das ganze Bevölkerungsproblem für eitel Lust zu erklären, würde also als Resultante durch ihre zwei Komponenten bedingt sein:

1. durch den technischen Fortschritt, durch den *Automatismus* der Technik gewissermaßen (die kühnsten Hoffnungen darauf sind übertrieben, wenn nicht gar von Grund auf verfehlt!) und

2. durch die sozialistische Organisation der Wirtschaft und der Arbeit, also — kurz gesprochen — durch die mehr oder minder frühe oder mehr oder minder restlose Durchführung des Sozialismus.

Daß es sich ad 2 um ein Axiom handelt, hatten wir schon angedeutet, und zwar um ein Axiom, für das wir Sozialisten ebensowenig einen Beweis erbringen können wie unsere Gegner, die mit ihren alten Ladenhütern von Privatinitiative usw. noch immer hausieren gehen, uns das Gegenteil, nämlich die Produktivität der freien Privatwirtschaft als Ganzes genommen (nicht etwa diesen oder jenen Einzelweig der Wirtschaft herausgegriffen!) nachweisen können. Daß solche Beweise weder von der einen noch von der anderen Seite geglückt sind, mag seinen Grund zum Teil in der mangelhaften Ausbildung der Einzelweige der Sozialwissenschaften, also vor allem der Nationalökonomie und Statistik, haben, die wohl zu leidlichen Ergebnissen auf dem Gebiet der *Rentabilitätsstatistik* gekommen ist, während auf dem Gebiet vergleichender *Produktivitätsstatistik* so gut wie nichts geschehen ist. Rentabilität aber beweist nichts für oder gegen den Sozialismus, obwohl noch in Volksversammlungen und der Presse von unseren Gegnern mit solchen Argumenten stark gearbeitet wird. Rentabilität heißt Uberschuß des Bruttoerlöses über die Produktionskosten im Vergleich zum investierten Kapital und ist aus jeder Bilanz ohne weiteres ersichtlich; anders aber ist die Fragestellung der Produktivitätsstatistik. Bei dieser ist Ausgangspunkt die menschliche Arbeit. Wieviel Arbeit ist aufgewandt, wieviel Material ist verbraucht worden und welche Ergebnisse sind erzielt worden? Wobei immer von Geldwerten zu abstrahieren, vielmehr die vergleichende Rechnung von Sachgütern und Leistungen immer in *natura* aufzumachen ist.

Solche Tatsachen lassen sich natürlich nicht aus Bilanzen ablesen, dazu ist vielmehr ein Hinabsteigen in die Niederungen der Fabrik- und Werkstättenbuchführung erforderlich, dazu aber fehlen dem Nationalökonom die privatwirtschaftlichen Kenntnisse, dem Ingenieur und Kaufmann aber die wissenschaftlich-nationalökonomische Übersicht. Das größte Hindernis der Produktivitätsstatistik aber ist die Unmöglichkeit, die einzelnen Naturaldaten auf einen Nenner zu bringen, weil eben die Geldwerksausdrücke nichts-sagend sind; diese komplexen Zahlengebilde sind wieder schwer vergleichbar, und daran scheitert die Produktivitätsstatistik, sehr zum Schaden einer sachlich-wissenschaftlichen Klärung der Fragen um den wirtschaftlichen Sozialismus. Gelegentliche Versuche sind dennoch unternommen worden, und sie sind für die Frage der größeren oder kleineren Produktivität der Arbeit unter privater oder gemeinwirtschaftlicher Organisation der Wirtschaft sehr aufschlußreich. So hat man die Produktivität bergbaulicher Betriebe an der pro Arbeiter geförderten Kohlenmenge messen wollen und hat dabei konstatieren müssen, daß kein Anzeichen für eine Überlegenheit der gemein-

wirtschaftlichen, das heißt der staatlichen Unternehmungsform oder aber der privatwirtschaftlichen vorliege.

Ein anderer Versuch ist der, von dem Dr. Leoni auf dem Vierten Deutschen Städtetag in Köln berichtete. Gegenstand der Untersuchung waren hier Elektrizitätswerke, die auf ihre größere oder geringere Produktivität in gemeinwirtschaftlicher, das heißt kommunaler, und in privater Regie untersucht worden waren. Das Ergebnis war — keines; eine namhafte Überlegenheit konnte weder auf der einen noch auf der anderen Seite nachgewiesen werden. Und gerade das weite Gebiet des Gemeindefsozialismus — ein Stück des Sozialismus, das man vor lauter »hoher« Politik ganz links liegen gelassen hatte, das sich aber schon in der Zeit vor dem Kriege kraft innerer, immanenter Notwendigkeit auf der Basis von städtischen Vertretungskörperschaften durchgesetzt hatte, die alles andere als von proletarischem Sozialismus angekränkt waren —, dieses weite Gebiet des Gemeindefsozialismus hätte, so meinen wir, sowohl denen, die die größere Produktivität auf Seite der privatwirtschaftlichen Organisation vermuteten, als auch deren Gegnern genug Gelegenheit geben müssen, für diese ihre Annahmen die entsprechenden Beweise zu bringen. Dies ist bisher nicht geschehen, und der eine unternommene Versuch zeitigte so gut wie kein entscheidendes Ergebnis — also kann man diese Einzelerfahrungen mit großer Wahrscheinlichkeit verallgemeinern und ohne weiteres annehmen, daß auch eine sozialisierte Wirtschaft im großen und ganzen keine wesentlich größere Produktivität aufweisen würde als die alte kapitalistische — Schwankungen um einige wenige Prozent sind in diesem Zusammenhang der Dinge natürlich irrelevant. Zuzugeben ist natürlich, daß eine sozialistische Planwirtschaft mit ihrer auf die Spitze getriebenen Rationalisierung der Produktion und vor allem der Güterverteilung viel unnützen Arbeits- und Kostenaufwand (faux frais!) beseitigen würde; diesem Plus stünde aber höchstwahrscheinlich ein Minus an Produktivität der Arbeit entgegen, weil die menschliche Arbeit im sozialistischen Wirtschaftssystem entschieden selbstbewußter geworden ist und sich ihr Tempo und ihre Intensität nicht mehr wie bisher einseitig vom Profitstreben des Unternehmertums diktieren läßt.

Damit wäre das Axiom ad 2 erledigt, und damit auch gehen alle hochgespannten Erwartungen, die sich daran knüpfen, in die Irre. Das Bevölkerungsproblem, eine Zeitlang durch die Fata Morgana der hemmungslosen Produktivitätssteigerung in den Hintergrund gedrängt, rückt damit wiederum in den Vordergrund des Interesses — heute schon an der in aller Munde befindlichen gemeinplätzligen Weisheit erkennbar, daß wir auf unserem deutschen Territorium 12 bis 15 Millionen Menschen »zu viel« haben. Auch wir Sozialisten haben Anlaß, uns auch theoretisch (praktisch tun wir es ja bereits) mit diesem Problem und mit allen jenen Fragen zu beschäftigen, die mit Bevölkerungszahl und Bevölkerungswachstum in unmittelbarem Zusammenhang stehen.

Die Sozialisierung einseitig als bloßes Produktionsproblem und dieses damit überhaupt als allein ausschlaggebend zu erklären, ist jedenfalls verfehlt. Beide, Produktionsproblem und Bevölkerungsproblem, stehen in engem, ursächlichem Konnex, und die Sozialisierungsfrage kann nur in diesen Erscheinungskomplex mitten hineingestellt werden, darf aber nicht willkürlich vom Bevölkerungsproblem losgelöst werden. Wohl kann die So-

zialisierung den für die deutsche Wirtschaft anscheinend zum Dauerzustand werdenden Mangel an den Gütern der wirtschaftlichen Notdurft rationieren, sie kann ihn aber nicht beseitigen. Dazu ist sie nicht imstande. Den Mangel zu rationieren, das vermag in der Übergangszeit und unter den heutigen Verhältnissen eine gute sozialistische Steuerpolitik ebensogut wie alle Sozialisierung. Wenn wir also im Verlauf der Ausführungen uns gezwungen sahen, vor überspannten Erwartungen zu warnen und der Sozialisierung selber und ihren ökonomischen Rückwirkungen keine glänzende Prognose zu stellen, so heißt das nicht, daß wir die Sozialisierung als politische Forderung fallen lassen sollen. Als ökonomisches Postulat wird sie sich allerdings nur schwer behaupten können. Deshalb ist sie mehr, als es bisher geschehen ist, als ethisches Postulat zu sündieren.

Rätediktatur und Kommunistsches Manifest

Von K. Strauß

Immer wieder wird von den Anhängern der Diktatur unser Altmelster Marx zitiert. Erst kürzlich hat Haase (in einer Rede in der Nationalversammlung) sich wieder auf Marx als den Vertreter des Diktaturgedankens berufen. Der gewöhnlich als Beweis zitierte Satz aus dem Marxschen Briefe von 1875 lautet: »Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der einen in die andere. Ihr entspricht auch eine Übergangsperiode, deren Staat nichts anderes sein kann als die revolutionäre Diktatur des Proletariats.« Kautsky hat bereits in seiner Schrift »Diktatur oder Demokratie« nachgewiesen, daß die Diktatur einer Minderheit in unlöslichem Widerspruch mit der ganzen sozialdemokratischen Bewegung und mehr noch im Widerspruch mit den Aufgaben des Sozialismus steht. Er zieht bei dieser Gelegenheit auch Marx heran und erbringt den Beweis, daß letzterer unter Diktatur des Proletariats nichts anderes als die Demokratie verstanden haben kann. So weist er darauf hin, daß Marx in der Pariser Kommune, die doch auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts gebildet worden war, die endlich entdeckte politische Form erblickt, unter der die ökonomische Befreiung der Arbeit sich vollenden kann. Ferner ruft Kautsky als Zeugen auch Engels herbei, der die demokratische Republik als die spezifische Form für die Diktatur des Proletariats bezeichnet. Lenin deutet freilich in seiner Schrift »Staat und Revolution« diesen Satz dahin um: »Die demokratische Republik ist der nächste Weg zur Diktatur des Proletariats«, und erklärt dann, im Kreise weitergehend, an einer anderen Stelle die Diktatur als die eigentliche Demokratie des Volkes bei gleichzeitiger Niederhaltung der Ausbeuter. Wer denkt hierbei nicht daran, daß auch die alten Mächte die Diktatur »im Interesse der Allgemeinheit«, »im Interesse des Volkes« auszuüben vorgaben?

Gegenüber solchen Auslegungen dürfte es sich verlohnen, die Stellung von Marx zur Frage der Diktatur aus dem Kommunistschen Manifest zu ergründen. Im Kommunistschen Manifest haben wir es bekanntlich nach dem Urteil der Linksradiakalen mit dem »echten, revolutionären Marx« zu tun. Im zweiten Teil des Manifestes heißt es nun wörtlich: »Wir sahen schon oben, daß der erste Schritt in der Arbeiterrevolution die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Er kämpfung der Demokratie ist.« Das »oben« bezieht sich auf den Satz: »Der nächste Zweck der Kommunisten ist derselbe wie der aller übrigen proletarischen Parteien: Bildung des Proletariats zur Klasse, Sturz der Bourgeoisie, Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat.« Wenn Lenin unter Berufung auf Marx und Engels als ersten Schritt die Zerschmetterung der Staatsmaschinerie

fordert, so widerspricht das nicht nur dem kommunistischen Manifest (der erste Schritt ist die Er kämpfung der Demokratie), sondern auch den Erfahrungen, die Marx und Engels aus der Geschichte der Pariser Kommune gewonnen haben: »Die Kommune hat den Beweis gebracht, daß die Arbeiterklasse nicht die fertige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen und sie für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen kann.« Eine Erfahrung, die sicherlich nicht dazu angetan ist, die Position der Diktaturfreunde zu stärken.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten: Warum bezeichnet Marx die Diktatur des Proletariats — nach den obigen Ausführungen also die Demokratie — als die staatliche Form einer politischen Übergangsperiode? Hierfür gibt es zwei Erklärungen, die beide aus dem kommunistischen Manifest abgeleitet werden können.

1. Jede Mehrheit, also auch eine proletarische Mehrheit, hat selbstverständlich im Interesse des Volksganzen eine gewisse Rücksicht auf die Minderheit zu nehmen. Wo es sich aber um das Lebensprinzip der herrschenden Klasse (bei uns also um die Durchführung des Sozialismus) handelt, da sind despotisch erscheinende Eingriffe nicht zu vermeiden. Im kommunistischen Manifest heißt es: »Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entziehen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staates, das heißt des als herrschende Klasse organisierten Proletariats, zu zentralisieren und die Masse der Produktionskräfte möglichst rasch zu vermehren. Es kann das natürlich zunächst nur geschehen vermittelst despotischer Eingriffe in das Eigentum s r e c h t und in die bürgerlichen Produktionsverhältnisse.«

Voraussetzungen sind natürlich: die Mehrheit des Volkes muß den Willen zum Sozialismus besitzen (Demokratie); die materiellen Bedingungen müssen gegeben sein (Stand der Produktion) und das Proletariat muß die geistige Reife haben.

Weiter heißt es im kommunistischen Manifest: »Diese Maßregeln (die, was zu beachten ist, nach und nach ergriffen werden sollen) werden natürlich je nach den verschiedenen Ländern verschieden sein.« (Deutschland ist nicht Rußland.) Für die fortgeschrittensten Länder werden dann zehn Maßregeln aufgezählt, unter anderen einige, die uns heute gar nicht mehr als besonders revolutionär erscheinen, wie »starke Progressivsteuer«, »Beseitigung der Fabrikarbeit der Kinder in ihrer heutigen Form« usw. Bei dieser Gelegenheit sei noch darauf verwiesen, daß überdies Engels 1891 zugibt, in demokratischen Ländern (ja selbst in England, dessen Regierung sich damals nicht so wie die Mächte des Kontinents auf die militärische Gewalt stützte) sei der Übergang zum Sozialismus auf dem Wege der Evolution möglich. Heute würde er sicherlich auf die deutsche Republik, die freieste der Welt, exemplifiziert haben. Lenin allerdings sucht auch hier den Ausführungen Engels einen anderen Sinn zu geben, indem er die von Engels gebrauchte Wendung: »man kann sich vorstellen« so interpretiert, als handle es sich nur um ein bloßes Vorstellen.

2. Eine zweite Antwort auf die Frage, warum Marx die Diktatur des Proletariats (die demokratische Republik) als die politische Form einer Übergangsperiode bezeichnet, ergibt sich aus dem letzten Abschnitt des zweiten Teiles des kommunistischen Manifestes, der kurz auf den Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft hinweist. Der Staat ist seinem Wesen nach der Vollzugsmacht, das Exekutivorgan der herrschenden Klasse — bisher einer Minderheit. In der Periode des Übergangs von der kapitalistischen zur sozialistischen Gesellschaft ist der Staat der Vollstrecker des Willens der Proletarierklasse — einer Mehrheit. Ist der Sozialismus durchgeführt, so verliert der Staat seine alte Bedeutung als Vertreter der herrschenden Klasse; er »s t i r b t a b.« (siehe Engels) und an seine Stelle tritt die Gesellschaft. Im kommunistischen Manifest heißt es in bezug hierauf: »Wenn das Proletariat im Kampfe gegen die Bourgeoisie sich notwendig zur Klasse vereint, durch eine Revolution sich zur herrschenden Klasse macht und als herrschende Klasse gewaltsam die alten Produktionsverhältnisse aufhebt, so hebt es mit diesen Pro-

duktionsverhältnissen die Existenzbedingungen des Klassengegensatzes, die Klassen überhaupt und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf.»

Diesen Ausführungen gehen aber — solcher Zusammenhang darf nicht übersehen werden — unmittelbar voraus die beiden Gedanken, auf die oben hingewiesen ist: Das Proletariat hat sich durch die Er kämpfung der Demokratie zur herrschenden Klasse zu erheben und hat dann seine politische Herrschaft dazu zu benutzen, nach und nach (also je nach den gegebenen Bedingungen) die ganze Produktionsweise umzuwälzen. Wer nicht gewillt ist, die Dinge aus dem Zusammenhang zu reißen, einzelne Stücke herauszunehmen und für seine besonderen Zwecke zurechtzumachen, der kann nicht, wie es der Bolschewismus versucht, aus dem kommunistischen Manifest die Forderung der »Diktatur einer Minderheit« ablesen; im Gegenteil, er wird auch hier bestätigt finden, daß der Weg zum Sozialismus durch die Demokratie führt.

Schülergärten

Ein Frage des Handfertigkeitsunterrichts

Von Hermann Krafft

Der Handfertigkeitsunterricht bürgert sich nach und nach ein. Viele Schulen sind schon längst keine reinen Lernschulen mehr; doch bis zur wirklich nutzbringenden Arbeitsschule fehlt noch mancher Schritt. Ein Weg, der uns diesem Ideal näherbringt, führt durch die Schülergärten, die nur erst in ganz verschwindend kleinem Maße zur Einführung gelangt sind. Wohl bestehen für manche Schulen sogenannte Schulgärten, in denen für den botanischen Unterricht allerlei Lehrstoff herangezogen wird und in denen die Schüler gelegentlich naturkundlichen Unterricht genießen; allein eigentliche Schülergärten, die der Ausbildung der Handfertigkeit dienen, gibt es nur wenige. Und doch sind sie eine große Notwendigkeit.

Der Krieg hat es uns in fühlbarster Weise gezeigt, wie sehr wir von den Erzeugnissen des eigenen Bodens abhängig sind. Ganz allgemein ist die Erkenntnis geworden von der hohen Bedeutung der Kleingartenbaubestrebungen. Wahren Segen vermag der Boden aber nur dann zu bringen, wenn alle mit dem Kleingartenbau in Zusammenhang stehende Handgriffe sachgemäß und sinnentsprechend ausgeführt werden. Es würde somit für die Bodenbewirtschaftung einen großen Vorteil bedeuten, wenn bereits die Jugend in methodischer Weise damit vertraut gemacht würde. Doch ganz abgesehen hiervon hat der Handfertigkeitsunterricht im Gartenbau, als reines Unterrichtsmittel betrachtet, mindestens den gleichen Wert wie der heute schon hier und da geübte Unterricht in Schreiner-, Schnitz- und ähnlichen Arbeiten. Dieser Unterricht will nicht betrachtet sein als reiner Zweck, um den Kindern für ihren späteren Lebensgang praktische Handfertigkeiten beizubringen, sondern er soll nur Mittel sein zu dem Zweck, Körper und Geist beim Kinde zu bilden, zu formen und zu höherer Entwicklungsstufe zu bringen.

So sollen auch die Schülergärten nicht als Mittel betrachtet werden, um aus den Kindern Gartenbauern heranzubilden, sondern sie wollen in erster Linie vom erzieherischen Standpunkt aus angesehen werden. Und von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich gar vieles zum Guten der Betätigung in der Gartenarbeit anführen. Soll der Boden die erhofften Früchte bringen, so ist stete Arbeitsbereitschaft erforderlich. Gewissenhafte Ausführung aller Obliegenheiten ist unerlässlich. Liebevoller Eingehen auf die Bedürfnisse der Pflanzen muß sich paaren mit Sinn für Ordnung und Sauberkeit, und an Beharrlichkeit darf es ebensowenig fehlen wie an einem gewissen Verantwortlichkeitsgefühl. Alle Vorzüge, die zugunsten des Handfertigkeitsunterrichts überhaupt sprechen, sind beim Unterricht in der Gartenarbeit gegeben. Daß endlich die Betätigung im Garten dem naturkundlichen Unterricht wesentlich zuzustatten kommt, ist eine angenehme Beigabe dieses Unterrichtsstoffes. Die Gartenbetätigung hat aber dem anderen Handarbeitsunterricht gegen-

aber noch einiges voraus. Dieser Vorzug liegt auf volksgesundheitlichem und auf volkswirtschaftlichem Gebiet. Die Arbeit im Freien kräftigt und stählt den Körper, macht diesen widerstandsfähig gegen allerlei Anfechtungen. Zudem fahren Herz und Lunge bei dieser Betätigung besser als bei irgendwelcher anderen körperlichen Beschäftigung im Schulraum oder in der Werkstatt, und die Muskelanspannung steht gegen jener nicht zurück. Im Garten wird gesunde körperliche und geistige Arbeit geleistet.

Die volkswirtschaftlichen Vorteile liegen darin, daß durch die Schülergärten Menschen herangebildet werden, die imstande sind, den von ihnen ohnehin gewählten Kleingartenbau so auszuüben, daß dieser den höchstmöglichen Nutzen stiftet. Man verstehe recht: nicht soll der Unterricht in der Gartenarbeit Anlaß sein, daß der Erwachsene sich dem Kleingartenbau zuwendet, sondern umgekehrt, weil die Verhältnisse zur Ausdehnung des Kleingartenbaus zwingen, wirkt der Gartenarbeitsunterricht volkswirtschaftlich.

Welche Anforderungen sind nun an die Einrichtung der Schülergärten und an den Unterricht in denselben zu stellen, damit das Ziel erreicht wird? Bezüglich der Gartengröße und seiner Einrichtung wird man den Gartenbaufachmann hören müssen. Hier sei nur gesagt, daß der Garten nicht zu klein sein darf, auf daß mehrere Schulklassen sich nacheinander in ihm beschäftigen können. Seine Einrichtung müßte als Obst- und Gemüsegarten getroffen werden. Daneben sollte auch einiger Raum für Blumen, für Gift- und Arzneipflanzen, für Wildgemüse und für Teckräuter freigehalten werden. Daß der Garten unmittelbar bei der Schule sein muß, ist nicht vonnöten. Liegt er entfernt, so ist eine Unterrichtshalle in ihm erforderlich. Der Leiter braucht kein Gärtner zu sein. Es gibt unter den Lehrern genügend Kräfte, die die erforderlichen Kenntnisse in der Obst- und Gartenbauarbeit besitzen.

Die Schülergärten sind ein Mittel, der Jugend nicht nur den Segen der Arbeit, sondern auch deren Notwendigkeit klarzulegen.

Literarische Rundschau

Professor Dr. A. Walsch, *Gesundheitslehre für Frauen*. Leipzig 1919, Verlag W. G. Teubner. Zweite Auflage. Preis gebunden 1,50 Mark.

In dem 538. Heft der wissenschaftlich-gemeinverständlichen Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« zeigt der Verfasser der Frau, deren Pflicht nicht das weibliche Dienstjahr ist, sondern dem Vaterland Kinder zu geben und zu erziehen, wie sie sich für ihre natürliche Bestimmung gesund halten kann. Dazu gehört ein gewisses Maß von Kenntnissen. Er bespricht den Bau und die Funktionen der weiblichen Geschlechtsorgane, die Menstruation, die Gefahren des Geschlechtsverkehrs, Gesundheitslehre in der Schwangerschaft, Hygiene der Geburt, Gesundheitspflege im Wochenbett, Gesundheitslehre in den Wechseljahren und die Verhütung der Frauenkrankheiten. Das weibliche Dienstjahr soll aber nach der Absicht seiner Verfechter nicht ein Ersatz der mit Recht von dem Verfasser betonten natürlichen Pflicht sein, sondern sogar besonders dazu vorbereiten, daß die Erfüllung dieser Pflicht ungehindert durch Unkenntnis und menschliche Ausbildung erfüllt werden kann. Die sexuelle Aufklärung hält der Verfasser für eine Aufgabe der Schule, und seine Ausführungen auf S. 43 müssen auch manchem Gegner zu denken geben. Dem von ihm auf S. 98 ausgesprochenen Ziele der Bevölkerungshygiene, nicht möglichst viele Kinder in die Welt setzen zu lassen, sondern möglichst viele Kinder am Leben und gesund zu erhalten, entspricht auch am meisten die dabei selbstverständliche Forderung, daß die Mutter gesund erhalten wird.

Wir haben in dem Heftchen vieles Gesunde gelesen, was den Lesern, für die es geschrieben ist, nur am eigenen Leibe nützen kann.

Dr. W

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 2

Ausgegeben am 10. Oktober 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika

Von Ferd. Moos

Aber die weitere Entwicklung des deutschen Handelsverkehrs mit den Vereinigten Staaten von Amerika und die sich daraus für das deutsche Wirtschaftsleben ergebenden Aussichten herrschen selbst in den Kreisen der kaufmännischen Sachverständigen recht verschiedene Meinungen. Während man einerseits auf eine schnelle und umfassende Aufnahme des Handels wie des gesamtgesellschaftlichen Verkehrs rechnet, wird von anderer Seite behauptet, daß in dieser Hinsicht allzuviel Optimismus walte. Ein im amerikanischen Geschäft erfahrener Kaufmann hat dazu bemerkt: »Die Optimisten sind offenbar Leute, welche entschlossen sind, sich den Verhältnissen anzupassen. Die Schwarzseher wollen dagegen, daß die Verhältnisse sich ihnen fügen.« Wie sehr sich das Bild in den Kriegsjahren geändert hat, zeigt ein Blick in den Jahresbericht der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin über den Geschäftsgang im Jahre 1913 (1. Band). Dort wird das neue amerikanische Tarifgesetz betrachtet als ein Schritt auf der Bahn zum Abbau der Hochschuhszollgesetzgebung und als Beginn der Zunahme unserer Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten. Jener Bericht sagt darüber:

Die Wendung in den Anschauungen ist darauf zurückzuführen, daß, während früher die Vereinigten Staaten im wesentlichen Rohstoffe erzeugten und demgemäß ein Ausfuhrland für Bodenprodukte und Rohstoffe und Einfuhrland für Fabrikate waren, die Ausfuhr in industriellen Halb- und Fertigerzeugnissen allmählich das Übergewicht über den Export von Rohstoffen erlangte und auch die Einfuhr an Halb- und Fertigfabrikaten erheblich übertraf. Das Ziel der neuen Tarifpolitik ist, daß in jedem Industriezweig Tariffätze festgelegt werden, unter denen die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse möglich ist, damit kein Produzent zu einer Monopolstellung gelangen kann. Durch die neuen, den Charakter von Konkurrenzzöllen tragenden Sätze sollen die Industriellen unter dem Drucke fremdländischer Konkurrenz ihre Unternehmen zu höchster Leistungsfähigkeit in Qualität und Preisen entwickeln. Die Durchschnittsbelastung des Einfuhrhandels ist durch die Tarifreform von über 40 Prozent auf durchschnittlich 26 Prozent des Wertes herabgesetzt worden. Durch diese Politik nähern sich die Vereinigten Staaten den Ideen Friedrich List's, der seinerzeit lebhaft für die Einführung von Schutzzöllen eintrat. Diese Aufgabe haben die Zölle in den Vereinigten Staaten im großen und ganzen jetzt erfüllt, und wenn sie auch nicht beseitigt worden sind, so sind sie doch auf ein die internationale Konkurrenz für viele Artikel ermöglichendes Maß herabgesetzt worden.

Der Krieg hat diese Dinge vollständig umgestoßen. Die heutige Stellung der Vereinigten Staaten als Industrie-, Export- und Geldmacht sowie auf dem Gebiet der Schifffahrt ist so gewaltig, daß jene Voraussetzungen nicht mehr zutreffen. Heute ist mehr als die Hälfte aller Fertigfabrikate, die auf den europäischen Märkten und in Südamerika angeboten werden, amerikanischen Ursprungs. Die Ausfuhr der Vereinigten Staaten ist von

1913 bis Ende 1918 um 150 Prozent gestiegen, die Einfuhr um 60 Prozent, und über 70 Prozent der Ausfuhr gehen heute nach Europa gegenüber nur 60 Prozent vor dem Kriege.

Vor dem Kriege kam fast die ganze Einfuhr der Vereinigten Staaten aus Europa; heute kommt dorthin nur etwa der fünfte Teil. Südamerika und Asien sind vielfach an die Stelle von Europa getreten. Der amerikanische Handel mit diesen Ländern hat sich im Kriege mehr als verdoppelt. Ins Gewicht fällt dabei der Umstand, daß früher die amerikanische Einfuhr zu 22 Prozent aus Fertigfabrikaten bestand; heute macht dieser Anteil nur noch etwa 9 Prozent aus. Deutlich drückt sich darin die industrielle Entwicklung aus; die Ausfuhr Europas an Fertigfabrikaten nach den Vereinigten Staaten hat in Zukunft bedeutend verminderte Aussichten.

Die amerikanische Ausfuhr von Fabrikaten jeder Art ist seit dem Kriege von 49 auf 66 Prozent der Gesamtausfuhr gestiegen. Die Industrie wirft sich in wachsendem Umfang und mit aller Macht auf die Ausfuhr. Diesem Zweck dient auch das Webb-Gesetz, das eigens erlassen worden ist, um die Gründung von Vereinigungen zuzulassen, die gemeinsam gegen die Konkurrenz vorgehen. Damit ist mit dem Prinzip des Sherman-Gesetzes gebrochen, das bekanntlich derartige Vereinigungen verbietet.

Die industrielle Entwicklung kommt am deutlichsten in der Metallindustrie und in der Baumwollindustrie zum Ausdruck. Bezüglich der ersteren darf der Aufschwung während des Krieges als allgemein bekannt vorausgesetzt werden; Zahl und Umfang der Stahl- und Eisenwerke haben sich in fabelhafter Ausdehnung entwickelt. Aber auch die Baumwollindustrie hat sich mächtig entwickelt. Sie verarbeitete im Jahre 1917 2 Millionen Ballen Baumwolle mehr als im Jahre 1913, und der Wert der ausgeführten Baumwollfabrikate ist in derselben Zeit um 300 Prozent gestiegen. Allerdings ist dabei die Preissteigerung zu beachten. Die Seidenfabriken verarbeiteten 1917 50 Prozent mehr Seide und die Wollfabriken 250 Prozent mehr Wolle als im Jahre 1913. Die Einfuhr von Kautschuk hat sich vervierfacht.

Die fernere Entwicklung der Industrie in den Vereinigten Staaten eröffnet den Ausblick auf unbegrenzte Möglichkeiten, da ihr die wichtigsten Rohstoffe im eigenen Land unerschöpflich zur Verfügung stehen. Die Vereinigten Staaten produzieren zum Beispiel, in runden Zahlen ausgedrückt, 60 Prozent der Weltproduktion von Öl, 40 Prozent von Blei, über 50 Prozent von Aluminium, 70 Prozent von Baumwolle, 40 Prozent von Eisenerz und Kohle.

Auf solchen Mitteln fußend, gehen Amerikas Industrie und Welthandel einer Zukunft entgegen, der eine Machtfülle ohnegleichen beschieden sein wird. Wenn die englische Politik noch auf den Bahnen der Pitt, Chatham, Palmerston, Beaconsfield sich bewegte, so könnte mancher Beobachter eine Orientierung der englischen Politik erwarten, die Anlehnung an die Kontinentalstaaten sucht. Es ist jedoch zurzeit überflüssig, die aus solchen Meinungen sich ergebenden Gesichtspunkte zu entwickeln, denn mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, daß das Großbritannien Pitts nicht mehr besteht; ganz abgesehen vom vielgenannten Völkerbund — ob Phantasma oder nicht. Das durch die industrielle Entwicklung und gewisse Kapitalis-

tendenzen unter entscheidender Mitwirkung von Lloyd George — vermöge der Parlamentsreform und der politischen Entwicklung im Laufe des Krieges — geschaffene Großbritannien erscheint vielen Beobachtern nicht länger als europäische Macht. Es ist ohne Zweifel eine Macht in Europa, und welche! — aber ein so großer Teil der Lebensquellen und der Interessen liegt über See, ist kosmopolitischer Art, daß die spezifisch englischen Gesichtspunkte mehr und mehr in den Hintergrund treten werden. Merry old England ist schon längst nicht mehr da. Old England, schlechtthin, wird unter dem Gewicht seines Weltreichs schwinden; mit ihm ein großer Teil seiner geschichtlichen Institutionen, und nicht die unbedeutendsten. *Qui vivra, verra.*

Die Pittsche Kontinentalpolitik, die kaum von jemand besser geschildert worden ist als von dem Amerikaner Mahan, ist heute schon deshalb zum Schemen geworden, weil das Versailler Instrument die Macht Frankreichs in Europa zu stark gemacht hat. Es unterliegt für den Kenner der Franzosen und ihrer Geschichte nicht dem geringsten Zweifel, daß der Schatten von Fasnoda sich früher oder später wieder über die englisch-französischen Beziehungen lagern wird. Man mag als Gegenbeweis sagen, was man will, als Militärmacht ist das in Versailles geschaffene Frankreich mit seinem Kolonialreich der englischen Militärmacht überlegen. Da keine kampfbereite Organisation auf dem Festland den Engländern zur Verfügung steht, so ist eine englische Politik, wie sie zur Zeit des Prinzen Eugen von Savoyen und Friedrichs II. verfolgt wurde, nicht mehr möglich.

Andererseits sind die Maximen von Seemacht und Politik den Franzosen in diesem Kriege so deutlich vor die Augen gerückt worden, daß man schon heute voraussehen kann, sie werden sich, sobald die Dinge wieder auf stetige Bahnen gelangt sind, danach umsehen, eine Garantie gegen die furchtbare Gefahr der englischen Blockade zu erhalten. In dieser Hinsicht richten sich die Blicke der französischen Staatsmänner schon heute nach den Vereinigten Staaten. Die Rede von Poincaré in Bordeaux ist das Präludium zur französischen Politik in den nächsten Jahren. Die Entwicklung der amerikanischen Seemacht schreitet seit dem Krieg gewaltig vorwärts. In Washington blickt man auf die großen Leistungen zurück. Zunächst haben sich die Amerikaner eine große Handelsflotte geschaffen, so daß die Gegenwart ein Bild darbietet, in dem keine Spur von der kärglichen Vergangenheit zurückgeblieben ist. Bis zum Jahre 1914 wurden noch nicht 10 Prozent des amerikanischen Handels auf amerikanischen Schiffen befördert. Mehr als neun Zehntel des amerikanischen Außenhandels wurden auf französischen Schiffen befördert, und die Vereinigten Staaten zahlten jährlich rund 400 Millionen Dollar für Frachten an das Ausland — eine Summe, die sie in Zukunft als Einnahmen verrechnen können.

Im Kriege hat sich auch in dieser Beziehung eine gewaltige Veränderung vollzogen. 1918 war bereits eine amerikanische Handelsflotte von 3000 Schiffen mit 25 Millionen Tonnen im Bau! Die Bewegung wurde geleitet von den U. St. Shipping Board, eine Abteilung der Regierung in Washington. Ihr Vorsitzender, Mr. Hurlen, sagt darüber: »Der U. St. Shipping Board wurde 1917 errichtet und bestellte sofort 81 Stäbe und Holzschiffe. — Zur Zeit des Waffenstillstandes gab es bereits 341 Schiffsbauwerften mit 1285 Baustätten. Gleich zu Anfang wurden 250 000 Arbeiter angestellt.

deren Zahl sich bald auf 380 000 vermehrt hat. Nach dem Programm sollten 16 Millionen Tonnen Schiffsraum gebaut werden, wovon 70 Prozent im Besitz der Regierung. Anfang 1919 besaß die Regierung 555 Seefrachtdampfer aus Stahl mit 3 385 496 dw. Tonnen. Im Bau waren 1136 Schiffe mit 9 275 000 dw. Tonnen. Ende 1919 werden Fracht- und Personendampfer mit zusammen 16 732 700 dw. Tonnen unter amerikanischer Flagge fahren, was ungefähr die Hälfte der Handelsflotte der Welt darstellt.»

Das amerikanische Kapital drängt sich zur Schifffahrt und zum Schiffbau. Während der ersten sieben Monate dieses Jahres (1919) wurden 141 Millionen Dollar darin angelegt gegen 65 Millionen Dollar in derselben Zeit 1918. Diese Tendenz verstärkt sich. Allein im Monat Juli 1919 wurden 25 Schiffahrtsgesellschaften mit 4 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Dollar gegründet.

Diese strebende Tätigkeit verfolgt das Ziel, die Vorhand auf der See zu erhalten. Dabei ist am meisten die Rede von den nach Südamerika führenden Linien und ebenso nach Asien, ohne Rücksicht auf die japanische Schifffahrt, die ebenfalls großen Aufschwung nimmt und in der Entfaltung nur gehindert ist durch die Abhängigkeit des japanischen Schiffbaus von der amerikanischen Stahlindustrie. Die Amerikaner streben ferner danach, auch den transatlantischen Verkehr an sich zu reißen, also in erster Linie den Verkehr mit Frankreich, den nordischen Ländern, Rußland, Italien, Spanien und nicht zuletzt Deutschland.

In manchen Kreisen Englands blickt man nicht ohne Besorgnis auf diese Entwicklung. Die politisch maßgebenden Kreise haben jedoch noch keine Stellung genommen. Vielfach rechnet man mit Finanzkombinationen, durch die man die Konkurrenz zwischen amerikanischer und englischer Schiffahrtsindustrie usw. fernzuhalten vermeint.

Die Metamorphose Englands, auf die bereits hingewiesen wurde, läßt erwarten, daß man in London noch lange Zeit bestrebt sein wird, keine ungünstige Veränderung, geschweige denn einen Riß in den Beziehungen zu Amerika eintreten zu lassen. Man wird bestrebt sein, jede auftauchende Differenz auf dem Kompromißweg zu beseitigen. Die Probe auf dieses Exempel wird voraussichtlich zuerst in Südamerika gemacht werden. Seither standen dort die Engländer an erster Stelle, an zweiter Stelle erschienen wir. Die Amerikaner wenden jedes Mittel an, nicht nur den zweiten, sondern den ersten Platz zu erringen. Südamerika ist nur ein Beispiel, in Asien, in Rußland entwickeln sich amerikanische Interessen oft in latentem Konflikt mit englischen. Da es um den Welthandel geht, so erstrecken sich die Möglichkeiten auf fast die ganze Welt.

Gerade diese Ausdehnung des Feldes möglicher Konflikte wird in London und Washington die Gelegenheit zu einer unerschöpflichen Serie von Kompromissen bieten. Lloyd George und seine Schüler werden schwerlich diese Bahn verlassen. In fast allen Fällen wird es sich um kapitalistische Interessen handeln, und daher ist der Weg des Kompromisses, der Fusionen stets gangbar. Schon seit mehr als einem Jahrzehnt haben sich englische und amerikanische Kapitalisten an das Zusammengehen gewöhnt; eines der markantesten Beispiele solcher Kooperationen ist die International Mercantile Shipping Company. Diese Bemerkungen betreffen den politischen Rahmen der Beziehungen zwischen Amerika und Europa; gleichwohl, dieser Rahmen

ist maßgebend für den Gang des Handelsverkehrs und was damit zusammenhängt.

Für die Beurteilung der Aussichten im deutsch-amerikanischen Handelsverkehr ist von entscheidender Bedeutung, daß vor dem Kriege die Einfuhr Deutschlands aus den Vereinigten Staaten die Ausfuhr dorthin bedeutend überwogen hat. Im Jahre 1913 haben wir für 1711 Millionen Mark aus den Vereinigten Staaten eingeführt und nur für 713 Millionen Mark dorthin ausgeführt. Amerika ist für uns in erster Reihe Lieferant von Rohstoffen für die Industrie und von Lebensmitteln. Baumwolle hat den größten Anteil an dieser Einfuhr. Vom Gesamtwert der deutschen Baumwolleneinfuhr im Jahre 1913 im Betrag von 700 Millionen Mark entfallen 461 Millionen Mark auf die Vereinigten Staaten.

Die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten wird in Zukunft noch größeren Hindernissen begegnen als vor dem Kriege. Für die Einfuhr von Rohstoffen und Lebensmitteln bleiben wir dagegen zum großen Teil auf die Vereinigten Staaten angewiesen.

Auf der Höhe wirtschaftlicher Blüte war Deutschland in der Hauptsache Lieferant von Fertigfabrikaten für die europäischen Märkte, und zur Herstellung dieser Fabrikate war Deutschland auf den Bezug von Rohstoffen von Übersee angewiesen. Soweit es bei diesen Rohstoffen nicht auf die Vereinigten Staaten ankommt, handelt es sich um Länder, die unter englischer Herrschaft oder unter englischem Einfluß stehen. Wenn diese Länder in Zukunft Beschränkungen der Ausfuhr nach Deutschland belibien sollten, würden die Vereinigten Staaten als Lieferant von Rohstoffen gesteigerte Bedeutung erlangen. In den Erörterungen über die Aussichten unseres Handels mit den Vereinigten Staaten spielt vielfach der Hinweis auf Stimmungen eine Rolle. Es wird gefragt, ob die Amerikaner gewillt sind, von uns zu kaufen usw. Dieser Punkt wird meines Erachtens überschätzt. Noch bleibt es wahr, daß das Kapital weder Sympathien noch Antipathien kennt, und daß Käufer und Verkäufer sich dorthin wenden, wo sie die besten Gewinnchancen erblicken. Immerhin kann zugegeben werden, daß die französische und englische Propaganda es zu erreichen vermag, durch Stimmungsmache uns einen Teil der amerikanischen Käufer auf einige Zeit zu entfremden. In bezug auf die Lieferung von Rohstoffen und Lebensmitteln werden die Amerikaner sicherlich uns alles liefern, was sie selbst nicht nötig haben und was wir bezahlen.

Damit gelangen wir zu dem kritischen Punkt. Der Versailler Vertrag und seine Wirkungen, der Rückgang der deutschen Valuta, die Zerstörung der deutschen Handelsflotte, die Störungen in unserer Industrie und in unserer Ausfuhr usw. türmen unserer Zahlungs- und Handelsbilanz die größten Schwierigkeiten in den Weg. Sie werden mit der Zeit überwunden werden, aber für die Gegenwart bleibt das Problem bestehen, wie wir Rohstoffe und Lebensmittel einführen und bezahlen können. Die Lösung wird dadurch erschwert, daß die amerikanischen Kapitalien keineswegs so unerschöpflich noch so liquid sind, wie angenommen wird. Industrie, Schifffahrt und Landwirtschaft sowie die Kreditorganisationen der Vereinigten Staaten bedürfen großer Summen, und die Amerikaner sind in Frankreich, Südamerika, Rußland usw. stark engagiert, sowohl in Unternehmungen als mit Projekten. Wäre nicht diese Ablenkung und Belastung des amerikanischen Kapitals, so

stände nichts oder doch nicht viel im Wege, daß wir in den Vereinigten Staaten die Kredite erhielten, aus welchen die Bezahlung unserer Einfuhr gedeckt werden könnte. Vorderhand haben jedoch die Ententeländer den Vorzug. Kombinationen über solche Kredite sind bei uns und drüben in großer Zahl und Mannigfaltigkeit aufgetaucht und von angesehenen Kreisen der deutschen und amerikanischen Geschäftswelt unterstützt worden. Das eine und das andere ist zustande gekommen, und anderes wird noch gelingen; im allgemeinen ist die Lage jedoch zurzeit nicht günstig für uns, zumal auch noch in Washington politisch gegen uns gearbeitet wird. Große Anleiheprojekte, die mit vielen Milliarden rechnen, scheinen gegenwärtig aussichtslos. Die mannigfachen Beschränkungen in der Verfügungsfreiheit über seinen Besitz, die Deutschland durch den Versailler Vertrag auferlegt werden, stehen Finanzoperationen großen Stils und Transaktionen hypothekarischen Charakters im Wege. Man darf jedoch darauf rechnen, daß der alte Ruf der Solidität der deutschen Geschäftswelt allmählich zur Eröffnung großer Kredite führen wird. Transaktionen wie Städteanleihen usw. können schon heute auf gute Aufnahme rechnen. Anleihen wie jene der Stadt Frankfurt a. M. würden übrigens auch in Paris und London bereitwilligst Aufnahme finden.

Deutschland wird in der nächsten Zeit (es ist schon jetzt der Fall) von amerikanischen Geschäftsleuten und ihren Vertretern überschwemmt werden, die mit allerlei Vorschlägen kommen. Eine gewisse Reserve ist demgegenüber am Platze. Begünstigt von dem zurzeit niedrigen Stand der Markwährung ist das Ausland dabei, zu billigem Preis deutsche Industrieanteile zu erwerben, namentlich in der Kallindustrie, im Bergbau, in der Metall- und Textilindustrie usw. Daß die Amerikaner auch im deutschen Bankbetrieb Fuß fassen könnten, erschien, solange die Zustände bei uns noch besser waren, kaum möglich. Die Nachricht, die vor einigen Monaten umlief, die New York City Bank habe schon die Vorbereitungen zur Errichtung einer Filiale in Berlin getroffen, wurde anfangs lediglich als Bluff betrachtet, nur dazu bestimmt, hinter den Bankkulisfen gewisse Wirkungen auszulösen. Neuere Nachrichten lehren jedoch, daß sich die amerikanische Bankfinanz mit derartigen Plänen trägt. Es besteht tatsächlich die Gefahr, daß das Ausland, nicht nur die Amerikaner, in unserer Industrie und im Einfuhrgeschäft, möglicherweise sogar darüber hinaus, eine Stellung erlangt, die mit dem Begriff nationaler Unabhängigkeit und Selbständigkeit nicht mehr verträglich wäre. Diese Wirtschaftsgefahr kann nur abgewendet werden durch die beschleunigte Konsolidation der Zustände in Deutschland, durch Ordnung und Arbeit.

Schulkämpfe und -kompromisse im deutschen Verfassungswerk

Von Max Dörck, M. d. R.

II

Im April begann dann im Unterausschuß des großen Verfassungsausschusses der Nationalversammlung ohne vorherige Aussprache im Plenum des Hauptausschusses die Vorberatung der Grundrechte, also auch der Schulfragen. Dort waren wir Mehrheitssozialisten durch zwei Mitglieder

vertreten. Ende Mai berichtete dieser Unterausschuß über seine Arbeiten durch die »Anträge für die Vorberatung der Grundrechte«, die unter Ausschußdrucksache Nr. 224 (korrigiert durch Nr. 236 und 237) dem Hauptausschuß zugingen und unter IIIb »Schule« folgendermaßen lauteten:

Artikel 33

Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind von äußerem Zwange frei. Der Staat gewährt ihnen Schutz und nimmt an ihrer Pflege teil.

Artikel 34

Für die Bildung der Jugend ist durch öffentliche Anstalten zu sorgen. Bei ihrer Einrichtung wirken Reich, Länder und Gemeinden zusammen.

Die Lehrer an öffentlichen Schulen haben die Rechte und Pflichten der Staatsbeamten.

Artikel 35

Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates; er führt diese durch hauptamtlich tätige, fachmännisch vorgebildete Beamte aus.

Artikel 36

Die allgemeine Schulpflicht umfaßt die Volksschulen mit mindestens acht Schuljahren und die an diese anschließende Fortbildungsschule bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahr. Der Unterricht und die Lernmittel in den Volksschulen sind unentgeltlich.

Artikel 37

Das öffentliche Schulwesen ist organisch auszugestalten. Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf. Für diesen Aufbau ist die Mannigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule ist dessen Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung seiner Eltern maßgebend. Für den Zugang Unbemittelter zu den mittleren und höheren Schulen sind öffentliche Mittel bereitzustellen.

Artikel 38

Die Errichtung von Privatschulen bedarf der Genehmigung des Staates. Privatschulen unterstehen den Landesgesetzen. Private Volksschulen sind nur zuzulassen, wenn sie in ihrem inneren Aufbau nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen.

Artikel 39

In allen Schulen ist persönliche und staatsbürgerliche Tüchtigkeit und sittliche Bildung auf deutschvolkstümlicher Grundlage zu erstreben.

Staatsbürgerkunde ist Lehrgegenstand in allen Schulen. Jeder Schüler erhält bei Beendigung der Schulpflicht einen Abdruck der Verfassung.

Artikel 40

Der Religionsunterricht ist ordentlicher Lehrgegenstand der Schulen. Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt. Der Religionsunterricht wird in Übereinstimmung mit den Lehren und Satzungen der betreffenden Religionsgemeinschaft erteilt.

Kein Lehrer darf zur Erteilung des Religionsunterrichts oder zur Vornahme kirchlicher Verrichtungen, kein Schüler gegen den Willen des Erziehungsberechtigten zum Besuch des Religionsunterrichts oder zur Teilnahme an kirchlichen Feiern und Handlungen gezwungen werden.

Artikel 41

Die theologischen Fakultäten an den Universitäten bleiben erhalten.

Diese Anträge, die ersten gemeinsamen, waren fast in jeder Beziehung die volle Erfüllung der Hoffnungen der kirchlichen Gruppen im Verfas-

lungsausführung, besonders der katholischen. Sie waren nur möglich geworden durch das Eingehen der Demokraten unter Naumann, Senfert und Weiß auf das gegen die Weltlichkeit der Schule gerichtete Streben des Zentrums, das zeitweilig seine besten Kräfte aus der Nationalversammlung, neben Gröber, Spahn und Mausbach noch Kaas und Hise, zu diesen Verhandlungen sandte. Der Aufgabe der Sozialdemokratie, mindestens der Weltlichkeit und damit der von kirchlicher Beeinflussung möglichst freien Schule vorzuarbeiten, waren deshalb von vornherein unübersteigbare Schranken gesetzt, die von der bürgerlichen Demokratie als entscheidendem Gehilfen des Zentrums mitaufgerichtet und behauptet wurden. Zwar ging man in den beiden Sitzungen des Verfassungsausschusses vom 3. und 4. April, in denen nunmehr das Schicksal der Schule der neuen deutschen Republik entschieden wurde, nicht von den Anträgen des Unterausschusses aus, sondern von dem Quark-Sinzheimerschen Antrag und den jetzt auch offiziell nochmals getrennt gestellten Abänderungs- und Zusatzanträgen der protestantischen und katholischen Gruppe, die oben wiedergegeben sind und die in nichts Wesentlichem verändert waren. Weshalb diese Form gewählt wurde, ist nicht erklärt worden. Andern konnte sie sachlich nichts mehr an der offenbar gewordenen Tatsache, daß evangelische und katholische Kirchlichkeit sich verständigt und die Mehrheit im Ausschuss gesichert hatten. Und Richtung und Ergebnis entsprachen doch schließlich ganz den Beschlüssen des Unterausschusses und mußten ihm entsprechen. Die unabhängigen Sozialisten verzichteten ganz auf eigene Anträge und schlossen sich in der Hauptsache den mehrheitssozialistischen an.

Obwohl wir Mehrheitssozialisten uns also vor einer fertigen kirchlichen Mehrheit, der auch die Demokratie diene, sahen, ehe nur die Verhandlungen begonnen hatten, versuchten wir dennoch in letzter Stunde Sonderverhandlungen, um eine fortschrittliche Mehrheit herzustellen, aber natürlich nicht mit dem Zentrum, sondern mit der Demokratie. Wir nahmen dabei folgenden Antragsentwurf der demokratischen Abgeordneten Weiß und Senfert vom 2. April zur Unterlage:

Artikel 31

1. Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei.
2. Für die Bildung der Jugend hat der Staat durch öffentliche Anstalten zu sorgen, bei deren Einrichtung er die Gemeinden zur Mitwirkung heranzieht. Die allgemeine Schulpflicht umfaßt die Volksschule und die an diese anschließende Fortbildungsschule.
3. Die Lehrer an den öffentlichen Schulen sind Staatsbeamte. Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates; er führt diese durch fachmännisch vorgebildete Beamte aus.
4. Die Errichtung von Privatschulen ist zulässig und bedarf der Genehmigung des Staates, der hierbei die Bedürfnisfrage zu prüfen und zu entscheiden hat. Sie unterstehen in ihrer äußeren Einrichtung, in ihren Lehrzielen und in den Anforderungen an ihre Lehrkräfte den Landesgesetzen, die für die entsprechenden öffentlichen Schulen gelten. Private Volksschulen sind nur zuzulassen, wenn sie in ihrem inneren Aufbau nicht hinter den örtlichen öffentlichen Schulen zurückstehen.
5. Das öffentliche Schulwesen ist organisch auszubauen und so einzurichten, daß sich auf einer gemeinsamen Grundschule (der allgemeinen Volksschule) das mittlere und höhere Schulwesen aufbaut. Für diesen Aufbau ist die Mannigfaltigkeit der

Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule dessen Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung der Eltern maßgebend.

6. In allen Schulen ist persönliche und staatsbürgerliche Tüchtigkeit auf deutsch-volksstümlicher Grundlage zu erstreben; die deutsche Verfassung ist Lehrgegenstand in allen Schulen.

7. Der Unterricht in den Volksschulen ist unentgeltlich. Durch Bereitstellung öffentlicher Mittel ist jedem Unbemittelten der Zugang zu der seiner Begabung und Neigung entsprechenden mittleren und höheren Schule zu ermöglichen.

Artikel 31a

Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach in den Schulen. Er ist nicht bekenntnismäßig gebunden und untersteht nur der Aufsicht des Staates.

Kein Lehrer darf wider seinen Willen und religiöse Überzeugung zur Erteilung des Religionsunterrichts, kein Schüler gegen den Willen des Erziehungsberechtigten zum Besuch des Religionsunterrichts gezwungen werden.

Den Religionsgesellschaften ist es zu ermöglichen, daß den Kindern von einem gewissen Alter an bekenntnismäßiger Religionsunterricht erteilt wird, wozu Raum in der Schule und im Stundenplan zu schaffen ist.

Die theologischen Fakultäten an den Universitäten bleiben erhalten.

An diesem Antrag erkannten wir von mehrheitssozialistischer Seite an, daß er die Einheitschule und die gemeinsame unentgeltliche Grundschule, den staatsbürgerlichen Unterricht und die sachliche Schulaufsicht richtig sichere. Wir hatten aber lebhafteste Bedenken gegen die zu weitgehende Zulassung der Privatschulen und gegen die Gestaltung der Bestimmungen über Religionsunterricht. Einen nichtkonfessionellen Religionsunterricht hielten wir für eine praktische Unmöglichkeit und Unaufrichtigkeit, da sich überlieferte Religion ausschließlich in Kirchenbekenntnissen ausdrückt und nichtüberlieferte Religion von den Kirchen als solche nicht anerkannt wird. Daß die Religionsgesellschaften den Unterricht erteilen sollten, äußersten Falles auch in den Räumen der Schule, das traf sich dagegen mit unseren eigenen Plänen; nur sahen wir nicht ein, weshalb und wie dies erst »von einem gewissen Alter« ab geschehen könne. Wir wollten loyale Trennung von Schule und Kirche und waren deshalb bereit, den Religionsunterricht von Anfang der Schulzeit an den Religionsgesellschaften zu überlassen. Aber eben deshalb vermochten wir nicht mit dem demokratischen Antrag zu erklären, daß der Religionsunterricht »ordentliches Lehrfach in den Schulen« sein solle, auch deshalb nicht, weil jeder Zwang ausgeschlossen bleiben sollte. Indessen scheiterte unser Bemühen, den demokratischen Abgeordneten die Halbheit und das Widerspruchsvolle ihres Antrags überzeugend nachzuweisen, auch bei einem letzten Versuch am Abend des 3. April zwischen den beiden Schulstungen. Zwar brachten ihn die Demokraten unter Nr. 98 der Ausschußdrucksachen mit nicht unwesentlichen schultechnischen Verbesserungen ein, die zum Teil auf unsere Anregungen zurückgingen. In Ziffer 2 waren nach den Anträgen des Unterausschusses wieder Reich und Länder als Mitwirkende bei der Einrichtung der Anstalten hinzugefügt und die achtfährige Mindestschulpflicht bis zum achtzehnten Jahre aufgenommen. Die allgemeine Grundschule in Ziffer 5 war »für alle Klassen und Bekenntnisse« gemeinsam erklärt und insolgedessen Artikel 31a im ersten Satz unter völliger Streichung des dritten Absatzes wie folgt gefaßt: »Die Erteilung des Religionsunterrichts wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt.«

Das war also die Simultanschule als Regel und daneben die landesgesetzliche Verordnung für alles, was sich auf der Grundschule aufbaute. Allein die Simultanschule und daneben die landesgesetzliche Regelung genügten uns nicht, namentlich nicht für diese erste, grundsätzliche Entscheidung, und wir entschlossen uns um so mehr zu dem Vorschlag einer reinlichen Lösung, als wir damals noch, und zwar ohne jede Besprechung oder Verhandlung mit dem Zentrum, überzeugt waren, daß dieses doch unmöglich gegen die Aberlassung des Religionsunterrichts an die Kirche stimmen könne. Darin täuschten wir uns allerdings ganz gründlich. Zudem erfolgte inzwischen noch eine weitere Einigung zwischen Demokratie und Zentrum, bei der offenbar der Abgeordnete Naumann Vermittler war.¹ Und so verhinderten denn die beiden Parteien auch weiter jede konsequente Verweltlichung der Schule. An Stelle des eben noch für die Simultanschule redigierten demokratischen Antrags zu Artikel 31a lag am folgenden Morgen des 4. April eine neue Fassung vor, die die Verständigung nach der anderen Seite nur zu deutlich verriet. Sie lautete (Nr. 122 der Ausschußdrucksachen), von sämtlichen demokratischen Ausschußmitgliedern unterschrieben:

Artikel 31a folgendermaßen zu fassen: Die Erteilung des Religionsunterrichts, der ordentlicher Lehrgegenstand der Schulen ist, wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt. Kein Lehrer darf zur Erteilung des Religionsunterrichts oder zur Vornahme kirchlicher Verrichtungen, kein Schüler gegen den Willen des Erziehungsberechtigten zum Besuch des Religionsunterrichts oder zur Teilnahme an kirchlichen Feiern und Handlungen gezwungen werden. Der Religionsunterricht wird in Übereinstimmung mit den Lehren und Sagen der betreffenden Religionsgemeinschaften erteilt.

Die von uns gesperrten beiden Sätze enthielten den Kern der demokratischen Kapitulation vor dem Zentrum. Statt mit uns zur Verweltlichung der Schule überzugehen, war nicht bloß wieder, wie in dem ursprünglichen Antrag der deutschen Demokraten, der Religionsunterricht als »ordentlicher Lehrgegenstand« eingefügt, sondern außerdem die Bestimmung ohne jede sachliche und faktische Notwendigkeit übernommen, die die Kirche als Richter über die »Echtheit« des Religionsunterrichts in die Schule einführt, an der dem Zentrum und der evangelischen Orthodorie alles lag und

¹ Dabei hat der Abgeordnete Naumann auf dem demokratischen Parteitag in Berlin am 20. Juli 1919 versucht, wie übereinstimmende Zeitungs- und Teilnehmerberichte bezeugen, auf nur zu begründete Vorwürfe aus seinen eigenen Parteien durch Umkehrung der Tatsachen die Angriffe von sich abzulenken. Man hatte zutreffend gemeint, daß die Demokratie an dem Schulkompromiß, das später zwischen Sozialdemokratie und Zentrum abgeschlossen werden mußte, nachdem die Demokraten aus der Regierung getreten waren, nicht ganz unschuldig sei. Dieser durchaus richtigen Auffassung begegnete Naumann mit der unschönen und wahrheitswidrigen Behauptung, »der jetzige Regierungsblock sei schon vor längerer Zeit gemacht worden. Gröber und Quarc haben sich hingeseht, und das Ergebnis ihrer Verhandlungen war etwa so: Willst du zur Rechten, gehe ich zur Linken und umgekehrt.« Ich habe oben nachgewiesen, wie völlig aus der Luft gegriffen diese Beschuldigung war und ist. Ich habe niemals mit Gröber über eine Verfassungs- oder Taktikfrage außerhalb des Ausschusses verhandelt. Dagegen meinte Gröber lustig, als ich ihm die Naumannsche Unrichtigkeit zeigte: »O je, wie oft sind nicht Naumann und Haubmann während der Verfassungsberatungen zu uns gekommen!« O

die nachher nur nach langem und mühsamem Kampfe wieder abgemildert und einigermaßen unschädlich gemacht werden konnte. Dabei hatten noch am Tage vorher die Reden der Demokraten recht radikal geklungen. Abgeordneter Senfert (Ausschußprotokoll der 21. Sitzung vom 3. April dieses Jahres, S. 9) hatte gemeint: »Ich möchte die Schule von der Kirche gelöst wissen... wir legen das Hauptgewicht darauf, daß die Schule weltlichen Charakter erhält.« Freilich ließ der vorsichtige Zusatz desselben Redners, daß er »nur die äußere formelle Trennung erreichen« wolle, schon mancherlei ahnen. Und jede böse Ahnung wurde erfüllt! Nach dem gedruckten Protokoll der Ausschusssitzung vom 4. April sagte Abgeordneter Raumann ganz offen und eindeutig zu der Überraschung vom nächsten Tage:

Es handelt sich dabei nicht um eine Inspektion der einzelnen Lehrstunde durch die Kirche, sondern die Religionsgemeinschaften haben nur den allgemeinen Charakter des Lehrfachs zu bestimmen. Diese Fassungen enthält eine wesentliche Konzession an die Zentrumspartei, so daß dadurch eine allgemein (!) befriedigende Lösung erzielt werden könnte.

Und der demokratische Referent Abgeordneter Weiß fügte zum Überschuß hinzu:

Deshalb können wir auf keinen Fall dem sozialdemokratischen Antrag auf vollständige Loslösung des Religionsunterrichts von dem Unterricht des Lehrers beitreten... Nun ist Abgeordneter Gröber unserer grundsätzlichen (!) Anschauung² insofern entgegengekommen, als er ausdrücklich erklärt hat, die pädagogische Gestaltung des Religionsunterrichts obliegt der Schulverwaltung, die Bestimmung des Lehrinhalts, das »Was« des Religionsunterrichts, der Kirche. Ich stelle auch diesen vermittelnden Standpunkt...

Womit denn weiter bekundet war, daß auch die Schulfachmänner der Demokratie trotz Revolution und neuer Verfassungsmöglichkeit noch völlig damit einverstanden waren, das »Was« eines Teiles des Volksschulunterrichts sich durchaus von der Kirche vorschreiben zu lassen und damit den kirchlichen Einfluß auf die Volksschule überhaupt glücklich einstaffeln. Der Zentrumsabgeordnete Dr. Mausbach bescheinigte dies der Demokratie in derselben Ausschusssitzung mit den Sätzen:

Großes Gewicht legen wir auf die kirchliche Leitung des Religionsunterrichts... Sollte dieser Antrag nicht durchgehen, so können wir uns auf den Boden des Antrags Raumann stellen, der... eine indirekte Gewähr für jene Forderung bietet.

Demgegenüber versuchte der mehrheitssozialistische Antrag (Nr. 119) die möglichst reinliche Trennung von Kirche und Schule. Er besagte:

Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates. Die Aufsicht wird durch fachmännisch vorgebildete Beamte ausgeübt. Der Religionsunterricht als ordentliches, jedoch nicht verbindliches Lehrfach wird in der Schule durch die Religionsgemeinschaften erteilt. Kein Lehrer darf zur Erteilung des Religionsunterrichts, zur Vornahme kirchlicher Verrichtungen oder zur Teilnahme an kirchlichen Feiern und Handlungen, kein Schüler gegen den Willen des Erziehungsberechtigten zum Besuch des Religionsunterrichts oder zur Teilnahme an kirchlichen Feiern und Handlungen gezwungen werden.

² Am Tage vorher war sie noch ganz anders. Vergl. oben den demokratischen Antrag auf S. 33.

In diesen klaren Sätzen suchte er Artikel 31 Ziffer 3 und Artikel 31a des demokratischen Antrags zu verbinden und zu verbessern. Auf besonderen Wunsch der Mehrheitssozialisten im Verfassungsausschuß begründete ihn eine Frau, Genossin Pfälf, und zwar als Lehrerin mit eingehender Sachkunde und Objektivität. Nach ihren bayerischen Beobachtungen trat sie persönlich dafür ein, daß die Religionsgesellschaften auch die Räumlichkeiten und Kräfte für den Religionsunterricht stellen müßten. Vor der Abstimmung stellte sie noch fest, daß der Religionsunterricht bisher in der Schule gar nicht die große zentrale Bedeutung gehabt habe, die ihm das Zentrum jetzt beilegen wolle. Abgeordneter K a h e n s t e i n und ich ergänzten unsere Rednerin in der Begründung unseres Antrags. Er enthalte nur das eine Zugeständnis, daß er den Religionsunterricht zwar »in« der Schule, jedoch als nicht verbindliches Lehrfach erteilen lassen wollte und mit lechterem aussprach, was die übrigen Parteien zu verhüllen oder zu modifizieren suchten: daß kein Schüler und kein Lehrer zur Teilnahme gezwungen werden könne. Die anderen Parteien verkündeten nämlich die Wahlfreiheit für den Religionsunterricht wohl ebenfalls, hoben sie aber dadurch wieder auf, daß sie sich weigerten, den Religionsunterricht als fakultativ zu erklären. Vor allem jedoch überließ der sozialistische Antrag die Erteilung des Religionsunterrichts den Kirchen, was ja die Demokraten anfangs von einem gewissen Schulalter ab ebenfalls beantragt hatten. Nach der Einigung mit dem Zentrum verrieten sie auch diese demokratische Forderung. Und als ob damit der Verfehltheiten noch nicht genug begangen würden, bescheinigte der Regierungsvertreter v. Harnack, der sich überhaupt in diesen Verhandlungen recht schwankend verhielt, über die kirchlichen Vorteile hinaus den alten Religionsgemeinschaften auch noch finanzielle Gewinne, die ihnen aus der Ablehnung des sozialdemokratischen und der Annahme des demokratischen Antrags erwüchsen, indem er hervorhob:

Nach dem Wortlaut des (sozialistischen) Antrags haben die Religionsgesellschaften nicht nur das Recht, den Religionsunterricht zu erteilen, sondern sie haben ihn auch voll und ganz zu bezahlen. Später kann die Entwicklung wohl einmal zu einer vollkommenen Scheidung führen, aber in dem gegenwärtigen Zustand, wo die protestantische Kirche mit einer zertümmerten Verfassung dasteht, würde eine solche Bestimmung einen ungeheuren Kulturkampf oder eine Verelendung herbeiführen, wenn nicht mindestens hinzugefügt wird, daß bis zu einer vollkommeneren finanziellen Auseinandersetzung zwischen dem Staat und den Religionsgesellschaften der Staat beziehungsweise die Gemeinde die Kosten zu tragen hat.

Also auch diese Geldschmerzen der Kirchen noch wurden von dem demokratischen Antrag gestillt! Er wurde am Schlusse der 22. Ausschußsitzung, nachdem der sozialdemokratische Antrag mit allen gegen die Stimmen der Antragsteller abgelehnt war (die demokratischen Stimmen hätten zu den sozialistischen genügt, ihn zur Annahme zu bringen), zum Kommissionsbeschuß erhoben, und die Demokraten hatten damit die erste verfassungsmäßige Grundlage für weitere kirchliche Ansprüche, die später kommen sollten, geschaffen!

* * *

Bei der zweiten Lesung der Schulbestimmungen im Verfassungsausschuß, die Anfang Juni 1919 in Berlin während einer Verhandlungspause

der Nationalversammlung begann, trat das Zentrum alsbald mit weiteren Ansprüchen auf, diesmal mit direkt konfessionellen.³

Wir Mehrheitssozialisten hatten uns auf grundsätzliche Hauptanträge beschränkt (Drucksachen 261 und 262 des Ausschusses), darunter unter Ziffer 4 bis 6 auf drei Schulanträge. Wir beantragten: Die einheitliche Lehrerbildung für das Reich, das Verbot privater Volks- (Grund-) Schulen und erneut die Weltlichkeit der Schule in folgender Fassung: »Die Erteilung des Religionsunterrichts bleibt den Religionsgesellschaften überlassen. Die Schule nimmt bei Festsetzung des Stundenplans und auf Wunsch durch Überlassung von Unterrichtsräumen darauf Rücksicht.« Nur unser erster Antrag ist in die fertige Verfassung übergegangen und steht jetzt dort als Artikel 143, Absatz 2 in der verbesserten Fassung: »Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln.« Er wird durch das in Vorbereitung begriffene Reichsschulgesetz zur Ausführung zu bringen sein. Unseren beiden anderen Anträgen blieb der Erfolg versagt, wiederum weil wir die Unterstützung der Demokratie für sie vermissen mußten. Dafür kamen die konfessionellen Vorstöße des Zentrums und ihr Erfolg, wiederum mit Hilfe der Demokratie.

Zunächst beantragte das Zentrum auf Ausschußdrucksache Nr. 305 unterm 6. Juni:

1. Den Artikel 31c der Grundrechte mit folgenden Abänderungen anzunehmen:

Es besteht allgemeine Schulpflicht. Ihrer Erfüllung dient grundsätzlich die Volksschule mit mindestens acht Schuljahren und die an diese sich anschließende Fortbildungsschule bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahr. Die Volksschule ist nach dem Willen der Eltern und sonstiger Erziehungsberechtigten so einzurichten, daß die Kinder den Unterricht tunlichst von Lehrern ihres religiösen Bekenntnisses erhalten. Sind in einer Gemeinde auf Antrag der Erziehungsberechtigten neben konfessionellen Schulen nichtkonfessionelle Schulen einzurichten, so ist der durch Abstimmung festzustellende Wille der Erziehungsberechtigten als Grundlage für die verhältnismäßige Verteilung der Schulen zu nehmen.

Der Unterricht und die Lernmittel in den Volksschulen sind unentgeltlich.

2. Den Artikel 31e der Grundrechte in folgender Fassung anzunehmen:

Die Errichtung von Privatschulen bedarf der Genehmigung des Staates. Die Genehmigung darf nicht versagt werden, wenn die Leiter und Lehrpersonen den gesetzlichen Anforderungen in sittlicher, wissenschaftlicher und technischer Hinsicht genügen.

Der Besuch einer Privatschule entbindet von dem Besuch der öffentlichen Schule, wenn die Lehrpersonen die staatlich vorgeschriebene Prüfung abgelegt haben und der dem Unterricht zugrunde gelegte Lehrplan mindestens die Lehrziele der öffentlichen Schule erreicht. Private Volksschulen sind nur zuzulassen, wenn sie Kindern aller Volksschichten zugänglich sind und im Klassenaufbau den gesetzlichen Bestimmungen entsprechen.

³ Vorbereitet waren sie längst durch die schon am 11. Juni 1919 von der bayerischen Zentrumsprelle dicht vor den bayerischen Gemeindewahlen veröffentlichten Denkschrift der bayerischen Bischöfe, deren Ziffer 1 lautete: »Der konfessionelle Charakter unserer Volksschulen muß gewahrt bleiben.« (»Bayerische Lehrerzeitung« vom 4. Juli 1919, S. 213.) Der demokratische Abgeordnete Weiß lebt und wirkt als Schulmann in Bayern!

Neben dem neuen Versuch, die Rechte der Privatschulen bis dahin zu erweitern, daß ihr Besuch von demjenigen der öffentlichen Schulen entbinden konnte, brachten diese Anträge in den (von mir unterstrichenen) Sätzen der Ziffer 1 nunmehr den Anspruch zur offenen Anmeldung, daß die alte Konfessionsschule, die durch die Ausschlußbeschlüsse erster Lesung noch glücklich beseitigt schien, wieder auflebe. In jeder Gemeinde sollten die Eltern über das Ausmaß und die Verteilung des konfessionellen wie nichtkonfessionellen Unterrichts abstimmen, ein Vorschlag, der hier zum ersten Male auftaucht.⁴ Wir Mehrheitssozialisten stellten uns von Anfang bis zum Schluß der monatelangen Kämpfe um diese Verschlechterung der einheitlichen Schulgesetzgebung, die bis dicht vor die Verabschiedung der Verfassung im Plenum der Nationalversammlung dauerten, gegen die Zentrumsanträge im Gegensatz zur Demokratie. Wir hatten dabei die übergroße Mehrheit unserer Fraktion hinter uns, die bis zuletzt jeder Nachgiebigkeit in der Verkirklichung der Schule widerstrebte und sich schließlich nur durch die Notwendigkeit der Fertigstellung der Verfassung mit einer parlamentarischen Mehrheit zum Nachgeben gezwungen sah. Ich persönlich habe, als ich bei den Verhandlungen erkannte, daß die völlige Trennung von Kirche und Schule nicht durchzusetzen sei, ein öffentliches Eintreten für die Kompromisse in der Plenarverhandlung vermieden. Aber ich kann auch denjenigen meiner Parteifreunde, die schließlich die Kompromißformulierung für die Verfassung zustande bringen halfen, keinerlei Vorwurf machen. Gehe einer hin und mache es unter den jetzigen Parteiverhältnissen, die doch die Wähler bestimmen, besser! Die Genossen David und Heinrich Schulz, die inzwischen Reichsminister beziehungsweise Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern geworden waren, trugen nicht die Belastung unserer vielwöchigen Schulkämpfe gegen das Zentrum und die Demokratie im Verfassungsausschuß. Sie hatten an ihnen in keiner Weise teilgenommen und waren wohl deshalb tatsächlich geeigneter und erfolgreicher für die Einigungsverhandlungen.

Jedenfalls steht aber auch in der Frage der Konfessionalität unerschütterlich fest, daß die bürgerliche Demokratie dem Zentrum zuerst Brücken baute. Sie war es, die nunmehr beantragte (Nr. 364 der Ausschußdruckfachen): »Ob und inwieweit bei der Gliederung der Volksschule Kinder des gleichen Bekenntnisses auf Antrag der Erziehungsberechtigten vereinigt werden können, bestimmt die Gesetzgebung.« Damit war das Konfessionsprinzip von der Demokratie feierlich anerkannt und hatte triumphiert,⁵ weil nunmehr die Mehrheit im Ausschuß sicher und alles Weitere nur noch Ausführungsfrage war. Und nun lese man die demokratischen Entrüstungsreden und -artikel aus den nachfolgenden Wochen, zu denen die schuldigen Abgeordneten der Demokraten entweder sein schwiegen oder sogar direkt schürften (vergl. oben den Artikel des Abgeordneten Luppe oder den des Abgeordneten Dr. Seyfert in der »Sächsischen Demokratischen

⁴ Vergl. Fußnote 6 in nächster Nummer.

⁵ Einer der demokratischen Haupttruster im Schulkampf, Abgeordneter Bürgermeister Luppe, Frankfurt a. M., hat dies im Frankfurter »Generalanzeiger« vom 26. Juli dieses Jahres ausdrücklich zugestanden mit den Worten: »In zweiter Lesung war auf Antrag der Demokraten die weitgehende Konzeption gemacht...« Abgeordneter Luppe meinte damit den obigen Vorgang.

Korrespondenz« vom 26. Juli dieses Jahres), obgleich sie doch wußten, wie die Dinge gekommen waren und daß die Sozialdemokratie allein nicht rückgängig machen konnte, was durch jenes demokratische Zugeständnis vom 18. Juni verdorben war. Daß die Rechte und die Mitte die konfessionellen Schulen eifrigst begrüßten und in Anträgen förderten, auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht, war verständlich; niemals aber, daß gerade die Demokratie zuerst eine Mehrheit auch in diesem grundlegenden Punkte gegen die Schulreform und die Sozialdemokratie bilden half, die sich dann gezwungen sah, wie beim Religionsunterricht in erster Lesung für den demokratischen Antrag schließlich auch hier zu stimmen, um wenigstens die reinen Zentrumsanträge zu verhüten.

Etwas abgeschwächt haben die Demokraten diese ihre Schuld an der volkstümlich-nationalen Schule dadurch, daß sie mit uns zusammen den Schutz der Lehrer vor Zwang zur Erteilung des Religionsunterrichts besser formulieren halfen. Wir hatten vorgeschlagen, Lehrer und Schüler sollten eine ausdrückliche Willenserklärung abgeben müssen, wenn sie an ihm teilnehmen wollten. Die Demokraten akzeptierten diese Fassung wenigstens für die Lehrer, wenn auch nicht für die Schüler. Infolgedessen brauchen die Lehrer nicht erst ein »Nein!« zu sagen, wenn sie keinen Religionsunterricht erteilen wollen, sondern sie sind eo ipso und de jure frei und müssen sich umgekehrt melden, wenn sie ihn erteilen wollen. Schüler oder deren Eltern dagegen sollten immer noch ausdrücklich ablehnen, teilzunehmen, wenn sie nicht als Teilnehmer gerechnet sein wollten. Erst bei den Plenarberatungen zweiter Lesung drang unser Vorschlag auch für die zweite Hälfte des Abs. 2, Art. 146 (jetzt Art. 149) durch, so daß von da ab auch seitens der Erziehungsberechtigten nicht mehr erst die Weigerung ausgesprochen werden mußte, ihre Kinder am Religionsunterricht teilnehmen zu lassen, sondern umgekehrt zur Teilnahme eine ausdrückliche Willenserklärung der Erziehungsberechtigten notwendig wurde und daher beim Ausbleiben dieser Willenserklärung einfach keine Teilnahme stattfindet. Zweitens schwächten die Demokraten die Bestimmung im jetzigen Artikel 149, Schlusssatz des ersten Absatzes, etwas ab, in dem sie den Religionsunterricht als »echt« gewährleisteten, wenn er »in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft unbeschadet des Aufsichtsrechts des Staates« steht. Vorher hatte er ohne die Verwahrung wegen des staatlichen Aufsichtsrechts in Übereinstimmung mit »Lehren und Satzungen« der Kirche stehen sollen. Genügsame Geister preisen die Änderung als erhebliche Einschränkung des kirchlichen Einflusses. Ich kann mich zu solcher Höhe nicht erheben und erkenne höchstens die gute Absicht an, energischer zu erscheinen, als man selber in der Tat war. Wichtiger war die durch den demokratischen Referenten im Verfassungsausschuß auf unsere Reklamation hin erfolgte Zusicherung, daß alles, was über Schulpflichten und Schulrechte der Knaben bestimmt sei, genau ebenso für die Mädchen gelte, namentlich bei der Fortbildungsschulpflicht für Mädchen und bei den Lehrerbestimmungen.

Im ganzen aber hatte die Demokratie als Jünglein an der Wage zwischen Sozialisten und bürgerlichen Parteien mit letzteren gegen erstere den Grund legen helfen für zwei der Weltlichkeit und Einheitlichkeit des nationalen Schulwesens höchst nachteilige Bestimmungsreihen: für kirchlichen Einfluß und darüber hinaus für Konfessionalität. Mit

diesen mangelhaften Grundlagen als Erbteil der demokratischen Mitregierung mußte die Sozialdemokratie in der Regierung weiterarbeiten, als die Demokratie aus ganz anderem Anlaß ausgeschieden war und uns mit dem Zentrum allein gelassen hatte, das natürlich nicht im Traume daran dachte, Stellungen beim Verfassungswerk wieder preiszugeben, die ihm eine so lückenlose bürgerliche Mehrheit gegen uns eingeräumt hatte. Und so ergab sich alles Weitere aus diesen Voraussetzungen. (Schluß folgt)

Der Film von heute

Von Joseph Frank, Mitglied der Preussischen Landesversammlung

In der heutigen dem Fortschritt der Technik geweihten Entwicklungs-epoche hat sich das Laufbild als Unterhaltungs- und als Kulturförderungsmittel in manchmal erfreulicher, manchmal auch recht bedenklicher Weise in den Vordergrund geschoben. Die »seelische Eigenart« der modernen Lichtspielwirkung berechtigt den Film vollauf dazu; denn seit den sensationellen Kinovorführungen, die 1896 Mester im Berliner Apollotheater zeigte, und der dann seit 1906/07 immer schneller vor sich gehenden Entwicklung der französischen Filme von Pathé Frères und Gaumont ist die Filmtechnik bis zur höchsten Vollendung, bis zur Tageslichtwand, gelangt. Und doch, wie wenige gibt es heute, die die Wirkung des Laufbildes richtig erkennen und beurteilen. Es bedarf wohl keiner besonderen Begründung, daß durch den raschen Ablauf des Filmes und die dadurch verursachte Überdeckung von 16 Einzelbildchen in der Sekunde der natürliche Eindruck eines lückenlosen Bewegungsvorganges erzeugt wird. Nun ist es aber eine Eigentümlichkeit aller Bewegungsreize, daß sie starke Gefühlswirkungen auslösen, was sich nach außen hin durch eine sofort erkennbare Erregung der einzelnen Gefühlsnerven zeigt. Reaktion wird nur dort erregt, wo eine Bewegung vorausgeht, und überall bleibt die Bewegung ihrer unmittelbaren Wirkung auf das Gefühlleben sicher. Es wird daher wohl auch jedem ohne weiteres einleuchten, daß das Besondere aller Wirkungen des Laufbildes im Gefühlleben liegt und daß deshalb jeder einzelne, der sich mit der Frage des Lichtspielwesens beschäftigt, vor allem diese gefühlsmäßige Seite ins Auge fassen muß.

Eine alte Erfahrung lehrt, daß, wer den Charakter eines Volkes erkennen will, auf die Straßen, die Plätze und in die Theater gehen soll. Wer dazu die Kinotheater nimmt — und man muß es, da das Kino das Theater der breiten Volksschichten ist —, den wird oft ein Grauen vor dieser Zeit erfassen; und wer heute von den unzähligen Filmzeitschriften auch nur eine durchsieht und dort die Titel der angebotenen Filme verfolgt, wird sich mit Kopfschütteln fragen, ob unsere Welt denn ein Tollhaus geworden ist. Ich erinnere nur an die Titel der berüchtigten Aufklärungs- oder vielmehr Animierfilme, von denen ich mehrere ohne weiteren Kommentar hier folgen lassen will: »Moral und Sinnlichkeit«, »Anders als die Andern, § 175«, »Die Kupplerin, aus den verschwiegenen Häusern Berlins W.«, »Heddas Rache (Die Tochter der Prostituierten)«, »Die nur für Geld lieben« — und als Höhepunkt: »Der Leibeigene! (Ein Kriminalproblem! Sensationell! Erotisch! Sadistisch!)« Auch der Blindeste sieht, daß das moralische Niveau unserer

heutigen Generation in erschreckender Weise gesunken ist und daß diejenigen, denen die Möglichkeit in die Hand gegeben war, zur Erhöhung dieses Niveaus sich des Films zu bedienen, sich nicht die genügende Mühe gegeben haben, dieses Ziel zu erreichen.

Wenn man die Filme von heute einteilen will, so würde man der ersten Klasse, dem sogenannten Spielfilm, die Lustspiele, Dramen und Schauspiele, der zweiten Klasse die künstlerischen Filme, zum Beispiel *Nero*, *Quo vadis* usw. wie auch die Verfilmungen von literarischen Kunstwerken — ich erinnere hier an *Atlantis* von G. Hauptmann und den *Kahenabeg* von Sudermann — zuteilen müssen. Die dritte und für die Kulturaufgabe wichtigste Klasse wäre die der pädagogischen, der sogenannten kulturpolitischen Lehr- und Unterhaltungsfilme.

Der Stand und die Entwicklung der Spiel- oder Unterhaltungsfilme ist durchaus in der Charakterentwicklung unserer Zeit begründet. Aus den ehemals in Jahrmarktbuden gezeigten und auf rein technischen Spielereien beruhenden Lustspielen und Dramen mit höchstens 100 Meter Länge hat sich der heutige kilometerlange dramatische Film entwickelt. Unter diesen kinematographierten Dramen befinden sich eine Anzahl, die von Moral überfließen, in der Auffassung des Kunstbegriffs aber und in der Darstellung das Verwerflichste sind, das erdacht werden kann. Fast alle diese Filme sind Tendenz- oder Sensationsfilme und haben als solche absolut nichts mit Kunst zu tun. Aus den schon oben bezeichneten Titeln kann jeder leicht erkennen, daß es sich meistens um Extremschilderungen handelt, die in der Mehrzahl an Unmögliches grenzen. Es gibt nur wenige derartige Filme, in denen nicht Sektgelage, Verbrecherzenen, Indiskretionen aus dem Dirnenleben, an den Haaren herbeigezogene Liebeskonflikte gezeigt werden. Die Detektivfilme schildern mit verblüffender Genauigkeit in raffiniert ausgeführten Einzeldarstellungen besser, wie es ein Lehrbuch tun könnte, die Laufbahn eines Verbrechers von der Wiege bis zum Scharoff — und seine »Technik«, von der Anwendung eines einfachen Brechmeißels bis zum elektrischen Schweißverfahren. Die sogenannten »Aufklärungsfilme« aber führen den Zuschauern mit märchenhaftem Prachtaufwand den Lebenswandel gefallener Mädchen vor Augen, Mädchen, die im Wohlleben nur so schwelgen, bis ein gütiges Wunder sie aus ihrer Umgebung herausreißt und ihnen dann ein Glück in höchster Vollendung in den Schoß fällt. Größtenteils erschaut man, wie ein hervorragender Kenner schreibt, nur ein leichtes Gemisch von romantischer Verlogenheit, sentimentaler Gefühlseligkeit und perverter Lüsterheit — ein Spiel mit unbeherrschten Leidenschaften, das durch tausend Einzelheiten und Raffinements noch mehr als durch seine Handlungen beleidigt. Wer in einem Kino derartigen Aufführungen beiwohnt und mit Aufmerksamkeit das herumstehende Publikum betrachtet, wird bestätigen können, wie verheerend die Wirkung ist. Mit flackernden Augen, siebernd und zitternd erhalten hier Mädchen und Jungen, die noch im »Frühlings Erwachen« stehen, eine Sehnsucht eingepflanzt, die oft genug den Stein zum Fall und Verderben ins Rollen bringt; denn der Film hat, wie schon gesagt, die Eigenart, die Gefühlsnerven derart zu erregen, daß das Gesehene zu einem großen Teil »Seelenleben« wird. Die Folge ist, daß besonders junge Zuschauer hier sexuellen Reizwirkungen ausgesetzt werden, die sie oft genug in perverse Bahnen

leiten. Resultat: der junge Mann, der in seiner Sehnsucht nach Geld, Sekt und *Chambre séparées* sich ein Verhältnis hält, die Portokasse bestiehlt und den Ehebruch für das Normale hält; auf der anderen Seite das junge Mädchen, das für Lebemänner schwärmt, Monokel und Sekt himmlisch findet und beim Aufklärungsfilm, wie es kürzlich der »Simplicissimus« veranschaulichte, sich denkt: »Jotte nee! Ich werde ooch Protestiertel!« oder die ihrem Mäge ins Ohr flüstert: »Au Mäge, jehz weesz ick, wie man's macht!«

Ein neuer Schrei nach Filmzensur geht daher durch die Presse, und die Forderung der Schaffung von kulturellen Richtlinien wird in der Kinoliteratur (ich nenne hier nur die Namen Brunner, Haefsker, Hellwig und besonders Dr. Uckerknecht) immer stärker. Aber zu bedenken ist, daß hier wie überall, wo der Kapitalismus herrscht, nur die Tat entscheidet. Da auf die Filmindustrie auch die klügsten und wärmsten Reformvorschläge absolut keinen Eindruck machen, ist die Zensur für die Kinoreform der einzige Machtfaktor; aber ebenso klar ist es, daß die Zensur stets ihrem Wesen nach nur abwehrend, abweisend, verhütend sein kann, daß sie aber niemals schaffend, niemals pädagogisch und künstlerisch erziehend, niemals kulturfördernd wirken kann. Hier vermag, wie ich oben sagte, nur die Tat allein zu wirken.

Unter dem Drucke der künstlerischen und kulturellen Forderungen sind glücklicherweise schon manche Versuche gemacht. Damit komme ich auf das Kapitel der künstlerischen und kulturpolitischen Filme. Bevor ich aber auf dieses Thema eingehe, möchte ich noch etwas über die Reform der Spielfilme bemerken. Liegt überhaupt im Wesen des Kinodramas die Möglichkeit einer Reform, die diesem Drama seine bisherige beherrschende Rolle beläßt, so daß sich weiterhin das Geschäft auf sie stützen kann? Wenn man die Psyche der heutigen Masse betrachtet, wird man diese Frage verneinen müssen. Die Film Autoren und Filmfabrikanten wissen, daß man auch noch anderes zeigen kann als Ehebrüche, Verführungen, Bordellszenen, Diebstähle, Morde, Verbrecherkneipen und unkünstlerische Nacktheiten; doch die Mehrzahl der Kinobesucher wünscht gerade diese Vorführungen. Und hier liegt die Schwierigkeit, denn die künstlerische Forderung wendet sich nicht an die Schaffenden, sondern an die Empfangenden. Die bisher von den Empfangenden bei Vorführung von Reformfilmen gezeigte ablehnende Haltung beweist meiner Absicht nach ein erschreckend niedriges Niveau der Moral und eine völlige Degeneration des Kunstgeschmacks. Warum verfilmt man nicht Kunst? Warum nicht Homers *Ilias* und *Odyssee*, warum nicht Kolumbus und Pizarro? Warum läßt man das Land der weltgeschichtlichen Kunstwerke brachliegen, während doch gerade hier Spannung, Kunst und Lehrwerke vorhanden sind? Eine Besserung läßt sich nur erreichen, wenn man dem Film die formale Spannung beibehalten läßt und die grobe stoffliche Spannung, die sogenannte Sensation, beseitigt.

Erfolge konnten wir bis jetzt nur sehen auf dem Gebiet des kulturpolitischen Films. Er soll erziehen, bilden und so das geistige Niveau erhöhen. Erziehungskunde ist angewandte Wissenschaft, angewandte Psychologie. Sie könnte daher gerade beim Film die pädagogisch erfolgreichsten Ergebnisse zeitigen, da die besondere Wirkung des Laufbildes im Gefühlsmäßigen liegt. Das Laufbild hilft uns auf dem Gebiet der belehrenden Filme unser Gefühlsverhältnis zur Natur und der Welt der Wirklichkeiten zu ver-

tiefen, mit anderen Worten, es hilft uns, alle ihm technisch zugänglichen Stoffe interessanter zu machen und damit eine größtmögliche Wirkung auszuüben. Ich glaube, am besten hier mit Beispielen diese Behauptung unterstützen zu können, und verweise besonders auf die vom Bilderbühnenbund deutscher Städte — Steffin unter Leitung des hervorragenden Reformers Dr. Uckerknecht —, auf die von dem Kulturpolitischen Institut, Professor Hanslik, Wien, in Verbindung mit der Tageslichtwand der Petra-Film-A.-G. und auf die von der Ufa-Film-Gesellschaft Berlin gemachten Erfahrungen. Da sind zunächst die Darstellungen nur mikroskopisch wahrnehmbarer Vorgänge, die sonst in der Regel lediglich der Gelehrte oder der Studierende zu sehen bekommt. Die Darstellung der vergrößerten Lebensvorgänge bietet unserer sinnlichen Wahrnehmung den starken gefühlbetonten Eindruck, daß hier Leben vorhanden ist, und dieser Eindruck ruft in uns eine Spannung hervor, die uns zwingt, uns besonders mit diesen Lebensvorgängen zu beschäftigen. Zeigen wir im Lichtbild, wie ein Schmetterling entsteht, wie eine Schlange sich häutet, wie ein Vogel seine Jungen füttert, zum Flug erzieht, wie die Ameisen in ihrem kunstvollen Bau leben und arbeiten, so werden wir damit das Interesse für die Tierwelt mehr erhöhen, als wenn wir uns auf Illustrationen in Büchern beschränken. Kann wohl eine Buchillustration die Mondgebirge, die schwimmenden Eisberge, den Vogelflug oder den Gang des Pferdes so veranschaulichen, wie es gerade das Laufbild tut? Besonders wertvoll erscheint mir die Filmverwendung für Schulzwecke. Sie kann dem Kinde die Geographie, Zoologie, Botanik, Geschichte, Ethnographie und verwandte Wissenschaften intensiver und interessanter erläutern als jede andere Methode. Bemerken will ich hier noch, daß die kürzlich gemachte Erfindung der Tageslichtwand und der Schulfilm-Schaufränke es ermöglicht, derartige Laufbilder auch im hell erleuchteten Raume, im Klassenzimmer oder im Freien vorzuführen, so daß also einerseits der Lehrer seine Aufmerksamkeit den Schülern widmen kann, andererseits der vortragende Lehrer stets den Schülern gegenüber im Hellen mit seiner Persönlichkeit wirkt. Ferner kann der Schüler oder Zuhörer sich bei der Vorführung seine Notizen machen oder in Nachschlagewerken sich zugleich über das jeweilig Gezeigte orientieren. Als Beispiel solcher Behandlung eines Schulthemas greife ich einen Gegenstand der Geographie heraus. Angenommen, es wird der »Schwarzwald« behandelt. Der Film kann hier in durchaus anschaulicher und unterhaltender Weise wirken. Die Reise von Berlin nach dem Schwarzwald bietet Gelegenheit, bestimmte Städtebilder den Schülern vorzuführen. Er kann ihnen die dort herrschende Industrie kurz schildern und dabei den sozialen Wert der Arbeit veranschaulichen. Im Schwarzwald angelangt, müßte dann der Film zuerst durch eine Kartenskizze, die eine Hand auf die Filmwand zeichnet, über die Lage und die geographische Charakteristik des Schwarzwaldes orientieren. Diese Hand kann auch Zahlen heranzuführen und diese in Blocks oder in Farben veranschaulichen und dadurch den Schülern die Einwohnerverhältnisse, Arbeitsverhältnisse und volkswirtschaftlichen Tatsachen bildlich vor Augen führen. Dann mag der Film durch Zeichnungen die Geologie des Schwarzwaldes schildern und den Schauenden in Naturaufnahmen die Landschaft vor Augen führen. Diese Naturaufnahmen können gleichzeitig die Industrie des Landes verbildlichen. Man kann die Holzknechte die Bäume fällen,

diese Bäume zu Flößen zusammensetzen und dann ihrem Bestimmungsort zutreiben lassen. Der Film vermag uns ferner in Sägewerke einzuführen, in Holzfabriken, in Möbelfabriken. Er kan weiter die dazu benutzten Maschinen zeigen, ebenso wie er auch charakteristische Berufe des Schwarzwaldes veranschaulichen kann.

Ich erinnere hier noch kurz an einen Film, der mir vor einigen Tagen gezeigt wurde und Schrift und Druck behandelte — von Gutenberg's Erfindung bis zur Rotationsmaschine der heutigen Tagespresse. Wohl jeder wird mir zugeben, daß derartige Filme eine neue Welt von pädagogischen Erfolgen eröffnen. Ebenso wie man in Landwirtschaftsschulen den Schülern zeigt, wie von der alten prähistorischen Pflugschar die Entwicklung bis zum Dampfpflug gegangen ist, wird man künftig in Fortbildungsschulen dem Tischler die Entwicklung vom rohen Möbelbau bis zur feinsten Furnierfabrikation zeigen können. Der große Vorteil aber besteht darin, daß nicht eine einseitige Bildung erreicht wird, sondern durch die Erklärung des Woher, Wodurch und Warum der Gesichtskreis verbreitert wird. Der Medizinstudierende wird durch Vorführung von Operationen, die er sonst nur selten zu sehen bekommt, sich besser fortbilden können als bisher, und durch mikroskopische Aufnahmen vom Leben und Treiben der Bazillen und Krankheitserreger wird er sich ein verständlicheres Bild von diesen machen können. So vermag der Film das Verständnis zu erhöhen und neuen Lernwillen zu wecken, mehr als die in Lehrbüchern gezeigten Illustrationen oder die im Aquarium oder Terrarium hinstorbenden Tierexemplare oder gar Tierleichen in Spiritus es tun können. Hier zeigt sich der Wert des Büchnerschen Wortes: »Lebendiges, was nützt der tote Kram!« Manche guten Ansätze sind schon vorhanden. Mit Anerkennung darf ich die Bemühungen der schon mehrfach erwähnten Ufa-Gesellschaft, des Professors Hanslik (Wien), der kulturpolitischen Abteilung der Pathé-Frères-Gesellschaft in Paris, des Bühnenbundes deutscher Städte und der Urania (Berlin) begrüßen. Wenn der Spielfilm dann auch durch neuen künstlerischen Aufbau versucht, sich zu etwas Besserem auszugestalten, so werden wir im Film eines der größten und bedeutendsten Förderungsmitel der Kultur und Kunst haben.

Aus unserer Bücherei

Von Edgar Steiger

Herbert Moos, *Der Bürger. Der Narr.* Zwei Erzählungen. Frauenfeld und Leipzig 1918, Verlag von Huber & Co. Preis geheftet 4,20 Franken, gebunden 5,80 Franken.

Kann man die Dinge zu Begriffen verdampfen lassen, ohne ihr innerstes Leben zu zerstören? Diese Frage scheint sich Herbert Moos vorgelegt zu haben, als er sich die zwei Geschichten vom Bürger und vom Narren zu erzählen anschickte. Da wird jedem Schein einer zufälligen Wirklichkeit, in die sich doch für unser Auge alles menschliche Geschehen kleidet, ängstlich aus dem Wege gegangen. Was der Naturalismus seligen Angedenkens als das A und O aller Kunst pries — die getreue Wiedergabe der Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des äußeren Lebens, in denen sich das Innere spiegelt — dünkt dem Dichter offenbar unnützer Ballast und lächerliche Maskerade zu sein. Da ihm die Seele alles ist, muß die Materie — das Nichtseiende Platons! — erst entmaterialisiert werden, damit die Seele nackt vor

uns daliege. Ich sage: »entmaterialisiert«, nicht »vorgeistigt«. Denn in dieser Negation ist eine positive Kunstforderung mit inbegriffen. Gestalt, Farbe, Geruch der Dinge, sie werden da, wo es not tut, um die Seele in ihrer Besonderheit vorzuführen, aber auch nur da, mit hinübergewonnen in die Welt des Raum- und Zeitlosen — gerade wie die Zeit, in der sich ja alles Leben und Sterben abspielt, als Rahmen der Erzählung beibehalten wird. Aber sonst sind der Bürger wie der Narr von allen Zufälligkeiten ihres irdischen Daseins, die den Blick auf andere ihresgleichen ablenken könnten, losgelöst und führen nur in der Welt der Ideen, das heißt der Urbilder der Dinge, ihr ausdrucksvolles Schattendasein. Also Schattenrisse? Ja, aber in ihrer schwarzen Unwirklichkeit doch so mit dem entsprechenden Ausdruck des wirklichen Lebens behaftet, wie eben Schattenrisse, die ein Künstler mit seinem Blick für das Vielsagende des bloßen Umrisses mit der Schere seiner Einbildungskraft ausschneidet. Auch das ist Ausdruckskunst oder Expressionismus, wie die Leute, die für alles einen neuen Namen brauchen, zu sagen pflegen.

Der Lebenslauf des Bürgers, Herrn Häfeli, ist so eintönig wie nur möglich. Er fährt vom Geschäft des Herrn Direktors, der öfter mit dem Schreibfräulein verreist, ins Wirkshaus und vom Ankauf eines unnützen meteorologischen Apparats, durch den der Bürger bei seinesgleichen in den Ruf eines Erfinders kommt, nach langen Umwegen in die Sommerfrische nach Oberwyl, wo ihn beim soundsovielekten Besuch als einzige Abwechslung der Tod erwartet. Der Narr aber ist ein eleganter Junggeselle, der in seinem Kleiderschrank einen Tierkabover haben muß, weil er ohne diesen Geruch nicht leben kann. Dadurch erregt er in der Gesellschaft, in der er verkehrt — um den Leser gruseln zu machen, ist auch ein Staatsanwalt darunter! —, durch seine scharfen Parfüme und sein ängstliches Benehmen (er fürchtet nämlich immer, man errate sein Geheimnis) Aufsehen und Argernis, bis er, in seinen Ängsten von Wohnung zu Wohnung gehetzt, sich schließlich aufhängt. Das alles wird mit einer Nüchternheit und fast statistischen Sachlichkeit erzählt, die in schroffstem Gegensatz zu dem geheimnisvollen Nichts steht.

Hermann Weilemann, Der Befreier. Eine Prosadichtung. Frauenfeld und Leipzig, Verlag von Huber & Co. Preis geheftet 4,20 Franken, gebunden 5,80 Franken.

Eine Schweizer Kriegsgeschichte, die sich ganz in der Seele des Soldaten abspielt. Der Schauplatz sind die Tessiner Berge, auf denen die Schweizer während des Weltkriegs Grenzschutz hielten. Ein junger Künstler, zum Militär einberufen, trägt die Frage: »Militarismus oder Freiheit?« während des ganzen Dienstes schwermütig mit sich herum. Er schreibt sogar ein Buch darüber. Wie die Tessinerin Angiulekka und die revolutionäre Russin, die sich in die Schweizer Berge verkrochen hat, streikten sich Heimat und heimatloses Freiheitsideal um seine Seele. Schon hat ihn Angiulekka scheinbar von allen seinen Gräueltaten befreit und dem Vaterland wiedergegeben. Auf einem gemeinsamen Ausflug finden sich die Seelen der beiden jungen Leute; bei seiner Rückkunft aus den Bergen, wo ihn die Russin vergebens in ihre Netze gelockt hat, bemächtigt er sich auch ihres Leibes. Da wird das reine Verhältnis durch die gierigen Augen eines brünstigen Dorstrotfels besudelt. Er reißt sich los und ist wieder ganz auf sich gestellt. Beim letzten Einmarsch über Stock und Stein stürzt er ab. Im Spital nah dem Zweifler, der die Heimat nicht an die Freiheit und die Freiheit nicht an die Heimat verraten will, der Erlöser Tod.

Das kleine Buch ist ein ernstes Fragezeichen — ein Brevier für junge Schweizer und andere Freie, die den starren Nacken unter das Joch des Militärdienstes beugen müssen. Freiheit und Gehorsam, wie lassen sie sich vereinen? Mensch und Soldat, wo ist die Brücke, die von einem zum anderen hinüberführt? Der Anblick der heimischen Gletscher gibt die Antwort. Oder sind sie nicht zugleich die Symbole der Heimat wie der Freiheit?

Martin Roehl, Das Attentat und andere Novellen. Jena 1918, Landhausverlag. Preis gebettet 4,50 Mark, fein kartoniert 6 Mark.

Das zaristische Rußland von gestern, Alt-Hellas, das zum Leben erwachte Italien mit seinen Verschwörergeheimnissen und das von den Deutschen besetzte Belgien des Weltkriegs sind die Schauplätze der vier Geschichten oder Seelenrätsel, die uns Martin Roehls hellseherische Kunst bis in die dunkelsten Winkel durchleuchtet. Jene Schauplätze sind nicht nur geographische Begriffe; sie geben der jeweiligen Erzählung nicht nur Farbe und Stimmung, sondern sie sind, wie jede mit Maler- und Dichteraugen geschauete Landschaft, selber ein Stück Seele, also nichts Zufälliges, Außerliches, keine bloße Zierat oder Zutat, sondern ebenso wesentlich und notwendig wie das Unsichtbare und Jenseitige, mit dem für Roehl erst das, was wir andere Leben nennen, beginnt und endet. Der bezahlte Spießel, der den russischen Gouverneur ermordet, um sich vor sich selbst und in den Augen seiner von ihm verratenen Gesinnungsgenossen zu rechtfertigen; der pessimistische Lustphilosoph Hegesias, der die reichen Jünglinge seiner Zeit in Schönheit sterben lehrt, der von Schönheit berauschte deutsche Italiener, der, von den Reizen der Liebe und Politik umspinnen, aus Übermut und letzter Notwendigkeit sein Leben hinwirft, und der deutsche Sanitäter, den ein belgisches Mädchen als Rachegeist des eroberten Landes beim nächsten Stellscheln fälschlich erdolcht (die letzte Erzählung war bezeichnenderweise während des Krieges von der Zensur verboten!) — sie alle tummeln wie richtige Träumer durch diesen Lebensraum, bewußt ihr Schicksal bauend und unbewußt ihre Bestimmung erfüllend als Wollende und Müßende, für die ein Anderes, Dunkles, in dem sie sich wie in einem Mantel geborgen fühlen, will und muß. Diese Mystik, die bei Roehl keine gekünstelte Maske, sondern innerstes Erlebnis ist, gibt diesen Erzählungen den eigentümlichen Reiz.

Indische Erzählungen. Aus dem Sanskrit zum erstenmal ins Deutsche übertragen von Dr. Hans Schacht, Privatdozent an der Universität Lausanne. Lausanne und Leipzig 1918, Edwin Frankfurter Verlag. Preis nicht angegeben.

Erzählungen, Märchen, Fabeln, Schwänke aus dem zehnten Buch des »Dzeans der Märchenströme« von Somadewa. Zuerst stoßen wir auf Fabeln aus dem Pantshatantra, dem Buch von den »fünf Klugheitsfällen«, die aber von dem indischen Dichter bereits sehr frei bearbeitet sind. Somadewa hat insofern Ähnlichkeit mit Lessing, als er der Fabel, im Gegensatz zu Lafontaine und Gellert, die größte Kürze gibt. Im übrigen lagern in all diesen Fabeln und Schwänken Brahmanismus und Buddhismus friedlich beieinander. So erhalten wir ein getreues Bild des altindischen Lebens zur Zeit, wo der Buddhismus der eigenen Schwäche seines ewigen Kompromissens mit dem Volksaberglauben erlag. Der Verfasser ist zwar Brahmane, aber so duldsam, daß er eine Menge buddhistischer Märchen mit aufnimmt. Gott Siwa tritt in seinen Erzählungen mehr hervor als Wischnu — vielleicht weil er Mitglied der swaistischen Sekte in Kaschmir war. Die Zustände, die hier geschildert werden, kann man etwa ins erste Jahrtausend nach Christus, also ins indische Mittelalter verlegen. Es herrscht feinste Kultur: die Leute haben Zeit, Ruhe und Geld genug. Die Stelle des Goldes vertreten vielfach Edelsteine, von denen eine Handvoll einen sorgenlosen Tag verbürgt! Überall werden an den Glauben des Lesers starke Zumutungen gestellt. Aber diese Unwirklichkeit hat alle Züge der Wirklichkeit; denn in diesen Dichtungen wuchert Urwaldphantasie. In den Efenmärchen kommen nur die höheren Stände vor, Fürsten und Priester. Daneben der arme Wüßer, der den Königen gleichgeachtet wird. Ein einmal ausgesprochener Fluch kann nicht mehr zurückgenommen, höchstens abgeschwächt werden. Dem Kastenwesen zum Trost spielt das in Indien verachtete Weib in diesen Geschichten eine große Rolle, vor allem die streng bewachte Ehefrau, die stets neue Listen findet, um dem Ehemann einen Streich zu spielen. Wie im ganzen

Altertum, kennt der Mann keine eheliche Treue; nur vom Weib wird sie gefordert. Die Satire gefällt sich in der Geißelung der Dummheit der Mönche und Kaufleute. An die Psychologie der Märchen aus »Tausend und einer Nacht« erinnert das blühartige Verlieben der Jünglinge und die Flatterhaftigkeit der Frau. Überhaupt könnte man aus diesen Erzählungen eine kleine Geschichte der indischen Erotik zusammenstellen. Man denke nur an die immer wiederkehrenden Rauschgetränke, Palmweine usw. Die Märchensammlung des Somadewa, deren Schauplatz das Ufer des Ganges, ist aus verschiedenen alten Quellen, Epen und Legenden geschöpft. Die Form ist das altepische Versmaß der Inder, der sogenannte Sloka, ein sechzehnfüßiger Doppelvers, der an die achthebige Nibelungenzeile und den altlateinischen Saturnius erinnert. Jedenfalls ist das Buch ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte Indiens.

Literarische Rundschau.

Walter v. Molo, *Luiſe*. Roman. München, Verlag von A. Langen. 312 Seiten.

Seinem wuchtigen Schillerroman läßt Molo unter dem gemeinsamen Titel »Ein Volk wacht auf« eine in ihrer Wirkung gleich starke Triologie folgen, die einen längeren Abschnitt aus der preußischen Geschichte darstellt. Der Preußenroman »Friedricus« (vergl. Neue Zeit, 37. Jahrgang, 2. Band, 6. Heft) bildete den ersten Band, der zweite, der den Zusammenbruch bei Jena und Auerstädt behandelt, ist soeben unter dem Titel »Luiſe« erschienen. Ein dritter soll folgen.

Mußte seinerzeit schon der »Friedricus« auf Befehl des preußischen Zensors nicht weniger als zwei Jahre ungedruckt in der Schublade liegen, so hätte die »Luiſe« unter dem alten Regime niemals das kritische Licht der Öffentlichkeit erblickt; denn so ungeschminkt, wie hier Molo das politische Getriebe am Hofe Friedrich Wilhelms zeichnet, ist das in Form eines literarischen Kunstwerkes bisher nicht geschehen. Die Jagdbastigkeit und Hinterhältigkeit dieses Fürsten, das adlige Schmarokertum am Hofe, kurz die gesamte Kabinettspolitik jener traurigen Epoche haben hier einen Gestalter von plastischer Bildkraft gefunden. Dazu kommt eine äußerst starke Unmittelbarkeit, die häufig derart persönlich wirkt, daß man meint, nur eine Namensverwechslung trenne jene Zeit von der Epoche der politischen Kabale und diplomatischen Ranküne, die dem Kriege von 1914 voranging.

Im Mittelpunkt des Romans steht die Königin, die dem Buche den Titel gibt. Molo hat versucht, ihrer Persönlichkeit in historischer Beziehung gerecht zu werden. Ob ihm das gelungen ist, mag der Forscher entscheiden. Unseres Erachtens steht er in dem Tun Luise's häufig Idealismus und Staatsgefühl, wo in Wirklichkeit nur Hochmut und Eitelkeit und, nicht zu vergessen: neben der Zarenfreundschaft ein starker Haß gegen den »korinthischen Eroberer« die Triebfedern waren. Die Urteile, die Stein und A. v. Humboldt nach der Katastrophe über die preußische Nationalheiligkeit fällten, sind durchaus nicht so günstig. Vielleicht hat der Verfasser nicht ohne Grund das Werk mit dem militärischen Zusammenbruch bei Auerstädt und dem seelischen Zusammenbruch Luise's in Memel abgeschlossen. Hätte er es fortgeführt bis zum Tode der Königin, er hätte ohne Zweifel seinem Wilde starke Schatten einfügen müssen.

Diese Beanstandungen schmälern indes nicht den künstlerischen Wert des Romans. Wie im Schillerwerk, so entwickelt der Verfasser auch hier eine außergewöhnliche Stärke in der Charakteristik. In knappen andeutenden Sätzen, oft in ein, zwei Worten gelingt es Molo, packende Bilder der handelnden Personen zu geben. Wie außerordentlich wuchtig wirkt zum Beispiel die knapp umrissene Figur Steins. Die schöpferische Sprachgewalt Molo's feiert wieder Triumphe. Leßten Endes ist es ihm aber darum zu tun, erzieherisch zu wirken — am Aufbau unseres

neuen Deutschlands dichterisch mitzuhelfen«, wie er sich in einem Briefe ausdrückte. Die Tiefe und Konsequenz, mit der er seine mit Absicht gewählten Probleme aufsaßt und durchbildet, sind in der Tat geeignet, fruchtbare Pionierarbeit zu leisten.

Joseph Kliche

Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas. Mit einer Einleitung von M. Sering. Leipzig und Berlin 1917, Verlag B. G. Teubner.

Wenn die Wissenschaft sich von einem politischen Zweck vergewaltigen läßt, dann pflegt ein literarischer Wechselbalg dabei herauszukommen. Es ist keineswegs ein Schmuckstück unserer volkswirtschaftlichen Literatur daraus geworden, als Sering und eine Anzahl Gleichgesinnter sich zusammentaten in der Absicht, nicht etwa eine objektive Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse Westrußlands zu bieten, sondern ein geistiges Instrument des Annexionismus zu konstruieren, wofür der wissenschaftliche Stoff nichts weiter war als das jeder Willkür sich fügende Material. Das Buch ist gemacht worden zu der Zeit, als die hohlen Salme des deutschen Annexionismus am höchsten standen und das Schlagwort »Mitteleuropa« der Inbegriff der Kriegspolitik derer von Reventlow bis Raumann geworden war. Sering und seine Mitarbeiter nahmen die damals anscheinend politisch lohnende, wissenschaftlich fruchtlose Arbeit auf sich, den reaktionären Plänen der Annexion polnischer und westrußsischer Länder eine wissenschaftliche Begründung zu verleihen. Ihr Buch wollte denen, die da wähnten, die Zukunft der im Osten erworbenen Länder gestalten zu können, das geistige Rüstzeug und eine wissenschaftliche Rückenbedeckung liefern. Diesen Zweck hat es durch den Gang der politischen Entwicklung verfehlt.

D. L.

Julius Bab, Die deutsche Revolutionslyrik. Eine geschichtliche Auswahl mit Einführung und Anmerkungen. Wien und Leipzig 1919, Verlag Ed. Straehe. 338 Seiten.

Trotz der Revolution ist der deutsche Büchermarkt zurzeit nicht allzu reich an Sammlungen revolutionärer Dichtungen. Die beiden Bände von Franz Dieberich »Von unten auf!« stehen noch unbestritten in seinem Mittelpunkt. Karl Henckells gute ältere Sammlung »Buch der Freiheit« ist noch nicht wieder aufgelegt worden, und Konrad Weigwengers »Stimmen der Freiheit« stopfen trotz ihrer Mängel immer noch ein Loch. Unter den neueren Sammlungen, die sich weniger weite Ziele stecken, hat mein Büchlein »Gift und Galle« einiges Fehlende ergänzt. Julius Babs Schrift ist für den soliden Buchhandel berechnet. Er führt eine Reihe Dichter älterer und neuerer Zeit mit ihren »Freiheitsgesängen« vor. Von Martin Luther und Hutten leitet er den Leser über Klopstock, Bürger, Schiller, Herwegh, Freiligrath, Heine, Audorf, Hartleben zu Hasenclever, Werfel usw. Er bietet eine recht brauchbare Auswahl, die allerdings, wenn nicht die letzten 50 Seiten allerjüngste Dichter brächten, schließlich im ganzen nur eine Auswahl aus Franz Dieberichs Sammlung wäre. Das Buch wird in seiner Handlichkeit den Rezitatoren gute Dienste leisten und soliden Geschmack befriedigen. Gerade deshalb aber möchte ich bezweifeln, daß Bab »Das Heckerlied« abgedruckt hätte, wenn er den Urtext erhalten hätte, von dem er auf S. 323 mit Bedauern feststellt, daß er ihn nicht zu erlangen vermochte. Verse wie:

An den Darm der Pfaffen
Hängt den Edelmann,
Laßt ihn dran erschlaffen,
Bis er nimmer kann!

Ja, dreiunddreißig Jahre
Währt die Sauerel.
Wir sind keine Knechte,
Wir sind alle frei!

passen nicht recht zum Charakter des Buches, das nicht nur Lyrik, sondern auch dramatische Stellen aus den »Räubern«, aus »Kabale und Liebe«, »Don Carlos« und »Wilhelm Tell« bringt.

Ernst Drahn

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 3

Ausgegeben am 17. Oktober 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Deutschland und der Wiederaufbau Nordfrankreichs

Von A. Ellinger

Nach dem Friedensvertrag hat Deutschland für die zerstörten Gebiete Nordfrankreichs und Belgiens eine »Wiedergutmachung« zu leisten. Hinsichtlich der Art, wie diese Wiedergutmachung geleistet werden soll, sind verschiedene Möglichkeiten vorgesehen, deren Wahl Deutschland mit überlassen ist. In der Antwort der verbündeten Ententemächte auf eine entsprechende Anfrage der deutschen Delegation heißt es:

Jederzeit innerhalb vier Monaten nach Unterzeichnung des Friedens soll Deutschland die Möglichkeit haben, alle ihm geeignet erscheinenden Vorschläge zu machen, und die alliierten und assoziierten Regierungen werden sie aufnehmen und prüfen. . . . Deutschland kann anbieten, entweder mit eigenen Mitteln die Wiederherstellung und den Wiederaufbau einer der verwüsteten Gegenden, sei es teilweise oder im ganzen, auszuführen oder unter denselben Bedingungen bestimmte Schadensarten in bestimmten Gegenden oder in allen Gegenden, die durch den Krieg gelitten haben, wieder gutzumachen. Deutschland kann Arbeitskräfte, Materialien und technische Leistungen zur Verwertung bei solcher Arbeit anbieten, auch wenn es die Arbeit selbst nicht ausführt. Es kann jeden praktischen Plan vorschlagen, . . . der geeignet ist, die Zeit für die (Schadens-) Feststellungen abzukürzen und sie zu einem schnellen und endgültigen Abschluß zu bringen. Die alliierten und assoziierten Regierungen werden soweit als möglich ihre Antwort auf alle Vorschläge, die gemacht werden mögen, innerhalb der zwei auf deren Übergabe folgenden Monate erteilen.

Deutschland braucht also nicht einfach die Wiederaufbaukosten in bar zu zahlen — was ihm auch kaum möglich wäre —, sondern es kann Arbeitskräfte oder Baustoffe oder beides liefern, und es kann auch mit Zustimmung der verbündeten Mächte den Wiederaufbau zum Teil selbst übernehmen. Frankreich hat diese Konzession zweifellos nicht mit Rücksicht auf Deutschland, sondern nur in seinem eigenen Interesse gemacht. Es hat nicht die Menschen, deren es zum Wiederaufbau der zerstörten Gebiete bedarf, und es weiß sehr wohl, daß Deutschland die verlangte Wiedergutmachung durch Barzahlung nicht leisten kann. Darum stellt es Deutschland die Mitwirkung am Wiederaufbau durch die Lieferung von Baustoffen und Arbeitskräften sowie durch die Übernahme eines Teils der Wiederaufbauarbeiten frei. Mit Osterreich hat es lediglich einen Vertrag über die Lieferung von Arbeitern geschlossen, die bei französischen Unternehmern arbeiten sollen.

Für die deutsche Republik sind die oben erwähnten Bestimmungen insofern günstig, als sie Deutschland die Möglichkeit lassen, die Höhe der Wiederaufbaukosten bis zu einem gewissen Grade durch seine eigene Arbeit mitzubestimmen. Davon abgesehen, bietet die Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau Gelegenheit zur Neubelebung der deutschen Volkswirtschaft und zur Behebung unserer immer noch furchtbar großen Arbeits-

losigkeit. Es kommt noch hinzu, daß bei der Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau die für den Wiederaufbau verwendeten Geldmittel dem heimischen Wirtschaftsleben zum Teil wieder zufließen, während sie bei Zahlung der Kosten in bar für die deutsche Volkswirtschaft restlos verloren wären. Schließlich wird die Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau auch günstige politische und moralische Folgen haben, weil sie zur Wiederveröhnung der Völker und zur Wiederbelebung der Arbeitslust in Deutschland beitragen kann. Es ist deshalb ganz natürlich, daß die deutsche Regierung die Beteiligung am Wiederaufbau Nordfrankreichs in Aussicht genommen und bereits entsprechende Verhandlungen mit der französischen Regierung gepflogen hat. Von der belgischen Regierung wird anscheinend die Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau ihres Landes nicht gewünscht, wohl weil in Belgien kein Mangel an Arbeitern besteht.

Die Stellung der deutschen Arbeiter zum Wiederaufbau

Die Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau ist natürlich nur möglich, wenn die deutschen Arbeiter, vor allem die deutschen Bauarbeiter, für den Plan zu gewinnen sind. Die Organisation der Bauarbeiter hat nach dieser Richtung hin schon frühzeitig Vorarbeit geleistet. Es kam ihr darauf an, unsere Gefangenen in Frankreich nicht versklaven zu lassen, für die arbeitslosen deutschen Bauarbeiter Arbeit zu schaffen und gleichzeitig zu einer Wiederannäherung Frankreichs und Deutschlands beizutragen. Gleich nach Beendigung des Krieges hat sich der Vorstand des Deutschen Bauarbeiterverbandes mit der Frage beschäftigt, in welcher Weise die deutschen Bauarbeiter am Wiederaufbau der zerstörten Wohn- und Arbeitsstätten in Belgien und Nordfrankreich mitwirken können. Und schon im Dezember 1918 hat mein Kollege Paepflow als Sekretär der Bauarbeiterinternationale durch die Vermittlung des Holländischen Bauarbeiterverbandes dem Belgischen und dem Französischen Bauarbeiterverband mitgeteilt, daß die deutschen Bauarbeiter zur Hilfe beim Wiederaufbau der zerstörten Gebiete bereit seien, falls die Zahl der einheimischen Arbeitskräfte nicht groß genug sei, um den Wiederaufbau in der gebotenen Zeit bewerkstelligen zu können. Beiden Verbänden wurde eine entsprechende Vereinbarung vorgeschlagen.

Auch die deutsche Regierung hat nach dieser Richtung hin schon frühzeitig die entsprechenden Vorarbeiten begonnen. Bereits am 20. März dieses Jahres fanden zwischen Vertretern der Reichsregierung und Vertretern der Bauarbeiterverbände Verhandlungen statt, in deren Verlauf sich die Vertreter dieser Verbände namens der Bauarbeiter grundsätzlich bereit erklärten, unter bestimmten Voraussetzungen am Wiederaufbau der zerstörten Gebiete mitzuwirken. Die Bedingungen für ihre Beteiligung sind niedergelegt in Vorschlägen des Genossen Silberschmidt an die Reichsregierung (Deutsche Waffenstillstandskommission, Referat VIII), abgedruckt in Nr. 28 der Mitteilungen des Referats »Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Belgiens und Nordfrankreichs« vom 5. Mai 1919. Als erste Voraussetzung der Beteiligung deutscher Bauarbeiter am Wiederaufbau wird dort gefordert, daß die deutschen Arbeiter keine Zwangsarbeit in irgend einer Form zu leisten haben, sondern völlig freie Arbeiter bleiben. Bei den Friedensverhandlungen solle versucht werden, die deut-

schen Arbeiter im Wiederaufbauggebiet bei kleineren Vergehen und Verstößen gegen die dortigen Gesetze der deutschen Gerichtsbarkeit zu unterstellen. Auf keinen Fall dürfen sie irgendwelchen Ausnahmegesetzen unterstellt werden. Ferner wird gefordert: die Freiheit der Presse und das uneingeschränkte Koalitions-, Versammlungs- und Streikrecht, die volle Ausdehnung der deutschen Arbeiterschutzesetze einschließlich der Unfallversicherungsvorschriften auf das Wiederaufbauggebiet und ebenso die Ausdehnung der sozialen Versicherungsgesetze (Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Angestelltenversicherung) auf die Arbeiter, die Arbeit im Ausland annehmen. Weiter wird die Organisation der Arbeitervermittlung durch die Arbeiter- und Arbeitgeberverbände, womöglich unter dem Schutze oder der Leitung des Reichsarbeitsministeriums, gewünscht. Für die Arbeiter auf den Arbeitsstellen werden ausreichende Vertretungen mit dem Rechte der Mitwirkung bei der Betriebsleitung gefordert. Die deutschen Arbeiterverbände sollen das Recht haben, eigene Angestellte und Beauftragte im Wiederaufbauggebiet zu unterhalten, die Beratungsstellen für die Arbeiter einrichten und die sonstigen Interessen der Arbeiter und der Organisationen vertreten sollen.

Eine Reihe weiterer Forderungen handelt von der Schaffung ausreichender und zweckentsprechender Unterkunftsräume, von der Regelung der Beköstigung und Bekleidung, von der Beschaffung von Werkzeugen und sanitären Einrichtungen. Es werden Vorschläge zur Einrichtung von Koch-, Wasch- und sonstigen Räumen gemacht. An der Verwaltung der Küchen sollen die Arbeiter beteiligt sein. Kleidung und Werkzeuge sollen sie zum Selbstkostenpreis erhalten. Um den Arbeitern für das fehlende Familienleben und die kulturellen Annehmlichkeiten in der Heimat einigermaßen Ersatz zu schaffen, wird die Einrichtung von Lesesälen, Bibliotheken und die Vereinstellung von Räumen zu geselligen und bildenden Zusammenkünften verlangt.

Auch zur Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen werden Vorschläge gemacht. Natürlich ist auch für das Wiederaufbauggebiet der achtstündige Arbeitstag vorgesehen. Der Stundenlohn soll um mindestens 10 Prozent höher sein als der tarifliche Stundenlohn der gleichen Arbeitergruppe in Berlin. Den Familien der Verheirateten soll vom Reich eine Familienunterstützung gezahlt werden. Die Akkordarbeit wird nicht grundsätzlich abgelehnt, doch wird bei etwaiger Akkordarbeit die Garantie eines höheren Verdienstes als beim Stundenlohn verlangt. Für die Arbeiter wird ein regelmäßiger Heimaturlaub unter Fortzahlung des Lohnes sowie freie Beköstigung auf der Hin- und Rückfahrt gefordert. Der freie schriftliche Verkehr mit der Heimat wird ebenfalls als eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Annahme von Arbeit im zerstörten Gebiet verlangt.

Vorgeschlagen wird, daß alle diese Bedingungen zwischen der Reichsregierung und den Bauarbeiterverbänden schriftlich vereinbart werden sollen. Die Reichsregierung als Generalübernehmerin der Arbeiten hätte also die Garantie für die Einhaltung der Bedingungen zu übernehmen und dementsprechend den etwa heranzuziehenden Unternehmern ganz bestimmte Verpflichtungen aufzuerlegen.

Der Verbandstag des Deutschen Bauarbeiterverbandes, der Anfang Mai in Weimar stattfand, nahm von den Verhandlungen der Verbands-

vertreter mit der Reichsregierung Kenntnis und stimmte ihren Ausführungen zu, worauf die hauptsächlichsten der vorstehend skizzierten Forderungen nebst einigen Ergänzungen der Reichsregierung in 17 Punkten formuliert als Minimalprogramm eingereicht wurden mit der Mitteilung, daß es bei Annahme dieser Bedingungen den Vorständen der Bauarbeiterverbände möglich erscheine, zur Mitarbeit in den zerstörten Gebieten die erforderliche Anzahl Arbeiter zu gewinnen und den größten Teil dauernd für diese Arbeiten zu erhalten.

Die Haltung der französischen Arbeiter zur Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau

Die Not Deutschlands könnte die deutschen Bauarbeiter nicht veranlassen, nach Nordfrankreich zu gehen, wenn die französischen Arbeiter gegen ihre Beteiligung am Wiederaufbau Widerspruch erhöben. Bei einer feindseligen Haltung der maßgebenden französischen Gewerkschaften könnten die deutschen Bauarbeiterverbände ihren Mitgliedern die Arbeitsannahme in Nordfrankreich nicht empfehlen, weil sonst die Teilnahme deutscher Arbeiter am Wiederaufbau nicht zur Völkerveröhnung, sondern zur Vergrößerung des Hasses der Franzosen gegen die Deutschen beitragen würde.

Um über die Haltung der französischen und belgischen Arbeiter in dieser Frage Klarheit zu gewinnen und gleichzeitig die Verbindung mit den französischen und belgischen Bauarbeitern wieder anzuknüpfen, hat Genosse Paepow als Sekretär der Bauarbeiter-Internationale im Dezember vorigen Jahres den schon erwähnten Versuch unternommen. Eine Antwort auf seine Vorschläge erhielt er erst Ende Juli dieses Jahres auf der internationalen Gewerkschaftskonferenz in Amsterdam, wo er nebst einigen anderen Vertretern der deutschen und holländischen Bauarbeiter mit dem Sekretär des Französischen Bauarbeiterverbandes, Chauvin, zusammentraf. Dabei stellte sich heraus, daß die französischen Bauarbeiter dem Kommen ihrer deutschen Kollegen nicht gerade mit freundschaftlichen Gefühlen entgegenkamen. Chauvin unterhielt sich zwar persönlich sehr liebenswürdig mit den deutschen Arbeitervertretern, glaubte aber gleichwohl die deutschen Bauarbeiter vor der Arbeitsannahme in Nordfrankreich warnen zu müssen. Er erklärte, der allgemeine Haß der Franzosen gegen alles Deutsche, auch gegen die deutschen Arbeiter, sei so groß, daß er sich wundere, wie es möglich sei, daß deutsche Arbeiter nach Nordfrankreich kommen wollten. Er riet den Vertretern der deutschen Bauarbeiter entschieden von der Weiterverfolgung ihrer Pläne ab und meinte, es werde Frankreich auch ohne die Hilfe deutscher Arbeiter möglich sein, die zerstörten Gebiete wieder aufzubauen, wenn auch nur in einem Zeitraum von 20 oder 25 Jahren und unter Heranziehung spanischer und italienischer Arbeiter.

Im Anschluß an die Besprechung in Amsterdam reiste am 30. Juli auf Veranlassung des Reichswirtschaftsministeriums eine aus Arbeiter- und Unternehmervertretern sowie aus Vertretern der deutschen Regierung bestehende Kommission nach Versailles, um mit Beauftragten der französischen Regierung über die Teilnahme Deutschlands am Wiederaufbau zu verhandeln. Dort machten die deutschen Arbeitervertreter dem französischen Wiederaufbauminister Loucheur Mitteilung von der Äußerung Chauvins in Amsterdam und erklärten gleichzeitig, daß die deutschen Bau-

arbeiter ohne die Zustimmung des Französischen Bauarbeiterverbandes nicht nach Frankreich gehen würden. Loucheur glaubte versichern zu dürfen, daß Chauvin in Amsterdam falsch verstanden worden sein müsse; er bemühte sich, den Vertreter des Deutschen Bauarbeiterverbandes Silber Schmidt mit dem Vertreter des Französischen Bauarbeiterverbandes zusammenzubringen, was ihm aber zunächst nicht gelang. Man besprach dann die Forderungen der deutschen Bauarbeiter und beschloß nach längerem Verhandeln, eine Anzahl Unterkommissionen einzusetzen, die die einzelnen Wiederaufbaufragen beraten und weiteres in die Wege leiten sollen.

Eine Aussprache zwischen dem deutschen Arbeitervertreter Silber Schmidt und Vertretern der französischen Arbeiterschaft fand dann — nachdem bei einer zweiten Reise der deutschen Kommission nach Versailles Verhandlungen überhaupt nicht zustande gekommen waren — am 5. September unter Weisheit eines Vertreters der französischen Regierung statt. Bei dieser Aussprache erklärte der Vertreter des Allgemeinen Französischen Arbeiterverbandes (Confédération générale du travail) Laurent: Die französischen Arbeiterorganisationen ständen den deutschen Arbeitern keineswegs feindlich gegenüber und würden der Beteiligung der deutschen organisierten Arbeiter in konzilianter Geist entgegensehen. Chauvin vom Französischen Bauarbeiterverband erklärte, daß er sich für seine Organisation eine endgültige Erklärung noch vorbehalten müsse, da erst der Bauarbeiterkongreß in Lyon zu dieser Frage endgültig Stellung nehme. Er persönlich glaube aber, daß dieser Kongreß gegen die Beteiligung der deutschen Arbeiter nichts einzuwenden haben werde.

Die wichtigste Voraussetzung für die Teilnahme der deutschen Arbeiter am Wiederaufbau: die Zustimmung der französischen Arbeiter, ist somit gegeben. Über die sonstigen Forderungen der deutschen Bauarbeiter wurde bei den wiederholten Verhandlungen mit der französischen Regierung noch nicht in allen Punkten eine Einigung erreicht, doch kam man sich in den wesentlichsten Punkten ziemlich nahe.

Der Plan für den Wiederaufbau

Nach der »Denkschrift betreffend die Grundsätze für die Wiederaufbauarbeiten« von den wissenschaftlichen Hilfsarbeitern der deutschen Waffenstillstandskommission, Dr. Max Rudolf und Dr. Herbert Auerbach (veröffentlicht in Nr. 86 der »Mitteilungen des Referats Wiederaufbau« vom 28. Juli 1919), soll der Wiederaufbau in Frankreich wie folgt organisiert werden: In den einzelnen Departements sind »Sektors« eingerichtet, denen allein das Recht zusteht, in ihrem Bereich die zum Wiederaufbau erforderlichen Aktionen vorzunehmen. Die Interessenten, das heißt die Geschädigten, sind zu Genossenschaften zusammengeschlossen, die dem Sektors Arbeitspläne über den von ihnen beabsichtigten Wiederaufbau unterbreiten. Der Sektors, der von einem Ingenieur oder einem Baufachmann geleitet wird, genehmigt die Bauarbeiten und gibt die Materialbestellungen an eine Zentralstelle in Paris weiter. Die Arbeit selbst wird im Auftrag der Genossenschaften mit dem vom Zentralkontor gelieferten Material von großen Unternehmern ausgeführt.

Dieser Organisation wird sich im großen ganzen auch das Deutsche Reich bei etwaiger Übernahme von Wiederaufbauarbeiten einzuordnen haben.

Die Annahme, als ob das Deutsche Reich den Wiederaufbau ganzer Gebiete nach eigenen Plänen übernehmen könnte, wurde kürzlich in einer Veröffentlichung von zuständiger deutscher Stelle ausdrücklich als ein Irrtum erklärt.

Es muß auf das dringendste davor gewarnt werden, hieß es da, sich irgendwelchen Hoffnungen hinzugeben, als ob deutsche Architekten oder deutsche Organisationsleute in dem zerstörten Gebiet Frankreichs große einheitliche Pläne durchführen können. Jeder Einwohner des zerstörten Gebiets hat das Recht, sein Eigentum selbst wiederherzustellen; es entspricht der individualistischen Denkweise der Franzosen, daß sie von diesem Recht möglichst weiten Gebrauch machen. Sie würden sich einheitlichen, nach unseren deutschen Begriffen noch so schönen Plänen für den Wiederaufbau nicht fügen, selbst wenn der französische Wiederaufbauminister darauf bestehen sollte. Es kann sich vielmehr nur darum handeln, praktische Arbeit zu leisten.

Mit anderen Worten: Deutschland hat auch in den Gebieten, deren Wiederaufbau es mit übernimmt, lediglich die Arbeit auszuführen nach Plänen, die ihm von Frankreich geliefert werden. Die Oberaufsicht über die gesamten Bauarbeiten wird überall Frankreich haben.

Was die Wiederaufbauarbeiten selbst betrifft, so müssen natürlich zunächst die Verkehrswege: Straßen, Eisenbahnen, Kanäle, Brücken usw., wieder in Ordnung gebracht, das Gelände eingeebnet, die Schützengräben, Drahtverhaue und Minen beseitigt und andere Aufräumungsarbeiten erledigt werden. Diese Arbeiten sind die weitaus umfangreichsten des ganzen Wiederaufbaus. Daneben sind von Anfang an für die Arbeiter die nötigen Baracken zu bauen, und in den gänzlich zerstörten Gebieten sind auch für die heimkehrenden Bewohner zunächst provisorische Wohnbaracken zu schaffen. Auch die Wiederherstellung der Bergwerke und die Wiederaufforstung der zum Teil bis auf den letzten Stumpf abgeholzten Wälder soll sofort in Angriff genommen werden. Erst nach und nach wird man zum eigentlichen Aufbau der Städte und Dörfer übergehen. Während Frankreich bei den Aufräumungs- und Einebnungsarbeiten die Ausführung der Arbeit in ganzen Gebieten Deutschland übertragen will, hat es sich bis jetzt nicht bereit erklärt, Deutschland allgemein den Wiederaufbau ganzer Städte und Dörfer zu übertragen. Über die Lieferung von Material und über die Transportfrage sowie über verschiedene andere Fragen wird noch verhandelt.

Die Unternehmungsform beim Wiederaufbau:

Reichsregie, Bauarbeitergenossenschaften, private Unternehmer?

Da das Reich als Generalübernehmer eines Teiles der Arbeiten in Nordfrankreich deren ganze Kosten tragen muß, hat es natürlich das größte Interesse an einer billigen Ausführung der Arbeiten. Es fragt sich nun, welche Unternehmungsform die billigste Ausführung der Arbeiten und gleichzeitig die höchste Befriedigung sowohl der Arbeiter wie der geschädigten Franzosen gewährleistet. Es sind in der Hauptsache drei Unternehmungsformen möglich: die Ausführung der Arbeiten in Reichsregie, durch Produktionsgenossenschaften der Bauarbeiter oder durch private Unternehmer.

Der Gewerkschaftskongreß in Nürnberg hat bekanntlich einstimmig beschlossen, auf die deutsche Regierung einzuwirken, damit beim Wieder-

aufbau jeder kapitalistische Gewinn ausgeschaltet werde. Die Unternehmer und sonstigen Interessenten dagegen erheben gegen ihre Ausschaltung und besonders gegen die Ausführung der Arbeiten in Reichsregie lebhaften Widerspruch, weil sie sich bei diesen Arbeiten für unentbehrlich halten. Die Regierung, sagen sie, habe nicht die Betriebsmittel und die sonstigen Einrichtungen, die zur Ausführung so umfangreicher Arbeiten erforderlich seien, es fehle ihr auch an tüchtigen Beamten, die genügend eigene Initiative entwickeln und die billige Ausführung der Arbeiten gewährleisten könnten. Eine so große und völlig neue Organisation lasse sich auch nicht im Handumdrehen schaffen. Die großen Baufirmen dagegen hätten sowohl die Betriebseinrichtungen wie eine gut ausgeprobte Organisation und tüchtige Leiter, sie könnten also die Arbeiten auf alle Fälle billiger ausführen, als sie dem Reich in eigener Regie zu stehen kämen oder als sie von Arbeitergenossenschaften ausgeführt werden könnten. In Wahrheit wollen sie natürlich vor allem deshalb nicht ausgeschaltet sein, weil sie bei Ausführung dieser Arbeiten Gelegenheit zur Erzielung ebenso hoher Gewinne zu haben glauben, wie sie sie bei Ausführung der Heeresaufträge während des Krieges hatten.

Im übrigen kann man ruhig zugeben, daß die Frage, ob dem Reich die Arbeiten bei Ausführung in Reichsregie billiger zu stehen kämen als bei Vergabung an Privatunternehmer oder Arbeitergenossenschaften, noch nicht entschieden ist. In seinen »Vorschlägen für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Nordfrankreichs«, die Friedrich Schinnerer, seinerzeit Hauptmann im Generalstab und Kommandeur der Bauleitung Mark, auf Grund der Erfahrungen aufgestellt hat, die während des Krieges auf dem Kriegsschauplatz gemacht worden sind, wird sehr entschieden vor der Regiearbeit gewarnt. Regie sei unter allen Umständen die teuerste Betriebsweise, weil niemand ein Interesse an billiger wirtschaftlicher Einrichtung und an Erzielung möglichst hoher Arbeitsleistung habe. Während des letzten Kriegsjahres habe die Oberste Heeresleitung die Übernahme der bisher durch Unternehmer ausgeführten umfangreichen Kriegsarbeiten in staatliche Regie angeordnet. »Der Befehl«, sagt Schinnerer, »ist nur teilweise zur Durchführung gekommen; aber da, wo er zur Durchführung gelangte, hat er mehr oder minder zu einem glatten Fiasko geführt, worüber ich außer der eigenen Anschauung auch noch über umfangreiches Aktenmaterial verfüge.«

Dagegen wird in der bereits genannten Denkschrift von Dr. Max Rudolf und Dr. Herbert Auerbach, die die ganze Wiederaufbaufrage im wesentlichen vom Standpunkt der U. S. P. behandeln, der reine staatliche Betrieb als die geeignetste Form des Wiederaufbaus bezeichnet. Wenn die staatliche Regiearbeit bis jetzt stets unwirtschaftlicher als die privatrechtliche gewesen ist — was von Rudolf und Auerbach zugegeben wird —, so liege das nicht an der staatlichen Betriebsform als solcher, sondern an der Auswahl der Personen, die bisher mit der Durchführung staatlicher Betriebe beauftragt worden wären, sowie in der bürokratischen Ausprägung der bisherigen staatlichen Wirtschaftsunternehmungen. »Die leitenden und mittleren Beamten waren aus kleinlicher Bürokratie hervorgegangen und am Gedeihen der Unternehmung nicht genügend interessiert. Konnexionen und Anzianität spielten bei der Auslese der Beamten eine große Rolle, so

daß nicht Männer am Ruder waren, die durch kaufmännische Tüchtigkeit und organisatorisches Talent im freien Wettbewerb ihre Eignung bewiesen hatten. Hinzu kam, daß die aus dem historischen Beamtentum erwachsene Auffassung von Pflichttreue eine Kleinlichkeit in der Behandlung erzeugt hat, die — insbesondere bei den steifen Kompetenzstreitigkeiten — die erforderliche angespannte selbstverständliche Initiative unmöglich machte. Ehe einem solchen staatlichen Betriebe alten Schlages das Wiederaufbauwerk übertragen werden sollte, mußte auch vom Standpunkt der deutschen Arbeiterschaft der weit rührigere Privatunternehmer vorgezogen werden.«

Beide Denkschriften stimmen also darin überein, daß der alte staatliche Regiebetrieb zur Ausführung der Wiederaufbauarbeiten unbrauchbar ist. Sie weichen aber darin voneinander ab, was an seine Stelle zu setzen ist. Schinnerer will zunächst — für das erste Stadium des Wiederaufbaus — die bisherigen privaten Großfirmen des Tief-, Beton- und Hochbaugewerbes, die »in sich geschlossene und organisatorisch durchgebildete Einheiten darstellen«, für den Wiederaufbau heranziehen, um ihre technische Erfahrung, ihre Intelligenz und ihre Erfahrung auf dem Gebiet der Leitung großer Arbeitermassen für das Reich nutzbar zu machen. Allerdings müßten die Gewinne der Unternehmer auf ein bescheidenes Maß beschränkt und die Arbeiter und Angestellten auf irgendeine Weise am Gewinn beteiligt werden. Neben den Privatunternehmern seien von Anfang an sozialisierte Baubetriebe zuzulassen, die mit den Privatbetrieben in Konkurrenz treten sollen. Im zweiten Stadium des Wiederaufbaus sollen dann die privaten Unternehmerbetriebe durch sozialisierte Einzelbetriebe und durch »sozialisierte Baugemeinschaften« abgelöst werden. Die privaten Baubetriebe hätten sich schon bei Abschluß ihrer Verträge grundsätzlich damit einverstanden zu erklären, daß ihr im Wiederaufbaubereich belegener Betrieb später in die sozialisierten Betriebe eingereicht wird.

Die Heranziehung sozialisierter Baubetriebe — über deren Organisation in diesem Zusammenhang nicht näher gesprochen werden kann — wird auch von anderer Seite in Vorschlag gebracht. Stadtbaurat Dr. Wagner in Schöneberg hat einen großzügigen Plan für die Sozialisierung der Baubetriebe auf moderner produktivgenossenschaftlicher Grundlage ausgearbeitet, und Herr Ingenieur Becker hat in einer Denkschrift an die Regierung die Übertragung der Wiederaufbauarbeiten an solche sozialisierte Baubetriebe eingehend begründet. Die Denkschrift von Rudolf und Auerbach lehnt solche sozialisierten Baubetriebe ab, »da hierbei die Produktionsgenossenschaften als Unternehmer auftreten müßten«, wobei alle Nachteile des privatkapitalistischen Produktionsprozesses zutage träten. Auch ein etwaiger gemischtwirtschaftlicher Betrieb wird in dieser Denkschrift abgelehnt. Rudolf und Auerbach wollen den reinen staatlichen Betrieb auf neuer demokratischer Grundlage. Als Vertreter des Staates und als Vertreter der Arbeiterschaft soll in Berlin eine zentrale Wiederaufbaubehörde geschaffen werden. Als Anhänger des Räteystems wollen aber Rudolf und Auerbach nicht, daß die Gewerkschaften — die ja eigentlich die nächsten dazu wären — die Vertreter der Arbeiter bestimmen, vielmehr soll das ein allgemeiner Kongreß der Arbeiter- und Betriebsräte Deutschlands tun. Auch die Bezirks- und Ortsverwaltungsstellen sollen

paritätisch besetzt sein. Die Vertreter der Arbeiter sollen nicht nur bei der Verwaltung der Betriebe, sondern auch bei der Anstellung der Beamten mitwirken.

Wie man sieht, ist hinsichtlich der Betriebsform beim Wiederaufbau alles noch in voller Gärung, was natürlich der Regierung die Entscheidung sehr erschwert. Welche Betriebsform für den Wiederaufbau die bessere ist, kann theoretisch überhaupt nicht entschieden werden. Das kann sich nur aus der Praxis ergeben. Die Bauarbeiter haben auf ihrem Verbandstag ganz allgemein die Sozialisierung des Bauwesens durch schrittweise Verstaatlichung und Kommunalisierung der Baubetriebe verlangt. Beim Wiederaufbau bietet sich die Gelegenheit, die verschiedenen Betriebsformen auf ihre Wirtschaftlichkeit hin zu prüfen. Man muß erwarten, daß das geschieht und daß man dann das Bessere dem Guten vorzieht.

Zurück zur Akkordarbeit!

Von Richard Woldt

Alles muß den sogenannten Linksradikalen zum Besten dienen, wenn nur ihre parteipolitischen Interessen dabei gewahrt werden, ganz gleich, welche Folgen für die Allgemeinheit daraus entstehen. Für die Arbeiterschaft hat das Akkordsystem unter den alten Verhältnissen manche schwere Nachteile gehabt. Das wird jetzt skrupellos in demagogischer Weise ausgenutzt, um gegen die geplante Wiedereinführung des Akkordsystems, die aus volkswirtschaftlichen Gründen unbedingt nötig ist, Stimmung zu machen.

Die grundsätzliche Ablehnung des Akkordsystems steht im Widerspruch zu aller praktischen Erfahrung des Gewerkschaftslebens und der Betriebswirtschaft. Von irgendwelcher Sachkenntnis werden die Vertreter, die sich gegen das Akkordsystem wenden, nicht belästigt. Es gab freilich eine Zeit, als das Wort »Akkordarbeit ist Mordarbeit« einen gewissen Sinn hatte. Weshalb hat dieses Schlagwort heute keine Bedeutung mehr?

Die Akkordberechnung ist zweifellos diejenige Lohnform, die sich der jeweiligen Arbeitsleistung am besten anpaßt. Während beim Zeitlohn der Arbeiter nach der Zeit bezahlt wird, die er bei einer Arbeit zubringt (ohne Rücksicht auf das gelieferte Arbeitsquantum), ist bei dem Akkordlohn die Stückzahl, die Arbeitsmenge, die Berechnungsgrundlage; die verbrauchte Arbeitszeit hat also auf die auszubehaltende Lohnsumme keinen Einfluß. Für den Unternehmer hat der Akkordlohn den Vorzug, daß er für einen bestimmten Lohn eine bestimmte Arbeitsleistung erhält. Darum aber liegt bei dem Akkordlohn für den Unternehmer der Anreiz vor, die Arbeitsleistungen der Arbeiter und damit diese selbst gegeneinander auszuspielen. Die Aussicht auf Mehrverdienst spornete den Arbeiter an, sein Arbeitstempo zu beschleunigen. Das Akkordsystem steigerte daher die Arbeitsleistung zu einem Höchstempo und führte oft zu einer Raubbauwirtschaft.

Wichtig ist deshalb für beide Teile, Arbeiter wie Unternehmer, die Bestimmung der Höhe des Akkordsatzes, der als Lohnsumme für die vereinbarte Arbeitsleistung gezahlt werden soll. Unter dem »freien Arbeits-

vertrag« fand diese Lohnfestsetzung einseitig statt. Der Unternehmer, beziehungsweise der Betriebsleiter bestimmte den Arbeitspreis. Der Arbeiter hatte die Arbeit dafür auszuführen. Der Willkür, der Günstlingswirtschaft und dem Zufall war dadurch Tür und Tor geöffnet. Wegen dieser Einseitigkeit wurde mit Recht von den Arbeitern das Akkordsystem bekämpft.

Unter dem Zeichen der »Meisterwirtschaft« wurde die Lohnfestsetzung dem Werkmeister alten Schlages überlassen. Arbeitspreise im komplizierten Produktionsprozeß zu bewerten, erfordert ein gewisses Maß von Schätzungsfähigkeit, praktische Erfahrung, Kenntnisse der Produktion und Arbeitsmethoden. Der Meister konnte zu dieser Aufgabe befähigt sein, er war es aber nicht immer. Oft wurde der Meister nicht wegen seiner praktischen Kenntnisse in seine Stellung eingesetzt, sondern aus anderen Gründen: vielleicht weil er als guter Aufseher und Antreiber galt, vielleicht weil er sich infolge seiner persönlichen Anpassungsfähigkeit der besonderen Gunst der Werkleitung erfreute. Versagte aber der Meister, so war der Arbeiter der Leidtragende. Falls der Akkordpreis unterkalkuliert, also zu niedrig angesetzt war, kam der Arbeiter nicht auf seinen regulären Stundenlohn. Nach erfolgter Arbeit mußte dann oft um den Preis gehandelt und gefeilscht werden. Und nur die gutangesehenen Arbeiter bekamen die guten Akkorde. Die Auswahl der guten oder schlechten Arbeiten blieb für den Meister immer ein Mittel, gefügte Arbeiter zu belohnen oder im anderen Fall seine Macht fühlen zu lassen. War aber ein Akkordpreis nach Meinung des Werkleiters überkalkuliert, verdiente der Arbeiter zuviel für die Arbeit, so erfolgte vielfach ein späterer Abzug. Diese Abhängigkeit von Gunst, Laune und freiem Ermessen des Werkleiters, dem meist die Arbeiter als einzelne gegenüberstanden, bildete bei dem Akkordsystem den Anlaß zu fortgesetzten Zwistigkeiten.

Um das Risiko des schwankenden Arbeitsverdienstes vom Arbeiter abzuwälzen, wurde deshalb die Abschaffung des Akkordlohns und die Einführung des Zeitlohns gefordert. Aber immer wieder stellte es sich in der Praxis heraus, daß auch der Zeitlohn schwere Nachteile für den Arbeiter im Gefolge hat. Der Unternehmer ist beim Zeitlohn auf die individuelle »Arbeitsfreudigkeit« jedes einzelnen Arbeiters angewiesen. Um einen allgemeinen »Arbeitsfleiß« zu erreichen und sich gegen die »Faulheit« einzelner Arbeiter zu schützen, wurde die Aufsicht vermehrt. Eine ziemlich allgemeine Folgeerscheinung des Zeitlohns war, daß auf dem Arbeitsplatz »hinter jedem Arbeiter oder jeder Arbeitergruppe ein Aufpasser stand«. Das Kontrollsystem wurde verschärft. Diese Tatsache hat die Arbeiter zu der ganz richtigen Erkenntnis gebracht, daß das Zeitlohnsystem in Wahrheit nur ein verkleinertes Akkordsystem sei. Unsere obige rein theoretische Definition des Zeitlohns ist deshalb nicht ganz richtig; praktisch spielt die verwendete Arbeitszeit nicht die allein ausschlaggebende Rolle, auch das gelieferte Arbeitsquantum entscheidet mit: der Arbeiter, der nicht eine bestimmte Tagesleistung erreicht, wird als »minderwertig« ausgeschieden.

Diese Tatsache, daß der Zeitlohn in diesem Sinne nur eingebildete Vorzüge hat, ist am Schluß einer sehr gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung von Dr. Ludwig Bernhard »Handbuch der Lohnungsmethoden« mit

der ganz zutreffenden Erklärung charakterisiert worden: »Die Entwicklung der Akkordlöhnung verbindet sich, verschlingt sich so mit der modernen Industrieentwicklung, daß das früher geringfügige Formproblem mehr und mehr zu einem entscheidenden Organisationsproblem wird. Die Zukunft der Löhnungsmethoden ist daher im wesentlichen abhängig von der Entwicklung des Akkordsystems, da dies nicht nur die herrschende Methode ist, sondern auch die fundamentale Methode, die allen höheren Formen zur Basis dient.«

Alle anderen Lohnformen, in diesem Falle der Zeitlohn, führen in Wirklichkeit immer wieder zum Akkordlohn zurück, weil in der Ertragsberechnung des Unternehmers neben der vorausgelegten Lohnsumme als Gegenleistung ein bestimmtes Arbeitsquantum steht. Die Gewerkschaften sind deshalb zu einer anderen Methode der Bekämpfung der Auswüchse des Akkordlohns gekommen. Sie verlangen ein Mitbestimmungsrecht der Arbeiter bei der Festsetzung des Arbeitslohns und der Arbeitsleistung. Die Tarifentwicklung ist die Verwirklichung dieser Bestrebungen. Wo die Machfrage gelöst wurde und die Organisationen genügenden Einfluß erlangten, ist man eingedrungen in den Produktionsprozeß und hat festgelegt, daß bestimmten Arbeitsleistungen, die der Durchschnittsarbeiter ohne Schädigung seiner Gesundheit erfüllen kann, ein tarifmäßiger Normallohn gegenüberstehen muß. Die oft sehr umfangreichen Tarifstabellen enthalten in ihren einzelnen Positionen die entsprechenden Lohnsätze für genau fixierte Arbeitsleistungen. Wo aber das Produktionsbild schnell wechselt und durch die Fortschritte der Technik, Verbesserung der Arbeitsmaschinen, Veränderung der Produktionsmethoden sich solche Lohnvereinbarungen in langfristige Tarifverträge nicht festlegen lassen, muß dem Kalkulator des Unternehmers der Kalkulator der Arbeiter gegenüberstehen. Lohnkommissionen haben dann von Fall zu Fall zu entscheiden. Freilich gehört dazu ein genügend geschultes Menschenmaterial, Kenner des Arbeitsprozesses, die sachlich mit den betriebswirtschaftlichen Dingen genügend vertraut sind.

Es hat deshalb seinen guten Grund, daß gerade von linksradikaler Seite gegen die Wiedereinführung des Akkordsystems so gearbeitet wird. Die »unabhängigen« Parteigänger, die man als politische Agenten in die Gewerkschaften hineinschickt, sollen hauptsächlich agitieren. Praktisch gewerkschaftlich arbeiten sollen sie nicht und dürfen sie gar nicht. Zur Erreichung gewisser politischer Ziele, der Erledigung der jetzigen Regierung, braucht man das Chaos, den Zusammenbruch der Wirtschaft.

Wir müssen den Mut haben, den Massen draußen zu erklären, daß der jetzige Zeitlohn in großem Umfang nur dazu dient, die Arbeitsunlust in den Betrieben zu begünstigen. Der Zeitlohn ist oft nur ein Anwesenheitsgeld, der Arbeiter bekommt seine 2,50 oder 3 Mark für die Stunde, weil er im Betrieb ist, nicht deshalb, weil er dafür eine bestimmte Arbeit leistet. Im »Vorwärts« ist das kürzlich an einem Beispiel aus den Eisenbahnwerkstätten illustriert worden. Wir zitieren hier noch einmal die Zahlen aus einer größeren östlichen Hauptwerkstätte (»Vorwärts« vom 20. September 1919: Produktionssteigerung der Eisenbahnwerkstätten):

Es wurden hier 1913 wie 1914 — auf 100 Arbeiter gerechnet — durchschnittlich 20 Lokomotiven vierteljährlich herausgebracht, in den Kriegsjahren 1915, 1916,

1917 gelang es, die Leistung trotz der Hinzunahme weniger leistungsfähiger Arbeitskräfte (Jugendliche, Frauen, Kriegsgefangene) auf 25 zu steigern. 1918 trat in den ersten Vierteljahre ein kleiner Rückgang auf etwa 19 ein, dann sank die Leistung im ersten Vierteljahr 1919 auf 11, im zweiten auf 8 Lokomotiven. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Wagenbau. Und das bei Lohnsummen, die sich von 1,8 Millionen 1914 und 1915 auf 2,5, 3,8, 5,5 und schließlich 11 Millionen, auf das Jahr berechnet, erhöht haben.

Ähnliche Zahlen liegen mir aus großen Hüttenwerken und Maschinenfabriken des Westens vor. Von unabhängiger Seite werden diese Tatsachen bestritten. Wir werden als die »Knechte des Kapitalismus« bezeichnet, weil wir solche Dinge nicht verteidigen. Wir fordern die Arbeitspflicht, weil es Dienst am Staate, Dienst am Volke ist. Wenn wir jetzt, in der heutigen traurigen Wirtschaftslage, nicht arbeiten, gehen wir zugrunde. Wer die Arbeitsunlust verteidigt, versündigt sich am Volke selbst. Aber auch hier wird einmal eine rächende Nemesis ihr Urteil sprechen. Und von dem Zeitpunkt sind wir nicht mehr weit entfernt.

Die Unternehmer legen ihre Kalkulationen vor. Die radikalen Schreier, die als Ausschußmitglieder oder als Betriebsräte die Interessen ihrer Arbeitskollegen zu vertreten haben, können diese Berechnungen nachprüfen. Schwarz auf weiß geht aus den Kalkulationen hervor, daß mit solchen geringen Arbeitsleistungen einfach der Betrieb nicht aufrechtzuerhalten ist. Die Preisberechnungen machen es unmöglich, Aufträge zu erhalten. Das betreffende Werk wird von der Konkurrenz geschlagen. Die Arbeit wird in das Ausland vergeben. Millionenwerte sind uns allein in der Metallindustrie in den letzten Wochen entgangen, weil wir auf Grund der gegenwärtigen Arbeitsleistungen nicht mehr konkurrenzfähig sind. Die Werke werden geschlossen, und keine Regierung kann den Unternehmer zwingen, seinen Betrieb aufrechtzuerhalten, wenn er keine Arbeit mehr hat. Raucht aber der Schornstein nicht mehr, so sind wir auch mit der Beschäftigung der Arbeiter am Ende alles Lateins angelangt.

Wirtschaftliche Dinge haben aber die unangenehme Eigenschaft, daß sie nicht mit schönen Phrasen aus der Welt geschafft werden können. Und so sehen gerade die radikalsten Schreier sich schon jetzt zum Teil genötigt, ihren eigenen Leuten schwarz auf weiß vorzurechnen, wohin ihre Politik führt. Den Arbeitern gehen allmählich die Augen auf, die Einsicht steigt, daß die unabhängige und kommunistische Taktik auch auf wirtschaftlichem Gebiet zu einer Selbstmordpolitik führt.

Wir müssen wieder zum Akkordsystem auf der ganzen Linie zurückkehren. Der jetzige Zeitlohn ist nicht selten eine Prämie auf die Arbeitsunlust. Wer nicht arbeiten will, kann zur Arbeit nicht gezwungen werden; er hat für nicht geleistete Arbeit aber auch keinen Lohn zu beanspruchen. Es wird sich darum handeln, das Akkordsystem so zu gestalten, daß die früheren willkürlichen Lohnfestsetzungen verschwinden. Für ein bestimmtes Arbeitsquantum kommt dem Arbeiter auch eine bestimmte Lohnsumme zu. Damit der Arbeiter nicht übervorteilt wird, damit ferner das Akkordsystem nicht zu neuer Heilmethode führt, sind die Lohnsätze zu vereinbaren.

Schulkämpfe und -kompromisse im deutschen Verfassungswerk

Von Max Quack, M. d. R.

(Schluß)

III

Zur zweiten Beratung der Verfassung im Plenum stellten wir Mehrheitssozialisten dann auf Nr. 419 der Drucksachen der Nationalversammlung unterm 30. Juni von neuem den Antrag, die durchgängige Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lehrmittel herzustellen (Ziffer 13), das Konfessionsprinzip wieder zu beseitigen (Ziffer 14) und den Religionsunterricht an die Religionsgesellschaften zu übertragen (Ziffer 15). Aber bei der Unbelehrbarkeit der bürgerlichen Demokratie waren diese Anträge von vornherein aussichtslos und ohne Mehrheit. Bis Mitte Juli verhandelte nun die Sozialdemokratie mit dem Zentrum, um abzusprechen und fortzuschrittlicher zu gestalten, was die Demokratie der Kirche zugestanden hatte. Das Ergebnis war das erste sogenannte Schulkompromiß. Es erweiterte das Konfessionsprinzip über den bisherigen Rahmen hinaus bis zur ausdrücklichen Anerkennung der weltlichen Schule als gleichberechtigter Schulart neben den konfessionellen und ließ über deren Errichtung ebenso wie für die Konfessionsschulen die Erziehungsberechtigten (durch gemeindeweise Abstimmung) entscheiden. Es erwähnte ausdrücklich ein kommandendes Reichsschulgesetz als das Mittel, das die Befragung der Erziehungsberechtigten einheitlich für das Reich regeln solle.^o Die Länder, die einstweilen schon ihr Schulwesen geregelt hatten, sollten bis zum Erlaß des Reichsschulgesetzes bei dieser Regelung bleiben dürfen. Das Kompromiß bestimmte folgerichtig in Artikel 146, daß der Religionsunterricht in der weltlichen Schule selbstverständlich wegfalle. Und es brachte endlich in Artikel 144 Absatz 2 die sehr begrüßenswerte neue Bestimmung, daß private Vorschulen überhaupt unzulässig, private Volksschulen aber nur zuzulassen seien, »wenn für eine Minderheit von Erziehungsberechtigten, deren Wille nach dem (neuen) Artikel 143 Absatz 2 zu berücksichtigen ist, eine öffentliche Volksschule ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung nicht besteht«. Das bedeutete wiederum eine ganz wesentliche Verengung des Geltungsbereichs für private Volksschulen weit über die Bestimmungen hinaus, welche die bürgerliche Demokratie hatte schaffen helfen. Auch danach läßt sich leicht beurteilen, welchen lediglich agitatorischen und welchen geringen sachlichen Gehalt das demokratische Geschrei über »Schulverschlechterung« aus jenen Tagen hatte. In der Hauptsache war ein mit demokra-

^o Diese Befragung ist ein zweischneidiges Schwert. Man kann sie als ein Mittel der Aufrüttelung und politischen Aufklärung der Beteiligten ansehen und begrüßen. Erfunden und beantragt ist sie aber zuerst vom Zentrum (vergl. S. 38 in voriger Nummer) und dient in der Praxis der ärgsten religiösen Verheugung. Bei der für München Anfang September dieses Jahres angeordneten Abstimmung wurden trotz Räterepublik und der »unabhängigen« Agitation vieler Monate für die Konfessionsschule 52 180, für die Simultanschule 15 040 Kinder angemeldet, während für 22 903 Kinder überhaupt keine Erklärung abgegeben wurde. Schon 1901 aber hatten bei einer Probeabstimmung 12 000 Eltern auf 52 000 für die Simultanschule votiert. Also sogar ein Rückschritt. Mindestens muß die Abstimmung gehcim gestaltet und die vorherige amtliche Belehrung der Eltern geregelt werden. Aber die Simultanschule allein ist wohl überhaupt keine begeisterte Parole mehr!

fischer Hilfe gegen uns Sozialisten in die Verfassung eingeführtes Prinzip zur ausdrücklichen Anerkennung und Werbemöglichkeit für die weltliche Gemeindeschule ausgestaltet worden. Richtig war allerdings, daß die Möglichkeit einer gewissen Vielgestaltigkeit des örtlichen Schulwesens in gemischt-konfessionellen Bezirken und Städten die Einheitlichkeit und Gleichartigkeit der in Artikel 143 Absatz 1 von allen Parteien gewollten nationalen Grundschule stellenweise stark hätte beeinträchtigen können. Das ergab sich aber aus den in Deutschland bezirks- und länderweise noch stark gemischten konfessionellen Verhältnissen und der Anerkennung des Konfessionsprinzips durch die bürgerliche Demokratie, nicht aber aus irgendwelchen Zugeständnissen der Sozialdemokratie an das Zentrum.

Nun ist dieses erste Zwischen-Schulkompromiß nicht Verfassungsbestandteil geworden. Es wurde zwar durch die Verfassungsbeschlüsse der Nationalversammlung zweiter Lesung (Drucksache Nr. 656, S. 43 bis 45) zunächst in den Gesetzestext übernommen. Der demokratische Berichterstatter Abgeordneter Weiß sprach dabei in der Sitzung der Nationalversammlung vom 18. Juli 1919 irrtümlicherweise von einer »Festlegung der Weltlichkeit der Schule«, vielleicht um seine eigenen Bedenken wegen der Stellung seiner Partei im Ausschuß, jedenfalls aber um die Bedenken Außenstehender zu beschwichtigen. Aus meiner aktenmäßigen Darstellung ergibt sich, daß wir Mehrheitssozialisten und Millionen außerhalb des Parlaments, darunter zahlreiche Lehrer, uns die »Weltlichkeit der Schule« anders gedacht und auch Gelegenheit genug gegeben hatten, sie weit gründlicher und vollständiger sicherzustellen. Richtig aber war, was Abgeordneter Weiß weiter ausführte⁷ und was eigentlich seine vorangegangene Behauptung direkt widerlegte, weil er ja nunmehr den staatlichen Religionsunterricht als »ordentlichen Lehrgegenstand« (Artikel 146) förmlich verteidigte:

Dagegen wurde nun von der einen Seite (das heißt uns Mehrheitssozialisten. D. V.) geltend gemacht, daß man deshalb gegen diese Bestimmung sei, weil man die Anschauung vertrete, der Religionsunterricht solle ausschließlich von den Religionsgesellschaften selbst erteilt werden. Das sei notwendig, um ein klares, um ein reinliches Verhältnis von Schule, Staat und Kirche herbeizuführen; das sei notwendig, um den Lehrer vollkommen von irgendwelcher geistlicher Aufsicht zu befreien, es sei auch fernerhin notwendig, damit nicht irgendwelche Unklarheiten bezüglich des Verhältnisses zu anderen Lehrgegenständen bestehen. Gegenüber dieser Anschauung aber hat sich die Mehrheit des Ausschusses auf den Standpunkt gestellt, der nach meinem Dafürhalten am glücklichsten von dem württembergischen Herrn Kultusminister dargelegt wurde. Ich empfehle, diese Ausführung des württembergischen Kultusministers wohl zu beachten, der sagte: »Der Religionsunterricht ist ein wesentlicher Bestandteil der Gesinnungsbildung. Auf ihn zu verzichten, wäre eine Verarmung des Inhalts der Schule. Man kann ihn auch nicht denjenigen prinzipiell entziehen, welche die Erziehung und Unterweisung der Kinder auf allen sonstigen Gebieten übertragen bekommen, den Lehrern.«

Wir hatten natürlich auch gegen diese Argumente des württembergischen Kultusministers Heymann gekämpft, was uns als Parteigenossen Heymanns nicht eben leicht fiel, was aber der Abgeordnete Weiß zu berichten

⁷ Vergl. stenographisches Protokoll der Nationalversammlung, 60. Sitzung vom 18. Juli 1919, S. 1875 ff.

unterließ. Genosse Heymann hatte nämlich zwei Dinge gewünscht: den konfessionellen Religionsunterricht, den wir mit unseren Anträgen den Religionsgesellschaften hatten zuweisen wollen, und den nichtkonfessionellen Gesinnungsunterricht mit Verwertung der Religionsgeschichte, der selbstverständlich auch nach unserer klar ausgesprochenen Meinung in jeder Schule durch Kultur- und Sittengeschichte sowie vor allem durch den ausdrücklich gewährleistetsten staatsbürgerlichen Unterricht erfolgreich zu pflegen wäre. Auf das Schulkompromiß im besonderen, das Abgeordneter Weiß verabredungsgemäß nicht behandelte, ging dann Reichsminister Dr. David mit folgenden zutreffenden Sätzen ein,⁸ in denen er nebenbei die Schuld der bürgerlichen Demokratie an der Entwicklung der Dinge faktvoll übergang:

Für diese Auffassung der rein weltlichen, also konfessionslosen Schule hat sich im Ausschuß keine Mehrheit gefunden; ebensowenig aber hat sich eine Mehrheit ergeben für die alte Auffassung, weder in ihrer streng ausgeprägten Form der Konfessionsschule noch in der Form der konfessionell-gemischten Simultanschule. Also keine dieser Auffassungen konnte für sich beanspruchen, daß sie in der Volksvertretung, daß sie im Volke selbst über eine Mehrheit verfüge, die sie autorisiere, dieses Schulsystem durch die Gesetzgebung als das allein berechnigte durchzuführen. Aus dieser Tatsache hat sich die Notwendigkeit einer Vereinbarung, eines Brückenschlages zwischen den verschiedenen Auffassungen ergeben. Die Brücke konnte nur dadurch geschlagen werden, daß die Vertreter der verschiedenen Auffassungen darauf verzichteten, durch zentrale Zwangsgesetzgebung das Verhältnis von Schule und Religion einheitlich zu regeln. Die Frage, ob konfessionelle Gestaltung oder konfessionell-gemischt oder konfessionslos, mußte also, wenn nicht von einer zentralen Instanz, von anderen Instanzen entschieden werden. Hier hat man sich nun dahin geeinigt, daß die mit dem Herzen Nächstebeteiligten — die Eltern der Schüler — den entscheidenden Ausschlag zu geben hätten. Damit ist dieser Kampf allerdings aus der zentralen Gesetzgebung gewissermaßen in die einzelnen Gemeinden verlegt, er ist aber damit nicht aus der Welt geschafft. (Zuruf bei den Deutschen Demokraten: Lelder!) Wenn einer der Herren »leider« sagt, so muß ich nur bemerken, daß dieser Kampf, auch wenn die Sache zwangsweise zentral geregelt worden wäre, doch nicht aus den Gemeinden herausgetragen sein würde. (Zustimmung bei den Sozialdemokraten und im Zentrum. Zuruf bei den Deutschen Demokraten: Er hätte sich aber nicht wiederholt!) Er würde unentwegt weitergegangen sein. Denn die Materie, um die es sich hier handelt, ist derart, daß sie nicht zwangsweise geregelt werden kann (Sehr wahr! im Zentrum und bei den Sozialdemokraten), ohne daß die so vergewaltigten Minderheiten sich gegen diesen Eingriff in eine Sache, die ihnen innerlich so ans Herz gewachsen ist, erbittert zur Wehr setzen.

Der demokratische Abgeordnete Dr. Senfert kritisierte das Kompromiß in der Hauptsache mit der Klage:⁹ »Die völkische Einheit sollte in der staatlichen Gemeinschaftsschule gewährleistet sein, und diese Einheit scheint mir zerschlagen.« Die Demokratie zerfloß also plötzlich in Tränen über die zerrissene Einheitschule. Dabei hatte sie dem Zentrum die Brücke zur Einführung des Konfessionsprinzips in die Verfassung gebaut und hätte nur konsequent mit uns zu kämpfen und zu stimmen gebraucht, um jede konfessionelle

⁸ Vergl. stenographisches Protokoll der Nationalversammlung, 60. Sitzung vom 18. Juli 1919, S. 1677 ff.

⁹ Vergl. stenographisches Protokoll der Nationalversammlung, 60. Sitzung vom 18. Juli 1919, S. 1687 ff.

Zerreißung der Schulorganisation fernzuhalten! Die Tränen rührten in Wahrheit aus einer ganz anderen Quelle, die derselbe demokratische Redner denn auch alsbald aufdeckte: »Das Kompromiß bedeutet im wesentlichen eine Verschlechterung. . . . Es bringt die Anerkennung der konfessionslosen Volksschule.« Die konfessionslose Schule eine »Verschlechterung«! Das war von Anfang an offenbar das unausgesprochene Leitmotiv der bürgerlichen Demokratie in ihren älteren Elementen, und daher die Gegenfe zu uns!

* * *

Es ist nicht nötig, die Verhandlungen dieses Stadiums im einzelnen weiter zu verfolgen. Erwähnenswert bleibt nur noch, daß nunmehr, wie wir längst angeregt hatten, im Artikel 142 endlich auch Unterricht und Lernmittel für Fortbildungsschulen, nicht bloß für Volksschulen, verfassungsmäßig als unentgeltlich erklärt wurden. Zwischen zweiter und dritter Lesung im Plenum waren im übrigen die Mehrheitssozialisten politisch klug genug, um zu versuchen, der bürgerlichen Demokratie auch noch die letzte Möglichkeit anscheinend grundsätzlichen Widerspruchs zu nehmen. Weitere Verhandlungen zwischen zweiter und dritter Verfassungsberatung, zu denen nunmehr auch die Demokraten zugezogen wurden, führten zu einer fast vollständigen Verständigung der drei früheren Mehrheitsparteien und damit zu folgendem endgültigem Wortlaut der strittigen Schulartikel in der fertigen Verfassung vom 11. August 1919.

Die bisherigen Artikel 139 bis 143 Absatz 1, jetzt Artikel 142 bis 146 Absatz 1, blieben gegen die zweite Lesung unverändert (Grundschule). Absatz 2 des früheren Artikels 143, jetzt 146, erhielt in der dritten Lesung folgende neue Gestalt, neben die ich die bisherige des ersten Schulkompromisses stelle:

Zweite Lesung

Ob und inwieweit die Volksschulen innerhalb der Gemeinden für alle Bekenntnisse gemeinsam oder nach Bekenntnissen getrennt oder bekenntnisfrei (weltlich) sein sollen, entscheidet der Wille der Erziehungsberechtigten, soweit dies mit einem geordneten Schulbetrieb zu vereinigen ist. Das Nähere bestimmt ein baldigst zu erlassendes Reichsgesetz. Bis zum Erlass dieses Gesetzes bleibt es bei den bestehenden Vorschriften.

Dritte Lesung

Innerhalb der Gemeinden sind indes auf Antrag von Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten, soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Absatzes 1, nicht beeinträchtigt wird. Der Wille der Erziehungsberechtigten ist möglichst zu berücksichtigen. Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes.

Am früheren Artikel 146, jetzt 149 (Religionsunterricht), erfolgte keinerlei Anderung, außer der Erweiterung des Schlufsatzes in kirchlichem Sinne, daß »die theologischen Fakultäten an den Hochschulen erhalten bleiben«, statt nur »die bestehenden«, wie es bisher gelaufen hatte. Auch Artikel 148, bisher 145, erfuhr keine sachlich erhebliche Anderung; im Absatz 3 wurde nur die Volkswirtschaftslehre als Lehrgegenstand neben Staatsbürgerkunde und Arbeitsunterricht (!)¹⁰ als selbstverständlich ge-

¹⁰ Gewollt war eigentlich die Einführung des »Arbeitsprinzips« als Lehrmethode, nicht der bekannte lehrmige Handfertigkeitunterricht!

strichen. Dagegen erhielt der Privatschulartikel, bisher 144, jetzt 147, in der abschließenden Lesung wichtige Zusätze beziehungsweise Änderungen. Der Schlußsatz des Absatzes 1, der die Erteilung der Genehmigung für Privatschulen bisher vorgeschrieben hatte, wenn nicht nur Lehrziele und Einrichtungen, sowie wissenschaftliche Ausbildung der Lehrkräfte hinter denen der öffentlichen Schulen zurückstehen, sondern auch »im Falle der Erhebung von Schulgeld« verlangt hatte, daß die Privatschulen »durch Abstufung (des Schulgelds) auch minderbemittelten Volksschichten zugänglich gemacht werden«, bekam jetzt diese Fassung: »und eine Sonderung der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht gefördert wird. Die Genehmigung ist zu versagen, wenn die wirtschaftliche und rechtliche Stellung der Lehrkräfte nicht genügend gesichert ist.« Mit der letzten Vorschrift gelangte eine willkommene weitere soziale Sicherung der Lehrkräfte privater Schulen in die Verfassung, die von der Sozialdemokratie in den früheren Lesungen vergeblich versucht worden war. Dagegen ist die neue Formulierung der Genehmigungsbedingung, die eine »Sonderung« der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern ausschließen will, reichlich unbestimmter als die frühere, die konkret eine Abstufung des Schulgelds verlangte. Ferner schätze ich auch den neuen Zusatz zum Absatz 2 dieses Artikels als ein weites Entgegenkommen an Privatschulinteressen ein, der nun in der dritten Lesung mit folgenden Worten angefügt wurde: Auch wenn »die Unterrichtsverwaltung ein besonderes pädagogisches Interesse anerkennt«, sind private Volksschulen zuzulassen, nicht bloß im alten Falle der zweiten Lesung, wo für eine Minderheit von Erziehungsberechtigten eine öffentliche Volksschule ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung nicht besteht. Endlich wurde als letzter, vierter Absatz dem Privatschulartikel neu hinzugefügt: »Für private Schulen, die nicht als Ersatz für öffentliche Schulen dienen, verbleibt es bei dem geltenden Recht.« Das bedeutet den Verzicht auf jede reformatorische Neuregelung des Privatschulrechts in der Verfassung und mutet nicht eben sehr kampfselig gegen die zahlreichen Auswüchse des Privatschulwesens (Pressen usw.) an. Auch die Kirchen können mit diesem Zusatz für ihre zahlreichen »Mädcheninstitute« und ähnliches sehr zufrieden sein!

Man sieht, daß die dritte und abschließende Beratung und Beschlußfassung über die Schulartikel der neuen deutschen Reichsverfassung an dem ersten Schulkompromiß nicht eben Gewaltiges änderte und ändern konnte. Und doch hatte jetzt die bürgerliche Demokratie Gelegenheit gehabt, mitzuwirken, allerdings mitzuwirken auf Grund der Tatsachen, die sie ja erst selbst hatte schaffen helfen! Desto seltsamer mutet es an, daß in der entscheidenden Sitzung der Nationalversammlung vom 31. Juli 1919 (71. Sitzung) durch den Mund des demokratischen Führers, des Abgeordneten Schiffer, nach einer programmatisch recht klaren Auseinandersetzung mit dem Zentrum über nationale und konfessionelle Schule, deren Programmsätze nur leider von den Herren Demokraten während der Verfassungsberatungen über die Schule niemals praktisch und ungebeugt vertreten, sondern dem Zusammengehen mit dem Zentrum zuliebe gebogen worden waren, folgendes als »erhebliche Änderung und Abschwächung« gegenüber dem Kompromiß zweiter Lesung hervorgehoben wurde:¹¹

¹¹ Stenographisches Protokoll, S. 2164.

Einmal ist die Einschränkung, die bereits in der Fassung der zweiten Lesung enthalten ist, daß die Bildung von Sonderschulen nur zulässig ist, soweit es mit einem geordneten Schulbetrieb zu vereinigen ist, anders und schärfer gesagt. Wenn es jetzt heißt, daß es darauf ankomme, ob hierdurch ein geordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Absatzes 1, nicht beeinträchtigt wird, so gibt das den Unterrichtsverwaltungen nicht nur das Recht, sondern es legt ihnen auch die Pflicht auf, alle pädagogischen Rücksichten so weit ins Feld zu führen und in die Tat umzusetzen, als es mit den Gesetzen vereinbar ist (Sehr richtig! bei den Deutschen Demokraten); also Unterstreichung und Hervorhebung der pädagogischen Gesichtspunkte gegenüber denen, die sonst in dem Absatz 2 zur Geltung gebracht werden.

Zweitens haben wir den an sich gar nicht zu ertragenden Widerspruch zwischen der Fassung des Absatzes 2 und der Fassung des Absatzes 1 im Artikel 143, wie er jetzt dasteht, wenigstens auf ein erträgliches Maß zurückgeführt. Denn so wie bisher der Absatz 2 lautet, hebt er den Absatz 1 praktisch einfach auf. (Sehr wahr! bei den Deutschen Demokraten.) Der Herr Abgeordnete Dr. Seyfert hatte ganz recht, wenn er sagte, die Konsequenz müßte eigentlich dazu führen, daß man den Absatz 1 ganz streicht. Nunmehr ist an Stelle einer gewissermaßen von Gesetzes und Amts wegen zu erforschenden Willensmeinung der Beteiligten — ich erinnere daran, daß der Herr Unterstaatssekretär Schulz in seiner neulichen Rede von einer fünf- bis achtjährigen Periode sprach, in der immer wieder die Einwohner zusammengerufen werden sollten, um die Schulform zu wählen — die Vorschrift gesetzt, daß dieser Wille erst aus sich heraus aktiv werden muß, sich zu einem Antrag verdichten muß, und daß der Antrag gewissen durch das künftige Reichsgesetz noch zu bestimmenden Bedingungen und Anforderungen genügen muß, ehe ihm Rechnung getragen werden kann.

Drittens haben wir bei dieser Gelegenheit doch erreicht, daß der Bestand der Simultanschule, wo er bereits gegeben ist, nicht ohne weiteres in den Strudel der Kämpfe um die Schulform hineingezogen wird, die uns bevorstehen. Dieser Bestand ist, wie der Herr Unterstaatssekretär bereits gesagt hat, gegeben, wo Gesetz, wo Herkommen ihn gewährleistet, wo, sei es kraft eines ausdrücklichen Gesetzes, sei es kraft eines das Gesetz ersetzenden Herkommens, kraft einer Art gewohnheitsrechtlichen Gestaltung die Simultanschulen das vorhandene und herrschende System darstellen. Nunmehr ist dafür gesorgt, daß man sie künftig dort nicht ohne weiteres beseitigen kann, sondern daß sie entweder aufrechterhalten werden müssen, oder daß zum mindesten Sicherungen getroffen werden, die die Beseitigung außerordentlich erschweren würden. Wir erklären uns übrigens bereit, daß wir jetzt alles tun werden, um bei dem künftigen Reichsgesetz den unverfährten Bestand der Simultanschule im Interesse des Friedens und der Schule zu wahren. Jedenfalls ist uns der Weg zu diesem Ziele, das uns außerordentlich am Herzen liegt, in keiner Weise verschränkt.

Sehr schön! Aber leider hat meine Darstellung zeigen müssen, daß gerade das Verhalten der Demokratie zu den kirchlichen Schulansprüchen es gewesen war, das alle jene Gefahren für die nationale Schule heraufbeschwor, von deren Bannung der Abgeordnete Schiffer jetzt in so bewegten Worten sprach. Wir Sozialdemokraten durften so sprechen wie er, und Unterstaatssekretär Schulz hatte es vor ihm nüchtern und zurückhaltend getan, weil wir in der Schaffung fortschrittlicher Schulformen für die freiere Jugend des neuen republikanisch-sozialen Deutschlands eben durch die Stellungnahme der bürgerlichen Demokratie gehindert und gelähmt worden waren. Aber die Demokraten durften jetzt unter völliger Übergehung dieser ihrer Begehungs- und Unterlassungssünden nicht

aufzutreten wie Radikale, die den Himmel hätten stürmen wollen und jetzt leider auf flacher Erde landen mußten des bösen Zentrums und der kompromißsüchtigen Sozialdemokratie halber. Indem wir den verschlungenen Wegen der Schulkämpfe und Schulkompromisse beim deutschen Verfassungswerk mit unseren nicht eben kurzweiligen, aber doch wohl notwendigen Darlegungen gefolgt sind, haben wir nachgewiesen, daß gerade die bürgerliche Demokratie ihr vollgemessenes Maß von Schuld an dem nicht übermäßig befriedigenden Ausgang hat.

* * *

Nun sind aber Demokratie und Sozialdemokratie zwingend darauf angewiesen, die Entwicklung unseres nationalen Schulwesens nach der fortschrittlichen Seite, wie so vieles andere auch, auf geraume Zeit hinaus gemeinsam zu fördern. Sollte es da keine grundsätzliche Verständigung über Ausgangspunkt und Ziel namentlich mit der jüngeren Demokratie geben können? Das scheint mir durchaus möglich.

Bisher war das schulorganisatorische Bestreben der Demokratie noch vorwiegend auf das Zusammenfassen gerichtet. In der nationalen Einheitschule, in deren Schaffung wir einig sind, sollten alle geschichtlich gewordenen geistigen Strömungen zusammengeführt werden, auch die konfessionellen. Daher das Nebeneinander des konfessionellen Religionsunterrichts in der Simultanschule als höchstes Schulziel der Demokratie. Allein schon die Undeutungen, die von den demokratischen Lehrern im Verfassungsausschuß beim ersten Versuch ihrer Gesetzesformulierung gemacht wurden, zeigten, daß auch ihre Sehnsucht und ihre Bedürfnisse bereits über die Simultanschule hinausgehen. Zwar noch nicht ganz zur Schule, die völlig über den Konfessionen steht und die wir Sozialisten anstreben, aber doch nach dieser Richtung. Demokratische Anträge (vergl. Nr. 2, S. 33) wollten die früheste Schuljugend von der konfessionellen Trennung des Religionsunterrichts in der öffentlichen Schule verschont wissen und ihr einen »nicht bekenntnismäßig gebundenen« geben, während die konfessionell-kirchliche Trennung allerdings in den späteren Schuljahren wieder einsetzen sollte, aber nicht mehr innerhalb der Schule oder wenigstens nicht mehr durch die Schule.

Nun wohl! Wenn die Demokratie, die jung, frisch, tatkräftig und sozial mitschöpferisch sein will, diese Gedankenreihen weiter und gründlicher durchdenkt, so kommt sie sicher zu denselben praktischen schulpolitischen Vorschlägen wie die Mehrheitssozialdemokratie. Wir fragen, welches lebendige Lebensbedürfnis nach der Trennung von Kirche und Schule, also in der weltlichen Schule, die doch die Demokratie ebenfalls anzustreben erklärt, für die Pflege des konfessionellen Geistes durch die Schule denn überhaupt noch besteht? Und wir antworten: Nicht das geringste mehr! Weltliche Schule und konfessioneller Unterricht sind unveröhnliche Widersprüche. Das Zentralfach der weltlichen Schule wird und soll sein der staatsbürgerliche Unterricht, der sittlichen und sozialen Altruismus (Nächstenliebe) und die Gemeinsamkeit menschlicher Interessen auf der höchsten Stufe der modernen Kultur lehrt. Er nimmt die Sittenlehren der geschichtlichen Religionen auf und vereinigt sie zu weltlichen Wohlfahrts- und Seelenbildungszwecken mit der Lehre von der Notwendigkeit des gestifteten Zusammenlebens und Zusammenarbeitens in einem gegebenen nationalen Or-

ganismus sowie zwischen gegebenen internationalen Organismen der menschlichen Gesellschaft. Wirtschaftliche wie soziale, ethische wie kulturelle Notwendigkeiten für die Erzielung der möglichst hohen Glückssumme der einzelnen Gesellschaftsglieder sind seine Ausgangspunkte. Von da gelangt er zur Ein- und Unterordnung unter die von der Volksgesamtheit geschaffenen Gesetze der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Demokratie. Die nationale und weltliche Volks- und Einheitschule soll jeden Mitbürger mit diesem Geist erfüllen und erheben und seine körperlichen und geistigen Kräfte stärken und für die Zwecke der weltlichen Gemeinsamkeit einstellen helfen. Indem sie ihre Aufgabe konzentriert, grenzt sie dieselbe zugleich reinlich von derjenigen der Religionsgemeinschaften ab. Diese mögen in konfessioneller Sonderung und Mannigfaltigkeit, die einstweilen noch geschichtliche Notwendigkeit zu sein scheinen, die Wahrheit weiter suchen. Die Schule beschränkt sich auf die Verwertung der sozialen Kräfte zur Stählung und Erhebung der Seele des einzelnen, die schon aus den Jahrtausenden religiösen Suchens gemeinsam geworden sind. Die weltliche Schule gibt den Kirchen, was den Kirchen ist, und beansprucht nur, in ihrer nationalen Arbeit nicht durch den Widerstreit der Konfessionen gestört zu werden. Deshalb die konfessionelle Religionspflege in den konfessionellen Religionsgemeinschaften, in der gemeinsamen Schule aber staatsbürgerlicher Unterricht zur Erfassung und Schulung aller seelischen und geistigen Potenzen im Kinde, die für das weltliche Gemeinschaftsleben erweckt und gesteigert werden müssen. Jeder Religions- oder Kulturkampf oder etwas, was ihm auch nur entfernt ähnlich sähe, scheidet bei dieser Neuordnung zwischen Schule und Kirche aus.

Es kann eben gar keine reinlichere und gar keine zweckmäßigere, keine sachlichere und gerechtere Arbeitsteilung geben als die hier vertretene. Der Volksstaat Baden hat, trotzdem er in seiner Volksvertretung durch starke katholische Einflüsse bestimmt ist, den stärksten Anlauf zur Erreichung dieses Zieles genommen. Er überläßt die Leitung des Religionsunterrichts, dessen Erteilung allein durch das weltliche Schulgesetz geregelt wird, den Religionsgesellschaften und stellt ihn also halb in und halb aus der Schule. Von da bis zum Ziel der völlig weltlichen Schule ist wenigstens nur noch ein Schritt! Ist deshalb nicht die Hoffnung berechtigt, daß gerade die Irrungen und Wirrungen bei den Weimarer Verfassungsberatungen doch noch dazu beitragen, Demokratie und Sozialdemokratie bei der Schularbeit zusammenzuführen? Zusammenzuführen zur Durchsetzung der schieblich-friedlichen Trennung der weltlichen Schule und der konfessionellen Religionsgesellschaften? An uns soll es nicht fehlen, damit dieses Ziel auch für das Reich erreicht werde.

Neue Schriften über Sozialismus und Sozialisierung

Angezeigt von Karl Vorländer (Münster i. W.)

John de Kay, *Der Geist der Internationale in Bern*. Aus dem Englischen übersetzt. Vom Autor zur kostenlosen Verteilung herausgegeben. 95 Seiten.

Eduard Palvi, *Der Kommunismus*. Sein Wesen, sein Ziel, seine Wirtschaft. Herausgegeben und mit Nachwort von Eduard Bernstein. Berlin 1919. Brandussche Verlagsbuchhandlung. 123 Seiten. Preis 3,20 Mark.

- Wally Zepfer, *Der Weg zum Sozialismus*. Ohne Angabe von Verlag und Jahr. 31 Seiten.
- Max Adler, *Der Sozialismus und die Intellektuellen*. Zweite Auflage. Wien 1919, Ignaz Brand & Co. Vereinsausgabe. 79 Seiten. Preis 2 Kronen.
- Franz Staudinger, *Profitwirtschaft oder Versorgungswirtschaft?* Zweites Heft der Schriftenammlung »Sozialismus und Kultur«. Berlin 1919, Furche-Verlag. 32 Seiten. Preis 80 Pfennig.
- Walter Hegar, *Der Sozialismus und die Kopfarbeiter*. Freiburg i. B. und Leipzig, Verlag von F. P. Lorenz. 24 Seiten. Preis 1 Mark.
- Eduard Dieß, *Drei Reden über Sozialdemokratie und Religion, Sozialdemokratie und Bürgertum, Frauenwahlrecht und Sozialdemokratie*. Ohne Verlag und Ort. 35 Seiten.
- Karl Bücher, *Die Sozialfierung*. Vortrag, gehalten in der Vereinigung höherer Beamten und Beamtinnen zu Chemnitz am 6. Januar 1919. Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. 64 Seiten. Preis 2 Mark plus Feuerzuzuschlag.
- Bruno Heinemann, *Sozialfierung, ihre Möglichkeiten und Grenzen*. Berlin 1919, Verlag von Karl Curtius. 74 Seiten.

Von der Flut von Schriften und Broschüren über Sozialismus und Sozialfierung, mit denen Deutschland heute überschwemmt wird, sind uns die oben bezeichneten zugegangen, die wir im folgenden kurz charakterisieren wollen.

Den Geist der Berner Internationale vom Februar 1919 läßt das Schriftchen des Engländers John de Kay anschaulich zutage treten. Er war selbst kein Delegierter, aber sein Hotelzimmer war »der Treffpunkt für die Führer sämtlicher Delegationen«, mit denen er die zutreffenden Maßnahmen diskutierte (S. 5 f.). So schildert denn die von ihm verfaßte Einleitung (S. 1 bis 15) lebendig den Charakter der dortigen Verhandlungen sowie den der gleichzeitigen internationalen Gewerkschaftskonferenz: *Bern gegen Paris* (heute würde man sagen: Versailles)! Die Hauptfache bilden die nicht im Wortlaut, aber im Kern ihres Inhalts wiedergegebenen Reden der Hauptteilnehmer der Konferenz (S. 19 bis 72), woran sich zuletzt (S. 75 bis 95) der Wortlaut der [es wird nicht gesagt, ob der eingebrachten oder bloß der angenommenen?] Resolutionen schließt. Nach der Lektion hat man, um mit dem Herausgeber (S. 5) zu reden, wohl »die Empfindung, die Konferenz habe ihr Bestes für die Menschheit getan«, aber man fühlt doch auch »die Ohnmacht der Menschen, die den Lauf eines Riesenstroms, der alles mit sich reißt, zu hemmen suchen«.

Auf 86 knappen Seiten entwirft der ungarische Journalist Eduard Palgyi, der 1915/18 noch mitteleuropäische Wirtschaftspläne ähnlich Friedrich Naumann vertrat, aber seitdem vom Liberalismus zum Kommunismus umschwankte, ein idealtisch-naturrechtlich begründetes kommunistisches System: ausgehend von Elektronen- und Seelenwanderungstheorie und endend mit dem Ideal eines wirtschaftlichen Weltbundes. Dazwischen entwickelt er Sitten-, Wirtschaftslehre und Rechtssystem, Strafrecht, Käsesystem und alle möglichen Einzelheiten des Kommunismus. Es ist selbstverständlich unmöglich, im Rahmen einer kurzen Anzeige auf alle diese vorgetragenen Gedanken einzugehen. Den ökonomischen Kern bildet das im vierten Abschnitt beschriebene »volkswirtschaftliche Katasteramt«, das die Aufsicht über die gesamte Güterproduktion und eine gerechte Lohnverteilung übernimmt. Der Parlamentarismus wird scharf verurteilt, was ja bei der bekannten Eigenart der früheren ungarischen Parlamentsherrschaft sehr begreiflich ist. Eduard Bernstein kritisiert in einem ausführlichen Nachwort (S. 99 bis 123) das Ganze mit wohlwollender Sachlichkeit, indem er die »edle Menschlichkeit« und den zugleich doch »praktischen Sinn« des Verfassers anerkennt.

Genosin W. Zepfer will nur eine »allerallgemeinste« Einführung in den Sozialismus liefern. Dies Ziel hat sie nach unserem Eindruck mit ihrer kleinen Schrift durchaus erreicht. Sie erörtert in klarer, allgemeinverständlicher Sprache und unter

geschickter Auswahl von Marx-Stellen den Unterschied des wissenschaftlichen vom utopischen Sozialismus und führt dann den Leser in großen Zügen in die seit Margens Tod immer stärker sich mehrenden sozialistischen Probleme: die Gewerkschafts-, die Genossenschaftsbewegung, die Kommunalisierung, die Frauen- und nicht zum wenigsten die als »zentrales« Problem bezeichnete Erziehungsfrage ein, von der Internationalität und Außenpolitik zu schweigen. So ist das Schriftchen wenigstens dem Anfänger zu empfehlen. Daß an einzelnen Stellen (S. 21 f., 30) das revisionistische Bekenntnis der Verfasserin stark hervortritt, wird ihm wohl nur in »unabhängigen« Kreisen schaden.

Tiefer gräbt Max Adlers vielen Lesern der Neuen Zeit gewiß schon bekannte Schrift über den Sozialismus und die Intellektuellen, die, bereits seit mehreren Jahren vergriffen, jetzt in zweiter, im wesentlichen unveränderter Auflage erschienen ist. Sehr zur rechten Zeit. Waren doch vielfach, wie das neue Vorwort zutreffend ausführt, »gerade die Intellektuellen die Herolde des Völkermordens« und beweisen dadurch, daß der Kapitalismus die geistige Arbeit »nicht nur in materielle Abhängigkeit, sondern auch in intellektuelle Gefangenschaft und Verderbnis gebracht hat«, während erst die Überwindung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung »Voraussetzung einer sicheren Entwicklung der Kultur und damit der ungestörten Entfaltung der Lebensbedingungen der geistigen Arbeit ist«.

Mit dem gleichen Problem beschäftigt sich auch die aus einer Rede hervorgegangene Erstlingschrift eines süddeutschen Studenten, Walter Hegars, die als erstes Heft der »Schriften der Sozialistischen Studentengruppe der Universität Freiburg i. B. sich zunächst und besonders an die studierende Jugend wendet. Wohl aus unzureichender praktischer Kenntnis des Proletariats erklärt sich die Ansicht, als ob dasselbe völlig den anderen Klassen folgend, in Wesnungsmaterialismus verfunken, ebenso kapitalistisch wie die Kapitalisten selbst gesinnt und schon deshalb unfähig sei, »die Regierung in positivem Sinne auszuüben«. Der Verfasser verallgemeinert dabei zu sehr manche allerdings unbestreitbare Erscheinungen der Gegenwart. Um so angebrachter ist sein Appell an die Kopfarbeiter, ihr »drei Generationen hindurch« bestandenes Bündnis mit dem Kapital zu lösen, sich als Proletarier an die Seite der Proletarier zu stellen und an die Stelle des wirtschaftlichen den Kulturliberalismus zu setzen, dessen Ziele nur eine sozialistische Wirtschaftsordnung verwirklichen kann.

In drei frischen und warmherzigen Reden behandelt Genosse Dr. Eduard Dieß, Vorsitzender des badischen Verfassungsausschusses, das Verhältnis unserer Partei zur Religion, zum Bürgertum, zum Frauenwahlrecht. Am ausführlichsten und bedeutfamsten ist die erste (die einzige von den dreien, die anscheinend nicht in derselben Form gehalten worden ist), die bei allem Festhalten an dem bekannten, auch von uns neulich wieder in der Neuen Zeit vertretenen grundsätzlichen Standpunkt der Partei zu Religion und Kirche doch in den »Schlachtruf« ausklingt: Geistliche, hinein in die Sozialdemokratie! Sozialdemokraten, hinein in die Kirche!

Beschäftigten sich die bisher besprochenen Schriften mit dem Sozialismus in seinen verschiedenen Beziehungen, so die drei letzten mit der Sozialisierung, also dem bedeutameren, aktuelleren Thema. Am gespanntesten war ich auf den Chemnitzer Vortrag eines unserer berufensten Volkswirtschaftler, des Leipziger Professors Karl Bücher. Enttäuscht wurde ich durch die am Anfang und Schluß sich findenden, wohl durch die Rücksicht auf das Publikum veranlaßten allgemeinpolitischen Ausführungen. Es ist das Zeichen eines richtigen Akademiker- und Bourgeois-Hochmuts zugleich, von der Mehrheit von sechs »Volksbeauftragten« zu schreiben: »Wie sollten Männer der schwierigsten aller Lagen gerecht werden können, welche die Welt mit den Augen eines Sattlers, Schriftsetzers, Holz- und Metallarbeiters ansehen?« Und ebenso parteiisch verallgemeinert er, wenn er S. 13 sagt, die Arbeiter- und Soldatenräte hätten sich »als ein anarchisches Element« bewiesen, oder S. 14, daß »der Machtkißel der lokalen Arbeiter- und Soldatenräte keine Schranken kennt«. Weiß sympathischer dagegen stellt sich Bücher

— und das ist die Hauptsache — zu der Frage der Sozialisierung selbst. Ja, er erklärt sich S. 16 »persönlich von der Unausbleiblichkeit eines schließlichen Sieges des Sozialismus überzeugt«, er bezeichnet S. 24 als zur Sozialisierung reif: die kartellierte oder von Aktiengesellschaften betriebene Industrie, die Bergwerke und — die Privatwaldungen und fordert (S. 28 ff.) Bodenverstaatlichung oder -kommunalisierung unter Aufteilung des Großgrundbesitzes, da er für die Landwirtschaft mehr vom Klein- als vom Großbetrieb erwartet. Aber während er so die Möglichkeit einer Sozialisierung in sehr weitem Umfang zugibt, hält er sie doch in der gegenwärtigen unglücklichen Zeitlage nicht für durchführbar. Erst müsse »das Wirtschaftsleben wiederhergestellt, die Betriebe auf ihrer alten Grundlage wieder zum Gedeihen gebracht sein, ehe an ihre Vergesellschaftung gedacht werden kann« (S. 43). Er kann sich dabei auf die gleiche Ansicht einer ganzen Anzahl sozialistischer Theoretiker berufen.

Die Schrift von Bruno Heinemann stimmt dem nicht bloß mit den stärksten Worten zu: »Gegenwärtig ist die Sozialisierung ein zweischneidiges Schwert, den Kapitalismus will man treffen und schneidet sich dabei selbst die Gurgel durch« (S. 72), sondern sie hebt überhaupt weit stärker die »Grenzen« und Gefahren der Sozialisierung als deren Nutzen hervor. Gewiß will auch sie, dem Zug der Zeit folgend, »die wirtschaftliche und ideelle Lage der werkarbeitenden Klassen heben« und sie »als ein gleichberechtigtes Glied in den Produktionsprozeß einfügen« (S. 56), aber grundsätzlich stellt ihr Verfasser sich doch auf den Boden des wirtschaftlichen Individualismus, also des privaten Unternehmertums: »Entfällt das Gewinnstreben, so mangelt der technische und organisatorische Fortschritt, es sinkt die Produktion; und wo das Selbstinteresse fehlt, sinkt auch das Gefühl der Verantwortlichkeit« (S. 65). Eine sozialistische Bewirtschaftung würde »Verschleuderung von ungeheuren Werten und Korruption an allen Ecken bedeuten« (S. 66). Auf Einzelheiten wie die, übrigens von einer Mitarbeiterin (Dr. Erna Reimann) verfaßten, ebenfalls ziemlich ungünstig urteilenden Abschnitte über Sozialisierungsversuche in privaten beziehungsweise gemischt-wirtschaftlichen Betrieben einzugehen, erübrigt sich.

Weit tiefer führt uns wieder in die großen wirtschaftlichen und historischen Zusammenhänge die ausgezeichnete kleine Schrift von Franz Staudinger. Großzügig und doch ohne alle Phrase schildert sie in einem ersten Abschnitt (S. 4 bis 11) die Entwicklung von der freien Handels- zur gegenwärtigen Profittribut- oder Trustwirtschaft, die durch planmäßige Organisation in ein auf gemeinschaftlicher Selbstbestimmung ruhendes Versorgungssystem umzugestaltet ist. Der zweite (S. 12 bis 18) stellt Profit- und Versorgungswirtschaft, das heißt privates Handelsgeschäft und Konsumgenossenschaft, einander gegenüber, der dritte (S. 19 bis 32) behandelt die Durchführung der letzteren. Die vom politischen Sozialismus, zum Beispiel auch den russischen Bolschewiki meist hintangesezte Austauschregelung ist nach Staudinger ausschlaggebend auch für die Produktion. »Soziale Produktion ist nur auf der Grundlage des organisierten Konsums möglich« (S. 30). Ja, ausgedehnt auf alle Kulturvölker, hätte das Selbstversorgungssystem den Weltkrieg unmöglich gemacht (S. 28). Mag man darin auch eine Überschätzung des Konsumgenossenschaftsgedankens erblicken, jedenfalls wird, wer heute »sozialisieren« will, mit Staudingers Ideen sich ernstlich beschäftigen müssen. Freilich, die Volksmassen haben zwar den demokratischen Glauben an Selbstbestimmung »fest in ihren Katechismus aufgenommen«, aber sich »allenfalls noch sehr wenig« fähig erwiesen, diese Idee zu verwirklichen« (S. 4). Es zeigt sich statt sozialen Bewußtseins und sozialer Disziplin eine »individualistische Raffgier«, ein »terroristisch-anarchisches Sozialgebaren«, das freilich nur die »Erziehungsfrucht und der verzerrte Abklatsch der bisherigen mammonistisch-militaristischen Lebensform« ist (S. 11). Hoffen wir mit dem Verfasser, daß die neue, die sozialistische Wirtschaft sich allmählich immer kräftiger durchsetze, die an Stelle der Profitinteressen diejenigen der Gemeinschaft setzt, und so aus ursprünglich reinen Wirtschaftsbeziehungen uns auch zu höherer Moral und Kultur anstatt der heutigen Halb- oder Viertelkultur erzieht.

Nofizen

Österreich-Ungarns Menschenverlust im Kriege. Ihrer statistischen Darstellung des Bevölkerungsrückganges Deutschlands während der Kriegsjahre 1914 bis 1918 (siehe Neue Zeit, Heft 15, 2. Band, 37. Jahrgang) hat die Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges in Kopenhagen eine ähnliche Berechnung für das Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie folgen lassen (Bulletin Nr. 5 der Gesellschaft). Wie die Deutschland betreffende Statistik ist auch diese von E. Döring bearbeitet.

Nach dieser Aufstellung bleibt der Menschenverlust Österreich-Ungarns nur wenig hinter dem des Deutschen Reiches zurück. Während der Gesamtverlust Deutschlands mit Einschluß der ungefähr 2 Millionen Kriegsgefallenen sich auf rund 5,8 Millionen Menschen stellt, beträgt er für das Gebiet der vormaligen österreichisch-ungarischen Monarchie 5,2 (genauer 5,22) Millionen. Dieser Verlust setzt sich in folgender Weise zusammen:

Zunahme der Zahl der Gestorbenen (einschließlich Kriegsgefallenen)	1 535 000
Geburtenrückgang	3 685 000
zusammen	5 220 000

Infolge dieser enormen Menschenverluste ist in der Entwicklung der Bevölkerungszahl der ehemaligen Donaumonarchie eine starke rückläufige Bewegung eingetreten. Während sich unter normalen Verhältnissen die Bevölkerung Österreich-Ungarns von 52,7 auf etwa 55 Millionen erhöht haben würde, dürfte sie tatsächlich im Jahre 1919 auf rund 49,8 Millionen zurückgegangen sein. Das ist ein Nettoverlust von annähernd 3 Millionen Menschen.

In den beiden Hauptteilen des Staates gestaltete sich die Entwicklung folgendermaßen:

	Menschenverlust:		Gesamtverlust
	Verlust durch Zunahme der Sterblichkeit	Verlust durch Geburtenrückgang	
Österreich	990 000	1 800 000	2 790 000
Ungarn	500 000	1 740 000	2 240 000

Entwicklung der Bevölkerungszahl (in Millionen):

	Vor dem Kriege	1919 unter normalen Verhältnissen	1919 tatsächlich	Netto- verlust
Österreich	29,3	30,6	27,8	1,5
Ungarn	21,4	22,3	20,1	1,3

Das Eisenbahnnetz der Erde. Wie auf andere Transportmittel hat der Weltkrieg auch auf die Entwicklung der Eisenbahnen nachteilig eingewirkt. Zwar hat auch in den Kriegsjahren die Gesamtlänge des internationalen Eisenbahnnetzes zugenommen, aber in weit geringerem Maße als in früheren Jahren. Nach dem »Archiv für Eisenbahnwesen« hatte das Eisenbahnnetz der Erde Ende 1914 eine Länge von 1114129 Kilometer. Am Ende des Jahres 1917 waren im ganzen 1137369 Kilometer in Betrieb. In den drei Jahren von 1914 bis 1917 betrug der Zuwachs also 23240 Kilometer oder in einem Jahre durchschnittlich 7747 Kilometer. Das entspricht einer Steigerung von 0,7 Prozent im Jahre, während die Zunahme in den letzten Jahren vor dem Kriege 2,1 bis 2,5 Prozent betrug. Am Ende des Jahres 1917 stellte sich die Länge der Eisenbahnen in Europa auf 351846 Kilometer, in Amerika auf 686859, in Asien auf 114123, in Afrika auf 48153, in Australien auf 36388 Kilometer.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 4

Ausgegeben am 24. Oktober 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Landwirtschaftliche Zeitfragen

1. Neue Wege zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion

Auch wer sich darüber klar ist, daß Deutschland nach der Erfüllung des Versailler Friedensvertrags infolge der großen Abtretung landwirtschaftlich überaus wichtiger Gebiete nicht mehr in der Lage sein wird, so viele Nahrungsmittel selbst zu erzeugen, um vom Ausland unabhängig werden zu können, wird zugeben müssen, daß die Förderung der landwirtschaftlichen Produktion heute die erste und vornehmste Aufgabe jeder Regierung ist. Es ist daher zu begrüßen, daß nun auch von Seiten der Regierung Vorschläge gemacht werden, die dieses Ziel verfolgen, wenn damit auch nicht gesagt sein soll, daß es sich um neue, bisher nie erörterte Dinge handelt. Schon der Unterausschuß für Süddeutschland der auf dem Frankfurter Parteitag 1894 gewählten Agrarkommission hat in seinem für den Breslauer Parteitag vom Jahre 1895 bestimmten Entwurf eines Agrarprogramms an erster Stelle die Forderung erhoben: Planmäßige Organisation der Volksernährung durch fortschreitende Einflußnahme des Staates auf die landwirtschaftliche Produktion und den Vertrieb ihrer Erzeugnisse. In den »Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft« Nr. 29 und 30 vom Juli 1919 schreibt nun Unterstaatssekretär v. Braun vom Reichsernährungsministerium in einem Aufsatze »Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege«:

Die Schwierigkeit, das Ziel einer raschen Steigerung der Erträge zu erreichen, liegt darin, daß die Fortschritte in der Düngung und Bodenbearbeitung, die in einzelnen Betrieben erreicht worden sind, bei der bisherigen Arbeitsmethode in der Landwirtschaft nur langsam auf alle Betriebe übertragen werden können. Ich habe deshalb eine Reihe von Vorschlägen gemacht, die einen raschen Fortschritt in dieser Richtung ermöglichen können, allerdings nicht ohne daß ein gewisser Zwang auf die Betriebsinhaber ausgeübt wird.

Meine Vorschläge gingen im wesentlichen dahin, den raschen Fortschritt in der Landwirtschaft auf dem Gebiet der Düngung, der Saatgutwahl und der Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten durch staatliche Einwirkung herbeizuführen. Die Verwendung des künstlichen Düngers hat uns zweifellos im Verlauf der letzten dreißig Jahre die größten Fortschritte in der Erhöhung der Ernteerträge gebracht und bildet in den fortschrittlich geleiteten landwirtschaftlichen Betrieben die Grundlage der Ackerwirtschaft, in neuerer Zeit auch der Wiesen- und Weidewirtschaft. Aber wir sind noch weit davon entfernt, daß die Grundsätze einer rationellen Düngerkultur Gemeingut der deutschen Landwirtschaft sind. In einer großen Anzahl von Betrieben wird künstlicher Dünger noch gar nicht oder nicht rationell verwendet, sondern nur nach allgemeinen Ratschlägen, die von dieser oder jener Seite gegeben wurden, ohne daß die Bedürfnisse des Bodens, der Kulturart, der Fruchtfolge entsprechend berücksichtigt sind.

Wenn wir die bisherigen Wege der Verbreitung des künstlichen Düngers weitergehen wollen, dauert es noch Jahrzehnte, bis das erwünschte Ziel erreicht ist.

Denn ganz abgesehen von der auch nicht kleinen Zahl von Landwirten, die aus Gleichgültigkeit von ihrer alten Betriebsweise nicht abgehen wollen, weil der Ertrag ihres Gutes für ihre Bedürfnisse ausreicht, würde es für die Millionen Landwirtschaftsbetriebe, deren Besitzer einer wissenschaftlichen Schulung entbehren, immer mehr oder weniger ein Zufall bleiben, wenn sie durch langjährige Erfahrungen das richtige Verhältnis der Düngerverwendung erraten haben.

Ich bin deshalb der Auffassung, daß wir diesen Entwicklungsgang nicht abwarten dürfen, sondern nach Düngungsplänen, die von staatlichen Landwirtschaftslehrern oder Inspektoren für jeden Landwirtschaftsbetrieb festzustellen wären, die Mindestmenge von künstlichem Dünger, die zur Erzielung guter Ernten erforderlich ist, staatlich zuweisen lassen müssen. Für Betriebe, die den Mindestanforderungen schon bisher entsprachen, bedürfte es einer staatlichen Anordnung nicht. Die ganze Aufgabe kann in den Gegenden, wo das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen genügend entwickelt ist, auch von diesen übernommen werden, die ja bisher schon vielfach den Bezug des künstlichen Düngers für ihre Mitglieder besorgt haben, ohne aber deren Bedürfnisse zu prüfen. Es würde sich also hier um eine Erweiterung des Aufgabenkreises der Genossenschaften handeln, die ich auch vom allgemeinen Gesichtspunkt aus besonders begrüßen würde. Denn ohne eine weitgehende Mitwirkung von Erzeugergenossenschaften auf allen Gebieten der landwirtschaftlichen Produktion und des Absatzes ihrer Erzeugnisse wird es nicht gelingen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die uns bezüglich der Lebensmittelversorgung bevorstehen. Der genossenschaftliche Zusammenschluß der Erzeuger im Interesse der Gemeinwirtschaft ist die einzige Form der Sozialisierung, die sich für die Landwirtschaft eignet, ohne die Produktion selbst zu schädigen.

Ganz ähnlich liegt es mit der Wahl des Saatguts. Jeder gebildete Landwirt weiß, wieviel von der Wahl des richtigen Saatguts abhängt, und in jedem gut geleiteten Großbetrieb werden ständig Versuche gemacht mit verschiedenem Saatgut und eine beständige Erneuerung durch Bezug von Originalsaaten vorgenommen, um die beste Ertragsfähigkeit zu erhalten. Daneben aber gibt es Hunderttausende von Betrieben, in denen die Saatgutfrage noch ganz nebensächlich behandelt und sogar minderwertiges und nicht sorgfältig gereinigtes Getreide als Saatgut verwendet wird. Ich habe in der Umgebung eines von mir geleiteten Betriebs feststellen können, daß die Bauernwirtschaften, denen ich das geeignetste Saatgut unter der Bedingung unentgeltlich abgebe, daß sie nach meinen Vorschriften düngen und den Boden bearbeiten, ihre Erträge in zwei Jahren um das Zwei- bis Dreifache gesteigert haben. Wo solche zufällige Einwirkung fehlt, wird jahraus jahrein das gleiche altgewohnte Saatgut verwendet, und man begnügt sich mit Erträgen von vier bis fünf Zentnern pro Morgen, »weil der Boden eben nicht mehr frage«, obwohl die Schuld nur in der Verwendung angebauter Sorten oder in ungenügender Düngung liegt.

Auch die Wahl des Saatguts ist eine Frage, die eingehender Versuche und Prüfung bedarf, wie sie nur in technisch gut geleiteten Betrieben vorgenommen werden können, während mittlere und kleinere Betriebe dazu meist weder die nötige Fläche noch die Arbeitskräfte haben.

Ich habe deshalb vorgeschlagen, daß eine Körnung des Saatguts vorgeschrieben wird, um die Gewähr zu haben, daß überall das geeignetste Saatgut verwendet und der vielfach herrschende alte Schlendrian rasch beseitigt wird. Daß durch die Körnung fortschrittlich geleitete Betriebe ebensowenig in ihrer Initiative gestört werden, wie dies bei der Körnung der Zuchttiere der Fall ist, dafür kann ohne Schwierigkeiten Vorkehrung getroffen werden.

Das sind einschneidende Maßnahmen, die natürlich sofort von agrarischer Seite die heftigste Anfeindung wegen des in Aussicht genommenen Zwanges erfahren haben. Und doch haben diese Kreise immer behauptet, daß die deutsche Landwirtschaft in der Lage sei, das deutsche Volk aus

eigener Produktion zu ernähren, wenn ihr nur die Möglichkeit gegeben würde, alle wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel anwenden zu können. Welche gewaltige Zunahme der Erträge bei hinreichender Düngung und zweckentsprechender Sortenwahl zu erzielen ist, dafür hat erst kürzlich Genosse Schmidt in Nr. 23 der Neuen Zeit durch Anführung einiger Zahlen den Beweis erbracht.

Unterstaatssekretär v. Braun meint, daß es möglich sei, die Organisation der Düngerbeschaffung in denjenigen Gegenden, in welchen das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen bereits hochentwickelt ist, diesen zu übertragen. Auch ich würde dieses für angängig halten, wenn bei den Mitgliedern der Genossenschaften die nötige Vorbildung vorhanden wäre. Daran fehlt es aber heute bis auf wenige Ausnahmen fast überall. Denn es kommt nicht nur darauf an, daß auch den kleinsten Betrieben der nötige Dünger besorgt wird, sondern es gehört auch eine eingehende Prüfung verschiedener Fragen dazu, die nur von landwirtschaftlich oder agrilkulturchemisch wissenschaftlich vorgebildeten Leuten geleistet werden kann. Wer mit der landwirtschaftlichen Praxis vertraut ist, weiß aus eigener Erfahrung, daß zwei dicht nebeneinanderliegende landwirtschaftliche Besitzungen die verschiedenartigsten Bodenverhältnisse aufweisen können, daß ferner der Viehbestand und der durch diesen zur Verfügung stehende Stalldünger wesentliche Unterschiede in der Fruchtbarkeit des Ackers bedingen und hier- von wieder der Zukauf von künstlichen Düngemitteln abhängig ist. Schließlich kann auch der Anbau von stickstoffammelnden Leguminosen als Futter- und Gründüngungspflanzen den Bedarf an künstlichem Stickstoffdünger nicht unerheblich beeinflussen. Es wird also eine genaue Prüfung all dieser Fragen erforderlich sein, wenn man von der zwangsweisen Belieferung der landwirtschaftlichen Betriebe mit Kunstdünger günstige Erfolge erzielen will.

Dazu gehört auch die chemische Bodenanalyse und die genaue Kenntnis der Wirtschaftseinrichtung. Das sind alles Dinge, die die Genossenschaften, deren Geschäftsführer heute in der Regel mehr oder minder gut vorgebildete Kaufleute sind, nicht ohne Hinzuziehung eines Landwirtschaftslehrers würden übersehen und durchführen können. Genau so liegen aber die Dinge bei der Beschaffung von Saatgut und bei der Bekämpfung tierischer und pflanzlicher Schädlinge. Auch da wird man ohne die Beratung einer wissenschaftlich und praktisch vorgebildeten Kraft nicht auskommen. Wer da weiß, wie sehr gerade das Gedeihen dieser und jener hochgezüchteten Pflanzenforke von Bodenart, Klima und Aussaatzeit abhängig ist, der wird ohne weiteres zugeben, daß auch auf diesem Gebiet jede Schematisierung ängstlich vermieden werden muß. Sollen also die von Herrn v. Braun vorgeschlagenen Maßnahmen zur Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung Erfolg haben und, wie er anregt, den Genossenschaften übertragen werden, so müßte zunächst eine Umorganisation der Genossenschaften oder doch eine Erweiterung derselben in der Weise erfolgen, daß bei jeder ein landwirtschaftlicher Sachverständiger mit hinreichender akademischer und praktischer Vorbildung angestellt wird. Wir fürchten aber, daß das weit über den Rahmen der heute in der Hauptsache als Bezugs- und Absatzgenossenschaften oder als Ein- und Verkaufsvereine bestehenden genossenschaftlichen Organisationen in der Landwirtschaft hinausgeht. Wir möchten daher die Einrichtung besonderer Stellen vorschlagen, die den Kreisverwaltungen

anzugliedern wären, von dieser Zentrale aus im Benehmen mit dem Kreis-
auschuß die nötigen Vorarbeiten und Erhebungen anzustellen und die er-
forderlichen chemischen Untersuchungen bei den landwirtschaftlichen Ver-
suchsstationen zu veranlassen hätten, wozu wissenschaftlich einwandfreie
Probenahmen usw. gehören. Vielleicht wird man meinen, daß diese Ar-
beiten nebenamtlich den Winterschuldirektoren und Landwirtschaftslehrern
übertragen werden könnten. Das ist aber ganz ausgeschlossen. Sie erfordern
vielmehr in jedem Kreise neben einem Leiter der genannten Stelle noch
mehrere Assistenten, um die gewünschten Ertragssteigerungen auch wirklich
in vollem Umfang zu gewährleisten.

Ferner kommt hinzu, daß man bei den landwirtschaftlichen Betrieben,
und diese allein hat Herr v. Braun im Auge, nicht stehen bleiben darf, da
für die Versorgung der Bevölkerung mit Gemüse und Obst ja nicht nur
die Landwirtschaft, sondern in recht erheblichem Umfang auch der Garten-
bau sorgt, und es ist eine bekannte Tatsache, daß in gärtnerischen Betrieben
heutzutage noch weit weniger als in den landwirtschaftlichen Kleinbetrieben
rationell mit Kunstdünger gedüngt wird. Hier wäre vor allem der Hebel an-
zusetzen, um die Obst- und Gemüseerzeugung zu fördern und dadurch wieder
mehr Land für den Anbau von Brotfrüchten, Hackfrüchten und Hülsenpflanzen
in der Landwirtschaft freizubekommen, die sich in den letzten Jahren in-
folge der ungeheuren Preise für Gemüse und Sämereien immer mehr auf
den Feldgemüsebau geworfen hat.

Endlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß, wenn die zwangs-
weise Beschaffung von Düngemitteln und Saatgetreide und die staatlischer-
seits zu organisierende Bekämpfung der Schädlinge in Landwirtschaft und
Gartenbau den gewünschten Erfolg haben soll, damit auch die Beschaffung
von neuzeitlichen Acker- und Erntegeräten sowie Maschinen Hand in Hand
gehen muß; denn was nützt uns die vorzüglichste Düngung und das beste
Saatgut, wenn der Boden nicht die erforderliche Bearbeitung erfährt oder
wenn das Getreide nicht so schnell und gut geborgen werden kann, daß ein
Verderben auf dem Felde, auch bei ungünstigem Erntewetter, nicht eintritt.

2. Die Sozialisierung der Düngerindustrie

Unterstaatssekretär v. Braun ist sich darüber klar, daß die Durchführung
seiner Vorschläge zur Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung unter
den heutigen Verhältnissen auf die größten Schwierigkeiten stößt, weil es
uns zurzeit an dem nötigen Kunstdünger fehlt. Er schreibt darüber zu-
treffend:

Die weiteren Hindernisse liegen auf technischem Gebiet. Hier kommt als erster
und wichtigster Punkt in Frage, ob es möglich ist, die Menge von Kunstdünger
zu beschaffen, die die Voraussetzung für eine allgemeine Steigerung der Boden-
erträge bilden. Nach den Friedensbedingungen, die uns auferlegt werden,
werden uns nicht nur die wichtigsten Kohlengebiete in Oberschlesien und im Saar-
gebiet ganz oder auf eine Reihe von Jahren entzogen, sondern wir sollen darüber
hinaus noch für lange Jahre große Mengen von Kohlen an das Ausland liefern.
Nach den Berechnungen von Sachverständigen würde uns danach für Hausbrand
und Industrie nur etwa der zehnte Teil der Kohlen aus eigener Erzeugung übrig-
bleiben, die im Frieden für diese Zwecke verwendet worden sind. Das kann natür-
lich auch für die Kunstdüngerindustrie nicht ohne die nachteiligsten Folgen bleiben.
Die Stickstoffindustrie ist zwar zum größten Teil auf Braunkohle basiert, die bisher

für andere Zwecke wenig in Anspruch genommen worden ist. Aber bei dem katastrophalen Mangel an Steinkohle, der nach diesen Bedingungen in Deutschland eintreten muß, würde die Braunkohle in viel größerem Umfang als bisher zur Briquettherstellung für Hausbrand und für Industriezwecke herangezogen werden müssen, so daß kaum ausreichende Mengen für die Stickstoffindustrie übrigbleiben werden. Nicht besser liegen die Verhältnisse für die Kalkindustrie, die schon durch den Verlust der elsässischen Gruben wesentlich geschwächt wird und in stärkerem Umfang als der Stickstoff auf Steinkohle angewiesen war. Vor allem aber wird es schwer sein, den Mangel an Phosphordünger zu überwinden, bezüglich dessen wir ja schon vor dem Krieg in größerem Umfang auf die Einfuhr angewiesen waren. Es wird uns aber jetzt auch noch der größte Teil der Thomaschlacken fehlen, die bisher in der deutschen Stahlerzeugung gewonnen wurden, da uns die wichtigsten Eisenerzgebiete auch entzogen werden sollen; um welche Mengen es sich dabei handelt, ergibt sich daraus, daß im Jahre 1912 nach den Schätzungen des Internationalen Landwirtschaftlichen Instituts in Rom die Thomaschlackemehl-Erzeugung in Deutschland 2 475 000 Tonnen betrug von einer Gesamtwelt-Erzeugung von 3 988 000 Tonnen. Ob dieser Ausfall durch die Einfuhr von Phosphaten zur Erzeugung von Superphosphat genügend ausgeglichen werden kann, ist eine offene Frage, deren Lösung aber für die landwirtschaftliche Produktion von entscheidender Wichtigkeit ist.

Leider fehlt hier jedes Eingehen auf die Frage, wie dieser Düngerknappheit am besten gesteuert werden könnte und welche Maßnahmen die Regierung zu ergreifen gedenkt, um der Landwirtschaft nach Möglichkeit den wichtigsten Kunstdünger zu verschaffen. Behebung dieses Düngermangels ist vor allem nötig, wenn es gelingen soll, die Absichten des Herrn v. Braun in die Tat umzusetzen. Es muß daher darauf hingewiesen werden, daß die Erzeugung der wichtigsten künstlichen Düngemittel, wie Stickstoff und Phosphorsäure, auch heute noch fast ausschließlich der Privatinitiative überlassen bleibt. Nicht nur das in großen Mengen vorhandene Kali, sondern auch die Rohphosphate für die Gewinnung von Superphosphaten (soweit solche in Deutschland vorhanden sind) sowie die Eisenerze, aus denen das Thomasmehl gewonnen wird, und auch die Steinkohlen, bei deren Verkokung das Schwefelsäure Ammoniak als Nebenprodukt erzeugt wird, müßten in Staatsbesitz überführt werden, und ferner müßten auch sämtliche Kalklager verstaatlicht werden, die den für die Düngung besonders wichtigen kohlen-sauren Kalk und den Aßkalk liefern, deren Zuführung auf die Äcker heute leider noch vieles zu wünschen übrigläßt. Bisher ist nur ein sehr bescheidener Anfang auf diesem Gebiet mit der Verstaatlichung des Kalksyndikats und der Ilseder Hütte gemacht worden, während die Sozialisierung des Kohlenbergbaus und der damit verbundenen Nebenproduktindustrie noch aussteht. Und doch hat gerade die Stickstoffindustrie, ganz abgesehen von der Ammoniakgewinnung aus der Steinkohle, durch die neuen Verfahren, die eine Gewinnung des Luftstickstoffs und seine Umwandlung in Ammoniak und Salpetersäure ermöglichen, einen derartigen Umfang angenommen, daß er geradezu nach Sozialisierung schreit. Denn diese Unternehmungen werfen samt und sonders Riesengewinne ab. So hat zum Beispiel die Deutsche Ammoniakverkaufsvereinigung in Bochum nicht weniger als 28 Millionen Mark Kriegsanleihe gezeichnet, und die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen baut eine Riesenanlage nach der anderen und kann nebenbei gewaltige Summen für die Einführung ihrer neuen Stickstoffdüngemittel ausgeben. Einen Einblick in die ungeheuren Aus-

dehnungsmöglichkeiten gewinnt man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die zurzeit bestehenden Anlagen zur Stickstoffgewinnung in ihrer Gesamtheit in der Lage sein würden, schon jetzt genau die doppelte Menge an Stickstoff herzustellen, die der deutschen Landwirtschaft und Industrie im Jahre 1914 mit Einschluß des damals noch eingeführten Chilisalpeters zur Verfügung standen.

Obgleich nun schon vor dem Kriege im Reichstag die Frage eines Reichsstickstoffmonopols lebhaft erörtert wurde, hat man sich trotzdem seit der Revolution auf diesem Gebiet zu entscheidendem Handeln nicht aufraffen können, sondern die Regierung hat sich mit der Gründung eines Stickstoffsyndikats begnügt, das wohl auch nur deshalb zustande kam, weil das Reich im Laufe des Krieges zwei eigene Werke gegründet hatte, die Kalkstickstoff herstellen, und weil es nicht gut anging, daß diese in wichtigen Fragen von der Privatindustrie überflügelt und ausgeschaltet wurden. Über die Gründung des Stickstoffsyndikats ging Ende Juni folgende Notiz durch die Tagespresse:

Die drei großen Erzeugergruppen von künstlichem Stickstoff: Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen mit ihren beiden Werken in Oppau und Merseburg, die Deutsche Ammoniakverkaufsvereinigung in Bochum mit den Oberschlesischen Kokswerken und Chemischen Fabriken A.-O. und der Wirtschaftlichen Vereinigung der Gaswerke, die Kalkstickstoffindustrie, vertreten durch die Bayerischen Stickstoffwerke, haben sich zu einem Syndikat vereinigt zum Zwecke des gemeinsamen Verkaufs ihrer Erzeugnisse. Der Einfluß des Reiches ist durch die Zusammenfassung der Verwaltung und der Geschäftsführung in weitgehender Weise gesichert. Die Geschäftsführung haben Dr. Brückner als Vertreter des Reichsfiskus, Dr. Bueb als Vertreter der Badischen Anilin- und Sodafabrik, Direktor Sohn von der Deutschen Ammoniakverkaufsvereinigung als Vertreter der Koke-reien, Professor Dr. Caro als Vertreter des Kalkstickstoffs. Unter Führung des Reichswirtschaftsministeriums soll auch enges Zusammenarbeiten mit der verbrauchenden Landwirtschaft, dem Handel und den Düngersabriken durchgesetzt, Düngers-tickstoff möglichst billig verteuert und in einem solchen Ausmaß in den heimischen Ackerboden gebracht werden, daß dadurch die so dringend notwendige Vermehrung der landwirtschaftlichen Erzeugung herbeigeführt wird.

In diesem Syndikat sitzt also die Regierung als gleichberechtigter Faktor mit den Vertretern der Privatindustrie, doch hat sie nur ein Einspruchs- und Mitbestimmungsrecht bei Fragen des Preises und der Ausfuhr der verschiedenen Stickstoffdünger. Den Verkauf der sämtlichen Stickstoffdüngemittel betreibt das Syndikat für alle Beteiligten gemeinsam, während im übrigen die einzelnen Firmen selbständig weiterbestehen und zum Beispiel die Badische Anilin- und Sodafabrik sich noch im Syndikatsvertrag ein selbständiges Vorgehen bezüglich der Prüfung und Propagierung ihrer neuen Düngerspezialitäten ausbedungen hat. Auch in Personalfragen steht der Regierung beim Stickstoffsyndikat nicht der geringste Einfluß zu. Das sind nach unserer Ansicht völlig unhaltbare Zustände, die nur durch eine Sozialisierung der gesamten Düngerindustrie beseitigt werden könnten, zumal diese auch der Regierung die Möglichkeit geben würde, die hier besprochenen Vorschläge des Herrn v. Braun von sich aus verwirklichen zu können. Nur dann ist sie in der Lage, eine Verbilligung der Lebensmittel dadurch herbeizuführen, daß sie die landwirtschaftliche Produktion durch hinreichende Belieferung mit Kunstdünger zu möglichst niedrigen Preisen

hebt und verbilligt. Zudem würden die genannten Unternehmungen dem Staate zweifellos gute Einnahmen abwerfen und die Regierung in den Stand setzen, den in Deutschland nicht gebrauchten Stickstoff als Austauschprodukt gegen Eisenerze und Rohphosphate zu verwenden und damit den einheimischen Phosphorsäuremarkt wieder zu beleben, wodurch wiederum eine Steigerung der Erträge und eine besondere Sicherung der Volksernährung gewährleistet werden könnte. Man darf dann aber, wie gesagt, nicht beim Stickstoff haltmachen, sondern muß ganze Arbeit leisten und an die Verstaufflichung aller Bodenschätze herangehen. In bezug auf die Düngung unserer Felder wäre das namentlich für die Kalkungsfrage von ganz besonderer Bedeutung, weil es auf diesem Gebiet bisher an einer Zusammenfassung sowie einheitlichen Werbetätigkeit und Aufklärungsarbeit gefehlt hat, obgleich gerade der Kalk derjenige Pflanzennährstoff ist, der durch seine Umsetzungen im Boden besonders anregend auf die Bakterientätigkeit einwirkt und auch dazu beiträgt, sonst ungenutzt im Acker liegende Stickstoffverbindungen den Pflanzen nutzbar zu machen.

Wer also die neuen Wege zur Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung beschreiten will, der muß sich klar darüber werden, daß das nur möglich ist, wenn man sich zu tiefgreifenden Änderungen versteht, Änderungen, die unbedingt notwendig sind, wenn das gesteckte Ziel erreicht werden soll. Dabei darf dann aber auch nicht vergessen werden, daß schließlich auch bei all diesen Maßnahmen die Art und Form der landwirtschaftlichen Besitzverteilung zweifellos eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen wird.

(Fortsetzung folgt)

Franz v. Liszt und die soziologische Strafrechtsschule

Von Dr. E. Hurwicz (Berlin)

Es ist kein Zufall, daß wir den Versuch einer kritischen Übersicht über die soziologische Strafrechtslehre des unlängst verstorbenen berühmten Kriminalisten Franz v. Liszt an dieser Stelle unternehmen. Steht doch im Zentrum dieser Lehre dieselbe Ansicht, die auch der sozialistischen Soziologie zugrunde liegt, nämlich der Glaube, daß nicht nur alle (oder zumindest die wichtigsten) Erscheinungen des sozialen Lebens, sondern auch die des individuellen Lebens durch die gesellschaftlichen Lebensbedingungen verursacht werden; und haben doch schon bei Lebzeiten Liszts, der ja das Verbrechen auf soziale Ursachen zurückführte, verschiedene Sozialisten (es sei hier nur Stadnauer, »Das Elend des Strafvollzugs« genannt) ihm den Vorwurf der Inkonsequenz gemacht, denn aus jener Grundansicht folge auch unweigerlich, daß das wirksamste Mittel zur Bekämpfung, ja Ausrottung des Verbrechertums in der radikalen Ausmerzung all jener sozialen Ursachen bestehe, ein Mittel, welches eben der Sozialismus biete. Man kann diesen Vorwürfen, soweit sie Liszt als Kriminalisten (und das war er doch seinem Hauptlebenswerk nach) betreffen, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen; indessen darf man nicht vergessen, daß Liszt seiner Abstammung und gesellschaftlichen Position zufolge zu den Bürgerlichen gehörte, daß er als liberaler Politiker auch lange Jahre ein Mandat der Freisinnigen Volkspartei im Preussischen Landtag und bis zuletzt auch im Reichstag innehatte. Vom umfassenderen Standpunkt aber betrachtet, ist viel-

leicht eine entschiedene Stellungnahme zum Sozialismus aus einem immerhin umgrenzten (wenn auch innerlich noch so weiten) Einzelgebiet heraus auch objektiv unangebracht, da der Sozialismus eine vollständige Umwälzung des sozialen und individuellen Lebens bezweckt, die daher auch aus vielen und verschiedenen — vor allem wirtschafts- und kulturpsychologischen — Gesichtspunkten heraus bewertet werden muß.

Liszt selbst wußte — und brachte es auch dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber in einem Gespräch zum Ausdruck —, daß seine ganze Lehre vom Verbrechen nicht frei von Widersprüchen ist. Es ist dies auch nicht zu verwundern. Denn Liszt war auf seinem Gebiet der größte Revolutionär, eine Kämpfernatur, die das Alte, was ihm morsch erschien, verwarf und einen frischen Neubau errichten wollte. Aber außerdem komplizierte sich die Lage durch den Zwiespalt des geltenden dogmatischen Strafrechts, das er als Universitätsprofessor lehren mußte, und seinen reformatorischen Bestrebungen, die ihn stets außerhalb dieses Strafrechts stellten. Sein Hauptbekenntnis, auf dem seine ganze neue Lehre ruht, sagte er selbst in den prägnanten Satz zusammen: »Nicht die Tat, sondern der Täter ist zu bestrafen.« Damit war aller Begriffsjurisprudenz der Krieg erklärt. In seinem berühmten Lehrbuch des Strafrechts mußte er aber jedem Strafrechtsparagrafen eine präzise Ausdeutung geben, mußte haarscharfe Begriffsbestimmungen aufstellen. Dieser Zwiespalt soll uns hier aber nicht weiter beschäftigen, sondern der Inhalt seiner Strafrechtssoziologie selbst.

Diese Lehre zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste — die Kriminalätiologie — hat die Untersuchung der Verbrechensursachen, der zweite — die Kriminalpolitik — die Verbrechensbekämpfung zum Gegenstand. Überblickt man das Lebenswerk Liszts, so fällt einem gleich in die Augen, daß dieser zweite Teil von ihm ungleich mehr gepflegt und auch befruchtet worden ist als der erste. Damit aber enthüllt sich zugleich die Lücke, der unfertige Zustand der ganzen von ihm begründeten soziologischen Strafrechtsschule selbst. Denn es ist offenbar, daß, wenn auch gewisse und vielleicht auch große Partien der Kriminalpolitik als rein praktische Maßnahmen auch ohne theoretische Begründung bestehen, ja sich bewähren mögen, der objektive Wert des Ganzen immer noch in Frage gestellt werden kann, solange nicht die tiefsten Zusammenhänge der Verbrechensursachen erforscht und zwischen ihnen und der Verbrechensbekämpfung eine Kluft gähnt.

Seine Grundüberzeugung von der Verbrechensverursachung faßt nun Liszt in den Satz zusammen: »Jedes (!) Verbrechen ist das Ergebnis der sozialen, insbesondere wirtschaftlichen Faktoren einerseits wie der Eigenart des Verbrechers andererseits.« Dieser kurze Satz enthält offenbar Elemente in sich, von denen jedes einzelne nun seinerseits eine recht ernsthafte Untersuchung verdient, und ist von weitesttragender Bedeutung. Liszt selbst hat indessen nur ein einziges Mal versucht, der »Eigenart des Verbrechers« etwas näher auf den Grund zu kommen und eine Stufenleiter der Triebfedern zum Verbrechen nach ihrem verschiedenen Inhalt und verschiedener Intensität aufzustellen. Sein Hauptinteresse und demgemäß auch das Hauptgewicht seiner Lehre neigte sich — wie die »Strafrechtlichen Aufsätze und Vorträge«, die, wie er selbst im Vorwort sagt, zugleich eine »Chronologie der Reformbewegung« sein

sollen und in zeitlicher Reihenfolge angeordnet sind, deutlich zeigen — immer mehr den sozialen Ursachen des Verbrechens zu. Das Wort vom »Verbrechen als sozialpathologischer Erscheinung« wird immer mehr zum Kennwort seiner Richtung. Die sozialen Ursachen, die er dabei im Auge hat, sind verschiedener Art. Seine Aufmerksamkeit ziehen auf sich die an der Hand der preussischen Kriminalstatistik gemachten Untersuchungen von Hirsch, die auf den Zusammenhang zwischen der Bewegung der Brotpreise und der Diebstähle hinweisen, also die wirtschaftlichen Krisen. Aber ebenso sah er — und wir wissen, mit welchem Recht — auch in der größten sozialen und moralischen Krise, die wir erlebt haben, in dem Weltkrieg eine Ursache des ungeheuren Wachstums der Kriminalität voraus.

Die durchgehende, gewissermaßen chronische Verbrechensursache bildete ihm aber wohl der Umstand, daß die Mehrzahl der Verbrecher (die Statistik spricht von 85 bis 90 vom Hundert) aus dem Proletariat stammt. Hier sprach er von der Schuld und der Schuldigkeit der Gesellschaft im Hinblick auf die Lebensbedingungen der Arbeitermassen und auch von Erbschuld, indem die »verbrauchte Nervenkraft« der älteren Generationen sich in der physischen und geistigen Minderwertigkeit der jüngeren rächt und zum Verbrechen anreizt. Demgemäß erblickte er in der Sozialpolitik das wirksamste Mittel der Verbrechensbekämpfung. Er sagt selbst einmal, daß die Wohnreform ein besseres Mittel gegen das Verbrechen als hundert neue Paragraphen des Strafgesetzbuchs ist.¹ Die Verbrechensprophylaxe war ihm denn überhaupt aller Kampfmittel das oberste: das beste Mittel, das Verbrechen zu bekämpfen, ist, ihm vorzubeugen. An diesem Punkt der Lisztschen Lehre wird übrigens vielleicht auch begreiflich, warum er nicht zum Sozialismus überging: die Sozialpolitik als das wirksamste Kampfmittel gegen das Verbrechen erseht ihm offenbar den Sozialismus.

Ein merkwürdiger methodischer Gegensatz besteht nun zwischen dieser »Kriminalätiologie« Liszts und seiner Kriminalpolitik, während er dort doch nachgerade von allem Individuellen abstrahiert und sein Hauptaugenmerk auf das Allgemeine richtet, wendet er sich hier bewußt und gänzlich nur dem Besonderen, dem konkreten Täter zu. Das war ihm ja gerade die bis auf den heutigen Tag fortdauernde Erbsünde des überkommenen Strafrechts, daß es an Stelle des Täters sich mit der Tat befaßt, der abstrakten und auf dem »Isoliertschemel« der Gesetzesparagraphen zugerichteten Tat. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint ihm namentlich auch der ganze heutige Strafvollzug, der im Zeichen der Gesetzeserfüllung und Takvergeltung steht, und seine ganze reformatorische Kriminalpolitik kann geradezu aus der gänzlichen Ablehnung dieses Strafvollzugs heraus begriffen werden. Die Kriminalstatistik liefert ihm eine willkommene Stütze für seine Anschauungen. Er stellt darin mit größter Wahrscheinlichkeit und verblüffendem Effekt als »den Bankrott der heutigen Strafrechtspflege« fest, daß je höher die Zahl der Vorstrafen, desto größer auch die Zahl der Rückfälle ist. Daraus entbrennt zunächst der Kampf gegen die kurzzeitige Freiheitsstrafe, die nicht vor dem

¹ Die nähere kriminalistische Bedeutung der Wohnreform: Beseitigung der unhygienischen, nervenschwächenden Wohnverhältnisse; Beseitigung der stillosen Mißstände, insbesondere des Schlafburschenwesens und des Zusammenschlafens zahlreicher Menschen beiderlei Geschlechts in einem engen Raum.

Rückfall abschridet, sondern im Gegenteil, ganz besonders durch Zusammensein mit Gewohnheitsverbrechern, zur neuen Tat anreizt. Daher am liebsten für unbescholtene Erstverbrecher ein bedingter Erlass der Strafe: die Bedingung besteht in einer Bewährungsfrist, während der der Delinquent sein Wohlverhalten dartun soll; kommt er während dieser Zeit mit dem Gesetz wieder in Konflikt, so verwirkt er den Erlass und unterfällt der doppelten Strafe: für die erste und für die neue Tat. Daher ferner auch die Forderung möglichsten Ersatzes der Freiheitsstrafe durch Geldstrafe oder wenigstens der wahlweisen Androhung von beiden, ein Punkt wiederum, in dem gleichfalls die sozialistische Kritik (Hugo Heinemann) einsetzte, mit der Behauptung, diese Reform würde nur den bemittelten Klassen zugute kommen, die mir jedoch nicht stichhaltig erscheint, da Litz schon in seiner ersten Kampfschrift gegen die Freiheitsstrafe auch ihren Ersatz durch Ableistung einer Gemeindegarbeit vorsieht. Was aber die Gewohnheits- resp. Gewerbsverbrecher anbetrifft, so muß die schematische Bestrafung, die in manchen Fällen in lächerlicher Weise bis in die zwanzig Fälle steigt, aufhören. Vielmehr muß bald nach den ersten Rückfällen eine lange Freiheitsstrafe einsehen, deren Ziel aber gleichfalls nicht die Vergeltung, sondern die Erziehung des Verbrechers und seine Wiedereinführung in die Gesellschaft bildet: daher progressiver Strafvollzug, das heißt Erziehung zur Arbeit, verbunden mit Prämien, Aufsparen des Verdienstes durch die Anstaltsverwaltung, allmähliches Aufrücken der Sträflinge in eine höhere Klasse mit größeren Erleichterungen, vor Ablauf der Strafzeit probeweise Entlassung, dann endgültige Entlassung. Nach dieser weitere möglichste Fürsorge für den Entlassenen. Wo die Besserung zwar möglich, aber langwierig erscheint, sollen unbestimmte Strafurteile gefällt werden — der schroffste Bruch mit dem überlieferten Strafrecht! —, das heißt die Strafzeit im Urteil nicht begrenzt, sondern vollständig dem Strafvollzug überlassen werden, der erst aufhört, wenn sein Zweck — die Besserung des Sträflings — erreicht ist. Für Unverbesserliche endlich lebenslängliche Verwahrung. Besondere Kategorien bilden die kranken, die trunksüchtigen und die jugendlichen Verbrecher. Für erstere hat an Stelle der Strafe die Zwangsheilung zu treten, für letztere an Stelle des Gefängnisses stets die Fürsorgeerziehung, aber auch andere prophylaktische Maßnahmen, besonders der Sparrzwang. Alles in allem genommen: an Stelle der Generalprävention, das heißt der Abschreckung aller durch die Strafe, die den obersten Zweck des überkommenen Strafrechts bildet, hat die Spezialprävention, die Einwirkung auf den Delinquenten durch den Strafvollzug, zu treten.

Die Wirkung dieser Gedanken war groß. Ein heftiger Streit entbrannte zwischen den Anhängern der bisher herrschenden sogenannten klassischen und der modernen von Litz geführten soziologischen (oder auch als kriminalpolitisch bezeichneten) Strafrechtsschule. Dieser Streit war um so heftiger, als es sich nicht nur um theoretische Differenzen handelte. Denn am Vorabend seiner Geburt stand das neue Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, das das alte von 1870 ersetzen sollte. Die moderne Schule siegte. Zuerst zagend und zögernd, dann immer entschiedener fanden die oben geschilderten Reformgedanken allmählich auch in die Regierungsentwürfe Eingang. Aber freilich nicht in vollem Maße. Nicht zugelassen wurden insbesondere die un-

bestimmten Strafurteile. Auch das Verhältnis zwischen der Strafe im alten Sinn und den neuen Heilungs- respektive Erziehungsmaßnahmen ist noch ganz ungeklärt; zumeist werden beide vereinigt: erst muß der Verbrecher abstrafen, dann geheilt werden — ein rechtes Kompromißwerk. Völlige Anerkennung fanden dagegen die bedingte Verurteilung und die Gedanken der Fürsorgeerziehung für jugendliche Verbrecher. Aber immer noch bleiben auch diese angenommenen praktischen Strafreformentheorie: der Weltkrieg hat das Reformwerk stark aufgehalten; hoffen wir, daß nunmehr auch dieses Friedenswerk seinem Abschluß in vollkommenerer Form entgegengehen wird.

Überschauen wir aber die Lehre selbst, so bekommen wir den Eindruck von Bausteinen, die teils zu einem Stückgebäude zusammengefügt sind, teils aber noch frei herumliegen, ja werfen wir einen genaueren Blick in den Bauplan selbst, so gewahren wir nicht gerade wenige innere Widersprüche.

Dies gilt schon von der Erkenntnis der Verbrechensursachen. Liegt das Hauptgewicht der Kriminalätiologie, wie Liszt lehrt, in den sozialen und insbesondere wirtschaftlichen Ursachen, so ist offenbar, daß als das geeignetste Mittel zur Erkenntnis dieser Ursachen die »soziale Arithmetik«, die Statistik erscheinen muß. Und in der Tat erblickt Liszt in der Kriminalstatistik die beste Methode der kausalen Erkenntnis des Verbrechens. Nach und nach erkannte er indessen selbst, wie problematisch diese Erkenntnis ist. Erscheint doch die Kriminalstatistik als das Ergebnis eines Komplexes verschiedener Ursachen, und sind doch diese Ursachen wieder örtlich verschieden. Liszt verlangte daher die Verbindung von »Massen- und Einzelbeobachtung«. Unter dieser letzteren verstand er indessen abermals die Statistik, nur nach »detailgeographischer Methode«. Er wies selbst darauf hin, wie scharf sich wirtschaftlich zum Beispiel der agrarische Osten Deutschlands vom industriellen Westen unterscheidet, was doch auch in der Kriminalität zum Ausdruck kommen müsse. Allein auch die Untersuchungen, die nach dieser Anregung gemacht worden sind, brachten keinen weiteren Fortschritt. So hat Blau sich auf die Untersuchung der Kriminalität der Kreise Marienwerder und Thorn (1903), Weidemann auf die von Sachsen-Meiningen (1903) beschränkt, keiner von beiden, um von Bessler, der die Kriminalität Westpreußens untersuchte, zu geschweigen, kam aber zu einer irgendwie sicheren Entwirrung des Einflusses wirtschaftlicher, sozialer, beruflicher und religiöser Ursachen.

Der Italiener Fornasari di Verce, der sich zuerst ausführlich mit dem Einfluß wirtschaftlicher Ursachen auf den Gang des Verbrechertums befaßte (*«La criminalità e le vicende economiche d'Italia»*, Turin 1894), hat bereits darauf hingewiesen, daß man zwischen dynamischer und statischer Betrachtung dieser Zusammenhänge wohl unterscheiden muß. Zu den dynamischen Kräften zählen vor allem wirtschaftliche Krisen, die das statistische Bild beweglich machen und es augenscheinlich verändern. Hierher gehört auch insbesondere der Zusammenhang der Diebstähle mit den Brotpreisen. Dagegen ständig wirkende, »statische« ökonomische Ursachen beeinflussen nicht das statistische Bild. Dieser Ansicht haben sich auch van Kan und van Hamel (*«Les causes économiques de la criminalité»*, 1903 des ersteren und dazu das Vorwort des zweiten) angeschlossen; in dem gleichen Sinn äußerte sich auch der ausgezeichnete italienische Statistiker Bosco: »Die wirtschaftlichen Ursachen wirken tiefer auf die Kri-

minalität, als dies aus einigen statistischen Zusammenhängen oder deren Abwesenheit hervorgeht.»

Man wird mir zugeben, daß mit diesem Ergebnis der Erkenntniswert der Kriminalstatistik zum großen Teil überhaupt in Frage gestellt wird.

Indessen gibt es doch meines Erachtens einen Rettungsweg auch für die Kriminalstatistik, den ich als Konkretisierung bezeichne habe. (»Kriminalstatistische Probleme«, Monatschrift für Kriminalpsychologie, 1914/15, S. 513 ff.) Die Statistik muß danach streben, auch konkrete Merkmale der Verbrecher: Alter, Beruf, Gesundheit, Motive und dergleichen quantitativ in viel größerem Maß als bisher und qualitativ mit größerer Präzisierung (also nicht etwa »Arbeiter«, sondern genauere Angabe, vor allem gelernter oder ungelerner, ständiger oder Gelegenheitsarbeiter) zum Ausdruck zu bringen. Dadurch würden wir bessere Anhaltspunkte zur Erforschung der Kausalmechanisierung des Verbrechens erhalten. Ich versuchte selbst auf Grund der heutigen, allerdings unvollkommenen Angaben der Statistik in dieser Richtung hin ein Bild der Kriminalität verschiedener sozialer Schichten in Deutschland sowohl wie in einigen anderen Staaten zu entwerfen (»Studien zur Statistik der Sozialkriminalität«, Archiv für Kriminalanthropologie, 1915, S. 312 ff.) und glaube doch auch zu einem bemerkenswerten Resultat gelangt zu sein. Dies erhellt schon aus den folgenden Zahlen, die ich auf Grund der Berufs- und der Kriminalstatistik erhalten habe.

Die Kriminalität auf 100 000 Berufszugehörige (in Deutschland 1908):

	Landwirtschaft	Industrie	Handel und Verkehr	Arbeiter und Tagelöhner	Häusliche Dienstboten	Öffentlicher Dienst und freie Berufe
Unternehmer . . .	741	1626	2884	10229	618	682
Arbeiter	1001	2337	2653			

Diese Aufstellung ergibt deutlich, welch überragenden Anteil an der Gesamtkriminalität überhaupt und der Kriminalität der Arbeiter insbesondere die Gruppe »Arbeiter und Tagelöhner« innehat. Diese kriminelle Gruppe setzt sich, wie ich an der betreffenden Stelle näher nachgewiesen habe, vor allem aus den sogenannten D1-Personen der Berufsstatistik zusammen, das heißt es handelt sich hier um »Akkordarbeiter, Arbeiter verschiedener Art, Magazin Arbeiter, Arsenal- und Depotarbeiter, Handlanger, Tagelöhner, Gelegenheitsarbeiter, Stundenarbeiter usw.« (siehe »Berufsstatistik des Deutschen Reiches«, Band 202, Tabellenwerk, S. 117). Kurz, es handelt sich um das ungelernste, niedrigste Arbeiterproletariat, um Bestandteile der Arbeiterbevölkerung, die sich infolge von verschiedenartigsten Ursachen von der ständigen Arbeiterschaft losgelöst haben, ja vielfach dem Gewerbs- respektive Gewohnheitsverbrechertum verfallen sind und die das Bild der Gesamtkriminalität, das sie nicht zuletzt bestimmen, auch dann unverändert lassen können, wenn das Los der ordentlichen Arbeiterschaft durch Sozialpolitik sich bessert. (Im letzteren Sinne auch van Kan, S. 100, 343.) Hier ergibt sich also eine Abweichung von Lijst auf Grund der Kriminalstatistik selbst. Doch bedeutet das gewiß nicht die Unhaltbarkeit seiner These von der prophylaktischen Bedeutung der Sozialpolitik. Sind doch auch diese Halbarbeiter Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blut der ordentlichen Arbeiter-

schaft, wenn auch ihre minderwertigen Verwandten. Sofern die Ursachen der verminderten Arbeitsfähigkeit, die dieser Gruppe ihr eigenstes Gepräge ausdrücken, biologischer Natur sind, sind auch sie jener »Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen« überhaupt unterworfen, die Nicoso in einem gleichnamigen glänzenden Werke (1910) geschildert hat. Soweit jedoch es sich hier um psychische Faktoren, vor allem um Arbeitsunlust handelt, haben wir es mit individuellen Merkmalen zu tun, denn bei gleichen Bedingungen leisten doch ihre ordentlich gebliebenen Brüder volle Arbeit. Hier entsteht also ein, wie es Manzini treffend nannte, Involutionsverhältnis zwischen Armut und Verbrechen: nicht nur ist das Verbrechen Folge der Armut, sondern zuweilen auch umgekehrt die Armut Folge des Verbrechens.

Um jedoch über alle diese Zusammenhänge volle Gewißheit zu erlangen, ist auch eine wirkliche und vielfach angewandte Einzelbeobachtung nötig, Einzelbeobachtung nicht im Sinne von Liszt, der sich schon mit detailgeographischer Statistik begnügte, sondern überhaupt keine statistische, abstrakte Forschung, sondern Beobachtungen an lebendigen Menschen, an Einzelindividuen, wie sie beispielsweise Flynt aus dem Leben der Bettler und Vagabunden (»Tramping with Tramps«, deutsch von Lili du Bois-Reymond), Kläger »Aus den Wiener Quartieren des Elends und des Gefängnisses«, der ausgezeichnete preussische Gefängnisdirektor v. Valentini aus seiner Erfahrung heraus, wie sie uns auch manche Verbrecher selbst in ihren Biographien geliefert haben. Diese konkreten Erfahrungen müssen die Grundlage und die Kontrolle der statistischen Schlussfolgerungen bilden.

Ist aber die Wirksamkeit des individuellen Faktors schon bei den typischen und seelisch unkomplizierten wirtschaftlichen Delikten unverkennbar, um wieviel mehr muß sich seine Bedeutung steigern bei Verbrechen, deren Motive vorwiegend psychischer Natur und komplizierteren Charakters sind! Freilich suchte Bongert in seinem im übrigen bemerkenswerten Werke »La criminalité et les conditions économiques« die Wirkung der sozialen, ja wirtschaftlichen Faktoren selbst bei solchen Verbrechen, wie Ehebruch, zu behaupten. Er meint: der Ehebruch richte sich gegen die Ehe, also gegen eine soziale, ja ökonomische Institution, die das Verhältnis zwischen den Ehegatten wie ein Eigentumsverhältnis behandle! Er begeht aber ein lächerliches Quidproquo, indem er die Ursache des Verbrechens mit seinem Objekt einfach identifiziert, eine Vermengung, bei der freilich es leicht und ohne weiteres nachweisbar ist, daß alle Verbrechen in der geltenden sozialen Ordnung ihren Grund haben.

Mit der Individualität tritt aber — was Liszt bewußt oder unbewußt übersehen und jedenfalls nie recht ausgesprochen hat — ein irrationales Element von großer Bedeutung in die Kriminalistik. Eine individuelle Mannigfaltigkeit der Verbrecher durchkreuzt nicht nur den bisherigen abstrakten Einheitstypus des Verbrechers, wie er der klassischen Strafrechtsschule zugrunde liegt, sondern auch die paar wichtigen Kategorien, die die soziologische Schule unterscheidet. Die Individualität durchkreuzt aber auch die Kriminalpolitik im eigentlichen Sinne: denn sie stellt ein unberechenbares, oft auch unbildsames Element dar.

Im übrigen verdeckt auch der Begriff »soziale Ursache« eine Menge heterogenster Begriffe, als da sind: nicht nur wirtschaftliche Lage, sondern

auch Beruf im technischen Sinne des Wortes, Religion, Bildung, Rasse, Bevölkerungsdichtigkeit, Erziehung; von Elementen der allgemeinen sozialen Entwicklung, wie Materialismus, Individualismus, Degeneration, Nachahmung usw. ganz zu schweigen.

Erscheint aber, wie Liszt selbst gelegentlich zugibt, die Kriminalstatistik als die Resultante eines Komplexes verschiedener individueller und sozialer Faktoren, wie kann man dann an ihr die Wirkung der neuen kriminalpolitischen Maßnahmen messen, wie er es zum Beispiel in bezug auf die bedingte Verurteilung und ihre durch die Kriminalstatistik angeblich bewiesenen günstigen Wirkungen (Frankreich, Belgien) tut? Auch hier kann nur die Verfolgung der Einzelschicksale der Verbrecher helfen. Aber ist diese Verfolgung en masse möglich?

Fehlt es aber an sicherer äußerer Grundlage, so müssen wir den Wert der neuen kriminalpolitischen Maßnahmen in ihnen selbst suchen. So zeigt sich auch hier am Ende die innere Überzeugung und der ethische Wert als mitentscheidend.²

Futurismus und Aktivismus

Von Dr. John Schikowski

Unter den modernen Kunstströmungen erfreut sich der Futurismus des schlechtesten Rufes beim großen Publikum. Man hat etwas läuten gehört von ein paar italienischen Malern, die die gesamte bisherige Kunst auslügen und alle Museen zerstören wollen; die aber auch die Natur verachten und öffentlich zu erklären gewagt haben, sie fänden eine Alpenlandschaft erst dann beachtenswert, wenn auf den Bergabhängen Riesenplakate zu sehen wären, die das neueste Zahnpulver- oder Abführmittel anpreisen. Und dann erinnert man sich, gelegentlich in illustrierten Blättern auf Abbildungen von Gemälden gestoßen zu sein, die sich nach längerem Betrachten als ein unverständliches Sammelsurium von abgerissenen menschlichen und tierischen Körperteilen, Landschaftsfetzen und wirr durcheinandertaumelnden Linien, Flecken und Punkten erwiesen. Alles in allem blieb schließlich nur der Zweifel übrig, ob man es bei diesen Künstlern, die sich Futuristen nannten, mit bedauernswerten Geisteskranken oder mit Schwindlern zu tun habe, die das Publikum verblüffen und brandschlagen wollen. Und wer es wagte, als Kritiker oder Theoretiker diese neueste Kunstströmung ernst zu nehmen, der lief ebenfalls Gefahr, für unehrlich oder für verrückt gehalten zu werden.

Indem ich den Leser bitte, sein vernichtendes Urteil einen Augenblick zu vertagen, will ich den Versuch machen, in wenigen Umrissen anzudeuten, worin das Wesen des Futurismus besteht, den ich keineswegs für das letzte Ziel der modernen Kunstentwicklung halte, aber mindestens als ein beachtenswertes Dokument des gegenwärtigen Zeitgeistes aufgefaßt wissen möchte.

Jedem Kunststil liegt eine bestimmte Weltanschauung zugrunde, und künstlerische Revolutionen deuten stets darauf hin, daß die bisher herrschende Weltanschauung in einer Umwälzung begriffen ist. Wer Fühlung zu

² Eine weitere und vollständigere Ausführung der hier berührten Fragen und ausgesprochenen Gedanken hofft der Verfasser in einem seit Jahren in Vorbereitung befindlichen Werk über die Grundprobleme des Verbrechens zu geben.

den Kreisen unserer jüngsten Generation hat, dem ist seit Jahren aufgefallen, daß diese von einer ganz anderen geistigen Struktur ist als etwa jene Schar kunstrevolutionärer Jünglinge, die vor einem Menschenalter den Naturalismus und Impressionismus heraufführten und in Zola, Tolstoi, Arno Holz und Gerhart Hauptmann ihre Führer verehrten. Auf jenes naturalistische Zeitalter, das übrigens schon mit der Renaissance einsetzte und im Impressionismus der letzten Jahrhundertwende nur zur konsequenten Vollendung gediehen war, scheint jetzt eine vorwiegend metaphysisch gerichtete Epoche zu folgen. Es herrscht bei den jungen Intellektuellen — und zwar in allen Kulturländern — ein unverkennbarer Drang nach Verinnerlichung, eine Art freigeistiger Religiosität, die nach intuitiver Erkenntnis aller Zusammenhänge strebt. Und dieser Weltanschauung entspricht der neue Kunststil, den man als *expressionistischen* zu bezeichnen pflegt. Er unterscheidet sich von dem älteren dadurch, daß dieser — der impressionistische — von außen her gewonnene Eindrücke künstlerisch zu gestalten sucht, während der Expressionismus nur innerlich Gefühltes und Geschautes ausdrücken will.

Wer, wie die Mehrzahl der Zeitgenossen, im Geiste des Naturalismus aufgewachsen ist, der wird stets dazu neigen, in jedem Kunstwerk den mehr oder weniger gelungenen Versuch einer *Naturnachahmung* zu sehen, zu werten und zu genießen. Von diesem Standpunkt aus kann man zu einem Verständnis des Expressionismus nicht gelangen. Denn dieser will gar kein äußeres Naturbild nachahmen, sondern er will mit den reinen Mitteln seiner Kunst — mit Linie und Farbe in der Malerei, mit der reinen Form in der Plastik — lediglich Empfindungen und Gefühle zum Ausdruck bringen. Wenn sich in seinen Werken gelegentlich Anklänge an Naturvorbilder finden — vergl. die obenerwähnten abgerissenen Körperteile und Landschaftsfetzen —, so soll der reinen Farben- und Linien Sprache durch diese Anklänge nur eine besondere Nuance verliehen werden, wie zum Beispiel dasselbe Rot verschiedene Empfindungen und Stimmungen erwecken kann, je nachdem es von Blut, von roten Rosen oder von reifen Kirichen herrührt. Die Hauptsache bleibt aber überall die reine, absolute, direkte Wirkung der Linien, Farben oder Formen.

Dies ist, in knappen Zügen dargelegt, der Standpunkt, von dem aus Schöpfungen expressionistischen Stils betrachtet werden müssen.

Innerhalb der expressionistischen Kunst unterscheidet man nun zwei Hauptrichtungen, die wenigstens dem Namen nach auch dem Laien bekannt sind: die kubistische und die futuristische. Beide entspringen derselben psychischen Grundstimmung: dem Gefühl der Unbefriedigung mit der sinnlich wahrnehmbaren Welt. Aber während der Kubismus diesem Gefühl dadurch Rechnung trägt, daß er sich aus der unaufhörlich wechselnden Sphäre des Lebendigen und Organischen, die ihn bedrückt und ängstigt, in das Gebiet der sich ewig gleichbleibenden abstrakten geometrischen und stereometrischen Formen rettet und hier den ruhenden und beruhigenden Pol in der Erscheinungen flucht findet, sucht der Futurismus sich von dem beängstigenden Gefühl der auf ihn eindringenden Sinnenwelt dadurch zu befreien, daß er ihr Getöse zu übertönen, ihre Bewegung zu überstürzen, ihre Grellheit zu überbieten unternimmt. Er schwingt sich zum Herrn der Sinnenwelt auf, indem er den tönenden, sich bewegenden und leuchtenden konkreten Einzelerfhei-

nungen die abstrakten überirdischen Bilder des Tons, der Bewegung und des Lichtes gegenüberstellt. Beide Richtungen entsprechen der metaphysischen Tendenz des Zeitgeistes, aber die eine bannt die lebendige Natur in ein überfinnliches Linien- und Formengebilde von feierlicher Ruhe und architektonischer Monumentalität, die andere schwingt sich über die Natur empor und zeigt ihr triumphierend, daß alle ihre Lebensäußerungen überhöht und übertrumpft werden durch Werke einer Kunst, deren intensive Wirkungen das letzte Ziel zu erreichen vermögen, nach dem jene vergebens streben. So hat der Kubismus in seinen Schöpfungen etwas abgeklärt Klassisches, der Futurismus etwas revolutionär Romantisches. Weltflüchtig schwerblütiges Künstlerium kommt in dem einen, leidenschaftliches Aktionsbedürfnis im anderen zu Wort.

Der alte Grieche Heraklit und der moderne französische Philosoph Bergson, der alles Sein in den Schwung des Werdens umwandelt und das Kantische »Ding an sich« als Bewegung definiert, sind die geistigen Nahrungsväter der Futuristen. Wo Bewegung ist, da ist ihr eigentliches Element. Unter dieser »Bewegung« aber versteht Bergson und verstehen die Futuristen weniger die äußerliche Raumveränderung der Körper, als vielmehr die allen Wesen innewohnende Beweglichkeit, das innerliche Leben der Dinge, der organischen wie der unorganischen. Nicht nur der vom Winde geschaukelte Baumwipfel, das fahrende Auto oder der fliegende Vogel hat diese Beweglichkeit, sondern auch der ruhende Steinblock, der mit seiner Last unablässig nach unten drückt und seine energische Widerstandsfähigkeit nach allen Richtungen hin ausübt. Ebenso sind Licht, Töne und Gerüche letzten Endes nichts anderes als Bewegung. Und diese innerliche Bewegung, diesen »Dynamismus«, wie sie es nennen, durch die Kunst zum Ausdruck zu bringen, betrachten die Futuristen als ihre vorzüglichste Aufgabe. Der vorüberfliehende Cizug, das wirre Durcheinander des Ballsaals, der Lärm der Straße, das bewegte Treiben in einem Nachtcafé, aber auch die unsichtbaren Wirkungen bewegender Kräfte, ja diese Kräfte selbst, die Schwerkraft, die Elastizität, die elektrischen Wellen, die Klänge und Gerüche sind die Themata, die sie in ihren Werken behandeln. Und zwar wollen sie die Bewegung nicht, wie es die Impressionisten tun, analysieren, indem sie sie nach Art des kinematographischen Aufnahmeapparats in einzelne Phasen, in eine Reihe ruhender Zustände zerlegen und den wirksamsten, suggestivsten von diesen Ruhezuständen darstellen, sondern sie bemühen sich, die Synthese der Bewegung zu geben, das Bewegen selber auszudrücken, also nicht einen *Natureindruck* nachzuformen, sondern einem *Gefühl* künstlerische Sprache zu verleihen. Wenn zum Beispiel das Treiben auf dem Bahnhof bei Abgang eines Zuges dargestellt wird, so gibt der futuristische Maler nicht die bewegten Augenblicksbilder, die sich dort abrollen, sondern er drückt durch eine Sinfonie von Farben und Linien, die an sich nichts Gegenständliches darstellen, etwa die Seelenstimmungen der Abschiednehmenden, der Abreisenden und der Zurückbleibenden aus und die gesammelte Kraft, die in der zur Abfahrt bereiten Lokomotive nach Betätigung ringt.

Die Führer der futuristischen Bewegung, die seit etwa neun Jahren besteht, sind durchweg Italiener. Ihr »Manifest« verfaßte der Dichter Marinetti, der den neuen Stil auch in die Poesie einzuführen versuchte (»Mafarka« und »Die Schlacht bei Tripolis«). Als Maler haben sich besonders

hervorgetan Boccioni, der auch das beste theoretische Werk über den Futurismus verfaßte, Carrà, Russolo, Balla und Severini, dessen großes Gemälde »Der Pan-Pan-Lanz« das bekannteste und daher am meisten angefeindete Werk der ganzen Richtung ist.

Die Vergötterung und Anbetung des unaufhörlich Bewegten, des Vorwärtsdrängenden, des Sturmes und der Leidenschaft brachte es mit sich, daß die Futuristen ihrer Weltanschauung nicht allein durch Kunstschöpfungen Ausdruck zu geben suchten, sondern auch in das wirkliche Leben aktiv tätig miteinzugreifen sich bestrebten. Da die Realität sie abließ, so mußten sie als Umstürzler alles Bestehenden wirksam werden, und da sie allem praktischen politischen Leben fernstanden, so zimmerten sie sich flott und unbekümmert ein Programm zurecht, in dem sie all das verherrlichten, was der gebildete Durchschnittsmensch verabscheute, und allem den Krieg erklärten, was die Mehrzahl der Zeitgenossen für erhaltenswert und verehrungswürdig hielt. In der äußeren Form ihrer Agitation aber bevorzugten sie Methoden, die alles Hergebrachte auf den Kopf stellten. Der temperamentvolle Applomb, mit dem sie 1910 in Italien und zwei Jahre später in Deutschland vor die Öffentlichkeit traten, war ganz dazu geeignet und auch darauf berechnet, das Entsetzen nicht nur kleinbürgerlicher Spießerseelen zu erregen. Wenn sie bei ihren öffentlichen Kundgebungen das italienische Publikum mit Anreden begrüßten wie: »Bürger von Turin! Söhne von Huren! Töchter von Spießhüben!«; wenn sie sich in Florenz während der abendlichen Promenadenzeit unter den Dächern am Arnoufer versteckten und aus riesigen Schalltrichtern unflätige Redensarten und Zoten auf die erschreckten Spaziergänger herabbrüllten, so waren das sicherlich Reklamemittel, die von dem kultivierten Geschmack, auf den die lateinische Rasse sonst mit Recht stolz ist, freilich nichts merken ließen. Und wenn sie in ihrem ersten Manifest erklärten: »Wir wollen den Krieg preisen, diese einzige Hygiene der Welt, den Militarismus, den Patriotismus, die zerstörende Geste der Anarchisten und die Verachtung des Weibes«, so bekundeten diese Albernheiten lediglich das kindische Bestreben, um jeden Preis Aufsehen zu erregen. Bei Licht und in der Nähe besehen, waren die damals noch recht jugendlichen italienischen Künstler keineswegs so schlimm, wie sie sich gebärden. In ihrer Kunst zeigten sie sich als ernst und fleißig Schaffende, denen es ehrlich darum zu tun war, mit dem erdrückenden Ballast überlebter Traditionen aufzuräumen, und die den neuen Zielen mit Begeisterung und selbstloser Opferfreudigkeit zustrebten. Wenn sie bei den Ausflügen auf fernerliegende Gebiete weniger Glück hatten, so teilen sie dieses Schicksal mit ihren Kollegen in anderen Ländern, die bei ähnlichen Extratouren die gleichen negativen Effekte zu erzielen pflegen.

Gerade das Deutschland unserer Tage bietet uns dafür lehrreiche Beispiele. Denn wenn auch die futuristische Kunst bei uns bis jetzt nur wenige Anhänger gefunden hat, so ist doch der Futurismus als Welt- und Lebensanschauung in zahlreichen jungen Künstlern lebendig. Unter ihnen — man pflegt die Richtung als »A k t i v i s m u s« zu bezeichnen — gibt es viele, die mit aufrichtigem Enthusiasmus an der Neugestaltung der Welt und vor allem an der Schöpfung eines neuen, veredelten Menschentypus arbeiten. Andere aber, und ihre Zahl ist nicht gering, kaprizieren sich darauf, im politischen Leben führende Rollen spielen zu wollen — ein Beruf, zu dem ihnen

Befähigung und Vorbildung mangeln. Diesen Jünglingen, die vordem als volksverachtende Schöngelster ihre Tage und Nächte in den Literaturcafés zu verträumen pflegten, hat jetzt der Krieg und die Revolution den geistigen Propeller angekurbelt, und sie fühlen plötzlich das Bedürfnis, in den Rollen eines Marat, Robespierre und Danton zu posieren. Harmlose Maler, Literaten und Schauspieler gründen romantische Verschwörerkonventikel und verfassen im Stil des erwähnten Futuristenmanifests blutrünstig-radikale Aufrufe, die sie aus ihren Stammcafés auf die Straße flattern lassen. Da sie nur von sich selber ernst genommen werden, so sind sie nicht imstande, Verwirrung und Unheil zu stiften, und sobald unser politisches Leben wieder in ruhigere Bahnen eingelenkt ist, werden auch die Propeller dieser Aufgeregten abgeschnurrt sein und sie selber wieder zu ihrer naturgemäßen Beschäftigung zurückkehren.

Trotz dieser Auswüchse, die aber schließlich jede neue revolutionierende Strömung mit sich führt und die mit der Jugendlichkeit ihrer Träger zu erklären und zu entschuldigen sind, darf der Futurismus den Anspruch erheben, als eine ernste, aus dem Geiste unserer Zeit organisch erwachsene Bewegung gewürdigt zu werden. Als künstlerische Richtung hat er zum mindesten eine Fülle wertvoller Anregungen gegeben, und als aktivistische Lebensanschauung wirkt er dazu mit, in unserer sogenannten intellektuellen Jugend den Sinn und das Verständnis für Probleme zu erwecken, die außerhalb der rein künstlerischen und literarischen Gebiete liegen, und manchen bisher abseits stehenden Ästheten zum brauchbaren Mitarbeiter an den schweren und bedeutungsvollen Aufgaben zu erziehen, von deren Lösung die Zukunft unseres Volkes abhängt.

Kommunales Einkammersystem?

Von Hans Marchwald

Am 18. Juli beschloß die Preußische Landesversammlung ein »Gesetz betreffend vorläufige Regelung verschiedener Punkte des Gemeindeverfassungsrechts«, um einige der größten Mängel der alten Städte- und Landgemeindeordnungen, die sich mit der Demokratie durchaus nicht vertragen, zu beseitigen. Besonders umstritten war der § 10 der Regierungsvorlage, der gestattet, daß im Gegenfall zum früheren Recht dieselbe Person dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung angehören darf. Am gleichen Tage wurde über den Paragraphen in zweiter und dritter Lesung abgestimmt. In zweiter Lesung wurde er abgelehnt und in dritter Lesung nur dadurch angenommen, daß im Augenblick der Abstimmung zufällig die sozialistischen Fraktionen die Mehrheit der Anwesenden bildeten. Es ist selbstverständlich, daß, wie immer man zu der Frage des kommunalen Einkammersystems stehen mag, nichts dagegen zu sagen ist, daß eine Personalunion zwischen Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten besteht. Den Parteien, zumal denen, die keinen Überschuß an Rentiers besitzen, erleichtert es ganz wesentlich die Arbeit, wenn ihnen selbst die Entscheidung darüber überlassen bleibt, ob sie die gleichen Personen mit der doppelten Tätigkeit in beiden städtischen Körperschaften betrauen wollen oder nicht.

Die bürgerlichen Parteien brachten aber zum Ausdruck, daß sie hauptsächlich deshalb gegen den § 10 seien, weil sie darin eine Vorwegnahme der später zu treffenden Entscheidung, ob Magistratsverfassung oder nicht, im Sinne der Ablehnung der Magistratsverfassung witterten, während der »Unabhängige« Stöcker

just deshalb für den Paragraphen eintrat. Der Referent des Ausschusses, der Demokrat Ruer, sagte: »Der Ausschuß war der Auffassung, daß diese Bestimmung in gewisser Beziehung das Einkammersystem in den Stadtverwaltungen voraussetze, daß sie jedenfalls mit der Magistratsverfassung schwer vereinbar sei.« Und der demokratische Stadtverordnete Berghaus sprach sich in der Debatte für seine Person zwar für das kommunale Einkammersystem aus, wurde aber durch einen Zwischenruf des Abgeordneten Stöcker sofort daraufhin festgenagelt, daß seine Fraktion in dieser Frage nicht hinter ihm stehe.

Für den, der das ganze öffentliche Leben auf Flaschen ziehen will, die man als Theorien bezeichnen kann, steht vom demokratischen Standpunkt aus natürlich fest, daß der Magistratsverfassung das kommunale Einkammersystem vorzuziehen ist. Wegen dieses System sprach sich jedoch auch Genosse Edmund Fischer auf dem sächsischen Parteitag aus. Unter der Zustimmung der Delegierten plädierte er dafür, daß das Zweikammersystem bestehen bleibe, die Entscheidungen aber in gemeinsamer Sitzung beider Körperschaften fallen sollten. Das kommt darauf hinaus, daß die Stadtverordnetenversammlung entscheidet, aber die Magistratsmitglieder in ihr Sitz und Stimme haben.

Das Einkammersystem, wie es in Preußen nur in einer Provinz, in der Rheinprovinz, verwirklicht ist, kann ich mindestens in der hier beliebten Form nicht zur Nachahmung empfehlen. Hier gibt es statt des Magistrats einen einzigen überaus einflußreichen Beamten, den Bürgermeister mit oder ohne Verschönerung seines Titels durch das Wort »Ober«.

Da es keinen Magistrat gibt, andererseits aber weder ein einzelner Mann — und wäre er ein Genie — noch eine Stadtverordnetenversammlung die Stadt verwalten kann, hat man sich damit geholfen, daß von der Stadtverordnetenversammlung als Mitarbeiter, tatsächlich Untergebene des Bürgermeisters, sogenannte Beigeordnete gewählt werden, die theoretisch vom Bürgermeister unabhängig, in ihrer gesamten Tätigkeit aber von ihm abhängig sind und ihr Ressort von ihm zugewiesen bekommen. Während die Magistratsvorlagen ein gemeinsames Werk des jetzt aus allen in der Stadt vorhandenen Parteien zusammengesetzten Kollegiums sind, ist im Rheinland die ganze Vorarbeit das Werk eines einzelnen, dessen persönliches Regiment nur noch etwa in der des Präsidenten von Nordamerika seine Parallele findet. Dazu kommt, daß er in der Stadtverordnetenversammlung mitabstimmen darf, bei Stimmgleichheit sogar eine zweite Stimme hat. Wenn er ein in kommunalen Fragen ausgesprochener Parteimann ist, so bekommt seine Partei dadurch ein Mandat mehr, als ihr auf Grund des Willen der Wähler zum Ausdruck bringenden Wahlergebnisses zusteht. In Gemeinden, in denen keine Partei allein die Mehrheit hat, wird also eine Partei, die sich nicht ohne weiteres der Majorität erfreut, dadurch, daß sie einen Sitz zuviel hat, ungebührlich an Macht gewinnen. Die Sache wird dadurch noch verschlimmert, daß der Bürgermeister auf zwölf Jahre gewählt wird, also seine Machtbefugnisse noch besitzt, wenn er oder seine Partei vielleicht schon längst alles Vertrauen in der Bürgerschaft eingebüßt hat. Wählt man, was viel für sich hat, den Bürgermeister ohne Rücksicht auf seine Parteizugehörigkeit, dann wird er in wichtigen Fragen grundsätzlicher Art den Ausschlag geben, obwohl seine Gesinnung in der Gemeinde vielleicht nur ganz wenige Anhänger hat.

Nun ist das Zweikammersystem in seiner alten Form für uns selbstverständlich unannehmbar. Daß die von der Bürgerschaft unmittelbar gewählte Vertretung ihren Willen nicht voll durchsetzen können, weil die nur unmittelbar von ihr gewählte Verwaltung ihr hartnäckig einen Wunsch verweigert, ist ein Zustand, den kein ehrlicher Demokrat wird aufrechterhalten wollen, wenigstens dann nicht, wenn in der strittigen Frage die Gemeindevertretung wirklich die Mehrheit der Bürgerschaft hinter sich hat. Ganz unglücklich erscheint mir aber die Idee des Genossen Fischer. Durch seinen Vorschlag werden die mit dem Zweikammer-

system verbundenen Übel nur noch verschlimmert. Gewiß kann man den Magistrat ganz proportional der Zusammensetzung der Parteien in der Gemeindevertretung bilden; aber wenn man es tut, treibt man in die parteipolitische Sphäre, während man anderenfalls der technisch-ökonomischen Charabdis zum Opfer fällt. Sagt man sich zum Beispiel als Sozialdemokrat, daß man unmöglich seinen Wegnern, die gegen das Proletariat bewußt oder unbewußt den Klassenkampf führen, freiwillig Macht einräumen darf, so muß man bei dem vom Genossen Edmund Fischer empfohlenen System jeden Posten mit einem Sozialdemokraten besetzen, den man mit einem solchen zu betrauen die Macht hat. Man wird dann vielleicht das Hochbauamt einem braven Genossen anvertrauen, der mit jedem neuen Schulgebäude das Gemeindebild verschlechtert, und die Gasanstalt einem überzeugten Marxisten, der durch unpraktische Neueinrichtungen die Produktion verteuert. Sagt man aber: »Die Vaterstadt über die Partei« und wählt einen konservativen Künstler ersten Ranges zum Stadtbaurat und einen liberalen Meister der Technik zum Leiter des Elektrizitätswerks, so riskiert man, daß die Herren bei einer Abstimmung etwa über die Kommunalisierung der Apotheken zur Rettung der gefährdeten Privatinteressen des pharmakologischen Kapitals beitragen.

Im demokratischen Staat kann die Verwaltung jederzeit vom Parlament gestürzt werden. Könnte man ein Gesetz machen, nach dem die Kommunalverwaltung oder jedes ihrer Mitglieder von der Kommunalvertretung genau so gestürzt werden kann wie das ganze Kabinett oder ein Minister von Reichs- oder Landtag, dann könnte man am kommunalen Zweikammersystem ohne weiteres festhalten. Man findet aber wohl die kleine Zahl von Ministern, die bereit sind, die leitenden Staatsämter mit dem Bewußtsein zu übernehmen, daß eine schwankende Parlamentsmehrheit sie jederzeit stürzen kann, jedoch nicht brauchbare besoldete Stadträte, wenn ihnen nicht eine Existenzgarantie für die Übernahme des Amtes geboten wird. Wollte man bei dem Einkammersystem die Nachteile der rheinischen Bürgermeistereiverfassung vermeiden, so müßte man koordinierte Magistratsmitglieder wählen, müßte jedem Magistratsmitglied einschließlich des Bürgermeisters sein Ressort und die Grundsätze, in denen er es zu verwalten hat, zuweisen, kurz die leitenden Beamten in leitende Beamte verwandeln. Dann hätten sie einfach die Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung auszuführen. Das würde aber jede Initiative innerhalb der Stadtverwaltung lähmen. Ein tüchtiger Bürgermeister, der wirklich Hervorragendes zu leisten vermag, würde sich nur noch als gutbezahlter Kuli vorkommen, der die Befehle seiner vorgeordneten Stadtverordnetenversammlung zu befolgen hat.

Wir sprechen uns deshalb für ein System aus, das viel demokratischer ist als das starre Einkammersystem, bei dem alle Wünsche der Mehrheit der gewählten Kommunalvertretung erfüllt werden müssen, das andererseits aber alle Vorteile der Magistratsverfassung aufrechterhält. Wir empfehlen, daß die Magistrate oder Gemeindevorstände bestehen bleiben, daß sie die Vorlagen an die Gemeindevertretung welcher vorzubereiten und die aus dem Schoße der Gemeindevertretung hervorgegangenen Anträge abzulehnen berechtigt sind, daß aber, wenn die Gemeindevertretung ihren vom Gemeindevorstand abgelehnten Beschluß wiederholt und der Gemeindevorstand auch nun nicht nachgibt, die Entscheidung durch Volksabstimmung zu erfolgen hat. Macht man es so, dann besteht die Gefahr nicht, daß eine Art kommunales Oberhaus den Volkswillen zu durchkreuzen vermag. Man braucht dann auch nicht ängstlich darauf zu achten, daß die Vorsteher der einzelnen Ressorts nur ja der Partei angehören, von der man die Bewahrung der breiten Volksmassen vor der äußersten Not im verarmten Vaterland erwartet.

Wir empfehlen darum auch, daß die Mitglieder des Gemeindevorstandes von der Gemeindevertretung und nicht etwa, wie in Braunschweig und einigen anderen Gegenden, vom Volke gewählt werden. Das Volk kann beurteilen oder vielmehr wird zu beurteilen lernen, von welcher Partei es am meisten zu er-

warten hat sowie welche vom Reichs- und Landesgesetz zugelassenen Kommunalsteuern, welche kommunalen Ausgaben, welche sozialpolitischen Ortsstatute in seinem Interesse liegen. Es wird aber schwerlich beurteilen können, ob der Jurist X oder der Assessor Y sich bei der Abfassung von Verträgen mehr über das Ohr hauen läßt, ob Meier oder Müller die Straßenbahn klüger zu dirigieren vermag, ob Schulze oder Lehmann die Müllabfuhr genialer zu gestalten weiß. Die Synthese der höchstmöglichen technisch-ökonomischen Vollkommenheit mit der Demokratie ist recht wohl möglich, wenn man das Zweikammersystem mit dem Prinzip der Volksabstimmung zur »höheren Einheit« verbindet.

Besteuerung der Ausbeutung alter Kunst

Von Konstantin Brundt (Nürnberg)

Die Urheberrechte für künstlerische Erzeugnisse sind in Deutschland bekanntlich nur dreißig Jahre über den Tod des Erzeugers hinaus geschützt. Dann werden sie »frei«, das heißt jedermann hat dann das Recht, sie ohne Einschränkung nachzubilden, nachzudrucken, aufzuführen, zu verwerten. Die Absicht des Gesetzgebers war dabei, daß das Lebenswerk des Künstlers nach dieser Frist aus dem Privateigentum in das Eigentum und die Ruhestellung der Allgemeinheit übergeben sollte. In Wirklichkeit aber hat fast ausschließlich der Kunstunternehmer: der Theaterdirektor, der Konzertkünstler, der Verleger, die Kunstdruckanstalt, der Gipsfigurenfabrikant, der Filmunternehmer usw. den Nutzen davon. Es ist dadurch geradezu eine Prämie gesetzt auf die Vernachlässigung des lebenden Autors und die Ausbeutung der Toten. Führt zum Beispiel ein Theaterdirektor ein klassisches Bühnenwerk auf, so spart er die Abgaben an den Autor, er spart Proben und Arbeit, weil den meisten Bühnenmitgliedern das Werk bereits bekannt ist, und er kann mit einem sicheren Erfolg rechnen, während dieser bei Neuheiten durchaus unbestimmt ist. Die üblen Folgen dieser sozialen Benachteiligung des lebenden Künstlers sind bekannt. Seine Werke werden zumeist erst dann aufgeführt, wenn er schon einen »Namen« hat und man ihn aus Reklamegründen berücksichtigen muß. Für den Anfänger ist es fast unmöglich, ein Stück anzubringen. Ja wir haben Schauspieler und Konzertkünstler, die jahrein jahraus mit den nämlichen paar »Schlagern« aus der klassischen Literatur reisen und sich damit große Vermögen machen, bloß weil sie zu träge und zu habichtig sind, moderne Stücke zu studieren. Schon im Interesse des zeitgenössischen Kunstschaffens und damit der künstlerischen Höherentwicklung muß also diese Ungleichheit soweit als möglich aus der Welt geschafft werden. Das ist nun auf die einfachste Weise dadurch zu bewirken, daß nach Ablauf der Schutzfrist die Autorenrechte nicht mehr frei werden, sondern an den Staat übergehen, also wirklich der Allgemeinheit zugute kommen. Der Staat müßte dann die Verwertungsrechte gegen entsprechende Abgaben an die Unternehmer übertragen. Ein ausgezeichnetes Vorbild, wie die Erhebung dieser Abgaben zu organisieren wäre, ist der Urheberschutz durch die »Genossenschaft deutscher Tonsetzer« in Berlin, die seit etwa fünfzehn Jahren die Abgaben für das Ausführungsrecht lebender Autoren einzieht.

Die dadurch vereinnahmten Summen sind nicht unbedeutend. Die erwähnte Genossenschaft verteilte in den letzten Jahren allein an Abgaben für die Auführung im Konzertsaal jährlich 600000 bis 700000 Mark an ihre Mitglieder. Da zahlreiche Komponisten nicht organisiert sind, darf man die Gesamtsumme der zu zahlenden Abgaben wohl mit rund einer Million für das Jahr veranschlagen. (Die französische Tonsetzergenossenschaft zahlt jährlich etwa anderthalb Millionen Franken an ihre Mitglieder.) Die musikalischen Bühnenwerke tragen mindestens die doppelte Summe; die Gebühren für die mechanische Reproduktion von Musikstücken auf Drehorgeln, Grammophonen usw. kann man mit wenigstens 500000

Mark einschätzen. Dazu kämen dann noch die Verlagsrechte, die wohl ebensoviel wie die Ausführungsrechte eintragen, so daß wir eine Gesamtsumme von mindestens sechs Millionen Mark für die zeitgenössische Musik allein bekommen. Die ältere Musik würde, soweit sich das aus Theater-, Konzert-, Unterrichts- und Vergnügungsprogrammen schätzen läßt, etwa das Zwei- bis Dreifache ergeben.

Die anderen Kunstzweige kann ich als Musiker nur ganz ungefähr veranschlagen. Es kämen in Betracht: die Schauspiel- und Gedichtliteratur mit wohl ebenso hohem Erträgnis wie die Musik (gleich 15 000 000 Mark). Das Recht des Nachdrucks für die erzählende Literatur und das Verfilmungsrecht dürften wohl ebenfalls eine erhebliche Anzahl von Millionen abwerfen, für die mir leider der Maßstab fehlt. Auch die Nachbildung alter Gemälde dürfte ansehnliche Summen ergeben und ebenso die Plastik und die Architektur. Dazu müßte noch, um die einheimische Kunst nicht zu schädigen, eine ebenso hohe Besteuerung der ausländischen Kunst kommen. (Soweit die Reproduktion in Deutschland stattfindet, dürften die ausländischen Regierungen wenig dagegen einzuwenden haben.)

Bescheiden geschätzt, könnte man wohl insgesamt mit einem Erträgnis von ungefähr fünfzig Millionen Mark jährlich rechnen, einer Summe, die im Staatshaushalt sicher nicht zu verachten ist, und mit welcher man, wenn sie ausschließlich der Kunstpflege zugewendet werden könnte, ohne Zweifel ganz andere Ergebnisse erzielen könnte, als sie durch das heutige Kunstunternehmertum erreicht werden. Es ist auch nicht zu befürchten, daß dadurch etwa die Klassikerausgaben der Dichtkunst oder Tonkunst erheblich veräußert würden, denn die übertriebene »Star-honorare, die manche lebenden Meister von dem Verleger fordern, kämen für Tote nicht in Betracht. Ferner hätte der Staat jederzeit die Möglichkeit, bei Verleihung der Reproduktionsrechte vorzuschreiben, welche Preise gefordert werden dürfen. Endlich könnte der Verlag der Klassiker wahrscheinlich ohne besondere Schwierigkeiten sozialisiert werden. Freilich dürfte dabei nicht bürokratisch verfahren werden, da sicherlich durch Schematisierung des »Kunstvertriebs« die Kunst großen Schaden leiden würde. Ein großer Vorteil der Sozialisierung wäre, daß die Verleger dann einzig auf den Vertrieb der Werke lebender Autoren angewiesen wären, während diese — wie gesagt — heute nur zum kleinen Teil eine ihrem Können entsprechende und für ihre Fortentwicklung wünschenswerte Berücksichtigung finden. Die Konzeptionspflicht für jede Verwertung alter Kunstwerke hätte überdies noch den großen Nutzen, daß Kulturgreuel wie das »Dreimäderlhaus«, die Verfilmung des »Parfifal« oder die Verbunzung klassischer Meistergemälde auf schlechten Ansichtskarten oder gar ihr Mißbrauch zu Geschäftsreklamen ohne weiteres verhindert werden könnten.

Literarische Rundschau

Wilhelm Jerusalem, *Moralische Richtlinien nach dem Kriege*. Wien 1918. Braumüller. 57 Seiten. Preis 2,50 Mark.

Jerusalem's Schrift wurde vor dem Zusammenbruch abgeschlossen, es klingt daher mancher Ableitungssatz jetzt recht unzeitgemäß: »Die anfangs so überwältigende Stärkung des Staatsbewußtseins wird voraussichtlich den Krieg überdauern.« »Der Krieg hat zweifellos eine Verstärkung des religiösen Gefühls gebracht.« Aber das ändert nichts an der pädagogischen Brauchbarkeit der soziologischen Entwicklung, die klar, nur manchmal allzu lehrhaft den Leser von einigen soziologischen Grundeinsichten aus bis zur »Staatenwürde« und zum Völkerbund führt.

Die Menschengruppe als Einheit hat eigenes Leben, sie ist Schöpferin und Gestalterin (Religion, Recht, sittliche Verpflichtung). Die durch sie erzeugten sozialen Gebilde sind nicht nur a u ß e r u n d ü b e r u n s, sondern auch i n u n s; je inniger sich diese beiden Funktionen vereinigen, um so größere soziologische Wirkung entfaltet die betreffende Institution. Die Gesellschaft ist früher als das In-

dividuum. Der Mensch beginnt als sozial gebundenes Herdentier. Arbeitsteilung und Berufsbildung leiten die soziale Differenzierung ein, es entstehen selbständig denkende und eigenkräftig wollende Persönlichkeiten: der Befreiungskampf des Individuums setzt ein. Der individualistischen Entwicklungstendenz entgegen arbeitet die »sozialistische«, die das reif gewordene Individuum für die Gesellschaft zurückgewinnen will. Die erste führt zum Universalismus und Kosmopolitismus, ihr stehen der National- und Staatsgedanke und der Sozialismus gegenüber. Wo liegt die Synthese?

Ursprünglich war die moralische Beurteilung einer Handlung nur ein Ausdruck der Wertschätzung ihrer sozialen Bedeutsamkeit. Auf die »Erfolgsethik« folgte erst viel später die Gesinnungsethik. Alle sittlichen Gebote waren am Anfang Forderungen des Gesamtwillens, soziale Imperative. Das sich emanzipierende Individuum dachte über sie nach, ihr Inhalt gelangte in seine Seele, sein Gewissen entstand. Im Staate mit der herrschenden Schicht werden im geltenden Recht die sozialen Imperative zu Pflichten gestempelt. Lenkt sich der Wille auf ein entfernteres Ziel, so wird der sittliche Wert verinnerlicht. Der Eigenwert der Persönlichkeit auferlegt dem Staate ethische Aufgaben. Der einzelne Mensch als Selbstzweck führt zum allgemein Menschlichen in jedem Menschen, zur Idee der ganzen Menschheit und der allgemeinen Menschlichkeit. Dieses sittliche Motiv ist noch keine Pflicht, die als sozialer Imperativ eine organisierte Gesellschaft voraussetzt, sondern eine in uns selbst gelegene Verbindlichkeit: »Menschenwürde«, sittliche Autonomie und innere Souveränität.

Im Kriege trat die »Menschenwürde« zurück, der einzelne wurde vom Zweck zum Mittel. Moralische Richtlinie nach dem Kriege ist, die »Menschenwürde« wieder zur Geltung zu bringen, den Weg zur Idee der Menschheit wieder zu gewinnen. Wir müssen im Staate und am Staate arbeiten, damit wir durch den Staate die Idee der ganzen Menschheit der Verwirklichung näherbringen. Der Staate wird Mandatar der Gesellschaft, die sozialen Imperative werden Staatsgebote. Der Staate muß nun dahin gebracht werden, daß er auch die Menschheitsgebote anerkennt, ihnen nie entgegenhandelt: Versittlichung des Völker- und Staatenverkehrs, Entwicklung des Staates zu einer Persönlichkeit mit »Staatenwürde«. Die demokratischen Staaten und Völker werden aus eigenem Interesse Träger dieser Forderung werden, und die utopische Idee erlangt einen Organisationsapparat.

Die Demokratisierung legt in diesem Sinne Pflichten auf: der einzelne ist zur Politik, zum sozialen, aktiven Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Ganzen verpflichtet. Aus vielen Lebensgebieten wird die freie Willkür weichen müssen (Wahl des Berufs, Eheschließung, Erziehung der Jugend, Erwerb, Verbrauch). Der »Idealismus« muß bewußt im Sinne der soziologischen Entwicklung sich betätigen, deren ideologische Ausmünzung er ist.

Die Schrift ist ihrer leichten Zugänglichkeit wegen als Einführung sehr empfehlenswert, wenn man auch manchen Einzelsatz und manche Nußanwendung ablehnen muß.

Paul Oestreich

Notizen

Bevölkerungsverhältnisse Jugoslawiens. Das Auswärtige Amt läßt unter dem Titel »Tagesfragen der Auslandswirtschaft« eine Schriftenreihe erscheinen, die dem Zweck dienen soll, das deutsche Inland über die Wirtschaftsverhältnisse des Auslandes zu informieren. Das erste Heft dieser Sammlung behandelt Jugoslawien (zu beziehen vom Auswärtigen Amt, Berlin, Preis 1,25 Mark), den neuentstandenen »Einheitsstaat« der Serben, Kroaten und Slowenen. Es ist von Dr. E. Fryda von Kaurimsky in Wien verfaßt und bietet eine sachkundige Übersicht über die Bevölkerung, die agrarpolitischen Verhältnisse, Ackerbau, Viehzucht

und Forstwirtschaft des neuen südslawischen Staates. Besonders interessieren dessen Bevölkerungsverhältnisse. Nach den Mitteilungen der Schrift umfaßt Jugoslawien folgende Ländergebiete:

Kroatien-Slawonien	mit 42541 Quadratkilometer und 2 621 954 Einwohnern
Bosnien-Herzegowina	51027 1 898 044
Dalmatien	12831 645 666
Istrien	4995 404 286
Slowenien	20837 1 480 103
Serbien	87 358 4 167 207
Montenegro	14 256 515 000

Da der jugoslawische Staat auch Ansprüche auf Teile ungarischen Gebietes, des Banats, der Komitate Vács-Vodrog und Baranya und auf die Murinsel, den Landstrich zwischen der Drau und Mur an der nordwestlichen Ecke Kroatiens, erhoben hat, wo in mehr oder weniger geschlossenen Sprachgebieten südslawische Elemente leben, so dürfte die Gesamtfläche Jugoslawiens das oben angeführte Flächenmaß von 233 845 Quadratkilometer übersteigen und die Bevölkerungszahl zirka $12\frac{1}{2}$ Millionen betragen, denn in den eben angeführten ungarischen Gebieten leben beiläufig 600 000 Südslawen neben mindestens 400 000 Magyaren und Deutschen.

In dem neuen Staatesgebilde sind die Serben der Zahl nach am stärksten vertreten, ihnen folgen die Kroaten, dann die Slowenen. Außer den zahlreichen nichtslawischen Völkerschichten Mazedoniens (Albanier, Kufowalachen, Griechen, Türken usw.) leben auf dem Gebiet des neuen Staates als ein geschlossenes südslawisches Volk die Mazedoslawen, die weder Bulgaren noch Serben sind. Man kann aber auch die bosnischen und mazedonischen Mohammedaner, obwohl sie kroatisch oder serbisch sprechen, weder den Kroaten noch den Serben in Anrechnung bringen, da sie national indifferent sind. Unter Zugrundelegen der Ergebnisse der letzten Volkszählung vom Jahre 1910 ergibt sich daher folgendes Verhältnis der einzelnen südslawischen Völker:

Land	Serben	Kroaten	Slowenen	Mazedoslawen	Mohammedaner (serbisch od. kroatisch sprechend)
Kroatien-Slawonien	644 955	1 638 354	—	—	612 137
Bosnien-Herzegowina	825 418	434 061	—	—	—
Dalmatien	101 458	509 211	—	—	—
Istrien ohne Triest	1 050	167 134	55 134	—	—
Slowenien	—	—	1 137 438	—	—
Serbien	2 298 551	—	—	—	—
Neu-Serbien (die im Balkan-krieg erworbenen Gebiete)	160 000	—	—	605 000	125 000
Montenegro	450 000	—	—	—	—
Ungarn	461 516	194 808	—	—	—
	4 942 948	2 943 568	1 192 572	605 000	737 137

Größere sprachliche Unterschiede bestehen nur zwischen den Serben, Slowenen und Mazedoslawen, während die Kroaten und Serben sprachlich nur Dialekte trennen, die aber teilweise auch in der Schriftsprache zur Geltung kommen, da die Serben ihren Dialekt größtenteils auch hier verwenden, abgesehen davon, daß sie sich der kyrillischen Schriftzeichen bedienen. Schwerwiegender ist der Religionsunterschied: die Serben und die Mazedoslawen gehören der orthodoxen, die Kroaten und Slowenen der katholischen Kirche an.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 5

Ausgegeben am 31. Oktober 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Weg mit der Illusionspolitik!

Von Heinrich Cunow

Revolutionäre, eine Umgestaltung der Staats- und Gesellschaftsordnung anstrebende Parteien haben zu allen Zeiten eine große Neigung zu utopistischen Zukunftskonstruktionen und illusionären Selbsttäuschungen über die Bedingungen ihrer Existenz, ihres Fortschritts und ihres Sieges gehabt. Erfüllt von ihrem Ideal, verkannten sie fast stets die seiner Verwirklichung entgegenstehenden Widerstände und Hemmnisse, unterschätzten die Entwicklungsmöglichkeiten und beurteilten diese nach den die Herzen ihrer ungeduldigen Anhänger bewegenden Wünschen und Hoffnungen. Die Parteiengeschichte aller Staaten, der antiken wie der mittelalterlichen, der neueren wie der neuesten, bietet dafür zahlreiche Beispiele. Historisch betrachtet ist es deshalb durchaus natürlich, daß der Weg des Sozialismus mit den schönsten Hoffnungen und Illusionen gepflastert ist, aus der Zeit seiner ersten utopistischen Entwicklungsperiode mit ihren phantastischen Reise- und Staatsromanen bis in die neueste Gegenwart, bedeutet doch die Verwirklichung der sozialistischen Wirtschaftsforderungen eine weit gewaltigere Umwälzung der Gesellschaftsordnung als beispielsweise die Entstehung der alten Stadtwirtschaft neben der Lehn- und Fronhofswirtschaft oder der Übergang dieser Stadtwirtschaft in das Manufaktur- und moderne Fabrikssystem. Der heutige Sozialismus bezeichnet sich, besonders soweit er marxistisch orientiert ist, zwar gerne gegenüber dem Sozialismus der Vairasse, Fourier und Cabet als rein »wissenschaftlich«, doch steckt ihm das Erbe des Utopismus noch in allen Gliedern.

Vor allem trat im deutschen Sozialismus während der letzten beiden Jahrzehnte vor dem Weltkrieg, nach dem Tode von Friedrich Engels, wieder ein starker utopistischer Einschlag hervor, begünstigt durch den aufkommenden Vulgärmarxismus und seine Neigung, die jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Tagesströmungen nicht in ihrer historischen Bedingtheit als Momenterscheinungen im geschichtlichen Entwicklungslauf *sub specie aeternitatis* zu betrachten, sondern sie als Grund- und Bausteine einer in den Dienst jeweiliger Parteirichtungen gestellten Eintagstheorie zu verwerten. Soweit man überhaupt den Marxschen Satz, daß eine Gesellschaftsformation nie untergeht, bevor nicht »alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist«, als richtig anerkannte, schloß man einfach aus der rapiden Kapital- und Betriebskonzentration bestimmter Wirtschaftszweige oder aus einzelnen Krisenerscheinungen, das kapitalistische System hätte sich bereits völlig »abgewirtschaftet«. Es wäre längst reif für seine Ablösung durch die sozialistische Wirtschaftsordnung, und wenn es noch immer existiere, verdanke es dies nur seiner künstlichen

Aufrechterhaltung durch die politische Gewalt. Würde diese gebrochen, so versänke damit auch die kapitalistische Wirtschaftsweise; der große Wirtschaftskladderadaßsch träte ein.

Vielfach gründete dieser Glaube an den demnächstigen Zusammenbruch des kapitalistischen Systems sich sogar überhaupt nicht auf eine Betrachtung wirtschaftlicher Verhältnisse, sondern allein darauf, daß bald hier, bald dort aus Bourgeoisikreisen Moralskandale in die Öffentlichkeit drangen. Die Tatsache, daß ein Teil dieser Kreise moralisch angefault war, erschien manchem schon als genügender Beweis dafür, daß auch die kapitalistische Wirtschaftsweise nicht nur angefault, sondern bereits verfault sei — und es demnach nur eines politischen Anstoßes bedürfe, um den Kapitalismus zu zertrümmern und »am Tage nach der Revolution« aus den Trümmern den Sozialismus hervorgehen zu lassen.

Es ist nur allzu begreiflich, daß, als der Weltkrieg ausbrach, aus dieser utopistischen Illusion heraus nicht nur in Arbeiterkreisen, sondern auch in den Köpfen vulgärmargistischer Theoretiker der Gedanke aufschloß, nun sei das Ende des Kapitalismus gekommen. Schon nach einigen Monaten, mindestens aber nach einem halben oder ganzen Jahre würde das kapitalistische Wirtschaftssystem Deutschlands, Österreich-Ungarns, Frankreichs und Rußlands in einem Weltkrach zusammengebrochen sein, und aus der chaotischen Götter- oder Götzendämmerung des Kapitalismus werde sich dann die sozialistische Wirtschaftsordnung erheben. Die Frage, ob, falls tatsächlich der Kapitalismus unter dem gewaltigen Kriegsdruck irgendwo zusammenbrechen sollte, solcher Zusammensturz nicht auch die materiellen Elemente des sozialistischen Neuaufbaus unter sich begraben und damit diesem die nötigen Baumaterialien entziehen würde, so daß der schließliche Erfolg nicht der alsbaldige sozialistische Neuaufbau des Wirtschaftslebens, sondern vielmehr die Erschwerung oder Verhinderung solchen Aufbaus sein werde — diese sehr naheliegende Frage wurde gar nicht gestellt. Daß als Folge des Zusammenbruchs nur ein sozialistisches System möglich und dieses infolge der ihm innewohnenden Kraft befähigt sei, auch aus einem wirtschaftlichen Trümmerhaufen alsbald ein neues blühendes Wirtschaftsleben erstehen zu lassen, wurde fast als Dogma betrachtet, an dem zu zweifeln von naiver Befangenheit in kapitalistischen Wirtschaftsvorstellungen zeuge.

Für manchen galt es sogar ohne weiteres als sicher, daß ein solcher Skeptiker entweder ein Idiot oder von der Bourgeoisie gekauft sein müsse. Ich kann persönlich ein niedliches Lied von solchen Verdächtigungen singen. Als ich 1914/15 in mehreren Artikeln und bald darauf in meiner Broschüre »Partei-Zusammenbruch?« die Ansicht vertrat, daß die Rechnung mit einem baldigen Riesenwirtschaftskrach, besonders mit einem völligen Zusammenbruch der großen Bankinstitute, verfehlt sei und das Ergebnis des Krieges, wenn auch die Einführung einer Reihe Staatsmonopole kaum ausbleiben könne, nicht die sozialistische Wirtschaftsordnung, sondern voraussichtlich eine neue imperialistisch-finanzkapitalistische Entwicklungsphase sein würde, wurde ich mit einem Hagel von Zuschriften überschüttet, die mich fragten, wieviel ich für meine Apologie des Kapitalismus bekäme. Auch »wissenschaftlich« wurde meine Auffassung der wirtschaftlichen Entwicklungsfolge als falsch nachgewiesen,

in der Neuen Zeit sogar höchst eigenhändig von Kautsky in sechs Artikeln. (Jahrgang 1914/15, 2. Band.) Ich habe damals mit zwei Artikeln übergeschrieben »Illusionen-Kultus« geantwortet, dann aber die Polemik mit den Worten eingestellt: »Der weitere Gang der Entwicklung wird entscheiden, wer recht gehabt hat.«

Nach und nach haben die Kriegsjahre mit ihren bitteren Erfahrungen verschiedene dieser Illusionen und Erwartungen zerstört; die Illusionsneigung selbst dürfte sich aber im ganzen kaum vermindert haben. An die Stelle der zertrümmerten Illusionen sind in unserer Partei andere getreten. Das ist psychologisch erklärlich. Kriegsnot und Nahrungsmangel fanden naturgemäß ihren Ausdruck in allerlei dringenden Besserungswünschen, und dieses Wünschen und Wollen hinderte die nüchterne Erwägung und Wertung der Entwicklungstatsachen; denn die meisten Menschen sehen die Dinge nicht wie sie sind, sondern wie sie sie sehen möchten. Die Fähigkeit, ihre eigenen Wünsche und Hoffnungen ohne Rücksicht auf seelische Schmerzen zu sezieren, geht ihnen meist völlig ab. Das zeigte sich sofort nach der Novemberrevolution. Nun sahen gar viele den sozialistischen »Zukunftsstaat« bereits in aller Hoffnungsschönheit vor ihren Augen entstehen. Zu seiner Aufrichtung bedurfte es ja nur energischen Eingreifens der neuen revolutionären Staatsgewalt in das Wirtschaftsgetriebe, vornehmlich einer schnellen Durchführung der sogenannten »Vollsozialisierung«. Die Zerrüttung des gesamten Wirtschaftsgebietes, die völlige Abhängigkeit unserer Ernährung vom Belieben der Entente, das Fehlen aller Rohstoffe, die zunehmende Demoralisation und Arbeitsunlust, die inneren Parteikämpfe — alles das bot nach der Ansicht mancher Auch-Theoretiker durchaus kein Hindernis des schnellen Aufbaus einer sozialistischen Wirtschaftsorganisation — nötig war nur ein festes, zielbewußtes Zugreifen der Staatsgewalt.

Alle Erfahrungen früherer Revolutionen wurden verächtlich beiseite geschoben — auch jene, die Marx nach der Pariser Kommune in der Generalratsadresse der Internationalen Arbeiterassoziation niedergeschrieben hat und die gewissermaßen die Quintessenz seiner Revolutionstheorie enthält:

»Sie (die Arbeiterklasse) hat keine fix und fertigen Utopien durch Volksbeschluß einzuführen. Sie weiß, daß, um ihre eigene Befreiung und mit ihr jene höhere Lebensform hervorzuarbeiten, der die gegenwärtige Gesellschaft durch ihre eigene ökonomische Entwicklung unwiderstehlich entgegenstrebt, daß sie, die Arbeiterklasse, lange Kämpfe, eine ganze Reihe geschichtlicher Prozesse durchzumachen hat, durch welche die Menschen wie die Umstände gänzlich umgewandelt werden. Sie hat keine Ideale zu verwirklichen; sie hat nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen, die sich bereits im Schoß der zusammenbrechenden Bourgeoisgesellschaft entwickelt haben.«

Es ist die schon vorhin erwähnte Lehre aus der Marxschen »Kritik der politischen Ökonomie«, daß keine Gesellschaftsformation an die Stelle einer früheren tritt, »bevor nicht ihre materiellen Existenzbedingungen im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebräutet worden sind«, die hier, bestätigt durch die Erfahrungen der Pariser Kommune, von Marx in verschärfter Fassung vorgebracht wird. Bei unseren Illusionisten hat sie

jedoch, da sie ihren Wünschen entgegensteht, nie Zustimmung gefunden. Im Gegenteil, vielfach wird heute sogar die Ansicht vertreten, daß es für die Überführung der kapitalistischen Wirtschaftsweise in die sozialistische ein Vorteil sei, daß erstere zusammengebrochen ist; denn nun brauche die sozialistische Neuorganisation nicht an historisch gegebenen Verhältnissen und Beziehungen anzuknüpfen, sondern könne die neue Wirtschaft frei nach ihren wohlwollenden Plänen konstruieren. Genau betrachtet, läuft diese Argumentation auf die Ansicht hinaus, eine Periode der Minusproduktion und der Gebundenheit des inneren Wirtschaftslebens eines besiegten Staats durch die kapitalistischen Siegerstaaten biete die günstigste Gelegenheit zum Übergang in die sozialistische Wirtschaftsordnung. Und Politiker, die derartige Behauptungen wagen, nennen sich Marxisten! Sie vergessen nur, daß man Wirtschaftsbetriebe nicht aus Gedanken aufbauen kann, sondern daß es zur Ausführung bestimmter Konstruktionspläne auch bestimmter Arten und Mengen von Konstruktionsmaterialien bedarf, und deshalb die erste Frage sein muß: sind diese zum Neuaufbau erforderlichen Materialien tatsächlich vorhanden? Damit fand man sich jedoch in den ersten Monaten nach der Novemberrevolution durchweg sehr leicht ab, ebenso wie mit der drohenden völligen Abhängigkeit der neuen deutschen Republik von der Entente. Zwar die vor dem Reichszusammenbruch verkündete Mär von den westlichen Demokratien, die, sobald Militarismus und Kaiserismus in Deutschland gebrochen seien, kein Interesse daran hätten, das deutsche Volk zu vergewaltigen, dieser namentlich von den Unabhängigen verbreitete, aber in unseren Reihen vielfach gefeilte naive Glaube wurde schon durch das Bekanntwerden der Waffenstillstandsbedingungen abgetan; aber nun hieß es wieder, die eigentlichen Friedensbedingungen würden um so günstiger ausfallen, dafür würde schon der ehrliche Demokrat Wilson sorgen, der das von ihm aufgestellte Friedensprogramm nicht verleugnen könne und dessen Bemühungen überdies sicher durch die Maßnahmen der großen Arbeiterinternationale unterstützt werden würden. Die revolutionäre Gärung habe bereits auch England und Frankreich erfasst; die Weltrevolution drohe auf diese Länder überzugreifen, und schon diese Gefahr werde die leitenden Staatsmänner in London und Paris bestimmen, den Bogen nicht zu überspannen. Zudem hätte der Völkerbundsgedanke die Nationen in seinen Bann gezogen. Bald werde dieser Bund alle großen Nationen umspannen und zu wirtschaftlicher Zusammenarbeit vereinen, und in diesem Bund werde sich dann auch die Gelegenheit bieten, etwaige übertriebene Friedensvertragsverpflichtungen zu ermäßigen und mit Unterstützung des Bundes an die Wiederherstellung unseres Handelsverkehrs mit dem Auslande zu gehen.

Schöne Illusionen, die noch vor fünf, sechs Monaten sich, mit rhetorischen Floskeln reichlich gespickt, in einem großen Teil unserer Parteipresse breit machten und von Millionen geglaubt wurden!

Und heute? Die Friedensbedingungen sind härter ausgefallen, als selbst die ärgsten Pessimisten angenommen haben — eine völlige Versklavung des deutschen Volkes, eine Volksknechtung, für die es kein Beispiel in der bisherigen Staatengeschichte gibt, und weder die Internationale noch die französischen und die englischen Sozialisten haben sich zu irgendwelchen auch nur einigermaßen wirkungsvollen Protestaktionen veranlaßt

gefühlte. Wer glaubt heute noch an die schönen Verheißungen von dem durch den Völkerbund verbürgten ewigen Frieden, von der Vereinigung der Völker zu friedlichem Zusammenwirken und dem gemeinsamen Schutze der schwachen Nationen durch die leitenden Ententemächte, nachdem sich in den letzten Monaten die Gegensätze zwischen diesen Mächten stetig verschärft, alle gegeneinander intrigierten und der Fiume-Streit Serbien und Italien fast in einen neuen Krieg gestürzt hätte. Nur dann war noch ein gemeinsames Vorgehen der Entente zu erreichen, wenn es sich darum handelte, Deutschland und Deutschösterreich durch neue Zwangsmaßnahmen herabzudrücken und ihnen die Wahrheit des Spruches »Vae victis!« einzuprägen.

Am deutlichsten aber zeigt sich die ganze Illusionsfähigkeit unserer Partei noch immer in ihrer Stellungnahme zum Imperialismus. Daß der Imperialismus, verstanden als die Expansionspolitik des Finanzkapitals, eigentlich am ganzen Weltkrieg schuld sei, ist fast zu einer stehenden gemeinplätzlichen Tirade in der internationalen sozialistischen Bewegung geworden; aber daß dieser Imperialismus nichts Zufälliges, keine aus moralischem Defekt der einen oder anderen Nation entspringende Erscheinung, sondern eine wirtschaftsgeschichtlich bedingte Entwicklungsphase des Kapitalismus und als solche eine notwendige Etappe auf dem zum Sozialismus führenden kapitalistischen Entwicklungsweg ist, die nicht durch moralische Entrüstungen und Deklamationen aus der Welt geschafft werden kann, diese Erkenntnis hat sich noch immer nicht durchgesetzt. Als ich sie 1915 gegenüber den nicht aufgehörenden Deklamationen von der Erledigung des Imperialismus in der schon erwähnten Broschüre »Partei-Zusammenbruch?« aussprach, bin ich damit beim herrschenden Vulgärmarxismus schön abgefallen und noch mehr mit meiner Ansicht, das weltwirtschaftliche Ergebnis des Weltkrieges werde wohl die Einführung mancher ganz- und halbsozialistischer Staatsinstitutionen zur Folge haben, nicht aber eine sozialistische Wirtschaftsphase. Vielmehr werde nach dem Kriege eine neue imperialistische Weltwirtschaftsära einsetzen, in der noch mehr als früher der Einfluß des großen Bankkapitals auf die Politik der Staaten zur Geltung kommen würde. Den illusionären Vorstellungen von dem demnächstigen Aufstieg des Sozialismus aus dem kapitalistischen Chaos entsprach diese Annahme freilich recht wenig, und es war aus diesen Vorstellungen heraus ganz konsequent, als nach dem 9. November einige Blätter der Unabhängigen folgerten, nun wäre auch die Prophezeiung von der nach dem Krieg einsethenden neuen imperialistischen Ära gründlich zusammengebrochen. Nicht eine solche Ära, sondern das Übergreifen der deutschen und russischen Revolution auf England, Frankreich, Belgien, Italien, die große proletarische Weltrevolution werde die sichere Folge des Weltkrieges sein.

Heute ist sicherlich bei vielen, die damals solchen Glauben teilten, auch diese Illusion geschwunden. Der Imperialismus ist durchaus nicht vernichtet; Deutschland ist nur infolge seiner Niederlage vorläufig aus dem imperialistischen Konzern ausgeschaltet. Dagegen segeln die Sieger im Weltkampf, England, die nordamerikanische Union, Frankreich, Italien, Japan bereits mit geschwellten Segeln in eine neue imperialistische Ära hinein. Der britische

Imperialismus hat sich zunächst Persiens bemächtigt, und mit diesem ist nun auch Afghanistan der großen englischen Interessensphäre einverleibt. Der Rivalitätsstreit, der lange Jahre Persien zu einem Spielball des Interessenkonflikts zwischen England und Rußland machte, ist zugunsten des ersteren entschieden. England hat freie Hand in Westasien und baut sich jetzt die große Länderbrücke zwischen seinem indischen Kolonialbesitz und dem okkupierten Ägypten. Über die arabischen Teile Vorderasiens hinweg bis zur Mündung des Euphrat und Tigris und von dort über Persien, Afghanistan und Belutschistan bis Indien reicht sein Herrschaftsgebiet. Der Persische Golf wird zum britischen Binnenmeer und die Bagdadbahn zur britischen Binnenbahn. Zugleich legt England Beschlagnahme auf Ostafrika und gewinnt damit die Möglichkeit, die geplante Kap-Kairo-Bahn zu bauen. Frankreich erhält Elsaß-Lothringen sowie Syrien und arrondiert vorläufig seinen afrikanischen Besitz durch die Annexion von Kamerun, der wohl bald einige weitere »Angliederungen« folgen dürften. Italien nimmt Südtirol, Istrien und einen Teil der östlich an Venetien grenzenden slawischen Gebiete. Japan erhält Schantung und damit einen weiteren Beitrag zu dem von ihm erstrebten kontinentalen Herrschaftsgebiet am Golf von Tschili und Liaofung. Und die Vereinigten Staaten von Amerika? Sie beanspruchen zunächst keinen neuen Länderbesitz; aber das riesenhaft angeschwollene Yankeeekapital dehnt sich inzwischen mit großem Erfolg über Süd- und Zentralamerika aus, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann dieser Kapitalexpansion die friedliche oder gewaltsame Erwerbung beziehungsweise Kubanisierung weiterer »Interessengebiete« in Westindien und Mittelamerika folgen wird.

Diese Weltverteilung en gros ist sicherlich eine recht nette Einleitung zu der neuen imperialistischen Ära, und es gehört schon die ganze Befangenheit unabhängig-sozialdemokratischer Politiker in überlieferten illusionären Vorstellungen dazu, wenn sie angesichts eines solchen imperialistischen Appetits von einer Vernichtung des Imperialismus und einer kommenden Periode des Welt- oder Dauerfriedens träumen.

Befremdender und gefährlicher noch als diese Selbsttäuschungen in bezug auf die Entwicklungsrichtung der Weltpolitik ist die eigenartige Ansicht, die man in sozialistischen Kreisen über unsere Finanzlage, die Möglichkeiten unseres wirtschaftlichen Wiederaufbaus und der Erfüllung der uns durch den Versfaller Friedensvertrag aufgezwungenen Verpflichtungen findet. Weil die Ernährungsverhältnisse in letzter Zeit etwas besser geworden sind, wird von vielen geschlossen, nun seien wir über die schwierigsten Zeiten des wirtschaftlichen Druckes und der Entbehrung hinweg; nach und nach würde sich die Geschäfts- und die Lebenslage des deutschen Volkes immer besser gestalten und wir so wieder in einigermaßen behagliche Wirtschaftsverhältnisse hineinwachsen. Daß das, was heute verzehrt wird, nicht mit Arbeitserträgen bezahlt wird, daß vielmehr heute schon gedankenlos Werte verbraucht werden, die erst noch erarbeitet werden sollen, und daß zudem die Zeit herannahet, wo die Entente die uns aufgezwungenen Schuldverpflichtungen einfordern wird, Verpflichtungen, die wir in unserer Finanzlage selbst bei schärfster Anziehung der Steuerhrahne nicht erfüllen können — daran wird nicht gedacht. Der beste Beweis dafür ist, daß fortgesetzt neue sogenannte kultur- und sozialpolitische Pläne ausgeheckt werden, die Milliardensummen erfordern und deren Erfüllung selbst in Zeiten höchster wirt-

schafflicher Prosperität nicht möglich wäre. Es findet geradezu ein Wettrennen auf dem Gebiet der Projektmacherei statt, als kranke unsere jetzige Zeit nicht an dem Mangel materieller Mittel zur Befriedigung des Nahrungsbedarfs sowie zur Wiederaufnahme der Produktionsfähigkeit und des Verkehrs, sondern nur an dem Mangel an schönen kostspieligen Reformprojekten. Tatsächlich liegt die Sache so, daß auch nicht der zehnte Teil dieser Vorschläge Aussicht auf Verwirklichung hat — ganz einfach, weil die dazu erforderlichen Mittel fehlen. Selbst manche der bereits in der Reichsverfassung oder in Landesgesetzen verankerten Kulturpläne werden sich aus diesem Grunde meines Erachtens nicht durchführen lassen. Das mag manchem recht pessimistisch erscheinen, aber die Finanzgeschichte der nächsten Jahre wird — wir werden es erleben — die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigen. Viel wahrscheinlicher als die Verwirklichung all der schönen Sozialisierungs-, Schul- und Kunstreformpläne ist, daß die Entente, sobald wir den uns durch den Friedensvertrag aufgebürdeten Verpflichtungen nicht nachzukommen vermögen, unbekümmert um alle Einsprüche, die gesamte Finanzverwaltung des Reiches wie der Einzelstaaten unter Kuratel stellt und dann die Etatsaufstellungen nach ihrem Belieben korrigiert.

Weg mit den Illusionen! Wir müssen aus der Illusionspolitik heraus! — ebenso heraus, wie aus der einseitigen Agitations- und Oppositionspolitik der Vorkriegszeit, mag auch mancher Ideologe, der noch über neuen schönen Reformprojekten brütel, das recht schmerzlich empfinden; denn in dieser fortgesetzten Neuausbrütung von allerlei unmöglichen und unrealisierbaren Plänen liegt eine ernste Gefahr für unsere weitere politische Entwicklung. Nicht nur, daß dadurch die Aufmerksamkeit von wirklich dringenden, notwendigen Reformen abgelenkt und manche Arbeitskraft unnütz vergeudet oder in verkehrte Richtung gedrängt wird; es ist auch unausbleiblich, daß die durch solche Projekte erweckten Ansprüche und Hoffnungen, wenn sie ihre Befriedigung nicht finden, in Anklagen gegen die Partei und gegen die Regierung umschlagen. Die Folge werden Mißtrauen gegen die eigene Partei, Angriffe und Verdächtigungen oder zum mindesten politische Resignation sein. Und diese Folgen der Enttäuschung sind, wie die Geschichte aller großen Revolutionen lehrt, schließlich stets einer Gegenrevolution nützlicher gewesen als die eigene Kraft der Reaktion. Schon heute kann man in den Kreisen mancher Arbeiter, vor allem aber der neuerdings zu uns herübergekommenen Intellektuellen, die ihre überspannten Reformansprüche nicht erfüllt sehen, die Worte vernehmen: »Ach, die sozialistische Regierung tut auch nichts; sie ist energielos und scheut sich, durchzugreifen; ihr fehlt der Wille. Mir ist ganz gleich, ob diese Regierung bleibt oder eine andere kommt. Es ist immer daselbe usw.«

Daß die schönen phantastischen Ideale der Betroffenen nicht ihre Verwirklichung finden, liegt natürlich ihrer Meinung nach nicht daran, daß sie unter den bestehenden Umständen gar nicht verwirklichungsfähig sind. Wenn die am Staatsruder Sitzenden nur den ernststen Willen und die nötige Energie hätten, ließe sich nach ihrer Ansicht alles leicht durch entsprechende Dekrete oder Gesetze machen. Aber die Regierenden wollen nicht; nun, da sie die Macht in Händen haben, ist ihnen der Wunsch ihrer einseitigen An-

hänger gleichgültig geworden. Solche zunächst zur politischen Abstinenz führende Verstimmung ist der beste Nährboden der Reaktion.

Unserer Parteipresse erwächst daher die Aufgabe, dem noch immer in unseren Reihen herrschenden Illusionenkultus und der Projektionsfabrikation energisch entgegenzutreten. Wir müssen umlernen; weit gründlicher als bisher. Wir müssen Realpolitik treiben. Das heißt nicht Augenblickspolitik, die nur das Heute sieht und daraus ihre Folgerungen zieht. Wirkliche Realpolitik erfordert nicht nur eine kritische, nüchterne Betrachtung der Gegenwartszustände und ihrer historischen Bedingtheit, sondern auch der sich aus der Gegenwart ergebenden weiteren Entwicklungsrichtung und deren Wertung in der eigenen politischen Zweck- und Zielsetzung. Das Wort: »Wir bleiben, was wir immer gewesen sind!« ist unter den heutigen Umständen eine gedankenlose Beschwichtigungssphraße. Wir können nicht alte Parteianschauungen und Illusionen konservieren, während sich um uns herum als Folge eines ungeheuren Weltkriegs eine Riesenumwälzung aller sozialen Lebensverhältnisse vollzieht. Ein Steckenbleiben in alten Auffassungen und Illusionen bedeutet in solchem Falle nichts anderes als geistige Erstarrung und Verfall. Nicht daß unsere Partei während der Kriegsjahre umgelernt hat, ist, wie ihr von vulgärmarxistischen Theoretikern vorgeworfen wird, ihr größter Fehler, sondern daß sie nicht genügend umgelernt hat. Sie hat in dieser Hinsicht viel nachzuholen, manche ihrer Illusionen müssen noch fallen. Geschieht das nicht rechtzeitig, werden später bittere Erfahrungen dazu zwingen — dann aber unter herben Schicksalschlägen.

Landwirtschaftliche Zeitfragen

(Fortsetzung)

3. Der Einfluß der Betriebsgröße auf die landwirtschaftliche Produktion

In seinem in der letzten Nummer der Neuen Zeit erwähnten Aufsatz über die »Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege« kommt Unterstaatssekretär v. Braun auch auf die Bedeutung der Betriebsgröße der landwirtschaftlichen Betriebe für ihre Leistungsfähigkeit zu sprechen. Er schreibt:

Eine für die Ertragssteigerung besonders wichtige Frage ist die Betriebsgröße der landwirtschaftlichen Betriebe, die sich in Deutschland nach rein zufälligen Einflüssen entwickelt hat. Die Bestrebungen, möglichst große Mengen der städtischen Bevölkerung auf dem Land anzusiedeln und zu diesem Zweck den Großgrundbesitz zu zerschlagen, entspringen mehr einem Gefühlsmoment als verstandesmäßigen Erwägungen. Die Sehnsucht nach der eigenen Scholle ist in der deutschen Bevölkerung immer stark gewesen und hat sich durch die trüben Erfahrungen der Kriegszeit für die Ernährung der städtischen Bevölkerung naturgemäß sehr gesteigert. Ihre Durchführung würde aber im allgemeinen nicht, wie vielfach angenommen wird, zu einer Steigerung der Bodenerträge führen, sondern die Ernährung der städtischen Bevölkerung immer mehr erschweren; denn der Kleingrundbesitz bedeutet keine Verbesserung für die Allgemeinheit, sondern nur für die Besitzer selbst.

An diesen im allgemeinen zutreffenden Ausführungen ist sicherlich nicht richtig, daß sich die Betriebsgröße der landwirtschaftlichen Betriebe in Deutschland nur nach zufälligen Einflüssen entwickelt hat. Denn die heutige Art der Besitzverteilung in der deutschen Landwirtschaft ist in ihrer Ent-

Rechnung genau so geschichtlich begründet wie das ganze kapitalistische Wirtschaftssystem als solches. Aber es kommt hier nicht auf eine Untersuchung dieser Frage, sondern vielmehr darauf an, zu ergründen, welche landwirtschaftliche Betriebsform mehr für die Ernährung der Allgemeinheit leistet, da hiervon in erster Linie eine etwaige Einflußnahme des Staates auf die Gestaltung der Betriebsverhältnisse in der Landwirtschaft abhängig sein wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß aus früheren Jahren bereits zahlreiche Untersuchungen vorliegen, die es sich zum Ziele steckten, die Frage zu klären, ob in der Landwirtschaft der Großbetrieb oder der Kleinbetrieb vorteilhafter und rentabler wirtschaftet. Es würde zu weit führen, auf alle diese Untersuchungen hier des näheren einzugehen, zumal sie wiederholt eingehende Kritik erfahren haben. Eine zusammenfassende Darstellung der einschlägigen Arbeiten brachte jedoch nur Dr. Gotthard Willner, der in seiner 1906 veröffentlichten Arbeit »Studien über vergleichende Reinertragsberechnungen typischer Groß-, Mittel- und Kleinbetriebe in der Landwirtschaft« zu dem Schlusse kommt, daß die bis dahin zur Erforschung dieser Aufgabe veröffentlichten Untersuchungen »in keiner Weise beweiskräftig sind«. Diese Einsicht hat sich immer mehr Bahn gebrochen, und man sucht daher auch in landwirtschaftlichen Fachkreisen nach neuen Wegen, um zu einer Lösung der Frage nach der zweckmäßigsten Betriebsgröße in der Landwirtschaft und besonders nach der Leistung der einzelnen Betriebe für die Volksernährung zu gelangen.

Obgleich es also erwiesen ist, daß weder die volkswirtschaftliche noch die landwirtschaftliche Fachliteratur über Veröffentlichungen verfügt, die die Überlegenheit der einen oder der anderen landwirtschaftlichen Betriebsgröße dartun, gibt es immer noch viele, die sich auf Grund einseitiger Unterrichtung Urteile zugunsten der Kleinbetriebe bilden. Ich kann dem Genossen Franz Laufkötter den Vorwurf nicht ersparen, daß er in seinem Aufsatz in Nr. 9 der Neuen Zeit vom 30. Mai dieses Jahres auch in diesen Fehler verfallen ist. Er singt dort ein gewaltiges Loblied auf die hervorragenden Leistungen der Kleinbetriebe und beruft sich dabei auf einen Vortrag Serings, hat aber in seinem Eifer anscheinend ganz übersehen, daß gerade der angezogene Seringsche Vortrag auch eine Reihe von Tatsachen enthält, die sehr zum Vorteil der Großbetriebe sprechen. So führt Sering zum Beispiel Berechnungen von Ballod an, die ihn zu folgender Äußerung veranlassen: »Immerhin können die Zahlen die Tatsache veranschaulichen, daß der große Betrieb eher als der kleine die vollkommenste Ausnutzung der Arbeitskräfte und des Produktivkapitals, der Maschinen, der Arbeitstiere erzielt.«

Laufkötter kommt in seinem Aufsatz zu der Forderung nach dem genossenschaftlichen Großbetrieb in der Landwirtschaft, den er als die geeignetste Betriebsart für die nächste Zukunft ansieht. Ich werde hierauf weiter unten zurückkommen und möchte mich nun den neueren Untersuchungen zuwenden, die die Frage nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Betriebsgrößen in der Landwirtschaft für die Volksernährung zu klären suchen.

Zu den wenigen guten Dingen, die der Krieg dem deutschen Volke gebracht hat, gehörte die Zwangsmaßnahme der Ablieferungspflicht für die

Landwirte nicht nur, weil dadurch die Ernährung des Volkes bis zu einem wenn auch relativ geringen Grade sichergestellt wurde, sondern besonders deshalb, weil diese Maßnahme es ermöglicht hat, Zahlen über die Leistungen der einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe für die Ernährung des gesamten Volkes zu erhalten. Diese Zahlen haben denn auch die Grundlage abgegeben für wichtige Arbeiten, die ausgeführt wurden durch Landrat Dr. Martius in Darkehmen, durch Professor Dr. Hansen in Königsberg in Preußen und durch Amtsrat Diekmann in Heimburg (Braunschweig). Genosse Schmidt hat bereits in einer der letzten Nummern dieser Zeitschrift auf diese Arbeiten hingewiesen, doch muß hier noch etwas ausführlicher darauf eingegangen werden.

Alle diese Untersuchungen hatten den Zweck, festzustellen, aus welchen Betrieben insbesondere die großstädtische Bevölkerung in der Kriegszeit ihre Nahrungsmittel erhalten hat und ob sie ein Interesse daran hat, daß der landwirtschaftliche Mittel- und Großgrundbesitz aufgeteilt wird.

Während sich die Untersuchungen von Dr. Martius nur auf den Kreis Darkehmen in Ostpreußen und diejenigen des Amtsrats Diekmann nur auf einen braunschweigischen Kreis erstrecken, umfassen die Arbeiten von Professor Hansen die ostpreußischen Kreise Königsberg-Land, Heiligenbeil, Labiau, Braunsberg und Osterode. Es liegt also hier ein ziemlich umfangreiches Material vor, das zweifellos einen Einblick in die beregten Verhältnisse gestattet. Da sich nun das Ergebnis der von Martius und Diekmann gewonnenen Untersuchungen in der Hauptsache mit demjenigen aus Hansens Feststellungen deckt, so sollen hier nur die Arbeiten des Letzgenannten eingehender besprochen werden. Neu ist daran zunächst die Einteilung der landwirtschaftlichen Betriebe in Größenklassen. Während man früher fast allgemein die landwirtschaftlichen Betriebe wie folgt gliederte: Parzellenbetriebe unter 2 Hektar, kleindauerliche Betriebe 2 bis 5 Hektar, mittelbäuerliche Betriebe 5 bis 20 Hektar, großbäuerliche Betriebe 20 bis 100 Hektar, Großbetriebe über 100 Hektar, sagt Hansen sämtliche Betriebe unter 100 Hektar gewissermaßen als Kleinbetriebe zusammen und bildet dann weiter Betriebsklassen von 100 bis 150, von 150 bis 200, von 200 bis 300, von 300 bis 400, von 400 bis 500, von 500 bis 750 und von über 750 Hektar. Er stellt weiter auf Grund der an amtlicher Stelle vorhandenen Unterlagen über die abgelieferten Erzeugnisse die Leistungen für die einzelnen Betriebsklassen zusammen und ordnet diese wieder nach der erfolgten Ablieferung für Getreide und Hülsenfrüchte, für Kartoffeln, für Vieh und Fleisch, für Milch und Butter, für Eier, für Heu und Stroh. Er fügt ferner Berechnungen über die Ablieferung an ausnutzungsfähigen Nährstoffen und über die in den einzelnen Betriebsklassen verbrauchten Selbstversorgeranteile bei. Was ist nun das Ergebnis dieser Untersuchungen? In sämtlichen Kreisen — auf unwesentliche kleine Abweichungen braucht hier im einzelnen nicht hingewiesen zu werden — haben die Betriebe über 100 Hektar in allen Größenklassen ganz erheblich mehr Getreide und Hülsenfrüchte und in den meisten Fällen auch Kartoffeln abgeliefert als die Betriebe unter 100 Hektar. In der Ablieferung ausnutzungsfähiger pflanzlicher Nährstoffe haben die Großbetriebe über 100 Hektar in allen Kreisen bedeutend mehr geleistet als die Betriebe unter 100 Hektar. Dagegen haben

die Kleinbetriebe unter 100 Hektar überall mehr Eier abgeliefert als die Großbetriebe über 100 Hektar, auch haben sie durchweg mehr Viehlebendgewicht zur Ablieferung gebracht als die Großbetriebe, bleiben aber in der Ablieferung an Milch und Butter ganz gewaltig hinter den Großbetrieben sämtlicher Gruppen zurück. Dieses Zurückbleiben der Kleinbetriebe wird zwar etwas abgeschwächt durch die ihnen zustehenden etwas größeren Selbstversorgeranteile, doch behalten die Großbetriebe im ganzen genommen einen sehr erheblichen Vorsprung. Solche Zahlen zeigen deutlich, daß die Großbetriebe für die Ernährung der städtischen Bevölkerung in der Kriegszeit wesentlich mehr geleistet haben als die Kleinbetriebe, wenn dieselben auch auf den Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche mehr Menschen ernährt haben.

Zwei Fragen sind durch die Untersuchungen von Hansen allerdings nicht geklärt worden, die leicht noch in die Diskussion geworfen werden könnten. Und das ist einmal die Frage, ob vielleicht der Großgrundbesitz in der Kriegszeit mit künstlichen Düngemitteln so viel besser beliefert wurde als der Kleinbesitz, daß sich dadurch die Überlegenheit in der Ablieferung pflanzlicher Erzeugnisse erklären ließe, und zweitens, ob der Kleinbesitz mehr Produkte in den Schleichhandel gebracht hat und darum hinter den Großbetrieben zurückblieb. Dazu ist zu sagen, daß die Großbetriebe infolge ihrer vielseitigen Beziehungen zweifellos in der Düngerbelieferung etwas besser abgeschnitten haben als die kleineren Betriebe. Aber ganz allgemein standen in der Kriegszeit mit Ausnahme der Kalidüngemittel so geringe Mengen an künstlichem Dünger, namentlich an Phosphorsäure und an Stickstoff, zur Verfügung, daß die Mehrbelieferung der Großbetriebe in gar keinem Verhältnis zu der Mehrleistung in der Ablieferung der Pflanzenprodukte steht. Bei der zweiten Frage aber ist zu überlegen, daß der auf seinem abgeschlossenen Gutshof selbstherrlich und unbeobachtet wirtschaftende Großgrundbesitzer viel eher in der Lage gewesen ist, Schleichhandel zu treiben, als der mitten in der Gemeinde wohnende und von mißgünstigen Nachbarn beobachtete Bauer. Der Großgrundbesitzer hat also ohne Frage mehr und bessere Gelegenheit zum Schleichhandel gehabt als der kleine Landwirt, und da seine Beziehungen zum Landrat und den sonstigen Aufsichtsbehörden in der Regel vertrauliche gewesen sind, so ist wohl nicht anzunehmen, daß er weniger in den Schleichhandel gebracht hat und daß sich dadurch seine Überlegenheit in der Ablieferung auch nur zu einem kleinen Teil erklären ließe. Ich komme also zu dem Schlusse, daß die hier besprochenen neuen Untersuchungen nach der Leistungsfähigkeit von Groß- und Kleinbetrieben in der Landwirtschaft für die Volksernährung ein unzweideutiges Ergebnis zugunsten der Großbetriebe ergeben haben.

4. Die Ansiedlungsfrage

Wenn man die Ergebnisse der hier besprochenen Arbeiten Hansens als richtig anerkennt, dann taucht natürlich sofort die Frage auf, welche Stellung der Sozialdemokrat unter Berücksichtigung dieser Tatsachen zu den Fragen der Ansiedlung und Sozialisierung in der Landwirtschaft einnehmen soll. Denn es dürfte ohne weiteres einleuchtend sein, daß es dann nicht unsere Aufgabe sein kann, etwa den gesamten Großgrundbesitz zu zerschlagen und in kleine Bauerngüter aufzuteilen, wenn es gerade der Groß-

besitz ist, der den bedeutendsten Anteil der Nahrungsmittel für die großstädtische Bevölkerung liefert. Bürgerliche Politiker haben errechnet, daß man in der Lage sein würde, bei Befolgung der Vorschriften des Siedlungsgesetzes vom Januar 1919 ungefähr 6 Millionen großstädtischer Einwohner auf das Land hinauszuziehen. Das würde nach den Untersuchungen Hansens bedeuten, daß wir für 6 Millionen Deutscher, wenn es gelingt, für sie die nötigen Unterkunftsräume herzustellen und ihnen auch alle Maschinen, Geräte sowie das unbedingt erforderliche sonstige tote und lebende Inventar zu liefern, günstige Lebensbedingungen und einigermaßen gute Ernährungsverhältnisse schaffen, während der großstädtischen Bevölkerung dadurch die Nahrungsration verkürzt würde, weil die genannten als Inhaber von Kleinbetrieben viel weniger Getreide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Milch und Butter in die Stadt liefern würden, als es vorher von Seiten der Großgrundbesitzer geschehen ist, die die betreffenden Landflächen innehatten. Ich frage: Kann und darf das das Ziel einer sozialdemokratischen Agrarpolitik sein? Die Frage stellen, heißt sie mit Nein beantworten. Es muß daher untersucht werden, ob und auf welchem Wege für die Sozialdemokratie die Möglichkeit gegeben ist, für die Besiedlung einzutreten.

Wir können uns da zunächst daran erinnern, was wir auch vor dem Kriege bereits als Mittel zur Abhilfe der Fleischnot und Fleischsteuerung empfohlen haben. Das war erstens die Urbarmachung der zahlreichen Ödländerelen in Deutschland und zum anderen die Beseitigung der Fideikommissionen und ihre Besiedlung mit staatlichen Pächtern, wobei scharf zu betonen ist, daß die von uns geförderte Siedlungspolitik sich grundsätzlich unterscheidet von den Absichten, die bürgerliche Agrarpolitiker dabei im Auge haben. Ganz unverblümt und in lapidarer Kürze hat das einmal Justizrat Götting (Hildesheim) in einem Vortrag gelegentlich der 16. Mitgliederversammlung des Sparkassenverbandes der Provinz Posen in Posen im Jahre 1911 ausgesprochen, indem er sagte: »Die Gewährung von Grundeigentum ist zugleich die Aufnahme in die bürgerliche Gesellschaft, das Abwehrmittel gegen die Proletarisierung des Volkes durch die Industrie und die immer gefährlicher werdende Organisation des Proletariats.«

Das ist auch heute noch die stille Hoffnung unserer Demokraten, und nur so ist es zu erklären, daß der früher nationalliberale Deutsche Bauernbund sich bei den letzten Wahlen in das demokratische Lager schlagen konnte. Wie gesagt, die Sozialdemokratie verfolgt hier andere Ziele, deren Verwirklichung durchaus möglich und wünschenswert erscheinen muß, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, welche gewaltige Flächen in Deutschland noch unbebaut daliegen. Umfaßt doch zum Beispiel allein das Ödland in der Provinz Hannover 800 000 Hektar, was einem Fünftel der Gesamtfläche der Provinz entspricht. Oder, um es in anderen Zahlen auszudrücken, es gehören zu einem Bauernhof von 100 Morgen Kulturland in der Provinz Hannover noch 49,5 Morgen Ödland, wie durch eine landwirtschaftliche Betriebsstatistik vom Jahre 1909 festgestellt wurde. Hier kann eine sozialdemokratische Siedlungspolitik die Hebel ansetzen, und sie wird weiter darauf zu dringen haben, daß alle Fideikommissionen restlos und schleunigst verschwinden, wozu ja durch die nachrevolutionäre Gesetzgebung auch bereits ein Anstoß gegeben ist. Ferner wird sie sich darum zu kümmern haben, daß unrentabel bewirtschaftete große Güter von mehr als 400 Hektar enteignet und

eventuell durch Aufteilung und Besiedlung zu rentabler Bewirtschaftung erschlossen werden. Das alles kann und darf aber nur in Angriff genommen werden, wenn wir unserer grundsätzlichen Gegnerschaft gegen die privatwirtschaftliche Ausbeutung des Grund und Bodens freu bleiben und dafür sorgen, daß der Staat das Eigentumsrecht an den erschlossenen Ödlandflächen usw. behält und sie entweder durch Anlage eigener Muttergüter bewirtschaftet oder sie an staatliche Pächter vergibt. Das bereits erwähnte Siedlungsgesetz vom Januar 1919 brachte in dieser Hinsicht einen entschiedenen Fortschritt, da es ein staatliches Vorkaufsrecht und in bestimmten Fällen die Enteignungsmöglichkeit vorsieht.

Können sich also die Sozialdemokraten unter den genannten Bedingungen immerhin für eine Ansiedlung einsetzen, so darf doch nicht verkantet werden, daß derselben gerade in der jetzigen Zeit schwerwiegende Widerstände begegnen, die einmal in der Knappheit und dem unerschwinglichen Preise guter Baustoffe, zum anderen in dem Mangel an landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten infolge des uns durch den Versailler Friedensvertrag auferlegten Abgabezwanges begründet sind, und die drittens bedingt sind durch das Fehlen zur Ansiedlung geeigneter Personen. Heute, wo es darauf ankommt, bei der Landbesiedlung möglichst hohe Erträge zum Nutzen der Allgemeinheit zu erzielen, geht es wirklich nicht an, daß man, was früher nicht selten geschah, Gewatter Schneider und Schuhmacher als Ansiedler auf das Land setzt und gemächlich zuseht, wie sie es in jahrzehntelanger Arbeit zu Erträgen bringen, die der mit landwirtschaftlichen Verhältnissen Vertraute innerhalb ganz kurzer Zeit weit zu überholen vermag. Der Kreis der Ansiedler ist also ein sehr eng begrenzter, denn sie werden sich nur rekrutieren können aus Landarbeitern, Bauernjöhnen, ehemaligen Landwirten und Inspektoren, wobei zu bedenken ist, daß man mit der Ansiedlung dieser Leute den mittleren und größeren landwirtschaftlichen Betrieben zum Teil wertvolle Arbeitskräfte und Aufsichtsbeamte entzieht, die wiederum nicht leicht anderweitig zu ersetzen sind. Gewiß könnte man hier einwerfen, daß ich die Kriegsbeschädigten vergessen habe, deren Ansiedlung mit allen Mitteln gefördert werden müsse. Dazu habe ich zu sagen, daß ich der Ansiedlung von Kriegsbeschädigten sehr skeptisch gegenüberstehe, weil ich in persönlicher Beobachtung die Erfahrung gemacht habe, daß nur ein beschränkter Kreis von Kriegsbeschädigten für die Ansiedlung in Betracht kommt, und diese auch nur dann, wenn sie gewisse unentbehrliche landwirtschaftliche Vorkenntnisse besitzen und außerdem sehr beträchtliche Unterstützung von Reich, Staat und Gemeinden erhalten. Es würde zu weit führen, das hier im einzelnen näher auszuführen. Etwaige Interessenten verweise ich auf meinen bezüglichen Artikel im hannoverschen »Volkswillen« Nr. 131 vom 6. Juni 1919. Ich komme also zusammenfassend zu dem Ergebnis, daß man vorerst mit der Ansiedlung große Erfolge in bezug auf eine Besserung der Wohnungs- und Ernährungsbedingungen nicht erzielen und auf diesem Wege nur schrittweise zu einer Gesundung kommen wird.

(Schluß folgt)

Eine Parteischulkonferenz!¹

Von Paul Oestreich

Die Reichsschulkonferenz, die unmittelbar nach der Revolution angekündigt wurde, mußte weiter und weiter hinausgeschoben werden. Ob nicht die Schulparagrafen der Verfassung ein anderes Gesicht erhalten hätten, wenn eine, im Frühjahr noch radikal zusammengesetzte, Reichsschultagung vorher hätte sprechen können, sei dahingestellt. Wir stehen nun vor neuen staatlichen Tatsachen und Machtfaktoren und müssen erwägen, wie wir im Sinne unserer Bildungsforderungen möglichst viel aus der Situation herausholen. Zunächst ist eine Vorkonferenz der deutschen Einzelstaaten zusammengetreten, um zu beratschlagen, welche Notwendigkeiten und Möglichkeiten sich aus dem Wortlaut der Reichsverfassung für ein Reichsschulgesetz ergeben. Im Frühjahr 1920, im März oder Mai etwa, wird dann voraussichtlich endlich die eigentliche »Reichsschulkonferenz« der Schulmänner und Schulreformer an die Arbeit gehen, wir fürchten.

Was dürfen wir von ihr erhoffen? Mir scheint, nicht viel! Die aus der Revolutionsangst geborene Bereitwilligkeit der reaktionären und beharrenden Schulmänner zur einheitlichen Gestaltung des deutschen Schulwesens ist längst verfanke. Nun gilt es ein jähes Ringen. Die Oberlehrervereine mobilisieren gegen jede Schulreform, die sich nicht mit dem Namen begnügt, die Seminariker sind halben Herzens, die allerdings ständig wachsende Schar der sozialistischen Lehrer steckt noch in der programmatischen Klärungsarbeit. Allenthalben Ansätze, aber nichts Ganzes. So steht zu befürchten, daß einmal die Vertreter der Sozialdemokratie in der Reichsschulkonferenz quantitativ zurücktreten, daß sie sich außerdem durch Gegensätzlichkeit der Forderungen aufheben werden, wenn nicht — vorher eine innere Einheitlichkeit herbeigeführt wird.

Das kann allein durch eine Partei-Reichsschulkonferenz geschehen, die vor der allgemeinen, etwa im Januar, in Berlin zu tagen hätte. Sie ist unentbehrlich, weil in Zukunft die Partei auf dem Gebiet des Schul- und Erziehungswesens eine ihrer Hauptarbeiten zu leisten haben wird. Nicht als ob sie früher da etwas versäumt hätte. Sie war Oppositionspartei, der staatliche Bildungsapparat befand sich in den Händen der reaktionären »nationalen« Parteien und funktionierte fabellos antisozialistisch, die Lehrer hingen entweder einer »bürgerlichen« Ideologie an oder waren bewußte Nutznießer des Klassenstaats. Die paar Sozialisten wurden gemahregelt oder zogen sich zähneknirschend aus der politischen Arena auf ihre engere Amtstätigkeit zurück, in der sie täglich Verzicht zu leisten hatten. Die Sozialdemokratie konnte die Klassenschule nur bekämpfen und ihr eigenes Bildungswesen neben ihr organisieren. Nun sind die Schranken gefallen, eine große Schar pädagogischer Mithelfer stufet herein, die Sozialdemokratie ist mitregierende Partei: sie muß sich also um die Staatschule gestaltend, nicht mehr bloß kritisierend kümmern, sie muß alle Zwingburgen ab-, neue Volkshallen aufbauen. Aber nun fehlen die

¹ Wir haben gegen Einzelheiten des Vorschlags manche Bedenken, besonders gegen die vom Genossen Oestreich empfohlene Zusammenfassung der Parteischulkonferenz, die leicht in ein großes Redeparlament ausarten könnte, bringen aber trotzdem diesen Artikel gern zum Ausdruck, da wir den Nutzen der Einberufung einer Konferenz durchaus nicht verkennen.

Baupläne. Das Erfurter Programm, die einzelnen Parteibeschlüsse geben wohl die Bauidée der sozialistischen Schule, für allerlei Teilbauten zeichnen auch manche Partei-Schulpolitiker das Einzelwerk, aber wie Gemeinschaftsgedanke, Veranlagung und Befähigung innerhalb eines logisch und realistisch durchkonstruierten Nationalschulhauses jedes zu seinem ausgeglichenen Rechte kommen, das ist noch durchaus strittig. In der Zeit der Opposition genügte es ja, die kapitalistischen Pferdesüße der Staatsschule nachzuweisen und im übrigen schemenhafte Entwürfe in eine nebelhafte Zukunft zu projizieren. Nun aber gilt es den scharf durchdachten Verwirklichungsplan festzustellen, weil die Tat Einlaß heißt! Da ist mit bloßen Ablehnungen, negativen Bestimmungen nicht mehr auszukommen, auch nicht mit der bloßen Auflösung des Bestehenden. Der Abbau der Vorschule ist eine Selbstverständlichkeit, aber schon bei der Ausgestaltung der Grundschule stoßen die Wünsche der Parteigenossen gegeneinander. Von den höheren Altersstufen gar nicht zu sprechen. »Einheitschule« ist ein schönes Schlagwort und ihre sofortige Einführung eine klangvolle Forderung, aber was soll denn sofort eingeführt werden? Es ist fast zu verstehen, daß gegenüber der Nebelhaftigkeit der meisten Einheitschulpropheten die Praktiker der »höheren« Schule sich fanatisch zur Wehr setzen. Die zahmeren »Einheitschul«freunde wieder lassen im Grunde alles beim alten, sie verschieben die Grundschulgrenze und setzen einen neuen Aufstiegspfad neben die alten: diese architektonische Karikatur heißt dann »Einheitschule«, sie kann in der Tat nur abschrecken. Soll die Einheitschule nicht ein Fluch werden, zur Entbildung, zur Niveauenkung führen, statt das ganze Volk zu heben, so muß sie elastisch alle Formen umfassen, alle Arten der Veranlagung und alle Grade der Befähigung zu voller Ausbildung führen.

Man sieht, eine E i n l a d u n g, die natürlich nicht zu dogmatischer Erstarrung Anlaß geben darf, ist unumgänglich nötig: Unklarheiten müssen aufgehellt, die Gegensätze irgendwie versöhnt werden, soll nicht sozialdemokratische Einheitschulpolitik an jedem Orte anders aussehen oder gar überhaupt ratlos versagen. Hinzu kommen all die Einzelschul- und -lehrerfragen: Gestaltung und Umfang der kollegialen Selbstverwaltung, Lehrerräte, Beteiligung der Eltern, Jugendbewegung und Schule, die Praxis des Arbeitsunterrichts, der Veranlagungs- und Begabungsauslese, der Schulhygiene, der Koedukation, der Lernmittelfreiheit, der Schulbüchersozialisierung usw.

Wir brauchen also ein Schulprogramm für die Gegenwart, wir brauchen es bald angesichts der Ratlosigkeit von Tausenden von Gemeindevertretern in deutschen Dauen, wir brauchen es vor der Reichsschulkonferenz, damit unsere Vertreter dort eine klare Marschroute haben. Als demokratische Partei können wir auch nicht etwa einzelnen Personen Vollmacht geben, diese Marschroute zu bestimmen und der Partei ein Schulprogramm zu geben. Wir sind jetzt in unserer Partei reich genug, um durch Zusammenarbeit der vielen schöpferischen Köpfe unter den Schulmännern und Bildungspolitikern der Partei Mustergültiges zu schaffen.

Ich richte also an den Parteivorstand das dringende Ersuchen, sich zu einer Partei-Reichsschulkonferenz zu entschließen, sofort Ort und Zeit zu bestimmen, die Referate — etwa in Gemeinschaft mit einem vorbereitenden Ausschuß — zu verteilen und

eine Festsetzung über das Beteiligungsrecht zu treffen. Die Einheitschulfrage als Ganzes, die einzelnen Teile: Kinderhort, Grundschule, Aufbau, Fortbildungsschule, Hochschule usw. als Spezialthemen, die Schulaufsicht, die Lehrerverfassung, die Elternbeiräte, die Schüler selbstverwaltung usw. wären einzelnen geeigneten Referenten alsbald zum Vortrag zu übergeben. Es läßt sich jetzt noch bis Januar viel Arbeit leisten, und mit solcher Aussicht wird die Quisquilienzänkerie in den sozialistischen Lehrervereinen wohl fruchtbarer Tätigkeit weichen.

Es steht viel auf dem Spiel! Einmal die Notwendigkeit der Einheitlichkeit in der kommunalen, regionalen, staatlichen Schulpolitik, der Parallelisierung der Landesgesetzgebung in den einzelnen Staaten, der Beendigung der Reichsschulkonferenz! Dann aber die agitatorische Wirkung auf die deutsche Lehrerschaft. Unsere Ernte ist schon reich, aber noch stehen ganze Heerscharen unentschlossen! Zeigt unsere Partei mehr Interesse an Kultur- und Schulpolitik, beruft sie ein solches Partei-Schulparlament ein und kommt dieses zu nennenswerten Ergebnissen — und daran ist nicht zu zweifeln —, so dürfte das das Signal zum Anmarsch großer Lehrerscharen sein. Es stehen viele auf dem Sprunge. Es ist ja auch natürlich, daß der Volkserzieher zum Volke gehört.

Wer soll teilnehmen? Nicht etwa nur Parteibeamte und vom Vorstand aus den einzelnen Bezirken Berufene. Auch nicht etwa die Erwählten der Gruppen der »Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer« oder der »S.-P.-D.-Fraktionen der Vereinigungen sozialistischer Lehrer«. Beide Gruppen sind unvollständig, viele, sehr viele sozialdemokratische Jugenderzieher gehören keiner von beiden an und sind doch tüchtige Parteigenossen, können also Gehör verlangen! Es gibt einen besseren Weg: Jeder Bezirkswahlverein der S. P. D. stellt seine Lehrermemberschaft fest und läßt sie entsprechend ihrer Zahl Vertreter zur Partei-Reichsschulkonferenz wählen! Damit nicht nur Lehrer tagen — die Fachleute sehen immer in erster Linie die Schwierigkeiten des Neuen, neigen deshalb zur Hemmung und zur handwerklichen Vorsicht« —, mag man ebenso viele Nichtlehrer — in erster Linie die in den Bildungsausschüssen tätigen und bewährten Personen — hinzuwählen. Aber man sollte nicht mit solcher Delegation zufrieden sein, sondern jedem an Erziehungsfragen interessierten Parteimitglied, das selbständige Gedanken beizusteuern hat, freistellen, sich beim Parteivorstand — der ja wohl einen Sonderausschuß einsetzen würde — um die Zulassung zur Konferenz zu bewerben. Natürlich muß dafür gesorgt werden, daß nicht das Niveau direktionsloser Volksversammlungen entsteht! Alle sozialistischen Minister und Abgeordneten, alle sozialdemokratischen Schulaufsichtsbeamten hätten selbstverständlich das Recht der Beteiligung.

Es wäre etwa so vorzugehen: Jeder Referent hätte baldigst seine klar verständlichen Leitsätze einzusenden, sie gehen an die Teilnehmer beziehungsweise Organisationen. Unter Umständen wird dann ein Korreferent bestimmt. Über die Leitsätze, Gegenthesen, Amendements würde nach Vortrag und Diskussion Beschluß gefaßt. So müßte etwas herausspringen, über das der nächste Parteitag endgültig zu entscheiden hätte, das aber immerhin in zwischen den Partei-Schulpolitikern als Richtschnur dienen könnte. Für die Parteitagsverhandlungen hätte etwa noch die überstimmte Minderheit der Konferenz das Berichtsrecht.

Der Um- und Ausbau unserer Sozialversicherung

Von Friedrich Klees

Die Neugestaltung unserer sozialen Versicherung ist eine unerläßliche Notwendigkeit. Die Zusammenfassung aller in den letzten Jahren erschienenen Notgesetze und »Verordnungen« zur Reichsversicherungsordnung, die Anpassung der Leistungen an die inzwischen eingetretene Geldentwertung und die Ausführung des in der Reichsverfassung aufgestellten Programms für unsere Versicherungsgesetzgebung drängen zur Erledigung. Andererseits aber sind die Stellen, die sich in neuester Zeit mit der Frage des Neuaufbaues der Sozialversicherung beschäftigt haben, zu der Überzeugung gekommen, daß die gegenwärtigen Wünsche der Versicherten in zufriedenstellender Weise augenblicklich nicht erfüllt werden können. Der letzte Gewerkschaftskongreß gab der Meinung Ausdruck, daß die allgemeine Umgestaltung der Reichsversicherungsordnung nach Lage der Sache nicht das Werk weniger Wochen sein könne, sondern ihr ein Notgesetz vorausgehen habe. Ebenso stellte sich der Hauptverband deutscher Ortskrankenkassen auf den Standpunkt, daß die Ausgestaltung der sozialen Fürsorge nicht durch einen einzigen Akt der Gesetzgebung mit einem Schlage erfolgen könne; zunächst müsse versucht werden, durch Zusammenfassung der Kräfte die vorhandenen Organisationen leistungsfähiger zu gestalten, ohne wesentlichen Mehraufwand die jetzigen Leistungen zu verbessern und durch Demokratisierung der Verwaltung weitere Kreise zur Mitarbeit heranzuziehen. Ähnliche Äußerungen fielen gelegentlich der Beratung des neuen Gesetzes über Wochenhilfe und Wochenfürsorge Mitte August in der deutschen Nationalversammlung von Vertretern aller Parteien. Jede neue geldliche Belastung berge, so hieß es, infolge der Wirtschaftslage eine weitere Gefahr in sich. Die vom Reichskanzler in seiner Rede vom 23. Juli 1919 in Aussicht gestellte Reform der Reichsversicherungsordnung wird deshalb nur das zurzeit Mögliche berücksichtigen können.

Die Ergänzungen und Abänderungen der Reichsversicherungsordnung seit ihrer Einführung sind kaum nachzuzählen. Viele Vorschriften sind aufgehoben, teilweise durch neue ersetzt oder ergänzt worden, so daß sich in dem großen Paragraphengewirr selbst die Fachleute nicht mehr zurechtfinden, geschweige denn die Arbeiter, für welche diese Gesetze in erster Linie berechnet sind. Die Vereinfachung der Arbeiterversicherung ist deshalb heute dringender denn je. Alle diese Veränderungen sind restlos in die Reichsversicherungsordnung aufzunehmen. Die Einstellung der Fürsorge auf die gesunkene Kaufkraft des Geldes kann ebenfalls nicht länger aufgeschoben werden. Die Lohnkämpfe der letzten Jahre und Monate haben nur den Erwerbstätigen eine Erleichterung gebracht; die Arbeitsunfähigen und Arbeitsbeschränkten sind ohne Hilfe geblieben. Die heute noch üblichen Unterstüzungen und Renten stammen zu einem nicht geringen Teil aus einer weit hinter uns liegenden Zeit bescheidener Lohn- und Lebensmittelverhältnisse. Jene Verhältnisse sind für die Leistungen heute noch bestimmend. In der Krankenversicherung hat man zwar die obere Grenze der »Grundlöhne«, nach denen die Unterstüzungen berechnet werden, bis auf 8 und 10 Mark erhöht; doch genügt das nicht. Ich halte es überhaupt nicht für angebracht, eine solche Grenze festzulegen. Die vor dem Kriege nach früheren Löhnen festgesetzten Unfallrenten werden auch jetzt noch unverändert weiter gezahlt. In der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung reichen aber schon in der Friedenszeit die Renten nicht mehr aus. Nun sind zwar für einen Teil der Rentenempfänger Zuschläge zu den Renten eingeführt worden (in der Unfallversicherung nur für jene, die zu mehr als zwei Dritteln arbeitsunfähig sind), aber auch diese Erhöhungen genügen durchaus nicht. Dem jetzt üblichen höheren Betrage der Gehälter entsprechend ist auch die Einkommensgrenze, bis zu der die Angestellten versicherungspflichtig sind (in der Invalidenversicherung immer noch 2000 Mark, sonst 5000 Mark jährlich), aufzuheben, mindestens jedoch

beträchtlich zu erhöhen. Durch die Heranziehung höher entlohnter Personen zur Versicherung erhalten die Versicherungsträger auch Geldmittel zur Ausbesserung der Leistungen.

Aber die Richtlinien, nach denen die Neugestaltung vollzogen werden soll, sind bereits umfangreiche Vorschläge gemacht worden, zum Beispiel vom letzten Gewerkschaftskongreß und vom Hauptverband der Ortskrankenkassen. Sie unterscheiden meist vorläufige und spätere Notwendigkeiten. Die neue Reichsverfassung verheißt in Artikel 161: »Zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit, zum Schutze der Mutterschaft und zur Vorsorge gegen die wirtschaftlichen Folgen von Alter, Schwäche und Wechselfällen des Lebens schafft das Reich ein umfassendes Versicherungswesen unter maßgebender Mitwirkung der Versicherten.«

Diese Absichten lehnen sich an das Erfurter Programm der Sozialdemokratie an, das als Forderung an den Gegenwartsstaat den Satz aufstellt: »Übernahme der gesamten Arbeiterversicherung durch das Reich mit maßgebender Mitwirkung der Versicherten an der Verwaltung.«

Was zunächst den Kreis der Versicherten anbetrifft, so ist er jetzt schon erheblich auszugestalten. Wenigstens die kleinen selbständigen Gewerbetreibenden und Landwirte sind unbedingt in die Versicherung einzubeziehen. Der freiwilligen und der Weiterversicherung sind überhaupt keine Grenzen zu setzen. Die Versicherung muß ferner auch die Erwerbslosen umfassen, die Unterstützung beziehen. Unerlässlich ist eine gleichmäßige Abgrenzung des Kreises der Versicherten in den einzelnen Versicherungszweigen. Heute ist er noch sehr verschieden. Von der Unfallversicherung sind sogar noch die meisten Gehilfen und Arbeiter des Handwerks ausgeschlossen. Eine Ausdehnung der Wirksamkeit der Versicherung ist auch dadurch herbeizuführen, daß ihre Leistungen soweit als möglich den Familienangehörigen der Versicherten zugute kommen. Das gilt besonders für die Krankenversicherung, in der die Einführung der obligatorischen Familienhilfe (ärztliche Behandlung, Arznei usw. für die nicht versicherten Familienmitglieder) unerlässlich scheint.

Eine gründliche Umgestaltung bedarf ferner die äußere Organisation der Versicherung. Daß sämtliche Versicherungszweige zu einer einheitlichen Versicherung zusammengelegt werden, wird augenblicklich wohl nicht durchführbar sein; aber mehr als bisher vereinheitlicht werden muß die Versicherung unter allen Umständen. Erstrebenswert ist die Eingliederung der Angestellten in die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. Die von den bürgerlichen Angestelltenverbänden behauptete Unmöglichkeit eines solchen Schrittes kann nicht zugegeben werden, noch viel weniger die Unzweckmäßigkeit. Die Knappschaftsversicherung ist gleichfalls zu einem Teile der Reichsversicherung zu machen. Im übrigen sind die Allgemeinen Ortskrankenkassen mehr als bisher zum Mittelpunkt der örtlichen Durchführung der sozialen Versicherung auszubauen. Die Landkrankenkassen sind jetzt schon so gut wie erledigt, nachdem auch bei ihnen die Verwaltungsorgane unmittelbar durch die Versicherten und Arbeitgeber selbst zu wählen sind. Da zwischen ihnen und den Ortskrankenkassen kaum noch ein Unterschied besteht, haben sie jede Existenzberechtigung verloren. Auch mit den Betriebs- und Innungskrankenkassen muß aufgeräumt werden, so daß sämtliche Versicherten im Bezirk eines Versicherungsamtes der Allgemeinen Ortskrankenkasse des Bezirks angehören. Die Aufgaben dieser Einheitskassen sind dadurch zu erweitern, daß sie allgemein die Invalidenversicherungsbeiträge einziehen, sowie auch diejenigen der Angestelltenversicherung, wenn diese noch nicht als selbständige Einrichtung verschwinden sollte. Darüber hinaus sind die Ortskrankenkassen an der gesamten Wohlfahrtspflege zu beteiligen. Der Hauptverband der Ortskrankenkassen schlägt vor, daß die Krankenkassen und der Träger der Wohlfahrtspflege der Gemeinde, das Wohlfahrtsamt, einen Ortszweck-Verband bilden. Die Mitglieder der Organe dieses Verbandes sollen paritätisch gewählt werden. Für den Bezirk einer Landesversicherungsanstalt wird ferner ein Bezirks-Zweck-Verband errichtet.

Die Aufgaben dieser neuen Körperschaften bestehen in der Durchführung der sozialen Fürsorge, Seuchenbekämpfung und Armenpflege, soweit das Erforderliche nicht von der Krankenversicherung geleistet wird. In der Unfallversicherung muß zugleich durch Zusammenlegung der Berufsgenossenschaften, vor allem durch Beseitigung der sogenannten selbständigen Ausführungsbehörden, eine größere Einheitlichkeit herbeigeführt werden.

Die Leistungen können auch unter den gegebenen Verhältnissen verbessert werden. Es ist völlig richtig, wenn die neue Reichsverfassung in Artikel 161 an die Spitze ihres Programms stellt, daß »zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit... ein umfassendes Versicherungswesen« zu schaffen ist. Die Krankenversicherung ist ausschließlich nur auf die Heilung von Krankheiten zugeschnitten, der Unfallversicherung ist zwar eine Unfallverhütung angegliedert, aber sie ist noch nicht das geworden, was sie sein sollte. Die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung kann wohl Maßnahmen zur Verhütung von Invalidität und zur Hebung der Volksgesundheit ergreifen, aber ihre Aufwendungen dafür sind lächerlich gering.

Im übrigen ist für die Krankenversicherung zu fordern, daß die Barleistungen mehr den Familienverhältnissen der Versicherten angepaßt, zum Beispiel die durch eine Verordnung den Kassen freigestellten Zuschläge zum Krankengeld nach der Zahl der Familienangehörigen zur Pflichtleistung erhoben werden. Die Lohnstufen sind bei allen Kassen einheitlich nach dem Arbeitsverdienst abzugrenzen. Erwerbsunfähigkeit infolge Schwangerschaft muß zum Bezug des Krankengeldes berechtigen.

Die Unfallversicherung soll nach der Reichsverfassung auf alle »Wechselfälle des Lebens« erstreckt werden. Vorläufig wird es schon als ein Fortschritt anzusehen sein, wenn in die Entschädigung die Berufs- und Gewerkekrankheiten, die Unfälle auf dem Wege zur und von der Arbeitsstelle usw. einbegriffen werden. Die Renten für Hinterbliebene (eine Witwe erhält jetzt nur ein Fünftel des Jahresarbeitsverdienstes des Verstorbenen) sind zu erhöhen.

Was die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung anbelangt, so ist neben der schon erwähnten Aufbesserung der Renten das Heilverfahren und besonders die Invalidenhauspflege auszubauen. Die Versicherungsanstalten haben menschenwürdige Versorgungsanstalten zu errichten, in die alleinstehende Rentenempfänger auf ihren Wunsch aufgenommen werden können. Auch nicht erwerbsunfähigen Witwen sollte statt der jetzigen einmaligen Abfindung in der Gestalt des Witwengeldes eine laufende Unterstützung gewährt werden.

Die Verwaltung soll nach der Reichsverfassung unter »maßgebender Mitwirkung der Versicherten« stehen. Das bedeutet, daß die Versicherten einen bestimmten Einfluß haben sollen. Dieser Grundsatz ist noch nicht einmal in der Krankenversicherung durchgeführt, denn auch dort ist für manche Beschlüsse noch die ausdrückliche Zustimmung der Arbeitgebervertreter vorgesehen. Am weitesten entfernt von jener Forderung ist aber die Unfallversicherung. Noch wird die gesamte Verwaltung allein von den Unternehmern ausgeübt. Die Reichsversicherungsordnung läßt wohl zu, daß Vertreter der Versicherten an den Vorständen der Berufsgenossenschaften bestellt werden, doch ist davon noch wenig Gebrauch gemacht worden. In einer Zeit, in der durch Betriebs- und Arbeiterräte selbst die Werkstätten und Fabriken demokratisiert werden, kann auch der »Herr-im-Hause«-Standpunkt der Berufsgenossenschaften nicht mehr aufrechterhalten werden. Der Hinweis, daß die Arbeitgeber allein die Beiträge für die Unfallversicherung aufbringen und deshalb in dieser auch allein das Bestimmungsrecht haben müssen, ist verfehlt, weil jene Lasten allgemeine Betriebsunkosten sind. Der Hauptverband der Ortskrankenkassen schlägt denn auch vor, daß die Organe der Unfallversicherung zu zwei Dritteln aus Vertretern der Unternehmer und zu einem Drittel aus Vertretern der Versicherten bestehen sollen. Das ist zu befehlen. In der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung sind die Versicherten mit derselben Zahl an den Verwaltungsorganen beteiligt wie die Unternehmer, und doch sind sie einflußlos, weil im Vorstand die

von der Regierung eingesetzten beamteten Vorstandsmitglieder ebenfalls Stimmrecht haben. Der Rechtsweg ist für alle Versicherungszweige einheitlich zu gestalten; die Wahlen für die Versicherungsbehörden sind zu vereinfachen.

Vom Gewerkschaftskongress sind noch einige weitere allgemeine Grundsätze für die Umgestaltung der Reichsversicherungordnung aufgestellt worden, wie zum Beispiel Schaffung eines einzigen Versicherungsträgers für alle Gebiete der Arbeiterversicherung, Zuschüsse des Reiches zu allen Versicherungsleistungen usw. Da diese Forderungen aber als weiterliegende Ziele bezeichnet worden, erübrigt sich eine Behandlung dieser Fragen. Die Hauptsache ist, daß die dringendsten Forderungen nicht allzulange der Erledigung harren. Inzwischen sind andere die Entwicklung der sozialen Fürsorge angehende Maßnahmen zu treffen. So ist zum Beispiel ohne eine Lösung der Arztfrage, das heißt ohne die Verstaatlichung der Ärzte, eine Weiterentwicklung der Krankenversicherung kaum möglich. Auch die Kommunalisierung der Apotheken gehört zu diesen Voraussetzungen.

Der Akkordlohn¹

Von Franz Kaufkötter

Seit Jahrzehnten haben die Gewerkschaften — und mit Recht — gegen die Akkordarbeit gekämpft. Unter der Herrschaft des Kapitalismus bedeutete sie eine schwere Schädigung der Arbeiterinteressen. Sie feuerte die Arbeiter und Arbeiterinnen zu einer überintensiven Arbeitsweise an, sie veranlaßte die im Akkord Arbeitenden, Raubbau zu treiben an ihrer Arbeitskraft, und sie schädigte dadurch die körperliche und geistige Gesundheit der Betroffenen aufs schwerste. Zugleich weckte sie in den Proletariern die Selbstsucht und die ausschließliche Sorge für das eigene Interesse, worunter der Solidarismus, die wichtigste Vorbedingung des proletarischen Aufstiegs, unbedingt leiden mußte. Endlich gewährte sie dem Unternehmer auch die Möglichkeit, die Ausbeutungsschraube schärfer anzudrehen und den größten Teil der durch das Akkordsystem erzielten Mehrarbeit in seine eigene Tasche zu leiten. Die Akkordlöhne hatten nämlich immer und überall die Tendenz, zu sinken. Wenn der Akkordlohn infolge der angestrengten Anspannung des Arbeiters eine bestimmte Höhe erreichte, setzte meist der Unternehmer die Entschädigung für das einzelne Stück Arbeit herab mit der Begründung, daß der Lohn nicht zu hoch steigen dürfe und daß die Mehrleistung wesentlich ihre Ursache habe in den besseren Werkzeugen und Maschinen, in dem besseren Rohmaterial und in der verbesserten Arbeitsorganisation innerhalb des Betriebs.

Mary behandelt im 19. Kapitel des »Kapital« ausführlich das Akkordlohnssystem und dessen Schäden für die Arbeiterklasse. Er nennt den Stücklohn »die der kapitalistischen Produktionsweise entsprechendste Form des Arbeitslohns«, und er behauptet, daß der Stücklohn unter der Herrschaft des Kapitalismus »zu furchtbarster Quelle von Lohnabzügen und kapitalistischer Prellerei« werde. Er weist darauf hin, daß das Akkordlohnssystem in den Anfängen der kapitalistischen Produktionsweise in England, »in der Sturm- und Drangperiode der großen Industrie, namentlich von 1797 bis 1875, als Hebel gedient habe zur Verlängerung der Arbeitszeit und zur Herabsetzung des Arbeitslohns«. Dies sei nicht nur von den denkenden Arbeitern, sondern auch von einsichtigen Volkswirtschaftlern erkannt worden. Mary kommt also dazu, das Akkordlohnssystem rundweg abzulehnen. Und in seinem Sinne hat auch das deutsche Proletariat ständig sich als Gegner des Akkordlohns bekannt.

¹ Die Neue Zeit hat bereits in Nummer 3 einen Artikel über das Akkordlohnssystem von Richard Wolff gebracht; da aber der obige Artikel die Ausführungen Wolffs in mehrfacher Beziehung ergänzt, bringen wir ihn ebenfalls zum Abdruck.

Die Redaktion der Neuen Zeit

Neuerdings ist in der Beurteilung und Bewertung der Akkordarbeit ein ziemlicher Umschwung eingetreten. Unser wirtschaftliches Leben liegt schwer danieder, und einer Hebung und Gesundung des kranken Volkskörpers stellen sich große Hindernisse entgegen. Als eine der wichtigsten Ursachen unserer gegenwärtigen schlechten Verhältnisse wird allgemein die mangelnde Arbeitsfreude und Schaffenslust in den Arbeitsbetrieben angesehen, weshalb es notwendig erscheint, daß alle Schichten unseres Volkes wieder mit Lust und Eifer an die Arbeit gehen. Um dies zu erreichen, wird von verschiedenen Seiten die Einführung der Akkordarbeit gefordert. Durch die Akkordarbeit soll das persönliche Interesse der einzelnen Arbeiter und Arbeiterinnen geweckt und ihr Arbeitselber gefördert werden. Eine wesentliche Steigerung der Leistungsfähigkeit innerhalb der Arbeitsbetriebe wird das Ergebnis sein, und da eine solche Steigerung die notwendigste Vorbedingung eines Aufstiegs unseres Wirtschaftslebens ist, so erklärt sich daraus, daß alle jene Volkswirtschaftler Befürworter des Akkordlohnsystems sind, die es gut meinen mit unserem Volke. Selbst die früheren grundsätzlichen Gegner der Akkordarbeit neigen allmählich der Ansicht zu, daß eine Nachprüfung ihres Standpunkts nicht mehr von der Hand zu weisen sei.

Allerdings verhalten sich weite Schichten der Arbeiterschaft nach wie vor ablehnend gegen die Einführung der Akkordarbeit. Diese ablehnende Stellung beruht vorwiegend auf dem Gefühl; sie ist die Nachwirkung einer jahrzehntelangen Bekämpfung dieses Systems. Die Gegner der Akkordarbeit, die auf ihrem früheren Standpunkt verharrten, verkennen zweifellos, daß neue Verhältnisse auch neue Maßnahmen erfordern, und daß eine Taktik, die unter früheren Verhältnissen durchaus richtig gewesen ist, unter neuen, veränderten Verhältnissen falsch sein kann. Das Umlernen ist nun einmal auf verschiedenen Gebieten zu einer Notwendigkeit geworden, und auch in bezug auf die Akkordarbeit müssen wir wohl oder übel umlernen. Tatsächlich hat unser Wirtschaftsleben unter dem Einfluß der Revolution tiefgreifende Veränderungen erfahren. Allerdings ist die kapitalistische Wirtschaftsweise noch nicht durch die sozialistische ersetzt, wohl aber ist die Alleinherrschaft des Kapitalismus in den Arbeitsbetrieben endgültig gebrochen. Die Arbeiter und Angestellten haben ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht bekommen, und je stärker und nachhaltiger der Einfluß der Betriebsräte sein wird, desto weniger werden die Unternehmer oder ihre Stellvertreter imstande sein, die Lohn- und Arbeitsbedingungen lediglich im kapitalistischen Interesse auszugestalten. Vielmehr werden Arbeiter und Angestellte ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben.

Wenn wir diese unbestreitbare Tatsache zugrunde legen, so ergibt sich daraus ohne weiteres, daß die denkenden Arbeiter zu der Frage der Akkordarbeit heute eine wesentlich andere Stellung einnehmen müssen als früher. Früher, unter der Alleinherrschaft des Unternehmertums, war das Akkordlohnsystem ein Mittel, die kapitalistische Ausbeutung zu verschärfen, heute kann es bei richtiger Anwendung ein Mittel werden, der Arbeit zu einer gerechteren Entlohnung zu verhelfen. Der Zeitlohn ist seinem innersten Wesen nach eine rein mechanische und darum ungerechte Form der Entlohnung. Er mißt die Arbeit nach der Elle und läßt die persönliche Leistung des einzelnen unberücksichtigt; er lähmt den Arbeitselber und erzieht zu einer gemächlichen, interesselosen Arbeitsweise; er behandelt den fleißigen, pflichtgetreuen Arbeiter ganz genau so wie den faulen, pflichtvergessenen und setzt dadurch geradezu eine Prämie auf die Interessellosigkeit. Daß dies dem Grundsatz der Wirtschaftlichkeit und der so bitter notwendigen Produktionssteigerung widerspricht, leuchtet ohne weiteres ein, und daß es zugleich ein Hohn ist auf die Forderung einer gerechten Entlohnung, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Es steht also fest, daß die Wiedereinführung der Akkordarbeit, so wie die Sache heute liegt, sich durch die wirtschaftliche Notwendigkeit und auch durch die

Forderung einer ausgleichenden Gerechtigkeit begründen läßt. Vorausgesetzt natürlich, daß die Vorbedingungen für eine vernünftige Anwendung des Akkordlohnsystems gegeben sind.

Die erste Vorbedingung ist, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen einsichtig und geschult genug sind, die Gefahren der Akkordarbeit von sich abzuwenden. Sie dürfen die Akkordarbeit nicht zu einer Sklavenpeitsche werden lassen, die zu einer sinnlosen Schufferei treibt und den Raubbau an ihrer eigenen Arbeitskraft und Gesundheit fördert, sie müssen ihren Egoismus eindämmen und sich stets der Tatsache bewußt sein, daß es ein verhängnisvoller Fehler ist, eines augenblicklichen Vorteils wegen überintensiv zu arbeiten. Das sinnlose Draufloschuffen der vorrevolutionären Zeit muß ein für allemal verschwinden, ebenso aber auch das unfätige Herumstehen in den Betrieben. Zwischen diesen beiden Extremen die richtige Mittellinie zu finden, ist die Aufgabe der Gegenwart. Sicherlich soll die Akkordarbeit den Arbeitseifer anfeuern, aber dieser Arbeitseifer soll sich nicht zeigen in einem unvernünftigen Draufloschuffen, sondern vielmehr in einem regelmäßigen, gewissenhaften, pflichtgetreuen Arbeiten. Es muß ein neuer Geist in die Arbeitsbetriebe einziehen, der Geist freuer Pflichterfüllung, wenn anders unser Wirtschaftsleben wieder gefunden soll. Dazu müssen alle ehrlich denkenden Proletarier in ihrem Teil beitragen, indem sie ihr eigenes Interesse in ein richtiges Verhältnis setzen zu dem Allgemeininteresse. Den Lohn für dieses Verhalten sollen sie finden in dem erhebenden Bewußtsein, ihre Pflicht getan zu haben, zugleich aber auch in der höheren Bewertung ihrer Arbeitsleistung, die durch das Akkordlohnsystem gewährleistet wird.

Die zweite Vorbedingung ist, daß die im Betrieb Beschäftigten ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht über die Arbeitsbedingungen haben. Das Unternehmerum oder dessen Stellvertretung, die Betriebsleitung, darf nicht mehr das Alleinbestimmungsrecht haben über die Gestaltung der Arbeitsweise im allgemeinen und über die Handhabung des Akkordlohnsystems im besonderen, vielmehr müssen die Betriebsräte ein Gegengewicht bilden, indem sie unter selbstverständlicher Wahrung des Betriebsinteresses das Interesse der Arbeiter und Angestellten vertreten. Sie müssen alle im Betriebe Beschäftigten zu einem pflichtgemäßen Arbeiten erziehen, sie zugleich aber vor einer Vergeudung ihrer Arbeitskraft abhalten, sie müssen Vorkehrungen treffen, daß die Akkordarbeit nicht in ein wildes Draufloschuffen ausartet, sie müssen dafür Sorge tragen, daß die Vorteile der Akkordarbeit nicht dem Kapital zugute kommen, sondern der Arbeiterschaft und der Allgemeinheit. Dazu ist natürlich nicht nur Sachkunde und Erfahrung nötig, sondern auch Gerechtigkeitsliebe und Verantwortlichkeitsgefühl. Hier ist große Vorsicht am Platze, damit die Auswüchse des Akkordlohnsystems, die früher so unheilvolle Schäden mit sich gebracht haben, nicht wiederkehren. Wenn allseitig der gute, ernste Wille vorhanden ist, die frühere Mißwirtschaft nicht wieder einreißen zu lassen, so muß und wird es gelingen, die Akkordarbeit zu einem Segen für unser deutsches Volk zu machen. Die denkende Arbeiterschaft Deutschlands, die nicht dem Grundsatz huldigt: »Es muß alles noch viel schlechter werden, ehe es besser wird!« und die deshalb die Zerstörungspolitik der Puttschisten ablehnt, ist bereit, für den Wiederaufbau unseres zerrütteten Wirtschaftslebens im Geiste des Sozialismus alle Kräfte einzusetzen, gleichzeitig ist sie aber auch gewillt, den Wiederaufbau des Kapitalismus mit allen Mitteln zu verhindern. Von diesem Gesichtspunkt aus tritt sie an das Problem der Akkordarbeit heran. Sie weiß, daß die Leistungsfähigkeit unserer Gütererzeugung aufs höchste gesteigert werden muß, sie will aber auch dem Grundsatz der ausgleichenden Gerechtigkeit zum Siege verhelfen, damit nicht der Faule, Gewissenlose und Antisoziale sich auf Kosten dessen ein gemütliches Dasein verschaffen kann, der in jeder Weise seine Pflicht und Schuldigkeit tut. Zur Ausrottung des Schmarogertums innerhalb der Arbeitsbetriebe ist der Akkordlohn das geeignetste Mittel, wenn alle anderen versagen.

Literarische Rundschau

Paul Olberg, *Briefe aus Sowjet-Rußland*. Stuttgart, Verlag von J. S. W. Diez Nachf. 146 Seiten. Preis gebunden Mark 3,50.

Die in den Nummern 16 und 17 der Neuen Zeit auszugsweise veröffentlichten »Briefe aus Sowjet-Rußland« von Paul Olberg sind jetzt als stattdicher kleiner Band im Buchhandel erschienen. Der Verfasser, langjähriges Mitglied der menschevistischen Partei, lehnt es von vornherein ab, sich in diesen Briefen mit der bolschevistischen Theorie auseinanderzusetzen. Was er gibt, ist ein aus eigenem Erleben geschöpftes Bild der bolschevistischen Praxis. Olberg zog im Sommer 1918 voller Erwartung aus, um im bolschevistischen Rußland, über das die widerspruchsvollsten Gerüchte zu ihm drangen, den Sozialismus zu suchen, und er schildert nun, was er fand. Das Buch bleibt allem Sensationellen fern; in schlichter, unpathetischer Darstellung werden Auschnitte aus dem Alltag der Sowjet-Republik gebracht: der Arbeitstag des Arbeiters oder Bürgers, ein Straßenbild in Petersburg oder Moskau, ein Gang durch die Rätebehörden, die Arbeit der Außerordentlichen Kommissionen zur Bekämpfung der Gegenrevolution usw. Die geistigen Nöte der Intellektuellen werden lebendig wie die tausend kleinen Hoffnungen des Volkes und seine abertausend Enttäuschungen. Allem voran der Schrei nach Brot. Der Hunger beherrscht alles, zerstört alles. Dauerndes rapides Sinken der Arbeitsproduktivität, phantastische Preise. Der kleine Mann darbt, der Bourgeois erhält sich mit Hilfe des so viel besser als die staatliche Verteilung funktionierenden Schiebertums. Bester Wille, echter Idealismus bei den Führern, gewiß; aber die Wirklichkeit stellt alle noch so gut gewollten Maßnahmen geradewegs auf den Kopf. Nicht weniger schlimm als um die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse steht es um die der geistigen: Verbot jeder politischen Betätigung für alle Nichtbolschevisten, Unterdrückung aller Zeitungen, die nicht den Standpunkt der Regierung vertreten, Förderung — wenn auch unbeabsichtigt — übler Gesinnungsheuchelei, weil nur erklärten Bolschevisten öffentliche Ämter übertragen werden. Dazu die Inquisitionsherrschaft der Außerordentlichen Kommissionen. Unter diesen Umständen stützt sich die bolschevistische Herrschaft immer weniger auf die Gesinnung des Volkes und immer mehr auf die Bajonette der Roten Garde.

Alles in allem läßt Olbergs Schrift erkennen: der Versuch, ein an sich wertvolles ethisches Ziel ohne Rücksicht auf die ökonomischen Gegebenheiten zu politischer Wirklichkeit zu gestalten, muß hoffnungslos zerbrechen; denn er zwingt zu Methoden, die in unauflösllichem Widerspruch stehen zu jenem ethischen Sinne selbst. Die Wirklichkeit des Bolschevismus mutet an wie eine — allerdings tragische — Satire auf seine eigene Theorie.

Der ehrliche Kampf gegen den Bolschevismus wird uns in Deutschland ja dadurch so schwer gemacht, daß in den Reihen seiner Feinde nur allzu viele sind, die unter dem Deckmantel einer Aktion gegen den Bolschevismus gleich den ganzen Sozialismus zertrümmern möchten. Um so wertvoller sind uns die »Briefe aus Sowjet-Rußland« als das Zeugnis eines überzeugten Sozialisten, dessen grundsozialistische Gesinnung auch durch die geschilderten niederdrückenden Erfahrungen völlig unberührt geblieben ist — ja gerade deswegen unberührt bleiben konnte, weil für ihn das, was in Rußland geschieht, mit Sozialismus nichts mehr gemein hat. »Es ist unmöglich,« sagten Olbergs Parteifreunde in Moskau, »daß die sozialistischen Parteien des Westens, wenn sie wüßten, was bei uns vorgeht, dies nicht mit der ganzen Kraft ihres sozialistischen Gewissens verurteilen würden.«

Die »Briefe« mit ihrer leichtverständlichen lebendigen Darstellung der bolschevistischen Wirklichkeit dürften dazu beitragen, daß bei der deutschen Arbeiterschaft das sozialistische Gewissen wachgehalten oder auch — wachgerufen wird, an das jene russischen Genossen glauben und auf das sie hoffen. *Hilde Oppenheimer*

Professor Dr. Loehlein, **Die krankheitsregenden Bakterien.** Leipzig 1919, Verlag W. G. Teubner. Zweite Auflage.

Der Verfasser bringt das Sondergebiet der pathogenen Bakterien, soweit das ohne medizinische Vorkenntnisse möglich, verständlich und rätlich ist, in diesem 307. Heft der Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« zur Darstellung. Wenn der fundamentale Satz, daß die hauptsächlichste Ansteckungsquelle immer der infektiös kranke Mensch ist, mit den daraus sich ergebenden Folgerungen erst Allgemeingut geworden ist, dürfte viel gewonnen sein, scheitern doch manche Maßnahmen allein an dem Fatalismus und der Sorglosigkeit der Menschen gegenüber Gefahren, die durchaus vermeidbar sind. Man denke daran, daß »nach Friedenspreisen« allein der Typhus eine Schädigung des Volkswohlstandes von 17½ Millionen Mark in einem Jahre verursacht, und man kann ermessen, welche weittragenden Folgen die Kenntnis von den krankheitsregenden Bakterien und von den anscheinend gesunden Keimträgern, die, ohne selbst sichtlich zu erkranken, manchmal zu einer verhängnisvollen Quelle immer neuer Infektionen in ihrer Umgebung werden, für die einzelnen und für die Allgemeinheit hat. Bei der Tuberkulose wendet sich der Verfasser mit Recht gegen die häufige Überschätzung der sogenannten Disposition; diese ist etwas nicht Abschätzbares, die Hauptsache ist der in den Körper gelangende Tuberkelbazillus, und dagegen gibt es etwas fest bestimmtes Sicheres, die Vernichtung der Bazillen im Auswurf der Schwindsüchtigen, daneben Milchhygiene gegen die Gefahren bazillenhaltiger Milch von kranken Tieren.

Dr. B

Ernst Pitsch, **Landwirtschaftlicher Großbetrieb oder Aufteilung? Landarbeiter oder Bauer?** Berlin 1919, Deutscher Schriftenerlag, Berlin SW 11.

Der Verfasser stellt sich unter Berufung auf die Untersuchungen von Dr. Keup und Nährer auf den Standpunkt, daß die Leistungen des Kleinbetriebs denjenigen des Großbetriebs in der Landwirtschaft überlegen sind. Trotzdem kommt er zu dem Schluß, daß wir nicht in der geförderten Fleischerzeugung das Heil der Zukunft zu suchen haben, da uns die Kriegszeit bewiesen hat, daß wir mit dem Genuß von weniger Fleisch, als früher üblich war, auskommen können. War doch, wie Pitsch behauptet, der Fleischverbrauch in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung vor dem Kriege noch um 3,7 Kilogramm höher als in England. Pitsch setzt sich ferner in sehr beachtenswerten Ausführungen für die Vermehrung der Landarbeiter ein und bekämpft mit guten Gründen die Bauernansiedlung und die Aufteilung des Großgrundbesitzes. Er kennt genau das Ansiedlungswesen im Osten und weiß, daß dort nur derjenige zu einem auskömmlichen Dasein gelangen kann, der sich mit seiner Frau oder der ganzen Familie von früh bis spät abrackert. Er hat auch richtig erkannt, daß für die Überführung von Industriearbeitern auf das Land die Schaffung besserer Wohnungen und die Möglichkeit einer Teilnahme an den von der Großstadt gebotenen Lebensgenüssen neben entsprechender Behandlung nötig ist. Er setzt sich daher für einen ausgedehnten Naturallohn ein und fordert eine Regelung der Landarbeiterfrage von der Regierung in der Richtung, daß die Wiederkehr der früher besonders bei den Großgrundbesitzern so geschätzten Wander- und Saisonarbeiter nicht mehr erforderlich ist. Pitsch berechnet, daß der Bau angemessener Wohnungen für die nach seiner Schätzung benötigten 500 000 Landarbeiter nicht mehr kosten würde als die Ausgaben für etwa 100 000 Bauernansiedler. Er kommt zu dem meines Erachtens völlig richtigen Schluß, daß ein Deutschland, das seine Acker in Kleinwirtschaften aufteilte, sich bestimmt nicht selbst ernähren könnte. Eine solche Aufteilung würde vielmehr weiterer Produktionssteigerung ein baldiges Ziel setzen. — Das Bächlein ist ein wertvoller Beitrag zur augenblicklichen Agrardiskussion in unserer Partei.

lp

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 6

Ausgegeben am 7. November 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Edgar Steiger †

Am 23. Oktober ist in München unser hochgeschätzter Freund und Mitarbeiter Edgar Steiger im 61. Lebensjahre an Lungenentzündung gestorben, einer der glänzendsten Essayisten und besten literarischen Kritiker der letzten Jahrzehnte, der auch einst in der sozialistischen Bewegung eine hervorragende Rolle gespielt und ihr als einer der führenden, charaktervollsten Köpfe der naturalistisch-literarischen Richtung manche Züge seines Geistes aufgeprägt hat.

Edgar Steiger ist am 13. November 1858 zu Egelshofen im Kanton Thurgau als Sohn eines strenggläubigen Pfarrers geboren worden — und, soweit ihn auch sein späterer Lebensweg von seinen im schweizerischen Pfarrhaus aufgenommenen Jugendeindrücken trennte, hat doch das Pfarrhausmilieu manche Spuren in seinem Gemüt hinterlassen. Zunächst wurde auch Steiger für das Studium der Theologie bestimmt; aber sein literarisches Interesse, sein Schönheitsdurst und seine Begeisterung für das Kulturleben der Antike zogen ihn zum Studium der Kultur- und Kunstgeschichte. An der Universität Basel hörte er die Vorlesungen von Jakob Burckhardt und geriet bald in den geistigen Bann dieses von ihm bewunderten Lehrers, der, ebenfalls ein schweizerischer Pfarrerssohn, in seinem Gemüt viele verwandte Saiten in tönende Schwingung brachte. In seinem für die Neue Zeit geschriebenen geistvollen Essay »Jakob Burckhardt. Zum hundertsten Geburtstag des Meisters der Kulturgeschichte« (36. Jahrg., 2. Bd., S. 180) hat Steiger geschildert, wie er Burckhardts geistige Wesenheit erschaute, und diese Schilderung läßt auch den, der sonst nichts von Steiger und seinen Schriften weiß, erkennen, welchen tiefen Eindruck auf den jungen Studenten der Baseler Gelehrte gemacht hat. Tatsächlich wurde Steiger nicht nur insofern ein Schüler Burckhardts, als er vor diesem auf der Schulbank saß und von ihm lernte, sondern als auch ein großer Teil der Betrachtungs- und Anschauungsweise, der Gedanken- und Empfindungswelt Burckhardts in Steigers Seelenleben einging: sein lebendiges Kunstempfinden, seine Versenkung in die Welt Griechenlands, Roms und der italienischen Renaissance, seine Vorliebe für Kulturgeschichtsprobleme, die er mit einem gewissen satirischen Humor aus der Weisheit und Torheit ihrer Zeit heraus zu erfassen suchte, andererseits aber auch in seiner Abneigung gegen abstrakte Begriffspaltereien und gegen erkügelte Thesen, die ihm blutlos und lebensleer erschienen. Bei aller Hochachtung vor Hegels Geist empfand er doch stets vor dessen Methode ein gewisses, fast kann man sagen instinktives Grauen. Sie war ihm zu abstrakt, zu wenig sinnlich und bildlich anschaulich, zu

gemütsleer. Wenn Steiger in seinem obenerwähnten Aufsatz von Burckhardt sagt: »Hört man ihn, so fühlt man unwillkürlich, daß er unmittelbar von Goethe herkommt; da ist alles geschaut und nichts von des Gedankens Blässe angekränkelt. Alles Vergängliche wird ihm zum Gleichnis. Kahle Begriffe und mühselige Begriffsspaltereien sind ihm — das spürt man bei jedem Wort — ein Greuel« — so hat er mit dieser Charakteristik seines verehrten Lehrers zugleich ein Stück seines eigenen Wesens gezeichnet. Und neben Burckhardt hat Johann Joachim Winckelmann, dem er ebenfalls einen seiner besten Essays in der Neuen Zeit gewidmet hat (36. Jahrgang, 1. Band, S. 349), seine Entwicklung beeinflusst. Wie in Winckelmanns Gemüt lebte auch in Steiger die Sehnsucht nach Schönheit und Farbe, hat auch er das Land der Griechen »mit der Seele gesucht«, wenn auch dieses Land etwas anders aussah wie das des ehemaligen Korrektors von Seehausen und weit mehr die Verjüngungszüge der Renaissance trug.

Doch Steiger war eine viel zu ausgeprägte leidenschaftliche Kampfnatur, er nahm viel zu sehr an dem Leben und Streben seiner Zeit teil, als daß er sich in der Rolle des betrachtenden Ästheteten wohl gefühlt hätte. Ihn trieb es, einzutauchen in den Strudel seiner Zeit, sich selbst Aufgaben zu stellen und mitzukämpfen. So sehr ihn heißer Schönheitsdurst erfüllte, drängte es ihn doch, sich nicht der ruhigen Pflege eines schönggeistigen oder künstlerischen Sondergebiets zu widmen, sondern in die politisch-literarische Kampfarena hinabzusteigen und Stellung zu nehmen zu den Streitfragen, die die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bewegten. So trat er Ende der achtziger Jahre einerseits in den Dienst der neuen naturalistisch-literarischen Strömung, andererseits der sozialistischen Bewegung. Er stellte sich dem damaligen Leipziger Parteiblatt, dem »Wähler«, und der sozialdemokratischen Agitation zur Verfügung, während er zugleich in der von seinem Freund Hans Merian redigierten Zeitschrift »Die Gesellschaft« den Kampf für den Naturalismus führte, dem auch seine 1889 erschienene Schrift »Der Kampf um die neue Dichtung« diente. Als dann der »Wähler« in die »Leipziger Volkszeitung« aufging und Bruno Schönlanck deren Leitung übernahm, wurde Steiger Theaterkritiker und ständiger Mitarbeiter an dem Feuilleton dieses Blattes, eine Stellung, die er bald mit der eines leitenden Redakteurs der »Neuen Welt« vertauschte. Wer die Parteigeschichte jener Tage kennt, weiß, wie viele Angriffe er damals, besonders auf dem Erfurter Parteitag des Jahres 1896, wegen der literarischen Haltung der »Neuen Welt« erfahren hat. Er suchte aus der »Neuen Welt« eine literarische Zeitschrift modern-realistischer Richtung zu machen, während die Mehrheit der Partei nichts als ein simples Familienblatt für gemüthliche Abendstunden wollte; doch wußte Steiger sich mit seiner Auffassung mehr und mehr durchzusetzen. Weniger Erfolg hatte er mit seinem Kampfe gegen die sächsische Staatsanwaltschaft, die ihn wegen einiger in der »Neuen Welt« erschienenen Artikel auf mehrere Monate ins Zwickauer Gefängnis schickte. Diese ungewollte Muße bot Steiger Gelegenheit, die lange geplante Dramaturgie »Das Werden des neuen Dramas« zu schreiben.

Das Verhältnis Steigers zur Partei lockerte sich mehr und mehr, meines Erachtens weniger durch die Schuld Steigers als der herrschenden

literarischen Parteiströmung, die den Feuergeist mit seinen Schaffensplänen und Bildungsbestrebungen nicht verstand. Steiger zog sich vom Parteileben zurück. Er wurde freier Schriftsteller. Besonders schrieb er für den »Simplicissimus«, dessen ständiger Dichter er wurde, außerdem Theaterreferate und literarische Essays für die Tagespresse. Mehrmals ihm angetragene Redaktionsposten lehnte er ab; kämpfte er auch nicht mehr in den Reihen der Sozialdemokratie, so blieb er doch Parteigenosse, der seine politischen Anschauungen nicht verkaufen mochte. Überdies aber wollte er frei sein. Das Joch eines Redakteurs hatte er zu gründlich kennengelernt, als daß ihn selbst ein hochbezahlter Posten zu locken vermochte. Er wollte sich selbst seine Aufgaben stellen und sie nach seiner Neigung und seinem Ermessen lösen, nicht auf Befehl in fremdem Zwang arbeiten. Lieber verzichtete er auf äußere Ehren und Behaglichkeit; lieber schrieb er Blatt auf Blatt, gepornt vom Mangel und der Not, als sich in den Dienst einer Sache zu stellen, die nicht die seinige war. Er wollte sich selbst treu bleiben.

In den letzten Jahren nahm Steiger wieder offenen Anteil an den Bildungsbestrebungen unserer Partei in München, namentlich an der jungen Volksbühnenbewegung. Der Neuen Zeit wurde er ein treuer Freund und Mitarbeiter. Als sich im Herbst 1917 der Redaktionswechsel vollzog, wandte ich mich sofort an Steiger mit der Aufforderung, Essays und Buchbesprechungen für die Neue Zeit zu schreiben. Er sagte zu und hat sein Wort gehalten. Die Neue Zeit verdankt ihm eine Reihe ihrer besten Beiträge. Wenn diese in letzter Zeit spärlicher geworden sind, so deshalb, weil Steiger seit langem von einem hartnäckigen Bronchial- und Lungenleiden geplagt wurde, das seine starke Arbeitskraft völlig aufrieb. Dennoch schrieb er mir immer von neuem seine Arbeitspläne. Die in diesem Heft zum Abdruck gelangende Bücherbesprechung dürfte die letzte sein, die Steiger seiner frauenden Gattin diktiert hat.

Ich rufe dem verstorbenen treuen Mitarbeiter und Mitkämpfer, dem das Schicksal so manche Dornen auf seinen Lebensweg gestreut hat, im Namen der Neuen Zeit wie aus eigenem Empfinden ein herzliches Abschiedswort nach! Wir werden seiner nicht vergessen, und wie wir wird ihm sicherlich die deutsche Arbeiterschaft und die deutsche Literatur ein dankbares Andenken bewahren. H. C.

Grau in grau

Von Hans Meydenbauer, Ministerialdirektor im Reichswirtschaftsministerium

Es läßt sich mit einiger Sicherheit berechnen, wann in Deutschösterreich das allgemeine Hungern beginnt. Eine ähnliche Rechnung — vielleicht nicht ganz so genau — läßt sich auch für Deutschland aufmachen. Hat die Mark erst den Tiefstand der österreichischen Krone erreicht, dient auch sie zum Verkleben von Flaschen statt einer gestempelten Vanderole, dann hört auch bei uns das Verspeisen von noch nicht erarbeiteten Werten, das wir seit Monaten mit bewundernswerter Ruhe durchführten, auf. Dann legt sich der »freie Handel« in Parfümen, Seifen, Zigaretten, Schokolade und Schuhwaren, und wir sind auf uns selbst angewiesen, auf uns selbst allein. Kann sich jemand vorstellen, was das bedeutet? Ich habe noch keinen gefunden.

Gewiß kann man sich denken, daß in den Großstädten und Industriezentren die Lebensmittel immer knapper werden. Die Geldlöhne werden immer höher, doch die Reallöhne fallen. Die Arbeitslust sinkt, der Neid und der Klassenhaß steigt. Die Mittelschicht verzehrt ihre Ersparnisse und wird proletarisiert. Die Wohlhabenden halten ihren alten Lebensstand solange als tunlich aufrecht, auch sie auf Kosten ihres Kapitals. Der Staat zaubert künstliche Kaufkraft durch neue Fluten von Papier, die das Ubel vermehren, die Mark verliert auch im Inland ihre Kaufkraft, der Geldverkehr hört auf, der Tauschhandel beginnt. Mit ihm die Überlegenheit der Besitzer unentbehrlicher Waren, der Landwirte. Die Massen drängen aufs Land, erst friedlich, dann mit Gewalt. Erst wird friedlich und gegen Arbeitsleistung Essen gegeben, dann aus Furcht. Wie es weitergeht, mag man sich selbst ausmalen.

Alles das haben wir schon. Wir haben bereits ein solches Sinken der Kaufkraft unserer Mark, daß die festbesoldeten Stände nicht mehr leben können. Die Besoldungen und Verbilligungsaktionen selbst in dem neulich bekanntgegebenen ungeheuerlichen Ausmaß können dem nicht folgen. Die Lohnbewegungen kommen nicht zur Ruhe, obwohl sie zum Teil weniger berechtigt sind als die Klagen der Festbesoldeten und des Mittelstandes. Wir haben auch bereits das Drängen aufs Land in seinen Anfängen. Auch die Auswanderung haben wir. Sie wird und muß steigen, sobald sich ihr erträgliche Ziele bieten. Sie wird die verzweifelte Lage des Reiches aber nicht entlasten, denn sie kann, ebenso wie die innere Kolonisation, aus rein äußerlichen Gründen nicht so rasch vor sich gehen, wie es nötig wäre.

Diese Entwicklungen ließen sich bereits Ende vorigen Jahres voraussehen und sind vorausgesehen worden. Man wußte schon damals, daß der freie Einfuhrhandel, daß das Loch im Westen und ein unüberwachter Geldverkehr die Mark endgültig ruinieren müßte. Man sah genau voraus, daß die so oft in aufdringlicher Form vorgebrachte Hoffnung auf private Auslandskredite sich nur in ganz kleinem Maß und bei nicht lebensnotwendigen Gütern verwirklichen würde. Man schlug daher eine großzügige Förderung der Industrie durch Übernahme des Konjunkturrisikos auf das Reich vor — ein Plan, der wahrscheinlich weniger gekostet hätte, als jetzt völlig nutzlos zur Verbilligung von Nahrungsmitteln an Papier bedruckt werden muß. Man hielt die wichtigsten der aus der Kriegszeit übernommenen Bindungen der Waren- und Geldwirtschaft daher solange wie irgend möglich aufrecht; denn wenn sie auch nur zu 50 bis 75 Prozent wirkten, wenn sie auch sonst viele üble Folgen hatten, so verlangsamten sie doch den Lauf des Rades nach dem Abgrund und ließen hoffen, daß der Friede eine einigermaßen kreditwürdige nationale Wirtschaft noch vorfinden werde. Alsdann hätte um Kredite und Rohstoffe im Ausland geworben werden können. Man hätte ihre Verwendung und Sicherung in bestimmter Form, nach durchgeführter Zusammenfassung unserer großen verarbeitenden Industrien gewährleisten können. Planmäßig wären sie dem ausgebluteten Wirtschaftskörper zugeführt und nach Dringlichkeit des Bedarfs verwendet worden. Man hätte das Ziel des Wiederaufbaus nach eigenem Plan aus eigener Arbeit aufgestellt und damit ein nationales Ideal gehabt.

Das ist nun vorbei und überholt. Wir haben «innere Politik» gemacht, uns gegenseitig beschimpft und beim Ausland denunziert — Dinge, die bei

einem Volk, das weiß, wovon es sich nähren, womit es sich erwärmen und bekleiden will, vielleicht Zweck haben mögen. Unsere Wirtschaft aber haben wir verkommen lassen durch Gleichgültigkeit und Interessenklüngel. Unser Kredit ist dahin, in Kaffee und Zigaretten, in Seifen und Parfümen zergangen. Ein Wiederaufbau ist — wenn überhaupt — nur möglich, falls und insoweit er den Interessen der Entente paßt. Welche Interessen hat die Entente? Sind es die des Nationalismus und Kapitalismus? So hat es zurzeit noch den Anschein. Dann wird aber auf ein Eingreifen erst zu rechnen sein, wenn das mitteleuropäische Chaos die Ententestaaten selbst in ihrem Bestand bedroht, sei es politisch durch Übergreifen der Verzweiflung in ihren vielfachen Erscheinungsformen, sei es wirtschaftlich durch den allzu lästig werdenden Konkursausverkauf.

Es scheint sich aber trotz der löblichen Phrasen der nationallistischen Ententepolitiker doch der Zweifel zu regen, ob es noch lange mit Druck und Schikane so weitergehen kann, und ob die Stimmen nicht doch recht haben, die auf eine schleunige internationale Regelung zunächst des Kreditwesens und der Rohstoffverteilung drängen — Forderungen, die der bekannte Stockholmer Professor Cassel unlängst in Frankfurt des näheren begründet hat. Ob, wann und in welchen Formen sich das Verständnis für die wirtschaftliche Zwangslage des Kontinents bei der Entente durchsetzen wird, steht dahin. Zurzeit wird der Satz von der besonderen, »zum Bolschewismus neigenden Mentalität besiegter Völker« noch viel gehört. Man tut daher alle Hoffnungen auf ein planmäßiges Zusammenarbeiten mit den Gegnern sehr wirksam durch den Hinweis ab, das seien Phantastien besiegter Völker. Die Gegner und besonders deren Arbeiter seien, wenn nicht stramm national, so doch sehr mißtrauisch gegen die Deutschen. Ein wirtschaftliches Gemeinsamkeitsgefühl werde bei ihnen nie aufkommen. Ich sehe die Frage etwas anders an, ich glaube, daß die den Dingen innewohnende Vernunft die Gegner doch in absehbarer Zeit dazu bringen wird, der industriellen Mitte Europas die Möglichkeit erfolgreicher Arbeit zu geben. Die Bedeutung der Internationale oder, wenn man das lieber hört, des Völkerbundes wird dann ganz ohne die althergebrachte, fast religiöse Verbrämung als harte Wirklichkeit auch von allen denen anerkannt werden, die bislang politisch auf ganz anderem Boden gestanden haben.

Es soll sicher kein Wort gegen den idealen Wert einer nationalen Geistesrichtung gesagt werden; die Nationen sind und bleiben die »Mittler zwischen Mensch und Menschheit«. Alle geistigen, alle Kulturfragen werden auch künftig nur in nationalen Verbänden gefördert werden. Mit den wirtschaftlichen Bedürfnissen aber ist es durch die Katastrophe des Weltkriegs zurzeit anders geworden. Unser nur bei angestrengter industrieller Tätigkeit noch lebensfähiges Volk ist von seinen die Rohstoffe und den Kredit beherrschenden Gegnern in den letzten Monaten so abhängig geworden, daß es eine nationale Wirtschaft aus sich nicht mehr führen kann. Wir haben die Möglichkeit, ein wirtschaftliches Eigenleben zu führen, verloren. Man wird vielleicht sogar sagen müssen: wir haben sie verscherzt. Über die Folgen der Versäumnisse in den ersten Monaten der Republik wird freilich Einigkeit ebensowenig zu erreichen sein wie über die »Schuld am Kriege«. In beiden haben wir nur das Grauen der Gegenwart.

Die Aussichten sind danach kurz so zu umschreiben: Bleibt eine deutsche Wirtschaft, so wird sie nur mit fremden Mitteln möglich sein. Arbeitet sie, so arbeitet sie nach fremden Weisungen. Diese Weisungen muß Deutschland als Gemeinschuldner befolgen. Sie werden in der Sache eine verzwiefelte Ähnlichkeit mit der früher einmal vertretenen Spar- und Planwirtschaft haben; sie werden den Genuß in gleichem Umfang vermindern, wie sie die Arbeit vermehren — Dinge, die das deutsche Volk sich vielleicht besser selbst aufgelegt hätte. Dann hätte es seine Stellung als Wirtschaftsvolk besser gewahrt. Der Gemeinschuldner hätte die *acta in fraudem creditorum* vermieden. Er hätte das Recht für sich behalten — und damit seine Aussichten für später erhöht. Nun wird der Lohnsklave von Glück sagen müssen, wenn ihn Überlegungen der allgemeinen politischen Moral vor dem Verhungern schützen.

Vom Arbeiterausschuß zum Betriebsrat

Von Franz Kaufkötter

In den handwerksmäßigen Kleinbetrieben des Mittelalters, in denen Meister, Gesellen und Lehrlinge in einer Werkstatt zusammenarbeiteten, bestand zwar ein wirtschaftlicher Gegensatz zwischen dem Meister und seinen Mitarbeitern, aber dieser Gegensatz wurde durch das persönliche Zusammenarbeiten wesentlich gemildert. Obendrein verlor er dadurch an Schärfe, daß die Unselbständigen ihre Stellung nur als einen Übergang zur Selbständigkeit betrachteten. Dieses Verhältnis änderte sich von Grund auf, als durch die Einführung der Manufaktur und der Großindustrie zugleich mit der kooperativen Arbeitsweise eine strenge Scheidung eintrat zwischen Unternehmern und Arbeitern, zwischen Selbständigen und den zu dauernder Unselbständigkeit verurteilten Unselbständigen. Das System der Kooperation, das auf der Zusammenfassung der verschiedenen Kräfte und Fähigkeiten zu einem planmäßigen Zusammenwirken beruht, hat die Menschen innerhalb der Betriebe auseinandergerissen und dadurch die Kluft zwischen Unternehmern und Arbeitern, zwischen Vorgesetzten und Untergebenen verbreitert. In dieser Scheidung zeigt sich nicht nur der wirtschaftliche, sondern auch der soziale Gegensatz zwischen den im Betrieb Beschäftigten.

Allmählich machte sich das Bedürfnis bemerkbar nach einer Interessenvertretung der Unselbständigen in den Betrieben. Der wachsende Klassen Gegensatz schärfte das Klassenbewußtsein der Proletarier, und sie empfanden immer deutlicher, daß sie von den Unternehmern ausgebeutet und unterdrückt wurden. Es regte sich in den Unterschichten, und hier und da setzten Arbeiterunruhen ein, die wie ein fernes Donnergerölle das dräuende Gewitter ankündigten. Einsichtige Sozialpolitiker hielten es schon damals für wünschenswert, daß die Arbeiter der Großbetriebe zu einer gewissen »M i t - v e r w a l t u n g d e s B e t r i e b s« herangezogen würden. Im Jahre 1849 legte der »Volkswirtschaftliche Ausschuß« dem Frankfurter Parlament den Entwurf einer Gewerbeordnung vor, worin ein Fabrik-Ausschuß gefordert wurde. Diese Forderung, die in England bereits verwirklicht war, ist dann in Deutschland auch später Gesetz geworden. Die deutsche Gewerbeordnung von 1891 schreibt für Fabriken mit mehr als 20 Arbeitern die Wahl eines Arbeiterausschusses vor.

Auch wohlmeinende Unternehmer gewannen die Überzeugung, daß die Schaffung von Betriebsausschüssen im Interesse des sozialen Friedens zu begrüßen sei. Schon im Jahre 1884 führte der Berliner Jaloustiefabrikant Heinrich Freese in seinem Betrieb einen Arbeiterausschuß ein, dem er ein gewisses Mitbestimmungsrecht einräumte. Er hat später in seiner Schrift »Die konstitutionelle Fabrik« diese Maßregel begründet und ihre wohlthätigen Folgen geschildert. Freese betrachtet seinen Betrieb als einen Staat, in dem der Unternehmer nicht als Alleinherrscher schaltet und waltet, sondern in dem alle Mitarbeiter durch ein von ihm gewähltes Parlament mitzusprechen und in gewissem Sinn mitzubestimmen haben.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts führte auch Professor Ernst Abbe, der Leiter der Zeiß-Werke in Jena, diese neue Einrichtung in seinem Betrieb ein. Er betrachtete den Arbeiterausschuß als ein Mittelding zwischen Arbeiterschaft und Leitung, seine Hauptaufgabe sollte die Fortbildung des kollektiven Arbeitsvertrags sein, die Neuregelung der Rechtsverhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern nach sozialen Gesichtspunkten. Abbe faßte den Arbeiterausschuß als eine wirkliche Arbeitervertretung auf, und er warnte die Arbeiter, den Arbeiterausschuß zu einer Kulisse werden zu lassen, hinter der sich die Betriebsleitung verstecken könne. Trotz dem räumte er dem Ausschuß kein Mitbestimmungsrecht ein, sondern nur eine beratende Stimme. Er begründete dies damit, daß die Leitung das alleinige Bestimmungsrecht behalten müsse, da sie auch die alleinige Verantwortung für den Betrieb trage. Andererseits könne auch in dem von ihm geleiteten Betrieb von einem wirklichen Interessengegensatz und einem Interessenkampf zwischen Leitung und Arbeiterschaft nicht mehr die Rede sein. Es gäbe sicherlich in dem Betriebe Meinungsverschiedenheiten und Interessenstreitigkeiten, aber sie würden ausgefragt auf dem Boden des friedlichen Zusammenarbeitens und des kampfloßen Interessenausgleichs. Abbe hebt ausdrücklich hervor, daß keine Organisation imstande sei, eitel Harmonie herzustellen zwischen den Sonderinteressen und Wünschen der Beteiligten, aber es müsse bei gutem Willen aller möglich sein, einen vernünftigen und gerechten Ausgleich zu schaffen.

Die zur Erkenntnis ihrer Klassenlage erwachten Arbeiter gewannen im Laufe der Zeit die Überzeugung, daß in den Arbeiterausschüssen ein gesunder Kern stecke und daß sie sich ausgestalten ließen zu wichtigen Werkzeugen für die Vertretung der Arbeiterinteressen. Zunächst erklärt sich die Sympathie für das System der Arbeiterausschüsse, die ursprünglich vorhanden war, aus dem allgemeinen Drang zur Demokratie. Die denkenden Arbeiter erstrebten nicht nur eine Demokratisierung unseres politischen, sondern auch unseres wirtschaftlichen Lebens, sie wollten nicht nur in Staat und Gemeinde mitzuraten und mitzutaten haben, auch im Wirtschaftsleben sollte die Alleinherrschaft des Unternehmers gebrochen werden. Wie auf politischem Gebiet der Einfluß der Unterschichten ständig im Wachsen war, so hoffte man auf wirtschaftlichem Gebiet durch die Einführung und den Ausbau der Arbeiterausschüsse den Einfluß der Arbeiter innerhalb der Betriebe zu stärken. Die denkenden Arbeiter vertraten den Grundsatz: »Von der politischen zur wirtschaftlichen Freiheit und Demokratie!«, während die Unternehmer den umgekehrten Grundsatz vertraten: »Von der wirtschaftlichen Unfreiheit zur politischen Unfreiheit!« Die Proletarier empfan-

den es als ein Unrecht, daß ein Arbeiter in politischer Beziehung dem Unternehmer gleichberechtigt, innerhalb des Arbeitsbetriebs aber sein Sklave war, und aus diesem Grunde erstrebten sie die wirtschaftliche Demokratie. Die Scharfmacher erklärten es für ein Unding, daß die Arbeiter, die innerhalb der Betriebe dem Unternehmer gegenüber nichts zu sagen hatten, außerhalb der Betriebe daselbe Recht haben sollten wie die Unternehmer, und deshalb erstrebten sie die Beseitigung der politischen Gleichberechtigung, des gleichen Wahlrechts und anderer demokratischer Errungenschaften. Daß unter solchen Umständen das Unternehmertum von den Arbeiterausschüssen nichts wissen und ihnen keinen maßgebenden Einfluß in den Betrieben einräumen wollten, erscheint selbstverständlich. Ebenso erklärlich ist es aber auch, daß besonders die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter bestrebt waren, das Mitbestimmungsrecht der Arbeiterausschüsse zu erweitern. Die Forderung einer Betriebsdemokratie wurde in das Programm der Gewerkschaften aufgenommen, und der Ruf nach der konstitutionellen Fabrik wurde immer lauter. Wie im Deutschen Reich Kaiser, Bundesrat und Reichstag als gleichberechtigte Faktoren an der Schaffung von Gesetzen beteiligt waren, so sollten in jedem größeren Betrieb Unternehmer, Betriebsleitung und Arbeiterausschüsse zusammenarbeiten an der inneren Gestaltung des Betriebs.

Die Forderung einer Arbeitervertretung in den Arbeitsbetrieben läßt sich begründen, wenn man das Wesen der menschlichen Arbeitskraft und die Natur des Arbeitsvertrags in Betracht zieht. Nach kapitalistischer Auffassung ist die Arbeitskraft eine Ware wie jede andere, sie wird gekauft und verkauft wie jede andere Ware. Der Arbeitsvertrag ist deshalb ein Kaufvertrag, in dem der frühere Besitzer der Ware Arbeitskraft, der Arbeiter, sein Eigentums- und Verfügungsrecht dem Käufer, dem Unternehmer, abtrifft. Daraus zieht der Unternehmer die Folgerung, daß er innerhalb des Betriebs mit der Arbeitskraft seiner Arbeiter nach freier Willkür schalten und walten dürfe. In der Arbeiterschaft dämmerte allmählich die Einsicht auf, daß die Arbeitskraft keine Ware sei wie jede beliebige andere, bis sich zuletzt die Überzeugung durchrang, daß die Arbeitskraft überhaupt keine Ware sei, sondern lediglich vom Kapitalismus zu einer Ware degradiert werde. Ganz folgerichtig wurde gesagt, daß der Arbeiter seine Arbeitskraft dem Unternehmer nicht verkaufe, sondern daß er ihm lediglich das Benutzungsrecht seiner Arbeitskraft für längere oder kürzere Zeit übertrage. Der Arbeitsvertrag sei also kein Kaufvertrag, sondern eher ein Leih- oder Mietvertrag. Nun besteht aber in der Praxis ein wesentlicher Unterschied zwischen Kauf- und Leihvertrag. Verkauft man eine Ware, so hat der Verkäufer über die Verwendung der Ware durch den neuen Eigentümer nichts mehr zu sagen, vermietet oder verleiht man sie, so behält man sich das Verfügungsrecht über die Benutzung vor. Da der Arbeiter seine Arbeitskraft dem Unternehmer zur Benutzung überläßt, so muß ihm selbstverständlich das Mitbestimmungsrecht innerhalb der Betriebe zustehen, damit er darüber wachen kann, daß seine Arbeitskraft, sein höchstes wirtschaftliches Gut in sachgemäßer Weise gebraucht, aber nicht in rücksichtsloser Weise mißbraucht wird. Dies Mitbestimmungsrecht sollte durch den Arbeiterausschuß ausgeübt werden.

Erklärlicherweise sträubten sich die Unternehmer in ihrer übergroßen Mehrzahl gegen das Mitbestimmungsrecht. Sie wollten eben die Herren in

ihren Betrieben bleiben, und die Arbeiter sollten gehorchen. Tatsächlich gelang es in Folge der wirtschaftlichen Übermacht des Unternehmertums den Arbeiterausschüssen nur in den allerwenigsten Fällen, sich einen wirklichen mitbestimmenden Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erringen. Der Volkswirtschaftler Professor Dr. Stieda hatte wohl recht, wenn er im Jahre 1908 schrieb: »Die Arbeiterausschüsse führen ein Scheindasein und verfallen einer ruhmlosen Vergessenheit.« Glücklicherweise nahmen die Gewerkschaften ständig an Macht und Einfluß zu und dehnten ihre Wirksamkeit auch auf das Innere der Betriebe aus, so daß die »Soziale Praxis« im Jahre 1908 mit einem gewissen Schein von Berechtigung schreiben konnte: »Wo starke gewerkschaftliche Organisationen bestehen, sind die Arbeiterausschüsse überflüssig.« Immerhin war es zu bedauern, daß das durchaus berechtigte Streben der Arbeiter nach einem wirklichen Mitbestimmungsrecht so wenig Erfolg hatte. Es war vielleicht der verhängnisvollste Fehler, daß das deutsche Unternehmertum mit unerbittlicher Zähigkeit an der Betriebsautokratie festhielt und dadurch unser Wirtschaftsleben dauernd vergiftete.

Durch die Novemberrevolution ist nun der Gedanke der Betriebsdemokratie wieder in Fluß geraten und geht seiner Verwirklichung entgegen. Wie unsere Ausführungen zeigen, ist dieser Gedanke nicht neu und brauchte nicht erst aus Rußland importiert zu werden, in seinem Kern ist er viel mehr deutsches als russisches Gewächs. Ein Arbeiterausschuß alten Schlages unterscheidet sich von einem Betriebsrat neuer Prägung lediglich in bezug auf die Frage der Kompetenz. Wie weit soll der Einfluß des Betriebsrats sich erstrecken? Handelt es sich nur um ein möglichst weitgehendes Mitbestimmungsrecht oder um ein Alleinbestimmungsrecht? Wie soll dieses Recht begründet und verwirklicht werden? Sollen sich die Betriebsräte dies Recht einfach nehmen oder sollen sie es sich erwerben oder soll es ihnen durch einen gesetzlichen Akt verliehen werden? Welche Maßnahmen sollen getroffen werden, damit sie auch imstande sind, von der ihnen gewordenen Befugnis den richtigen Gebrauch zu machen, und welche Vorkehrungsregeln sind zu treffen, daß der Betrieb nicht leidet und daß die einzelnen Arbeiter, Arbeiterinnen und Angestellten in ihrer persönlichen Freiheit und in den privaten Interessen gegen jede Schematisierung geschützt werden? Das sind die wichtigsten Probleme, die ihrer Lösung harren. Es erübrigt sich hier, näher darauf einzugehen, für uns bestand lediglich die Absicht, nachzuweisen, daß von den Arbeiterausschüssen eine gerade Linie läuft zu den Betriebsräten, daß letztere also nur eine folgerichtige Entwicklung der ersteren sind. Wieder einmal ein Beweis dafür, daß eine Revolution nichts völlig Neues schaffen kann, sondern daß sie lediglich die Hindernisse hinwegräumt, die einer notwendigen Entwicklung im Wege stehen. Das deutsche Proletariat kann mit Befriedigung darauf zurückblicken, wie ein Gedanke, der vor sieben Jahrzehnten aus den damaligen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen mit Notwendigkeit herauswuchs, heute unter den von Grund auf veränderten Verhältnissen seiner Verwirklichung entgegenreift.

Landwirtschaftliche Zeitfragen

(Schluß)

5. Die Sozialisierung der Landwirtschaft

In engstem Zusammenhang mit der Siedlungsfrage steht nun die Frage nach der Sozialisierung der Landwirtschaft, die schon in den Wahlkämpfen Ende 1918 und Anfang 1919 eine große Rolle gespielt hat. Da ist es zunächst sehr interessant, festzustellen, welche verschiedene Auffassungen über den Begriff »Sozialisierung in der Landwirtschaft« überhaupt bestehen. Die einen meinen, das könne nur bedeuten allgemeine Enteignung des gesamten ländlichen Grundbesitzes und seine Aufteilung zu gleichen Stücken unter alle Volksgenossen, die anderen glauben, daß nur eine Enteignung des Großgrundbesitzes und darauffolgende Besiedlung der gewonnenen Ländereien in Frage komme, während wieder andere die Ansicht vertreten, daß die Sozialisierung den Zweck habe, die Ausbeutung der Arbeitskraft zu beseitigen, was schon dadurch erreicht werden könne, daß die landwirtschaftlichen Betriebe von den darin beschäftigten Personen in genossenschaftliche Verwaltung genommen werden oder daß eine gleichmäßige Gewinnbeteiligung aller in den einzelnen ländlichen Wirtschaften tätigen Leute durchgeführt wird. Daß man auf bürgerlicher Seite, namentlich in den Kreisen der Großgrundbesitzer, Angst vor der Sozialisierung der Landwirtschaft hat, ist ja nur zu verständlich. Die Gründe hierfür sind von Dr. Roeficke in der »Deutschen Tageszeitung« vom 12. März dieses Jahres sehr ausführlich dargelegt worden, und Unterstaatssekretär v. Braun hat sie in den mehrfach angezogenen Artikeln in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft mit fast den gleichen Worten, nur viel knapper wie folgt formuliert:

Man mag sonst über die Sozialisierung denken wie man will, für den Landwirtschaftsbetrieb ist sie nach allen Erfahrungen völlig ungeeignet; denn für diesen ist die geeignetste Form das Privateigentum an Grund und Boden, das am besten und dauerndsten die Sorgfalt für die gleichmäßige Bewirtschaftung und die Steigerung der Erträge verbürgt.

Leider fehlt es auch in der sozialdemokratischen Partei an einer einheitlichen und klaren Auffassung und Stellungnahme in dieser Frage, obgleich nach dem Erfurter Programm zur Vergesellschaftung des Privateigentums an den Produktionsmitteln ohne allen Zweifel auch das Privateigentum an Grund und Boden gehört. Darin liegt auch der Grund dafür, daß man in Parteikreisen mehr und mehr die Ansicht vertritt, daß, um zur Sozialisierung der Landwirtschaft zu gelangen, erst durch Ausgestaltung des ländlichen Genossenschaftswesens die »Köpfe und Herzen der Bauern und Landarbeiter sozialisiert« werden müßten, wie das Genosse Laufkötter in Nr. 9 der Neuen Zeit vom 30. Mai 1919 ausgeführt hat. Alles, was Laufkötter dort über die Vorzüge der ländlichen Genossenschaften sagt, ist durchaus zutreffend, aber es trifft deshalb nicht ganz den Kern der Sache, weil es bisher noch nicht gelungen ist, eine Art der landwirtschaftlichen Genossenschaft zu finden, die es ermöglicht, ebenso wie den Bezug und Absatz von Düngemitteln, Futtermitteln, Maschinen und Geräten, Saatgut usw. auch die Beackerung und Bestellung der Felder in genossenschaftlicher Weise durchzuführen. Man könnte hier einwenden, daß das durchaus nicht richtig sei, weil es ja zum Beispiel schon Dampfpfluggenossenschaften gibt, die von bäuerlichen Besitzern gegründet und zur intensiveren Beackerung ihrer Ländereien ausge-

nugt werden. Solche Genossenschaften sind aber bisher fast ausschließlich dort entstanden, wo es sich um schnelle Urbarmachung großer zusammenhängender Ödlandflächen, etwa in der Provinz Hannover, handelte. Die Dampfpflüge dieser Genossenschaften sind aber noch nie dazu verwendet worden, um die Ackerflächen ganzer Gemeinden in eins zu bearbeiten, woraus doch erst der wirkliche Vorteil solcher Genossenschaften erwachsen würde. Es muß daher einmal näher darauf eingegangen werden, welche Widerstände sich dem in der Praxis entgegenstellen, wozu ich bemerken möchte, daß auch Kautsky dieselben bisher ziemlich unbekannt geblieben sind. Diese Widerstände sind einmal in der persönlichen Eigenart des deutschen Bauern, zum anderen in der entwicklungs geschichtlichen Art und Form der heutigen Besitzverteilung der landwirtschaftlichen Grundstücke, zum dritten in landwirtschaftlich-technischen Bewirtschaftungsfragen begründet.

Bezüglich des ersten Punktes schrieb ich schon am 16. März 1909 in der »Breslauer Volkswacht« in einer Polemik gegen Artur Schulz:

Dagegen erscheint es uns ausgeschlossen, daß je der Feldbau der norddeutschen Bauern durch Zusammenlegung und gemeinschaftliche Bewirtschaftung als genossenschaftlicher Großbetrieb dem Einzelgroßbetrieb wird Konkurrenz bieten können, denn dem widersprechen, ganz abgesehen von den natürlichen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die sich solcher Zusammenlegung hindernd in den Weg stellen, auch vor allem die Charaktereigenschaften des norddeutschen Bauern, der zäh an seinem Eigenbesitz festhält und auch körperliche Entbehrungen nicht scheut, um sich das Seinige zu erhalten.

Auf diesem Standpunkt stehe ich auch heute noch, nachdem ich durch meine Tätigkeit in Gebieten mit vorwiegendem Kleingrundbesitz Gelegenheit gehabt habe, mit zahlreichen bäuerlichen Besitzern in enge Fühlung zu kommen. Der Bauer steht dem Genossenschaftswesen nur so lange freundlich gegenüber, als die Genossenschaften den Zweck erfüllen, ihn persönlich zu bereichern. Er strebt danach, auf dem Wege des genossenschaftlichen Zusammenschlusses den durch den gemeinsamen An- und Verkauf seiner Produkte höchstmöglichen Gewinn für seinen eigenen Geldbeutel zu erzielen, aber er denkt nicht im entferntesten daran, in den landwirtschaftlichen Genossenschaften das Mittel zur Förderung der Allgemeinheit zu sehen, und widersetzt sich ihrer Gründung sofort, wenn sie irgendwie einschneidend in sein persönliches Verfügungsrecht eingreifen. Gerade daran ist zum Beispiel in der Provinz Hannover die Gründung von Meliorationsgenossenschaften immer wieder gescheitert, weil der Bauer seinem Nachbarn nicht das Recht einräumen will, sich auf dem Nachbargrundstück im Falle der notwendig gewordenen Drainage die unbedingt erforderliche Vorflut zu schaffen usw. Auch kann man immer wieder beobachten, daß der Kleinbesitzer, wenn er einmal eine besonders günstige Bearbeitungsmethode oder ein sehr ertragreiches Saatgut ausfindig gemacht hat, sich ängstlich hütet, dieses Geheimnis seinen Nachbarn mitzuteilen, weil er einfach nicht will, daß auch diese davon pekuniäre Vorteile haben. So kommt es, daß häufig in bäuerlichen Gegenden sehr brauchbare Wirtschaftsmethoden das Geheimnis einzelner Personen bleiben und ihre Vorteile der Allgemeinheit nicht zugute kommen, obgleich die Kenner der genannten Arbeitsweisen Mitglieder in mehreren Genossenschaften sind! Von einer Sozialisierung der Köpfe und Herzen der Kleingrundbesitzer durch die Genossenschaften kann man also wirklich in

keiner Weise sprechen; im Gegenteil, sie haben dazu beigetragen, auch bei ihnen Gewinnsucht und Profitgier gewaltig zu vermehren.

Der genossenschaftliche Großbetrieb im Feldbau wird ferner aber auch vereitelt durch die heute bestehende Art der Verkoppelung der Grundstücke in den Landgemeinden. Man ist bei der Vornahme dieser Verkoppelungen von dem Grundsatz ausgegangen, daß jeder Landwirt möglichst den gleichen Ackerwert besitzen soll, und das hat dazu geführt, daß man bei der Verkoppelung die Ländereien so verteilte, daß den einzelnen Gemeindegliedern von jeder im Gemeindebezirk vorkommenden Bodenqualität Landstücke überlassen wurden, so daß heute die Verteilung des Grundbesitzes in den Landgemeinden zwar nicht mehr ganz so zerrissen wie früher, aber doch noch recht verzerrt ist. Dadurch wird aber gerade jede genossenschaftliche Ackerwirtschaft von vornherein unterbunden. Denn es lassen sich weder die großen Motorpflüge noch die großen Erntemaschinen mit Erfolg dabei anwenden; es können Meliorationen nicht in dem wünschenswerten Maße durchgeführt werden, es können Dünger- und Sämaschinen niemals zur vollen Ausnutzung kommen und auch keine Höchsterträge erzielt werden, weil diese Art der Besitzverteilung dazu zwingt, auf allen Ländereien Ackerbau zu treiben, während es das Ziel der sozialistischen Gemeinwirtschaft sein müßte, nur die besten und für die Bearbeitung günstig gelegenen Acker in höchste Kultur zu nehmen und die anderen durch Anlagen von Wiesen und Weiden oder durch Aufforstung für die Allgemeinheit nutzbar zu machen. Außerdem wird die genossenschaftliche Gemeinwirtschaft bei Beibehaltung des Privatbesitzes dadurch verhindert, daß jeder Landwirt auf seinen Ländereien eine bestimmte Fruchtfolge einhält, die seit der Durchführung der Verkoppelung besteht und nicht mit einem Schlag geändert werden kann, weil das Gedeihen der einzelnen Pflanzen von der Ackerbearbeitung, der Vorfrucht und der Düngung abhängig ist und man nicht heute, ohne große Nachteile befürchten zu müssen, Hackfrüchte durch Halmfrüchte, Klee durch Feldgemüse usw. ersetzen kann. Man sieht also, daß auch die rein landwirtschaftlich betriebstechnischen Fragen dem genossenschaftlichen Großbetrieb hindernd im Wege stehen.

Es ist meine auf diesen Tatsachen begründete Überzeugung, daß die Durchführung eines genossenschaftlichen Feldbaus unter den heutigen Verhältnissen einfach unmöglich ist, und daß wir die Pflicht haben, es offen auszusprechen, daß der Sozialismus auch hier nur zu seiner Verwirklichung gelangen kann, wenn wir an eine Umgestaltung der gesamten Besitzverhältnisse in der Landwirtschaft herangehen, die nur auf dem Wege der Enteignung zu ermöglichen ist. Nicht Verschleierung dieses Zieles, sondern offenes Bekenntnis dazu kann daher für die Zukunft allein unsere Aufgabe sein, und wir werden unsere Landagitation darauf einzustellen haben, der Landbevölkerung die Vorteile dieser Umgestaltung eingehend klarzulegen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Parteigenossen in dieser Beziehung noch mancher Aufklärung bedürfen. Ich möchte daher einmal das Urteil eines bürgerlichen Gelehrten über die »Sozialisierung der Landwirtschaft« hier anführen.

Professor Benno Martinj schreibt in Nr. 38 der »Deutschen Landwirtschaftlichen Presse« vom 10. Mai dieses Jahres darüber:

Aberseht man das halb fremdsprachliche Wort in reines, unzweifelhaftes Deutsch, so kann damit nur Verstaatlichung des Grund und Bodens gemeint sein. Daß unter der Verstaatlichung nicht staatliche Bewirtschaftung der Grundstücke gedacht sein

kann, liegt klar auf der Hand; man vergegenwärtige sich nur das Beamtenheer, das dazu erforderlich wäre, und bedenke, daß ein Beamter, auch wenn er auf Anteil gestellt sei, nur in den aller seltensten Fällen die Sorge und Mühe auf sich nehmen würde, die höchstmöglichen Erträge herauszuwirtschaften, die ein selbständiger Unternehmer als Lohn dafür zu erringen hofft. Verständigerweise kann man also unter der Verstaatlichung nur die Überführung allen Grund und Bodens aus dem Sondereigentum in Staatsgemeintum unter freier Bewirtschaftung des in Pacht gegebenen Grundbesitzes begreifen wollen.

Begründet ist das Staatsgemeintum an allem Grund und Boden in den Tatsachen, daß

1. der Grund und Boden die unbedingte Voraussetzung ist für den Umfang und die Sechaffigkeit des Staates,

2. das Dasein aller Menschen, also auch jedes Staatsangehörigen, wie an die Luft und das Sonnenlicht, so auch, als Quelle aller Güter, gemeinsam an den Grund und Boden gebunden ist, und

3. der Geldwert des Grund und Bodens erst durch die innerhalb der Staatsgemeinschaft stattfindende Volksvermehrung geschaffen wird.

Die Vorteile einer solchen auch die städtischen Grundstücke einschließenden Staatsverfassung wären

1. für den Unternehmer:

der verminderte Kapitalbedarf zur Erwerbung eines Grundstücks, also die Erübrigung eines größeren Betriebskapitals,

die Befreiung von der Zinsklaverei und damit von der Gefahr, durch Hypothekenkündigung in arge Verlegenheit verfezt oder gar in Vermögensverfall gebracht zu werden,

die Möglichkeit, die Pachtrente den Marktverhältnissen in der Weise anzupassen, daß die Rente zwar in Gold gezahlt, aber nach bestimmten Mengen der hauptsächlich gewinnbaren Erzeugnisse bemessen werde,

die Sicherheit, nicht für ewig an die einmal erwähnte Scholle gebunden zu sein, sondern am Ende der Pachtzeit oder auf Grund vereinbarter Kündigung einen besseren Platz suchen zu können;

2. für die Allgemeinheit:

die Möglichkeit, den Grund und Boden nach Bedarf aufzuteilen,

die Nötigung des Pächters, das Pachtgut auf hoher Ertragsstufe zu erhalten, damit er nicht von einem einsichtigeren und fleißigeren, sich höhere Erträge versprechenden Unternehmer aus der Pachtung verdrängt werde,

die durch die großen Staatseinnahmen geschaffene Möglichkeit, nicht nur sämtliche Steuern — so verhaßt, wie sie alle sind, und so entsetzlich, wie manche von ihnen wirken — entbehrlich zu machen, sondern auch die unentgeltliche Benutzung der meisten, wenn nicht aller öffentlichen Anstalten zu gestatten,

die Verhinderung fort und fort wachsender, die Herrschaft über andere ermöglichender und Unfrieden, Laster und Verbrechen erweckender Kapitalansammlung in den Händen einzelner und damit die segensreiche Nötigung aller, ihren Unterhalt und ihre Genüsse durch eigene Arbeit erwerben zu müssen.

Ermöglicht werden kann die Überführung oder, richtiger gesagt, die Zurückführung des Grund und Bodens in Staatsgemeintum einfach, leicht und ohne Kapitalaufwand durch langfristige, am Ende der Frist — etwa nach hundert Jahren — verfallende, bis dahin verzinsliche Grundschuldbriefe.

Das gegen die Verstaatlichung des Grund und Bodens gehegte Bedenken, die Pachtgrundstücke könnten nicht vererbt werden, ist hinfällig, denn

1. können infolge der Zulässigkeit, die Grundstücke mit Hypotheken zu belasten, gegenwärtig überhaupt nur äußerst wenige vererbt werden, und

2. können die Pachtverträge langfristig und im Todesfall auf Pächters Erben ohne weiteres übertragbar sein, und kann bei Ablauf der Pachtzeit dem bisherigen

Pachthaber die Pacht erneuert werden, wie es ja bei der Domänenverpachtung schon jetzt oft geschieht.

In diesem Sinne über die Sozialisierung der Landwirtschaft Klarheit zu schaffen, halte ich für die Pflicht jedes ehrlichen Parteigenossen. Und wenn man mich fragt, wie ich mir denke, daß wir damit an die Landbewohner herankommen können, dann kann ich nur einen Vorschlag wiederholen, den ich schon mehrfach in Parteikreisen und in der Parteipresse gemacht habe und hier im Hinblick auf die kommenden Wahlen besonders empfehlen möchte. Ich meine die Gründung einer besonderen landwirtschaftlichen Parteizeitung, sei es als selbständiges Organ oder zunächst als Beilage zu unseren Parteizeitungen, die die Aufgabe hätte, an leitender Stelle die Fragen der gesamten Agrarpolitik zu besprechen und weiterhin den Landwirten praktische Fingerzeige für die neuzeitliche Ausgestaltung ihrer Betriebe zu bieten. Das ist nach meinen Erfahrungen das beste Mittel, um dauernd mit der Landbevölkerung in Fühlung zu treten und sie in unserem Sinne zu beeinflussen. Ein weit besseres als die Hoffnung, durch Ausdehnung und Förderung des ländlichen Genossenschaftswesen die Bauern allmählich zu Sozialisten heranzubilden!

6. Schlußbetrachtungen

Es bleibt danach noch die Frage offen, in welcher Richtung sich die Einflußnahme von Staat oder Regierung auf die Betriebsverhältnisse in der Landwirtschaft zu bewegen hätte. Das kann meines Erachtens nur in der Weise geschehen, daß sich der Staat auf dem Wege der Gesetzgebung das Vorkaufsrecht für alle Verkäufe landwirtschaftlicher Grundstücke sichert, solange wir nicht die Macht besitzen, eine entschädigungslose Enteignung vorzunehmen, und daß wiederum durch Gesetz alle Verordnungen und Bestimmungen aufgehoben werden, die eine dauernde Bindung des ländlichen Grundbesitzes an bestimmte Familien vorsehen, wie das Gesetz über die Fideikomnisse, das hannoversche Höferecht und andere mehr. Das nächste wäre dann die Schaffung von Betrieben in Größe von 200 bis 400 Hektar auf den so erworbenen staatlichen Ländereien und ihre Verpachtung an geeignete Landwirte, die sich in hinreichender Zahl unter den heutigen Güterbeamten finden, zum Teil auch aus den Reihen der Bauern- und Gutsbesitzersöhne hervorgehen könnten. Ferner käme in Betracht die Gründung von Landpachtgenossenschaften durch den Staat, welchen Landarbeiter, Kleingrundbesitzer und ehemalige Landwirte angehören könnten. Diesen wären neu zu schaffende landwirtschaftliche Betriebe von 100 bis 200 Hektar Größe in Pacht und Bewirtschaftung zu geben mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß auch der Feldbau genossenschaftlich durchgeführt wird, und mit der Verpflichtung, von Seiten des Staates diesen Genossenschaften alle Maschinen usw. zu billigen Preisen zur Verfügung zu stellen, die zur Bearbeitung des Ackers, zur Gewinnung und Behandlung der Feldfrüchte usw. im Großbetrieb gebraucht werden. Auch den erstgenannten Einzelpächtern, die bei einer Betriebsgröße von 200 bis 400 Hektar alle technischen Errungenschaften der Neuzeit voll ausnützen können, hätte der Staat bei der Beschaffung der notwendigen Arbeitsmaschinen usw. behilflich zu sein. Schließlich wären in allen Provinzen mehrere staatliche Mustergüter in den genannten Größenklassen anzulegen, um dadurch anspornend auf die Pächter und Genossen-

schaftsmitglieder einzuwirken, und außerdem die Gelegenheit zu haben, alle neuen Forschungsergebnisse baldigst in die große Praxis übertragen und dort zum Nutzen der Allgemeinheit prüfen zu können. Hand in Hand hiermit müßte endlich die Erweiterung und Vermehrung der bisher bestehenden landwirtschaftlichen Lehranstalten gehen, um allen Leuten, die sich der Landwirtschaft als künftigen Beruf zuwenden wollen, die Gelegenheit zu bestmöglicher Ausbildung zu bieten. Ja es ist zu erwägen, ob man nicht zugleich mit allen landwirtschaftlichen Lehranstalten die Anlage je eines Musterguts verbinden soll, um dort Wissenschaft und Praxis zusammenzuführen und beides zu gleicher Zeit im Unterricht verbinden zu können. Dann würde sich auch die neuerdings vielfach empfohlene Gründung von besonderen Ansiedlerschulen erübrigen, nur müßte sich die Regierung dazu verstehen, auch für den Landwirtschaftslehrling einen geordneten Lehrgang mit Abschlußprüfung festzusetzen, um sich auf diesem Wege die Leute heranzubilden, die für die Übernahme der Staatsgüter, sei es als Einzelpächter, sei es als Angehörige der vorhin genannten Landpachtgenossenschaften (die ähnlich, wie das in der Kleingarten- und Landpachtordnung vorgesehen ist, mit den Befugnissen öffentlich-rechtlicher Körperschaften auszustatten und als gemeinnützig anzusehen wären) in Betracht kommen. Ep

Zum Bildungswesen unserer Partei

Von J. Schult (Hamburg)

Es ist zwar eine abgestandene Redensart, aber wahr bleibt es doch: daß unsere Partei in den Jahrzehnten seit 1890 sehr in die Breite, weniger in die Tiefe gewachsen ist. Schon vor dem Kriege hatte sich vielerorts ein blühendes Arbeiterbildungswesen entwickelt. Die eigentliche Reife jener Einrichtungen wäre allerdings erst in die Jahre des Krieges gefallen, so daß ein guter Teil der Früchte verloren ist. Nun sind weifere Hunderttausende der Partei zugeströmt, und die Aufgaben wachsen ins Riesenhafte. Es gilt, in Reich, Staat und Gemeinde Tausende von Ämtern mit Sozialdemokraten zu besetzen, bisher ungeahnte Probleme zu lösen — und da mangelt es an den dazu nötigen befähigten Menschen. Wir werden sicher noch schweren Stürmen entgegengehen. Ob dann all die neugewonnenen Mitglieder aushalten, ob dann die Stimmenzahlen bei den Wahlen auf der alten Höhe bleiben werden, kurz, ob die Partei ihre alte Schlagkraft sich wird erhalten können, das hängt von der Festigkeit der sozialistischen Überzeugung ab. Diese gilt es darum zu verbreiten, mit anderen Worten: Mit der sozialistischen Weltanschauung müssen so viele Menschen wie möglich durchtränkt werden. Dazu kann uns nur ein sorgfältig aufgebautes Parteibildungswesen verhelfen. Die Bildung einer geschlossenen Weltanschauung muß das eigentliche Ziel sein. Das kann nur erreicht werden, wenn Lehrer und Schüler die gleiche Grundstimmung mitbringen. Eine energische Vertiefung in die theoretischen Grundlagen unserer Lehren muß vorgenommen werden. Unseren Parteigenossen mangelt es noch allzusehr an theoretischer Durchbildung. Jede Revolution ist eine Auserstehungszeit des Utopismus. Neuphyfiokraten, Bodenreformer, Bolschewisten aller Art und zahlreiche andere Quacksalber zeigen durch ihren großen Anhang, daß wir noch lange nicht den Weg von der Utopie zur Wissenschaft hinter uns haben. Hier gilt es anzupacken, möglichst viele Köpfe mit sozialistischer Einsicht in den gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß zu durchtränken und dadurch innerhalb der Massen Halt zu gewinnen. Unsere älteren Genossen fühlen instinktiv den Mangel an theoretischen Kenntnissen, besonders seit zahlreiche Intellektuelle der Partei zugeströmt

sind, deren politische Schulung viel zu wünschen übrigläßt. Es gilt einerseits, den Genossen aus der Arbeiterchaft durch Kurse und Vorträge behilflich zu sein, andererseits die neu hinzugekommenen Intellektuellen mit den tieferen Grundlagen unserer Weltanschauung vertraut zu machen. Besonders aber hungern unsere jungen Parteigenossen, die aus der Jugendorganisation hervorgegangen sind, geradezu nach theoretischer Belehrung. Sie haben auch noch die Zeit und die Kraft, sich zu vertiefen. Mit Ämtern sind sie nicht beladen; ein starker Wille ist vorhanden. Sie stehen noch im Lebensalter, in dem sich die Menschen ihre Weltanschauung aufbauen. Was in diesen Jahren versäumt wird, ist meist nie wieder einzuholen. Ein gutes Parteibildungswesen vermag uns aus diesen Jahrgängen ein gutes Geschlecht von Führern zu erziehen, das vielleicht erst nach zehn Jahren sich bemerkbar macht, von da an jedoch Jahr für Jahr der Partei gut durchgebildete Köpfe zuführen wird. Und wir haben diese so nötig.

Gewiß vermag die Volkshochschule die Naturwissenschaften einschließlich Geographie und Völkerkunde, dazu auch einzelne Zweige der Geschichte, besonders die heimat- und volkskundlichen Gebiete, zu behandeln, vielleicht auch die Literatur; aber die politische Geschichte, Volkswirtschaftslehre und Philosophie können unsere Parteigenossen dort nur studieren, wenn die Dozenten tüchtige Persönlichkeiten aus unseren eigenen Reihen sind. Da das nur selten der Fall sein wird, muß unser Parteibildungswesen selbständige eigene Vortrags- und Unterrichtsveranstaltungen schaffen. Die Geschichte der Arbeiterbewegung, die politische Geschichte der letzten Jahrzehnte, die nationalökonomischen Grundbegriffe, die Lehren von Karl Marx, die Programme der politischen Parteien, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Kapitalismus müssen die Themen unseres Bildungswesens sein. Das wird uns eine Volkshochschule nur abnehmen können, wenn sie dazu Parteigenossen als Lehrer berufft.

Bezüglich der Methodik möge noch hinzugefügt werden, daß Einzelvorträge nur geringen Wert haben. Bedeutend gehaltreicher sind Vortragsreihen; am erfolgreichsten werden jedoch eigentliche Unterrichtskurse sein, in denen die Teilnehmer selbst arbeiten müssen. Wenn eines der genannten Gebiete ein halbes Jahr wöchentlich einmal in gemeinsamer und häuslicher Lektion, Diskussionen, Referaten und schriftlichen Arbeiten der Teilnehmer behandelt wird, kann ein guter Erfolg nicht ausbleiben. Meine Erfahrungen schöpfe ich aus dem Arbeiterbildungswesen in Hamburg, wo manche Genossen und Genossinnen acht und zehn Halbjahre wöchentlich ein bis zwei Abende Unterricht genossen und ein tüchtiges Stück Kenntnis der sozialistischen Literatur und der sozialistischen Gedankenwelt sich erworben haben.

Wenn auch auf manchen Wissensgebieten die Volkshochschulen oder die örtlichen Ausschüsse für Volksbildungszwecke uns einen Teil unserer Arbeit abnehmen können, so sollten wir doch nicht, wo es irgend möglich ist, ganz darauf verzichten, die Anziehungskraft unserer Parteiveranstaltungen durch gute Vorträge zu verstärken.

Wir klagen allgemein über einen Mangel an geeigneten Kräften, deshalb wird im Vordergrund unseres Arbeitsfeldes die Ausbildung von Funktionären stehen müssen. Recht dringlich ist es auch, für den nötigen Nachwuchs an Redakteuren zu sorgen. Leider haben unsere großen Redaktionen es in früherer Zeit versäumt, Lehrlinge und Volontäre anzulernen. Nun ist ein großer Teil der alten Redakteure in öffentliche Ämter eingerückt, ihre Stellen müssen neu besetzt werden, und nun fehlt es an Köpfen. Daher müssen wir zu einer Zeit, wo das Volk am aufnahmefähigsten wäre, auf die Vervollkommnung unseres besten Aufklärungsmittels, auf den Ausbau unserer Presse verzichten. Die neu zu organisierende Parteischule wird wohl als besondere Abteilung eine Fachschule für Parteiredakteure einrichten müssen. Genosse Thienst schlägt in Nr. 5 des letzten Bandes der Neuen Zeit eine Fachhochschule für Redakteure vor. Auch ich halte solche für

erstrebenswert; aber sie ist nicht unsere nächste Aufgabe. Das Feuer brennt uns auf den Nägeln: wir brauchen neue Redakteure. Darum: baldigste Errichtung einer Fachschule für junge Kräfte. Nötig ist, daß dort auch Genossinnen ausgebildet werden. Die Zulassung sollte abhängig sein von dem Beweis schriftstellerischer Begabung. Ein halbjähriger Lehrgang kann schon viel nützen, ein Jahreskursus wäre besser. Neben den Grundzügen der sozialistischen Weltanschauung wäre ein starkes Maß nationalökonomischer, geschichtlicher und politischer Kenntnisse zu vermitteln. Die Politik der letzten Jahrzehnte und die Geschichte der Arbeiterbewegung sind ausführlicher zu behandeln. Die Schüler und Schülerinnen sollten auch die Gesamtheit der sozialistischen Kulturaufgaben sehen lernen. Sie müßten lernen, aus welchen Werken man die schnellsten und die gründlichsten Informationen holt. Durch schriftliche Übungen in der Behandlung von Tagesereignissen und durch eine praktische Lehre in größeren Redaktionen müßte die Ausbildung abgeschlossen werden.

Zu den Kosten könnten die bestehenden Redaktionen nach Verhältnis herangezogen werden, da ihnen ja die Fachschule einen Teil ihrer Pflicht zur Ausbildung von Lehrlingen abnimmt. Nach dem ersten Halbjahr schon könnten bei etwa fünf- undzwanzig Schülern und Schülerinnen mindestens zehn neue Parteiblätter gegründet werden. Natürlich denke ich nicht daran, dazu nur die neuen Redakteure zu verwenden, sondern an eine Verschiebung in den gesamten Redaktionsstäben.

Daneben zeigt sich ein großer Mangel an Kommunalpolitikern. Nach der bisherigen erzwungenen Fernhaltung unserer Partei von der Kommunalpolitik stehen wir vor der unlöslichen Aufgabe, Tausende von neuen Kräften auszubilden. Auch die bisherigen reichen meist qualitativ nicht aus. Es gilt auch für sie, die Probleme der Kommunalpolitik tiefer zu erfassen, sind doch die Aufgaben der Gemeinden inzwischen gewaltig gewachsen. Die Kommunalisierungsfragen stehen im Vordergrund der Diskussion. Es sollten darum Unterrichtskurse für Kommunalpolitik eingerichtet werden, wo dies möglich ist. Der Zentralbildungsausschuß könnte auch Wanderredner zu diesem Zwecke von Bezirk zu Bezirk senden. Innerhalb der Parteischule in Berlin aber wäre eine weitere Fachabteilung für Kommunalpolitik zu errichten, deren Kursus kurz sein könnte, vielleicht acht Wochen oder ein Vierteljahr. Die Kosten der Ausbildung könnten zum Teil die Parteiorde tragen.

Die dritte dringende Aufgabe ist die Ausbildung tüchtiger Genossinnen. Die politische Gleichberechtigung der Geschlechter zwingt uns, jahrhundertelange Versäumnisse nachzuholen. Immer mehr nehmen die sozialen Aufgaben des weiblichen Geschlechts zu. Die bürgerliche Welt hat schon seit längerer Zeit praktische Bildungsarbeit geleistet. In Hamburg, Köln und anderen Orten bestehen »Soziale Frauenschulen«, in Hamburg sogar in enger Verbindung mit der Hochschule ein »Sozialpädagogisches Institut«. Ihr Zweck ist die Ausbildung von »Sozialbeamtinnen«. Diese haben auch schon einen Verband gegründet. Da die genannten Schulen nur Schülerinnen mit »höherer« Schulbildung aufnehmen, ist es selten, daß einmal eine Genossin darunter ist. Der Arbeiterschaft sind diese Schulen verschlossen. Die neuen sozialen Berufe sind zu Modeberufen für »höhere Töchter« geworden.

Die Kurse der sozialen Frauenschulen umfassen mehrere Jahre täglicher Unterrichts. Um unsere Genossinnen zur Konkurrenz mit den bürgerlichen Frauen zu befähigen, müßten wir an eine planmäßige Ausbildung herangehen. Natürlich werden wir den sozialen Frauenschulen nichts Gleichartiges zur Seite stellen können. Schon die geringere Vorbildung ist ein Hemmnis; doch die Qualität der Ausbildung braucht hinter derjenigen in den bürgerlichen Schulen nicht zurückzustehen; können wir doch als Schülerinnen Genossinnen mit größerer Lebenserfahrung und mit praktischen Vorkenntnissen ausfuchen. Als dritte Fachschule innerhalb der Parteischule müßte daher eine sozialistische Frauenschule eingerichtet werden. Ihr Lehrgang muß mindestens ein halbes Jahr, möglichst ein ganzes Jahr umfassen. Neben der notwendigen volkswirtschaftlichen Grundlage gehören zum Lehrplan: Sozial-

geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, politische Geschichte seit etwa 1848, Arbeiter-schutzgesetzgebung, Staats- und Kommunalverfassung und -verwaltung, Frauenarbeit und Frauenbewegung, öffentliches und privates Fürsorgewesen, Mutterschutz, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, Schulwesen, Kinderarbeit, Berufsberatung, Jugendfürsorge, Jugendpflege, Jugendbewegung, Grundzüge des bürgerlichen und Strafrechts. Durch Beschäftigungen und zeitweilige Betätigung an öffentlichen Einrichtungen könnte der Unterricht ergänzt werden.

Für größere Orte oder Parteibezirke ließe sich vielleicht durch Vortragsreihen oder Unterrichtskurse, die eine Anzahl Abende umfassen, etwas Ähnliches erzielen, ohne daß dazu eine Herausnahme aus der Berufstätigkeit nötig wäre.

Neben all dieser Bildungsarbeit dürfen wir nicht die Ausbildung von Jugendleitern vergessen. Kurze Jugendleiterkurse, dazu bezirksweise abgehaltene ein- bis zweitägige Konferenzen könnten schon dem Mangel abhelfen.

Die Gründung von Fachhochschulen wird einer hoffentlich nahen Zukunft anvertraut werden müssen; denn die schon tätigen Funktionäre bedürfen dringend der Gelegenheit zur Vertiefung.

Zur allgemeinen Belebung der Parteilarbeit wäre die Schaffung einer Reihe knapper Schriften zur Einführung in die sozialistische Betrachtungsweise erforderlich. Sie könnten in den Zusammenkünften der Mitglieder, besonders in kleineren Orten, vorgelesen und einer Besprechung zugrunde gelegt werden. Für die Lehrenden wäre eine Fortsetzung der »Ergänzungshefte« der Neuen Zeit sowie ein Organ nötig, in dem praktische Winke, Buchbesprechungen und Erfahrungen aus der Bildungsarbeit, Statistisches und anregende Notizen geboten würden. Am besten könnte dazu das Rundschreiben des Zentralbildungsausschusses dienen.

Die Gewerkschaften haben sich neutral erklärt, ziehen sich also von der gemeinsamen Bildungsarbeit zurück. Da gilt es, überall arbeitsfähige Ausschüsse aus unseren eigenen Reihen zu bilden. Die vielen der Partei jetzt angehörenden Lehrer und Lehrerinnen und auch die zahlreichen sonstigen Akademiker werden uns behilflich sein können. Es gilt für sie als Gesamtheit, eine Schuld zu sühnen, die Schuld der früheren Zurückhaltung.

Die Partei wird sich ein Bildungswesen schaffen müssen, das ihr einen gesunden Nachwuchs liefert. Ungeheuer sind unsere Aufgaben. Wir haben vieles verloren. Es gilt, die Achtung der Welt vor uns als Volk neu zu erobern. Wir haben eine Welt zu gewinnen.

Jugendwohlfahrt und Wohlfahrt

Einige Bemerkungen zu dem Aufsatz von Dr. Caspari in Nr. 24 dieser Zeitschrift

Von Medizinalrat Dr. Berger

Der warmherzige Aufsatz des auf dem Gebiet der Jugendwohlfahrt bekannten Direktors des Jugendamts der Stadt Neukölln darf des allgemeinen Beifalls sicher sein; doch möchte ich mir einige Bemerkungen zu seinem Inhalt gestatten — wobei ich gleich betone, daß es mir im neuen Deutschland nicht darauf ankommt, wie etwas gemacht wird (wenn es nur gut gemacht wird), sondern daß es gemacht wird.

Caspari fordert Jugendämter als Träger der Jugendwohlfahrt. »Die Jugend ist der Born der notwendigen Erneuerung; hier zu unterlassen, hier zu sparen, ist die schwerste Sünde gegen das Ganze, gegen den Staat.« Wo wir auch hinblicken, wir müssen an der Jugend anfangen, mit Leibniz hoffen wir dann das Weitere von der Zukunft. Um nur eines zu erwähnen, in der Frage der Bekämpfung der drohenden als je ihr Haupt erhebenden Tuberkulose befante noch kürzlich Langstein, daß die Tuberkulose eine ausgesprochene Kinderkrankheit ist und deshalb schon im Kindesalter zu erkennen und zu behandeln ist. Aber gerade

diese Krankheit weist uns auf die Notwendigkeit der Förderung der allgemeinen Wohlfahrt hin. Ich habe keinen Zweifel, daß auch Caspari mir zustimmt, wenn ich an die Spitze die Wohlfahrt überhaupt stelle, in der die Wohlfahrt der Jugend den wichtigsten Platz einnimmt und bei weitem das meiste ausmacht, wir ziehen beide unentwegt an demselben Strang, und sein hohes Ziel wird dabei voll und ganz im Auge behalten.

Es wird eine nicht gleichgültige Entscheidung sein, die in nächster Zeit fällt, ob Wohlfahrtsämter einzurichten sind oder Jugendämter oder beides. Der § 9 des Entwurfs eines preussischen Fürsorgegesetzes, der mit Recht durch ein Reichsgesetz abgelöst werden soll, sah vor, daß als Jugendamt auch eine der allgemeinen Fürsorge oder Wohlfahrtspflege dienende Einrichtung bestellt werden kann — also auch das Wohlfahrtsamt. Die Hauptsache ist die behördliche, kollegial zusammengesetzte Institution. Die Frage der Jugendwohlfahrt läßt sich leicht im Rahmen des Wohlfahrtsamts lösen, weniger einfach liegt die Frage umgekehrt. Die Vorzüge der Berufsvormundschaft vor der Einzelvormundschaft im allgemeinen sind über jeden Zweifel erhaben, aber man darf doch auch die Vorzüge der Einzelvormundschaft nicht verkennen. Der Streit in den Verhandlungen des Reichstagsausschusses für Bevölkerungspolitik der 13. Legislaturperiode um die beiden Vormundschaften ließe sich schlichten. »Zu sozialer Arbeit gehören nicht nur guter Wille, sondern vor allem Kenntnisse.« Des Berufsvormunds kann und soll man deshalb nicht entraten. Aber Staat und Behörde sehen nicht mit den Augen der Liebe (ich kann ja nicht mißverstanden werden!).

In Lennep hat sich deshalb nach Landsbergs Vorschlag die Form herausgebildet, daß für jedes uneheliche Mündel ein beruflicher Vormund und ein Einzelvormund ernannt wird, ersterem, der für eine Mehrzahl von Gemeinden eingesetzt werden kann, wird die Sorge für das Vermögen des Kindes — das bedeutet bei vermögenslosen Kindern die Alimentenbeitreibung — übertragen; dem Einzelvormund liegt die Sorge für die Person des Mündels und die gesetzliche Vertretung ob, soweit sie nicht in das Bereich der Alimentenbeitreibung fällt. Auch im Landkreis Düsseldorf ist die Art der Bevormundung, die sich für das Land besonders eignet, in dieser Weise geregelt. Neuerdings hat der 10. Ausschuss (Bevölkerungspolitik) der verfassungsgebenden Preussischen Landesversammlung auf Antrag von Schloßmann dem Entwurf eines Gesetzes zur Regelung des Pflegekinderwesens und zur Unterstützung hilfsbedürftiger Minderjähriger seine Zustimmung erteilt, der in jedem Stadt- und Landkreis Ausschüsse für das Pflegekinderwesen fordert. In § 2 ist ferner vorgesehen, daß die Beschlüsse des Ausschusses für das Pflegekinderwesen Wohlfahrtsämtern, Jugendämtern, Wohlfahrtsausschüssen, wo solche bestehen, übertragen werden können.

Wenn es auch vor allen Dingen darauf ankommt, daß etwas Kräftiges und Gutes geschieht, nicht wie es geschieht, so dürfte es doch zur Vermeidung von Lücken und von Doppelarbeit geraten sein, eine bunte Vielgestaltigkeit zu vermeiden. Das ist keine Uniformierung, an der wir genug gekrankt haben, das ist ein Erfordernis der Praxis, eine Zweckmäßighkeitsfrage. Volkswohlfahrt durch Wohlfahrtsämter ist die Lösung, in ihnen an erster Stelle Jugendwohlfahrt.

Aus unserer Bücherei

Von Edgar Steiger

Paul Ludwig Schweiger, *Das Signal*. Roman. München 1918, Verlag Georg Müller. Preis geheftet 5 Mark, gebunden 7 Mark.

Nach den Ferien ist er nach schmerzlichem Abschied vom Vater wieder ins Lehrerseminar zurückgekehrt. »Draußen auf dem Blechtürmchen pickte die Glocke hämischen Anapäst: In—ter—na t, In—ter—na t! „Das Signal, das Signal!“

schrie Rudolf auf. Verzweiflung bäumte sich an ihm empor. „Ruhig den Saal verlassen!“ gebot ein Aufseher. Das Signal! das feindliche Signal voll Gefahr und Lüge! Aber ihm! Rund um ihn! Dann Totenstille.

Der Leser hat hier die Symbolik des Titels, den Inhalt des Romans und den hastigen kurzatmigen Stil des Erzählers gleichsam in der Hand. Also das Martyrium des Menschen in der Zwangsjacke der Schule? Ja, wenn wir in der Schule wieder nur ein Sinnbild für das gesamte bürgerliche Leben sehen! Denn die Leiden des Seminaristen sind einem Paul Ludwig Schweiger nur ein Vorspiel der Leiden, die beim Eintritt ins öffentliche Leben des jungen Lehrers harren. Überall steht er sich von der Lüge umgeben. Was gilt dieser Gesellschaft eine Menschenseele? Nur auf die Kleider, in die man sie von Jugend an gesteckt hat, kommt es an. Alles ist Dressur, Unterjochung, Gewohnheit, Vernichtung — sogar die Liebe und Ehe. Das muß Rudolf Penker erfahren, wie er, um seine Seele zu retten, selber zur Lüge greift und nun, ein Liebling der Gesellschaft, eben diese Gesellschaft foppt, indem er bei der Wahltschlacht auf Seite der Arbeiter scheidet. Aber das Bekenntnis der Wahrheit führt von selbst seinen Sturz herbei. Was nützt ihm da der geheime Bund mit der ehemaligen Jugendgeliebten, die, jetzt würdige Ehefrau, ihn erst in ihre Netze locken wollte, um dann, von seiner stillen Größe überwältigt, seinen Schußgeist zu spielen. Von der Schule verjagt, wird er zuerst Wunderdoktor und hilft den Armen und Verstoßenen, wie weiland Jesu von Nazareth, durch das Evangelium der Liebe. Aber er findet nirgends das nötige Verständnis. Gerade als er sich selbst gefunden, scheitert er an der Dummheit der Masse. Der Schuß eines Gendarmen, der ihn aus dem Heimatdorf weisen soll, macht seinem Leben ein Ende.

Das alles wird in hastigen Sätzen — nicht erzählt, sondern gleich vorgelebt. Schreie der Not und der Verzweiflung, des Glückes und der Erlösung schlagen an unser Ohr. In diesem Expressionismus liegt der Reiz des Ganzen. Ein junger Prometheus bäumt sich wieder einmal gegen die Götter und Bösen der Gesellschaft auf. Dabei wird ihm nicht einen Augenblick vor seiner Gottähnlichkeit bange. Denn die Jugend in ihm glaubt an sich selbst. Es ist etwas Schönes um diese Jugend; man verzeiht ihr, auch wenn sie ungerecht wird und im Größenwahn ihre kleinen Leiden mit dem Kreuze des Erlösers vergleicht. Das Leben wird ja ganz von selbst auch hinter diesen Glauben sein Fragezeichen setzen.

Emmerich Schubert, Kultur und Volkswirtschaft. Heidelberg 1918, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. Preis gebestet 10 Mark.

„Man muß wissen, wie die religiösen, künstlerischen, sittlichen Eigenschaften einer Volkheit in ihrer Eigenart aussehen, um ökonomisch und wirtschaftlich mit ihr (»ihm« im Original!) verkehren zu können. Man muß auch wissen, ob und wie die Eigenart der verschiedenen Verkehrsvölker auf uns selbst wirkt, um diese Wirkung auch in unsere eigene Entwicklung ökonomisch einstellen zu können. Man muß wissen, welches die Eigenarten der Völker der Erde sind, wie sie zueinander stehen, um ahnen zu können, wohinaus das Werden mit uns allen will.“ Mit diesen Sätzen, deren ungelente Fassung den Leser von vornherein abschrecken könnte, kennzeichnet der Verfasser selbst sein Werk. Es ist eine überaus schwierige Aufgabe, die er sich gestellt hat, eine Aufgabe, deren Lösung heute wohl kaum dunkel geahnt werden kann. Es sollen Richtlinien für alle menschliche Kultur gefunden werden — nicht nur wissenschaftliche Gesichtspunkte zur Beurteilung der Vergangenheit, sondern Gesetze, die der Menschheit dunklen Weg in die Zukunft hinein aufhellen sollen. Zu diesem Zwecke sucht der Verfasser, wie schon so viele vor ihm, die exakte Methode der Naturwissenschaft auf die Geschichte zu übertragen und entwickelt dabei aus psychologischen, geographischen und ökonomischen Elementen ein eigentümliches Begriffssystem der Kulturentwicklung, mit dem er seine Aufgabe gelöst zu haben glaubt. Genau betrachtet aber ist es nur ein Prokrustesbett allgemeiner Begriffe, in die die Tatsachen des ökonomischen

mischen Lebens hineingezwängt werden. Wir bekommen allgemeine Schemata des Denkens vorgelegt, die sich bei der wissenschaftlichen Betrachtung der Dinge gewiß unter Umständen recht fruchtbar erweisen werden, die aber gerade so gut um die Hälfte vermindert oder auch um ein Duzend neue vermehrt werden könnten. Mit einem Wort: Hegel spukt wieder einmal im Kopf eines Kulturhistorikers, nur daß sich dieser Kulturhistoriker diesmal als Empiriker ausgeben möchte, obwohl die scheinbaren Naturgesetze, die er angeblich aus der Wirklichkeit schöpfte, schon bei Beginn der Untersuchung als Denkkategorien da waren. Daher die innere Leere dieser Allgemeinheiten, die erst nachträglich durch die Fülle der Tatsachen ausgepölkert werden mußten. Daher auch der dunkle holperige Stil, dem jede sinnliche Fülle fehlt. Und doch wird man an diesem Gedankenschema nicht achtlos vorübergehen dürfen. Es kann als Hilfsmittel zur Forschung vielfach nützliche Dienste tun. Das zeigen auch die letzten Schlußfolgerungen, die der Verfasser aus seiner mühseligen Gedankenarbeit zieht — Ausblicke in die Zukunft und Forderungen an die Gegenwart, die jeder, der nicht in den Vorurteilen einer überwundenen Kulturrepoche steckengeblieben ist, freudig mitunterschreiben wird. »Wenn die Menschheit ein Weltgebäude in dieser Welt errichten will, kann es nicht ein einzelnes Land und Volk als Fundament besitzen, sondern nur viele, wenn nicht alle Länder, nur viele, wenn nicht alle Völker, oder es wird kein Weltgebäude werden«, und weiter: »Darum auf, ihr Völker! Ihr einzelnen! Auf, ihr Seher, ihr Dichter, ihr Völkerverwalter, ihr Gelehrten, die ihr in diesem Werden steht! Auf, ihr Prediger auf den Kanzeln! Seid Priester des Ewigen!« Also viel Gesinnungsfähigkeit. Aber genügt das?

Hans Reimann, Tyll. Roman. Leipzig, Verlag von Kurt Wolff. Preis nicht angegeben.

Ein sächsischer Humorist! Wer je in Leipzig lebte, wird bei dieser Lebensbeichte eines sächsischen Jünglings, die sich hinter epischer Gleichgültigkeit versteckt, Tränen lachen und zugleich nachdenklich werden. Daß die Sprache mehr ist als ein Mittel, die Gedanken zu verbergen, wird jedem offenbar, der Hans Reimann aufmerksam zuhört, wenn er uns die Leipziger Spießbürgerlichkeit mit lauter Leipziger Ausdrücken schildert. Zwischen Dingen und Namen gibt es eben geheime Zusammenhänge, die uns nur der Einheimische, der zugleich Dichter ist, aufdecken kann. Was erlebt denn eigentlich so ein Pennäler, den der bequeme Vater Stulpnagel zum Gymnasiallehrer Topf in Pension gibt, damit er unter der Aufsicht von Onkel und Tante ein ordentlicher Mensch werde? Man lese nur einmal diese Geschichte, und man wird staunen, welche Fülle pädagogischer Weisheit hier aufgestapelt ist — nicht etwa in dem, was der Verfasser predigt (er hätte sich wohl davor, langweilig zu werden), sondern in dem, was sein Liebling, der Schlingel Tyll, zum Besten gibt. Alle Eltern, die Söhne haben, alle Gymnasialprofessoren, die sich von Amts wegen mit der Jugend abgeben, sollten sich einmal in diesem Spiegel betrachten. Er schmelzelt nicht, aber er sagt mit lachendem Munde so grobe Wahrheiten, daß sie wohl erschrecken und in sich gehen könnten. Und doch ist in dem ganzen Buche kein lehrhaftes Wort — außer etwa den zerstreuten Bekenntnissen des ungezogenen Bengels, über den Vater, Tante und Onkel und Gott weiß wer noch zu Gericht sitzen und dabei selbst immer (Ist Tyll daran schuld oder Reimann?) auf das Armsünderbänkchen hinüberrautschen. Aus dem Buche lacht die Jugend, die unverwundliche Jugend, die, respektlos und grausam, allen Vogelscheuchen des Lebens gegenüber immer wieder recht behält.

Peter Altenberg, Mein Lebensabend. Berlin 1919, Verlag von S. Fischer. Preis geheftet 6 Mark, gebunden 8,50 Mark.

Des ewigen Zigeuners letztes Buch liegt vor uns. Es ist ernster als die früheren. »Wie Todesahnung Dämm'ung deckt die Lande«. — Er fühlt den letzten Tröster

herankommen; aber er bleibt derselbe, der er war, das kann unter solchen Umständen nicht jeder von sich sagen. Hören wir daher zwei seiner letzten Worte, ein ernstes und ein heiteres! »Folge deinem eigenen besten Ich in dir, nur das kann dich von dir selbst und deinen Krankheiten der Seele, des Geistes, des Leibes eines Tages erretten! Horche ja nicht auf wohlmeinende Stimmen von außen, horche auf die unerbittlich strengen Stimmen aus deinem eigenen Innern! Nur hier ist für dich das Heil, die Errettung, der eventuelle Segen! Verlasse dich nicht auf die noch so scheinbar liebevolle, aber rücksichtslose Außenwelt! Sie hat, sie kann von deinen Lebensmysterien keine Ahnung haben. Verlasse dich auf dich selbst! Und solltest du dennoch dabei, dadurch in deinen Lebensabgrund stürzen, so sei es! Dein Verhängnis, dein Schicksal, basta! Deine Krücken sind nur dein Geist und deine Seele, sonst nichts.« Und nach dieser Nachdenklichkeit noch ein Stückchen Orbsenwahn: »Ich bin noch nicht in Österreich (Vaterland?) so anerkannt, wie ich es verdiente. Weil sie es noch nicht verdienen.« Schlaf wohl, Peter!

Hans Franck, Das Pentagramm der Liebe. Fünf Novellen. München, Delphin-Verlag. Preis geheftet 6 Mark, gebunden 8 Mark.

Was wissen wir von der Liebe zwischen Mann und Weib? Und sind es nicht gerade die Wissenden und die zu wissen Wählenden, die hier, wo das Unbewußte im Menschen zum Schicksal wird, am leichtesten fehlgreifen? Sinnlichkeit und Übersinnlichkeit, was sind sie anderes als Namen für unbekannte Naturmächte, deren Spielball wir sind und die mit uns oder wider uns ihre höheren Zwecke verfolgen? Nicht umsonst führt die erste der Geschichten, die uns Hans Franck erzählt, den Titel »Selig — die nicht wissen!« Ein Osterhässlein, eine geschmacklose Konditoratrappe, die sich unter den feinabgekönten Herrlichkeiten des Arbeitszimmers als Schreibtischschmuck geradezu lächerlich ausnimmt, gibt den Anstoß zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Neuvermählten. Es ist die Erinnerung an ein Kind und an dessen Mutter, eine frühere Geliebte drüben im fernen Osten; und zwischen dieser Javanerin, die ganz Natur war, und der Europäerin, die jetzt Frau und Herrin im Hause ist, hebt nun ein Ringen um die Seele des Mannes an, ein Ringen, in dem das Kulturweib, das lieben will, gegen die andere, die blindlings geliebt hat, unterliegt. Umgekehrt geht in der Novelle »Das Schwert« das tapfere Hanseatenkind Else Böhlendorff, der eine Indianerin in Guatemala das Herz des fernen Vatten — sie vermählte sich nach des Vaters Willen vor dessen Abreise — entfremdet hat, in dem Kampf mit dem Dämon selbstsüchtiger Leidenschaft als Siegerin hervor, weil ihre Liebe für den geliebten Mann sich selbst zum Opfer bringen konnte. Aber ist die Liebe nur in den Tropen, wo indianischer Zauber die Geister verwirrt, voller Geheimnisse? Die zwei Briefe, die eine junge Selbstmörderin dem Anstaltsarzt hinterläßt, damit er einen davon ihrem Verlobten, einem wackeren Kaufmann, zustelle, kann uns eines Besseren belehren. »Welchen?« heißt die Schicksalsfrage, die vielleicht an jeden von uns einmal herantritt. Lüge oder Wahrheit? Und vielleicht irren wir im entscheidenden Fall, wo es sich um Leben und Tod handelt, ebenso wie der menschenkundige Arzt. Sind wir also überall, wo das Rätsel Liebe auftaucht, von undurchdringlichen Geheimnissen umgeben, warum sollen wir uns nicht auch ins Klosterleben des ausgehenden Mittelalters und in die Zeit der Kreuzzüge einleben, wo das Wunder noch jedem auf der Straße begegnet? Mit »Angela«, dem reinen Hurenkind, das im nordischen Zisterzienserkloster die Mutter Gottes spielen soll, und mit »Nissa«, der geheimnisvollen Orientalin, die vom Ritter von Dannenberg von Damiette nach dem mecklenburgischen Schloß entführt wird, um nach schlecht bestandener Liebesprobe mit dem Schmied aus Norden das Rätsel der Scham und Furcht zu lösen, tauchen wir ganz in der Mystik unter. Aber läßt sich das Tiefste, das wir fühlen, in anderer Form veranschaulichen? Und wie leuchtet hier die Sprache des Dichters!

Literarische Rundschau

Edgar Hahnwald, *Der Mahlgang*. Berlin, Verlag von Egon Fleischel.
Preis broschiert 3 Mark, gebunden 5 Mark.

Kriegsbücher sind heute Schmerzenskinder ihrer Verleger. Wer will noch etwas lesen von Verdun oder den Schrecken der Karpaten, von dem Gemetzel in der Champagne oder den Massengräbern an der Somme? Es geht heute wie immer: Möchte die preußische Kommilitenzeit noch so schlimm gewesen sein, der Kriegervereinsmann hatte den »Sauhund« und das »Hinlegen — auf — marsch, marsch!« bald vergessen und sah in den zwei Jahren, da er gezwiebelt wurde, nur noch das Gewächs, das ihm die Speise gewürzt hatte. Die katholische Kirche erhob den Karfreitag zum jährlichen Festtag, die Wilden schneiden sich zur Erinnerung an ihre Toten Riemen in die Haut. Man müßte auch heute wieder mehrmals im Jahre Tage einführen, um uns und alle kommenden Geschlechter immer und immer wieder daran zu erinnern, was die Jahre 1914 bis 1918 gewesen sind. Gewiß: Kriegsbücher, wie sie zusammengestellt sind aus den offiziellen Berichten unserer Kriegsberichterstatter, solche Kost ist mit Recht überwunden; geblieben sind jedoch die Werke eines Barbusse, Lažko oder Unruh, von denen man nicht aufhören soll zu erzählen, damit wir nicht vergessen des Schrecklichen, das wohl hinter uns liegt, dessen Schatten uns jedoch heute noch umfängt.

Eines von den Büchern, die wir aufbewahren müssen, sind Edgar Hahnwalds »Trümmer«, das der Redakteur unseres Dresdener Parteiblatts während des Krieges in Druck gab, das zum Besten der Kriegsliteratur gehört. Jetzt hat Hahnwald ein zweites erscheinen lassen: »Der Mahlgang«. Das Buch trieft nicht von Blut; man sieht auch keine Granaten plagen und keine Menschenfetzen in der Luft wirbeln; kein Schreien der Verwundeten und kein Röcheln der Sterbenden. Es sind Erzählungen aus der Zone hinter dem Schlachtfeld. Schwere Gedanken eines Fahrers, der mit seiner Kolonne durch Rußland keucht, hinter dem Tod, hinter dem Hunger, hinter dem Wahnsinn; einer jener Bedauernswerten, der offenen Auges und nicht berauscht durch den Krieg gegangen ist und deshalb zentnerschwer das Leid der Mütter, das Heimweh der Soldaten, den Jammer der Zivilbevölkerung fragen mußte. Gleich einem unerfülllichen Mahlgang sieht er den Krieg, in den Menschen, Tiere und Städte Tag für Tag, Stunde für Stunde unbarmherzig hineingeworfen und vermahlen werden, bis sie als Staub wieder herauskommen. Schmucklos und schlicht stellt der Dichter seine Gestalten nebeneinander, ohne moderne Wort- und Stilsucherei. Was sollen auch der lahme Infanterist, der polnische Bauer, das nach Brot schreiende Judenkind mit Eduard Schmidtschen Verschrobenheiten und falschen Tönen? Wenn ein Kind um Brotkrusten steht, ein erfrorenes Pferd im Schnee kniet und mit verglasten Augen ins Land blickt, wozu bedarf es da noch besonderer Bilder?

Was Hahnwalds Skizzen so lebenswarm macht, das ist die Tatsache, daß sie gefühlt und geschaut sind mit heißem Herzen und mit brennenden Augen, daß in dem Erleben des Massenmords und Massenverderbens nur ein winzig kleiner Schrift lag zwischen Front und Heimat, zwischen Weinen und Lachen, zwischen Wachen und Träumen, zwischen Leben und Sterben, Wissen und Wahnsinn. Daß wir es sahen und oft fühlten, wie die Decke unseres Gehirns zu sprengen drohte und es nur eines ganz kleinen Druckes bedurft hätte und wir nackt und wild über Gräben und zerschossene Mauern gesprungen wären. Diese Stimmung finden wir wieder in Hahnwalds »Schattenspiel vom Hunger und Tod«, in seinem »Fasching«, ein Meisterstück virtuoser Darstellungskunst, und in allen anderen Skizzen, die das Buch auszeichnen.

Es ist ein Zeichen echt deutscher Spießbürgerlichkeit und äbelster Denksfaulheit, wenn heute Kriegsbücher ohne Unterschied abgelehnt werden. Fort mit der Zipfelmütze, aufgewacht, Schläfer, es ist keine Zeit für Kino und Tanz. Aufrütteln müssen

wir die Leichtgläubigen, die Vergeßlichen! Willkommen jede Waffe, jeder Streiter gegen Krieg und Kriegsbegeh. Hahnwalds Buch ist Mann und Rüstung. Es muß gelesen und verbreitet werden.

Jakob Altmeier

Karl Kautsky, Die Sozialisierung der Landwirtschaft. Berlin 1919, Verlag von Paul Cassirer. Preis geheftet 6 Mark.

Die neue Schrift von Karl Kautsky dürfte lebhaftes Interesse bei allen erwecken, die sich darüber klar sind, daß heute die Förderung der landwirtschaftlichen Produktion das wirtschaftliche Hauptproblem des deutschen Volkes ist. Ich muß jedoch gestehen, daß ich noch kein Buch mit einem solchen Gefühl der Enttäuschung aus der Hand gelegt habe wie dieses Werk, und ich begreife nicht, wie Kautsky selbst und vor allem wie der Verleger nicht einzusehen vermochten, daß diese Schrift in ihrer jetzigen Form weder dem einzelnen Leser genügen noch der Allgemeinheit von Nutzen sein kann.

Kautsky gibt in der Einleitung gewissermaßen selbst die Begründung dafür durch die Mitteilung, daß der hauptsächlichste Teil des Buches bereits vor zehn Jahren geschrieben wurde und ein weiteres Kapitel seiner im Winter 1917/18 verfaßten Schrift »Sozialdemokratische Bemerkungen zur Übergangswirtschaft« entnommen ist. Daher sind in Kautskys Arbeit alle die Fragen nicht behandelt, die nach der Revolution in bezug auf die landwirtschaftliche Erzeugung, die Leistungsfähigkeit von Groß- und Kleinbetrieben und die Siedlungsfrage aufgetaucht sind. Es handelt sich vielmehr um rein theoretische Erörterungen, die man ausführlicher und besser in Kautskys »Agrarfrage« vom Jahre 1899 nachliest. Selbst was er für die Übergangszeit gefordert hatte, ist durch die Revolution überholt, wie zum Beispiel die Gewährung des Koalitionsrechts an die Landarbeiter, Schutz vor Kontraktbruch usw. Daneben spricht aus manchen Auslassungen des auch von mir hochgeschätzten sozialistischen Theoretikers eine solche Weltfremdheit, daß man Kautsky wünschen möchte, er käme einmal aus seiner Studierstube heraus. Was soll man zum Beispiel mit folgendem Satz anfangen: »Es ist unmöglich, zu sagen, welche Betriebsart in der Landwirtschaft auf ihre Arbeitskräfte mehr abstoßend wirkt, der Großbetrieb oder der Kleinbetrieb.« Jedem Kenner der tatsächlichen Verhältnisse ist es klar, daß der Landarbeiter sich im Kleinbetrieb viel wohler fühlt, weil ihm das hier herrschende patriarchalische Verhältnis weit mehr behagt. Er steht mit dem Bauer auf »du und du«, ist mit ihm am selben Tisch aus der gleichen Schüssel und wird trotz langer Arbeitszeit immerhin menschenwürdig behandelt, während ihm der ostelbische Junker unnahbar gegenübersteht und ihm mit seinem Heer von Inspektoren, Eliven und sonstigen Aufsichtsbeamten ständig Gelegenheit zum Nachdenken über sein Dienstverhältnis gibt.

Kautsky hat richtig erkannt, daß auch der genossenschaftliche Betrieb in der Landwirtschaft an der heutigen Art der Besitzverteilung bis zu einem gewissen Grad Schiffbruch leiden muß. Wenn er dennoch im Anschluß daran die Erwartung ausdrückt, daß die Einrichtung genossenschaftlicher Betriebe oder die zu erstrebende »Landwirtschaft der Dorfgemeinde« den an seinem Grund und Boden, überhaupt an seinem ganzen Besitzum mit allen Fasern hängenden Kleinbauern zur Aufgabe seiner Selbständigkeit bewegen wird, so ist das nur ein neuer Beweis dafür, wie wenig Kenntnis er von den tatsächlichen Verhältnissen auf dem Lande hat.

Ich muß bedauern, daß Kautsky seine Arbeit nicht vor ihrer Veröffentlichung einer gründlichen zeitgemäßen Umarbeitung unterzogen hat. Die Dürftigkeit derselben hat auch der Verlag erkannt, da er sich bewegen fühlte, den »allgemeinen theoretischen Darlegungen« Kautskys eine Artikelreihe des Genossen A. Hofer aus dem zweiten Band der Neuen Zeit, Jahrgang 27, anzufügen, um auch die Praxis in dieser hochwichtigen Frage zu Wort kommen zu lassen.

Lp

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

I. Band Nr. 7/8

Ausgegeben am 21. November 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der amerikanisch-englische Wirtschaftskampf nach dem Kriege

Von Heinrich Cunow

I

Vor unseren Augen vollzieht sich zurzeit als Folge des Weltkrieges eine der größten Revolutionen, die die Menschheit bisher auf ihrem Entwicklungsweg erlebt hat — das Wort Revolution nicht in dem Sinne verstanden, in dem es gewöhnlich heute in der Tagespresse gebraucht wird, als Bezeichnung für blutige Straßenkämpfe, sondern in dem tieferen Sinne einer gründlichen Umwälzung der gesamten überlieferten sozialen Lebensverhältnisse. Selbst das große Revolutionsdrama am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich und die Reformationskämpfe des sechzehnten Jahrhunderts bleiben in ihrer Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit hinter dem durch den Weltkrieg eingeleiteten Umwälzungsprozess zurück. Überall zeigen sich die Ansätze eines neuen Werdens, einer neuen Entwicklungsphase. Daß dieses Neuerwerden vielfach noch nicht erkannt wird, ist begreiflich, da es sich noch im Zustand wilder Gärung befindet und die aus dem chaotischen Durcheinander nach Neugesaltung strebenden Kräfte nur erst zum kleinen Teil erkennbar sind. Zunächst sehen wir meist nur, was an altgewohnten Einrichtungen wankt und stürzt, nicht was aus dem Schutt des Zerfalls sich langsam zu neuem Leben durchringt und vielleicht in der Zukunft an der Stelle des alten stehen wird. Zudem vollzieht sich die Geburt des Neuen vielfach in Formen, die naturgemäß in gar manchem pessimistische Befürchtungen wecken. Wie jeder frühere große soziale Umbau hinterläßt auch der jetzige Schlackenhäufen, um so mehr, als ihm ein das Wirtschaftsleben völlig zerrüttender Krieg vorangegangen ist; und es ist psychologisch nur zu erklärlich, daß den Mit-erlebenden dadurch der Blick für das Neuerwerdende getrübt wird, besonders wenn unter dem Schlackenhäufen manche schöne Hoffnung begraben liegt. Wie weit haben denn selbst die größten Geister der französischen Revolutionszeit die Folgen der sich vor ihren Augen abspielenden Ereignisse vorausgesehen, und wie viele haben nicht, als sie sich in ihren Erwartungen getäuscht fanden, den Rückfall in ein neues Zeitalter der Barbarei für unvermeidlich gehalten. So beeinträchtigt auch heute das Bild der Schutthäufen, der Vernichtung alter Wirtschafts- und Kulturwerte, unseren Blick für die neuen gesellschaftlichen Lebenstriebe.

Dieser durch den Krieg eingeleitete Umwälzungsprozess beschränkt sich nicht auf die besiegten Staaten. Auch die Ententemächte sind davon erfaßt. Unter ihnen vor allem England. Seine ganze soziale Struktur ist in der Umwandlung begriffen: neue Wirtschaftsbildungen, neue Produktions-

techniken, neue politische Kräfte drängen zur Entfaltung, und in den inneren Lebensverhältnissen Englands, seiner Klassen- und Vermögensschichtung, seinen staatlichen Einrichtungen und seinem politischen Parteigetriebe vollzieht sich ein rasch fortschreitender Wechsel.

Das alte England der Tage der Königin Viktoria wie der Liberalismus der Cobden, Bright und Gladstone sind verschwunden, und zwar ist dieser alte englische Liberalismus nicht, wie so oft behauptet wird, nur einstweilen durch die Kriegsstimmung aus seiner alten Stellung verdrängt; sondern er hat seine alten Grundfesten verloren und trampelt heute rücksichtslos auf jenen alten Grundsätzen und Traditionen herum, die einst seinen Stolz ausmachten.

Noch mehr aber als die Geistesverfassung hat sich das Wirtschaftsgetriebe Englands verändert, und doch ist diese Umgestaltung noch lange nicht abgeschlossen; sie steckt vielmehr, soweit sich beurteilen läßt, noch in ihren Anfängen. Ganz anders, als Englands Wirtschaftsmacht in den Krieg eingetreten ist, ist sie aus dem Kriege herausgekommen. Die als lästig empfundene deutsche Industrie- und Handelskonkurrenz der Kriegsvorzeit ist freilich niedergeworfen, und England hat seine Kolonialmacht und seine Interessensphären beträchtlich ausgedehnt. Die Fundamente der großen, langesirebten Länderbrücke von Ägypten bis Indien sind gelegt. Von dem heute fester als jemals in Englands Hand befindlichen Ägypten reicht das englische Herrschaftsgebiet heute über den arabisch sprechenden Teil der Türkei bis zum Euphrat und Tigris und von dort über Persien und Afghanistan bis Indien. Der russische Rivale, der jahrzehntelang England die Herrschaft über Persien und Afghanistan streitig machte, hat vom Schauplatz abtreten müssen; und zugleich hat England durch die Aneignung von Deutsch-Ostafrika die Möglichkeit gewonnen, seinen Plan einer Kap-Kairo-Bahn zu verwirklichen. Aber diesem großen Gewinn neuer Kolonien und sogenannter Interessensphären steht die Tatsache gegenüber, daß England während des Krieges auf wirtschaftlichem Gebiet in der nordamerikanischen Union ein gefährlicher Konkurrent entstanden ist. Wenn die deutsche Konkurrenz vorläufig außer Gefecht gesetzt ist, so haben dafür die Vereinigten Staaten nicht nur auf dem industriellen Gebiet, sondern noch mehr auf dem internationalen Kapitalmarkt eine Bedeutung erlangt, die Englands bisherige Monopolstellung ernstlich bedroht. Die Funktion Londons als des großen Weltbankiers ist heute zum guten Teil auf New York übergegangen.

Wie die der anderen am Kriege beteiligten europäischen Staaten hat auch Englands Finanzlage durch die Kriegsausgaben enorm gelitten, obgleich es eine weit bessere Steuerpolitik als Deutschland während des Krieges getrieben und einen beträchtlichen Teil seiner Kriegskosten durch laufende Steuern gedeckt hat. Nach dem englischen Rechnungsabluß für 1918/19 wurden im Laufe der fünf Kriegsjahre nicht weniger als $2\frac{1}{4}$ Milliarden Pfund Sterling aufgebracht und damit fast 29 Prozent der gesamten Kriegsausgaben in diesem Zeitraum gedeckt.

Lange statistische Tabellen ermüden, doch ist es hier zur Veranschaulichung der englischen Finanzlage durchaus nötig, einige charakteristische Zahlen anzuführen. Zu Beginn des Krieges, Anfang August 1914, betrug die englische Staatsschuld 710 Millionen Pfund Sterling, also nach da-

maligem Kurs ungefähr $14\frac{1}{2}$ Milliarden Mark. Mitte 1918 betrug diese Schuld bereits 6434 Millionen Pfund Sterling, und nach der letzten Etats-aufstellung, die allein die vorhandene Kriegsschuld auf 6,8 Milliarden Pfund Sterling beziffert, dürfte sich Ende März dieses Jahres die Gesamtschuld auf rund 7,6 Milliarden Pfund Sterling gestellt haben. Die englische Staatschuld hat sich also seit 1914 fast verdreifacht. Da das Nationalvermögen Englands nach neueren Angaben (zum Beispiel des englischen Finanzstatistikers Edgar Crammond) auf 23 bis 24 Milliarden Pfund Sterling berechnet wird, ergibt sich daraus, daß die englische Staatschuld ungefähr 30 Prozent des ganzen Nationalvermögens beträgt.

Und diese Finanzlage hat sich seit der Beendigung des Krieges keineswegs verbessert. Zwar sind in dem am 31. März 1919 abgelaufenen Etatsjahr infolge der Kriegseinstellung die Ausgaben um 393 Millionen Pfund Sterling hinter dem Voranschlag zurückgeblieben, aber im Etat für 1919/20 wird wiederum mit einem Defizit von 234 Millionen Pfund Sterling gerechnet. Tatsächlich wird dieses Defizit sich aber beträchtlich höher stellen, denn nach dem jüngst veröffentlichten vorläufigen Ausweis des britischen Schatzamtes für die erste Hälfte des laufenden Finanzjahres, also für die Monate April bis September 1919, betragen die Einnahmen rund 459 Millionen Pfund Sterling, die Ausgaben 740,8 Millionen Pfund Sterling, so daß sich für dieses Halbjahr bereits ein Defizit von 281 Millionen Pfund Sterling ergibt. Nach dem jüngst veröffentlichten Weißbuch über die Finanzlage wird denn auch bereits mit einem Jahresdefizit von $473\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling gerechnet. Pro Tag berechnet, stellte sich in den letzten Monaten die Einnahme auf 2508190 Pfund Sterling und die Ausgabe auf 4045594 Pfund Sterling. Es ergibt sich also ein täglicher Fehlbetrag von 1537404 Pfund Sterling.

Dazu kommt, daß Englands Auslandsanlagen während des Krieges beträchtlich abgenommen haben und damit natürlich auch die Zinsbeträge, die aus diesen Anlagen nach England flossen. Vor dem Krieg besaß England ungefähr 4000 Millionen Pfund Sterling an Auslandswerten. Von diesen hat es nach den Angaben des schon erwähnten Finanzstatistikers Edgar Crammond für ungefähr 900 bis 1000 Millionen Pfund Sterling an das Ausland verkauft und 1400 Millionen Pfund Sterling im Ausland aufgenommen. England bleibt also noch immer ein Gläubigerland mit 1600 Millionen Pfund Sterling. Dazu kommen die Vorschüsse, die es anderen Mächten gegeben hat, und einige andere Aktiva, die sich ebenfalls nach Crammond auf ungefähr 1000 Millionen Pfund Sterling beziffern, so daß Englands Auslandswerte sich immerhin noch auf ungefähr 2600 Millionen Pfund Sterling belaufen dürften. Verglichen mit der deutschen und der französischen Verschuldung ist das sicherlich noch immer eine glänzende Finanzlage, doch die frühere Stellung als Geldgeber und Gläubiger der ganzen Welt hat England verloren. Und was England verloren hat, hat Uncle Sam größtenteils gewonnen. Er ist zum großen Weltkriegsbankier geworden, der seit Beginn des unbeschränkten Unterseebootskrieges mehr und mehr den Krieg der Entente finanziert hat. Nach einer vom amerikanischen Guaranty-Trust (New York) veröffentlichten Statistik beliefen sich Ende 1918 die Vorschüsse Amerikas allein an die Verbündeten auf 8586 Millionen Dollar, wozu noch eine Nettoschuld von

12892 Millionen Dollar kommt, ein Gesamtbetrag also von 21478 Millionen Dollar. Ferner hat nach dieser Berechnung die nordamerikanische Union während des Krieges für 8125 Millionen Dollar an Schuldscheinen aller Art von den Verbündeten in Zahlung erhalten.

An diesen amerikanischen Vorschüssen war Ende 1918 England mit 4176 Millionen Dollar beteiligt. Es hat aber seitdem weitere Vorschüsse erhalten, so daß heute, ganz abgesehen von den Handelskrediten usw., allein die Regierungsvorschüsse, die englischen Anleihen in Amerika und die von der englischen Regierung ausgegebenen, in amerikanischen Händen befindlichen Schatzwechsel wohl 1 Milliarde Pfund Sterling betragen. Diese Schuld wird sich freilich schon in nächster Zeit durch Einlösung von Schatzwechseln etwas verringern, doch rechnet der letzte englische Finanzbericht noch immer nach Ablauf des jetzigen Etatsjahres mit einem Vorschußrest von 842 Millionen Pfund Sterling.

Die nordamerikanische Union ist zum Weltfinanzier geworden, und die amerikanische Bankfinanz sucht diese günstige Lage mit allen Kräften auszunutzen, wobei ihr die neue amerikanische Bankgesetzgebung wesentlich von Nutzen ist, namentlich das Gesetz über die Bundes-Reservebanken vom 23. Dezember 1913. Vor allem hat das nordamerikanische Kapital sein Augenmerk auf Südamerika gerichtet. Bereits in den Jahren 1915/16 brachten amerikanische Handelsblätter und Zeitschriften vielfach Artikel mit der Aufforderung, die durch den Krieg geschaffene günstige Lage zur wirtschaftlichen Eroberung Südamerikas auszunutzen. In einem Artikel in der Märznummer 1916 der *North American Review* stellte der Eisenbahnenunternehmer Farquar sogar schon eine Art Eroberungsprogramm auf. Er meinte, neben Rußland und China sei Südamerika das große Kapitalanlagegebiet der Zukunft, und zwar sei Südamerika zunächst für das amerikanische Kapital wichtiger als Ostasien, denn in Ostsibirien wie in China besäße Japan bereits einen allzu großen Einfluß. Die Hauptanlagen, die das nordamerikanische Kapital in Südamerika aufzusuchen hätte, wären: Eisenbahnbetriebe, städtische Verkehrsanlagen, Elektrizitätswerke, Grundbesitzgesellschaften, auch Staats- und Gemeindegeldanleihen; doch seien im ganzen öffentliche Anleihen in Südamerika die unsichersten Anlagen; Eisenbahnkonzessionen seien besser, noch besser die Investierung von Kapital in Unternehmungen zur Ausbeutung der reichen Naturschätze Südamerikas.

Nach diesem Rezept hat die Bankfinanz der Vereinigten Staaten tatsächlich in den letzten Jahren gearbeitet. Englands einstige überragende wirtschaftliche Stellung in Südamerika ist völlig erschüttert. Vor Kriegsbeginn waren in Südamerika ungefähr 670 Millionen Pfund Sterling, also $13\frac{1}{2}$ Milliarden Mark, an englischem Kapital investiert, zumeist in Eisen- und Straßenbahnen sowie in Anleihen, Banken und Landgesellschaften. Die Anlagen des Yankeeekapitals waren in Südamerika verhältnismäßig gering, ungefähr 120 Millionen Pfund Sterling. Die amerikanischen Kapitalisten bevorzugten Mittelamerika. Nur in Brasilien, Venezuela, Bolivien, spielte das nordamerikanische Kapital eine hervorragende Rolle.

Das hat sich infolge des Krieges wesentlich geändert. Während die englischen Bankinstitute ihre ausstehenden Forderungen größtenteils eingezogen haben, um Geld nach England überweisen zu können, haben die nordamerikanischen Kapitalisten nicht nur einen großen Teil der bisher

in englischem und französischem Besitz befindlichen südamerikanischen Wertpapiere angekauft, sondern auch fortgesetzt einen Teil ihrer großen Gewinne in südamerikanische Anlagen hineingesteckt. Und zugleich haben die amerikanischen Banken an den wichtigsten Handelsplätzen Südamerikas Filialbanken und Niederlassungen errichtet. Nach einer jüngst von amerikanischen Finanzblättern veröffentlichten Mitteilung hatten Ende Juni dieses Jahres die amerikanischen Großbanken bereits 103 Zweigstellen im Ausland. Davon kamen auf die National City Bank (New York) und die mit ihr verbundene International Banking Corporation zusammen 59 Filialen, auf die Mercantile Bank of America 29. Viele dieser Filialen befinden sich in Ostasien, ganz besonders aber in Mittel- und Südamerika.

Ebenso hat der Krieg den Vereinigten Staaten auch auf kommerziellem Gebiet ein zunehmendes Übergewicht verschafft. Der Außenhandel der Vereinigten Staaten von Amerika hat sich während des Krieges mächtig entwickelt. 1914 betrug der Wert ihrer Warenausfuhr 2114 Millionen Dollar, der Wert der Einfuhr 1789 Millionen Dollar, der Ausfuhrüberschuß 325 Millionen Dollar. 1918 stellte sich die Ausfuhr auf 6150, die Einfuhr auf 3031 Millionen Dollar, der Ausfuhrüberschuß auf 3119 Millionen. Der Außenhandel ist also während der Kriegszeit um ungefähr 140 Prozent, der Ausfuhrüberschuß um rund 860 Prozent gestiegen. Und diese Ausfuhrmenge der Vereinigten Staaten setzt sich immer mehr aus Fertigfabrikaten zusammen. Vor dem Kriege waren die Fertigfabrikate dem Werte nach nur mit 49 Prozent an der Ausfuhr beteiligt, im letzten Jahre mit 66 Prozent, während zugleich die Einfuhr von Fertigfabrikaten von Jahr zu Jahr gefallen ist und 1918 nach amerikanischen Angaben nur noch 9 Prozent der Gesamteinfuhr betragen hat.

Auch Englands Außenhandel hat im Kriege zugenommen, aber trotz der enorm gestiegenen Preise nicht seine Ausfuhr, sondern lediglich seine Einfuhr. 1914 betrug die Einfuhr 697 Millionen Pfund Sterling, die Ausfuhr 431 Millionen; 1918 stellte sich hingegen die Einfuhr auf 1319 Millionen Pfund Sterling, die Ausfuhr auf 498 Millionen. Die Handelsunterbilanz beträgt demnach für 1918 nicht weniger als 821 Millionen Pfund Sterling. Im ersten Halbjahr 1919 hat nun zwar die Ausfuhr Englands, vornehmlich infolge des steigenden Bedarfs der Kolonien sich wieder gehoben, immerhin hat sie nur 335 Millionen Pfund Sterling erreicht gegenüber einer Gesamteinfuhr von 717 Millionen und einer Nettoeinfuhr (nach Abrechnung der Wiederausfuhr) von 662 Millionen Pfund Sterling.

Diese enorme Steigerung der Ausfuhr der nordamerikanischen Union ist größtenteils auf Kosten Deutschlands erfolgt, dessen Außenhandel ja durch den Krieg fast völlig lahmgelegt wurde, zum wesentlichen Teil aber auch auf Kosten Englands. Vornehmlich hat Uncle Sam in Mittel- und Südamerika, in Ostasien und in Ozeanien England wichtige Absatzgebiete abgenommen.

Neben den Vereinigten Staaten ist in Ostasien, in der Südsee und im Indischen Ozean Japan als lästiger Konkurrent aufgetreten und hat teilweise recht beträchtliche Erfolge erzielt, zum Beispiel in Indien, in Sibirien, in Niederländisch-Indien und selbst in Australien. So ist zum Beispiel die Ausfuhr Japans in den Jahren 1913 bis 1917 nach China von 154 auf 318 Millionen Yen, nach Niederländisch-Indien von 5 auf 36 Millionen Yen, nach Australien von 9 auf 27 Millionen Yen gestiegen.

Auf dem Gebiet der Schifffahrt hat Englands frühere Überlegenheit ebenfalls einen starken Stoß erlitten. Die Vereinigten Staaten von Amerika wie auch Japan haben während des Krieges ihre Handelsflotte in beträchtlichem Maße ausgebaut und bauen immer weiter. Nach Lloyds Register hatte vor dem Krieg im Juni 1914 (gerechnet werden bekanntlich nur Dampfer über 100 Bruttoregister-tonnen) England ohne Kolonien eine Dampferflotte von rund 18892000 Bruttoregister-tonnen, dagegen im Juni 1919 von 16345000 Tonnen. Es hatte sich also Englands Dampferbestand um 2547000 Tonnen vermindert, das heißt um $13\frac{1}{2}$ Prozent. In der gleichen Zeit ist die Seedampferflotte der Vereinigten Staaten (ohne die Dampferflotte der großen Seen und der Philippinen) von rund 2027000 auf 9773000 Tonnen gestiegen. Sie hat um 382 Prozent zugenommen.

Für die Schifffahrtskonkurrenz kommt bekanntlich fast nur die Dampferflotte in Betracht; um das statistische Bild zu ergänzen, möchte ich aber doch kurz auf die Seglerflotte hinweisen. Allgemein bekannt ist, daß Amerika sehr viel Segelschiffe aus Holz besitzt. Ende Juni dieses Jahres hatte es 1090 solcher Segelschiffe mit einem Gehalt von 803472 Bruttoregister-tonnen, England nur 158 mit 29346 Brutto-tonnen. Aber selbst wenn wir diese Holzschiffe ganz außer Betracht lassen und nur die Stahl- und Eisensegler nehmen, hatte die nordamerikanische Union bereits England überholt. Amerika hatte nämlich Ende Juni dieses Jahres bereits 205777 Bruttoregister-tonnen solcher Segler, England nur 191282 Tonnen. Dabei ist in Berücksichtigung zu ziehen, daß die amerikanischen Segler meist jünger und größer sind. Die stählernen und eisernen Segler Englands halten im Durchschnitt nur ungefähr 906, die amerikanischen 1633 Bruttoregister-tonnen.

Ein ähnliches Größenverhältnis besteht auch zwischen den Dampfern beider Länder. Die englische Flotte enthält viele alte, während des Krieges abgenutzte, reparaturbedürftige Schiffe; die amerikanische Flotte meist neugebaute, moderne Schiffe. Ferner sind die amerikanischen Dampfer größer. Auf einen Dampfer der amerikanischen Ozeanflotte kommen im Durchschnitt 3118, auf einen englischen Dampfer nur 2169 Bruttoregister-tonnen. Die kleineren Schiffe, besonders die zahlreichen hölzernen Dampfer, die Amerika während des Krieges erbaut hat, sucht man neuerdings abzustoßen und baut dafür, wie aus den Berichten des Shipping-Board hervorgeht, zum Teil große stählerne Riesendampfer, darunter Dampfer von mehr als 50000 Brutto-tonnen.

Nach einem Bericht der Überseepost, der durch die Fachzeitung »Fair-play« bestätigt wird, hat allein im letzten Halbjahr das amerikanische Schiffsamt 62 regelmäßige Dampferlinien eingerichtet und in Betrieb genommen, auf denen 214 Dampfer mit einem Gehalt von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen Brutto-tonnen Dienst leisten. Von diesen neuen Schiffsrouten führen 29 nach Europa (darunter 11 nach London, Liverpool und Glasgow), 25 nach Südamerika und Westindien.

Dabei baut Amerika, wie sich aus den Berichten des Bureau of Navigation in Washington ergibt, rüstig weiter. Im Juli befanden sich zum Beispiel noch 683 stählerne Schiffe mit 3147500 Brutto-tonnen im Bau. Nach dem vom Schiffsamt aufgestellten Bauplan sollen im ganzen zu Beginn nächsten Jahres 16,7 Millionen Tonnen unter amerikanischer Flagge fahren. Führt die nordamerikanische Union in dieser Weise mit ihren

Schiffsbauten fort, dann wird ihre Handelsflotte bereits zu Beginn 1921 die englische weit überholt haben. Das amerikanische Kapital stürzt sich zurzeit mit einer wahren Eier auf die Schifffahrt. In den ersten acht Monaten des laufenden Jahres (vom 1. Januar bis Ende August) sind in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 193 Millionen Dollar (gegen 76 Millionen Dollar im gleichen Zeitraum des Jahres 1918) in Schifffahrts- und Schiffsbauunternehmungen angelegt worden, hauptsächlich in Reedereigesellschaften. Allein im August sind 18 Reedereigesellschaften entstanden, darunter die Boston Pacific Co. mit 30 Millionen Dollar und die Green Star Steamship Corporation mit 10 Millionen Dollar Kapital.

Vielfach heißt es zwar in unseren Handelsblättern, die Gefahr der amerikanischen Schifffahrtskonkurrenz werde auf englischer Seite überschätzt. Amerika hätte allzu teuer gebaut, besonders hätten die in den Kriegsjahren auf Regierungskosten gebauten Dampfer — ungefähr 70 Prozent der Gesamtzahl — zu hohe Baukosten verschlungen. Zudem wären die Löhne der amerikanischen Schiffsmannschaften viel zu hoch. Die amerikanischen Sachverständigen schätzen durchweg die Möglichkeit eines rentablen Wettbewerbs mit England viel günstiger ein. Man darf sich über die Konkurrenzfähigkeit nicht durch die Klagen gewisser amerikanischer Blätter täuschen lassen. Sie arbeiten im Interesse bestimmter Reederkreise darauf hin, daß das Schifffahrtsamt seinen Besitz an Schiffen — zurzeit $4\frac{1}{2}$ Millionen Registertonnen — zu möglichst niedrigen Preisen an die Privatreederei abläßt, da diese naturgemäß gegen jeden staatlichen Schifffahrtsbetrieb sind.

Aber mag nun die amerikanische Regierungslotte in den Besitz privater Schifffahrtsgesellschaften übergehen oder der Staat einen Teil der Schifffahrt in eigene Regie nehmen, mögen ferner dabei der Staat oder einzelne Schifffahrtsgesellschaften auch noch so große Verluste erleiden, die Konkurrenz der amerikanischen Handelsflotte als Ganzes wird dadurch nicht ausgeschaltet. Wer glaubt, die Vereinigten Staaten würden ihre durch riesige Anstrengung errungene Stellung auf dem Weltschifffahrtsmarkt leichtfertig wieder aufgeben, schätzt die Amerikaner, ihre Zähigkeit und ihr durch den Krieg noch mehr gesteigertes Selbstbewußtsein zu gering ein. Wenn es nötig sein sollte, wird man sich in Amerika nicht im geringsten scheuen, durch wohlausgeklügelte Schifffahrtsgesetze, durch besondere Schifffahrtsverträge und selbst durch direkte Staatssubsidien dem amerikanischen Konkurrenzkampf auf dem Schifffahrtsmarkt nachzuhelfen.

Dieser Fortschritt der Vereinigten Staaten gegenüber England ließe sich noch auf verschiedenen anderen Wirtschaftsgebieten, besonders auf dem Gebiet der Eisen- und Stahlfabrikation, nachweisen, doch müssen hier die obigen Zahlen genügen. Zwar wird sich, wenn erst der Kriegszustand überwunden ist, manches wieder ändern, England wird wirtschaftlich wieder erstarken und sicherlich einzelne verlorene Positionen zurückgewinnen; aber seine frühere Position gegenüber Amerika kann es nicht wiederherstellen. Das Kräfteverhältnis zwischen beiden Mächten hat sich gründlich zuungunsten Englands verschoben. John Bull wird sich gezwungen sehen, fortan einen harten Konkurrenzkampf gegen die Vereinigten Staaten zu führen, und zwar zum Teil unter Bedingungen, die seinen Erfolg in Frage stellen.

(Schluß folgt)

Räteregierung und „Regierung von Räten“

Beitrag zum Jubiläum der russischen Räteregierung

Von R. L.

»Wir haben keine Regierung von Räten, sondern eine Räteregierung.« Durch diesen Gegensatz kennzeichnete kürzlich ein russischer Sozialdemokrat die Lage, in die die russische Räteverfassung geraten ist. Die bolschewistische Regierung tritt die »Verfassung der sozialistischen, föderativen Räterepublik« mit Füßen, wobei sie mit der Hand voll Stolz auf sie hinweist. Dieses verfassungswidrige Benehmen der russischen Räteregierung soll, wie manche russische Sozialisten behaupten, eine der Hauptursachen des Mißerfolgs des Sozialismus in Rußland sein. Die Räteverfassung, das Räteystem sind, ihrer Meinung nach, zur Erkämpfung des Sozialismus unentbehrlich, aber die Regierung müsse, meinen sie, verfassungsgemäß handeln. An diese Ansicht, die den geschichtlich notwendigen Zusammenhang des bolschewistischen Terrors und überhaupt der bolschewistischen Willkürherrschaft mit dem Räteystem nicht zu verstehen vermag, erinnern mich jene deutschen »Unabhängigen«, die die Meinung haben, man müsse wagen, »um der Überwindung des Kapitalismus willen sich, wenn es notwendig ist, über die Forderungen der formalen Demokratie hinwegzusetzen« — und die dabei doch glauben, die bolschewistische terroristische Methode könne ihnen erspart bleiben. Viele von den Bolschewisten haben das vielleicht auch gedacht, als sie den verhängnisvollen Weg der »Räteregierung« betraten. Aber es hat ihnen nichts geholfen. Die Geschichte läßt sich nicht überlisten.

Die Idee der Räterediktatur wurde zuerst von Lenin in einigen Thesen verfochten, die er kurz nach seiner Ankunft in Rußland veröffentlichte. Damals fand er aber wenig Entgegenkommen. Der erste Rätekongreß wollte davon nichts wissen. Nach dem mißlungenen Versuch, durch einen Putsch in Petersburg dem ersten Rätekongreß die Vollmacht aufzuzwingen, hieß es bei den Bolschewiki, man müsse zuerst die Mehrheit in den Räten erobern. Im August—September 1917 hatten sie ihr Ziel erreicht. Die Untätigkeit der Kerenski-Regierung, ihre Unfähigkeit, die großen innen- und außenpolitischen Probleme, die von der Revolution gestellt waren, zu lösen, trieb die revolutionär gesinnte Bevölkerung nach links. Die Bolschewiki, die es verstanden, jeden falschen Schritt der provisorischen Regierung als Agitationsmittel auszunutzen, und die alle Forderungen zu befriedigen versprachen, sammelten um die Räte große, für russische Verhältnisse gut organisierte Volksmassen. Zur Zeit des zweiten Rätekongresses (November 1917) waren die Begriffe Rätevollmacht und Bolschewistenvollmacht schon fast gleichbedeutend. Durch die Räte kamen denn auch die Bolschewisten ans Ruder. Die Mehrheit des zweiten Rätekongresses billigte den Staatsstreich (7. November) und hieß die neue Regierung willkommen, die ausschließlich aus Bolschewisten bestand. Es ist bemerkenswert, daß Lenin, der von Anfang an nur an die Diktatur der Bolschewistenpartei dachte, wenn er von Rätevollmacht sprach, es nicht leicht hatte, seine politischen Freunde von Verhandlungen mit den rechtssozialistischen Parteien zur Bildung einer Koalitionsräteregierung abzuhalten. Es gelang ihm erst, nachdem die Verhandlungen bereits begonnen hatten. Viele Bolschewisten dachten damals, es handle sich wirklich um eine Räteregierung!

In der ersten Zeit nach dem 7. November gewannen die Bolschewisten durch ihre Sozialisierungs- und Friedensdekrete immer mehr Anhänger. Ihre dominierende Stellung in den Räten blieb unerschütterter. Obgleich die Regierung sich von vornherein darauf vorbereitet hatte, nötigenfalls die Nationalversammlung abzuschaffen, gab ihr ihr Erfolg Anlaß, zu hoffen, die Konstituante würde eine Bolschewistenmehrheit haben und zugunsten der Räteregierung auf die Macht verzichten. Zu jener Zeit machte der Bolschewik Larin den Vorschlag, der Kadettenpartei (der Deutschdemokratischen Partei entsprechend) das passive Wahlrecht zu entziehen, um der Konstituante eine bolschewistische Mehrheit zu sichern. Schließlich wurde beschlossen, die Nationalversammlung auseinanderzulassen. Am 5. Januar 1918 erfolgte die Sprengung, und der dritte Rätekongreß, der bald nachher zusammengerufen wurde, bestätigte die Richtigkeit dieser »revolutionären« Maßnahme. Da, wie gesagt, die Bolschewisten damals eine wirkliche Mehrheit in den Räten besaßen, war der Rätekongreß und die von ihm gewählte Zentralerexekutive am besten geeignet, die Diktatur der bolschewistischen Partei unter einer pseudodemokratischen Maske zu verbergen.

Aber bald darauf fingen die Waffenbrüder und die Stützen der Bolschewisten an, zu desertieren. Die Armee, die unter der Devise »Nieder mit dem Kriege« die Straßenkämpfe in den Hauptstädten, die Schlachten um Gafschina und den Feldzug gegen Korniloff und Kaledin (Führer der antibolschewistischen Truppen im Süden Rußlands) durchgemacht hatte, wandte der Regierung den Rücken, als der Waffenstillstand mit Deutschland unterzeichnet war. Auch das Bauerntum verließ sie, nachdem die Sozialisierung des Landes dekretiert worden war. Eine Maßnahme, die sich als Aufteilung und Ausplünderung des Großgrund- und Staatseigentums erwies. Alle Bemühungen der Regierung, eine auf sozialistischen Prinzipien beruhende Landwirtschaft zu organisieren und Brot von den Bauern zu erhalten, scheiterten an deren hartnäckigem Widerstand. Auch die Arbeiter, deren Lage nur scheinbar besser wurde, in Wirklichkeit aber sich während der sozialistischen Regierung wesentlich verschlimmerte, wurden nach Verlauf einiger Monate wieder empfänglicher für die Warnungen der Rechtssozialisten, die scharfe Kritik an der allgemeinen Politik der Regierung übten. Die Revolution, die ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, ging nun abwärts. Der wirtschaftliche Zusammenbruch, der Abfall Sibiriens, des Kaukasus und der Ukraina, die Gärung auf dem flachen Lande — das waren die Folgen des Bürgerkriegs. Die bolschewistische Regierung wurde gezwungen, zur Gewalt zu greifen. Das Räteystem, das den Bolschewisten geholfen hatte, die Macht zu erobern, mußte nun dem Zweck der Machtbehauptung dienen. Jetzt galt es, die Macht durch Gewalt zu erhalten. Das, was früher von den Bolschewisten als Vorteil des Räteystems gepriesen wurde, daß es durch Abberufung und Neuwahl stets ermögliche, die politische Gesinnung der Massen zum Ausdruck kommen zu lassen, wurde nun beim Abflauen der revolutionären Stimmung zum Hemmnis.

Es war selbstverständlich, daß ein antibolschewistischer Bauer oder Arbeiter keinen Bolschewisten wählen würde, einerlei, ob in die Nationalversammlung oder in den Rat. Da half das, was die »Unabhängigen« Crispin und Koenen als im Interesse der Sicherung und Fortführung der Revolution liegend betrachteten: die indirekten Wahlen des Rätekongresses.

Es erwies sich als notwendig, den Rätekongreß beziehungsweise die Zentralekutive von den Volksmassen unabhängig zu machen; denn obgleich Lenin einmal den Links-Sozialisten-Revolutionären, die eine Zeitlang in der Exekutive ziemlich stark vertreten waren und ihre Unzufriedenheit darüber aussprachen, daß die Regierung die Befehle der Exekutive nicht mitteile, sondern selbständig die Befehle veröffentliche, um sich post festum von der bolschewistischen Mehrheit ihren Stempel dazu geben zu lassen, das Wort vom Parlamentskretinismus zurief (ganz wie der Zarenminister Kokowzew, der in der Duma einmal sagte: »Gott sei Dank, wir haben kein Parlament«) — war es doch der Regierung nicht angenehm, sich mit der Zentralekutive zu überwerfen. Viel besser schien es ihr, eine solche Exekutive zu schaffen, die möglichst zahm wäre. Da die Stadt-, Dorf- usw. Räte, aus deren Vertretern der Rätekongreß zusammengesetzt ist, die Macht im Lande hatten (denn alle Gemeinden, Magistrate, überhaupt alle auf Grund des allgemeinen Wahlrechts entstandenen Verwaltungsstellen waren abgeschafft), so vermochte die bolschewistische Regierung im Kampfe gegen die widerspenstigen Räte zwei Ziele zu erreichen: die Befestigung der Diktatur der Kommunistischen Partei an der Peripherie und im Zentrum. Schon in diesem Kampfe wurden die verschiedensten Mittel angewendet, vor allem der Terror. Die Verhaftung (häufig auch Hinrichtung) von »konterrevolutionären Sozialrevolutionären, Menschewisten, Weißgardisten und anderen Salunken« wurde fäglich geübt. Dabei wurde nicht darauf geachtet, ob diese Opfer zu den Rätemitgliedern zählten, also Vertrauensmänner der Arbeiter und Bauern waren, oder nicht. Wo das aber nicht half und die Räte doch oppositionell blieben, wurden sie aufgelöst und durch »militär-revolutionäre Komitees« ersetzt. Die letzteren bestanden meistens aus ganz ortsfremden Leuten, die als Söldner und Beamte der Regierung aus einer anderen Stadt geschickt wurden. Sie konnten ganz nach Belieben wüten; die Regierung duldete alles. Auf dem flachen Lande ging es ebenso zu. Da die Bauern die größte Gefahr für die Regierung bildeten, Geld und Waffen, die sie vom Kriege mit nach Hause gebracht hatten, besaßen und der »Sozialisierungspolitik« feindlich gegenüberstanden, machte die Regierung große Anstrengungen, um die »Konterrevolution« auf dem flachen Lande zu bekämpfen. Die Bauern wurden nach der Sozialisierung des Landes in zwei Schichten gefeilt: in die wenig und die nichts Besizenden einerseits und die Vermögenden (deren es mehr gab als in der ersten Schicht) andererseits. Die eine Schicht wurde gegen die andere ausgespielt. Es wurden statt der Bauernräte »Komitees des armen Bauernturns« geschaffen, die vielfach aus Dorfarmen und Nichtstuern zusammengesetzt waren.

Ein Artikel aus einer Provinz-Bolschewistenzeitung (Ende August 1918) schildert, wie diese »Organisationen« gemacht wurden. Es kommt ein Agitator (ein Fremder) ins Dorf, erklärt auf einer Versammlung, worum es sich handelt, und nachdem er einige Anhänger gefunden hat, bildet er eine Gruppe. Dann korrespondiert er mit dem Vorstand der Kommunistenpartei der nächsten Stadt, die Gruppe bekommt von dort Waffen, der Bauernrat wird auseinandergejagt und die »Vollmacht der Räte« konstituiert. Entsteht eine Revolte der Bauern, so wird sie durch eine Strafexpedition niedergeworfen.

Abgesehen von Gewaltmitteln, hat die Bolschewistenregierung auch zu sogenannten »legalen« Mitteln gegriffen, um ihr Ziel zu erreichen. Hierher gehört die unregelmäßige Vertretung der Stadt- und Distrikträte auf dem allrussischen Sowjetkongreß, wo die Städte eine verhältnismäßig bedeutend höhere Stimmenzahl haben als das flache Land. Zu diesen Kunststücken gehört auch die Instruktion für die Neuwahlen des Petersburger Rates, die veröffentlicht wurde, als die Verfassung noch nicht existierte. Laut dieser Instruktion wurden die Angestellten aller Regierungsämter wahlberechtigt. Um dieses Manöver zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß das zu einer Zeit geschah, als die Privatunternehmen noch nicht abgeschafft waren, deren Angestellte aber kein Wahlrecht besaßen. Außerdem herrschte damals bei den Intellektuellen und den Rechtssozialisten Borkhoffstimmung. In allen diesen Ämtern wimmelte es von Gesindel, das durch Schieben und Bestechen viel Geld machte. Wie bei diesen Wahlen verfahren wurde, um die gewünschten Personen durchzubringen, zeigt folgendes Dokument:

R. S. F. R. R.

Vollzugsausschuß des U. u. R.-G.-Rates
von Melenkof

Sehr eilig!

Instr.-Inf.-Abteilung

25. Febr. 1919

Dem Woinowsky Dorfrat

Die Amtsbezirkverwaltungsabteilung schreibt Ihnen vor, sehr eilig Neuwahlen des Vollzugsausschusses des Dorfrats, der Verfassung der R. S. F. S. P. gemäß, zu veranstalten. Es müssen gewählt werden: Vorsitzender N. Riabof, Mitglied W. Solowief und Sekretär Kreinof. Diese Leute, da sie ihrem Beruf nach geeignet sind, müssen unbedingt gewählt werden. Sollte dieser Befehl nicht erfüllt werden, werden die Schuldigen strengstens bestraft werden. Usw. (Dielo Naroda)

So wird es »der Verfassung gemäß« gemacht. Die Wahlen zu den Räten sind meistens eine bloße Komödie. Nur die bolschewistische Fraktion kennt ihre Kandidaten — die übrigen Parteien wagen es nicht, teilzunehmen: Freiheit und Leben sind jedem teuer. »Wer ist gegen diese Kandidaten?« fragt der Vorsitzende der Versammlung. Kein Arm erhebt sich, folglich sind die Kommunisten mit allen Stimmen gewählt. Ein Sozialdemokrat, der gegen eine derartige Wahl während der Wahlversammlung die Stimme erhob, wurde von seinen Bekannten gefragt, ob er verrückt sei oder ob er schnurstracks ins Gefängnis wolle. Und da dieses Lustspiel schon lange ein Lastspiel ist sowohl für die bolschewistische Regie wie für die Schauspieler und Statisten, wird es nicht, wie die Verfassung es fordert, alle Vierteljahre veranstaltet, sondern höchstens, wenn am Horizont neue, »ihrem Beruf nach geeignete Männer« auftauchen, die in den Rat müssen. Es ist selbstverständlich, daß bei diesem System jeglicher Kontakt zwischen den Massen und der Regierung unmöglich wird. Die Rätekongreßwahlen stehen in keinem Zusammenhang mit den Wahlen der Stadt- und Dorfräte, und die Arbeiter und Bauern haben infolge der indirekten Wahlen oft gar keine Ahnung, wer eigentlich ihr Vertreter auf dem Rätekongreß ist. Freilich können sie ruhig sein: wer es auch sei, er wird für alles stimmen, was ihm von Lenin befohlen wird. . . .

Die russische Räteregierung, die als Ergänzung des Terrors nur ein Mittel zur Aufrechterhaltung der bolschewistischen Herrschaft ist, ist lediglich aus solchem Zusammenhang heraus zu verstehen. Aber ist sie es wert,

als Märtyrerin, die von den Bolschewisten vergewaltigt wird, dargestellt zu werden? Kann man sich vorstellen, daß diese Verfassung eine Grundlage bilden könnte für eine Regierung, die ohne Terror herrschen will? Es wird behauptet, daß die Verfassung der großen Mehrheit des Volkes das Wahlrecht gibt. Wenn das der Fall ist — welches ist ihr Vorzug vor einer Nationalversammlung, die auf Grund des allgemeinen Wahlrechts zusammengerufen ist? Besteht er darin, daß die Bourgeoisie, die Konterrevolutionäre nicht an die Urnen gelangen können? Laut Verfassung haben ja aber alle Angestellten das Wahlrecht, und der größte Teil der russischen Bourgeoisie ist zu »Papierschwierern« in den zahllosen Kommissariaten, Bureaus usw. der Sowjetregierung geworden. Oder besteht er etwa darin, daß die Bauern je einen Vertreter auf 125 000 Köpfe wählen können, während das Stadtproletariat ihrer fünf wählt?

Als Ergänzung des Terrors ist die russische Räteverfassung ein Kind der Willkürherrschaft und kann nur deren Zwecken dienen.

Recht und Gewalt im Befreiungskampfe des Proletariats

Von Franz Laufhütter

I

Eine der eigenartigsten und zugleich erfreulichsten Erscheinungen in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist das Emporsteigen einer früher unterdrückten Volksklasse auf eine höhere Stufe wirtschaftlicher und rechtlicher Freiheit. Die Kulturgeschichte erzählt uns von dem Aufstieg der verschiedenen Völker aus tierischen oder halbtierischen Zuständen; die Sozialgeschichte erzählt uns, wie sich innerhalb ein und desselben Volkes die Unterschichten in zäher, unermüdlicher Arbeit emporgerungen, wie sie um ihre Gleichberechtigung gekämpft haben. Wenn dies Ziel auch vielleicht noch niemals völlig erreicht worden ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß das moderne Proletariat in den letzten Jahrzehnten diesem Ziel nähergekommen ist. Das ist um so bewundernswürdiger, als es sich um eine Klasse handelt, die bislang in jeder Beziehung rückständig war: sie war besitzlos und rechtslos, unwissend und ungeschult, uneinig und unorganisiert, während die herrschende Klasse sich auf ihre wirtschaftliche, rechtliche und geistige Übermacht stützte. Aber in den Unterschichten lebte das Klassengefühl, das sich allmählich zum Klassenbewußtsein entwickelte und einen Klassenwillen erzeugte, der jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen suchte. Dagegen war der Widerstand der besitzenden und bevorrechteten Schichten auf die Dauer machtlos. Der Befreiungskampf des Proletariats vollzog sich mit der Unabwendbarkeit eines Naturgesetzes. Die Formen dieses Kampfes haben gewechselt, auch die Waffen sind im Laufe der Zeit andere geworden, Wesen und Ziel dieses Kampfes sind jedoch die gleichen geblieben. Er dreht sich heute noch wie vor Jahrtausenden um die Anteilnahme des einzelnen Menschen oder der einzelnen Gruppe an den wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Gütern, die uns Natur und Arbeit schaffen.

In diesem proletarischen Befreiungskampfe spielt offenbar der Rechtsgedanke eine überragende Rolle, das Recht ist der Angelpunkt, um den sich der Kampf dreht. Die Unterschichten wollen ihr Recht

haben, ihr gutes Recht, und um dieses Recht kämpfen sie. Sie wollen keine Gnade und keine Wohltaten; sie wollen lediglich das haben, was ihnen von Rechts wegen zukommt, sie pochen auf ihr gutes Recht, und sie empfinden den Kampf, den sie zu führen haben, als einen Rechtskampf. Das hochgesteigerte Selbstbewußtsein eines modernen Proletariers, ein Erzeugnis unseres hochentwickelten Wirtschafts- und Bildungswesens und vor allen Dingen der Organisationsarbeit, dies Bewußtsein von dem Werte, der Würde und der Bedeutung der Arbeit und des Arbeiters sträubt sich gegen die Entrechtung und die Zurücksetzung der Proletarier gegenüber den anderen Volksschichten. Das hochentwickelte Rechtsbewußtsein läßt den Proletarier seine wirtschaftliche Ausbeutung durch das Kapital, seine soziale Entwertung durch die »bessere« Gesellschaft und seine politische Degradierung durch den Staat gleichermaßen als ein Unrecht empfinden. Darum fordert er das gleiche Recht für alle, die Gleichberechtigung auf allen Gebieten, er fordert das Recht auf Arbeit und Existenz, auf Bildung und Kultur, er fordert das Mitbestimmungsrecht im wirtschaftlichen und politischen Leben. Der Sozialismus erscheint ihm als die Verkörperung und Verwirklichung des Rechtsgedankens, den Sieg des Sozialismus stellt er sich vor als den Sieg des Rechts über das Unrecht.

Der Kampf ums Recht schließt alles in sich, was die Arbeiterklasse auf wirtschaftlichem, sozialem, kulturellem und politischem Gebiet erstrebt. Der Rechtsgedanke ist das Banner, unter dem sich der Befreiungskampf abspielt, er ist die Triebkraft in dem Ringen um die sozialistische Gesellschaft, er ist der Hebel, mit dem die alte Gesellschaft aus den Angeln gehoben wird. Wer die Bedeutung der sozialen Bewußtseinsformen für den Aufstieg der Unterschichten kennt, der weiß, welch starken Einfluß das proletarische Rechtsbewußtsein, der eigentliche Kern des Klassenbewußtseins, auf den proletarischen Klassenkampf ausgeübt hat und noch heute ausübt. Der Grundsatz: »Recht muß Recht bleiben, und wenn auch die Welt zugrunde geht!« drückt das aus, was ein moderner Proletarier, der durch die harte Schule der Ungerechtigkeit gegangen ist, in seinem innersten Herzen empfindet und für wahr hält. Der Wille zum Recht, der unbeugsame Wille, das eigene Recht zu wahren, drückt dem proletarischen Befreiungskampf seinen Stempel auf. Nur jene Sklavenseelen, die noch die Male der Knechtschaft an ihren Armgelenken tragen, haben hierfür keine Empfindung und kein Verständnis, sie wollen das alte Unrecht durch ein neues Unrecht, eine alte Knechtschaft durch eine neue Knechtschaft ersetzen.

Da das Recht eine sozialgeistige Erscheinung ist, die aus den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen eines Volkes und einer Zeit herauswächst, so erklärt sich daraus der Wandel des Rechts im Wandel der Zeiten. Wenn sich der ökonomische Unterbau der Gesellschaft ändert, so verändert sich auch der sozialgeistige Oberbau, wie wir das bei der Veränderung der Rechts- (und Moral-) Begriffe deutlich beobachten können. Allerdings vollzieht sich die Veränderung des sozialgeistigen Oberbaus manchmal nur sehr langsam, das Recht ist erstarrt und verknöchert; es steht da wie eine vom Einsturz bedrohte Ruine, der der Boden entzogen worden ist. Dann empfinden weite Schichten der Bevölkerung das bestehende Recht als ein Unrecht, gegen das sich ihr höher entwickeltes Rechtsbewußtsein empört. Man spricht dann von der Relativität des Rechts, man sagt dann, daß Recht und Unrecht identisch

sind, daß man sie von ganz verschiedenen Seiten aus betrachten könne. Recht und Unrecht sind identische Begriffe — rein philosophisch aufgefaßt —, es kommt nur darauf an, von welchem Gesichtspunkt aus man sie betrachtet, welchen Maßstab man anlegt. Ob man in einem gegebenen Fall eine Handlung oder einen Zustand gerecht oder ungerecht nennt, ist abhängig von dem Interesse des Beurteilers. Das (vorwiegend wirtschaftliche) Interesse bestimmt das Urteil, der Wille, dies Interesse durchzusetzen, modelt das Urteilsvermögen, wobei sich Wille und Interesse allerdings gern hinter dem Nebel der Illusion verbergen.

Im Altertum hatten die Sklavenbesitzer das unbeschränkte Recht über ihre Sklaven, das so lange anerkannt wurde, als die Sklavenarbeit die einzig mögliche Grundlage des Wirtschaftslebens war. Dies Recht galt nach der allgemeinen Auffassung, der sich selbst die größten Denker beugten, als ein unabänderliches, unantastbares, »göttliches« Recht, aber alle, die unter diesem Recht litten, also vornehmlich die Sklaven selbst, erblickten darin ein schreiendes Unrecht, das beseitigt werden müsse. Die Feudalherren des Mittelalters hatten das Recht, von den zinspflichtigen Bauern Abgaben und Frondienste ohne Entschädigung zu verlangen. Auch sie hüllten dies Recht in den Mantel der Illusion, als ob es sich hier um eine göttgewollte Einrichtung handle, aber die unter diesem Recht leidenden Bevölkerungsschichten empfanden es schließlich als ein Unrecht, das beseitigt werden müsse. Der moderne Kapitalismus beruht auf dem Ausbeutungsrecht, und er sucht dies Recht durch die Vorspiegelung zu begründen, daß es auch dem Interesse der Arbeiter und den Anforderungen des Wirtschaftslebens entspreche, er nennt es ein erworbenes Recht, und er sieht darin die Grundlage der sogenannten göttlichen Weltordnung. Daß die denkenden Arbeiter das kapitalistische Recht als Unrecht empfinden, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Der gleiche Gegensatz tritt bei allen modernen Rechten zutage; wir erinnern nur an das Wahlrecht, das Koalitionsrecht, das Entlassungsrecht des Unternehmers usw. Was die eine Volksgruppe für ein Recht erklärt, das hält die andere für ein Unrecht.

Im Laufe der Entwicklung kommt den Unterschichten der Doppelcharakter des Rechts immer deutlicher zum Bewußtsein, sie erkennen nunmehr klar, was sie früher nur instinktiv empfanden. Diese Erkenntnis ist der Stachel im Fleisch des modernen Proletariats. Die Überzeugung, daß der Proletarier weniger Recht haben soll als die Oberschichten, bringt sein Blut in Wallung. Die Ungerechtigkeit, die der kapitalistischen Gesellschaft aus allen Poren dringt, weckt den Willen, eine neue Rechtsordnung zu schaffen. Diese Überleitung vom alten Recht zum neuen Recht vollzieht sich erfahrungsgemäß unter heftigen Kämpfen. Die bevorrechtigten Schichten stützen sich auf ihr Recht und wollen von ihm nicht lassen, sie sträuben sich erklärlicherweise gegen die Beschränkung ihrer bisherigen Rechte — es widerstrebt der menschlichen Natur, auf ein Recht zu verzichten, das man besitzt — und halten krampfhaft an dem alten Rechtszustand fest. Dagegen wächst in den Unterschichten der Drang nach Rechtsgleichheit. Sie wollen die alten Vorrechte beseitigen und sich die Gleichberechtigung auf allen Gebieten des menschlichen Zusammenlebens erobern.

Das Recht der Oberschichten stützt sich auf ihre Macht, die selbst wieder beruht auf dem materiellen Besitz, der geistigen Überlegenheit, der inneren

Geschlossenheit und — der Ohnmacht der unterdrückten und entrechteten Schichten, die nicht nur wirtschaftlich ohnmächtig sind, sondern auch durch Kirche und Schule in einer geistigen Unterwürfigkeit festgehalten werden. Auch der moderne »Rechtsstaat«, der in Wirklichkeit ein Werkzeug der Bevorrechtigten ist, stellt sich dem Willen zur Rechtsgleichheit entgegen. Alle diese Hindernisse können die Unterschichten nur dadurch überwinden, daß sie ebenfalls zu einer Macht werden, die der Macht der Oberschichten gewachsen ist. Um diese Macht zu erlangen, haben sie sich zu starken politischen und wirtschaftlichen Organisationen zusammengeschlossen, sie haben sich geistig und sittlich geschult, sie haben alle Mittel angewandt, die einen Menschen und eine Klasse mächtig machen. Auf diese Weise sind sie zu einer Macht geworden, mit der die Oberschichten rechnen müssen — was daraus erhellt, daß das Mitbestimmungsrecht des Proletariats im politischen und wirtschaftlichen Leben fortwährend erweitert worden ist und daß auch im gesellschaftlichen Leben der Arbeiter eine bedeutend höhere Stufe erklimmen hat als früher. Rein äußerlich tritt dieser Aufstieg in der Steigerung des proletarischen Selbstbewußtseins deutlich zutage, in dem sich die veränderte Struktur unseres politischen, wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Lebens widerspiegelt.

An und für sich liegt die Möglichkeit vor, daß sich das neue Recht auf dem Wege der Evolution, ohne Anwendung von Gewalt durchzusetzen vermag, und in der Tat haben wir gerade in den letzten Jahrzehnten diese evolutionäre Entwicklung im Gebiet des Rechts beobachten können. Die Unterschichten selbst haben kein Interesse daran, den Rechtskampf zu einem Gewaltkampf zu machen. Die Sozialdemokratie stand grundsätzlich auf dem Standpunkt, daß es wünschenswert sei, die Emanzipation des Proletariats ohne gewaltsame Mittel durchzuführen, und sie hat, wie aus den Erklärungen der Führer hervorgeht, Gewaltakte als Kampfmittel abgelehnt. Wenn sie sich auch eine revolutionäre Partei nennt, so war sie doch im Grunde ihres Herzens evolutionär, sie war revolutionär in den Zielen, aber evolutionär in den Mitteln. Die »Revolution im Heugabelsinn«, die in der Phantasie ihrer Gegner spukte, lehnte sie ab, und wenn sich in den Reihen der über die Entrechtung und Unterdrückung erbitterten Arbeiter gewaltrevolutionäre Strömungen bemerkbar machten, so erblickte sie darin einen Rückfall in einen überlebten bürgerlichen Revolutionarismus. Dabei verkannte sie jedoch niemals, daß unter Umständen die Anwendung von Gewalt im Kampf ums Recht unvermeidbar ist. Wenn die besitzenden und bevorrechteten Klassen durch ihren Widerstand gegen die Neugestaltung der Dinge die Gegensätze auf die Spitze treiben, so muß eine Explosion erfolgen, der Widerstand muß mit Gewalt gebrochen werden. Dann wird die Revolution zu einer unabwiesbaren Notwendigkeit, die ruhige Evolution wird durch einen Gewaltakt unterbrochen. Die alte Gesellschaft wird gesprengt durch die neue, die sich in ihrem Schoße gebildet hat — wie ein Rücken im Ei die Schale zerbrechen muß, damit das neue Lebewesen ins Dasein treten kann. Ob eine größere oder geringere Gewalt angewandt werden muß, hängt ab von dem stärkeren oder schwächeren Widerstand der bevorrechtigten Klasse.

II

Die Menschheitsgeschichte lehrt uns, daß bisher noch in jedem Falle der Widerstand der alten Rechtsordnung durch Gewalt gebrochen werden mußte, was Marx in dem Satz ausdrückt, daß die Gewalt die Geburtshelferin einer jeden neuen Gesellschaft ist, und auch die Ereignisse des letzten Jahres in Deutschland haben diese Wahrheit bestätigt. Daraus folgt, daß eine grundsätzliche Ablehnung eines revolutionären Eingreifens falsch ist und daß auch die Gegner der Neugestaltung Deutschlands mit der Revolution als einer gegebenen Tatsache rechnen müssen.

Dabei darf aber niemals vergessen werden, daß eine Revolution immer nur ein zeitweiliger Akt ist und nicht in Permanenz erklärt werden darf. Die Revolution als Dauerzustand widerspricht den Entwicklungsgesetzen. Sie unterbricht die evolutionäre Entwicklung zeitweilig, muß dann aber wieder in evolutionäre Bahnen einlenken. Um an das Bild von Marx anzuknüpfen, die Geburt der neuen Gesellschaft, die sich im Schoße der alten entwickelt hat, ist ein revolutionärer gewaltsamer Eingriff, um dem neuen Lebewesen Bewegungsfreiheit und Lebensmöglichkeit zu verschaffen, ist aber der Geburtsakt vollzogen, so setzt die gewaltlose Entwicklung wieder ein. Darum haben jene Leute kein Recht, sich auf Marx zu berufen, die da meinen, auf dem Wege der Gewalt eine neue Gesellschaft gestalten zu können. Die Revolution kann nichts Neues schaffen; sie kann nur dem Neuen die Bahn öffnen. Sie räumt die Hindernisse hinweg, die der Neugestaltung im Wege standen, und muß dann diese Neugestaltung der Evolution überlassen. Eine jede Revolution ist deshalb etwas Doppeltes, sie ist Umsturz des Bestehenden, zugleich aber auch Anfang und Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung, die natürlich an das Alte anknüpfen muß. Im Gebiet der Natur mag die Katastrophentheorie gelten, in der Menschheitsentwicklung gilt das Gesetz der durch Revolutionen unterbrochenen organischen Entwicklung. Dafür liefert die seit der Revolution verflossene Zeit den sprechendsten Beweis. Entgegen dem Bestreben der Nichts-als-Revolutionäre, die Revolution weiterzutreiben und die eine Revolution durch die andere abzulösen, zeigt sich überall der Wille, die Verhältnisse zu konsolidieren und einen neuen, höheren Rechtszustand zu schaffen, der nicht mehr auf dem Boden der Gewalt, sondern auf dem der Gleichberechtigung aller Staatsbürger und Staatsbürgerinnen beruht.

Auch im Gebiet des Wirtschaftslebens sehen wir neben dem Drang, die Unternehmer zu entrechteten und zu enteignen, den ehrlichen Willen, auch den Unternehmern ihr Recht zu geben. Die Formel: »Alle Macht den Arbeiterräten!« und die andere: »Das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter im Arbeitsprozeß!« bringen diesen Gegensatz zum Ausdruck. Es vollzieht sich gegenwärtig eine deutlich erkennbare Scheidung der Geister, die Wege der Gewaltpolitiker trennen sich von denen der Rechtspolitiker, und dieser Kampf zwischen Gewalt und Recht drückt unserer Zeit den Stempel auf.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Sozialdemokratie die Gewaltpolitik grundsätzlich ablehnt. Selbst in der Zeit des Sozialistengesetzes, als sie geächtet und entrechtet war, hat sie sich geweigert, den Boden des Rechts zu verlassen. Auf dem Parteitag in St. Gallen (2. bis 6. Oktober 1887) behandelte Wilhelm Liebknecht in seinem Referat »Das Verhältnis

der Sozialdemokratie zu den Anarchisten« das Verhältnis zwischen Recht und Gewalt. Er führte aus:

»Ersichtlich für uns in Betracht kommen nur jene leidenschaftlichen Naturen, in denen das Gefühl erlittenen Unrechts alle anderen Gefühle beherrscht und alle Rücksichten zurückdrängt — fanatische, kräftige, kühne Naturen, denen der revolutionäre Entwicklungsprozeß zu lange dauert und die in ihrer Ungeduld den Sieg des Proletariats beschleunigen wollen. Im Bewußtsein ihrer persönlichen Kraft glauben sie durch ihr persönliches Handeln, durch Anwendung von Gewalt die ersehnte Revolution herbeiführen zu können. Diese Anschauung ist psychologisch leicht zu erklären, allein sie ist nicht richtig, sie beruht auf einer falschen Auffassung des Begriffs Gewalt und der geschichtlichen Bewegungsgesetze. Wohl war die Gewalt bisher die Geburtshelferin neuer Gesellschaften, aber nur weil die alten Gesellschaften sich mit Gewalt dem sein Recht fordernden Neuen widersetzten. Die Gewalt macht keine Revolution und ist überhaupt nicht revolutionär. Im Gegenteil, die Feinde der Revolution haben sich stets auf die Gewalt gestützt. . . . Die Gewalt ist weithäufiger ein reaktionärer als ein revolutionärer Faktor gewesen, wie ein Blick in die Geschichte zeigt. Die neuen Ideen haben stets die Gewalt gegen sich. . . . Macht ist nicht Gewalt. Der Macht der ökonomischen Entwicklung gegenüber ist die Gewalt Ohnmacht. . . . Ist es nicht Tatsache, daß die, die am tollsten den Kultus der Gewalt predigen, sich schließlich als Agenten der Gewalthaber entpuppten?«

Im Sinne dieser Ausführungen wurde einstimmig eine Entschliebung angenommen, in der es heißt: »Die Taktik der individuellen Anwendung der Gewalt führt nicht zum Ziel und ist, insofern sie das Rechtsgefühl der Masse verleßt, positiv schädlich und darum verwerflich.«

Dieser Standpunkt entspricht dem auch von Lassalle, Engels und anderen Führern stets eingenommenen, und er deckt sich auch mit der Auffassung Kants, daß jener Mensch verbrecherisch handle, der einen anderen Weg zum Aufstieg empfehle als den unter dem Banner des Rechts. Sehr richtig ist auch die Behauptung, daß die einseitige Gewaltpolitik dem Rechtsgefühl der Massen zuwiderlaufe und die Massen gegen die revolutionären Forderungen aufbringe. Unsere revolutionären Gewaltpolitiker befinden sich in einem verhängnisvollen Irrtum, wenn sie glauben, sie könnten die Volksmassen durch »das Weitertreiben der Revolution« revolutionärer machen. Gerade das Gegenteil ist der Fall, wenn sie so weiterarbeiten, werden sie immer mehr Volksgenossen von der Revolution weg der Reaktion in die Arme treiben. Der Putschismus ist der Nährboden der Reaktion. Sollten wir über kurz oder lang in unserem Vaterland wieder einen reaktionären Umschwung erleben, so mag sich das deutsche Volk bei den Gewaltpolitikern bedanken. Das ist ja das Gefährlichste bei jeder Gewaltanwendung, daß sie Gegengewalt herausfordert. Rechtlich liegt die Sache so, daß jeder grundsätzliche Anhänger der Gewaltpolitik seinem Gegner das Recht einräumen muß, auch seinerseits Gewalt anzuwenden und der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. In der Praxis bedeutet das, daß dann der Rechtskampf ausartet und der Gewaltkampf wieder die Herrschaft an sich reißt.

Wenn dieser Zustand bei uns eintreten sollte, so würde das nicht nur unserem staatlichen und wirtschaftlichen Leben unbeschreiblichen Schaden zu-

fügen, sondern es erscheint auch noch sehr fraglich, ob der Teil des deutschen Volkes, der auf dem Boden der Gewalt steht, auch die Macht besitzt, sich auf die Dauer siegreich zu behaupten und den anderen Teil, der das Recht auf seine Fahne geschrieben hat, dauernd zu entrechteten und zu unterdrücken. Ob sich die Diktatur des Proletariats, von der die Gewaltpolitiker so begeistert schwärmen, überhaupt verwirklichen läßt, ist ja im Grunde genommen eine Frage der Macht. Das mögen sich die Herren doch mal gründlich überlegen, ehe sie dem Proletariat eine Macht andichten, die es bei uns in Deutschland noch gar nicht hat und auch nicht haben kann nach dem Stand unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Die Überschätzung der eigenen Macht und die Unterschätzung der Macht des Gegners hat noch jeder Klasse und jedem Volke den Hals gebrochen, es wäre traurig, wenn sich auch an dem deutschen Proletariat die Wahrheit dieses Satzes erweisen sollte. Von rein taktischen Gesichtspunkten aus erscheint es durchaus falsch, stets mit einer Diktatur zu drohen, zu der es in Deutschland an jeder Vorbedingung fehlt, anstatt sich offen und ehrlich auf den Boden des gleichen Rechts zu stellen und von diesem Boden aus den Befreiungskampf zu führen.

Bekanntlich vermag eine jede Gewaltanwendung nur einen äußerlichen Widerstand zu brechen und ein Widerstreben äußerlich niederzuhalten. Sie erzeugt vielmehr in jedem Falle einen inneren Widerstand in den Menschen, der durch eine stärkere Gewalt nur noch verstärkt wird. Es erscheint völlig ausgeschlossen, den inneren Menschen gewaltsam umzuwandeln, in bezug auf eine Überzeugung, eine Gesinnung, eine Willensrichtung versagt die Gewalt vollständig. Das lehrt uns die Geschichte aller Zeiten und aller Völker. Alle gewaltsamen Versuche, Menschen von ihrer Überzeugung, ihrer Gesinnung und ihrem Willen abzubringen, sind gescheitert. Die Geschichte erzählt von Tausenden und aber Tausenden Märtyrern ihrer Überzeugung und ihres Gewissens, die für das, was sie glaubten und wollten, alles geopfert haben und sogar in den Tod gegangen sind. Wie könnte man einen überzeugten Christen mit Gewalt zu einem Ungläubigen zu machen, wie könnte man einem sozialistisch gesinnten Menschen mit Gewalt eine kapitalistische Gesinnung einimpfen! Höchstens kann man willensschwache Menschen zu Heuchlern machen, so daß sie einen Gesinnungswechsel heucheln, während sie im innersten Herzen die alten geblieben sind. Daß mit solchen Heuchlern dem Sozialismus nicht gedient ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Das einzige Mittel, innere Widerstände zu überwinden, ist und bleibt die Belehrung, Aufklärung, Überredung, Überzeugung, kurz gesagt, die moralische Eroberung.

Leider sind die Gewaltpolitiker schlechte Menschen- und Seelenkennner; sie bewirken durch ihr Vorgehen gerade das Gegenteil von dem, was sie erreichen wollen. Durch ihre Gewaltpolitik haben sie den Sozialismus in der scheußlichsten Weise verschandelt; sie haben den inneren Widerstand gegen den Sozialismus, der in zahlreichen Menschen steckt, verstärkt; sie haben aus gleichgültigen Menschen heftige Gegner gemacht und den Anhängern und Nutznießern des Kapitalismus Wasser auf die Mühle geleitet. Die Entwicklung der nächsten Jahre wird es zeigen, wie verkehrt ihre Methode ist.

Da der Sozialismus im wesentlichen eine Gesinnungssache ist, muß die Gewaltpolitik notwendig versagen. Die Sozialisierung, das heißt die Neu-

gestaltung unserer politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Geiste des Sozialismus, läßt sich nur erfolgreich durchführen unter der freiwilligen freudigen Mitarbeit aller jener Volksschichten, die ein Interesse haben an der Verwirklichung sozialistischer Gedanken und Forderungen. Diese Arbeitsfreude aber wird gelähmt oder ganz erstickt durch Anwendung von Gewalt und Ausschaltung des Rechts. Nur die Überzeugung, daß man in seinem Recht, in seinen berechtigten Interessen nicht gekränkt wird, erzeugt in dem Menschen die Freiwilligkeit und das Interesse an der Mitarbeit. Schon allein von diesem Gesichtspunkt aus ist es ein großer Fehler, die Rechtspolitik durch die Gewaltpolitik zu ersetzen. Wenn das Rechtsbewußtsein nicht dazu treibt, den Grundsatz der Gleichberechtigung zur Richtschnur seines Tuns und Lassens zu machen, der sollte wenigstens aus rein praktischen Gründen heraus von einer Methode absteigen, die noch niemals den gewünschten Erfolg gehabt hat und ihn auch niemals haben wird.

Es ist uns nicht unbekannt, daß in der gegenwärtigen Zeit einer rechtlichen und sittlichen Begriffsverwirrung der Appell an das Recht ungern gehört wird. Die Wahrheit ist bitter; wenn sie sich gegen Schlagworte und Massensuggestion durchsetzen will, hat sie einen harten Stand. Aber sie muß verkündet werden trotz alledem. Denn nicht der leistet dem deutschen Proletariat einen Dienst, der ihm schmeichelt und ihm eine Macht andichtet, die es nicht besitzt, der ihm Illusionen vorgaukelt und in ihm unerfüllbare Hoffnungen weckt, sondern der dient ihm, der ihm die Wirklichkeit zeigt. Darum muß ein ehrlicher Arbeiterfreund reden, obwohl er weiß, daß ihn nur wenige hören wollen. Ferdinand Lassalle hat vor Jahrzehnten das deutsche Proletariat gemahnt, sich nicht vom Boden des Rechts locken zu lassen. Diese Mahnung muß heute immer von neuem wieder in die Massen geschleudert werden. Es wird nicht eher besser werden in Deutschland, bis uns die Wahrheit in Fleisch und Blut übergeht, daß das Proletariat nur unter dem Banner des Rechts seinen Siegeszug fortsetzen kann.

Das Handwerk bei den Osmanli-Türken

Von Dr. Friedrich Schrader

Das in seiner überwiegenden Mehrheit aus kleinen Bauern und Landarbeitern bestehende osmanli-türkische Volk hat zu allen Zeiten eine mit der Ausübung des Handwerks beschäftigte Klasse besessen. Das türkische Handwerk, das noch vor fünfzig Jahren eine verhältnismäßige Blüte genoss, hat jedoch in reichem Maße die Mißgunst der Zeiten erfahren. Es hat nicht, wie in anderen Ländern, vor einer wirtschaftlich mächtigeren Industrie weichen müssen, die sich trotz aller Anstrengungen der letzten Ara in der Türkei nicht entwickeln konnte, aber es hat die indirekte Einwirkung der ausländischen Industrien erfahren müssen, die durch die Einfuhr billiger, obwohl weniger solider Erzeugnisse den einheimischen Handwerksbetrieb fast vollständig erstickt hat. Den leitenden türkischen Kreisen ist dabei durchaus zum Bewußtsein gekommen, daß das fast vollständige Abgetrenntsein des türkischen Handwerks von der europäischen Technik zum größten Teil daran schuld war. Und aus dieser Erkenntnis heraus hat die letzte türkische Regierung das ihr deutscherseits gemachte Anerbieten, einige tausend junge

Leute in Deutschland ausbilden zu lassen, begierig angenommen. Wir haben gesehen, wie dieser Plan seine Ausführung gefunden hat und schon wertvolle Früchte versprach, als der große Zusammenbruch diesen, wie zugegeben wird, uneigennütigen deutschen Absichten wenigstens vorläufig ein Ende machte.

Die durch seine Isolierung herbeigeführte Rückständigkeit und Ohnmacht des türkischen Handwerks war es auch, die den türkischen Mittelstand zu jeder politischen Betätigung unfähig machte und schließlich zu seinem sozialen Sinken beitrug. Ein Teil der Schuld trifft die alten absolutistischen Regierungen, die, in wirtschaftlichen Dingen noch weniger bewandert als in den Angelegenheiten der Verwaltung, für die Hebung des Handwerkerstandes so gut wie nichts getan, ja im Gegenteil durch eine unvernünftige Freihandelspolitik die Überschwemmung der Türkei mit billigen ausländischen Waren herbeigeführt haben, die den nach alten Methoden mühsam und mit den Händen arbeitenden einheimischen Handwerkern jeden Wettbewerb unmöglich machten. Dieser Verfall des türkischen Handwerks ist nicht nur vom türkischen Standpunkt aus zu bedauern; denn die Erzeugnisse des alten türkischen Handfleißes zeichneten sich sowohl durch die Eigenart der Muster und Formen wie durch ihre Haltbarkeit aus. Viele unter den Gewerbebetrieben erhoben sich zu bedeutenden kunstgewerblichen Leistungen, wie die der Metallarbeiter, der Weber, der Bernstein-drechsler, der Töpfer, der Buchbinder und andere. Ein in Konstantinopel lebender französischer Journalist und Kunstgelehrter, Prézetat-Lecomte, hat einmal in Aufsätzen, die er in der Konstantinopeler Zeitung »Levant Herald« veröffentlichte, ein klares und anschauliches Bild von dieser Handwerks-tätigkeit entworfen. Aus seinen Schilderungen geht hervor, auf einer wie alten gewerblichen Überlieferung die Anfertigung aller dieser für einen durch lange Jahrhunderte erzogenen Geschmack bestimmten hübschen Dingen beruhte, an denen, wie aus mancher türkischen Dichterstelle hervorgeht, die prachtliebenden und wohlhabenden Vorfahren der jetzigen Osmanen ihre Freude hatten. Bei einer solchen das Kunstgewerbe streifenden Handwerks-tätigkeit war es natürlich, daß diese auch der nötigen Organisation nicht entbehrte. Ein Blick auf die Geschichte des türkischen Handwerks wird uns über die Zusammenhänge dieser Organisationen belehren.

Das älteste türkische Handwerk steht in engster Beziehung zu dem kriegerischen Charakter des alten Nomadenstammes der Kaja-Türken, der Urväter der heutigen Osmanli. Es ist vor allem der S c h m i e d (Demirdsch), der halb Handwerker, halb Zauberer und Priester sowohl bei Türken wie bei Persern die gewichtigste Rolle spielt. Neben ihm sehen wir den S a f k i e r (Sarradsch), der für die Bedürfnisse des Reiterheeres sorgt. Die Lederarbeiter einschließlich der Schuhmacher nahmen daher von jeher im türkischen Handwerkerleben eine hervorragende Stellung ein. Sie hatten in Stambul den weiten Raum einer großen ausgetrockneten Zisterne östlich von der Fatihmoschee inne, das sogenannte S a r r a d s c h - H a n é, das erst in jüngster Zeit einer neuen Straßenanlage weichen mußte. Zu den alten türkischen Militärzünften gehörte auch die der Pfeil- und Bogenmacher (Okdsci), die bis in die Zeit Mahmuds II. hinein bestand, da das Pfeilschießen als ritterliche Übung immer noch im Schwange war. Dazu kamen noch die »T e r s i«, die Schneider, die ebenfalls als Zunft für den Armeebedarf lieferten.

Bei der Eroberung Kleinasien fanden die Osmanli-Türken in den Städten sowohl bei den Griechen wie bei den seldschukischen Türken eine Handwerksorganisation nach Zünften vor. Die Zunft, arabisch-türkisch »synf« (Klasse) genannt, wurde auch für den Handwerksbetrieb im alten Osmanenreich eingeführt. Es bildeten sich türkische »Esnaf« (Zünfte), die aber über den Begriff des kunstgemäßen Handwerks hinaus alle Berufsgenossenschaften und Beschäftigungen umfaßten. Die Organisation einer Zunft glich ganz der im byzantinischen Reich üblichen. Jede Zunft besaß ihren »Kehaja«, ihren Vorsteher, der sie der Regierung gegenüber vertrat, und ihre »Londscha« (Loggia), die sich aus den Zunftmeistern zusammensetzte. Die Lehrlinge (Ufşak) wurden in ihr zu Gesellen (Tschiragh) und zu Meistern (Usta) befördert. Das Leben in den Zünften beruhte also, wie man sieht, auf den im ganzen Gebiet der alten römischen Kultur üblichen Gewohnheiten, obgleich Mohammedaner und Christen in parallele Zünfte getrennt waren. Gewisse Gewerbe blieben auch der einen oder der anderen Religionsgemeinschaft mehr oder weniger vorbehalten. So waren die Sattler zumieist Mohammedaner, während sich die sehr angesehene Zunft der Pelzhändler (Günari) aus Griechen zusammensetzte. Aber im übrigen gab es zum Beispiel neben der mohammedanischen Zunft der Fleischer (Kassab) eine solche, die aus Christen bestand. Dasselbe war der Fall mit den Schuhmachern und den Schneidern. Die Drechsler, die sich namentlich mit der Herstellung der Rosenkränze (Tesbich) beschäftigten, waren Mohammedaner, die Kerzendreher dagegen, die namentlich für den gottesdienstlichen Gebrauch der orthodoxen Kirche arbeiteten, Griechen. Bei den Goldschmieden finden wir neben der christlichen Zunft auch eine mohammedanische, deren Meister nach den Zeugnissen eines Sohnes dieser Zunft, des Reisenden Colia Tschelibi (Mitte des siebzehnten Jahrhunderts), zu ihren christlichen Kunstgenossen in engen Beziehungen standen.

Die Handwerkstätigkeit bei den Mohammedanern nahm nach der Festsetzung der Türken in Konstantinopel einen neuen Aufschwung infolge der durch die ersten Sultane nach der Eroberung erfolgten Verpflanzung in gewerblicher Hinsicht besonders rührigen Bevölkerungselemente nach der Hauptstadt. Es war besonders Sultan Selim I. Javuz, der, wie er persische Fayencearbeiter in Anatolien ansiedelte, auch Handwerker aller Arten aus dem Osten nach Konstantinopel führte. Auch die heute im Viertel Halidschiler arbeitenden Weber sind damals nach Konstantinopel gebracht worden. Die türkische Webekunst erreichte in der Folge, wie die erhaltenen Reste zeigen, einen hohen Grad der Vollendung. Aber schon im sechzehnten Jahrhundert beginnt die Einfuhr holländischer, flandrischer und englischer Gewebe, die sich bald der Gunst der kaufkräftigen Großen erfreuten. Ihren Vertrieb besorgten besonders die griechischen und armenischen Tschuchadschi (Tuchhändler), die neben den Pelzhändlern einen bedeutenden wirtschaftlichen Einfluß erlangten. Dieser äußerte sich denn auch ganz natürlicherweise auf politischem Gebiet. Was den Söhnen der türkischen Handwerker nicht gegeben war, ein Aufwärtstreben und Erringen hoher Staatsstellen, war den Griechen und Armeniern beschied.

Ein Beispiel dafür ist jener Panajaki, der als Sohn eines Pelzhändlers im Schaffen des Patriarchats im Phanar geboren, nach einer sorgfältigen Erziehung es bis zum Großdragoman der Pforte brachte und selbst

bei seinem im Feldlager an der Donau im Jahre 1673 erfolgten Tode vom Padischah noch hoch geehrt wurde. Sein Ansehen strahlte natürlich auf die ehrenwerte Kunst der Pelzhändler zurück. Aus ihr gingen die leitenden Persönlichkeiten der griechischen Bourgeoisie und viele hohe Beamte der Pforte hervor.

Die Bauhandwerker, die Maurer (Dulger) und Zimmerleute (Doghramadschi) sowie die Schiffszimmerleute und Holzschnitzer rekrutierten sich ausschließlich aus Griechen und zum kleineren Teil aus Armeniern. Sie wandten immer noch die Mauertechnik der Byzantiner an, etwas vergrößert, aber im großen und ganzen dieselbe wie zu den großen Zeiten der Vorfahren. Daher ist es auch äußerst schwierig, Gemäuer aus der türkischen Zeit von solchem aus byzantinischer Zeit zu unterscheiden. Es ist in letzter Zeit nachgewiesen worden, daß etwas, was man für die sogenannte türkische Baukunst als charakteristisch ansah, die Einfügung von Balken zwischen die Mauersteine, schon in byzantinischer Zeit angewendet worden ist. Die Türken hatten als Aufseher der Bauten ihren Mimar Baschi, den Oberbaumeister, und es kann als ausgemacht gelten, daß auch der größte der türkischen Baumeister, Mimar Sinan, von griechischer Herkunft war. In späterer Zeit trat ein bedauerliches Sinken der Baukunst ein. Die »Mimar« mit ihren der Zeit des politischen Aufschwungs entsprechenden großzügigen Ideen verschwanden. An ihre Stelle traten die »Kalfa« (Maurermeister, Zimmermeister), die, meistens unter fränkischem Einfluß stehend, unsäglich vulgäre Bauten ausführten. Diesem Erlöschen der Kunst der Architekten geht aber noch eine kurze Blüte der Barock- und der Rokokokunst voraus, die einige anmutige Monumente geschaffen hat. Der Sitz der griechischen Bauhandwerker und Kalfa war der Ort Hagio Dimitri, der heute gewöhnlich als Tatabla bekannt ist. Die Geschichte erzählt uns von einigen Kalfa, die sich der besonderen Gunst der Padischahs erfreuten.

Während auf diese Weise bei den christlichen Bewohnern der Türkei sich sowohl in der Hauptstadt wie in der Provinz eine wohlhabende Bourgeoisie ausbildete, hatte das rein türkische Handwerk größere Schwierigkeiten, sich zu Ansehen zu bringen. Es fehlte den türkischen »Esnaf« vor allem an Anpassungsfähigkeit und an Verbindungen mit dem Fortschritt der materiellen Kultur. Sie blieben auf demselben Standpunkt stehen, den sie zur Zeit des großen Suleiman II. eingenommen hatten, und obwohl sie billige Rohstoffe in Massen vorfanden, fuhren sie fort, nach den Mustern zu arbeiten, die durch die Tradition und das angebliche Bedürfnis des Volkes geheiligt waren, und stellten mühsam und in langwierigen Arbeitsmethoden Waren her, für die ihnen bald die Kunden fehlen sollten.

Der Untergang des türkischen Handwerks wurde daher zu einer vollendeten Tatsache, als die fremde Einfuhr zunahm, und vor allem, als unter Sultan Mahmud II. der Bruch mit den alttürkischen Kostümen und dem alten Hausgerät angebahnt wurde. Einige Zünfte waren schon gegen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erloschen, da die neue Zeit für ihre Produkte keine Verwendung mehr hatte. Mit rührender Treue hielten einige alte Zunftmeister noch, ohne Lehrling und Gesellen in der einsamen Werkstätt arbeitend, bis zu ihrem Tode an dem alten Handwerk fest. So erlosch die Kunst der Pfeilschmiede, die auch Bogen verfertigten, erst gegen das Ende der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Ein

Gewerbe, das unter türkischen Händen zu großer Vollendung gediehen war, das der Buchbinder, erlosch allmählich mit dem Überhandnehmen gedruckter Bücher. Ebenso neigte sich das Gewerbe der Handschriftensreiber seinem Untergang zu, obwohl es sich noch in einigen Individuen kümmerlich bis auf diesen Tag erhalten hat. Wie überall, so hatten auch die Weber einen schweren Stand. Ihnen tat die ausländische Konkurrenz, die das Land mit billigen Geweben überschwemmte, am meisten Abbruch. Trotzdem haben diese braven Leute rüstig an der Herstellung der für die türkischen Badefritten notwendigen zottigen Badefücher und Handtücher weitergeschafft. Sie haben sogar in den letzten Jahrzehnten angefangen, sich zusammenzuschließen und die Ausfuhr ihrer überall geschätzten Erzeugnisse zu betreiben. Auch die Bernsteindrehler waren bemüht, ihre Zünfte vor dem Verfall zu retten. Sie haben ihre jungen Leute ins Ausland und namentlich nach Danzig gesandt, um die neuen Arbeitsmethoden zu studieren und ihren Waren ein größeres Absatzgebiet zu sichern. Im großen und ganzen haben es aber die türkischen Handwerker nicht verstanden, einen deutlich von den übrigen Schichten der türkischen Gesellschaft sich abhebenden Stand zu bilden, der durch die ihm innewohnende wirtschaftliche Bedeutung auch dazu getrieben worden wäre, seine Interessen zu vertreten.

Die türkischen »Esnaf« genossen niemals so recht die Gunst der Regierung. Sie wurden sogar unter der Janitscharenherrschaft wegen ihrer engen Verbindung mit dieser nationalen Miliz mit scheelen Augen angesehen. Wir wissen, daß schon im siebzehnten und noch mehr im achtzehnten Jahrhundert die Mitglieder der Esnaf in Scharen in das Janitscharenheer eintraten, daß diese biederen Handwerker aus dem Mißbrauch ihrer Rechte Nutzen zogen und die Soldatenstellen (essami) mit dem Unrecht auf die regelmäßige Soldzahlung einfach kauften, ohne vom Soldatenhandwerk die entfernteste Ahnung zu haben. Es unterliegt keiner Frage, daß darum schon die türkische Reformperiode für die Hebung des Handwerks kein Interesse hatte; denn immer noch lag die Erinnerung an die unheilvolle Janitscharenherrschaft wie ein Alpdruck auf den Staatsmännern, die nach dem denkwürdigen Jahre 1826, in dem die Vernichtung der Janitscharen erfolgte, die Geschicke des türkischen Reiches lenkten.

Erst die türkische Verfassungsära wurde Zeuge einer Wiedergeburt des türkischen Handwerks. Die nationalen Bestrebungen jener Zeit brachten es mit sich, daß man sich auch von der wirtschaftlichen Knechtschaft gegenüber den christlichen Elementen freizumachen suchte. Es gab gegen 1908 fast keine türkischen Schneider mehr. Im Jahre 1912 und 1913 eröffneten die ersten modern arbeitenden türkischen Schneider ihre Läden auf dem Divan Jolu in Istanbul. Gleichzeitig tauchten auch türkische Schuhmacher auf, die neumodisches Schuhwerk lieferten. Die Zunft der Bakale (Gemischtbändler), die bis dahin nur aus Griechen und Armeniern bestand, suchte sich zu türkisieren. Man empfahl seitens der Regierung den Gebrauch einheimischer Gewebe, um den Weberstand zu heben, und verband mit der nationalen Tuchfabrik von Kara Murfal Schneidergeschäfte. Auf den in den Vorhöfen der Moscheen zur Ramasanzeit veranstalteten Ausstellungen (Sergi) sah man wieder die köstlichen Erzeugnisse der türkischen Webe- und Teppichknüpfkunst und der Drechslerei auftauchen.

Diese durch den unheilvollen Weltkrieg aufgehaltene Bewegung hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Sie wird ihren Fortgang nehmen trotz aller politischen Hindernisse, und es liegt im eigenen Interesse Europas, daß es diese Bemühungen des türkischen Handwerks, unter Zuhilfenahme der europäischen Technik fortzuschreiben, nicht mit scheelen Augen betrachtet. Bevor die Türkei für die Schaffung einer eigenen Industrie reif wird, hat sie zuerst alle schöpferischen Kräfte in der Form zusammenzufassen, die für ihre jetzige soziale Gliederung die gegebene ist, zu einem industriell interessierten Mittelstand, der zu den Massen der Landarbeiter als notwendige Ergänzung hinzutritt. Auch die Türkei wird nur durch die Arbeit von den schweren Schlägen gesunden, die ihr durch eine lange Mißregierung und das für ein so rückständiges Land ganz unnötige Hineingeschlepptwerden in die Welthandel verfehlt worden sind.

Das Schicksal des Berliner Schlosses

Von Dr. John Schikowski

Die Wohnungsnot hat in Berlin einen Grad erreicht, den vor Jahr und Tag selbst die düstersten Schwarzseher nicht für möglich gehalten hätten. In dieser Lage haben die Behörden bereits Maßregeln ergreifen müssen, die an die Opferfreudigkeit der Einwohner die denkbar höchsten Ansprüche stellen. Aber die Opferfreudigkeit hat während der Kriegsjahre eine merkliche Abschwächung erfahren, und es drängt sich heute niemand dazu, im Interesse der Allgemeinheit Unbequemlichkeiten und Unkosten auf sich zu nehmen. Vielmehr hat jeder Bürger, jede Berufsklasse und jede Behörde das Bestreben, die notwendigen Lasten auf andere abzuwälzen und für sich selbst möglichst viele Vorteile herauszuschlagen.

Dieser unedle Wettstreit macht sich auch auf dem Gebiet der Wohnungsbeschaffung bemerkbar. Jeder Haushaltungsvorstand sucht zu beweisen, daß gerade er für sich und die Seinen ein paar Zimmer mehr nötig hat, als ihm nach den erlassenen Verordnungen zustehen sollen, und jeder Chef einer Behörde ist bemüht, zugunsten seiner Angestellten nicht etwa so viel Räume in Anspruch zu nehmen, als er unbedingt braucht, sondern als er irgendwie herausdrücken kann. Zielbewußter und rücksichtsloser Gebrauch der Ellenbogen und gute Beziehungen spielen hier eine für das Wohl der Allgemeinheit verhängnisvolle Rolle.

Soweit das Allgemeininteresse sich in dem materiellen Bedürfnis nach Behausung erschöpft, mögen die Wirkungen dieses »freien Spiels der Kräfte« noch immerhin erträglich sein. Wenn Schulze ungebührlich schlecht wohnen muß, weil Müller zu viel Raum für sich hat erringen können, so mag das mit der Unvollkommenheit aller irdischen Institutionen entschuldigt werden. Es handelt sich außerdem um Zustände, die jederzeit ausgeglichen und gebessert werden können. Wesentlich anders aber liegen die Verhältnisse, wo ideale Interessen im Spiele sind und wo Werte, die der Allgemeinheit gehören, zugunsten irgendwelcher privater Ansprüche geschmälert oder gar vernichtet werden sollen. Hier droht die Gefahr, daß das freie Spiel der Kräfte Zustände zeitigt, die zwar den Bedürfnissen des Augenblicks Rechnung tragen mögen, aber eine unübersehbare Schädigung für die Zukunft bedeuten.

Das Schicksal, das dem ehemals königlichen Berliner Schloß drohte und nach den Versicherungen der maßgebenden Stellen jetzt abgewendet ist, schloß eine solche Gefahr in sich. Es war nichts mehr und nichts weniger beabsichtigt, als das Gebäude für Bureauzwecke der städtischen Verwaltung zur Verfügung zu stellen. Eine fast vollständige Demolierung der Räume wäre die notwendige Folge dieser Maßregel gewesen. Türen hätten gebrochen, Querwände errichtet und neue Balkenlagen gezogen werden müssen. Von den Innenräumen, die die Kunst eines Schlüter, Cosander und Schinkel geschaffen hat, von dem umfangreichsten und bedeutungsvollsten Denkmal al-berlinischer Architektur wären nur wertlose verstümmelte Reste übriggeblieben. Um gegenwärtigen Notständen abzuhelfen, hätte man einen Schaden angerichtet, den keine Zukunft jemals wieder gutzumachen imstande gewesen wäre. Und mag man immerhin einwenden, daß das Schloß bereits im Laufe der Jahrhunderte schwer gelitten hat, daß vom einst vielgepriesenen Renaissancebau des Kaspar Thopß nur noch ein kleiner Rest übriggeblieben ist, daß der große Schlüter seinen geplanten Erneuerungsbau nicht vollkommen hat ausführen können, daß im Innern schon durch Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. mancherlei stilistische Verunstaltungen vorgenommen wurden, und daß in der wilhelminischen Ära durch sogenannte Renovierungen namentlich der schöne Westflügel schwer gelitten hat — trotz alledem bleibt das Berliner Schloß auch noch in der gegenwärtig vorhandenen Gestalt ein Architekturwerk allerersten Ranges, in dem sich die Entwicklung der deutschen Baukunst seit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts widerspiegelt und das allen Anspruch auf den Schutz hat, den ein Kulturvolk seinen künstlerischen Denkmälern angedeihen zu lassen verpflichtet ist. Der energischen Haltung des Finanzministeriums haben wir es zu verdanken, daß das unselige Projekt nicht zur Ausführung kam und unsere Enkel uns nicht ebenso erwünschen und verdammen werden, wie wir das Banausentum früherer Zeiten verdammen, das um materieller Vorteile willen unersehliche Kunstwerte zerstört und vernichtet hat.

Das Berliner Schloß wird nicht demoliert werden — trotz der drückenden Wohnungsnot der Berliner Bevölkerung und des Bureau mangels unserer Behörden. Es wird in seiner jetzigen Gestalt erhalten bleiben, und es fragt sich nur, welche Verwendung es in dieser Gestalt finden kann. Verschiedene Vorschläge sind gemacht worden. Die einen wollten die architektonisch bedeutungsvollsten Prunkräume mit ihrer gesamten Einrichtung als kunst- und kulturhistorische Erinnerungsräume bestehen lassen und die übrigen Teile für praktische Zwecke zur Verfügung stellen. Andere empfahlen, das ganze Schloß zwar in seiner heutigen Gestalt zu erhalten, aber es auszuräumen und in eine Art Volkshaus zu verwandeln, in eine Stätte der Erholung, Belehrung und Erbauung für die werktätige Bevölkerung, mit Versammlungs-, Lehr- und Vortragssälen. Beide Projekte, von denen namentlich das zweite viel Besseres hat, sind aber deshalb unausführbar, weil die bauliche Anlage des Schlosses es an separierten Zugängen zu den einzelnen Räumen fehlen läßt. Es würden also auch in diesen Fällen mehr oder weniger umfangreiche Eingriffe in die innere Architektur nicht zu vermeiden sein.

Ein dritter Plan, auf den sich die zunächst maßgebenden Instanzen jetzt geeinigt zu haben scheinen, geht dahin, das Schloß — oder wenigstens drei

Viertel seiner Räume — für Museumszwecke zur Verfügung zu stellen. Und diese Lösung scheint auch uns nicht nur die glücklichste, sondern schlechthin die einzig mögliche zu sein. Auf diese Weise werden die monumentalen Räume in ihrer jetzigen Gestalt erhalten und doch nicht ungenützt bleiben, sondern dazu dienen, einer Notlage abzuhelpfen, die nicht minder drückend ist als der gegenwärtig herrschende Wohnungsmangel.

Denn schon seit Jahren leiden unsere Berliner Museen, und zwar vor allem die Nationalgalerie, das Kunstgewerbemuseum und das Museum für Völkerkunde unter einer kaum noch erträglichen Raumnot. Diese Not wird noch vergrößert durch die mannigfaltigen Anforderungen, die sich aus der jetzt beabsichtigten volkstümlichen Ausgestaltung der Sammlungen ergeben. Will man diese wirklich in Institute der Volksbildung und Volkserziehung umwandeln — und einen anderen Zweck können sie in unserer Zeit nicht haben —, so ist es nicht angängig, ihnen noch länger den Charakter von überfüllten Magazinen zu lassen, in denen der Fachmann sich nur mit Mühe, der Laie aber überhaupt nicht mehr zurechtzufinden vermag. Die Neubauten, die vor dem Kriege beabsichtigt und zum Teil schon in Angriff genommen waren, können aus finanziellen Gründen in dem notwendigen Umfang nicht ausgeführt werden. Es gilt also, auf andere Weise Abhilfe zu schaffen. Der Nationalgalerie ist bereits das frühere Kronprinzenpalais zur Verfügung gestellt worden, und Direktor Justi hat darin ein schönes Museum für die Kunst der Gegenwart eingerichtet. Der Zustand ist vorläufig allerdings nur ein provisorischer; wir wollen aber hoffen, daß er nach der Regelung der Eigentumsfrage und der etatsmäßigen Bewilligung der Geldmittel definitiv werden wird. Der weitere Plan geht dahin, dem Völkerkundemuseum das ihm benachbarte Gebäude des Kunstgewerbemuseums für Erweiterungszwecke einzuräumen und die Sammlungen des letzteren in das Schloß überzuführen. Diese Regelung wird den Direktionen der beiden Museen Gelegenheit geben, alle wünschenswerten Reformen in der Anordnung und in der Verwaltung ihrer Sammlungen durchzuführen, und wir dürfen hoffen, daß dabei nichts von dem versäumt wird, was geeignet ist, den Instituten einen wirklich volkstümlichen Charakter zu verleihen.

Unser Kunstgewerbemuseum gehörte, trotz der störenden Überfüllung der Räume, zu den im wissenschaftlichen Sinne bestgeordneten Sammlungen Europas. Für die Zwecke gelehrter Forschung war es schlechthin mustergültig. Es wird auch in den neuen Räumen diesen Vorzug bewahren, daneben aber weiteren und für die Gegenwart wichtigeren Aufgaben dienen können. Eine nach praktischen Gesichtspunkten zusammengestellte Typensammlung muß vor allem dem Handwerk Anregung bieten, eine kleine Schausammlung den Zweck verfolgen, Stilgefühl und kultivierten Geschmack in die große Masse zu tragen. Durch ständig wechselnde Sonderausstellungen wird das Interesse des Laienpublikums am besten wach erhalten und der Besuch des Museums am wirksamsten gefördert werden. Gedruckte Führer, die mehr als bisher den Bedürfnissen der gänzlich Unkundigen entsprechen, regelmäßige mündliche Führungen und Vorträge müssen den Besuchern ein verständnisvolles Einleben in die dargebotenen Schätze erleichtern. Aus den Beständen des Hohenzollernmuseums, das in seiner bisherigen Form selbstverständlich nicht weiterbestehen kann, würde dem Kunstgewerbemuseum ein teilweise sehr wert-

volles Material zugeführt werden können, aus dem sich die Einrichtung kompletter Wohnräume im Stile der Barock-, Rokoko-, Empire- und Wiedermeierzeit bewerkstelligen ließe. Solche bis ins einzelne stilistisch rein und einheitlich gestalteten Räume sind das wirksamste Mittel, beim nicht-fachmännischen Besucher ein lebendiges Stilgefühl zu erwecken. Sehr wünschenswert wäre es auch, wenn die rasch wechselnden kunstgewerblichen Moden aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in charakteristischer Zusammenstellung gezeigt werden könnten und wenn diese Zusammenstellung ergänzt würde durch eine kleine Sammlung von »abschreckenden Beispielen« aus dem modernen Kunstgewerbe in der Art, wie sie Pajazurek im Stuttgarter Landesgewerbemuseum versucht hat.

Wieweit die für die kunstgewerblichen Sammlungen maßgebenden Gesichtspunkte auf das Völkerkundemuseum Anwendung finden, kann ich im einzelnen nicht beurteilen. Durch die Zuteilung der Räume des bisherigen Kunstgewerbemuseums würde jedenfalls die Möglichkeit zur Durchführung weitgehender Reformpläne geboten werden. Die strenge Scheidung von Schau- und Studiensammlung, die Veranstaltung wechselnder Sonderausstellungen, volkstümliche gedruckte Führer, mündliche Führungen und Vorträge dürften auch hier geeignet sein, das Interesse breiter Massen zu wecken, dauernd wach zu halten und im Sinne fruchtbarer volkstümlicher Belehrung zu befriedigen. Aber daneben kann auch im Rahmen dieser Sammlungen an der Förderung einer ästhetischen Kultur gearbeitet werden, und zwar durch die Einrichtung eines *Museums primitiver Kunstwerke*. Die gegenwärtig in der Entwicklung begriffenen modernsten Kunstströmungen zeigen bekanntlich mannigfache Berührungspunkte nicht nur mit dem Stil der altorientalischen und mittelalterlichen Kunst, sondern auch namentlich mit den Erzeugnissen primitiven Kunstschaffens, und wer zu den Kreisen unserer modernen Künstlerjugend Fühlung hat, der hört seit Jahren bewegliche Klagen darüber, daß diese Arbeiten noch immer in ethnologischen Sammlungen versteckt sind, wo sie, selbst wenn man die Mühe des Auffuchens nicht scheut, niemals zur richtigen Geltung kommen können. Meines Wissens ist man bisher nur einmal, und zwar in Amerika, dem Plan der Einrichtung eines Museums für primitive Kunst nähergetreten. Es geschah das auf Anregung unseres Landsmannes Dr. Wilhelm R. Valentiner, der die Übersführung der altperuanischen und altmexikanischen Kunstwerke aus dem New Yorker »Museum für Naturgeschichte« (in dem bekanntlich auch die ethnologischen Sammlungen untergebracht sind) in das »Metropolitan Museum of Art« vorgeschlagen und bereits vorbereitet hatte. Der Ausbruch des Krieges hat dann die Realisierung des Projekts verhindert. Wenn die Leitung unseres Völkerkundemuseums jetzt die Gelegenheit benutzte, um im Rahmen ihrer Sammlung ein Museum für primitive Kunst systematisch einzurichten, so würde sie damit das erste bahnbrechende Beispiel dieser Art schaffen und der Welt ein Vorbild geben können. Die reichen Bestände des Museums an Originalen und Nachbildungen prähistorischer, amerikanischer, afrikanischer, ostasiatischer und ozeanischer Kunstwerke gestatten die umfassende Ausgestaltung einer solchen Sonderabteilung, und geeignete Kräfte zur praktischen Durchführung ließen sich in den Kreisen der modernen Künstler und Kunsttheoretiker leicht finden. Mit der Schöpfung dieses Museums würde die Direktion unserer

ethnologischen Sammlungen aber nicht nur, wie bereits gesagt, den produktiven Vertretern der modernen Kunst einen unschätzbaren Dienst leisten, sondern sie würde auch dem großen Publikum Gelegenheit geben, auf dem Wege über die primitive Kunst zu einem tieferen Verständnis der heute in der Entwicklung stehenden Richtungen des neuzeitlichen Kunstschaffens zu gelangen.

Zur Ausführung dieser und mancher anderen Pläne, die durch die neue Ausnutzung des Berliner Schlosses aktuell geworden sind, gehört aber in erster Linie Geld. Wir wollen hoffen, daß das Kultusministerium die Bewilligung der nötigen Mittel so bald als möglich beantragt und daß die preussische Volksvertretung zu dem Projekt Ja und Amen sagt. Denn die idealen Güter, die uns kein Feind rauben kann, müssen auch in der drückenden Gegenwart gepflegt werden. Dazu sind aber die wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen unentbehrlich. Die einzige Position, aus der man uns bis heute nicht hat verdrängen können, ist unsere dominierende Stellung in der Wissenschaft und in der Kunst. Die Feinde sind auf Grund des sogenannten Friedensvertrags in der Lage, uns zum ärmsten und wehrlosesten Volke der Erde zu machen, sie können uns aber nicht hindern, daß wir das wissenschaftlich gebildetste und das ästhetisch kultivierteste Volk werden. Und in die Erreichung dieses Entwicklungsziels sollten wir unseren Stolz setzen.

Die Dichterin der freien Liebe

Von Wilhelm Blos

Manchem Zeitgenossen mag es wie ein Märchen erscheinen, daß es in Deutschland eine geistig hochstehende Frau gegeben hat, die es wagte, das Evangelium der freien Liebe zu verkündigen, poetisch zu verherrlichen und ihr Leben entsprechend zu gestalten. Diese Frau, deren Persönlichkeit einst Gegenstand lebhaftesten allgemeinen Interesses war, ist heute wohl völlig vergessen, und ihr hundertster Geburtstag ist im Lärm des Weltkriegs unbeachtet vorübergegangen. Es dürfte sich lohnen, ihrer zu gedenken.

Im Kreis Oschersleben, Regierungsbezirk Magdeburg, liegt an der vom Harz herabtauschenden Bode das Städtchen Gröningen mit heute etwa 4000 Einwohnern. Hier wurde im Pfarrhaus am 28. November 1814 Luise Hoche geboren, die später unter dem Namen *Lady Aston* so bekannt geworden ist. Von der legendenreichen vormärzlichen Zeit wurde sie später für eine Enkelin des berühmten Revolutionsgenerals Hoche ausgegeben. Raum nötig, zu sagen, daß dies eben Legende war.

Bei Vater Hoche, dem Pfarrherrn von Gröningen, späteren Konsistorialrat, scheint erst Schmalhans Küchenmeister gewesen zu sein. Das erklärt sich aus den allgemeinen Verhältnissen nach den Napoleonischen Kriegen. Welche Anregungen das schöne und geistvolle Töchterlein im väterlichen Haus empfing, darüber ist nichts Näheres bekannt. Sicher aber ist, daß die Eltern aus den Vorzügen der Tochter Hoffnung auf deren baldige Versorgung durch eine günstige Heirat schöpften. Diese Hoffnung sollte sich alsbald erfüllen.

Als Luise siebzehn Jahre zählte, geschah es, daß ihre Schönheit die Leidenschaft eines im nahen Magdeburg lebenden Engländers namens Aston erregte. Als dieser, ein sehr reicher Industrieller, um ihre Hand anhielt, sträubte

sich das junge Mädchen hartnäckig gegen diese Heirat, da sie für Alton keine Liebe empfand. Aber der Pfarrer Hoche, ein Mann von starkem Willen, setzte die Heirat durch, die er für das Glück der Tochter und der Familie hielt. Und er erwartete mit Sicherheit, daß die Tochter dies hohe Glück auch erkennen und schätzen werde, wenn sie nur einmal die Annehmlichkeiten des Reichturns richtig erkannt habe. Aber das sollte ganz anders kommen.

Alle Pracht und alles Wohlleben im Altonschen Hause konnten die nunmehrige »Lady Alton« — so nannte man sie in dem das Fremdländische verehrenden Deutschland und sie ließ es sich gefallen — nicht abhalten, ihren forschenden Blick auf den Ursprung des sie umgebenden Reichturns zu richten. Sie sah die tiefe Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen, und sie suchte durch eine ausgedehnte Wohltätigkeit die Härten der sozialen Gegensätze zu mildern. Aber das genügte ihr auf die Dauer nicht, es stiegen auch sozialistische Empfindungen in ihr auf, die sie übrigens nicht bewogen, sich einer der damals bestehenden sozialistischen Richtungen anzuschließen. Sie erkannte auch die Entwicklung der modernen Industrie trotz des Elends, das ihre unvermeidliche Begleitererscheinung, als den gewiesenen Weg zu höheren sozialen Stufen, und sie nannte darum Rousseaus »Rückkehr zur Natur« den Gedanken der kolossalsten Reaktion.

Das Zusammenleben mit einem ungeliebten Mann wurde ihr unerträglich. »Ich rettete die Heiligkeit der Ehe, indem ich sie zerriß,« schrieb sie. Sie führte eine Ehescheidung herbei und lebte eine Zeitlang in dem Städtchen Wiedersiß an der Elbe unterhalb Magdeburg. Noch lange nachher wußte man dort allerlei sonderbare Dinge von ihr zu erzählen. Schon damals heftete sich der Klatsch an solche ungewöhnliche Persönlichkeit.

Ihre äußerliche Erscheinung wird von Herrn v. Corvin, der sie 1848 in Berlin kennengelernt, am anschaulichsten geschildert. »Sie war blond«, sagt er, »und trug ihr Haar in vielen kleinen Locken, was zu ihrem hübschen zarten Gesicht ganz allerliebste stand. Ihre Figur war eher groß als klein zu nennen und ihre ganze Erscheinung die einer eleganten Frau. Aus ihren schönen blauen Augen sprach viel Geist und Gefühl. Der Ton ihrer Stimme legte sich schmeichelnd an das Ohr, ja er war rührend, besonders wenn sie die Leidende spielte, in welcher Rolle sie sich gefiel. Sie interessierte sich sehr für ihr Porträt, welches die Modezeitung bringen wollte.« Ihr Bild, das in der Leipziger »Illustrierten Zeitung« erschien, entspricht ungefähr dieser Schilderung. Auch Carlos v. Sagem spricht von ihren feinen Zügen, ihren kurzgeschnittenen Locken und ihren lebhaft blühenden Augen, »die deutlich den Stempel südländischer Herkunft tragen«.

Auf ihren nunmehr folgenden Kreuz- und Querzügen trat Luise Alton alsbald in den Kampf für die völlige Gleichstellung der Geschlechter ein. Dieser war die Hauptaufgabe ihrer öffentlichen Tätigkeit. Sie stand in diesem Kampfe nicht allein, und Hippel hatte lange vor ihr auch die »bürgerliche Verbesserung der Weiber« verlangt. Allein nur wenige wagten »in der Sticksluft dieser Tage« so entschieden vorzugehen wie Luise Alton. In ihren beiden 1846 erschienenen Schriften »Aus dem Leben einer Frau« und »Meine Emanzipation« legte sie ihre Vergangenheit und die Resultate ihres Denkens offen dar und begründete die Forderung der Gleichstellung der Geschlechter aus ihren eigenen Lebenserfahrungen. Von da wagte sie sich mit einer bei den damaligen deutschen Zuständen unerhörten Kühnheit weiter vor.

Sie hatte die Ehe ohne Liebe »ein Wegwerfen ihrer eigenen Persönlichkeit« genannt. Diese hochzuhalten, diese nur gegen den Preis der Liebe hinzugeben, dies schöne Maß zu bewahren sei des Weibes einzige Unschuld und Sittlichkeit. Sie erklärte es für gemein, unaufhörlich den Unterschied zwischen Mann und Frau hervorzuheben, und hielt es für äußerste Ungerechtigkeit, auf den geschlechtlichen Unterschied Vorrechte zu begründen. Auch stellte sie den Satz auf, daß eine Frau, die sich jedem Mann hingebt, nicht verächtlicher sei als ein Mann, dem jede Frau recht sei.

Als sie diesen neuen Abschnitt ihres Lebens begann, warf sie einen Blick auf die Vergangenheit: »Noch hatte mich eine Gewalt nicht besiegt, die mächtiger war als Rang und Geld und Freiheit, die, erst zurückgedrängt, bald siegesgewiß auftrat, ein Gestirn, das mein Leben beherrschte von jetzt ab, eine Kraft, die in ureigener angeflammter Heiligkeit die Formen zerbrach, die das Gesetz und die Sitte der Menschen geheiligt, die L i e b e.«

Von hier aus gelangte sie bald zur Verwerfung der Ehe, gegen die sie ihre schärfste Kritik richtete. Die Ehe sollte, sagte sie, einen Seelenbund sanktionieren, aber sie sanktioniere nur zu oft einen Seelenhandel. Sie gebe ein Recht auf Liebe, auf die es kein Recht geben könne. Die Emanzipation der Frauen erblickte Luise Aston darin, das Recht und die Würde der Frauen in freieren Verhältnissen, in einem edlen Kultus der Liebe wiederherzustellen. Für diesen Kultus setzte sie eine höhere Bildung als unentbehrlich voraus. Es erinnert das an die bekannte, von Goethe und Robespierre gleichmäßig vertretene Theorie, wonach die Religion für die Gebildeten entbehrlich, für die Masse des Volkes aber unentbehrlich ist. Um so mehr, als Luise Aston ihr Bekenntnis auch als religiöses aufgefaßt wissen wollte, und zwar in Anlehnung an Schleiermacher, der die Religion als die Form betrachtet, in der das Individuum sich mit dem Univerſum verwickelt.

Luise Aston blieb aber nicht bei der Theorie stehen. Sie erklärte, daß sie so gut wie die Männer das Recht habe, nach ihrer Faſſon selig zu werden. Sie übertrug ihre Theorie auf ihr Leben und legte sich in ihrem Verhältnis zum anderen Geschlecht keinen Zwang mehr auf. Sie schenkte ihre Freundschaft und Liebe demjenigen, der ihr gefiel, und blieb ihm treu, solange die zum Liebesglück erforderliche Harmonie vorhanden war. Sobald diese verschwunden, trug sie kein Bedenken, ein neues Freundschafts- und Liebesverhältnis einzugehen. Ihr abwechslungsreiches Liebesleben brachte ihr poetisches Talent zur Betätigung. Ein neues Bekenntnis legte sie in der kleinen Gedichtsammlung »Wilde Rosen« ab, die in den vierziger Jahren zu Berlin erschien. Dort faßte sie ihren Lebensinhalt in den Versen zusammen:

Freiem Lieben, freiem Leben
Hab' ich immer mich ergeben,
Freiem Leben, freiem Lieben
Bin ich immer treu geblieben!

Eine andere Strophe, die einst berühmt war, lautete:

Ich liebe die Nacht, ich liebe die Nacht,
Doch nicht die einsame, trübe,
Nein, die aus seligen Augen lacht,
Die schönste Nacht, die Zaubernacht,
Die heilige Nacht der Liebe!

Wenn eine unglückliche Ehe die erste Ursache für Luise Aston gewesen war, sich ein völlig freies Liebesleben zu gestalten, so mag auch das Beispiel von George Sand sein Teil dazu beigetragen und das Liebesleben dieser großen Französin vorbildlich und verlockend auf Luise Aston eingewirkt haben.

Aber nicht nur, daß George Sand die größere Schriftstellerin war und man ihr leichter etwas nachsah — für ihr Liebesleben bestanden auch in Paris, wo sich schon zweihundert Jahre zuvor eine Ninon de Lenclos auf ihrer Höhe halten konnte, nicht die Schwierigkeiten, die sich alsbald für Luise Aston in Deutschland erhoben. Wenn andere, mehr oder weniger vornehme Leute im Dunkel der Verborgenheit und Verschwiegenheit sündigten, so ging das an, solange nichts oder wenigstens nicht allzuviel ans Tageslicht kam. Aber die Offenherzigkeit, mit der Luise Aston ihr freies Liebesleben besang, erregte Empörung, manchmal sogar wildeste Empörung. Die bürgerliche Ehrbarkeit erblickte in ihrem Lebenswandel jene Lasterhaftigkeit, die man sonst nur einer verkommenen Aristokratie zuschrieb; die Aristokratie aber belastete das Konto der Demokratie damit. Denn Luise Aston wurde der Demokratie zugezählt. Da konnte nicht ausbleiben, daß auch die Behörden eingriffen. Luise Aston wurde 1846 aus Berlin und 1848 aus Hamburg ausgewiesen. Sie verteidigte sich in ihrer Schrift »Meine Emanzipation, Verweisung und Rechtfertigung«. Diese Schrift wurde zu jener Zeit berühmt. Sie klagt darin das männliche Geschlecht an, das sich rächen könne, wenn seine Ehre gekränkt worden: »Die Frau ist hilflos. Kein Ritter bricht mehr für ihre Ehre die Lanze. Statt in blutigen Kämpfen und in Minneliedern verherrlicht zu werden, verlangt die Frau ihren Anteil an der Freiheit des Jahrhunderts. Nach der zerrissenen Karte des Himmels einen Freiheitsbrief für die Erde!«

In Berlin hatte man sie beschuldigt, einen Klub emanzipierter Frauen gestiftet zu haben; auch behauptete man, daß ihr Freund Rudolf Gottschall seine Gedichte mit den vorgedruckten Worten »Madonna und Magdalena« ihr gewidmet habe, und als sie dann einem Beamten ihre Ansichten über Ehe und Religion geäußert, war die Ausweisung erfolgt. Im preußischen Vormärz allerdings nichts Ungewöhnliches.

In Berlin war Luise Aston mit der Gesellschaft der »Freien« in Verbindung getreten, welche ihr Hauptquartier in der Weinstube der Hippel in der Dorotheenstraße hatte. Hier befanden sich von vormärzlichen Literaten Berlins namentlich Bruno und Edgar Bauer, Max Stirner, Faucher, Buhl, Meyen und andere. Ob und inwieweit Luise Aston an den »Eulenspiegelern« dieses Klubs teilgenommen, ist uns nicht bekannt; wir gehen darum auch nicht weiter darauf ein.

Es sei nur zitiert, was in dem Buche von Robert Springer »Berlins Straßen, Kneipen und Klubs im Jahre 1848« von einem Zeitgenossen über diesen Zirkel gesagt ist: »Hier gibt es keine Poesie, sie ist Lüge; keine Wissenschaft, sie ist unfruchtbar; keinen Staat, er ist faul; keine Schule, sie ist oberfaul; keine Liebe, sie ist unterdrückter Geschlechtstrieb; keine Freundschaft, sie ist eine Phrase.«

Das würde nicht zu Luise Aston und ihrer Art passen, die das Leben und ihre Aufgaben ernster ansah. Immerhin war sie kleinen Abenteuer nicht abgeneigt. So erzählt uns Carlos v. Wagnern in seinem Buche »Lebende und

Tote¹,¹ wie er mit ihr und anderen einen nächtlichen Streifzug durch Berlin machte: Sie hatte, dem Beispiel von George Sand folgend, Männerkleider angelegt, um sich vor Zudringlichkeiten auf der Straße zu schützen. Es ging durch berichtigte Straßen und Lokale Berlins, und es wurde dabei so spät, daß Luise Aston aus irgendeinem Grunde nicht mehr in ihre Wohnung gelangen konnte. So blieb nichts übrig, als daß sie mit Gagern in dessen Wohnung ging, der sein Zimmer in allen Züchten und Ehren mit der Dichterin der »Wilden Rosen« teilte.

Es kam das Jahr 1848, und Luise Aston erschien nach der Märzrevolution in Berlin; sie konnte nun hoffen, dort weniger von der Polizei belästigt zu werden, auch wenn sie sich in Wort und Schrift keinen Zwang anfaß. Sie schloß sich gleich an die Demokratie an und wurde auch mit dem berühmten oder berichtigten Held bekannt, welcher damals der einflußreichste Demagoge — so nannte er sich selbst — in Berlin war, allerdings nur auf kurze Zeit. Aber sie wollte der Sache des Volkes nicht nur mit der Feder und dem Worte dienen und schloß sich den Berliner Freiwilligen, die den Schleswig-Holsteinern zu Hilfe zogen, als Krankenpflegerin an. Ihr Auftreten wird von einem Korrespondenten des »Grenzboten« von 1848, welcher weder der Demokratie im allgemeinen noch Luise Aston im besonderen hold ist, in Nr. 24 dieser Zeitschrift sehr charakteristisch geschildert:

»Da ich gerade von den Berlinern spreche, so muß ich erwähnen, daß ihre Freischar die zahlreichste unter allen war. Sie schied sich aber in zwei Genossenschaften: jene schon angeführten Barrikadenleute, fast sämtlich gediente Soldaten, unschätzbar im Krieg, aber grauenhaft im Frieden, der Stolz der Schlacht und die Plage des Landmanns, und dann die ‚freien Berliner‘. Die letzteren zeichneten sich insbesondere dadurch aus, daß jeder einen schwarzen Frack und ein Paar Glacéstiefel im Tornister führte und seine Löhnung nur für Handschuhe ausgab. Wenn sie in die Garnison kamen, war ihr erstes, an demselben Abend noch einen Ball zu arrangieren oder ein Ständchen mit Fackelzug zu bringen. Sie waren die Bevorzugten in jeder Hinsicht, und denen hatte sich auch die bekannte Madame A. . . . angeschlossen. Diese Dame hat in unserem Feldzug ein Stück ihrer »Wilden Rosen« ins Praktische übersetzt, ‚freiem Leben, freiem Lieben‘ ist sie immer treu geblieben. Sie ist ein schwächtiges Weib mit interessanten Augen — voilà tout! Aber als einzige weibliche Erscheinung unter Tausenden wilder Krieger wußte sie die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie nahm sich überdies mit der größten Aufopferung und sans gêne der Pflege der Verwundeten an, und das verdient volle Anerkennung. Ja sie ist sogar durch einen Streifschuß verwundet worden und nahm sehr gerne Gelegenheit, die Wunde und mit ihr einen allerliebsten weißen Arm zu zeigen. Eine solche Heroine hätte kaum des männlichen Schutzes bedurft, aber Weib bleibt Weib, trotz aller Emanzipation. Der Führer der ‚freien Berliner‘, Herr S—kn, war der Glückliche, der starke Stamm, um welchen sich im Anfang ihre zarte Weiblichkeit liebend hinaufrankte. Aber ach, ihm war es nicht beschieden, die freie Schöne zu fesseln, und zähnekitrschend mußte er sie eines Tages an der Seite seines Befehlshabers im bequemen Wagen an sich vor-

¹ Gagern diente mit Auszeichnung als Oberst unter Juárez in Mexiko und war später sozialistischer Journalist in der Union.

beisliegen sehen, während er im Staub der Helde dahinmarschierte, den Tod im gebrochenen Herzen. War das der Lohn für die Requisitionsanstrengungen zu ihren Gunsten? Denn sprang nicht die diensttuende Ordonnanz in jedes Straßenwirthshaus und rief: „Zwei Flaschen Rotwein für die berühmte Lady A...!“ und wurden diese nicht immer so eilig verabfolgt, daß selbst das Bezahlen vergessen wurde? Aber es gibt eine Nemesis — nach drei Tagen schon ritt der Major einsam dahin, und die Lady wandelte am Arm eines blonden Leutnants. Und endlich war auch ihr Kreislauf vollbracht, und sie kehrte wieder zurück unter den Schutz ihres ersten Getreuen. Da war große Freude unter den ‚freien Berlinern‘, und sie veranstalteten augenblicklich einen Ball mit Fackelzug.«

Hier lernte sie auch ihren späteren Gemahl kennen, der als freiwilliger Arzt diente. Es war Dr. Daniel Eduard Meier, geboren 1812 in Bremen, der in Bremen und in Schlesien — hier während der Hungerepizyusperiode — praktiziert hatte.

Herr v. Corvin, der sich im Sommer 1848 in Berlin befand, wurde durch Held mit Luise Aston bekannt gemacht und sagt in seinen »Erinnerungen« von ihr, sie sei Helds »Freundin« gewesen. Er erzählt weiter:

»Von Vorurteilen habe ich bei der schönen Frau nichts entdecken können, und besonders hat man über ihren Mangel daran in bezug auf den Umgang beider Geschlechter Anstoß genommen, so daß man ihr selbst die Erziehung ihres Kindes entzogen hat. Sie war der Apostel der ‚freien Liebe‘ und behauptete, wie man einen Mann nicht verdammen könne, der nach dem Besiß eines schönen oder berühmten oder interessanten Weibes trachte, so könne man ebensowenig eine Frau verdammen, die sich Männern hin-gebe, von denen sie sich Genuß verspreche. Ihrem Grundsatz gemäß handelte Luise Aston, und wenn irgendwelche Berühmtheiten der damaligen Zeit bei ihr nicht glücklich waren, so lag die Schuld an ihnen, denn die schöne Frau war besonders neugierig auf die Bekanntschaft berühmter oder dafür geltender Männer. Die Gesellschaft, welche sie sah, war daher die geistreichste, die man treffen konnte, und selbst Minister fand man dort. Von einem derselben erzählte Luise Aston einem vertrauten Freund eine Anekdote, über welche sie sich halb tot lachen wollte. Der Minister war ein noch ziemlich junger Mann. Er machte der schönen Frau den Hof, und sie quälte ihn nicht durch Sprödigkeit. Seine Erzellenz vergaß in der Seligkeit allen Ministerstolz und rief: ‚Ich bitte dich, nenne mich du, nenne mich du!‘ Bald darauf erinnerte er sich jedoch seiner Würde und stammelte zum großen Ergötzen der Dame: ‚Madame, Sie können mich nun wieder Sie nennen!‘

Luise Aston gründete eine Zeitschrift »Der Freischärler«, worin sich außer politischen Aufsätzen sehr hübsche Gedichte befanden. Ihre Verse fanden mehr Anklang als ihre literarischen Produktionen. Wenn ihr poetisches Talent auch nicht ersten Ranges war, so hätten ihre Verse, in denen sich Wohlklang, Kraft und Formschönheit verbinden, doch die Vergessenheit nicht verdient, der sie heute verfallen sind. Namentlich die einst berühmten zwölf Gedichte, »Wilde Rosen« genannt, sind heute nur schwer aufzutreiben.

Als mit dem November 1848 die Wrangel-Manteuffelsche Reaktion über Berlin hereinbrach, wurde der »Freischärler« verboten. Der alte Wrangel galt als nicht hartherzig gegen Damen. Aber er wollte, wie Herr v. Corvin erzählt, Luise Aston im Schlosse, wo er sein Quartier hatte, eine

Wohnung anweisen, angeblich, um sie besser überwachen zu können. Da sie nicht darauf einging, wurde sie zum zweitenmal aus Berlin ausgewiesen.

Unter dem Drucke der Reaktion hatte die Dichterin der »Wilden Rosen« als Demokratin alle möglichen Schikanen von seiten der Behörden zu befürchten. Sie begab sich daher nach der einzigen größeren Stadt in Deutschland, die ihr noch Schutz bieten konnte — nach Bremen. Dort gab es eine sehr starke Demokratie, die eine neue freisinnige Verfassung durchgesetzt hatte, und es erschien daselbst unter Leitung des bekannten radikal-demokratischen Pastors Dulon die »Tages-Chronik«, die damals als »Moniteur der Demokratie« bezeichnet wurde. Indessen ließen sich die Bremer Demokraten durch die Drohungen des Bundestags einschüchtern, und die Reaktion gewann die Oberhand; erst wurden Preß- und Vereinsfreiheit und dann die ganze neue Verfassung aufgehoben. Die »Tages-Chronik« wurde unterdrückt, und Dulon mußte Bremen verlassen.

Als Luise Aston die Reaktion auch über Bremen hereinbrechen sah, wußte sie, daß auch hier ihres Bleibens nicht mehr lange sein werde. Da suchte sie Schutz in einer Institution, die von ihr bisher so leidenschaftlich bekämpft und verworfen worden war — in der Ehe. Sie verheiratete sich 1850 mit dem Arzte Dr. Meier in Bremen und ging mit ihm erst nach Russland und dann nach Österreich. Da sie sich öffentlich nicht mehr bemerkbar machte, so blieb sie auch unangefochten.

Im Herbst 1871 brachte Dr. Meier seine schwer leidende Gattin nach Wangen am Bodensee. Dort starb sie am 21. Dezember 1871. Bei ihrem Tode zeigte sich, daß sie längst vergessen war.

Daß sie Herkommen und Sitte so entschleden zu verwerfen gewagt, wurde ihr selbstverständlich mehr nachgetragen als verschiedenen Männern, die das Gleiche getan, trotzdem sie später selbst mit den Theorien brach, die sie in Tatsachen umgesetzt. Sie lieferte den Beweis, wie sehr die große Frage, deren Lösung sie anzubahnen glaubte, mit dem menschlichen Temperament zusammenhängt. In der Fülle jugendlicher Kraft und Leidenschaft durchbrach Luise Aston die ihrem Temperament entgegenstehenden Schranken. Vielleicht war es gerade die völlige Ungebundenheit, die sie verhältnismäßig früh, noch ehe das »gefährliche Alter« vorüber, zu einer Abklärung führte. Und so widerlegte Luise Aston ihre Theorien für ihre Person durch die Tatsache, daß sie zur Ehe zurückkehrte. Sie hatte in den glühendsten Farben die oft so unglücklichen Begleitererscheinungen ausgemalt, welche die Gegensätze von Geist, Temperament, Charakter, Bildung und sozialer Anschauung in der modernen Ehe verschulden. Und doch erkannte sie die Ehe wieder als den Regulator für das Verhältnis der Geschlechter an.

»Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch«, läßt Konrad Ferdinand Meyer den sterbenden Ulrich von Hutten sagen.

In der Tat — alles menschlich!

* * *

Nachtrag des Verfassers. Dieser Aufsatz wurde geschrieben im Jahre 1916, nachdem der hundertste Geburtstag der Dichterin vorbeigegangen, ohne daß ihrer irgendwie Erwähnung getan worden. Der Aufsatz wurde von einem großen süddeutschen Blatte bestellt und akzeptiert, aber drei Jahre liegengelassen, so daß ich ihn schließlich zurücknahm — und nun erscheint er hier. Mehrmals hatte ich am

Bodensee in den verschiedenen Dörfchen Wangen vergebens nach dem Grabe der Dichterin der »Wilden Rosen« geforscht; an das weiter nördlich liegende ehemalige Reichstädtchen Wangen im Allgäu hatte ich nicht gedacht. Als ich im verflohenen Sommer dort im Krankenhaus lag, entdeckte ich urplötzlich, was ich so lange gesucht.

Mein lebenswürdiger Arzt hatte mir von einem merkwürdigen Grabstein auf dem alten Friedhof zu Wangen erzählt. Kein Zweifel, hier hatte Luise Aston ihre letzte Ruhestätte gefunden, aber über ihre Persönlichkeit war nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Man kannte die Bedeutung ihrer einst so vielgenannten Persönlichkeit und ihre Vergangenheit überhaupt fast gar nicht.

Als in Wangen bekannt wurde, daß ich mich für das der heutigen Generation rätselhafte Grab auf dem alten Friedhof interessiere, kam man mir aufs freundlichste mit allerlei Mitteilungen entgegen. Die achtzigjährige Witwe des Oberstabsarztes R. meldete mir, daß sie mit dem Ehepaar Meier-Aston seinerzeit befreundet gewesen. Sie wußte wohl, daß Luise Aston einst eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt, aber Näheres war ihr nicht bekannt. Sie zeigte mir auch Bilder des Paares. Das von Luise Aston stellte eine Frau Mitte der vierziger Jahre vor — sie wurde zweiundfünfzig Jahre alt — mit hübschem sympathischen Gesicht. Frau R. sagte, Luise Aston habe immer Blumen im Haar gehabt und sei stets von einem großen Hund begleitet gewesen; auch habe sie stets eine Reitpeitsche getragen. Sie habe auch nie im Bette, sondern stets auf der Chaiselongue geschlafen. Die Dienstmädchen habe sie oft gewechselt. Nach ihrem Tode ergab sich, daß sie ein ausnahmsweise großes Herz besaß.

Dr. Meier, der nur ein Bein hatte, zeigt auf dem Bilde eine außerordentliche Ähnlichkeit mit dem Dichter Rudolf Gottschall, was zu beachten, da Gottschall einer der Geliebten von Luise Aston gewesen. Meier hatte 1855 mit seiner Frau Bremen verlassen; ob aus politischen Gründen, weiß ich nicht. Er war russischer Oberstabsarzt im Krimkriege und praktizierte dann an verschiedenen Orten in der Ukraine in Siebenbürgen, Ungarn und Österreich. 1871 war er kurze Zeit Badearzt in Liebenzell im württembergischen Schwarzwald, machte in diesem Jahr noch — ob freiwillig, weiß ich nicht — ein Examen beim Medizinalkollegium in Stuttgart und kam dann nach Wangen, wo er schnell eine große Praxis gewann. Nach dem Tode seiner Frau ging er nach Kreuzlingen bei Konstanz, wo er 1873 in der Irrenanstalt starb.

Ob die Ehe eine glückliche gewesen, wußte Frau R. nicht zu sagen.

Es gelang mir, die Testamente der beiden in Abschrift zu erhalten. Das von Luise Aston ist sehr kurz; sie vermacht all ihr Vermögen ihrem Mann. Sie hatte eine Tochter aus ihrer Ehe mit Aston (Luise Reusing), mit der sie schlecht stand und die sie im Testament übergibt. Aus dem Testament Meiers ging hervor, daß die Ehegatten beide bemittelt waren; in diesem Testament wurde auch Frau Reusing, gemäß Verabredung mit ihrer Mutter, bedacht. Ein Bild von Gottschall findet sich auch in Meiers Testament erwähnt. Meier bestimmte im Testament auch seine Grabschrift. Sie lautet:

»Der mitleidsvolle Tod gönnt Ruh und Rasten — dem mitleidslos gehehnten Einfluß Meier-Aston.« D. E. Meier, geboren in Bremen 1812, verheiratet den 25. November 1850, verbannt 1854, † 1873.

Daneben einfach:

»Luise Aston-Meier, geb. Hoche,
geb. 26. November 1814, gest. 21. Dezember 1871.
Nach Kampf Frieden.«

Hier, an der stillen Kirchhofsmauer in Wangen, kam dies einst so glühende und sprühende Herz zur Ruhe.

Literarische Rundschau

J. Lews, *Deutsche Erziehung in Haus und Schule*. Dritte Auflage. 1919, Teubner. Preis 1,60 Mark.

Diese Vorträge aus der Humboldtakademie erhalten des Trefflichen viel. Ein kluger liberaler Schulmann trägt seine Einsichten mit einem Einschlag abgeklärter Resignation vor. Die Erziehungssystematik ist ihm von problematischem Werte: »Unsere absichtlichen Erziehungsmaßnahmen bedeuten nicht eben viel« (gegenüber der Auswirkung von Vererbung und Erzieherpersönlichkeit); die Erziehung gehört in die »Reihe der Geistesmächte zweiter Ordnung, die nichts Neues schaffen, sondern nur formen und bilden«. Wobei sofort die Frage nach der Abgrenzung des »Neuen« sich aufwirft! Es ist durchaus nicht so leicht hin zu entscheiden, wieweit im einzelnen und allgemeinen die Erziehungswirkungen reichen, wieweit die Ausbildung die Empfänglichkeit für Lebensindrücke beeinflusst und umgekehrt, ob die Erziehungs»zucht« durch Reibungen aufstachelt oder durch Wegbahnungen »befreit«.

Lews, ein zorniger Bekämpfer »sozialistischer« Erziehungsversuche, betont doch sehr scharf die Verarmung und Vereinsseitigung der Kindesauszucht infolge der Trennung von Leben und Arbeit, Arbeits- und Wohnraum: die Arbeit als stärkste Erziehungsmacht ist ausgeschaltet, die Familie ist nicht mehr eine Arbeitsgemeinschaft, die Arbeit des Vaters insbesondere geht für die häusliche Erziehung verloren. Das Kind sollte aber Anteil an der täglichen Arbeit der Eltern haben. Man wird der These zustimmen, ohne, etwa mit Ausnahme ländlicher Verhältnisse, in der Vergangenheit eine annehmbare Verwirklichung des Erwünschten zu finden und ohne — vorläufig — die so gefährlich leicht in ausbeuterische Erwerbsarbeit umschlagende Heimarbeit der Kinder zulassen zu können. Wir wollen sorgen, daß das Siedlungswesen und der Schulenausbau zu Möglichkeiten führen, das Kind durch Arbeit zu fördern und zu entwickeln, statt sie ihm zum Jugendräuber zu machen.

Lews findet unseren ganzen Beifall, wenn er die Schule von heute als »maschinenmäßig arbeitende Drillanstalt« kennzeichnet, wenn er deshalb von der »Trostlosigkeit des Lehrerberufs in unserer Zeit« spricht, wenn er an Stelle der Schule als einer »großen Versicherungsanstalt auch Unfähiger auf gesellschaftliche Vorrechte« die völlig berechtigungslose Schule verlangt und dazu ganz freie Prüfungsausschüsse.

Aber er bleibt doch »liberal«, das heißt inkonsequent. Er wettet gegen die »Unnatur in der Erziehung«, daß Vater und Mutter entscheiden, was wir lernen, daß die Eltern von der Schule die Kinder als Erwerbsmaschinen und Amtsanwärter zurück erwarten. Und doch erklärt er es für die Sache der Eltern, die rechte Schule für ihr Kind auszuwählen, durch sie sei das Schicksal des Kindes am besten sichergestellt, sie seien seine »natürlichen Erzieher«. Wo ist der Vers? Der Liberale kommt leider nicht über den Individualismus hinweg und denkt die Gemeinschaft nicht zu Ende. Er will deswegen den unbefähigten Kindern der Reichen die gelehrten Schulen gegen — hohes Schulgeld offenhalten. Und doch sagt Lews an anderer Stelle: »Vorrechte schaden auch demjenigen, der sie besitzt.« In der »Gemeinschaft« sieht er die »Herde«, »die keine Persönlichkeit will«. Der Sozialist umgekehrt sieht die Persönlichkeit, wie er sie versteht und wünscht, aus der Gemeinschaft erwachsen und in ihr sich auswirken.

Lews ist auch merkwürdig traditionell in allerlei Einzelfragen, und seine Lehrsätze sind manchmal mehr klangooll als zutreffend und erschöpfend. »Kultur ist Auseinanderwachsen, Verschiedengestaltung, Unkultur ist Gleichmäßigkeit und Gleichheit.« Parfeisag oder Philosophem? Was helfen uns Aphorismen wie: »Das Kind liebt in Vater und Lehrer mehr, was sie sind, in Mutter und Erzieherin mehr, was sie tun.« Man könnte brillant auch das Gegenteil »beweisen«. Es sind mehr Vorurteile als Urteile. Ist immer die Frau als Erzieherin »mehr Künstlerin«, der Mann mehr »pflgender Gärtner«?

Geradezu unverständlich und undurchdacht erscheinen Lews' Ausführungen über den »Gottesunterricht«. Lews ist durch seinen Kampf für die Simultanschule fälschlicherweise in den Ruf des Kämpfers für die religionslose Schule gekommen. Hier bekennt er: »Solange der Gottesglaube etwas Gegenständliches, etwas Tatsächliches ist, ist er eine durch nichts zu übertreffende erzieherische Macht.« Kalt, raub, streng erscheint ihm die Weltanschauung, die den Gottesglauben ausschließt. Das »Woher und Wohin der Menschheit zerfließen im Nebel, der Himmel mit seinen Freuden ist verschwunden« (für die Kinder).

Helft es nicht eine naturwissenschaftliche Erkenntnis unerlaubt vergrößern, wenn man die Mythen und die Gestalten der Gotteslehre als das »Höchste und Tiefste, was die Völker in ihren Kindheitstagen empfunden« haben, für die »beste Nahrung für das Gemüts- und Willensleben der werdenden Menschen« erklärt? Lews will die Simultanschule. Und doch will er in der (nichtkonfessionellen!) »Gotteslehre« (die nicht der Kirche zufallen soll) Anknüpfung an das, was das Vaterhaus gelehrt hat. Der »Gottesunterricht« soll nur »Tatsachen« bieten, von der eigenen Kirche den Blick auf die Gotteshäuser anderer Bekenntnisse lenken. Das sind doch Unmöglichkeiten! Was sind hier Tatsachen? Kirche und Familie geben dem Kinde Konfessionelles, und nun soll die Schule »Tatsachen« aller Konfessionen lehren. Entweder wird das dürrste, langweiligste Textkusterei, oder die Konflikte nehmen kein Ende. Schon die philosophische Abwägung, wenigstens der »lebenden« Religionen, bietet große Schwierigkeiten vor einem »gemischtem« Auditorium. Als obligatorischer Unterrichtsgegenstand ist diese »Gotteslehre« jedenfalls undenkbar.

Aber trotz vieler Einwendungen, Lews' Buch bleibt nützlich. Im Kern der Erziehungsfragen stimmen wir ihm zu: »Jede Erziehung muß vorgelebt werden. — Selbsterziehung der Erwachsenen ist die Grundlage der Jugendziehung.«

Paul Deitrich

M. Martna, *Estland, die Esten und die estnische Frage*. Olten, W. Trösch. 200 Seiten.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Esten wegen der Befehung ihres Landes durch deutsche Truppen erbittert wurden, da sie die kaum errungene Selbständigkeit ihres Landes dadurch bedroht sahen. Aber das gibt keinem von ihnen das Recht, der Wahrheit Gewalt anzutun, wie es in dieser Schrift geschieht. Schon auf S. 10 bis 14 machen Martnas Berechnungen des Anteils von Esten und Deutschen an der Bevölkerung Estlands und Livlands stutzig. Nach der russischen Statistik von 1897, welche die einzige halbwegs verlässliche Grundlage ist, auf die man sich stützen kann, gab es in Estland und den nördlichen fünf Kreisen von Livland neben 867 900 Esten 33 400 Deutsche. Ohne Quellen anzugeben (die auch wahrscheinlich nicht existieren), errechnet Martna für 1917 eine Zunahme der Esten auf 1 400 000 und eine Abnahme der Deutschen auf 25 827; dazu kämen noch etwa 200 000 estnische Soldaten außerhalb des Landes. Das kleine Volk der Esten müßte also in zwanzig Jahren seine Kopfzahl ungefähr verdoppelt haben — trotz seiner großen Sterblichkeit!

Die drückende Herrschaft der deutsch-baltischen Grundbesitzer wird im zweiten bis fünften Abschnitt geschildert. Wir haben allen Grund, zu bedauern, daß jene Herrenkaste in Verfolgung ihrer materiellen Interessen jahrhundertlang Unrecht tat; ein Grund, deshalb die ganze deutsche Kultur geringzuschätzen, ist das jedoch nicht. Wäre den Esten jeder deutsche Einfluß erspart geblieben, so wären sie wohl kaum weiter voran als jetzt. Vielleicht sieht man das auch später ein — später, wenn man Wirklichkeiten wieder sehen kann.

Die letzten Abschnitte der Schrift betreffen die militärischen und politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit. Bei der Behandlung der deutschen Befehung Estlands erhebt Martna schwere Vorwürfe gegen die deutsche Sozialdemo-

kratie und besonders gegen August Winnig. Es mögen Fehler gemacht worden sein. Dennoch ist es Unsinn oder noch Schlimmeres, beispielsweise zu sagen (S. 173): »Die deutsche Sozialdemokratie erwies sich als ebenso gute Handlangerin des baltischen Adels nach der deutschen Revolution, wie sie vor der Revolution dem Cäsarismus als Handlangerin dienstbeflissen gewesen war!« Martna behauptet, nichts sei leichter, als den Beweis hierfür zu erbringen; er bleibt ihn aber schuldig. Aus den Angaben der Schrift über die jetzigen parteipolitischen Verhältnisse in Estland sei hervorgehoben, daß sich die geführende Körperschaft, die im April 1919 gewählt wurde, wie folgt zusammensetzt: Sozialdemokratische Arbeiterpartei (radikal) 40 Abgeordnete, Arbeitergruppe 30, Sozialisten-Revolutionäre 7, bürgerliche Parteien 43 Abgeordnete. Von den letzteren gehören 24 der Demokratischen Volkspartei und 3 der Deutschen Partei an. S. Fehlinger

Die Demokratien des Auslandes. Fünf Hefte. Oldenburg 1919, Gerhard Stalling.

In diesen Heften sind vom Verein Auslandskunde veranstaltete Vorträge abgedruckt. In dem ersten davon zeichnet Paul Lenß in scharfen Umrissen das Werden der englischen Demokratie, ihre wesentlichen Züge und den bedeutsamen Wandel in der demokratischen Führung kurz vor dem Krieg; ihren Übergang auf die Arbeiterklasse. Ernst Schulze schildert die Bedeutung der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika für die politische und soziale Entwicklung dieses Landes, die dort bestehende strenge Teilung der öffentlichen Gewalten, die den Einfluß von Führern und Parteien hemmt und das Mißtrauen des Volkes gegen das Vertretersystem usw. Aber die demokratischen Rechte und Pflichten in der Schweiz unterrichtet Paul Rühlmann, über die Demokratie in Frankreich Ludwig Bergsträsser und über die Versuche zur Demokratisierung des alten Rußlands Otto Hoefisch. Alle fünf Vorträge sind durchaus sachlich gehalten und zur Förderung des Verständnisses fremder Volkseigenart geeignet. S. Fehlinger

Job. Ferch, Der gestürzte Moloch. Kasernenbilder der Vergangenheit. Wien, Verlag der Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co. 251 Seiten.

Man ist versucht, Ferch den Vorwurf zu machen, daß er zuviel schreibe. In wenigen Jahren hat er eine stattliche Bändezahl von Novellen und Romanen herausgebracht. Literarisch sind sie als recht ungleich zu werten. Vieles erscheint unausgereift und oberflächlich. Eine flüssige Art zu schreiben, täuscht über manches hinweg. Und auch das Milieu besticht: Arbeiter- und Kleinbürgerkreise. Die soziale Note fehlt niemals. Im Gegenteil, sie ist fast überall in den Vordergrund geschoben; ihre Erörterung scheint die meisten Ferchschen Erzählungen überhaupt erst ins Leben gerufen zu haben. Dazu kommt eine angeborene und aner kennenswerte Beobachtungsgabe. Menschen und Geschehnisse werden niemals in eine bestimmte, licht- und schattenreiche Beleuchtung geschoben, sondern so beschrieben und geschildert, wie sie das Auge sieht. Das gilt auch für die Kasernenbilder, die Ferch in seinem neuen Buche vor uns aufrollt. Die österreichische Kaserne ist es, die sich von der reichsdeutschen früherer Tage wohl kaum allzusehr unterscheidet, nur daß die volkliche Zusammengewürfeltheit der Donauländer das uniformierte Menschenmaterial noch buntscheckiger und uneinheitlicher erscheinen läßt, als wir es bei uns zu Lande kannten. Die Gegensätze zwischen Mannschaft und Offizieren, zwischen Chargen und Untergebenen mit all ihren tragischen Konflikten werden am häufigsten geschildert. Aber das ist etwas, wozu es keines besonderen Scharfblicks bedurfte. Fesselnder wirken jene Episoden, in denen das rein Menschliche zu Worte kommt: die vom System geknechtete Persönlichkeit. Da wachsen hier und da Bilder empor von gigantischer Größe und erschütternder Furchtbarkeit. Der blöde Zufall verschüttet mehr denn einmal Menschenglück und Menschenleben. Den ungarischen Reservisten schickt er am Entlassungstag in den Kerker, weil er den Wunsch eines Vorgesetzten nicht zu erfüllen vermag (»Ein Wort zuviel«). Bei einem Streik,

irgendwo im Böhmischem, sollen Soldaten zugunsten der Unternehmer eingreifen, sollen Arbeiter in Uniform auf Arbeiter in Zivil schießen (»Die Intervention«). Das Elend der verheirateten Unteroffiziere wird geschildert, die in den einengenden Kasernenverhältnissen leben und ihr Eheglück dem Moloch Militarismus opfern müssen (»Kameraden«). Aber nicht nur das Soldatenleben im Frieden kommt zu Wort, sondern auch die Kriegszeit spricht und klagt an. Ergreifend ist die Skizze von dem hungernden polnischen Kinde (»Hunger«), das halbvertiert nach Gerechtigkeit schreit. Hier wird Ferch mitunter auch satirisch, was ihm gar nicht schlecht steht. So bekommen die Schriftstellernden Heimbürger tüchtig etwas ab (»Der Kriegsdichter«). An geißelnden Worten und grellen Schlaglichtern ist dann noch die Skizze »Die große Zeit« reich, die in kleinen, knapp und scharf gezeichneten Bildchen Ausschnitte aus dem furchtbaren Kriegserleben gibt. Hier zeigt sich das wiengeschulte Können des Dichters von seiner angenehmsten Seite. Irgendeine Stimmung schwingt immer irgendwo. Eine verhaltene Weichheit umzittert fast alle Stücke des Buches. Trotzdem aber sind sie das, was sie sein wollen: Anklagen. In

Mag Pulver, Zwischenspiele. Zürich, Rascher & Co.

Es berührt in diesen Tagen gewaltigster Weltumwälzungen eigenartig, wenn man ein Buch in die Hand bekommt, dessen Inhalt ganz in dem Mythos des alten Hellas aufgeht und sich aus blumenbunten Traumlanden den Stoff seiner Schilderungen holt. Das trifft für Pulvers »Zwischenspiele« zu. Sowohl in dem Spiel »Der bekehrte Polyphem« wie in der Tragikomödie »Narzissus und die Amazone« steigen die alten Götter, Halbgötter und Geister Griechenlands wieder auf die Erde hinunter. Das bleibt aber nicht bloß auf die Handlung beschränkt. Griechentum durchtränkt alles an diesen kleinen, dramatisierten Idyllen: Inhalt und Personen, Aufbau und Sprache. Eine hohe, erlesene Schönheit zeichnet bis ins kleinste hinein die einzelnen Episoden. Der große Pan kichert und tanzt durch das fein ziselierete Geschehen der formvollendeten kleinen Szenen. Man muß an antike Vasenbilder denken, an das blaue Meer des Südens, an die weich-wehmütigen Klänge der Hirtenlirne. Aber alles das wird durch eine meisterlich gehandhabte Sprache gewissermaßen verdeutscht, dem Empfinden und dem Gefühlsleben des Nordländers vertraut gemacht. Für die große Bühne sind diese Zwischenspiele natürlich nicht geschrieben. In kleinen gewählten Kreisen jedoch mit verteilten Rollen vorgetragen und szenisch nach den Angaben des Dichters ausgekleidet, dürfen sie künstlerisch von einer feinen und intimen Wirkung sein. -n

G. J. van Bruggen, Das Reich Gottes in Sibirien. »Europäische Bücher«.
Zürich, Verlag Max Rascher. Preis geheftet 11 Mark, gebunden 14 Mark.

Der Krieg ist eine durchaus unsoziale Erscheinung. Er reißt alles Bestehende nieder. Unsoziale Einzelwesen, Mörder, Diebe, Räuber müßten also im Krieg ihre Daseinszufriedenheit finden, ein Beschäftigungsfeld im Großen, während sie sich früher nur mit Einzeltaten begnügen konnten. In van Bruggens Werk lernen wir ein solches »unsoziales« Wesen kennen, das uns gründlich eines anderen belehrt. Jean Rauque ist ein Pariser Apäche, gekennzeichnet durch den Titel »der Stecher«, ein Held der Straße, ein »guter Ketel« im Innersten, aber hemmungslos und auffällig allem, was sich ihm als »Gewalt« des Staates offenbart. Da wird er unter die Fahnen gerufen. Er sieht Menschen, die früher vor ihm und seinem Handwerk ausgespuckt haben, mit Wollust daselbe tun, schlagen, stechen, morden, sieht ihre Brust mit Auszeichnungen für Taten geschmückt, für die er früher das Dunkel der Kerkerhaft hatte erdulden müssen; er hört sich selbst auf Grund seiner guten »Vorkenntnisse« von seinen Vorgesetzten gelobt und findet sich bald als geehrtes und geschätztes Mitglied im Kreise seiner gleich ihm kriegsdienstleistenden Genossen. Da packt ihn der Ekel; er dünkt sich besser als alle diese Scheinheiligen, die ihn wegen des geringsten Vergehens aus der Gesellschaft ausgestoßen haben und nun

widerspruchslos, ja sogar zum Teil mit innerer Befriedigung die Taten der Menschenfeindlichkeit begehen! Von neuem scheidet er sich von der »Gesellschaft«, mißachtet ihr Gebot der Vernichtung ihrer Feinde und flieht das Meer.

Man muß Jean Rauque, den Apachen, sprechen hören, um die ganze Unwürdigkeit des Krieges, die ganze Verseuchtheit der menschlichen Gesellschaft, ihre Verlogenheit und niedrige Gesinnungsweise kennenzulernen. Von einem Strauchdieb und Straßenräuber muß sich die Menschheit zu Gericht laden und verurteilen lassen. Ein Zubälter und Wegelagerer darf ihr Richter sein; er darf es, denn er ist besser als sie. Sein Urteil ist hart und vernichtend, aber es ist nicht ungerecht. Nur eine bis auf die Knochen angefaule Gesellschaft konnte sich diesen Kampf bis aufs Messer liefern. Damit hat sich die alte Welt selbst der Vernichtung in die Arme getrieben, und eine neue ist reif zu entstehen. Bezeichnenderweise wird sie gerade von den Elementen geschaffen, die die alte Ordnung mit der Waffe zu verteidigen bestimmt waren, von einer Anzahl Soldaten aller Nationen, die von ihren Anführern zum Sturmangriff gegeneinander getrieben, in plötzlicher Erkenntnis der Wahrheit sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt werden und, anstatt als Feinde mit dem Gewehrholzen aufeinander loszugehen, sich gegenseitig als Menschen und Brüder in die Arme sinken.

Der Vorfall spielt sich auf einem fern in Sibirien gelegenen Kriegsschauplatz ab; die über die Schützengrabenverhaue hinweg Gecinten suchen sich nun eine Wohnstätte und errichten auf waldumsäumtem Steppengrund ihr weißleuchtendes Zeltlager, in dem jeder einzelne der selbstgewählten Arbeit frei und freudig nachgeht, eine Gemeinschaft ohne Regierung und ohne Verwaltung, ohne obrigkeitliche, richtende oder strafende Behörde. Gewalt hat sie in bewußtem Gegensatz zu der Welt, der sie entflohen ist, aus ihrem Denken und Handeln völlig ausgeschaltet. Gottesfriedliche Ruhe herrscht hier. Aber ihr Reich liegt der alten Welt nicht unerreichtbar ferne. Stierig streckt diese ihre Fangarme aus, die Stätte der Eintracht zu umfassen und zu vernichten. Jean Rauque und seine Kameraden, Verwundete und Versprengte, die gleich ihm im Wald Aufenthalt genommen haben, finden den Weg zu dem »Vaterstadt« benannten Zeltlager, und sie sind es, die die unheilvolle Brücke von der neuen zur alten Welt schlagen; Jean Rauque, indem er das Verbrechen in das Gottesreich pflanzt, für das er wohl mit freiwilligem Tod büßt, ohne jedoch dadurch die ganze Größe seiner Schuld zu sühnen, und zwei andere Neuankömmlinge, ein Diplomat und ein Zeitungsmensch, die sich unter den friedlichen, arbeitsamen Bürgern nicht wohl fühlen, den Weg zurück zur alten Welt suchen und ihr die Kunde von dem Bestehen von »Vaterstadt« bringen. Dort vereinen sich alle ihre Stützen: Imperialismus, Kapitalismus und Militarismus, um ihre Ansprüche auf das neuentstandene Reich geltend zu machen. Ein von gut ausgerüsteten Truppen begleiteter »Heiliger Kreuzzug« wird nach Sibirien entsendet, Diplomaten zu Verhandlungen vorausgeschickt und von den Bürgern von »Vaterstadt« die Rückkehr in ihre alten Heimstätten gefordert. Sie aber erkennen keine alte Heimat an; es gibt für sie aus dem Reiche des Friedens kein Zurück in die Welt der Lüge und der ewigen Kriegsgefahr. Freudig sterben sie den Heldentod für ihre Überzeugung. Noch einmal haben die alten Gewalten gesiegt, die Welt ist um eine Weisheitsstätte ärmer geworden. Unveränderlich und unverbesserlich träumt sie den bösen Traum von Kraft und Stärke, von Waffenmacht und Diplomatenlist weiter, unfähig, selbst an ihren äußersten Grenzen einen Tempel der Läuterung zu ertragen.

Scharfe Charakteristik der handelnden Personen, lebenswahre Gestaltung aller Geschehnisse verleihen dem Werke van Bruggens Wirklichkeitsförmigkeit und lassen uns selbst seine phantastische Gottesreichschöpfung fast als etwas Reales empfinden. Daß die Welt nicht reif ist, sie zu behalten, ist des Dichters tiefste Erkenntnis, aber nicht in klagendem Schmerz gibt er ihr Ausdruck, sondern seine lächelnde Ironie weiß sich mit dem Bestehenden abzufinden.

J r m a H i f f

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 9

Ausgegeben am 28. November 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Über den Parteien

Von Dr. Richard Lohmann

In einer eigentlich nur als Wegweiser für angehende Studenten gedachten, aber auch in weiteren Kreisen sehr beachtenswerten »Einführung in das Hochschulleben«¹ weist Dr. Werner Mahrholz darauf hin, daß der deutsche Student vor dem Kriege im ganzen ein Zoon apoliticum, ein unpolitisches Wesen war, daß ihm die Politik nicht als eine selbstverständliche Lebensstufe galt, sondern als ein Noli me tangere, zu dem man sich praktisch möglichst ablehnend verhielt. Was hier vom Studenten im besonderen gesagt ist, das galt auch ganz allgemein von den sogenannten Intellektuellen überhaupt. Praktische politische Betätigung war die Domäne einiger weniger Berufspolitiker unter ihnen, die große Masse der Intellektuellen schloß sich im Bewußtsein ihres rein geistigen »Führertums« vom Getriebe der Politik und noch mehr vom Kampfgewühl der politischen Parteien ab.

Die Erlebnisse des Weltkriegs und der Revolution haben den Bann gebrochen, sie haben auch den bisher abseits stehenden »Gebildeten« die Notwendigkeit der *P o l i t i s i e r u n g*, die Notwendigkeit auch parteipolitischer Orientierung vor Augen geführt. Diese an sich erfreuliche Tatsache birgt indessen bei der ganzen, nun einmal vorhandenen Mentalität dieser Kreise eine große Gefahr in sich.

Der Intellektuelle kommt zur Politik nicht auf Grund einer allmählich reifenden Einsicht in wirtschaftliche Zusammenhänge oder eines inneren Erlebnisses, sondern auf Grund eines gedanklichen Entschlusses. Er tritt nicht aus seiner Gedankenwelt, aus der traditionellen Anschauung der Dinge heraus, um eine neue Stellung zu den bisher ihm abseits liegenden Fragen zu gewinnen, sondern er sucht sie aus seiner Gedankenwelt heraus zu erfassen und zu lösen. Er steigt also gewissermaßen von oben her zur Politik herab, statt zu versuchen, von unten herauf in sie einzudringen. So bleibt er notgedrungen beim Ideal, bei der Idee stecken und findet weder den Weg zur praktischen Politik noch den zur Partei. Und wenn er schon sich auch parteipolitisch organisiert, so kann ihm doch auf diesem Wege die Partei nie eine innere Notwendigkeit, nie das selbstverständliche Mittel des politischen Kampfes werden, sondern seine Stellung zur politischen Partei wird immer den Charakter des Außerlichen tragen.

Daraus erklärt sich die ganz eigenartige Stellung der meisten politisierten und politisierenden Intellektuellen zur Politik und innerhalb des politischen Kampfes. Weil sie von Dogmen, von Postulaten ausgehen, so stehen sie der

¹ Der Student und die Hochschule. Eine Einführung in das Hochschulleben von Dr. Werner Mahrholz. Hochschulbücherei, Heft 1. Berlin, Furche-Verlag.

Kunst des Möglichen von vornherein skeptisch oder ablehnend gegenüber; weil sie — nach wie vor der Revolution — vom Geistigen statt vom Wirtschaftlichen ausgehen, so sehen sie ihre politische Aufgabe darin, »vom Philosophischen aus das Wolkenkuckucksheim frei in der Luft schwebender soziologisch-kultureller Neubauten zu errichten«, wie es W. S. Pfannkuche unlängst sehr treffend formuliert hat.

Für die zur Sozialdemokratie gekommenen Intellektuellen tritt noch ein zweites, psychologisch durchaus erklärliches Moment hinzu. Es besteht die Gefahr, daß der Schritt aus der bürgerlichen Gedankenwelt zur sozialistischen, der Bruch mit der Vergangenheit so lebendig und stark empfunden wird, daß nun Sozialismus auf der einen Seite und Kapitalismus auf der anderen gewissermaßen als zwei kompakte Gebilde erscheinen, denen gegenüber alle anderen Unterschiede als belanglos zurücktreten. Der Sozialismus als ein konstruiertes Ideal, als Utopie lebt wieder auf und findet in den Kreisen parteigenössischer Intellektueller begeisterte und fanatische Anhänger. Es zeigt sich, daß man auf Grund marxistischer Gedankengänge zu ganz unmarxistischen Resultaten kommen kann, wenn man sich den Weg zu ihnen aus den Wolkenhöhen eines von allen irdischen Unzulänglichkeiten befreiten Ideals aus bahnt, statt von wirtschaftlichen Tatsachen auszugehen. So werden aus vermeintlichen Sozialisten höchst unsozialistische Phantasten und Illusionisten, so werden aus vermeintlichen Politikern die denkbar unpolitischsten Doktrinäre. Nur ein Beispiel für viele. Kann man sich etwas Unpolitischeres und Unsozialistischeres denken, als wenn ein parteigenössischer Philologe allen Ernstes der Politik der Partei das nächste Ziel weisen möchte mit den Worten: »Wir stehen vor der Alternative, endlich wirklich einmal absoluten Sozialismus, nicht bloß relativen, auf Augenblickswirkungen eingestellten oder gar keinen mehr zu haben.« (Dr. Nägler im »Föhn«, Heft 15.)

Aus solchem sich selbst gefallenden Illusionismus heraus wächst die Abneigung dieser Art Intellektueller gegen wirkliche politische Arbeit, gegen praktische Mitarbeit in der Partei. Es ist das alte Erbtum jener unpolitischen Geisteskultur, die den Intellektuellen früher die Beschäftigung mit der Politik als ein niederes Handwerk überhaupt verschmähen ließ. Hat er sich nun mit der Politik — seiner Meinung nach — ausgesöhnt, so bleibt er doch »über den Parteien« stecken. Die Partei ist ihm etwas Minderwertiges, im besten Fall ein notwendiges Übel; Parteiarbeit oder gar Parteidisziplin sind ihm wesensfremd.

Und dabei brauchte die Partei doch gerade die Kräfte, die ihr hier zu wachsen könnten, heute notwendiger denn je. Nicht »Führer« im üblichen Sinne sind es ja, die in erster Linie fehlen, sondern tat- und opferbereite Mitarbeiter, die sich freudig in Reih' und Glied stellen, die praktische Bildungs- und Aufklärungsarbeit zu leisten bereit sind, die die nächsten Wege zeigen und auf ihnen vorangehen wollen, statt in Nebelsterne längst gesundene Ziele noch einmal zu suchen. Es ist aufs tiefste bedauerlich, daß hier nur ein kleiner Teil der in Betracht kommenden Kreise zur Mitarbeit geneigt ist. Wir haben in der Bildungsarbeit, in der Jugendbewegung, in der Aufklärungsarbeit, in der Bemühung um Vertiefung sozialistischen Denkens ein so unendlich reiches Feld der Betätigung, auf dem der Intellektuelle, der Lehrer, der Student, der Jurist, der Techniker die gegebenen Helfer

wären und sein müßten. Aber sie können es natürlich nicht von der hohen Warte eines überparteilichen Sozialismus aus, sondern nur aus der Partei heraus, i n n e r h a l b der Partei. Dazu ist allerdings eine geistige Umstellung erforderlich, dazu ist es nötig, den Gedanken der Partei in den Vordergrund zu stellen, von dem Gedanken der Partei aus an die politischen Aufgaben heranzutreten. Dazu ist es nötig, den hochmütigen Individualismus des »Gebildeten« nicht nur äußerlich abzustreifen, sondern innerlich zu überwinden.

Diese innere Neuorientierung, diese geistige Revolution der Intellektuellen ist in ihren Anfängen steckengeblieben; sie hat zu einer Halbpolitisierung geführt, von der die Partei und damit unser Volk keinen wirklichen Nutzen haben kann. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß weit über die Hälfte aller neu zur Partei gekommenen Mitglieder aus dem gebildeten Proletariat jene innere Beziehung zur Partei noch nicht gefunden hat — die Zahl der in der praktischen Parteiarbeit Tätigen beweist es. Und noch beweiskräftiger ist vielleicht die Tatsache der seit der Revolution begonnenen »überparteilichen« Organisation der einzelnen Berufsgruppen unter den Intellektuellen, die »sozialistischen« Vereinigungen der Ärzte, Techniker, Lehrer usw.

Man erhebe nicht den Einwand, diese Zusammenschlüsse auf »breiterer« Grundlage seien ein Gebot der Not, etwas Vorläufiges, solange die Zahl der Sozialisten in jenen Berufsgruppen noch relativ und absolut recht gering sei. Der Grund möchte für die Ärzteschaft und die Juristen (abgesehen von den Rechtsanwälten) vielleicht zutreffen, für die Studenten und Lehrer ist er aber auf keinen Fall gültig. Vielmehr zeigen diese Beispiele, daß die überparteiliche Organisation als etwas Höheres, als ein Idealzustand angesehen wird und daß man in weiten Kreisen deshalb unbedingt an ihm festhalten möchte. Gerade der Kampf, der zwischen der überparteilichen Lehrerorganisation, dem »Verband sozialistischer Lehrer«, und der im Rahmen unserer Partei, auf dem Boden der Partei gegründeten »Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer« entbrannt ist, zeigt die Denkarbeit, die innere Einstellung der hier in Frage kommenden Intellektuellen mit vollster Deutlichkeit. Ein gewisser »Einigungsgedanke« bildet gewissermaßen den Grundton, der Gedanke, daß ein Kreis über den Parteien stehender Gebildeter Kristallisationspunkte für die künftige Einigung des Proletariats bilden könne, also berufen sei, die Parteien zu einigen, ohne selbst fest in der Partei gefaßt und gearbeitet zu haben. Daneben aber wird mit aller wünschenswerten Offenheit die eigentliche Parteiarbeit ebenso wie die praktische Politik der Partei als etwas Minderwertiges, Untergeordnetes hingestellt gegenüber dem, was man den »sozialistischen Gedanken« zu nennen pflegt — ein ebenso verschwommenes, irrealis Gebilde wie sein nationaler Bruder. Und nichts beweist besser die oben gekennzeichnete Denk- und Anschauungsart dieser politisierenden Intellektuellen, als daß sie durch solche bewußte Absonderung vom pulsierenden Leben der Partei einer Verflachung sozialistischen Denkens entgegenzuarbeiten meinen, daß sie hoffen, auf diesem Wege das Ziel einer »Durchgeistigung« der Parteipolitik zu erreichen. Diese Art »durchgeistigter Politik« ist in ihrem tiefsten Kern nichts anderes als die Übertragung der alten intellektuellen Denkweise auf das neue Betätigungsbereich, eine Absage an wirklich politisches Denken und Handeln, eine Ver-

kennung des wirklichen Verhältnisses von wirtschaftlichen Voraussetzungen, politischen Möglichkeiten und kulturellen Zielen.

Die Partei kann dieser Entwicklung nicht tatenlos zuschauen. Sie darf die auf solcher Grundlage ruhenden Neuschöpfungen von »Vereinigungen« und dergleichen nicht als *quantité négligeable* betrachten; denn ihre Arbeit wird dadurch nach zwei Richtungen hin geschädigt. Einmal wird hier wertvolle geistige Kraft, die ihr unmittelbar oder mittelbar zugute kommen könnte, nutzlos in doktrinärem Theoretisieren verpufft; an Stelle praktischer Parteiarbeit mit dem Ziel einer Vertiefung oder — wenn man will — Durchgeistigung sozialistischer Probleme wird die Neigung zu fruchtloser Nur-Kritik künstlich großgezogen. Sodann aber ist diese Art des Theoretisierens und der Kritik in Gemeinsamkeit mit parteipolitischen Gegnern für die Arbeit und Politik der Partei selber höchst bedenklich, solange die Spaltung der Arbeiterbewegung besteht, solange wir auch eine Front gegen links haben. Man kann diese Gefahr nicht mit dem Schlagwort: Der Feind steht rechts! als belanglos beiseite schieben. Gewiß steht der Feind rechts im Sinne der Kasseler Ausführungen Scheidemanns. Zu seiner Bekämpfung brauchen wir aber eine starke, schlagkräftige Partei, und es geht nicht an, daß ihre Politik fortgesetzt durch bloße Negation gelähmt wird. Die sogenannte Zusammenarbeit eines Teiles der Intellektuellen mit den Unabhängigen und Kommunisten kann nur dazu führen und hat bereits dazu geführt, daß die gemeinsame »Grundlage« lediglich in der gemeinsamen Kritik der Politik der Partei gefunden wird. Dies ist die notwendige Folge der unpolitischen Mentalität, von der wir bereits sprachen. Durch diese Art »politischer« Arbeit wird lediglich die Oppositionspolitik der Unabhängigen gefördert, die gedachte »Befruchtung« der Politik der eigenen Partei ist auf solche Weise schlechterdings nicht zu erreichen, an die Stelle der unklar erstrebten Durchgeistigung dieser Politik tritt die unmittelbare Bekämpfung der eigenen Partei oder doch die bereitwilligst von der Gegenseite akzeptierte Waffenlieferung zu diesem Kampfe.

So verliert die Partei durch die stillschweigende Duldung dieser Entwicklung einerseits wertvolle Kräfte und läßt sich andererseits die Kraft der Opposition aus dem eigenen Lager verstärken. Wenn jemand meinen sollte, daß diese Charakterisierung der in Frage kommenden überparteilichen Organisationen zu schwarz gemalt sei, so möge einmal die Probe auf das Exempel gemacht werden. Man stelle einmal rein statistisch fest, wie viele der in die Tausende gehenden parteieigenen Intellektuellen aus jenen Mischvereinigungen in der praktischen Parteiarbeit stehen, wie viele Studenten beispielsweise aus den sozialistischen Studentenvereinigungen sich in unserer Jugendbewegung betätigen, wie viele Lehrer aus dem »Verband sozialistischer Lehrer« in der Bildungsbewegung mitarbeiten usw. (Die »Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer« scheidet hier aus, da sie eine Organisation im Parteirammen mit jenen Zielen ist, die wir eben bei den überparteilichen Organisationen vermissen.) Die Probe wird geradezu niederschmetternd ausfallen.

Wir haben also hier statt der erhofften sofortigen Unterstützung bei unserer dringendsten Aufklärungsarbeit selber noch eine nicht minder dringende Aufklärungsarbeit zu leisten. Wir müssen den Gedanken wirklicher politischer Betätigung, den Gedanken der Partei als des einzigen Mittels

im politischen Kampfe in die Reihen der Intellektuellen tragen, sie davon überzeugen, daß heute mehr denn je die heißenden Worte Adolf Gläbrenners zu Recht bestehen:

Über Parteien, in der Luft steht niemand. Zwischen den Kämpfern
Laufet ihr Narren umher, sichere Opfer der Schlacht.

Es gilt, die Erkenntnis zu wecken und zu stärken, daß die Kleinarbeit des politischen Alltags unendlich viel wichtiger und wertvoller ist als ein Sichereinträumen in die Welt politisch-unpolitischer Ideale, daß nur durch tätige, praktische Mitarbeit in der Partei die erstrebte und ganz gewiß notwendige Durchgeistigung der Parteipolitik von unten auf zu erreichen ist.

Man muß zugeben, daß es unsere Partei vielerorts an diesem Heranziehen, an dieser Aufklärung der neu zur Partei gekommenen Intellektuellen hat fehlen lassen. Der tiefste Grund hierfür mag in der Hauptsache ein auf Grund der Erfahrungen und Tatsachen gewiß berechtigtes Mißtrauen gegen den ehrlichen Willen zur Mitarbeit gewesen sein, und man kann es verstehen, wenn mancher auch heute noch die Mahnung Bebels für gerechtfertigt hält, die er auf dem Dresdener Parteitag 1903 unter dem stürmischen Beifall der Versammlung gab: »Nach der Entwicklung der letzten Jahre bin ich leider noch auf meine alten Tage dazu gekommen, zu sagen: Seht euch jene Parteigenossen an, aber wenn es ein Akademiker ist oder ein Intellektueller, dann seht ihn auch doppelt und dreifach an!«

Es wird unsere nächste Aufgabe sein, dieses Mißtrauen zu beseitigen. Das kann nur geschehen, wenn sich jeder Intellektuelle zunächst uneingeschränkt im Dienste der Partei für die praktische, so bitter notwendige Parteiarbeit zur Verfügung stellt, um an dem für ihn geeigneten Platze, auf Grund seiner besonderen Fähigkeiten und seiner besonderen Bildung der Partei sein Bestes zu geben. An dem Willen dazu fehlt es noch in den weitesten Kreisen. Es gibt aber kein anderes Mittel zu einer wirklichen Politisierung der bisher unpolitischen Schicht unseres Volkes.

Der amerikanisch-englische Wirtschaftskampf nach dem Kriege

Von Heinrich Cunow

(Schluß)

II

Von großer Bedeutung für die künftige Gestaltung des englisch-amerikanischen Konkurrenzkampfes und die Kraft, die England in diesem Kampf einzusetzen vermag, wird die Entwicklungsrichtung der englischen Arbeiterbewegung sein. Denn nicht die im vorigen Artikel genannten wirtschaftlichen Faktoren allein entscheiden über Englands Konkurrenzfähigkeit; neben ihnen kommt als wichtiges mitentscheidendes Moment in Betracht, wie sich die englische Arbeiterschaft zu der neuen Wirtschaftslage stellt — ob sie sich aus ihrer bisherigen politischen Abhängigkeit vom Liberalismus befreien und inwiefern der Anpassungsprozeß des englischen Industrie- und Handelskapitals an die neuen Bedingungen des Weltwirtschaftsmarktes durch Lohnkämpfe und Streiks gehemmt werden wird.

Bisher, das heißt in den Jahrzehnten vor dem Krieg, segelte die englische Arbeiterbewegung als Ganzes im Schlepptau des freihändlerischen, mehr oder weniger sozialpolitisch gerichteten Liberalismus, denn von der mondpolartigen Herrschaftsstellung, die England in verschiedenen Zweigen des Weltwirtschaftsgetriebes einnahm, hatte auch die englische Arbeiterklasse oder doch zum wenigsten ihre oberen, gewerkschaftlich organisierten Schichten einen gewissen Vorteil. Wie sich der richtige Engländer als eine Art höherer bevorzugter Menschentypus gegenüber den Nationen des europäischen Kontinents fühlte, so auch der englische Arbeiter — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — gegenüber dem deutschen, französischen, belgischen, dänischen, österreichischen, italienischen Arbeitsgenossen.

Zwar hat in den beiden letzten Jahrzehnten vor dem Kriege, als von dem früheren englischen Industriemonopol ansehnliche Teile abbröckelten, auch in der englischen Arbeiterschaft der sozialistische Gedanke an Anhang gewonnen; aber die englische Arbeiterschaft, als Ganzes genommen, blieb in sozialliberalen Anschauungen stecken. Das zeigte sich nicht allein darin, daß nicht nur die englische politische Arbeiterliteratur jener Zeit, soweit von einer solchen überhaupt geredet werden kann, durchweg die Züge des englischen Radikalliberalismus trug, sondern auch die Arbeiterfraktion im englischen Unterhaus als politischer Schwanz der Liberalen fungierte. Tatsächlich hat die englische Arbeiterpartei niemals im Parlament eine selbständigere, der Richtung des Liberalismus entgegengesetzte Politik getrieben. Selbst zur Zeit ihres größten Aufschwunges, nach den Wahlen im Jahre 1906, brachte es die englische Arbeiterpartei im Parlament nur auf 56 Abgeordnete unter 670, also nur auf ungefähr 8 Prozent, und von diesen 56 waren 28 von den Liberalen aufgestellt und gewählt. Sie standen demnach unter deren Einfluß. Und auch die übrigen 30 waren größtenteils nichts als Sozialliberale, die fast in allen wichtigen politischen Fragen der liberalen Parole folgten.

Der Krieg hat auch in dieser Hinsicht revolutionierend gewirkt. Die englische Arbeiterschaft ist ebenfalls, obgleich sie mehr als irgendeine andere Europas an alten Gewohnheiten und Traditionen festhält, anders aus dem Kriege herausgekommen, als sie in ihn hineingegangen ist. Je mehr sich die Hoffnung der englischen Geschäftswelt, der auf dem Kontinent geführte Krieg werde das englische Wirtschaftsleben nur wenig berühren — „Business as usual“ —, als ein Irrtum erwies, desto mehr änderte sich auch die Physiognomie der englischen Arbeiterschaft.

Die englischen Arbeiter wurden aus ihren alten Arbeits- und Berufsverhältnissen herausgerissen und in neue hineingezwängt. Die Lebensmittelpreise stiegen; manche Nahrungsmittel wurden knapp und fehlten sogar zeitweise ganz. Zudem ergaben sich überall Beschränkungen und Eingengungen der alten Lebensgewohnheiten. Dazu kamen die Einführung der allgemeinen militärischen Wehrpflicht und die zunehmenden Aushebungen sowie die großen Blutopfer auf Frankreichs Boden, die vielfach von der Arbeiterbevölkerung nicht als dem eigenen Lande dargebrachte Opfer, sondern als Blutabzapfungen für französische Interessen aufgefaßt wurden.

In den Kreisen der gewerkschaftlich organisierten, bisher mannigfach bevorzugten Arbeiter empfand man überdies die Außerachtsetzung der gewerkschaftlichen Privilegien durch die Kriegsdienstleistungsgesetze als schwere

Schädigung der bislang innegehabten bevorrechteten Stellung, und doch ließ ein Teil der alten Gewerkschaftsführer sich völlig ins Schlepptau von Lloyd George nehmen und fügte sich bereitwillig den Anordnungen von oben. Die Folge war, daß neben und innerhalb der Gewerkschaftsbewegung eine syndikalistische Gegenströmung an Umfang gewann, das sogenannte „shopsteward movement“ (Werkstätten-Vertrauensmänner-Bewegung). Unbekümmert um die gewerkschaftlichen Organisationen, ihre Satzungen und Verordnungen wählten die Arbeiter mancher Einzelbetriebe sich aus ihrer Mitte Vertrauensmänner und Arbeiterbetriebsräte, die sich oft wieder mit denen anderer Betriebe vereinigten, ohne Rücksicht auf gewerkschaftliche Verbandsregeln ihre Forderungen an die Unternehmerschaft stellten und, wo diese abgewiesen wurden, mehrfach zu wilden, von den Gewerkschaftsleitungen nicht als berechtigt anerkannten »syndikalistischen« Streiks griffen.

Die Hoffnung auf den Sieg Englands und dessen große »Früchte«, an denen auch die Arbeiter teilnehmen würden, nahm jedoch noch immer den größten Teil der englischen Arbeiterschaft gefangen, und als Deutschland zusammenbrach, bemächtigte sich zunächst der englischen Arbeiterkreise ein gewisser Siegestaumel. Jetzt war ja alles Ungemach überstanden und der deutsche Gegner niedergeworfen. Das englische Wirtschaftsleben werde sich daher nun, von der Konkurrenz Deutschlands und auch Frankreichs und Belgiens befreit, die viel zu sehr unter dem Kriege gelitten hatten, um sich bald erholen zu können, mächtiger entfalten als vor dem Krieg. Und bei dieser Wiederherstellung der englischen monopolistischen Stellung im Weltwirtschaftsgetriebe würden auch für den englischen Arbeiter, vor allem den Industriearbeiter, gute Chancen abfallen. So dachte, wenn nicht die klügeren Gewerkschaftsführer, die teilweise die Schwierigkeit der Wiedereroberung verlorengegangener auswärtiger Absatzmärkte und die von der neu entstandenen amerikanischen Konkurrenz drohenden Gefahren richtig erkannten, so doch die große Masse der Industriearbeiter. Aber, wie sich früher die Hoffnung, Englands inneres Wirtschaftsgetriebe werde von dem Interessenkrieg auf dem Kontinent nur wenig berührt werden, als unrichtig erwiesen hat, so auch die Rechnung auf ein baldiges allgemeines Wiederaufblühen des englischen Wirtschaftslebens. Statt der erhofften Besserung trat nach dem Ende des Krieges eine Verschlechterung ein, da die von der englischen Regierung getroffenen Maßnahmen zur Übersführung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft sich teils als unzulänglich, teils als verkehrt erwiesen. Die Beschäftigung der Industrie für den Kriegsbedarf hörte zu einem großen Teil auf. Die Folge waren zahlreiche Arbeiterentlassungen und eine beträchtliche Überlastung des Arbeitsmarkts. Das Heer der Arbeitslosen wuchs — und stieg infolge der Heimkehr englischer Truppen dermaßen, daß bereits im März dieses Jahres an mehr als eine Million Arbeiter und Arbeiterinnen öffentliche Arbeitslosenunterstützungen gezahlt werden mußten, die in Anbetracht der auch in England beträchtlich gestiegenen Lebensmittelpreise als viel zu niedrig empfunden wurden. Für erwachsene arbeitslose Männer betragen sie nur 24 Schilling, für jugendliche Arbeiter nur 12 Schilling pro Woche.

Hinzu kam die Unzufriedenheit mit der Fortführung des Krieges in Rußland und mit der Durchführung der Demobilmachung, deren Plan mehrmals umgestoßen wurde. Statt der Entlassung nach Jahrgängen fanden verschie-

denartige Bevorzugungen der einzelnen Gewerbe und Landesteile statt, und überdies wurden, um das Heer der Erwerbslosen nicht zu vermehren, viele Regimenter nicht aufgelöst, sondern zunächst in großen Truppenlagern untergebracht.

Überdies aber hat auch in England, wie schon im ersten Artikel erwähnt wurde, der Krieg die Physiognomie der englischen geschäftstreibenden Bevölkerungsschichten wesentlich verändert. Die alte, auf liberale Traditionen und gewisse konventionell-vornehme Geschäftsformen haltende Bourgeoisie hat während des Krieges im öffentlichen Leben an Boden verloren, und an ihre Stelle ist eine aus dem Kriegsgewinnlertum und seinem Anhang hervorgegangene neue profitfüchtige Bourgeoisie, ein emporgekommenes Geschäftsproletariat getreten, das den englischen Sieg möglichst, ohne Rücksicht auf entgegenstehende Arbeiterinteressen, in seinem Erwerbsinteresse ausnützen und sich überall neue Interessensphären schaffen möchte. Ihren politischen Geschäftsführer erblickt diese imperialistische Geschäftsbourgeoisie in Lloyd George, der sich in seinem Kampfe gegen den Altliberalismus mehr und mehr in den Dienst dieser Emporkömmlingschicht gestellt hat. Überdies aber fühlt sich der politisch urteilsfähige Teil der englischen Arbeiterklasse durch die von Lloyd George bei der letzten allgemeinen Parlamentswahl befolgte demagogische Wahltaktik, infolge derer die Arbeiterpartei statt der erhofften 120 bis 150 Unterhausitze nur 65 Mandate errang, sowie durch den offenen Bruch seiner den Arbeitern gemachten Wahlversprechungen bitter enttäuscht.

So hat sich der englischen Arbeiterschaft eine steigende Oppositionslust und Unzufriedenheit bemächtigt, die nicht nur in einigen der letzten Parlamentswahlen, vor allem in der Wahl Hendersons in Widnes, sondern auch in einem starken Zustrom bisher unorganisierter Arbeiter zu den oppositionellen Gewerkschaften und in der zunehmenden Radikalisierung dieser Gewerkschaften deutlich zum Ausdruck kommt. Im Jahre 1913 zählten die englischen Gewerkschaften nur 2,2 Millionen Mitglieder, Ende 1918 bereits 4,5 Millionen und nach den Angaben des Gewerkschaftskongresses, der vom 8. bis 14. September dieses Jahres in Glasgow tagte, 4,95 Millionen, und zwar entfällt diese Zunahme besonders auf die radikalen Gewerkschaften, wie die Bergleute, Eisenbahner, Transportarbeiter, Maschinisten, sowie ferner auf die aus bisher schwer organisierbaren »nichtqualifizierten« Arbeiterkategorien bestehenden Gewerkschaften, wie zum Beispiel den Verband der Landarbeiter, dessen Mitgliederzahl auf rund 100 000 gestiegen ist, und die Vereinigung der sogenannten »General Workers«, der auf dem Glasgower Kongreß 400 000 Stimmen zugezählt wurden.

Einen weiteren Beweis für die zunehmende Unzufriedenheit und Radikalisierung der englischen Arbeiterschaft bieten die seit dem Ende des Krieges abgehaltenen Gewerkschaftskongresse und -konferenzen sowie die in den letzten Monaten ausgebrochenen Streiks. Seit Anfang Juli hat England neben verschiedenen kleineren Arbeitseinstellungen vier große Streiks erlebt: den Baumwollstreik in Lancashire, den Bergarbeiterstreik, den Septemberstreik der Eisenarbeiter und schließlich den Eisenbahnerstreik.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die von den führenden Politikern der U. S. P. D. vorgetragene Auffassung, der Bolschewismus werde bald auf England übergreifen und die englische Arbeiterschaft zu ähnlichen revolu-

fionären Kampfmethoden greifen, wie sie die Unabhängigen propagieren! Das sind nichts als leere Revolutionssträume, die wir den Unabhängigen überlassen sollten. Sie werden sich ebensowenig bewahrheiten wie so viele andere Erwartungen, deren Erfüllung die »unabhängigen« Propheten in den letzten Jahren in Aussicht gestellt haben — ebensowenig wie ihre Hoffnungen auf die jüngsten Parlamentswahlen in Frankreich, die sicher nicht den Sieg der sozialistischen Weltrevolution, sondern vielmehr des Chauvinismus bedeuten. Wohl mag es in den nächsten Jahren auch in England zu vereinzelt lokalen Putsch kommen, vielleicht im Gefolge von großen verlorengegangenen Streiks; aber der eigentliche Machtkampf der englischen Arbeiterklasse gegen die neue Bourgeoisie wird sich voraussichtlich in ganz anderen Formen abspielen. Er wird teils im Unterhaus als parlamentarischer Kampf zwischen einer als selbständige Arbeiterpartei organisierten Arbeiterschaft und der liberal-konservativen Unternehmerschaft, teils durch immer wieder von neuem ausbrechende Arbeitseinstellungen geführt werden.

Dadurch aber wird den englischen Kapitalisten unzweifelhaft der Konkurrenzkampf gegen die nordamerikanische Union ganz wesentlich erschwert werden. Zunächst scheinen freilich auch in Amerika noch große Lohnkämpfe bevorzustehen; aber die dortige Streiklust entspringt wesentlich anderen Motiven. Nämlich der Beobachtung, daß der Krieg den amerikanischen Kapitalisten enorme Gewinne eingetragen hat, und dem Verlangen, an diesem Milliardensegem durch Lohnerhöhungen teilzunehmen oder die günstige Lage zur Erringung besserer Arbeitsbedingungen auszunutzen. Ferner aber vermag die amerikanische Industrie, da sie mit größeren zur Verfügung stehenden Anlagekapitalien und vor allem mit billigeren, größtenteils im eigenen Lande oder in Südamerika erzeugten Roh- und Hilfsstoffen zu rechnen vermag, den Lohnansprüchen der amerikanischen Arbeiter weit mehr entgegenzukommen als England den Lohnforderungen seiner Arbeiterklasse, ganz abgesehen davon, daß die Ernährungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten günstiger geartet sind als in England. Wenn in gewisser Hinsicht wenigstens die qualifizierten englischen Arbeiter sich in der Vorkriegszeit besser gestellt sahen als die meisten Arbeiterschichten der übrigen europäischen Länder, so deshalb, weil die englischen Unternehmer sich infolge der englischen Monopolstellung eine gewisse Freigebigkeit leisten konnten. Der drohende überlegene Wettbewerb Nordamerikas wird sie jedoch zu genauerer Rechnung zwingen.

Mit der Konstatierung, daß der Krieg einen beträchtlich verschärften Wirtschaftskampf zwischen den beiden angelsächsischen Mächten zur Folge haben wird, soll nicht gesagt sein, daß es zwischen beiden zum Krieg kommen muß. Verstimmungen und Anfeindungen zwischen beiden werden kaum ausbleiben, doch ist das amerikanische Kapital mit dem englischen Kapital so mannigfach verflochten, daß die amerikanischen Kapitalistengruppen nicht leichtfertig einen Krieg mit England heraufbeschwören werden. Charakteristisch dafür ist die vom Grafen Bernstorff vor dem parlamentarischen Ausschuß zur Untersuchung der Friedensmöglichkeiten gemachte Mitteilung, daß ihn Präsident Wilson nach der Sussex-Note habe wissen lassen, daß er gegen England nicht vorgehen könne, da infolge der Verbindung des amerikanischen mit dem englischen Kapital

das amerikanische Geschäftsinteresse dieses nicht gestatte. Und England wieder findet seinerseits in Amerika bereits heute einen Gegner mit derartigen wirtschaftlichen und technischen Machtmitteln vor, daß es suchen wird, möglichst jeder Kriegsentcheidung auszuweichen. Dies um so mehr, als auch die irische Frage sich während des Krieges mehr und mehr zugespitzt hat und Uncle Sam die Kraft besitzt, durch Rebellion der Iren Englands Machtstellung im Falle eines Krieges beträchtlich zu schwächen. Zudem aber wird voraussichtlich Frankreich in Zukunft noch weit mehr nach den Vereinigten Staaten tendieren, als das heute schon der Fall ist; denn es kann nicht ausbleiben, daß es mit seinen Expansionsplänen in Afrika und Kleinasien in England einen rücksichtslosen Gegner findet. Schon heute beschuldigt man in Paris England, daß es den Sieg über die Mittelmächte ausschließlich zur Stärkung seiner Weltmachtsstellung auszunutzen trachte, und sucht als Gegengewicht gegen Englands Ansprüche den Anschluß an die Vereinigten Staaten.

In Anbetracht solcher Sachlage wird man sicherlich auf englischer Seite, soweit möglich, etwaige Interessenkonflikte durch Kompromisse mit der nordamerikanischen Union zu beenden versuchen, Kompromisse, bei denen wohl gewöhnlich England der Nachgebende sein wird.

* * *

Für uns als Deutsche, die einen möglichst baldigen Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftsgebietes und seine Wiedereinschaltung in das internationale Wirtschaftsleben erstreben, taucht angesichts dieses künftigen Wirtschaftskampfes zwischen den beiden großen angelsächsischen Reichen die Frage auf: Wie soll sich Deutschland verhalten? In manchen Handelskreisen hält man für möglich, daß bald der Handel mit England wieder aufblühen und Deutschland nach vielleicht zehn Jahren seine frühere Position gegenüber England wieder einnehmen könne. Nach meiner Ansicht ist das ganz unmöglich. Sicherlich werden manche alten Handelsverbindungen zwischen Deutschland und England von neuem angeknüpft werden und sich im Laufe der Zeit ein leidliches Verhältnis zwischen beiden Mächten herausbilden. Wer aber meint, daß England, soweit es auf seinen Willen ankommt, Deutschland gestatten wird, sich wieder seiner alten Stellung im Weltwirtschaftsgebiete zu bemächtigen und als scharfer Wettbewerber gegen England aufzutreten, der irrt sich gründlich. Man braucht sich nur die Forderungen scharfer Abwehr gegen die angeblich unfairen deutschen Geschäftsmethoden, besonders das sogenannte deutsche »Dumping«, wie sie sich die Publikationsorgane englischer Industrie- und Handelskorporationen fast täglich leisten, vor Augen zu halten, um zu erkennen, welche Stimmung in den maßgebenden englischen Kreisen herrscht. England wird nur so weit wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland unterhalten, als es der eigene Vorteil gebietet — aber streng darauf achten, daß Deutschland im Hintergrund bleibt. Die englische Handelswelt hat durchaus keine Neigung, neben der amerikanischen, deren Gefährlichkeit man recht gut erkennt, auch noch die deutsche Konkurrenz wieder großzuziehen. Aberdies aber wird, selbst wenn England wollte, Deutschland seine alte Handelsstellung zu England nicht einfach wieder einzunehmen vermögen, da die durch den Krieg bewirkte Verschiebung der industriellen Verhältnisse und

die Stipulationen des Versailler Friedensvertrags es daran hindern. Was hat Deutschland in den Jahren vor dem Kriege vor allem nach England geliefert? Vornehmlich Rübenzucker, Eisen und Eisenwaren, chemische Fabrikate usw. Der deutsche Rübenzucker ist aber während des Krieges durch den Kolonialzucker vom englischen Markt völlig verdrängt worden und hat infolge der veränderten Produktionsverhältnisse in den Kolonien wie auch innerhalb der deutschen Landwirtschaft wenig Aussicht, diesen Markt wieder zu erobern. Ebensovienig vermag, da Deutschland durch den Friedensvertrag den größten Teil seiner Minerereviere und einen wesentlichen Teil seiner Kohlengruben verliert, die Eisen- und Stahlindustrie ihren Export nach England wieder aufzunehmen, zumal nicht nur die englische Eisenindustrie während des Krieges einen bedeutenden Aufschwung genommen hat, sondern auch die amerikanische Stahlfabrikation bereits als unterbietende Konkurrentin auf dem englischen Markt erscheint. Und auch die englische chemische Industrie hat sich während der Kriegszeit, gefördert durch die englische Regierung und den Raub deutscher Farbwarenzepte, so beträchtlich entwickelt, daß einer baldigen Wiedergewinnung des englischen Absatzmarktes für deutsche chemische Fabrikate beträchtliche Hindernisse entgegenstehen.

Will Deutschland sein Wirtschaftsleben möglichst bald wieder aufbauen, muß es seine Blicke nach anderen Gebieten richten. Nämlich nach Nord- und Südamerika, die uns überdies den größten Teil der benötigten Rohstoffe zu liefern vermögen. Herrscht auch in der Geschäftswelt der Vereinigten Staaten vielfach eine gereizte Stimmung gegen Deutschland, so wird es doch wesentlich leichter sein, mit ihr wieder Verbindungen anzuknüpfen, als mit England. Und ein vielleicht noch lohnenderes Feld bietet Südamerika, in dem einst hanseatischer Unternehmungsgeist und Zähigkeit so große kommerzielle Erfolge zu erringen vermochten. Ferner bietet der vor dem Kriege etwas vernachlässigte Ostseehandel dem deutschen Betätigungsdrang noch ein weites Arbeitsfeld. Vor allem aber das an Rohstoffen reiche Gebiet Rußlands. Liegen diese Schätze auch heute meist brach, so wird doch nach Beendigung der jetzigen Wirren auch Rußland zum wirtschaftlichen Wiederaufbau kommen, und hier finden wir nicht nur eine Reihe uns fehlender Rohstoffe, sondern auch einen Absatzmarkt für unsere Industrieprodukte und ein Feld für die Verwertung unserer technischen Kräfte.

Ogleich der vor dem Kriege geltende Handelsvertrag dem beiderseitigen Handelsverkehr durchaus nicht günstig war, hat Deutschland doch 1912 ohne Gold und Silber für 1497, 1913 für 1398 Millionen Mark Waren aus Rußland eingeführt und für 674 beziehungsweise 869 Millionen Mark dorthin ausgeführt. Berechnen wir den Durchschnitt des Jahresumsatzes vor dem Kriege, so ergibt sich, daß Deutschland fast 15 Prozent seiner gesamten Einfuhr aus Rußland bezogen hat und etwas mehr als 12 Prozent seiner Ausfuhrartikel dorthin lieferte.

Eine noch weit größere Rolle spielte für das russische Wirtschaftsleben die Handelsverbindung mit Deutschland. Von der russischen Gesamtausfuhr gingen in jenen fünf Jahren mehr als 30 Prozent nach Deutschland, während es fast 43 $\frac{1}{2}$ Prozent seiner ganzen Einfuhr aus Deutschland bezog. Die Handelsbeziehungen Rußlands mit den Ententemächten stehen dahinter weit

zurück. Vom russischen Export nahmen England nur ungefähr 24 Prozent, Frankreich 9 Prozent, die Vereinigten Staaten nur $2\frac{1}{2}$ Prozent auf. An der russischen Einfuhr waren beteiligt England mit 13, Frankreich mit 5, die nordamerikanische Union mit 7 Prozent. Zudem aber werden sich voraussichtlich die Dinge so gestalten, daß wir über Rußland wieder mit Mittel- und Ostasien in engere wirtschaftliche Beziehungen zu kommen vermögen, denn da Rußland durch das Kriegsergebnis die wirtschaftliche Expansion nach dem Orient abgeschnitten ist und die Entente ihm im Westen den Polenstaat vor die Tür gesetzt hat, wird Rußlands Ausdehnungsdrang sich voraussichtlich nach Mittel- und Ostasien richten.

Natürlich kann und darf Deutschland auch die Anknüpfung neuer Wirtschaftsbeziehungen mit England, Frankreich, Belgien nicht vernachlässigen; aber die durch den Krieg geschaffene wirtschaftliche Lage verweisen es auf Amerika, auf Rußland und Asien. Dort muß es unter den jetzigen, durch den Krieg geschaffenen Umständen vornehmlich den Ersatz für jene fremden Wirtschaftsgebiete suchen, die ihm verlorengegangen sind. Nur durch Einsatz aller Kräfte auf diesem Arbeitsfeld vermag es in energischem Ringen seine frühere Stellung innerhalb der Weltwirtschaft zurückzugewinnen.

Hungerblockade und Radikalismus

Von Dr. med. Alfred Beyer, Mitglied der Preussischen Landesversammlung

Der Deutsche hat heute allem Anschein nach seinen Volkscharakter verloren. Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue, Fleiß, Sinn für Reinlichkeit und Behaglichkeit, Ordnungsliebe und Mitgefühl: Eigenschaften, die früher als typisch deutsch in der ganzen Welt galten, scheinen großen Teilen unseres Volkes verlorengegangen zu sein. Immer wieder wird behauptet, daß diese Veränderung nur durch schlechten Einfluß, durch gewissenlose Heße an der Front und in der Heimat herbeigeführt sei. Diejenigen, die derartige Behauptungen aufstellen, sprechen entweder gegen ihre Überzeugung, da sie die in unserem Volke stark ausgeprägte Liebe zur Heimat als Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie benutzen möchten, oder aber, und das dürfte bei dem weitaus größten Teil der Fall sein, sie wissen nicht, wie eine derartige Veränderung entsteht. Es ist ihnen unsäglich, daß eine solche Wandlung ohne äußeren sichtbaren Einfluß eintreten kann. In Wirklichkeit ist die Metamorphose hauptsächlich eine Folge mangelhafter Ernährung während der Kriegszeit. Die starke Beschränkung der Eiweiß- und Fettzufuhr erzeugte spezifische Krankheiten, die auf die Gehirnfunktionen nicht ohne Einfluß bleiben konnten; ja dieser Mangel mußte sich zunächst und vor allen Dingen in organisch bedingten seelischen Veränderungen zeigen.

Es ist bekannt, daß die Tuberkulose während des Kriegs in erschreckendem Maße zunahm, so daß wir in der Bekämpfung dieser gefährlichen Volksseuche um Jahrzehnte zurückgekommen sind. Aus den großen Krankenhäusern wird ferner immer wieder berichtet, daß sich Magen-, Darm-, Leber- und andere Stoffwechselerkrankungen in bedrohlicher Weise gehäuft haben. Die Kohlrübenernährung sowie der jahrelange Genuß von Kriegsbrot haben zu Gesundheitsstörungen geführt, die in einer erhöhten Darmfäulnis und

damit in einem Auftreten stark vermehrter Darmgase subjektiv erkennbar waren und unangenehm empfunden wurden, deren Wirkung auf die Gesundheit aber in diesen Beschwerden keineswegs allein zum Ausdruck kommt.

Der Mensch ist wie jedes andere Lebewesen das Produkt seiner Umgebung. Durch Jahrhunderte hat sich unser Organismus so entwickelt, daß er nur bestehen kann bei Zuführung einer leicht verdaulichen, gemischten Diät. Das Kriegsbrot enthält jedoch zahlreiche unverdauliche Bestandteile. Die ganze Ernährung war fast ausschließlich eine pflanzliche. Der menschliche Darm aber ist schon seiner Länge nach nicht imstande, derartige Nahrungsmittel voll auszunutzen und ohne Reizerscheinungen passieren zu lassen.

Die Folge solcher Kriegsernährung mußte eine durch die Art der Nahrungsmittel bedingte qualitative Änderung oder Schädigung des Stoffwechsels aller, besonders aber ganz bestimmter Organe sein. Schon vor Jahren haben englische Ärzte betont, daß allein die Hungerblockade den sicheren Sieg verbürge, da sie zu einem ungeahnten Umsichgreifen der Tuberkulose führen und England den gefährlichsten Konkurrenten dauernd vom Halse schaffen werde. Die englische Presse hob wiederholt hervor, daß die Hungerblockade die deutsche Rasse endgültig ruinieren, daß sie unserem Volk einen unausrottbaren Schaden zufügen werde. Die Engländer erkannten, daß die chronische Unterernährung unserer Männer und Frauen die Fortpflanzungszellen so verändern mußte, daß das kommende Geschlecht einen Mangel der Entwicklung gerade jener Funktionen aufweisen werde, die uns unserem Konkurrenten so gefährlich gemacht hatten.

Schon 1916 und 1917 habe ich auf diese uns drohende Gefahr hingewiesen und betont, daß die kommende Generation entarten müsse, daß ihr Eigenschaften fehlen würden, die auch eine spätere gute Ernährung niemals werde völlig reparieren können. Man hat mich damals verlacht und mir verboten, mit derartigen Anschauungen an die Öffentlichkeit zu treten. In den Anstalten, in denen ich tätig war, starben etwa 50 Prozent der Kranken. Der Rest erhielt sich nur deshalb, weil ihm von Angehörigen (es waren größtenteils die Bewohner ländlicher Kreise, die am Leben blieben) regelmäßig Nahrungsmittel geschickt wurden. Die Zahl der Erkrankungen in vielen Gefängnissen stieg um 90 Prozent. Im Jahre 1918 ging durch die Zeitungen des Auslandes die Notiz, die deutschen Säuglinge kämen ohne Haut zur Welt — eine Mär zwar, die den Tatsachen nicht entsprach, die aber deutlich zeigte, daß man im Ausland den Einfluß des Hungers auf die Säuglinge wohl erkannte und bewertete. Wie eine Pflanze, die von einer schwächlichen oder kranken Mutterpflanze stammt, niemals vollwertig werden kann, wie ein Keim, der in der ersten Entwicklung Schaden genommen hat, niemals während des ganzen langen Entwicklungslaufs zur vollen Ausreife, zur Entfaltung aller Eigenschaften gelangen kann, so wird sich auch der Schaden, den unsere Säuglinge und Kinder davongetragen haben, noch über die kommende Generation hinaus vererben.

Die Zahl der Todesfälle ist nach vorsichtigen Berechnungen im Jahre 1918 um 763000 gestiegen. An Erkrankungen der Atmungsorgane und an Grippe sind in den Großstädten allein etwa 220000 Menschen gestorben.

Die Zahl der an Tuberkulose Gestorbenen stieg von 40374 Personen im Jahre 1913 auf rund 83000 im Jahre 1918. Die Sterblichkeit der Kinder ist prozentual stärker gestiegen als die der Übersiebzijährigen. Allein das Jahr 1917 forderte 50000 Mehropsen an kleinen und Schulkindern. Daraus erhellt, daß die Kinder an sich auch schwerer geschädigt wurden. Dies hat seinen Grund darin, daß der kindliche Organismus nicht nur Ersatzstoffe braucht, die den Körper leistungsfähig erhalten, sondern daß er darüber hinaus auch Material nötig hat, um aufzubauen — um sich zu entwickeln. Der kindliche Organismus hat dauernd eine erhebliche Mehrarbeit im Vergleich zum Körper des Erwachsenen zu leisten, indem er nicht nur das Material zu verarbeiten hat, das der Körper zur Betätigung, zur Erhaltung seiner Organe braucht, er muß auch ein erhebliches Maß von Arbeit aufwenden, um dem Körper die Stoffe in brauchbarer Form zu liefern, die für das Wachstum und die Ausreise erforderlich sind. Daher pflegen Kinder so leicht an Verdauungsstörungen zu leiden.

Der Mensch wird brutal, grausam wie das wilde Tier, wenn der millionenfache Hunger der Zellen seines Körpers sich bemerkbar macht. Ihm gegenüber versagt Erziehung, Kultur, Selbstbewußtsein, Scham, kurz alles, was uns Menschen vor der übrigen belebten Natur auszeichnet. Unser Volk wurde daher durch den Hunger »entmenschlicht«, das heißt mancher seiner spezifisch seelischen Eigenschaften beraubt; es wurde radikalisiert, so folgerichtig und unabwendbar, wie sein Ernährungszustand zurückging.

Die »Kölnische Zeitung« brachte am 25. Januar 1919 einen Artikel des Geheimen Medizinalrates Professor Dr. Moritz, der einen Vergleich des Ernährungszustandes der Jahre 1913/14 mit dem von 1918 zieht. Es wurden Krankenblätter der beiden genannten Jahrgänge miteinander verglichen, und zwar unter Ausschaltung jener, die an Krankheiten der Verdauungsorgane und an anderen, das Gewicht erfahrungsgemäß beeinflussenden Erkrankungen litten. Auch sonst wurden alle Faktoren, die den Wert der Ergebnisse tendenziös beeinflussen konnten, ausgeschaltet. Aus dieser vergleichenden Statistik geht folgendes hervor: Während im Jahre 1913 57 Prozent der Kranken ein Gewicht aufwiesen, das als übernormal bezeichnet werden muß, fand man im Jahre 1918 bei nur etwa 6,5 Prozent ein Übergewicht. Erhebliche Übergewichte fand man 1913 bei 26 Prozent, 1918 dagegen nur bei einem einzigen von 200 Kranken. Schlecht genährt waren 1913 30,5 Prozent, 1918 88 Prozent der Kranken. Untergewicht von mehr als 15 Prozent wurde 1913 überhaupt nicht festgestellt, dagegen kam es 1918 in 28 Prozent aller Fälle vor. Während vorher im Frieden über ein Viertel aller Untersuchten besonders gut genährt war (wenn man diejenigen als besonders gut genährt bezeichnet, die ein Übergewicht von 15 Prozent und mehr hatten), ergab sich, daß 1918 nur ein einziger der Patienten besonders gut genährt war und ungefähr der vierte Teil der Untersuchten mehr als 15 Prozent ihres Normalgewichts verloren hatte, ja es wurde in 3,5 Prozent aller Fälle ein Untergewicht zwischen 25 und 35 Prozent gefunden. Es ist klar, daß die meisten dieser Unterernährten jeder Erkrankung erliegen müssen, die eine einigermaßen beträchtliche Widerstandskraft des Organismus verlangt.

Hinzu kommt, daß der geschwächte Organismus einen wesentlich geringeren natürlichen Schutz gegen epidemische Krankheiten, vor allen

Dingen gegen die Erkrankungen der Verdauungsorgane besitzt. Typhus, Ruhr und ähnliche Erkrankungen fanden daher trotz guter hygienischer Abwehr eine furchtbare Verbreitung, ebenso auch die Grippe. Diese gefürchtete Volksseuche, deren gefährliche Wirkung früher völlig unbekannt war und die deshalb zunächst sogar für Pest gehalten wurde, ist nichts anderes als die im Frieden so bekannte Influenza. Wenn man ärztlicherseits das Volk darüber aufgeklärt hätte, daß Grippe und Influenza dieselbe Krankheit seien, so würde vielleicht mancher Laie schon den richtigen Schluß gezogen haben, zu dem ein großer Teil der Ärzte sich leider nicht entschließen konnte, den Schluß nämlich, daß es mit der Widerstandskraft unseres Volkes bereits außerordentlich schlecht bestellt war. Und gleichzeitig mit diesen Erkrankungen nahm die Zahl der Magengeschwüre, der Erkrankungen der Gallenblase sowie die der chronischen und daher subjektiv kaum erkennbaren Störungen der großen Verdauungsdrüsen dauernd zu, und zwar in einer Weise, die man früher niemals für möglich gehalten hatte.

Durch die englische Blockade wurde uns eine Ernährung aufgenötigt, die einen Ersatz der verbrauchten Kräfte einfach ausschloß. Wir lebten zunächst von den natürlichen Reserven unseres Organismus und schließlich von Bestandteilen der Organe selbst. Der ganze Stoffwechsel wurde von Grund auf verändert. Es mußte zu einer Selbstvergiftung kommen, die die seelischen Funktionen maßgebend beeinflusste. Unser Gehirn ist das empfindlichste unserer Organe. Es kann nur arbeiten, wenn es in vollem Ausmaße mit den erforderlichen Ersatzstoffen versorgt wird.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Choleriker am besten »zu nehmen« sind, wenn sie gesättigt sind. Nach der Nahrungsaufnahme pflegt durch eine Umschaltung des Blutes in den Verdauungsorganen jenes Gefühl der Behaglichkeit aufzutreten, das erfahrene Menschenkenner zu benutzen pflegen, um schlecht verträglichen, wenig umgänglichen Personen mit Wünschen, Anträgen und Bitten zu kommen. Durch mannigfache Tatsachen ist denn auch nachzuweisen, daß unser ganzes Seelenleben unmittelbar von der Menge und Art der im Blute vorhandenen Ersatzstoffe abhängt. Das Volk bezeichnet den Leberkranken als »gallig«. Auch der Einfluß eines verdorbenen Magens auf die Gemütsstimmung ist allgemein bekannt. Kopfschmerzen pflegen die Stimmung außerordentlich zu beeinträchtigen — und zwar nicht durch das Bewußtsein oder die Empfindung der Schmerzen selbst, als vielmehr, weil diese Schmerzen nur Begleiterscheinungen von Blutdruckänderungen im Schädelinnern oder aber von Stoffwechselstörungen des nervösen Zentralorgans sind. Die zu Beginn, oft vor allen übrigen Krankheits-symptomen, bei Infektionskrankheiten auftretenden schweren geistigen Störungen, die sogar von Sinnestäuschungen und ausgesprochenen Wahnbildern begleitet sein können, sowie die nach Ablauf ansteckender Krankheiten als sogenannte Erschöpfungsdelirien auftretenden Geisteskrankheiten zeigen, daß körperliche Allgemeinerkrankungen notgedrungen auch zu Veränderungen der seelischen Funktion führen müssen. Daß Kokain fast ausschließlich auf die Stimmung wirkt, daß Morphinum die ganze Persönlichkeit von Grund auf verändert, ja eine fundamentale, beständige Charakterentartung erzeugen kann, ist eine Tatsache, deren Folgen, wie es scheint, gerade in nächster Zukunft unangenehm bemerkt werden dürften, da der heute ein-

gerissene gewohnheitsmäßige Kokain- und Morphinumgenuß zu einer in ihrer Gefahr leider unterschätzten Epidemie zu werden droht.

Die meisten erschöpfenden Krankheiten pflegen als Zeichen der Entkräftung zu reizbarer Verstimmung zu führen, und daß der Verstimmte stets zu plötzlichen, unvermuteten Gewalttaten neigt, ist eine unbestrittene Beobachtung. Der Hunger vernichtet mehr und mehr das Typisch-Menschliche, durch die Kultur Geschaffene. Er macht den Menschen roh, gefühllos und antisozial. Jeder Unterernährte neigt zu einem gewissen Radikalismus, der ihm sonst fremd ist. Der Phlegmatiker pflegt dick und wohlbeleibt zu sein. Seine hervorstechendste Eigenschaft ist seine Gelassenheit und Gutmütigkeit, nichts liebt er mehr als Ruhe und Behaglichkeit — Eigenschaften, die seiner Konstitution entsprechen. Der Choleriker dagegen ist hager, ja dürr, jähzornig, aufbrausend, reizbar. Ihn übertrifft in der Steigerung der genannten Eigenschaften noch der unterernährte, hohläugige Fanatiker. »Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen; der Cassius dort hat einen hohlen Blick; er denkt zu viel, die Leute sind gefährlich« — läßt Shakespeare Julius Cäsar sagen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, warum in Deutschland gehebt und agitiert wurde und warum vor allen Dingen der weitaus größte Teil des Volkes jeder noch so sinnlosen, noch so wahnhaften Verheißung zugänglich war. Der Grund war die chronische Unterernährung. Durch sie entstand jene physiologisch bedingte Änderung des ganzen Stoffwechsels, der feinsten chemischen Lebensvorgänge im Gehirn, die sich in einer veränderten Aufnahmefähigkeit und Verarbeitung der Empfindungen, und in einer ungewöhnlichen, krankhaften Gefühlsbetonung der Vorstellungen bemerkbar machte. Noch in den letzten Monaten sind zahlreiche Patienten zu mir gekommen, die mir klagten, daß sie bei aller Energie und bei allem Pflichtgefühl nicht imstande seien zu arbeiten. In zahlreichen Fällen hatte die Unfähigkeit, arbeiten zu können, mit dem Wunsche und der wirtschaftlichen Notwendigkeit, die seit Jahren ausgeübte Berufsbetätigung weiter versehen zu müssen, zu schweren inneren Konflikten geführt, so daß einige dieser Kranken ernstliche Selbstmordversuche unternahmen, um ihrem unerträglichen Zustande gewaltsam ein Ende zu machen. Bei manchen dieser bedauerlichen Opfer einer jahrelangen Unterernährung war jede Lebenslust vernichtet. Der feste Entschluß zu arbeiten, ihre Pflicht zu erfüllen, löste täglich in ihnen von neuem denselben zermürbenden Kampf aus, den Kampf zwischen »Wollen« und »Können«, der eine hemmungslose Mutlosigkeit und Verzweiflung züchtete.

Eine große Zahl dieser Patienten klagte gleichzeitig über das Erlöschen des Geschlechtstriebs. Der dauernde Hunger des Organismus hatte eine sexuelle Impotenz erzeugt, da der Mangel an Ersatzstoffen und noch mehr die qualitative Minderwertigkeit der Nahrungsmittel keinen Überschuß an Energien liefern konnte und damit jeden Trieb vernichtete. Der Geburtenrückgang als Folge chronischer Unterernährung beträgt allein in Preußen nach vorsichtigen Berechnungen während der letzten beiden Kriegsjahre mehr als 2½ Millionen. Nur die Stärksten und Kräftigsten blieben zeugungs- und gebärfähig. Dieselben Beobachtungen über das Versagen der Gebärfähigkeit machten auch vielfach die Tierzüchter.

Diese Erfahrungen, die schon vor Jahren, wenn auch nicht so zahlreich und ausgesprochen, bei einer großen Zahl unserer Volksgenossen festzustellen waren, lassen auch die heutige Arbeitsunlust in einem anderen Lichte erscheinen, als in jenem, in welchem man sie heute meist sieht. Für den Biologen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unser in der ganzen Welt als strebsam bekanntes Volk durch die Folgen der englischen Hungerblockade seine Arbeitsfähigkeit teilweise verloren hat. Dem deutschen Volke wird daher seine Arbeitsfreudigkeit und Schaffensfreude, sein soziales Empfinden nur durch Beseitigung und Bekämpfung des schlechten Ernährungszustandes, niemals aber durch bloße Ermahnungen und Aufklärungen wiedergegeben werden können. Die Eigenschaften der aktiven Klasse, die uns den ungeahnten Aufstiege ermöglichten, der Fleiß und die Strebsamkeit des Deutschen — Eigenschaften, die unser Volk zu dem gebildetesten, humansten Volke, zum Volke der Denker machten — sind durch die chronische Unterernährung verlorengegangen und können nur durch ausreichende Nahrungszufuhr wiederhergestellt werden. Aufdringliche Ermahnungen sind so wenig imstande zu wirken wie Zwangsmaßnahmen und Gewalt. Wie eine Maschine nicht leistungsfähig gemacht werden kann, ohne daß ihr die notwendige Pflege und die für ihre Arbeitsleistung erforderlichen Ersatzstoffe zugeführt werden, so kann auch das soziale Empfinden nicht erhalten bleiben, wenn nicht die Vorbedingungen derartiger Gefühle gegeben sind. Man kann zwar die Augen durch die Farbe des Eiersahnes täuschen, mit Kriegsbrod und Kohlrüben kann man den Magen füllen, so daß das Gefühl der Sättigung auftritt, niemals jedoch läßt sich der Organismus über den Nährwert der einzelnen ihm zugeführten Stoffe täuschen. Wie soll Arbeitslust und Schaffensfreude in unserem Volke vorhanden sein, wenn allen Organen nur so viel Nährwert zugeführt wird, daß kaum ihre Funktionsfähigkeit erhalten bleibt?

Die englische Hungerblockade schuf den inneren Zusammenbruch. Die Anhänger der alten Regierung bemühen sich heute, zu beweisen, daß nur die Verhegung durch die Sozialdemokratie das Los unseres Volkes besiegelt hat. Tatsächlich aber war das deutsche Volk den Ideen der Revolutionäre nur in so weitem Maße zugänglich, weil es in seiner überwiegenden Mehrheit schon revolutionär geworden war, um so revolutionärer, je schlechter es ernährt war. Mit anderen Worten, das Volk wurde »radikal« und »umstürzlerisch«, weil die Unterernährung physiologisch den Boden schuf, auf dem solcher Radikalismus gedeihen mußte auch ohne jede Agitation. Während unsere Staatsmänner und Ärzte heute versuchen, durch Aufklärung und Geseze den Spartakismus, Kommunismus und Bolschewismus zu bekämpfen, haben die Engländer schon vor Jahren betont, daß ein natürlicher Zusammenhang zwischen Hunger und Übertadikalismus besteht. Sie haben bereits damals vorausgesagt, daß auch Deutschland notwendigerweise einem krankhaften Radikalismus zum Opfer fallen werde, wenn man die Blockade konsequent aufrechterhalte.

Zu dieser Unterernährung kommt hinzu, daß fast alles das, was uns von unserer Heeresleitung und von den Regierenden während der langen Kriegsjahre gesagt und immer wieder als wahr versichert wurde, sich als unrichtig und erlogen erwiesen hat, so daß der Autoritätsglaube als solcher erschüttert ist. Es gibt nichts Großes, nichts Heiliges mehr. Alle Bande

der Unterordnung, der Verehrung wurden zerrissen, als das Volk erkannte, daß es die jahrelange Entbehrung und Pein umsonst getragen hatte, daß für alle die ungeheuren Opfer, die man von ihm verlangt hatte, der einzige Lohn nur ein langes Elend, ein fortgesetztes Darben sein werde.

Eine Besserung kann nur erzielt werden durch Schaffung besserer Lebensbedingungen. Die Gesundung und der Aufbau werden parallel gehen der Besserung des Gesundheitszustandes, und dieser wieder ist bedingt durch die Ernährung. Das Gebot der Stunde verlangt daher von der Regierung vor allen anderen Aufgaben eine Sicherstellung ausreichender Nahrungsmittel. Das ist das beste Gegenmittel gegen die sogenannte Kriegsspychose und ihre heutigen Folgen.

Die Aufteilung des Habsburgerreichs

Von S. Fehlinger

Es war vorauszusehen, daß bei der Aufteilung des Habsburgerreichs das neue Österreich schlecht abschneiden werde; denn seine Konkurrenten, Tschechen, Polen, Rumänen, Serben und Italiener, gehören zu den verbündeten Gegnern, sie waren daher der Gunst der Mächtigen in Amerika, Großbritannien und Frankreich gewiß und packten dementsprechend entschlossen zu. Überdies sind die deutschen Teile Böhmens, Mährens und Schlesiens, auf die das neue Österreich Anspruch erhob, in der Hauptsache durch den breiten Keil des westlichen tschechischen Sprachgebietes von den deutschösterreichischen Stammländern räumlich getrennt; nur Deutsch-Südmähren, ein schmaler Landstreifen, grenzt unmittelbar an Niederösterreich, und der südliche Teil des Böhmerwaldgaus schließt an Oberösterreich an. Kein Mensch konnte im Ernst glauben, daß die verbündeten Gegner ihre tschechischen Freunde auf drei Seiten von österreichischem Staatsgebiet umgeben und ihnen die wirtschaftlich wertvollsten Gebiete entkommen lassen würden. Von vornherein unwahrscheinlich war auch die Ausführbarkeit jener Bestimmung der provisorischen Verfassung Deutschösterreichs, wonach die Liquidierung der Ansprüche der anderen aus der österreichischen Monarchie hervorgegangenen Nationalstaaten Vereinbarungen zwischen den beteiligten Regierungen vorbehalten bleiben sollten. Wie sich der damalige deutschösterreichische Staatsrat die Grenzen seines Gebietes vorstellte, zeigt eine amtliche Karte.¹

Auf Grund des im Juni 1919 bekanntgegebenen Entwurfs der Friedensbedingungen von Saint-Germain sollte Österreich nicht nur auf die deutschen Gebiete der Sudetenländer (Böhmen, Mähren, Schlesien) verzichten, sondern auch auf den deutschen Teil Südtirols sowie auf Südkärnten und Südfriemark (mit Ausläufern des deutschen Sprachgebietes und deutschen Sprachinseln) und zwei Landstreifen im Nordwesten und Nordosten Niederösterreichs. Nach den endgültigen Friedensbedingungen vom 2. September 1919 beschränken sich die Gebietsabtretungen in Niederösterreich auf den Thapawinkel von Feldsberg und Themenau sowie ein Stück Landes zwischen dem Eisenbahnknotenpunkt Ömünd und der böhmischen Grenze. Davon ab-

¹ Das deutschösterreichische Staatsgebiet, 1:900000. Wien 1919, Deutschösterreichische Staatsdruckerei.

gesehen entspricht die Grenze gegen die böhmisch-slowakische Republik den früheren Landesgrenzen gegen Böhmen, Mähren und Ungarn.

Im Osten erfuhrt das österreichische Gebiet eine Erweiterung durch Einbeziehung von Deutsch-Westungarn. Hier verläuft die neue Staatsgrenze im allgemeinen wie die Sprachgrenze gegen Madjaren und Slowenen. (Man vergleiche Pfaundler, Die deutsche Sprache in Westungarn; in der Zeitschrift »Deutsche Erde«, 1910, Heft 1 bis 8.) Auch in der Untersteiermark fallen Reichs- und Sprachgrenze im ganzen zusammen. Hier wäre es allerdings ein leichtes gewesen, die überwiegend deutsche Stadt Marburg an der Drau bei Österreich zu lassen, denn sie ist nur durch ein verhältnismäßig kleines deutsch-slowenisches Mischgebiet vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet getrennt. Von Kärnten fällt die Südoestecke auf jeden Fall an den serbokroatisch-slowenischen Staat. Volksabstimmung über die Staatszugehörigkeit findet statt im Drautal und in den umgebenden Gebirgsgegenden bis nahe an die Stadt Villach heran. Von den zwei Abstimmungsbezirken ist der innere (Klagenfurt und weitere Umgebung) fast ganz deutsch; hier wird man gewiß keine Lust nach der Belgrader Herrschaft haben. In dem anderen Bezirk überwiegen jedoch die Slowenen stark, und die slowische nationalistische Propaganda unter ihnen wird wohl den gewünschten Erfolg zeitigen.

In Italien fiel ein kleines Stück Kärnten an der Eisenbahnlinie Pontafel-Tarvis, dann das ganze österreichische Küstenland (Görz, Gradiska, Triest, Istrien), der Südwesten des Landes Krain (Itria, Udelsberg usw.). Diese Gebiete sind vorwiegend oder ausschließlich von Slowenen bewohnt. Italienisch geworden ist überdies der jenseits der Wasserscheide von Inn und Etsch gelegene Teil Tirols. Hier lebten (nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1910) 229 000 Deutsche österreichischer Staatsangehörigkeit und 383 000 österreichische Italiener und Ladinier. Die Zahl der letzteren, die auf wenige rauhe Gebirgstäler beschränkt sind, kann keinesfalls über 20 000 betragen. Deutsch sind das Pustertal und seine nördlichen Nebentäler, das Eisachtal und das Etschtal von Salurn aufwärts einschließlich des Ulten- und Martellfals. Im Etschtal liegen bis gegen Meran italienische Sprachinseln und Mischgebiete. Hier dauert das Vordringen der italienischen Sprache schon über ein Jahrhundert lang an.

Eine gute Karte des neuen Österreich ist die von Karl Peucker (Verlag Artaria & Co. in Wien). Sie zeigt den Verlauf der Staatsgrenzen nach den ursprünglichen und den endgültigen Friedensbedingungen, ferner die Sprachgrenze, die im ganzen richtig gezogen ist, was man in diesen politisch überregten Zeiten nicht immer findet.

* * *

Die böhmisch-slowakische Republik umfaßt die früher österreichischen Länder Böhmen und Mähren ganz sowie Österreichisch-Schlesien einschließlich des Tales der Ostrawitz; der östlich überwiegend von Polen bewohnte Teil dieses Landes fällt an das neue Polenreich, und im Bezirk Teschen findet eine Volksabstimmung statt, von der kaum anzunehmen ist, daß sie zugunsten Polens entscheiden wird. Volksabstimmung findet ferner statt in der Landschaft Arva in Oberungarn (zwischen dem Jablunkagebirge und der Hohen Tatra), wo Slowaken und Polen leben. An die böhmisch-slowa-

kische Republik angegliedert wurde auch Nordungarn bis über Munkatsch hinaus, wo der Anschluß an Rumänien stattfindet. Im Westen schließt dieses Gebiet an Mähren und Niederösterreich an, längs der Donau reicht es bis zur Einmündung der Eipel. Die neue böhmisch-ungarische Grenze folgt dann diesem Flusse bis unterhalb Lößnitz, worauf sie in vielen Windungen zum Theißknie südlich von Ungarn und zur Borjawa verläuft. Der östlichste Teil des neuen Böhmenstaats gehört zum Sprachgebiet der Kleinrussen oder Ukrainer. Das Land ist hier schwach bevölkert, noch schwächer als die Slowakei, der es nun angegliedert ist. In kultureller Beziehung ist das slawische Nordungarn ebenso rückständig wie die entlegenen Gebiete der Balkanhalbinsel. Die Regierungen in Wien und seit 1867 in Budapest waren mit diesem Zustand vollauf zufrieden, denn er sicherte ihnen zufriedene Untertanen.

Die Kleinrussen bilden eine kleine Minderheit im böhmisch-slowakischen Staate. In Böhmen, Mähren und Schlesien leben jedoch neben $6\frac{1}{4}$ Millionen Tschechen $3\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche als vorwiegend industrielle Bevölkerung (dazu kommen noch 200 000 Deutsche in der Slowakei), während die Tschechen ebenso wie die 2 Millionen Slowaken großenteils eine ackerbauende Bevölkerung sind. Es ist nicht zu erwarten, daß die Deutschen auf die Dauer von der Mitwirkung an den Staatsgeschäften ausgeschlossen werden können, und es ist ebenso sicher, daß die Tschechen nach wie vor von den Deutschen zu lernen haben werden.

In Polen kommt Galizien und der daran grenzende Teil Schlesiens. In Ostgalizien bilden die Polen eine Minderheit der Einwohnerschaft, sie leben dort vornehmlich in den Städten, während die Landbevölkerung zumeist kleinrussisch ist.

Die Grenzen Ungarns, des Staates der Madjaren, sind zwar noch nicht genau bekannt, doch steht fest, daß dieser Staat einer der kleinsten Europas wird. Es verbleiben ihm nur die ungarische Tiefebene zwischen Donau und Theiß und im Osten des letztgenannten Flusses sowie das Land zwischen der Donau, der Drau und der österreichischen Grenze.

Der Donau-Drau-Winkel, dann die Landschaft Batschka zwischen Donau und Theiß und der Südwesten des ungarischen Banats fallen dem serbisch-slowenischen Staat zu, gleichwie ganz Kroatien und Slawonien. Von Österreich wurden an den Südslawenstaat abgetreten der südliche Teil der Untersteiermark, ein Teil von Kärnten, Krain mit Ausnahme der Landschaften um Idria und Adelsberg (die italienisch geworden sind) sowie endlich Dalmatien. Auch das österreichisch-ungarische Reichsland Bosnien-Herzegowina gehört nun zum Südslawenstaat. Unbestimmt ist noch das Schicksal der Stadt Fiume.

Rumänien hat von Österreich die Bukowina wieder erhalten, überdies sind Siebenbürgen und der größere Teil des ungarischen Banats in rumänischen Besitz übergegangen. In allen drei Ländern herrscht rumänisches Volkstum vor, daneben gibt es ausgedehnte deutsche Siedlungsgebiete. Insgesamt beträgt die Zahl der Deutschen in den rumänisch gewordenen Teilen Österreichs und Ungarns fast 900 000. In Siebenbürgen schließt an das Gebiet der »Sachsen« jenes der madjarischen Szekler an. Auch sie sind unter Fremdherrschaft gekommen, sie, die bis vor kurzem die Vertreter der herrschenden madjarischen Nation im Lande waren!

Reine Nationalstaaten zu bilden, die keine anderssprachige Volksminderheit enthalten, war fast überall ein Ding der Unmöglichkeit. Allerdings hätten die Machthaber, welche den Frieden von Saint-Germain beschlossen, die Grenzen so ziehen können, daß auch in den vordem österreichischen Sudetenländern wie in Tirol nur kleine deutsche Minderheiten mit fremdvölkischen Minderheiten vereinigt worden wären. Doch das wollten sie nicht!

Ohne neue gewaltsame Änderungen zu wünschen, darf man doch dessen gewiß sein, daß auch die nun festgelegten Grenzen nicht lange bestehen werden. Die Zeit kommt, da die Völker sie erneut umgestalten werden.

Ein Gestalter deutschen Volkstums

Von Joseph Kliche

Der Begriff der Heimatkunst hat etwas Zwiespältiges an sich. Er kann sowohl Enge des Gesichtskreises als auch absolute Meisterschaft in der seelischen Erfassung des Gegenstandes und dessen künstlerischer Bearbeitung bedeuten. Im ersteren Falle werden die Schöpfungen des auf Heimatschilderung eingestellten Schriftstellers über den Charakter von mehr oder weniger schätzbaren Lokaldichtungen kaum hinausreichen, im anderen Falle können sie zu Perlen der Gesamtliteratur eines Volkes werden. Voraussetzung für den zweiten Fall und somit den wirklichen Erfolg wird immer die Tatsache sein, daß der Dichter es versteht, das Wesen der engeren Heimat mit der allgemeinen Weltseele zu vermählen. Daß sein am Weltgefühl abgeklärter Geist sich mit Liebe in die Eigenart der Heimat versenkt und aus dieser alle künstlerischen Möglichkeiten des Schauens, des Erfassens und des Gestaltens herauserschöpft. Erst diese Wechselwirkung gibt dem Künstler Sicherheit und seinen Schöpfungen tieferen Rhythmus.

Ein solcher Gestalter von künstlerischen Qualitäten ist der heftige Volksschilderer Alfred Bock. In seinen zehn Romanen und den drei Novellenbänden, die bisher aus seiner Feder vorliegen, verrät sich ein Besonderer — einer, der wohl ausgesprochener Heimatkünstler ist, in gleichem Maße wie die Frenssen, Fock, Löns und andere, der aber gleich diesen zum allgemeinen deutschen Volksdichter wurde.

Alfred Bocks künstlerisches Ackerfeld ist Hessen, insonderheit Oberhessen. Die Bauern und kleinen Handwerksleute der Dörfer und Städte im Gebiet des Vogelsbergs sind der Stoff, aus dem er die Personen seiner Romane nimmt. Die Alltagswirklichkeit, die kleinen und großen Freuden und Sorgen des Lebens einfacher Leute bieten ihm die Stoffe, die er sorgfältig und rückhaltlos echt zu gestalten versteht. Kunst ist Natur, gesehen durch ein Temperament. Der alte Zolasche Grundsatz ist dem Hessen bei seinem Schaffen ein verlässlicher Wegweiser geworden. Freilich, ein Zola ist Alfred Bock nicht; er huldigt einem gemäßigten Realismus, der die soziale Schichtung von heute als gegeben ansieht und an ihr wenig Ausstellungen zu machen hat. Ein Philantrop mit warmem Herzen für die Schmerzen der untersten Volksschichten — jawohl! Ein Ankläger und Revolutionär keineswegs. Indes wäre es verfehlt, wollte man bei diesen Worten etwa an den Patriarchalismus eines Bertold Auerbach oder an die Salonbauernfiguren gewisser Hochlandsschilderer denken. Nein, Bocks Kunst in ihrem Realismus und ihrer seelischen Abgeklärtheit ist jener Nachbarschaft weit entrückt. Ungekünstelte Urwüchsigkeit und Schollenduff strömt aus seinen Schöpfungen, und stärker als je empfindet man bei ihrer Lektüre, daß im deutschen Bauernroman, soweit er des sozialen Einschlags nicht entbehrt

— ich denke neben Bock an W. v. Polenz' und Ludwig Thomas prächtige Schöpfungen —, eigentlich mit das Beste des deutschen Romans liegt.

Zwanzig Jahre sind es her, seit Alfred Bock seinen ersten Roman auf den Markt brachte, nachdem im Jahre vorher ein Novellenband vorausgegangen. »Die Pflastermeisterin« (geheftet 2 Mark) war gleich ein vollwertiger Wurf. Ein Meisterstück origineller, kraftvoller Erzählungskunst. Eine Kleinstadttragödie wird vor unseren Augen aufgerollt. Eine ältere Frau heiratet aus geschäftlichen Gründen ihren ersten Gefellen. Doch bald nach der Hochzeit machen sich die Gegensätze bemerkbar. Die gereifte Frau vermag dem stürmischen Mann nicht das zu bieten, wonach dessen Natur verlangt. Es kommt zur Katastrophe. Die flott skizzierte Handlung ist in prächtiges Lokalkolorit getaucht und basiert auf ungemein starker Seelenbeobachtung. Ebenso packend ist die ein Jahr später erschienene Dorftragödie »Der Flurschütz« (Jubiläumsausgabe geheftet 5 Mark). Hier schießt der Vater seinen eigenen Sohn nieder, nachdem er diesen in einer sehr eintüchtigen Situation bei seiner Wirtschafterin, einem armen Waisenhäuschen, angetroffen. Man denkt hierbei unwillkürlich an Ernst Zahn. Denn auch der Flurschütz ist eine wortkarge, energische Natur, die still und verschlossen durchs Leben geht. Im knappumrissenen kurzen Roman gibt Bock sich überhaupt am stärksten. Die vor zwölf Jahren erschienene Sammlung »Hessenslust« (geheftet 2 Mark) offenbart die Gestaltungskraft des Autors in glänzender Weise. Auch sein letzter, erst vor zwei Jahren herausgekommener Novellenband »Der Grenzgang« weist einige Stücke von hohem dichterischem Wert auf.

Was die Bock'schen Romane vorbildlich auszeichnet, das ist ihre schlichte Natürlichkeit. Trotz dieser Schlichtheit und der Knappheit der Sprache versteht es aber der Verfasser, einen glänzenden Bilderreichtum vor dem Leser aufzutauchen zu lassen. So in den Romanen »Der Kuppelhof« (geheftet 3 Mark) und »Die Oberwälder« (geheftet 3 Mark). In dem etwas sentimental gehaltenen, 1905 erschienenen »Kuppelhof« wird mit den einfachsten Mitteln in verblüffender Weise das Seelenleben zweier Liebenden zergliedert. Der Gegensatz zwischen dem reichen Bauern und dem armen Dorfschneidersohn, der sich um des ersten Tochter bewirbt, wird zu einem erschütternden Gemälde heftigen Volkslebens. Der Roman ist psychologisch ein Kabinettstück. Nicht so einheitlich in der Handlung ist der aus dem Jahre 1912 stammende Roman »Die Oberwälder«; die Geschichte von der Gründung einer Darlehenskasse, bei der ein geliebter Betrüger seine Hand im Spiele hat. In diesem Werke tritt sehr deutlich eine besondere Eigenschaft Bock'scher Darstellungskunst zutage: in Rede und Gegenrede läßt er seine Bauern allerlei Anekdotenhafte auskramen. Eingestreute kleine Vorkommnisse des täglichen Lebens, häufig humorvoller Art, sind es, mit denen er seine Bücher würzt. Der volle Erfolg dieser Methode ist nicht ausgeblieben. Ein politisches Problem behandelt der Verfasser in den »Pariser« (geheftet 3 Mark), vor zehn Jahren erschienen. Einstmals Unterdrückte und als solche nach Paris Ausgewanderte (wer denkt bei der Verbindung Hessens mit Paris nicht an einen anderen starken heftigen Lebensgestalter, an den so früh verstorbenen unvergeßlichen Wilhelm Holzamer beziehungsweise an dessen Meisterroman »Der Entgleiste«!) kehren ins Heimatdorf zurück in der Absicht, sich jetzt an dem schuldigen Bürgermeister zu rächen. Die fällige Wahl des Ortsoberraupts gibt den ärmeren Schichten Gelegenheit, diesen zu stürzen und einen neuen Geist ins Dorf zu bringen.

Dieser Roman ist eigentlich der einzige, in dem der Verfasser politischen Tendenzen hulldigt. Höchstens könnte noch »Die leere Kirche« (geheftet 2 Mark) angedeutet werden. Ein Buch, das den dogmatischen Kirchenglauben in einen lebendigen Gottesglauben umzuwandeln versucht, indes weder in der Handlung noch in seiner Gestaltung von wesentlicher Bedeutung ist. Dagegen ist die soziale Note mehrfach mit gutem Gelingen in seinen Schöpfungen angewendet. Vor allem in dem vor siebzehn Jahren erschienenen Roman »Kinder des Volkes« (ge-

heftet 3 Mark). Ein armes Fabrikmädchen wird hier zur Mutter, ohne daß der Liebhaber sie ehelicht. Ein junger ideal veranlagter Lehrer nimmt sich der Verlassenen an und heiratet sie.

Wie gesagt, Alfred Vock ist in erster Linie Philantrop. Vor sieben Jahren hatte ich an anderer Stelle mich ausführlich über sein Schaffen verbreitet. Darauf schrieb er mir einen Brief, in dem er es als seinen Wunsch bezeichnete, daß die sozialen Ideen seiner Romane, vor allem das in einigen von ihnen gestreifte Problem der Volksbildung, weitergetragen und in die Wirklichkeit umgesetzt werden möchten. Nun, die heutige Zeit ist dabei, die Vorbedingungen dieses Wunsches nach Möglichkeit zu schaffen.

Das jüngste Werk Vocks ist der erst in diesem Jahre erschienene Kleinstadtroman »Grete Fillunger« (geheftet Mk. 3.50). Eine Frauengeschichte mit glücklichem Ausgang. Obwohl eine natürlich gesehene und gestaltete Volksgeschichte, scheint mir das Werk gleich den Romanen »Bodo Sickenberg« (geheftet 2 Mark) und »Kantor Schildkötters Haus« (geheftet 2 Mark) doch zu den schwächsten Schöpfungen der Vock'schen Muse zu gehören. Durchweg Höhenzüge hat auch dieser Hesse nicht geschaffen.

Überhaupt will mir scheinen, als ob der Dichter dort, wo er sich in die Psyche des Bauern versenkt, im Schauen und Gestalten glücklicher wäre als in den Erzählungen, die städtisches Milieu behandeln. Die kargen, zähen Bauerncharaktere sind mit einer Treffsicherheit geschildert, die von einer absoluten Beherrschung des Milieus und von tiefem Einblick in die Psyche des hessischen Bauernvolks zeugen. Dabei ist in der Charakteristik der handelnden Personen wie auch im Dialog das einzelne Wort auf seine Wirkung sorgfältig-kritisch abgewogen. Der Stil schmiegt sich dem Stoff in der natürlichsten Weise an, und da dem Verfasser auch die Liebe zur Heimat stets die Feder führt, so verrät seine ausgereifte Schilderkunst fast immer eine prächtige Bodenständigkeit. Ob wir die Gestalten seiner Erzählungen in Not oder Freude sehen, ob wir karge, einsilbige Bauern oder humorvoll-witzelnde Kleinstadtkrämer charakterisiert finden — immer weht ein herbwüziges Schollengeruch aus den Blättern dieses Hesses. Nicht zum wenigsten rührt dieser Erfolg davon her, daß er es versteht, dem Seelenleben seiner Helden starke Seiten abzugewinnen; daß er seine Bauern und Kleinstädter bei ihrem Tun bis auf den Grund ihrer Seele beobachtet hat. Um zum gediegenen Heimatkünstler zu reifen, ist eben Voraussetzung, daß der Erzähler vor allem die Seele der Sprache seines Schaffensbezirks, die Seele der Landschaft, in der seine Helden wachsen, in ihrem innersten Wesen erfaßt hat. Das aber ist Vock in prächtiger Weise gelungen; kein bloßes profenhafte zur Schau getragenes Jonglieren mit dem heimatischen Dialekt, sondern ein vorbildliches Aufnehmen und Wiedergeben. Daher auch keine falschen Töne; weder in der seelischen Zergliederung der Charaktere noch in den sprachlichen Mitteln. Im Gegenteil: just in seiner teilweise einer leise abgedühten Mundart huldigenden Sprache blüht und quillt es wie aus dem Born des deutschen Volkslieds, und das Wesen der Heimat des Erzählers steigt tiefenst vor uns auf.

Heute werden vielfach Bücher auf den Markt geworfen, die in müßiger (weil verunglückter) Problemdichtung machen. Sie verdienen kaum das Interesse anspruchsvoller Leser und würden unbeachtet bleiben, wenn nicht der breite Schallboden finanzkräftiger Verleger ihnen Schriftmacherdienste leistete. Wer unsere zünftigen Literaturgeschichtswerke aufmerksam durchblättert, wird finden, daß auch in diese mancher als Unreiferschmarrn zu wertende Schmöker sich verirrt hat. Aber einen Mann wie Alfred Vock aber, der gegenwärtig als der beste Vertreter der hessischen Literatur anzusehen ist, herrscht in den deutschen Literaturbezirken vielfach noch Unkenntnis. Ebenso wie diese über Wilhelm Holzamer geherrscht hat und noch herrscht, obwohl sein »Entgleister« ein ganzes Duzend Bücher so manches »modernen Autoren« aufwiegt. Der albernste großstädtische Problemroman wird in gewissen Kreisen als Ereignis gefeiert, während wertvolle Bauernromane kein Pu-

blikum finden. Denen aber, die sich, gleich Faust, ab und zu von allem Wissens-
kram entladen und im Tau der Natur sich gesund zu baden wünschen, denen seien
Alfred Vocks Romane und Novellen warm empfohlen. Auch in unsere Arbeiter-
büchereien möchte ich diese Kulturschilderungen des nun Sechzigjährigen wünschen.

Verlegt sind Alfred Vocks Werke durchweg bei Egon Fleischel in Berlin.
Einige ausgewählte Proben auch bei Reclam und in der deutschen Dichter-
gedächtnisstiftung. Eine Sammlung »Hessische Schwänke« erschien im
Verlag von Elwert in Marburg. Der Verlag Fleischel hat unter dem treffenden
Titel »Die harte Scholle« einige der besten Romane zu einer Volksausgabe ge-
bunden, die, da sich auch »Der Kuppelhof« und »Die Pariser« darunter befinden,
eine gute Probe Vockschen Schaffens gibt.

Literarische Rundschau

Paul Dupsen, Das Brausen des Blutes. Ein Kammerstück für junge Menschen
in fünf Akten. Hamburg, Konrad Hanf, D. W. B.

Als ich dieses Buchdrama las, mußte ich verschiedentlich an Wedekinds »Früh-
lings Erwachen« denken. Nicht daß es sich etwa um ein Plagiat oder auch nur um
eine Anlehnung handelte. Dupsens Kammerstück ist sowohl inhaltlich wie sprachlich
eine durchaus selbständige Arbeit. Nur das Thema, das er sich gestellt hat, ist dem
Wedekindschen Problem verwandt. Unsere Gegenwart, die eine Zeit der Umwand-
lung aller veralteten, schablonisierten Begriffe sein will, sollte derartige Bücher
mit Freuden begrüßen. Denn Dupsens Drama ist eine einzige große Anklage gegen
überlebte Erziehungsmethoden. Selbsterziehung, Schulerziehung und Häuserziehung
müssen das gleiche Ziel haben: die unbedingte Wahrhaftigkeit des Individuums.
Gerade der junge und erziehungsbedürftige Mensch, der es noch nicht gelernt hat,
dem Leben Konzessionen zu machen, wird sich nur dann glücklich fühlen, wenn er
sich wahrhaftig fühlt, das heißt wenn er sein persönlichstes Wünschen und Wollen
ohne Schwierigkeiten mit den Forderungen seiner Umwelt in Einklang zu setzen
vermag. Eine sich hier auftuende Dissonanz ist in den weitaus meisten Fällen der
alleinige Grund für manche Jugendtragödie. Das hat Dupsen erkannt und deshalb
auch mit geschicktem Können sein an kühnen Gedankengängen reiches Drama auf
diesem Konflikt aufgebaut. Abgesehen von einigen mehr im Hintergrund der
Handlung stehenden Figuren sind die eigentlichen Personen des Dramas: der
Vater, die Mutter, der Sohn, der Freund. Die Eltern haben kein Verständnis für
die seelischen Leiden des nach innerer Befreiung ringenden Neunzehnjährigen. Er
muß sich seinen Dornenweg allein bahnen. Der Freund, ein Durchschnittsmensch,
kann ihm nicht helfen. Allein muß er auf das »Brausen des Blutes« horchen.
Hörchen, bis er es versteht und weiß, daß die Menschen der Gegenwart jahrtau-
sende alte Fehler, Angewohnheiten, Laster, Gebrechen aus der Vergangenheit über-
nehmen mußten, ob sie wollten oder nicht. Alles das müssen sie erst überwinden,
um wieder bessere, freiere, glücklichere Menschen werden zu können. Wohl nur
um die Herausarbeitung dieser Ideen und Leitsätze wirkungsvoller gestalten zu
können, ist die dramatische Form gewählt. Die Sprache des Dialogs unterstreicht
besser und gestaffelt leichter die Anwendung einer aphoristischen Satzprägung,
die bekanntlich auf eindrucksfähige Menschen immer am tiefsten wirkt. Man wird das
Drama, geht man vorurteilsfrei an seine Lektüre heran, nur nachdenklich aus der
Hand legen. Es ist künstlerisch fein durchgearbeitet und technisch geschickt gegliedert
und aufgebaut. Vor allem aber bewältigt der unbeugsame Bekennermut, der aus
allen Szenen der Handlung anklagend aufflammt. Denn frei sein kann nur ein
Geschlecht, das auch wahr ist!

In

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10

Ausgegeben am 5. Dezember 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Betrachtungen zu Ludendorffs „Kriegserinnerungen“¹

Von einem höheren Offizier

Ein wahres Trommelfeuer von Kriegserinnerungen, Denkschriften, Betrachtungen und Tagebüchern zum Weltkrieg hat sich seit dem Waffenstillstand über uns ergossen, zum Schaden unseres Volkes. Mir wäre es lieber gewesen — und ich glaube, der Kreis derer, die diese Ansicht mit mir teilen, ist sehr groß —, der deutsche Büchermarkt wäre mit allen diesen Veröffentlichungen zunächst nicht überschüttet worden. Vor allem hätte ich gewünscht, der General Ludendorff wäre still geblieben und hätte sich ein Beispiel genommen an vielen Größen der Geschichte, die, verkannt von der Mitwelt, in gleicher oder ähnlicher Lage wie er, stumm ins Grab sanken. Ich hätte das vor allem deshalb gewünscht, weil der Ruhm des »Strategen Ludendorff« immer mehr verblaßt und verdunkelt wird, je mehr der »Politiker Ludendorff« sich wieder in den Vordergrund drängt. Den Soldaten und Politiker Ludendorff wollen wir auch bei der Betrachtung seiner Erinnerungen auseinanderhalten.

Die Operations- und Schlachtschilderungen des Ludendorffschen Buches werden für alle Zeiten zu den packendsten und interessantesten der Kriegsgeschichte gehören. Dem Laien verständlich sieht man die großen Entschlüsse heranreifen, die schließlich zu den gewaltigsten Schlägen der Weltgeschichte führen. Was der Verfasser über die Ausbildung der Mannschaften und des Offizierkorps in Krieg und Frieden uns erzählt, kann jeder Soldat und jeder, der von Ausbildung überhaupt etwas versteht, unterschreiben. In dem General Ludendorff war eben beides, der Generalstabsoffizier und der Frontoffizier, in hohem Maße vereinigt. Wir glauben ihm gern, »daß der Sturm auf Lüttich die liebste Erinnerung seines Soldatenlebens ist«, das erste und einzige Mal, daß er Gelegenheit hatte, selbst vorn in den Kampf einzugreifen. Mag dieser oder jener behaupten, sein Verhalten bei Lüttich sei ein Spielertick, sei leichtsinnig oder unüberlegt gewesen — der Erfolg entscheidet, und schon heute steht kriegsgeschichtlich fest, daß der Erfolg bei Lüttich dem persönlichen Eingreifen und dem Mut des Generals Ludendorff zuzuschreiben ist.

Zeigt uns Lüttich den »Taktiker«, so sehen wir bei den folgenden Operationen von Tannenberg an bis zur Übernahme des Amtes als Erster Generalquartiermeister im Herbst 1916 den »Strategen« Ludendorff in glänzendem Lichte. Man mag sagen, was man will: Tannenberg war eine Tafel. Mit Recht lesen wir am Ende der Schilderung dieser Schlacht: »Eine der

¹ Erich Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914 bis 1918. Mit zahlreichen Skizzen und Plänen. 628 Seiten Oktav. Berlin 1919, Verlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Preis gebunden 33 Mark.

glänzendsten Schlachten der Weltgeschichte war geschlagen.« Das steht fest für alle Zeiten. Tannenberg ist die Schlacht des großen Krieges. Tannenberg war das »Cannä«, das dem früheren Generalstabschef Grafen von Schlieffen, dessen Ludendorff wiederholt dankbar gedenkt, als Vernichtungsschlacht vorgeschwebt hat, und für alle Zeiten werden die Namen Hindenburg und Ludendorff mit diesem gigantischen Sieg verbunden bleiben.

Die Schilderung der an Tannenberg anschließenden Operationen, die schließlich zur Schlacht an den Masurischen Seen führten, zeigt uns erneut den Feldherrn in ganzer Größe, wenn auch die Bewegungen nicht ganz so verliesen, wie er es wollte. Unerhörte Marschleistungen wurden in diesen Tagen von den Truppen gefordert (in vier Tagen über hundert Kilometer). Strategisch noch höher, dem Laien nur natürlich nicht so verständlich, stehen die Operationen im Herbst 1914, der Aufmarsch in Oberschlesien, der Vormarsch gegen die Weichsel und der Rückzug auf die preussische Grenze. Zu dramatischer Spannung schwingt sich die Schilderung auf, wenn wir erfahren, wie der Entschluß, die Schlacht von Warschau nicht anzunehmen, gefaßt wurde. Der daran anschließende Rückzug ist eine Glanzleistung ersten Ranges, und aus dem Rückzug heraus wird nun ein neuer strategisch wichtiger Entschluß gefaßt: alle Kräfte zusammenzuziehen und zu einem Flankenstoß gegen den übermächtigen Russen auszubolen. Die Schlacht bei Lodz und die Kämpfe im Weichselbogen krönten schließlich den Ausgang dieses Feldzugs in Polen.

Das Jahr 1914 ist das größte und bedeutendste in Ludendorffs Soldatenleben. So große Erfolge wie Tannenberg haben die beiden folgenden Jahre, in denen der General noch Chef des Stabes des Oberbefehlshabers Ost war, nicht mehr gezeitigt. Das Ergebnis der Winterschlacht in Masuren 1915 war zwar bedeutend, aber die strategische Ausnutzung dieses Sieges blieb versagt. Das gleiche gilt von den Operationen über Kowno im Sommer und Herbst 1915 zur Unterstüßung des galizischen Feldzugs. Wäre man den Vorschlägen des Generals Ludendorff gefolgt, der Erfolg gegen die Russen wäre voraussichtlich ein vernichtender gewesen. Ich hätte es verstehen können, wenn der Verfasser hier stärkere Töne gegen die damalige Oberste Heeresleitung angeschlagen hätte. Er sagt nur: »Die Oberste Heeresleitung behielt ihren bisherigen Standpunkt bei.« Die demnächst erscheinenden Veröffentlichungen des damaligen Generalstabschefs General v. Falkenhayn dürften uns gerade über diese Phase des Krieges interessante Aufklärungen bringen. Die Rivalität zwischen diesen beiden Generalen hat dem Ganzen sehr geschadet. Wir hören in dem Buche nichts Direktes darüber, ja Ludendorff geht sogar mit einer auffallenden Milde über die schweren strategischen Fehler der damaligen Obersten Heeresleitung hinweg, insbesondere bei der nur kurzen Erwähnung der hirnverbrannten Verdun-Offensive 1916; aber man muß zwischen den Zeilen lesen.

Mit der Berufung zum Ersten Generalquartiermeister hätte das Soldatenleben Ludendorffs abschließen sollen. Mit- und Nachwelt hätten ihm Ruhmeskränze gewoben, und die Kriegsgeschichte hätte dereinst seinen Namen mit demselben Klang genannt wie den Namen »Moltke«. Statt dessen aber erleben wir das Drama, daß Deutschlands genialster Feldherr in den beiden ersten Kriegsjahren ihm zum Verhängnis wird. Die Tatsache, daß wir keine politische Leitung, einen Zauderer Bethmann mit »zwei Eisen

im Feuer, von denen keines je richtig warm wurde«, hatten, erklärt manches, entschuldigend aber nicht. Das Hineinmischen in alles wird Ludendorff zum Verhängnis, und mit sich selbst reißt er unser ganzes Volk hinein ins Unglück, blind, besessen, so daß ihm vor »seiner Gottähnlichkeit bange wurde«.

Zunächst scheint das Feldherrnglück dem neuen Ersten Generalquartiermeister freu zu bleiben. Der rumänische Feldzug ist eine Glanzleistung ersten Ranges; aber trotz aller Erfolge wird das Ziel nicht erreicht, Rumänien zum Frieden zu bringen. Durch die Veröffentlichungen des Grafen Czernin haben wir kürzlich erst erfahren, wie gerade die deutsche Oberste Heeresleitung durch ihre maßlosen Forderungen bis zum Frieden von Bukareff hin eine Verständigung mit Rumänien unmöglich gemacht hat.

Aber Rumänien war schließlich nur Nebenkriegsschauplatz, die Hauptsache blieb der Westen. Nur im Westen konnte die Entscheidung fallen, und dort sah es trostlos aus, als Hindenburg und Ludendorff den Oberbefehl übernahmen. Heillos verfahren war die Situation, und immer mehr griff die Überzeugung Platz, die einsichtige Generale gleich nach der Marne Schlacht aussprachen: »Der Krieg ist nicht mehr zu gewinnen.« Auf Verständigung mit unseren Gegnern, selbst unter Opfern, mußte daher hingearbeitet werden. Das teure Blut, das noch zwei Jahre geflossen, brauchte nicht zu fließen. Aber verständnislos in der Beurteilung unserer inneren Verhältnisse und ahnungslos gegenüber unseren Gegnern: das war die Charakteristik der Obersten Heeresleitung, die schließlich zur Katastrophe führte.

Das Jahr 1917 begann mit dem berühmten Zurückgehen in die Siegfriedstellung. Zweifellos ein schwerer Entschluß — wie Ludendorff selbst hervorhebt —, weil diese rückwärtige Bewegung sehr nach Schwäche aussah. Die schweren Angriffe der Engländer und Franzosen in den Jahren 1916 und 1917 zeigten doch immer wieder, wenn ihnen auch der Erfolg versagt blieb, daß die Kraft der Gegner ungebrochen war — und nun kam Amerika mit seinen »unbegrenzten Möglichkeiten«, über die man höhnlächelnd hinwegging: »Wir sind vorher fertig, ehe die Amerikaner kommen« usw.

Die ganze Verblendung und Unterschätzung unserer Gegner tritt zutage bei der Erörterung der Frage, ob »die Oberste Heeresleitung im Frühjahr 1918 zu einem großen Schlag im Westen ausholen oder sich auf planmäßige Verteidigung beschränken solle«. Wiederholt, auf vielen Seiten des Buches, lesen wir, daß Deutschland immer und immer wieder seinen Verbündeten mit Menschen, Material, Verpflegung, Rohstoffen helfen mußte, das Äquivalent dafür aber gleich Null war. Klipp und klar sagt Ludendorff: »Ende 1917 war die k. u. k. Armee müde, ihre Gefechtskraft gering, sie hatte große Verluste, allein fast 2000000 an Gefangenen verloren.« Ebenso spricht er davon, daß Volk und Armee in Bulgarien kriegsmüde waren; die Türkei am Ende ihrer Kraft stand, und in demselben Atemzug fügt er hinzu, daß in Deutschland die Stimmung stark gesunken war. Trotz alledem aber kam die Oberste Heeresleitung zu dem Entschluß, im Frühjahr 1918 anzugreifen. Wir saßen uns damals an den Kopf und tun es heute, wo wir die Begleitumstände noch besser kennen, erst recht. Selbst wenn der Angriff geglückt, wir Amiens, Paris, ganz Frankreich erobert hätten, die französische Regierung nach Korsika gegangen wäre, der Feldzug war nicht mehr zu gewinnen.

Die Vorbereitungen zu der großen Offensive im März 1918 waren bis in alle Einzelheiten getroffen. Das Buch gibt uns interessante Mitteilungen darüber. Und doch mißlang der erste Angriff. Zweifellos war diese erste Schlacht vom 21. März bis 4. April eine glänzende Waffentat; aber strategisch waren die Hoffnungen nicht erfüllt, Amiens war nicht erreicht. Ludendorff gibt das selbst zu und betont unsere schweren Verluste, betont auch, daß der Erfolg der U-Boote zum Stillstand gekommen wäre. War es nun nicht noch Zeit, abzustoppen, alle Kräfte zusammenzuraffen zur Verteidigung und die Regierung zu einem Waffenstillstand und zu Friedensverhandlungen zu drängen — was man nachher innerhalb 36 Stunden forderte? Noch waren wir stark in der Verteidigung, trotz allem, und die Wilsonschen 14 Punkte waren auf einen militärisch noch starken Gegner eingestellt, nicht aber auf einen solchen, der sich später im Oktober in voller Deroute befand. Wir lesen nichts von diesen Erwägungen. Bei Amiens ist es nicht gelungen, nun wird es an anderen Stellen: bei Soissons, bei Reims versucht. Auch der Mißerfolg der Österreicher an der Piave bringt die Oberste Heeresleitung nicht zur Besinnung. So wachsen die Operationen schließlich zum strategischen Wahnsinn aus.

Die Heimat horchte bangenden Herzens auf die Ereignisse im Westen; sie befand sich schließlich im Siegestaumel, wie zu Beginn des Krieges, bis wir eines Tages erfuhren, daß wir an der Marne eine erhebliche Schlappe erlitten hätten. Unfasslich, unbegreiflich für jeden strategisch gebildeten Menschen ist dieser Vorgang. Mit starken feindlichen Kräften in der rechten Flanke stößt Ludendorff über die Marne hinüber. Und nun frage ich mich: Hat die Oberste Heeresleitung wirklich nichts davon gewußt, daß Marschall Foch seine starken Reserven in den Waldungen von Villers-Cotterets zusammenballte, hat sie wirklich das Ammenmärchen selbst geglaubt, das sie uns in ihren Heeresberichten immer aufstufte, französische Reserven seien nicht mehr da? Ja, dann hat die Aufklärung gänzlich versagt. Anstatt sich hinten um die Politik und darum zu kümmern, ob in Kurland, Finnland und sonst noch wo irgendein Herzogshut für einen deutschen Prinzen abfiel, hätte sie die Augen und Ohren nach vorn halten sollen. Hat die Oberste Heeresleitung aber gewußt, daß Foch mit starken Reserven in der Flanke stand, dann hat sie erst recht unverantwortlich leichtsinnig gehandelt, als sie über die Marne hinüberstieß. Jeder zur Kriegsakademie kommandierte Offizier, der eine strategische Aufgabe so gelöst hätte, wäre mit Schimpf und Schande zu seinem Regiment zurückgeschickt worden. Ludendorffs und seiner Helfershelfer Verdienst ist es nicht, daß wir noch über die Marne zurückkamen mit einem »blauen Auge«. Dank der Tapferkeit der Truppe und der Umsicht der Führer, die übrigens Ludendorff in seinem Buche immer wieder anerkennt, wurde es vermieden, daß Foch nun uns ein »Cannä« bereifete.

Von diesem Rückzug an der Marne geht es nun dauernd »rückwärts, rückwärts«, von Stellung zu Stellung. Ludendorff schreibt, der 8. August sei der schwärzeste Tag in der Geschichte des deutschen Heeres. Ich meine, der schwärzeste Tag ist dieser Tag des Rückschlags an der Marne, den die Oberste Heeresleitung auf dem Gewissen hat. Daß die Manneszucht der Armee auf dem nun einsehenden allgemeinen Rückzug nachließ, war kein Wunder. Das Vertrauen in die Führung, das Vertrauen in die Oberste

Heeresleitung war erschüttert — das ist das Kriterium. Alle anderen Behauptungen des Generals Ludendorff: Mißstimmung in der Heimat, Unwesen der Drückeberger, radikale Agitation, Heße gegen die Offiziere, vermögen diese Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen. Und nun setzt die bankrotte Oberste Heeresleitung den Schlussstein auf ihre Katastrophenspolitik und verlangt innerhalb 36 Stunden den Waffenstillstand! General Ludendorff bestreitet das. Er sucht die Tatsache durch lange Darlegungen über den Vortrag des Majors v. d. Busche zu entkräften oder zu vertuschen. Alles vergeblich! Die Tatsache besteht, und keine Sophisterei kann sie aus der Welt schaffen. Die Oberste Heeresleitung wollte nicht einmal die Bildung einer parlamentarischen Regierung abwarten, sondern bestand auf sofortigem Waffenstillstand, den nötigenfalls noch die Regierung Hertling abschließen sollte.

Möglich, daß die Oberste Heeresleitung sich über die katastrophalen Folgen ihres Drängens nicht klar war, verständlich, daß die Herren, die doch schließlich — mögen sie noch so verkehrt gehandelt haben — Tag und Nacht seit Wochen ihr Bestes hergegeben, die Nerven verloren. Menschlich verständlich, aber unentschuldig! Und wenn nun nach ein paar Tagen die Oberste Heeresleitung sagte: »Ach, es war ja gar nicht so schlimm. Die Truppe ist wieder in der Hand. Nun eine levée en masse!« — so versuchte sie ein neues Hasardspiel. Das hat der ehemalige Kriegsminister General Scheuch kürzlich in seiner öffentlichen Stellungnahme gegen Ludendorff in wenigen Worten dargelegt. Diese Veröffentlichungen sind für Ludendorff direkt vernichtend. Es war zu Ende, und selbst wenn diese oder jene Division noch standhielt, die Masse hielt nicht mehr. Die Gegner hatten uns an der Gurgel und ließen uns nicht mehr los. Vielleicht daß ein vorübergehender Widerstand in der Anwerpen-Maas-Stellung noch möglich war. Vielleicht war auch am Rhein vorübergehender Widerstand noch möglich. Aber so viel mußte doch nun auch der Obersten Heeresleitung klar sein, daß die Amerikaner monatlich 300 000 Mann herüberbrachten. Ein Ammenmärchen deshalb, ein parteipolitisches Manöver die Behauptung, die Revolution habe die Armee von hinten bedroht. Ohne den militärischen Zusammenbruch wäre die Revolution nicht möglich gewesen. Ludendorff selbst war der Schrittmacher der Revolution.

Es klingt sehr schön, wenn er in seinem Buche sagt, er sei immer zum Frieden bereit gewesen. Ach: »Die Worte hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!« Wie reimt sich diese Behauptung mit der Schilderung des Grafen Czernin zusammen, die dieser in seinen »Erinnerungen« uns gibt? Auf Schrift und Tritt führt er den Beweis, wie Ludendorff jegliche Friedensmöglichkeit durch seine Schroffheit, sein Hineinmengen in alles im Keim erstikte. Ludendorff selbst beurteilt Czernin sehr günstig, wirft ihm nur vor, daß er »den von der Wilhelmstraße ausgehenden Klatsch über seine Diktatur« zu leichtgläubig hinnehme.

Damit glaubt er das Gerücht abgetan, eine Überhebung, die übrigens an vielen Stellen des Buches wiederkehrt. So, wenn er den typischen Satz prägt: »Wenn irgend etwas in der Heimat durchzusehen war, dann wurde ich gerufen.« Dafür schmolzt er dann mit jedem, der nicht so wie er will, ganz gleich, ob es der Kaiser, über den er sonst gut urteilt, ob es Bethmann,

der General Hoffmann, Kühlmann, Hertling oder sonst wer ist. Der Sohn des letzteren hat uns übrigens gerade in den letzten Tagen wertvolle Beiträge zur Charakteristik Ludendorffs geliefert.

Sehr interessant ist, wie der Erste Generalquartiermeister »bedauert«, daß infolge der U-Bootkriegs-Frage im Winter 1916/17 die Oberste Heeresleitung zum ersten Male in die Politik gezogen wurde. Nun, bald fühlte sich der General »leider« auf diesem Gebiet zu heimlich. Er fing ja seine Tätigkeit damit an, daß er in alle Ressorts hineinredete, im Kriegsministerium das Kriegsamt schuf, ohne dieses, das nachher stufenweise wieder abgebaut werden mußte, zu hören. Besser wäre es gewesen, dieses Kind wäre nie geboren. Resigniert gesteht Ludendorff selbst: »Die Erwartungen, die ich an das Kriegsamt gestellt, haben sich nicht erfüllt.« Dasselbe gilt vom Hilfsdienstgesetz, das nicht Fisch noch Vogel war. Vater dieses Gesetzes war der Oberst Bauer, Ludendorffs böser Geist, den General Falkenhayn neulich treffend als »guten Artilleristen« bezeichnete, dessen Hauptgebiet aber nun leider die Politik wurde, und der uns jetzt fast täglich, sei es in der »Deutschen Tageszeitung«, sei es im »Roten Tag« oder ähnlichen alldeutschen Blättern, mit irgendeinem Erguß beglückt. Oberst Bauer hat sein Kind in einer kleinen Schrift, in der er das Kriegsministerium scharf angreift, verleugnet. Merkwürdigerweise hat das Kriegsministerium alle diese Angriffe heruntergeschluckt. Schlafen die Herren dort? Dieser Oberst Bauer ist unter einigen anderen Herren der Hauptschuldige an dem Zusammenbruch. Wie kann General Ludendorff bestreiten, daß seine Organe dauernd die Finger in der inneren Politik hatten? Woher kam der enge Konnex Stresemann-Bauer?

Und nun der vaterländische Unterricht! Ludendorff behauptet, Politik hätte dabei nicht getrieben werden dürfen, besonders die U-Boot-Frage, die Friedensresolution vom Juli 1917, Friedensfragen im allgemeinen usw. habe er bei diesem Unterricht nicht geduldet. Besinnt er sich nicht mehr auf einen Leutnant Urbach, der bei der 10. Armee den vaterländischen Unterricht leitete und in einer Schrift in wüstem Maße die Reichstagsmehrheit angriff? Besinnt er sich nicht darauf, daß er diesen Leutnant Urbach gegen das Kriegsministerium und gegen den Reichstag deckte?

Überhaupt haben nach den Ausführungen in seinem Buche die Mehrheitsparteien alles auf dem Gewissen. Alles, was seit Monaten durch die alldeutsche Presse geht, seitdem diese ihre Sprache nach dem 9. November wiedergefunden, finden wir hier noch einmal aufgetischt, so zum Beispiel die Sätze: »Ehrgeizige Abgeordnete nahmen der schwachen Regierung den Rest von Ansehen; die Autorität wurde bewußt untergraben.« Hingee war im bolschewistischen Fahrwasser seines Vorgängers usw.

In den ersten beiden Kriegsjahren war das Verhältnis des Generals Ludendorff tatsächlich zu allen Truppen »harmonisch«. Nachdem aber mit dem Abhalftern hervorragender Generale — wohl aus einer gewissen Nervosität heraus — geradezu Raubbau getrieben wurde, änderte sich das. Mit dem lapidaren Satz: »Änderungen in der Stellenbesetzung der obersten Dienststellen waren unvermeidlich« läßt sich das nicht abtun.

Zum Schluß noch ein Wort über die nähere Umgebung. Es sind schöne Worte, die Ludendorff seinen Mitarbeitern widmet; aber »wie der Herr, so 's Gescherr«. Der ganze Apparat der Obersten Heeresleitung war schließ-

lich zu gewaltig geworden, überorganisiert, und die einzelnen Stellen der Obersten Heeresleitung, wie Generalquartiermeister, Generalintendant, Feldkraftfahrchef usw. pflanzten den Heimatbehörden ins Handwerk. Die jungen Generalsstabsoffiziere trafen mit einer Arroganz auf, daß man unwillkürlich an die Worte des ersten Jägers in »Wallensteins Lager« erinnert wurde:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt!

Dieser ganze Apparat wurde schließlich unser Verderben, und jeder, der die Lubendorffschen »Erinnerungen« ohne Voreingenommenheit, rein objektiv liest, wird schließlich das Buch zuklappen mit dem Geständnis: »Ein großer Soldat, ein schlechter Politiker, Dilettant auf allen Gebieten, die mit Innen- und Außenpolitik zusammenhängen, wurde er zum Verhängnis seines Volkes.«

Die Kammerwahlen und die sozialistische Partei in Frankreich

Von Ferdinand Moos.

Die am 16. November in Frankreich vollzogenen Wahlen haben der Deputiertenkammer ein völlig verändertes Gesicht gegeben: ein Ausgang, der wohl keinen mit der Psychologie des französischen Volkes bekannten Politiker sonderlich überrascht haben dürfte. Die Fahne der Radikalen, die so viele Jahre über der Kammer wehte, hängt nur noch mit dünnen Fäden am Fahnenstock, und mit zersplittertem Schaft wird die Standarte der unifizierten sozialistischen Partei vom Wahlkampfplatz getragen. Von den 820 Sitzen, die die Kammer zählt, werden etwa 400 Stimmen die Phalang bilden, an deren Spitze fortan die Regierung der Republik die Geschicke des Landes führt, zumal die im kommenden Januar stattfindenden Wahlen zum Senat voraussichtlich von demselben Gepräge sein werden wie die Kammerwahlen.

So unbestritten die Niederlage der Sozialisten ist, so tritt doch jene der Radikalen noch deutlicher hervor. Ihre Hauptführer, Auggagneur und Franklin-Bouillon, sind unterlegen. Mit großem Eifer haben die Gegner der Radikalen das ehemalige Steuer- und das politische Programm von Caillaux verwendet, der noch immer im Gefängnis auf sein Schicksal wartet. Rien n'a tant de succès que le succès! (Nichts hat so viel Erfolg wie der Erfolg!) Dieses bekannte französische Sprichwort hat sich auch bei diesem Wahlfeldzug bestätigt. Clémenceau, in Verbindung mit Millerand, hatte die Parole »Konzentration aller Kräfte« ausgegeben und die Vereinigung aller Parteien und Gruppen gegen die Sozialisten und Radikalen als die große Aufgabe bezeichnet, ohne deren zufriedenstellende Lösung heute, nach dem Kriege, die Herstellung gesunder wirtschaftlicher Verhältnisse und die Förderung der Macht nicht zu erreichen sei. Und das französische Volk hängt trotz seiner Neuerungssucht in seinem Kern an alten Überlieferungen. Obgleich »rerum novarum cupiens«, scheut es vor Unternehmungen zurück, die seine Wohlfahrt mit dem Risiko unabsehbarer Abenteuer belasten könnten. Wer demgegenüber auf die Revolution von 1789 verweist, vergißt, daß die innere und auswärtige Politik Frankreichs damals ein ganz anderes

Gepräge zeigte. Im Innern herrschte starker Steuerdruck infolge ungerichteter Verteilung der Lasten und bittere Not; nach außen hin sah sich Frankreich machtlos der englischen Seemacht preisgegeben und den Koalitionen, die dieser Macht zur Verfügung standen. Die alten politischen Mächte im Innern waren zudem völlig erschüttert, die Geister in Gärung, und wie flüssiges Feuer wirkte allenthalben die Philosophie Rousseaus und der Enzyklopädisten. Das heutige Frankreich glaubt dagegen, an der Spitze einer mächtigen Koalition zu stehen, die ihm die Teilnahme an einer Welt-herrschaft sichern soll. Seine Führer sagen ihm, daß es im Kriege siegreich war, daß es auf dem Festland gebietet und daß, um Frankreich auf die höchste Stufe des Wohlstandes und der Macht zu heben, jetzt nichts so notwendig sei als Ruhe und Ordnung im Innern, als ungehemmte stetige Entwicklung.

Diesen Darstellungen gegenüber hielten die Radikalen an dem alten Programm fest, das den inneren Streit, zunächst auf kirchenpolitischem Gebiet und ferner auf dem Gebiet der Steuerpolitik, fortsetzt, während zwar nicht die Mehrheit der Sozialisten, wohl aber die überlaute Minderheit der Extremen die Fahne des Bolschewismus schwenkte und damit einen Teil der Arbeiter, besonders aber das gesamte Groß- und Kleinbürgertum sowie die ländliche Bevölkerung in Angst versetzte und abstieß.

Diese bolschewistische Haltung unterscheidet sich merklich von der Haltung der Sozialisten während des Krieges; denn damals hat die sozialistische Partei die nationalistische Bewegung durchaus mitgemacht. Ein französischer Bericht sagt darüber: »Sie hat sich en masse gegen den eindringenden Feind erhoben!« Dennoch ist im Laufe des Krieges die Zahl der Parteimitglieder erheblich herabgegangen — von 72 000 im Jahre 1913 auf 38 000 im September 1918. Zum Teil erklärt sich dieser Unterschied freilich durch die Einberufung vieler Mitglieder zu den Fahnen. Doch hat die Organisation der Partei selbst dadurch kaum gelitten. Sie ist so gut, wie es unter den jetzigen Umständen möglich erscheint. Die Grundlage der Parteiorganisation ist die Sektion, die fast in jedem Dorf und in jedem städtischen Wahlkreis (Arrondissement) zu finden ist. In jedem Departement treten die Sektionen zu einer Departementsföderation zusammen. Die Gesamtheit dieser Föderationen bildet die Nationale Föderation, mit anderen Worten die sozialistische Partei.

Die Leitung der Partei liegt in den Händen der nationalen »Conseils« oder Kongresse. Jede Sektion ernennt dazu einen Delegierten. Auch in den Departements pflegen im Bedürfnisfall die Delegierten zu einer besonderen Beratung zusammenzutreten. Das ständige Organ der Parteileitung ist das Föderationssekretariat. Abteilungen desselben findet man in allen Departements. So gibt es ein Sekretariat der Seine, ein anderes des Departements du Nord usw. Jedes dieser Sekretariate hat seine besondere Organisation und an der Spitze seinen permanenten Ausschuß. Über allen steht der Permanente Verwaltungsausschuß, gewöhnlich als C. A. P. bezeichnet. Er leitet die gesamte Partei. Dieser Ausschuß wird jährlich gewählt auf einem aus allgemeinen proportionalen Wahlen hervorgegangenen Kongreß.

Über den »Conseils Fédéraux«, welche die Organisationen in den Departements darstellen, steht der »Congrès Fédéral«. Er findet alljährlich statt und wird von den Vertretern der Sektionen gebildet. Das Schwer-

gewicht der Partei liegt jedoch in den nationalen Conseils oder Kongressen, zu denen die Delegierten von den Föderationen ernannt werden. Die Conseils finden vierteljährlich statt, während die Kongresse jährlich abgehalten werden. In besonderen Fällen werden Conseil und Kongress zu einer außerordentlichen Tagung zusammenberufen.

Die C. A. P. (Permanenter Verwaltungsausschuß) hat ihren Sitz in Paris. Die Mitglieder treten jede Woche zu einer Beratung zusammen. Das ausführende Organ dieses Ausschusses ist das bereits erwähnte Nationalsekretariat, durch das die Direktiven an die Parteimitglieder ergehen. Dabei ist jedoch zu beachten, daß die sozialistische Gruppe im Parlament den gleichen Einfluß ausübt und die gleiche Arbeit leistet. Bisher bestand diese alle Mitglieder der Kammerfraktion umfassende Gruppe aus 110 Personen. Im Senat ist die sozialistische Partei nicht vertreten.

Die sozialistische Partei verfügt über eine ausgebildete Pressorganisation. Die wichtigsten ihr dienenden Zeitungen sind: »L'Humanité«, »Le Populaire«, »La France Libre«, »L'Heure«, »Le Journal du Peuple«. An Wochenschriften besitzt sie: »Le Droit des Peuples«, »Le Canard Enchaîné«; an Monatschriften: »L'Avenir«, »La Clairière«. Im Lande sind ferner von größerer Bedeutung: »Le Populaire du Centre« in Limoges, »Le Cri du Peuple« in Brest, »Le Droit du Peuple« in Grenoble. Daneben gibt es eine große Zahl kleinerer Blätter, und außerdem findet man oft sozialistische Auffassungen und Wünsche vorgetragen in »La Lanterne«, »Le Pays« und vor allem in der einflussreichen »Dépêche de Toulouse«, die viele Jahre hindurch als das Organ Delcassés galt.

Als der Krieg ausbrach und es nötig schien, die Kräfte des Landes zusammenzufassen, bot der Präsident der Republik, M. Poincaré, der sozialistischen Partei in Anbetracht der Tatsache, daß sie rund eine Million Stimmen im Lande hinter sich hatte, zwei Sitze in der Regierung an. Die Wahl der Persönlichkeiten stand bei ihm. Um Schwierigkeiten in der Regierung zu entgehen, wählte er zwei Männer, deren Charakter ihm die Sicherheit einer gewissen Passivität zu bieten schien: den befagten Jules Guesde und den Advokaten Marcel Sembat, der nichts von einem Danton oder Marat besitzt und der Poincaré als Mitglied der Pariser Anwaltschaft gewissermaßen als Kollege erschien. In der Partei fand diese Auswahl eine sehr verschiedene Aufnahme, wurde aber schließlich als etwas Notwendiges hingenommen. Späterhin wurde dann noch Albert Thomas zum Munitionsminister ernannt. Er hat im Kriege sicherlich als Förderer der französischen Munitionsfabrikation Bedeutendes geleistet.

Der Eintritt von Sozialisten in die Regierung beseitigte jedoch die Unzufriedenheit mit der politischen Entwicklung im Schoße der Partei nicht; er hielt nur zunächst deren Ausdruck hinfan. Bald trat die Mißstimmung und das Verlangen nach Frieden immer stärker hervor. In der sozialistischen Partei entstanden neue Gegensätze; sie verschärften sich und prallten aufeinander. Da die Erörterungen meist recht temperamentvoll geführt wurden, bildeten sich mehrere Spaltungen innerhalb der Partei heraus. Auf dem Nationalkongress, der vom 6. bis 10. Oktober 1918 stattfand, traten nicht weniger als fünf verschiedene Gruppen auf:

1. Die Vierzig. Diese Gruppe ist benannt nach den 40 Unterzeichnern des Manifests an Branting. Sie erklärten darin, daß der Natio-

nalismus vor dem Sozialismus kommt. Weiter hieß es darin: »Die Klassenkämpfe müssen durch Zusammenarbeit der Klassen ersetzt werden.« Die führenden Männer dieser Gruppe sind Compère-Morel, während des Krieges Erster Kommissar im Landwirtschaftsministerium, Alexandre Varenne, Adrian Véber, Artur Rozier. Erwähnenswert ist, daß diese Gruppe in sehr nahen Beziehungen zu der »British Socialist Party« steht. Ihre Ansichten gelangen besonders in der Zeitung »La France Libre« zum Ausdruck. Eine große Anhängerenschaft besitzt sie jedoch nicht.

2. Die Mehrheitler (Majoritaires). Sie werden so genannt, weil sie bis zum Nationalkongreß von 1918 die Mehrheit in der Partei hatten. Albert Thomas und Pierre Renaudel, ehemals Redakteur der »Humanité«, sind ihre am meisten hervortretenden Führer. Andere bedeutende Mitglieder sind: A. Bracke, Gaston Lévy, Ernest Poisson, Eugène Grenier, letzterer Redakteur des »Droit du Peuple«, und Louis Dubreuilh, der früher Parteisekretär war.

3. Die Zentralisten (Zentristen). Sie traten zuerst im Jahre 1916 auf und wollten die Spaltung in der Partei wieder beseitigen. Der Versuch mißlang jedoch. Die Gruppe ist klein und erhielt für den Kongreß nur 181 Mandate unter rund 3000. Ihre wichtigsten Führer sind: Bedouce, Auriol, Ernest Lafont, Marcel Sembat, Marcel Cachin, H. Sellier, Generalrat der Seine, Léon Blum, Auditeur am Conseil d'Etat.

4. Die Minderheitler. Vor dem Kongreß im Jahre 1918 bildeten sie die Opposition in der Partei. Auf dem Kongreß erlangten sie die Mehrheit und damit die Führung. Ihre Majorität ist indessen klein und gebrechlich. Mit den Kienthalern zusammen erhielten sie 1528 Stimmen, während die alten Mehrheitler 1212 und die Zentristen 181 Stimmen erhielten. Nach diesen Vorgängen gab Dubreuilh das Sekretariat der Partei an L. Frossard ab, und ebenso ging die Leitung in der erwähnten C. A. P. in die Hände der neuen Mehrheit über. Damit hängt auch die Wandlung der »Humanité« zusammen. An Stelle von Renaudel wurde Marcel Cachin, ein Zentrist, ihr Leiter. Die Führerschaft der früheren Minorität, die neuerdings auch als »Neumehrheitler« bezeichnet werden, ist recht zahlreich. Den größten Einfluß haben: Jean Longuet, Paul Mistral, Pressemane, Valière, Paul Faure, Frossard und andere. Die wichtigsten Zeitungen dieser Gruppe sind: »Le Populaire« und »Le Journal du Peuple«.

5. Die sogenannten Kienthaler stehen auf dem Programm von Zimmerwald und Kienthal der Jahre 1915 und 1916. Unter ihnen befinden sich drei Mitglieder der Kammer: P. Brizon, Alexandre Blanc, Ruffin-Dugens. Sie haben durch zwei Jahre die von allen anderen bewilligten Kriegskredite abgelehnt. Auf die Kienthaler entfallen 500 bis 600 Mandate, nahezu der fünfte Teil der Partei. Auf dem Kongreß im Jahre 1918 waren es diese Kienthaler, die den Erfolg der Minderheitler herbeiführten. Unter ihren nichtparlamentarischen Führern sind vornehmlich zu nennen: der Lehrer Loriot und Frau Luise Saumoneau. Die Zeitung »La Vague«, geleitet von P. Brizon, vertritt die Politik dieser Gruppe.

Die Gegensätze zwischen diesen Richtungen traten auf der Internationalen Konferenz in Bern, auf dem außerordentlichen Kongreß zu Ostern 1919 und der Internationalen Konferenz in Amsterdam deutlich hervor, und zwar mit solcher Schärfe, daß viele einer Spaltung in der Partei entgegen-

sahen. Bisher hat aber die antisozialistische Politik der Regierung immer wieder der Trennung entgegengewirkt.

Bis in die letzte Zeit vor den Wahlen wurde vielfach in den Kreisen der französischen Sozialisten die Ansicht geäußert, die Partei werde vielleicht 200 Sitze in der Kammer gewinnen und bald auch in den Senat gelangen; es sei deshalb eine entschiedene sozialistische Regierung in Frankreich, in Gemeinschaft mit der C. G. T. (Compagnie Générale du Travail), zu erwarten. Nichts von alledem hat sich bestätigt. Fast scheint es, daß diese Optimisten die Bestimmung der zurückgekehrten Soldaten und nicht zuletzt der Conseils des Ouvriers (Arbeiterräte) falsch eingeschätzt haben. Diese Conseils sind die Stützen des Syndikalismus, wie er vor etwa zwanzig Jahren von Fernand Pelloutier, A. Hamon und G. Sorel begründet worden ist. Die syndikalistische Lehre hat die französische Arbeiterwelt mehr und mehr durchdrungen und deshalb zweifellos auch großen Einfluß auf die Haltung der Arbeiter bei den Wahlen ausgeübt.

Dazu kommen verschiedene andere Wahlgründe. So ist zum Beispiel ein großer Teil der Lehrerschaft in den Volksschulen sozialistisch gesinnt, und selbst die Professoren an den höheren Schulen stellen ein erhebliches Kontingent der Partei. Vielfach kommt dabei jedoch mehr die Ideologie als die praktische Leistung in Betracht. Es ist nun nicht unwahrscheinlich, daß in diesem Wahlkampf ein nicht kleiner Teil der Lehrerschaft und viele Professoren, die im Grunde nationalistisch denken, nicht für die sozialistischen Listen gestimmt haben.

Unter den Bauern war die Anhängerschaft der Sozialisten niemals sehr groß; obgleich die Parteileitung in den vier Jahren vor dem Krieg eine besondere, lebhaft propagandistische auf dem Lande getrieben hat. Die Bauern neigen eher den Radikalen zu, sofern sie nicht an den alten klerikalen und konservativen Überlieferungen festhalten. Dieses Mal scheinen sie dem Nationalen Block ein besonders starkes Kontingent gestellt zu haben. Die Gründe sind leicht zu erkennen: der französische Bauer will vor allem gedeihliche Arbeit und Wohlstand um sich her sehen; er ist des Krieges müde, will nicht durch Kriegsmaßnahmen behindert sein und Ruhe haben.

Tatsächlich ist der »Nationale Block« aus dem allgemeinen Sehnen nach Ruhe und Ordnung, nach fester Führung hervorgegangen. Clémenceau hat in seiner Straßburger Rede diese Fahne erhoben, und Millerand hat die Parole unterstüßt. Beiden folgte dann der ganze nationale Heerbann. Der Finanzminister Klotz hat in der Somme die Verständigung zwischen dem »nationalen« Kapital und den Arbeitern als Aufgabe der nächsten Zukunft bezeichnet. Hanotaux hat ein glänzendes Programm für die »nationale Arbeit« entwickelt und Frankreich die wirtschaftliche und politische Vorherrschaft in Europa versprochen. Arbeiter, Finanz, Industrie, Handel sollen zu unbeschreiblicher Blüte geführt werden. Ebenso haben Maurice Barrès und Millerand die nationalpolitischen Ziele stark in den Vordergrund gestellt und die kirchenpolitische »Beruhigung«, das heißt die Beseitigung der Ausnahme Gesetze gegen die geistlichen Orden sowie die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zum Vatikan, in Aussicht gestellt. Alle rechtsstehenden Parteien und Gruppen, von den Progressisten bis zu den Royalisten, haben darauf gehört. Allem Anschein nach entspricht die starke Zunahme der Progressisten dem Rückgang der Radikalen — recht kennzeich-

nend für die Lage. Die Progressisten umschließen nämlich die rechtsstehenden Republikaner, Orléanisten und eine Anzahl kleiner Gruppen, die der äußersten Rechten zuneigen. Von großem Einfluß im letzten Stadium der Wahlen war ferner die Haltung und die entschiedene Sprache des bekannten Comité Mascaraud, das über sehr bedeutende Mittel verfügt und vornehmlich die Geschäftskreise, kleine und große, zu seiner Gefolgschaft zählt.

Aller Voraussicht nach gehört die Führerschaft in den nächsten vier Jahren dem Nationalen Block, in dessen Kreis die rechtsstehenden Parteien und Gruppen ein entscheidendes Wort mitzureden haben werden. Eine Opposition in der Kammer gegen die Regierung könnte nach dem heutigen Anschein der Dinge nur durch den Anschluß der Anhänger von Painlevé, Viviani und Briand an die Radikalen und Sozialisten zustande kommen. Zu beachten ist, daß Briand, der in der Loire Inférieure gewählt worden ist, es in dem ganzen Wahlfeldzug ängstlich vermieden hat, die Brücke zu den Sozialisten abzubreaken. Bekanntlich verfolgt er große Ziele, wozu auch die Änderung der Verfassung in der Richtung gehört, daß in Zukunft der Präsident der Republik direkt durch das Volk gewählt wird.

Es ist heute zu früh, die Zukunft auszumalen. Das Frage- und Antwortspiel, ob Clémenceau Präsident der Republik werden will oder ob Millerand diesen Platz erstrebt — ist zur Stunde zwecklos. Dasselbe gilt von dem Horoskop, das man der inneren Politik Frankreichs stellen möchte. Sicherlich, der »Nationale Block« hat gesiegt — aber ob er die Politik konsequent betreiben wird, die man ihm fast allgemein zuschreibt, das bleibt eine offene Frage. Von der französischen Politik gilt noch immer der alte Spruch: »C'est toujours l'imprévu qui arrive!« (Stets trifft das Unerwartete ein!)

Der Weltarbeiterschutz im Friedensvertrag

Von Max Dwork, M. d. R.

I

Nun sind auch die Vertreter der deutschen Regierung zur Arbeiterschutzkonferenz nach Washington gefahren.¹ Nach den Festsetzungen des Friedensvertrags findet dort die erste Tagung der Arbeitskonferenz statt, die im Anschluß an den Völkerbund 1. die Durchführung des Grundsatzes des Achtstundentags und der Achtundvierzigstundenwoche, 2. Mittel zur Verhütung der Arbeitslosigkeit und zur Beseitigung ihrer Folgen, 3. und 4. die Frauen- und Kinderarbeit und ihren Schutz sowie endlich 5. die Ausdehnung und Durchführung der 1906 in Bern geschlossenen internationalen Abkommen über das Verbot der Nachtarbeit gewerblicher Arbeiterinnen und das Verbot der Verwendung von weißem Phosphor zur Anfertigung von Zündhölzern beraten soll. (Vergl. Anlage zum Teil 13, Arbeit, Abschnitt 1 des Friedensvertrags von Versailles.)

Dieses Programm strebt nach Fortschritten. Doch die deutschen Vorschläge für ein internationales Arbeiterrecht, die gleichzeitig mit dem deutschen Ent-

¹ Das war geschrieben vor der Drucklegung. Inzwischen wurden die Delegierten wieder zurückgerufen, weil sie zu spät gekommen wären, nachdem ihnen die Entente keine Überfahrt besorgen konnte!

wurf für die Bildung eines Völkerbundes in Versailles überreicht wurden, gingen bekanntlich weit über dieses Programm hinaus, indem sie die Sicherung des Koalitionsrechts, des Tarifrechts, der Arbeitsvermittlung, Sozialversicherung und des Heimarbeitereschuzes mit vollem Recht verlangten. Und sind die Völkerbundsbestimmungen der Entente für internationalen Arbeiterschuz nur einigermaßen ernst gemeint, so müssen sie jenen von Deutschland gesteckten Zielen zustreben und sie in bezug auf die gemeinwirtschaftliche Organisation der Unternehmer und der Arbeiter sogar noch zu überholen suchen. Hier wirkt der Bolschewismus wirklich als ein sehr ernster Mahner!

Auf der anderen Seite kann aber nicht der mindeste Zweifel darüber sein, daß gerade das Land, in dem die Arbeitskonferenz stattfindet, die Vereinigten Staaten von Amerika, mit diesen Friedensvertragsbestimmungen vor eine vollständige soziale Umwälzung gestellt wird — immer vorausgesetzt, daß nicht etwa von der Entente wieder nur ein frevels Spiel der Täuschung beabsichtigt ist; denn selbst das höchst zahme Programm des internationalen Arbeiterschuzes, wie es von der Entente im Friedensvertrag festgelegt ist, bedeutet den völligen Umsturz der sozialen Gesetzgebung für die nordamerikanische Union, also für das Land, das den Weltkrieg entschieden hat, das insolgedessen nach dem Krieg die Wirtschaftslage der Welt beherrscht und das diese Stellung errungen hat durch die weitestgehende Herrschaft des Unternehmertums über die Arbeiterschaft, die ein modernes Industrieland kennt. Und nun wird gerade diesem siegreichen Land durch den Friedensvertrag eine sozialpolitische Schwenkung vorgeschrieben, die die Grundlage seiner bisherigen sozialen Ordnung vielfach auf den Kopf stellt. Der Welt Sieger muß sich beugen vor dem noch viel sieghafteren Arbeiterschuzgedanken des Sozialismus! Diesen Triumph haben wir internationalen Sozialisten noch lange nicht voll ausgekostet.

Nun sind ja die bereits in Washington begonnenen Verhandlungen der Arbeitskonferenz, solange die deutschen Vertreter fehlen, nur Verhandlungen eines Rumpiparlamnts. Die Konferenz selber war verständig genug, dies einzusehen und die Deutschen als gleichberechtigte Teilnehmer nachzuladen. Man schien sogar eine Zeitlang mit den Verhandlungen auf ihre Ankunft zu warten.

Die Berichte über die bisherigen Beratungen aber waren zu unvollständig und unzuverlässig, als daß man sich ein Urteil darüber hätte bilden können, ob jene ungeheure Wandlung der Dinge, die Amerika zugemutet wird, den interessierten Kreisen schon zum Bewußtsein gekommen ist. Das Scheitern der von Wilson kurz vorher einberufenen Konferenz zwischen Unternehmer- und Arbeitervertretungen unter dem Vorsitz der Regierung, die der Anerkennung der Gleichberechtigung beider Teile und der grundsätzlichen Einführung des Tarif- und Schlichtungswesens galt, läßt darauf schließen, daß die amerikanischen Unternehmer noch lange nicht gewillt sind, vor den sozialen Verpflichtungen des Versailler Friedensvertrags die Waffen zu strecken. Wir werden also trotz der Beschränktheit der sozialpolitischen Ziele, die der Friedensvertrag setzt, auch hier auf mancherlei Überraschungen gefaßt sein müssen und gut tun, uns auf sie vorzubereiten.

Machen wir uns doch einmal klar, auf welcher tiefsten Stufe der Rückständigkeit das ganze nordamerikanische Arbeiterrecht noch steht. Aus der außerordentlich sachkundigen und gewissenhaften Schrift, die der Leiter des

Internationalen Arbeitsamts in Basel, Professor Stephan Bauer, vor kurzem über »Arbeiterschutz und Völkergemeinschaft« (Zürich 1918, Verlag von Orell Füssli, 157 Seiten) hat erscheinen lassen, läßt sich jener Tiefstand wie auf einem sozialpolitischen Barometer ablesen. Das beginnt mit der Unfallversicherung. Das in Europa glücklicherweise ausgestorbene System, daß unfallbetroffene Arbeiter und ihre Hinterbliebenen wegen der Ersatzpflicht des Unternehmers mit diesem prozessieren müssen, herrscht noch in 17 von 38 Einzelstaaten der Union. Danach verliert der Verletzte seine Rechtsansprüche durch das geringste Mitverschulden, namentlich durch das Weiterarbeiten in gefährlichen Betrieben. Vertragsmäßig oder stillschweigend kann und muß vielfach der Arbeiter die besonderen Berufsgefahren auf sich nehmen. Eine verständnislose Rechtsprechung macht ihm die Geltendmachung seiner Ansprüche noch besonders schwer. Drei Einzelstaaten der Union sprechen dem Verletzten und seinen fremdländischen Hinterbliebenen jede Unfallrente ab, sobald sie die Vereinigten Staaten verlassen; 14 Staaten, darunter New York und Pennsylvanien, also die entwickeltesten, verkürzen dem Auswandernden wenigstens seinen Rentenanspruch. An den zahlreichen internationalen Unfallversicherungsverträgen, die seit 1904 zwischen den modernen Industriestaaten abgeschlossen worden sind, hat sich Nordamerika noch in keiner Weise beteiligt. Auch nur eine ausgebauten Haftpflicht- oder gar die öffentliche Unfallversicherung kennt die Union so wenig wie eine Kranken-, Alters- oder Invalidenversicherung. Zehn Einzelstaaten haben versucht, wenigstens die Berufskrankheiten der Haftpflicht des Unternehmers zu unterwerfen. Dies ist nur in Massachusetts gelungen, in den anderen Staaten haben die Gerichtshöfe diese Auslegung abgelehnt. Alles, was in dieser Beziehung geleistet wurde, besteht bis jetzt darin, daß Massachusetts, Wisconsin und Kanada Staatsbeiträge oder Vergünstigungen bei freiwilliger Altersversicherung gewähren.

Beim Arbeiterschutz im engeren Sinne schließt die Mehrzahl der nordamerikanischen Staaten die Kinder unter vierzehn Jahren für Betriebe jeden Umfangs von der Beschäftigung aus, aber es gibt immer noch 5 Einzelstaaten, darunter 3 Südstaaten mit großer Textilindustrie, die dieses Verbot nicht kennen. Die Friedensforderungen des Internationalen Gewerkschaftsbundes verlangen Verbot jeder Erwerbstätigkeit für Kinder unter 15 Jahren. Hier taucht auch zuerst die in Deutschland bekanntlich längst gelöste Frage auf, die in Amerika jeden einheitlichen Arbeiterschutz lahmlegt: daß die Union keinerlei Bundesgesetzgebung kennt, die alle Einzelstaaten gleichmäßig bindet, sondern alles der Buntheit der einzelstaatlichen Gesetzgebung überläßt. Im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« (1. Band, 1. Auflage) schrieb Clinton R. Woodruff aus Philadelphia deshalb im Jahre 1890 mit einem scharfen kritischen Unterton: »Ob der Kongreß überhaupt befugt ist, ein allgemeines Fabrikgesetz oder ein Gesetz über die Haftpflicht der Arbeitgeber zu erlassen, ist nie Gegenstand der Erörterung gewesen; vielmehr sind alle diesbezüglichen Fragen der Regelung und Kontrolle der Einzelstaaten überlassen.«

Zum ersten Male wurde dieser Bann zu lösen versucht im 64. Bundeskongreß vom Jahre 1916. Echt amerikanisch hat man, um den Widerstand der baumwollindustriellen Einzelstaaten zu brechen, ohne die einzelstaatliche Zuständigkeit auf dem Gebiet der Fabrikgesetzgebung anzutasten, durch

Bundesgesetz vom 1. September 1916 bestimmt, daß alle durch Kinderarbeit erzeugten Waren, bei deren Herstellung im Bergbau Kinder unter 16 Jahren und im Fabrikbetrieb Kinder unter 14 Jahren oder Kinder von 14 bis 16 Jahren länger als 8 Stunden im Tag oder 6 Tage in der Woche gearbeitet haben, vom zwischenstaatlichen Verkehr ausgeschlossen bleiben. Die Regelung dieses Verkehrs untersteht nämlich der Bundesgewalt. Auf diesem umständlichen Umweg ist also während des Krieges der erste Versuch eines bundesstaatlichen Arbeiterschutzes gemacht worden. Die Weltkrise hatte bereits das Bedürfnis nach sozialer Bundesgesetzgebung gesteigert. Ob dieses Gesetz aber durchgeführt wird oder sich auch nur durchführen läßt, will uns sehr zweifelhaft erscheinen. Für die Jugendlichen von 14 bis 21 Jahren haben die große Mehrzahl der nordamerikanischen Einzelstaaten die tägliche Arbeitszeit geregelt, und zwar sehr entgegenkommend für die Unternehmer (9 und 10 Stunden in der Mehrzahl der Staaten), und die Nachtarbeit verboten nur bis zum 16. Jahre; von da ab kann die freie Ausnutzung eintreten. Der Internationale Gewerkschaftsbund verlangt den Achtfundentag für Jugendliche bis zum 18. Lebensjahr. Auch das Verbot der Frauennachtarbeit ist in den Vereinigten Staaten weit hinter dem in Europa erreichten Maße zurückgeblieben.

Außer durch die Buntschekigkeit der einzelstaatlichen Gesetzgebung wird bekanntlich der Arbeiterschutz in der Union noch dadurch gehemmt und zum Teil aufgehoben, daß die obersten Gerichte im Namen der manchesterlichen »Vertragsfreiheit« jede Schutzbestimmung, die den Unternehmern zu weh geht, wenn sie die Gesetzgebung eines Einzelstaats wirklich passiert hat, nachträglich noch als verfassungswidrig erklären und dadurch unwirksam machen. Selbst das ganz ungenügende Verbot der Frauennachtarbeit, das von 24 Stunden nur 8 Stunden für das Ausruhen bestimmte, durfte bis in die neueste Zeit herein nicht ausgedehnt werden, weil es die »Vertragsfreiheit« und die Gerichte so wollten. Erst 1908 hat der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten endlich einmal zugunsten eines weitergehenden Nachtarbeitsverbots im Staate Oregon, aber auch nur für diesen, entschieden. Und noch in dem Jahre 1915 bedurfte es einer Entscheidung des Obersten Gerichtshofs von New York, um wiederum nur für diesen Einzelstaat auch nur die achtfündige Nachtruhe für Frauen zu retten. Danach kann man beurteilen, wie es in den übrigen Einzelstaaten ausfallen mag, zumal in denjenigen, die von einem amerikanischen Mammutfunternehmen beherrscht werden. Unter diesen Umständen steht sicher die zehnstündige Tagesarbeitszeit für Frauen, die in den meisten Einzelstaaten festgesetzt ist, nur auf dem Papier. Die Achtfundenschicht der Männer im Bergbau ist von 14 Einzelstaaten, also von der Minderheit, gesetzlich geregelt. Vom 5. Mai 1916 ab soll die Achtfundenschicht in allen amerikanischen Steinkohlengruben durch Tarifvertrag eingeführt sein. Aber dabei erinnern wir uns, wie noch kurz vor dem Weltkrieg ein amerikanischer Sozialpolitiker einem deutschen Kollegen erklärte, woher die anscheinend weitgehende amerikanische Berggesetzgebung rühre. Die amerikanische Antwort lautete: »Die Volkvertretung eines Staates zu kaufen, ist zu teuer. Zwei Bergwerksinspektoren auf die kapitalistische Seite zu bringen, ist billiger.« Selbst das Wenige von Arbeiterschutz, das vorhanden ist, steht auf dem Papier, da die ernste Ausführungsabsicht und -möglichkeit samt wirk-

samer Kontrolle fehlt. Schon Tait in seiner bekannten »Amerikanischen Arbeiterschutzgesetzgebung« (Tübingen 1889) schildert die großen Mängel der einzelstaatlichen Gewerbeaufsicht Amerikas.

Es kommt hinzu, wie fragwürdig noch die Koalitionsfreiheit und die Möglichkeit des Tarifabschlusses für die Arbeiter der »großen Demokratie des Westens« ist. Woodruff schreibt über die berüchtigten Verschwörungsgesetze der Unionstaaten, welche jede organisierte Lohnbewegung von der Willkür der Gerichte und der Polizei abhängig machen, knapp und drastisch: »In mehreren Staaten ist es straffällig, wenn zwei oder mehr Personen sich vereinigen, um eine andere Person mit friedlichen Mitteln zum Eintritt in irgendeine Verbindung für oder gegen das Verlassen irgendwelcher Beschäftigung durch Überredung, Art oder Ermütigung anzustiften.« Und ein so milder Beurteiler wie Herkner faßt in seiner »Arbeiterfrage« (Berlin 1916, 6. Auflage, 1. Band, S. 257) sein Urteil über die trostlose Lage des nordamerikanischen Koalitionsrechts der Arbeiter wie folgt zusammen:

Die amerikanischen Berufsvereine haben nicht allein noch heute mit all den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche das englische Common Law mit seinen Bestimmungen über Verschwörungen einst auch den englischen Vereinen entgegenstellte, sondern ihre Lage ist teils durch die einzelstaatliche Antitrustgesetzgebung, die vielfach auch gegen Gewerkschaften angewendet wird, teils durch die den Gerichtshöfen zustehenden Einheitsbefehle (Injunktion) noch wesentlich ungünstiger gestaltet worden. Als erlaubt gilt wohl die Arbeitseinstellung mit friedlichen Streikposten zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen, dagegen sind Sympathiestreiks verboten, ferner Streiks, die in der Weigerung, mit unorganisierten Arbeitern zusammenzuarbeiten, ihren Grund haben. Diese Kämpfe um das Prinzip des closed oder open shop haben eine so große Bedeutung, daß in demselben Unternehmen mehr und mehr entweder nur Organisierte oder nur Nichtorganisierte beschäftigt werden. Die empfindlichste Beeinträchtigung liegt aber darin, daß Personen, die in keinem Arbeitsverhältnis zum bestreikten Unternehmer gestanden haben, an dem Streik nicht teilnehmen dürfen. Eine ungesellige Teilnahme liegt schon vor, wenn die Beamten der Gewerkschaften den streikenden Mitgliedern ihres Verbandes Streikunterstützungen auszahlen.

Um sich ein Bild von der Verworrenheit und Unaufrichtigkeit der amerikanischen Tarif- und Schiedsgerichtsgesetzgebung zu machen, braucht man nur die außerordentlich unterrichtende Sammlung von amerikanischen Gesetzen durchzublättern, die vom Deutschen Statistischen Reichsamte (S. 299 ff. im 18. Sonderheft zum »Reichsarbeitsblatt«) unter »Ausländische Gesetzgebung über Berufsvereine, Einigungs-, Schieds- und Tarifwesen« zusammengestellt sind.

Was bei solchen »geseglichen« Zuständen tatsächlich herauskommt, das hat ein gut unterrichteter Mitarbeiter der »Frankfurter Zeitung« aus New York vom 25. September dieses Jahres in Nr. 837 jenes Blattes so anschaulich geschildert, daß es schade wäre, wenn wir diese frische Photographie der sozialen Lage in Nordamerika nicht der vergänglichen Tagesliteratur entrißen. Unter der Überschrift »Das Streikfieber in den Vereinigten Staaten« läßt sich das bürgerlich-demokratische Blatt schreiben:

An der Spitze der großen Industrien des Landes stehen noch immer Männer, welche in urmanchesterlicher Gedankenrichtung ihre Anlagen genau so führen wollen, wie es ihnen beliebt, die also der gleichen Ansicht sind wie der Vorstehende

des Stahltruff-Aufsichtsrats, Errichter Gary, daß nämlich ein Riesenbetrieb, der 250 000 Arbeiter beschäftigt, genau nach dem Belieben oder vielmehr der Willkür der Leiter geführt werden kann und daß die Öffentlichkeit oder der Staat nur das Recht und die Pflicht habe, das Eigentum der Gesellschaft zu schützen, ungeheure Aufwendungen für Polizei und Miliz zu machen, wenn Arbeiterschwierigkeiten entstehen, und die Hunkies, welche in den Werken verstückelt werden oder ihre Gesundheit verlieren, auf Kosten der Öffentlichkeit zu unterhalten.

Herr Gary hat durch seine Haltung im gegenwärtigen Streik bewiesen, daß dies sein Standpunkt ist. Man muß sagen, er bleibt konsequent. Gleich von der Gründung des großen Truffs an hat er offen oder im geheimen die Arbeiterverbände bekämpft. Als vor fünfzehn Jahren zwanzig oder dreißig Werke unter dem Namen »United States Steel Corporation« zusammengelegt wurden, war die »Amalgamated Association of Iron and Steel Workers« eine Macht. Sie verhandelte mit den Werken über Löhne und Arbeitsverhältnisse im allgemeinen, und ihr Wort galt, wenigstens im ganzen Pittsbürger Bezirk. Als nun der Truff die meisten Anlagen übernommen hatte, wurden bei der Verteilung der Aufträge vor allem die nicht unionisierten Etablissements berücksichtigt. Soweit dies geschehen konnte, wurden die Werke, in denen die erwähnte Arbeitervereinigung stark war, stillgelegt. Die Folge war natürlich, daß sich die Unionleute zerstreuten und zum großen Teil sich anderen Berufen zuwenden mußten, weswegen die »Amalgamated Association« mit der Zeit zu einem Schaffen ihres früheren Selbst geworden ist. Wahr ist es, daß Herr Gary den Arbeitern die Erwerbung von Aktien des Truffs leicht gemacht hat; auch hat er viele Wohlfahrts-einrichtungen geschaffen, wie die »Stahlstadt« Gary beweist, wo es Turnhallen, Bäder, Bibliotheken, Musikinstitute und noch viele andere Dinge gibt, die das Leben angenehmer und schöner machen. Aber nirgends, wo der Stahltruff herrscht, hat der Arbeiter das Koalitionsrecht. In allen Vereinigungen, die etwa zur Förderung des Turnens oder des Gesangs usw. gegründet werden, hat der Truff seine geheimen oder öffentlichen Vertreter. Bei jedem Picknick, bei jedem Tanz und überhaupt bei jeder Veranstaltung, wo Arbeiter zusammenkommen, erscheint als »Gast« ein »Superintendent« oder ein anderer höherer Truffbeamter und ist bei allen Spielen und Sports zugegen — warum, kann man sich leicht denken.

Herr Gary ist, wie andere Autokraten vor ihm, der Ansicht, daß »die Religion dem Volk erhalten bleiben muß«, weswegen er auch den früheren Baseballspieler und Kabauprediger Billy Sunday in sein Herz geschlossen hat. Der Stahltruffpräsident hat jede Konferenz mit Vertretern der Arbeiterorganisationen verweigert und es lieber auf einen Streik ankommen lassen, als daß er nachgegeben hätte. Er scheint sich auch sehr sicher zu fühlen und sogar den baldigen Zusammenbruch des Streiks zu erwarten, denn er hat die Senatoren wissen lassen, es werde ihm unmöglich sein, vor einer Woche vor dem Untersuchungsausschuß des Senats zu erscheinen. Vielleicht erwartet er, wie die hiesige »Evening Post« ausführt, daß in dieser Zeit der Streik schon erledigt ist, also die Untersuchung gegenstandslos wird. Ein Umstand, der den Stahltruffpräsidenten zu der Ansicht bringen mag, er werde den Streik schnell gewinnen, ist darin zu suchen, daß er die hier geborenen Arbeiter gegen die eingewanderten ausspielen kann. Das amerikanische Element hat die verhältnismäßig gut bezahlten und nicht so aufreibenden Plätze inne, während die »Hunkies«, wie die Polen, Ungarn, Slowaken und andere »Hände« aus Osteuropa genannt werden, die schwere Arbeit tun müssen. Der amerikanische Arbeiter ist leicht geneigt, auf diese herabzusehen, denn er ist »geboren unter der freien Flagge«, wie er gern betont, und fühlt sich den anderen gegenüber als Aristokrat. Die Organe des Großkapitals suchen diese Spaltung zu erweitern.

Solch eine wirklichkeitsgetreue Darstellung enthebt mich der Notwendigkeit, noch weiter auf Einzelheiten des nationalen Arbeiterschutzes in Nordamerika (Achtstundentag in den Staatsbetrieben) einzugehen. Das Ergebnis ist eben eine kaum gemilderte Unternehmerherrschaft dort, wo sie sich wirklich durchsetzen will, und auf der anderen Seite vollkommene proletarische Schutzlosigkeit. Genosse Legien hat durchaus recht gehabt, als er am 10. September 1918 auf der Berliner Konferenz der Vorstandsvertreter deutscher Gewerkschaften gegen Compers zusammenfassend feststellte: »Die Kapitalmacht herrscht dort unbeschränkter als in irgendeinem Staate Europas.«

(Schluß folgt)

Betriebsräteschulen

Von Richard Wolft

In den nächsten Wochen wird voraussichtlich das Betriebsrätegesetz verabschiedet. Dann werden die Wahlen erfolgen, und es wird darauf ankommen, überall als Vertreter der Arbeiter und Angestellten Männer zu finden, die imstande sind, die Funktionen auszufüllen, die das Betriebsrätesystem von ihnen verlangt. Die Verwirklichung des Rätegedankens ist aber eine Frage der Menschenqualität; wir haben deshalb mit möglichster Beschleunigung dafür zu sorgen, daß die Kandidaten für die Betriebsrätewahlen mit den nötigen Kenntnissen ausgerüstet sind.

Wir können unser Wirtschaftsleben nur dann aufbauen, und wir kommen nur dann über die nächsten schlimmen Zeiten hinweg, wenn den Arbeitern und Angestellten ein genügendes Mitbestimmungsrecht in den Wirtschaftsbetrieben zugebilligt wird. Die Arbeiter und Angestellten müssen erst hineinwachsen in die neuen Aufgaben. Bisher hat die deutsche Gesetzgebung für die schaffenden Kräfte keine solchen Rechte gekannt, wie ihnen das neue Gesetz verleiht. Der deutsche Gesetzgeber hatte es noch nicht fertiggebracht, den Arbeiter in unsere Wirtschaft als Mitbestimmer einzuordnen. Dieser Zustand rächt sich jetzt, indem der Arbeiter seine neuen, ihm durch das Betriebsrätesystem zugewiesenen Funktionen erst handhaben lernen muß.

Wir müssen deshalb Betriebsräteschulen gründen. Die erste Frage ist: Was wird von den Betriebsräten verlangt, und wie ist es möglich, den Arbeiter für seine Funktionen entsprechend auszubilden? Zunächst muß das Betriebsratsmitglied wissen, welche Rechte und Pflichten nach dem Wortlaut des Gesetzes mit seiner Stellung verbunden sind. Er muß das Gesetz kennen. Diese Information wird keine Schwierigkeit bereiten. Ein gut geschriebener Kommentar zum Betriebsrätegesetz, wie ihn Paul Umbreit herauszugeben gedenkt, wird über die ersten Schwierigkeiten hinweghelfen. Viel bedeutungsvoller sind die betriebswirtschaftlichen Anforderungen, die an den Betriebsrat gestellt werden, besteht doch der Grundgedanke der ganzen Betriebsräteverfassung in der Mitbeteiligung der Arbeiter an den Betriebsfragen. Die Betriebskalkulationen, die Bilanzen müssen geprüft werden können, und auch auf die Fragen des Produktionsprozesses selbst, der Arbeitsmethoden, des Arbeiterlohns, der Arbeitsleistung soll der Betriebsrat Einfluß erhalten. Es werden also betriebswirtschaftliche Angelegenheiten sein, die zur Erörterung kommen, und je größer die Sachkenntnis ist, die gleich die erste Garnitur der gewählten Betriebsratsmitglieder mitbringt, desto reibungsloser und leichter wird das Räteystem sich durchsetzen. Schwächende Ignoranten bilden die größte Gefahr für das Räteystem. Die wichtigste Aufgabe besteht also darin, die Betriebsratsmitglieder betriebswirtschaftlich zu schulen.

Nun wird man dafür zweifellos wohl Schulen und Bildungsanstalten von Reichs wegen aus öffentlichen Mitteln einrichten. Es handelt sich ja um öffentlich-rechtliche Funktionen, für deren Pflege der Staat zu sorgen hat. Aber wir können

nicht bis dahin warten. Wir müssen sofort Bildungsgelegenheiten schaffen. Deshalb müssen wir zur Selbsthilfe greifen. In Rheinland und Westfalen hat die gewerkschaftliche Leitung, das heißt die Agitationskommission der Bezirksleiter, bereits die ersten Schritte nach dieser Richtung unternommen. Wir geben die Grundgedanken dieser Unterrichtsarbeit nach einem kurzen Aufruf wieder, der im »Vorwärts« erschienen ist. Entsprechend den Duisburger Vorschlägen soll nämlich für Berlin ebenfalls zum Winter eine Belehrungsstätte für Betriebsratsmitglieder geschaffen werden. Der Aufruf hat folgenden Wortlaut:

»Mit Inkrafttreten des Betriebsrätegesetzes entsteht die Notwendigkeit, die zukünftigen Betriebsräte rechtzeitig entsprechend vorzubilden. Davon wird die praktische erfolgreiche Verwirklichung des Rätegedankens abhängig sein, in welchem Umfang wir die geeigneten Menschen dafür zur Verfügung haben.

Der Berliner Volljugsrat hat nun die Absicht, für die Berliner Funktionäre eine Betriebsräteschule einzurichten, deren Unterrichtsveranstaltungen zunächst von Anfang Januar bis Ende März stattfinden sollen. Es wird geplant, den Unterrichtsstoff so zu ordnen, daß zunächst die allgemeinen Fragen zum Betriebsrätegesetz durchgearbeitet werden. Dazu gehören:

1. Das Betriebsrätegesetz (Kommentar zu den Bestimmungen).
2. Kalkulationsprobleme.
3. Bilanzwesen.
4. Berufsberatung.
5. Aufbauwirtschaft.

Diesem allgemeinen Unterricht, an dem eine Zuhörerschaft sich beteiligen kann, die allen Berufen angehört, muß sich eine »spezielle Berufslehre« anschließen. Je nach den verschiedenen Berufen und Wirtschaftszweigen kommt es darauf an, für Kaufleute, Techniker, Metallarbeiter, Bauarbeiter, Transportarbeiter usw. aus dem entsprechenden Berufsleben das besondere Material zu behandeln.«

Vom Berliner Volljugsrat bin ich beauftragt worden, auch für Berlin nach Duisburger Muster solche Belehrungsstätten einzurichten. Ich bitte daher, mir zu gestatten, mich kurz mit den Vorschlägen auseinanderzusetzen, die von anderer Seite bezüglich solcher Schulen gemacht worden sind. Die ganze Materie steckt ja zurzeit noch in ihren Anfängen. Es wird viel nebeneinander und auch gegeneinander organisiert. Zudem ist das ganze Gebiet noch sehr Neuland. Besonders in Technikerkreisen, die sich freiwillig zur Mitarbeit melden, und in Kreisen von Fachlehrern, die herangezogen werden möchten, ist das Bestreben erkennbar, den zukünftigen Betriebsratsmitgliedern eine technisch-wirtschaftliche Halbbildung beizubringen. Nicht nur will man anfangen mit dem Unterricht im Aufsatzschreiben, in kaufmännischer Buchführung, in volkswirtschaftlicher Aufklärung und staatsbürgerlicher Erziehung, es sollen auch, und zwar vor allen Dingen, die Schüler mehr oder weniger mit dem Wissensstoff versehen werden, den man in gewerblichen Fachschulen bietet.

Ich nehme grundsätzlich einen anderen Standpunkt ein, wenigstens vorerst. Es kommt heute darauf an, unsere Arbeiter zunächst mit dem Notwendigsten zu versehen, mit dem, was sie zuallererst gebrauchen. Wir müssen uns sogleich den Bedürfnissen der Praxis anpassen. Nicht die Menge und der Umfang des Wissens, sondern die unmittelbare Brauchbarkeit für die Praxis scheint mir entscheidend zu sein.

Dazu kommt noch ein anderer wichtiger Gesichtspunkt. Wir können uns die Tätigkeit des Betriebsrats nicht als die eines Vollzugsorgans vorstellen, als eine Körperschaft, die den Betriebsleitern in alle Einzelheiten hineinredet. Viel wichtiger, da allein sachlich möglich und durchführbar, erscheint uns die Funktion des Betriebsrats als Kontrollinstanz. Als Vollzugsorgan würde der Betriebsrat Verantwortlichkeiten übernehmen, deren Voraussetzung nicht nur eine genügende Sach-

kennntnis wäre, sondern auch eine fortlaufende Teilnahme an der Leitung. Da diese Voraussetzung sachlich nicht vorhanden ist, hat der Betriebsrat sich auf die Betriebskontrolle zu beschränken. Aber hier hat er in vollem Umfang einzusetzen. Das gesamte Gebiet betriebswirtschaftlicher Arbeit muß seinem Einblick zugänglich sein. Wird der Betriebsrat zum Betriebsdiktator, dann ladet er eine Verantwortung für das Gedeihen des Unternehmens und für das Schicksal der Volkswirtschaft auf sich, die er nicht tragen kann. Die Funktionen der Betriebsratsmitglieder werden schon an sich den eigenen Arbeitern gegenüber derartig undankbar sein, daß wir keine Veranlassung sehen, seine Stellung noch durch Forderungen und Illusionen zu erschweren, die, in der Praxis undurchführbar, den Arbeitern Enttäuschung bringen und die Entwicklung des Rätegedankens hindern müssen.

Staatsphilosophische und völkerrechtliche Literatur alter und neuer Zeit

Angezeigt von Karl Vorländer (Münster i. W.)

- Hugo Grotius, *Von der Freiheit des Meeres*. Übersetzt und mit einer Einleitung, erklärenden Anmerkungen und Register versehen von Dr. Richard Boschan. Band 97 der Philosophischen Bibliothek. Leipzig 1919, Verlag von Felix Meiner. 93 Seiten. Preis broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark.
- Richard Boschan, *Der Streit um die Freiheit der Meere im Zeitalter des Hugo Grotius*. Leipzig 1919, Felix Meiner. 59 Seiten. Preis Mk. 2.70.
- Sume, *Von der Freiheit der Presse. Von der Unabhängigkeit des Parlaments. Von Parteien überhaupt*. Taschenausgabe der Philosophischen Bibliothek, Heft 27. Leipzig 1919, Felix Meiner. 22 Seiten. Preis Mk. 1.20.
- Der selbe, *Von den ersten Grundsätzen der Regierung. Absolutismus und Freiheit. Die Politik eine Wissenschaft*. Ebendort, Heft 28. 51 Seiten.
- Wilhelm v. Humboldt, *Denkschrift über die deutsche Verfassung (1813)*. Ebendort, Heft 22. 26 Seiten.
- Eduard Spranger, *Völkerbund und Rechtsgedanke*. Rede in einer Akademikerversammlung vom 22. März 1919. Leipzig 1919, Felix Meiner. 26 Seiten. Preis broschiert Mk. 1.35.
- Hans Wehberg, *Neue Weltprobleme*. Gesammelte Aufsätze über Weltwirtschaft und Völkerorganisation. München und Leipzig 1919, Duncker & Humblot. XII und 255 Seiten. Preis gebestet 8 Mark.
- August Sommerich, *Deutschtum und Schiedsgerichtsbarkeit*. Ein geschichtlicher Beitrag zu einer großen Gegenwarts- und Zukunftsfrage. Mit einem Vorwort von Philipp Jörn. Heft 3 der Sammlung »Das Völkerrecht«. Freiburg i. Br. 1918, Herdersche Verlagsbuchhandlung. XIV und 89 Seiten. Preis Mk. 2.50.
- Heinrich Pesch, S. J., *Ethik und Volkswirtschaft*. Ebendort Heft 4 und 5. VI und 164 Seiten.

Die von politischen Fragen bis zum Rande gefüllte Gegenwart wirft immer neue staatsrechtliche und völkerrechtliche Schriften älteren und neueren Datums auf den Büchermarkt, von denen wir die wichtigeren von Zeit zu Zeit an dieser Stelle besprechen wollen.

Mancher politisch interessierte Leser wird gewiß gerne die Jugendschrift des Völkerrechtsbegründers Hugo Grotius *Von der Freiheit des Meeres* (*Mare liberum*, 1609) in deutscher Übersetzung besitzen, die nach dem Vorwort des Herausgebers (S. 6) übrigens nur das 12. Kapitel eines noch unveröffentlichten größeren Werkes des Einundzwanzigjährigen »über das See-

beuterecht« (1604) wiedergibt. Störend für den modernen Leser ist die Zitateucht Hugo de Groot's. Neben antiken Dichtern und Philosophen werden namentlich zahlreiche spanische und italienische Juristen benützt und zitiert, wie denn überhaupt sein Verdienst mehr in der systematischen Verknüpfung bereits vorliegender als in dem Auffinden neuer Gedanken besteht. Ferner ist Grotius' Schrift eine politische Tendenzschrift, wie schon aus ihrem Untertitel »Eine Abhandlung über das Recht, das den Niederlanden am ostindischen Handel zustekt« sich ergibt. Sie tritt für das Recht der freien Niederlande gegen die Ansprüche Englands ein: ganz ebenso wie diese beiden vereint gegen ihre Rivalen Spanien und Portugal, und die beiden letzteren wieder im Mittelmeer gegen die Vorherrschaft Venedigs und Genuas aufgetreten waren. In diese gesamten politischen Zusammenhänge führt in höchst fesselnder Weise die Schrift Boschan's ein. Man sieht daraus, wie nicht erst zu Wilson's Zeiten, sondern von jeher hinter völkerrechtlichen und pazifistischen Allgemeinheiten politisches Nachstreben sich versteckt hat. Interessant ist auch die Gegenschrift des Engländers Johann Selden »Mare clausum« (Das geschlossene Meer) von 1636, über die Boschan S. 41 bis 47 berichtet. In seinem Hauptwerk »Über das Recht des Krieges und Friedens« (1625) vertritt übrigens Grotius nicht mehr die unbeschränkte Freiheit der Meere, sondern weist, dem Standpunkt des heutigen Völkerrechts im ganzen entsprechend, die Küstengewässer dem jeweiligen Uferstaat zu. Und noch später, als Gesandter Schwedens in Paris, hat er sogar die Ansprüche dieser Macht auf die gesamten Ostseegewässer vertreten. Trotzdem ist seine Schrift von 1609 epochemachend und von bleibender Bedeutung sein Gedanke, daß das Meer unter allen Umständen dem Handel und der Schifffahrt freie Verkehrsmöglichkeiten bieten muß.

David Hume hat seinen Schriftstellerruhm in den weiteren Kreisen seiner Landsleute weniger durch seine großen philosophischen als durch seine historischen Werke und seine kleinen politischen Aufsätze begründet. Von den letzteren bieten die beiden »Taschenausgaben«-Hefte der Philosophischen Bibliothek sechs. Sie behandeln Fragen, die auch die Gegenwart noch lebhaft berühren, und sind mit der den englisch-schottischen Schriftstellern eigenen Allgemeinverständlichkeit, freilich auch ohne besondere Tiefe geschrieben. Ihr Standpunkt ist der des liberalen Engländers, der stolz auf »unsere geliebte Freiheit« ist, im Gegensatz zu dem »Zustand der Knechtschaft«, in dem die England umgebenden Staaten sich befinden.

Aus den politischen Bedürfnissen des Augenblicks heraus geboren ist Wilhelm v. Humboldt's im Dezember 1813 an den Freiherrn v. Stein gerichtete und am 4. Januar in einem Brief an Genß verteidigte Denkschrift über die deutsche Verfassung. Eine »wirkliche« Verfassung mit einem gemeinsamen Oberhaupt und »wahren«, mit »größeren« Rechten ausgestatteten Reichsständen hält Humboldt unter den obwaltenden Umständen von vornherein für unmöglich und begnügt sich mit einem bloßen Staatenbund zur »Erhaltung der Ruhe und Unabhängigkeit Deutschlands und Sicherung eines auf Gesetze gegründeten rechtlichen Zustandes in den einzelnen deutschen Staaten« (S. 10 f.). Aber Krieg und Frieden sollen Österreich und Preußen allein gemeinsam beschließen. In allen Einzelstaaten sollen Stände errichtet werden; denn »auf eingerichtete Stände sind nicht bloß eine nötige Schutzwehr gegen die Eingriffe der Regierung in die Privatrechte, sondern erhöhen auch das Gefühl der Selbständigkeit in der Nation und verbinden sie fester mit der Regierung. Sie sind überdies eine altdeutsche Einrichtung...« (S. 16.). Wie zahl und bescheiden waren damals doch noch auf politischem Gebiet die freiesten Geister Deutschlands!

Die Rede des Leipziger Philosophieprofessors Spranger entwickelt den alten, schon von Kant ausgeführten Grundgedanken, daß der allmählichen Umwandlung des Machtstaats in den Rechtsstaat folgerichtig die Verbindung der Nationen zu einem völkerrechtlich verbundenen Völkerbund nachfolgen müsse, und stellt diesem dann das Zerrbild des sogenannten »Völkerbundes« der Ententemachthaber gegen-

über. Die Rede diente einer von sämtlichen politischen Richtungen der Leipziger Studentenschaft eingebrachten Resolution auf Begründung einer wahren Völker-gemeinschaft zur Unterlage.

Das Buch des bekannten Pazifisten Hans Wehberg war bei Ausbruch des Weltkriegs gerade fertiggedruckt und geht nun unverändert hinaus in die veränderte Welt. Es enthält keine ethischen Deklamationen, sondern erörtert, entsprechend den bisherigen völkerrechtlichen Arbeiten des juristischen Verfassers, eine reiche Fülle von konkreten Einzelfällen und Problemen des Völkerrechts in seinem Verhältnis zur Weltwirtschaft, die Schiedsgerichtsbarkeit, die Rüstungsfrage, das Problem der internationalen Verständigung überhaupt und gibt zum Schluß einen Überblick über die Körperschaften, die bis zum Kriege die Hauptträger dieser Verständigung waren. Mögen auch manche Einzelheiten durch die seitdem eingetretene Entwicklung der Dinge überholt oder veraltet sein, so wird doch wohl einmal eine Zeit kommen, wo diese Fragen von neuem diskutiert und — endlich auch zur Erledigung werden gebracht werden, soweit es möglich ist. Zu bedauern ist, daß der Verfasser nicht in einem ergänzenden Nachtrag kurz auf den jetzigen Stand, wenigstens den sogenannten Rechtsstand der Dinge hingewiesen hat. Von allgemeinem Interesse ist namentlich die zweite Hälfte des übrigens ebenso allgemeinverständlich wie phrasenlos gehaltenen Buches. Von den unerfüllten Forderungen, die Wehberg im Interesse der Friedenssache erhebt: Beseitigung der Spionage in Friedenszeiten, Einrichtung eines internationalen Informationsbureaus, Entfernung des chauvinistischen Geistes aus der Schule, Verbot der Unterstützung von Kriegsanleihen durch die Neutralen, Unterdrückung des Einflusses der großen Armee- und Marinelieferanten, Würdigung der Friedenssache auf den Universitäten aller Länder, reichliche Unterstützung der Friedensgesellschaften durch die Regierungen, harren die meisten bekanntlich auch heute noch der Erledigung.

Aus dem System des Völkerrechts greift einen bestimmten Abschnitt, nämlich das Problem der Schiedsgerichtsbarkeit, heraus und betrachtet ihn in geschichtlichem Rückblick A. Hommerich, in seinem Zivilberuf Hauptredakteur der »Germania«. Zwar kann eine solche historische Skizze — und mehr beansprucht das kleine Buch auch nicht zu sein — eine logische oder politische Begründung des Schiedsgerichtsgedankens nicht ersetzen. Aber sie bietet einen entsprechenden Überblick über die geschichtliche Entwicklung dieses Gedankens in Deutschland, von den ältesten Zeiten germanischer Rechtsgeschichte über die Einführung des Christentums durch das ganze Mittelalter hindurch bis zu Maximilians Ewlgem Landfrieden (1495), und wieder von der Begründung des deutschen Bundes (1815) bis zum Artikel 76 der deutschen Reichsverfassung von 1871, der freilich nur auf öffentlich-rechtliche Streitigkeiten in und zwischen den einzelnen Bundesstaaten sich bezog. Erst die beiden letzten Abschnitte (S. 67 bis 85) geben eine kurze Übersicht über die internationale Entwicklung des von dem Verfasser lebhaft empfohlenen Schiedsgerichtsgedankens.

Der selben Sammlung populärer völkerrechtlicher Lehrbücher, die von der »Kommission für christliches Völkerrecht« (Herausgeber O. J. Ebers, Münster) als »Beiträge zum Wiederaufbau der Rechts- und Friedensordnung der Völker«, also einem an sich sehr lobenswerten Zweck, gedacht sind, gehört auch ein diesen engeren Rahmen etwas überschreitendes allgemeineres Werk über »Ethik und Volkswirtschaft« an, verfaßt von dem bekannten Jesuitenpater Heinrich Voth. Wir brauchen unseren Lesern den Standpunkt des Buches wohl kaum ausführlich zu charakterisieren. Wenige Sätze genügen. »Wir denken, wenn von Ethik die Rede ist, an die christliche (will sagen: katholische) Moral.« (S. 2.) Der Kulturfortschritt der Menschheit mit seiner Ausgestaltung der »irdischen« Wohlfahrt ist nicht das »höchste«, heißt aber auch nach christlicher Auffassung ein sehr hohes Gut (S. 3, desgl. 84 f.). Die Religion soll die Arbeit frei gemacht haben, »ohne daß Christentum hat noch kein Volk bis heute den niederen Klassen Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Liebe erwiesen« (S. 42). Auch für die Ärmsten der Armen aber

»erledigen sich alle Schwierigkeiten gründlich und voll befriedigend« nur im Hinblick auf die ewige Seligkeit (S. 43). So wird der wissenschaftliche Sozialismus natürlich — wenn auch, wie wir zugeben, in ziemlich gemäßigten Worten — verdammt, ebenso wie die Revolution (S. 77 ff.) und das »individualistische« Prinzip der freien Forschung in der Wissenschaft, das in der Philosophie mit der religiösen Tradition der verflochtenen Jahrhunderte zu brechen wagte (S. 126 f.). Im übrigen ist das Buch geschickt und klar geschrieben und berücksichtigt neben den kirchlichen Schriftstellern auch moderne Nationalökonomien wie Gierke, Schmoller, Sombart, Philippowich und andere; Marx und Marxisten allerdings so gut wie gar nicht.

Literarische Rundschau

Die Parteien und das Räteystem. 117 Seiten. Charlottenburg 1919, Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Im vorliegenden Bande sind eine Reihe bedeutsamer Kundgebungen zum Rätegedanken gesammelt, darunter die Erklärung des Standpunktes der kommunistischen Partei vom 14. Dezember 1918, die dem zweiten Rätekongress vorgelegten Anträge der verschiedenen Parteien, die Reden und Aufsätze hervorragender Politiker von den Kommunisten bis zu den Konservativen, der erste Entwurf eines Gesetzes über Betriebsräte sowie die Richtlinien für ein Gesetz über die deutsche Gemeinwirtschaft. Die Verhandlungen der deutschen Nationalversammlung über die Eingliederung des Räteystems in die Verfassung konnten leider nicht mehr berücksichtigt werden. — Beigegeben sind der österreichische Gesetzentwurf über Betriebsräte und Äußerungen von Lenin, Trotski und M. Philips Price über das Rätewesen in Rußland.

Eingeleitet wird das Buch durch einen Aufsatz »Zur Soziologie des Arbeiterates« von A. Bismertny, der die erste seelische Veranlassung des Rätegedankens in der unerträglich gewordenen Lage des gemeinen Soldatenstandes erblickt. Bismertny zeigt auch die wesentlichen Eigenarten der Räteorganisation und die Widerstände gegen deren Durchsetzung auf. S. Fehlinger

Otto Adolf Ellissen, Telemach und Naufikaa. Der Odyssee fünfundzwanzigster Gesang. Nach einer neu aufgefundenen Handschrift überseht. Einbeck und Leipzig 1919, A. Dehmiqke. 15 Seiten. Preis 1 Mark.

Wer sich aus dem Wirrsal der Gegenwart auf eine oder zwei Stunden in das Reich der Dichtung und der Vergangenheit flüchten will, der nehme dies Büchlein zur Hand, das natürlich in Wirklichkeit keine »Übersehung« eines »neu aufgefundenen« Gesangs der Odyssee, sondern eine eigene Dichtung des bekannten F. A. Lange-Biographen darstellt, die jedoch dem alten Homer in Stoff und Form so vortrefflich nachgedichtet ist, daß der Leser sich ganz in dessen Wanden fühlt. Das ist Lobes genug. Ak

Georges Duhamel, Leben der Märtyrer. 1914 bis 1916. »Europäische Bücher«. Zürich, Verlag Max Rascher. Preis geheftet Mk. 6.50, gebunden 9 Mark.

Wenn wir kein so schlechtes Gedächtnis hätten, gäbe es längst keine Kriege mehr. Aber wir sind »Vergeßmaschinen«, wie uns Barbusse genannt hat. Schon beginnen die Erinnerungen an die furchtbarsten Leiden des Krieges zu verblassen, schon beginnen wir die tausend Qualen der zu Krüppeln geschossenen, breष्ठhaft und blind Gewordenen zu vergessen. Wir haben aber kein Recht, so leicht zu vergessen, denn all dieses Leid wurde um unfertwillen, wenn auch von vielen von uns ungewollt, erlitten. Wir müssen alle Erinnerungen, und wenn sie noch so qualvoll sind, tief in uns eingraben, wir dürfen nicht tun wie mit Erlebnissen unseres eigenen Daseins, die wir aus unserem Denken auszuschalten bemüht sein können, um uns das Weiterleben angenehmer zu gestalten, sondern wir haben die Pflicht den künf-

figen Geschlechtern gegenüber, die Gedanken an den Krieg und seine Not nicht aussterben zu lassen, um, soweit wie möglich, eine Wiederholung seiner Leiden vermeiden zu helfen.

Bücher, die diese Erinnerungen in uns wach erhalten, tun uns not, um so mehr, wenn sie nicht nur Schriften der Mahnung, sondern auch solche der Dankbarkeit jenen gegenüber sind, die das Kriegsleid auf ihren Schultern getragen haben. In ihre Reihe, besser gesagt, um seiner Gedankenfülle und Gefühlsinnigkeit willen an ihre Spitze, gehört das eben erschienene Werk Duhamels, »Leben der Märtyrer«, eine Sammlung von Gedenkblättern an seine ihm als Arzt anvertrauten Pfleglinge, eine erschütternde Dichtung in all ihrer Schlichtheit und Gültigkeit. Gewalttames Aufbäumen wider das namenlose Elend, das Duhamel als Arzt mitfrug, als wäre es sein eigenes, hätte vielleicht die Größe des Geschehenen nicht so eindringlich zum Bewußtsein bringen können wie diese stille, fast chronikartige Aneinanderreihung fäglicher Leiden. Und übergroß erwächst aus diesen nur sanft bewegten Schilderungen die Frage: »Wie werden wir je unsere große Schuld abzahlen können?« Keinen besseren Verkünder ihrer Leiden, keinen stärkeren Mahner an unsere Pflichten hätten die armen leidenden Soldaten und Invaliden finden können als diesen liebevollen Zeugen ihres Duldens, der, durchdrungen von der Aufgabe, die unermessliche Dankeschuld abzutragen, in jedem, der seiner Dichtung teilhaftig wird, ähnliche humane Gefühle erweckt.

Irma Hift

Notizen

Schiffsbau in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Vereinigten Staaten machen riesenhafte Anstrengungen, ihr Flottenprogramm durchzuführen, nach welchem die Handelsflotte der nordamerikanischen Union in das Jahr 1920 mit einem Gesamtgehalt von 18,7 Millionen Bruttoregister-tonnen eintreten soll. In dem Jahre vom 1. September 1918 bis Ende August 1919 sind nach den Aufzeichnungen des Bureau of Navigation in Washington von amerikanischen Werften 728 stählerne Seeschiffe mit rund 3,12 Millionen Bruttoregister-tonnen und 462 hölzerne Seeschiffe mit 948 000 Bruttoregister-tonnen fertiggestellt worden. Dem entspricht die Zunahme der Schiffahrtsgesellschaften und die Summe der in diesen investierten Kapitalien. In den ersten acht Monaten des laufenden Jahres sind nämlich in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 193 Millionen Dollar nur in Schiffahrt- und Schiffsbauunternehmungen angelegt worden.

Englands Schiffsverluste im Kriege. Die englische Admiralität hat jüngst über die Kriegsverluste der englischen Handelsflotte während der Kriegsdauer (vom 4. August 1914 bis 11. November 1918) genaue Angaben veröffentlicht. Diese Statistik bezieht sich nur auf die direkt durch den Krieg herbeigeführten Schäden (nicht also zum Beispiel auf Strandungen, die durch Löschung der Küstenfeuer entstanden sind):

Verlorengegangen sind im ganzen 2479 englische Handelsschiffe (davon 2099 durch Unterseeboote) mit einem Raumgehalt von 7 759 090 Bruttoregister-tonnen und 675 Fischereifahrzeuge mit 71 765 Bruttoregister-tonnen. Ferner wurden angegriffen und beschädigt 1885 Handelsschiffe mit einem Raumgehalt von 8 007 967 Bruttoregister-tonnen, doch konnten diese beschädigten Schiffe sämtlich geborgen werden.

Ziemlich erheblich sind die durch feindliche Schiffsangriffe bewirkten Menschenverluste Englands. Sie werden auf 15 313 Mann berechnet, eine Ziffer, worin die Verluste der auf untergegangenen Schiffen beförderten Truppen und der Geschützbedienungen nicht mit eingerechnet sind.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 11

Ausgegeben am 12. Dezember 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Arbeitslöhne und Valutasorgen

Von A. Ellinger

Als die Gewerkschaften während des Krieges die ersten Lohnforderungen stellten, um für ihre Mitglieder die stark gestiegenen Kosten der Lebenshaltung etwas auszugleichen, weigerten sich die meisten Arbeitgeberverbände beharrlich, eine tarifliche Erhöhung der Stundenlöhne zuzugestehen. Sie hielten die Teuerung für eine rasch vorübergehende Erscheinung und billigten aus diesem Grunde den Arbeitern nur **T e u e r u n g s z u l a g e n** zu, deren Abbau nach dem Kriege sie für leichter hielten als die Herabsetzung ordentlicher tariflicher Stundenlöhne. Daß die während des Krieges gezahlten Zulagen nach dem Kriege beseitigt werden mußten, hielten sie ohne weiteres für selbstverständlich, und zwar auch dann noch, als für jeden Einsichtigen klar war, daß an eine wesentliche Senkung der Preise nach dem Kriege zunächst nicht zu denken sein werde. Im Baugewerbe zum Beispiel war es erst nach der siegreichen Revolution möglich, die in vier Etappen festgesetzten Teuerungszulagen in **f e s t e L o h n z u l a g e n** umzuwandeln. So lange bestanden der vorkriegszeitliche Stundenlohn und die Teuerungszulagen nebeneinander. Aus genau dem gleichen Grunde haben ja auch Reich, Staaten und Gemeinden ihren Beamten wiederholt neben dem Gehalt herlaufende Teuerungszulagen, aber keine Erhöhung der Grundgehälter gewährt.

Man muß zugeben, daß man auch in Arbeiterkreisen lange mit einem baldigen Preisabbau nach dem Kriege und im Zusammenhang damit auch mit einem Lohnabbau gerechnet hat. Dabei gab man sich vielfach der Auffassung hin, als ob es zur Senkung der Preise nur des festen Willens der Regierung bedürfe. Man wollte nicht einsehen, daß die Preise ein Ergebnis ökonomischer Verhältnisse sind, daß sie einerseits von Angebot und Nachfrage und andernteils von den Produktionskosten abhängen, somit auch nicht durch ein einfaches Dekret gesenkt werden können. Aus dem Irrglauben, daß die Regierung, wenn sie nur wolle, jederzeit die Preise herabsetzen könne, erklärt es sich auch, daß innerhalb der Arbeiterschaft die Hoffnung auf einen baldigen Preisabbau am stärksten war zu einer Zeit, wo in den Kreisen des Unternehmertums diese Hoffnung allmählich zu schwinden begann, nämlich nach dem Siege der Revolution, als die Arbeiterschaft zu einer bis dahin ungekannten Macht im Staate gekommen war. In zahllosen Reden und Zeitungsartikeln wurde seitdem die Regierung um die Herabsetzung der Preise bestürmt. Tatsächlich glaubte die Regierung diesem Drängen auch nachgeben zu müssen. Da es nicht in ihrer Macht stand, die sich aus den Produktionskosten plus Kapitalgewinn ergebenden Warenpreise auf natürlichem Wege zu senken, so griff sie zu einem künstlichen Mittel, indem sie zur Herabdrückung der Lebensmittelpreise aus öffentlichen

Mitteln Milliardensummen zur Verfügung stellte. Damit wurden zwar die Preise einiger Lebensmittel für die Verbraucher vorübergehend etwas gesenkt; aber ein allgemeiner und wirklich durchgreifender Preisabbau war auf diesem Wege selbstverständlich nicht zu erreichen und somit auch kein Abbau der Löhne.

Seit einiger Zeit bereitet sich nun innerhalb der Arbeiterschaft ein völliger Umschwung der Stimmung gegenüber diesen Dingen vor. Man fängt jetzt an, nicht mehr eine Herabsetzung, sondern eine starke Erhöhung der Preise zu fordern. Der »Grundstein«, das Blatt der Bauarbeiter, hat kürzlich den Hauptvertreter dieser Auffassung, den Genossen August Friedrich in Dresden, zu Worte kommen lassen. In einem Artikel »Weht Deutschland dem Abgrund entgegen?« (Nr. 42 des »Grundstein«) hat er seine Auffassung entwickelt.

Friedrich geht von dem schlechten Stand unserer Valuta aus, die Deutschland zugrunde richte, wenn wir nicht bald ein Mittel fänden, um den Markkurs im Ausland zu heben. Und er glaubt, daß der Markkurs nach Lage der Dinge nur gehoben werden könne durch Erhöhung der Löhne und Preise; denn das einzige sonst wirksame Mittel: die Hebung der Valuta durch Verringerung der Einfuhr und Steigerung der Ausfuhr, sei zurzeit nicht anwendbar, weil wir einerseits auf die Einfuhr großer Warenmengen nicht verzichten, andererseits aber nur eine bestimmte Warenmenge für die Ausfuhr erzeugen könnten. Wenn die deutschen Arbeiter höhere Löhne bekämen, müßten die Fabrikanten deutscher Waren für diese Waren auch höhere Preise fordern. Die Arbeiter hätten zwar dann von ihren höheren Löhnen keinen Nutzen; denn sie selbst müßten ja für alles, was sie brauchen, wieder mehr bezahlen; aber die deutsche Volkswirtschaft hätte davon einen Vorteil, weil auch das Ausland für die Waren, die Deutschland ins Ausland liefert, höhere Preise zahlen müßte. Durch die höheren Preise für deutsche Ausfuhrwaren würden dann mehr deutsche Guthaben im Ausland geschaffen; es träte eine größere Nachfrage nach deutschen Zahlungsmitteln ein, und die Folge wäre das Steigen der deutschen Valuta. Heute würden die deutschen Waren an das Ausland halb verschenkt.

»Hätte man«, sagt Friedrich, »gleich am Anfang des Jahres dahin gewirkt, daß die Löhne den Preisen angepaßt wurden, so hätten wir für die ausgeführten Produkte viele Milliarden Mark mehr bekommen und den gewaltigen Sturz unserer Valuta verhindern können. Hätte man den Bergleuten ihre Forderungen bewilligt, so hätte der größte Agitator die Bergleute nicht aus den Gruben gebracht. Wir hätten die Kohlen etwas teurer bezahlen müssen, aber auch das Ausland. Das amerikanische Getreide wäre aus dem Grunde auch nicht um einen Pfennig teurer geworden, denn nach Amerika liefern wir doch keine Kohlen. Das gleiche trifft auf die Eisenbahner und andere Arbeiter zu. Auch das ist ein großer Fehler, daß man den Eisenbahnern die Lohnerhöhung nicht bewilligte und dafür drei Milliarden zum Abbau der Preise. Die deutschen Eisenbahntarife hätten längst erhöht werden müssen, um damit auch die Frachten zu treffen, die das Ausland durch Deutschland führt. Man will es nicht einsehen, daß der Ausländer halb umsonst in Deutschland reist. Wir zahlen fünf Pfennig dritter Klasse für das Kilometer, der Ausländer noch nicht einen Pfennig, weil das ausländische Geld in Deutschland den sechsfachen Wert hat.«

Friedrich vergleicht dann das Deutsche Reich mit einem Hauswirt, der seinen Mietern keine Miete abverlangt. Ein solcher Hauswirt verliere als

liederlicher Mensch den Kredit und brauche sich nicht zu wundern, wenn ihm niemand mehr Hypotheken gewähre. Ebenso brauche sich Deutschland — das seine wenigen Ausfuhrwaren noch zu drei Vierteln verschenke, die Ausländer umsonst auf seinen Bahnen befördere, ihre Güter umsonst transportiere, dabei fortwährend Schulden mache und immer tiefer in die Kreide des Auslands komme — nicht darüber zu wundern, daß es im Ausland keinen Kredit mehr habe.

Der Aufsatz im »Grundstein« hat ein gewisses Aufsehen erregt. Friedrich ist mit seiner Ansicht auch nicht allein geblieben. Einzelne Parteiblätter haben ähnliche Gedanken vertreten, und Dr. Kucypniski, der Leiter des Statistischen Amtes der Stadt Schöneberg, hat kürzlich ebenfalls in Vergleichen auf die niedrigen Löhne der deutschen Arbeiter im Verhältnis zu den Arbeiterlöhnen im Ausland hingewiesen, allerdings ohne dabei die Erhöhung der deutschen Arbeiterlöhne als ein Mittel zur Hebung unserer Valuta zu bezeichnen.

Man muß ohne weiteres zugeben, daß der heutige Zustand auf die Dauer unhaltbar ist. Durch den schlechten Stand unserer Valuta sind deutsche Fabrikanten in der Lage, ihre Waren im Ausland weit unter dem Preis zu verkaufen, den ausländische Fabrikanten für die gleichen Waren nehmen müssen. Ganz besonders gilt dies für Waren, die Deutschland aus einheimischen Rohstoffen herstellen kann (bei Waren, zu deren Herstellung es ausländische Rohstoffe braucht, ist dies weniger möglich, weil hier die Rohstoffe erst für teures Geld vom Ausland gekauft werden müssen). Die deutsche Ausfuhr wurde zwar durch diesen Zustand stark gefördert; aber allmählich kommt dabei Deutschland in den Ruf eines Schmutzkonkurrenten, und die deutschen Arbeiter kommen in den Ruf von Lohnrückern. Auch besteht die Gefahr, daß Deutschland völlig ausverkauft wird und daß auch die für die inländische Bevölkerung dringend nötigen Waren noch ins Ausland wandern, zumal wenn das Reich die Ausfuhr nicht aufs schärfste kontrolliert.

Einem solchen Zustand muß möglichst rasch abgeholfen werden. Es fragt sich nur, ob dies mit Hilfe von Lohn- und Preiserhöhungen in Deutschland möglich und ob insbesondere unsere Valuta durch Lohn- und Preiserhöhungen zu verbessern ist. Ich möchte dies verneinen. Und zwar aus folgenden Gründen:

Der schlechte Stand unserer Valuta ist nicht nur auf unsere große Wareneinfuhr und geringe Ausfuhr zurückzuführen, sondern auch auf die tatsächliche Entwertung unseres Geldes und auf verschiedene andere Dinge. Schon vor dem Kriege wurde der Markkurs im Ausland nicht allein dadurch stabil erhalten, daß in Ein- und Ausfuhr gleiche Wertgrößen gegeneinander ausgetauscht wurden, denn tatsächlich war schon vor dem Kriege unsere Einfuhr erheblich größer als unsere Ausfuhr. So belief sich im Jahre 1911, aus dem mir die Daten gerade zur Hand sind, unsere Einfuhr im Gesamtfeigenhandel auf rund 10,4 Milliarden, die Ausfuhr aber nur auf 8,8 Milliarden Mark. Die über den Wert unserer Ausfuhr hinausgehenden Einfuhrschulden wurden zum Teil mit den Frachten unserer heimischen Seeschifffahrt, zum Teil aber auch aus den Zinsen deutscher Guthaben im Ausland bezahlt. Im Falle der Not waren wir damals außerdem in der Lage, unsere Auslandsschulden mit Gold, also mit vollwertigem deutschem Gelde zu zahlen. Aber selbst soweit damals Aus-

landsschulden mit Papiergeld bezahlt worden sind, wurde das Papier nahezu zum Goldwert in Zahlung genommen, aus dem einfachen Grunde, weil hinter dem Papier eine Deckung in Gold und die Einlösepflicht des Reiches beziehungsweise der Reichsbank stand. Die Reichsbank mußte jederzeit die ihr präsentierten Banknoten gegen Gold umtauschen.

Alle diese Möglichkeiten sind heute weggefallen. Nach Kriegsausbruch wurde unser Goldgeld nach und nach eingezogen. An seiner Stelle wurde von den verschiedensten Körperschaften Papiergeld in großen Massen ausgegeben. Gleich nach der Kriegserklärung wurden die Notenbanken von der Pflicht, präsentierte Banknoten gegen Gold einzulösen, entbunden. Das Papiergeld wurde gesellschaftliches Zahlungsmittel. Das Papiergeld hat aber an sich keinen Wert. Es ist kein Wertträger wie das Gold, das ebenso wie jede andere Ware gesellschaftlich notwendige Arbeit verkörpert und das aus diesem Grunde allgemeiner Wertmesser ist. Das Papiergeld ist nur Repräsentant von Werten, die außer ihm selbst existieren. In normalen Zeit waren diese Werte das Gold, das in den Kellern der Reichsbank lagerte und das für die ausgegebenen Noten wenigstens bis zu einem gewissen Grade als Deckung diente. Je mehr Papiergeld mit Hilfe zahlreicher Druckerpressen hergestellt wurde, um so geringer wurde jedoch die dafür vorhandene Golddeckung, um so mehr wurde dieses Papiergeld entwertet, zumal auch noch fortgesetzt Millionen in Gold zur Hebung der deutschen Valuta ins Ausland wanderten.

Aber warum stellte das Reich mittels der Druckerpresse fortgesetzt neue Milliarden Papiergeld her? Einmal natürlich, um selber billiges »Geld« zu bekommen und seine inländischen Kriegslieferanten zahlen zu können, dann aber auch, weil zur Zahlung der fortgesetzt in die Höhe gehenden Preise und Löhne eine viel größere Menge Zahlungsmittel als früher notwendig war. Nach Kriegsende beziehungsweise nach der Revolution hatten sich die Arbeitslöhne im allgemeinen verdoppelt bis verdreifacht, die Warenpreise aber verdrei- bis vervierfacht. Dementsprechend war auch die Ausgabe papierner Zahlungsmittel in die Höhe gegangen. Zeitweise — so besonders in der ersten Zeit nach der Revolution — war die Zahlungsmittelknappheit so groß, daß man gewöhnliche Druckereien zum Druck von Notgeld heranziehen mußte, was allerdings zum Teil mit auf die Notenhäuferei zurückzuführen war. Und mit der Ausgabe neuer Zahlungsmittel hielt auch die Entwertung unseres Geldes gleichen Schritt.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß mit der Erhöhung der Löhne und Preise allein die deutsche Valuta nicht zu heben ist. Sie wäre mit diesem Mittel nur dann zu heben, wenn es sicher wäre, daß der Wert des deutschen Geldes, gemessen am Goldwert beziehungsweise an der ausländischen Währung, von jetzt an nicht weiter sinke. Das ist aber keineswegs sicher. Im Gegenteil ist mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, daß die gewünschte Erhöhung der Löhne und Preise eine neue gewaltige Vermehrung unserer papiernen Zahlungsmittel und damit eine weitere starke Geldentwertung zur Folge hätte. Die Lage der deutschen Arbeiter würde dadurch nicht gebessert. Die Erhöhung ihrer Löhne riefte, wie das während des ganzen Krieges gewesen ist, im Innern eine erhöhte Nachfrage nach Waren und somit eine Erhöhung der Preise hervor, die den erhöhten Lohn bald wieder auffressen würde. Die erhöhte Nachfrage nach Waren machte sich auch im Aus-

1 a n d bemerkbar, sie zöge auch dort eine Erhöhung der Preise nach sich. Die Folge wäre eine Verteuerung unserer Einfuhr und eine noch größere Überschwemmung des Auslandes mit deutschen Zahlungsmitteln. Wir hätten also zwar den Vorteil, daß wir für die geringe Menge ausgeführter Waren — die wahrscheinlich infolge der stärkeren Nachfrage im Inland wenigstens vorübergehend noch kleiner würde — höhere Preise und somit mehr ausländische Guthaben bekämen, aber auf der anderen Seite müßten wir, solange unsere Einfuhr die Ausfuhr weit übersteigt, das, was wir bei der Ausfuhr an höheren Preisen gewannen, bei der Einfuhr unter Umständen doppelt oder dreifach wieder zusehen. Das Ergebnis würde dann, gemessen am Goldwert beziehungsweise an der ausländischen Währung, nicht eine Verbesserung, sondern eine V e r s c h l e c h t e r u n g unserer Valuta sein.

Das darf nun freilich meines Erachtens kein Grund sein, die Dinge einfach treiben zu lassen. Die deutsche Regierung wird Mittel suchen müssen, um die Hebung der deutschen Valuta wieder in die Wege zu leiten. Das ist nach meiner Überzeugung — da uns die Bezahlung unserer Einfuhrschulden durch Schiffsfrachten und Zinsen von Auslandsguthaben nicht mehr möglich ist, wir im Gegenteil selbst ungeheure Guthaben des Auslands zu verzinsen haben — nur möglich durch die Schaffung einer größeren Menge von Ausfuhrwerten und durch die größte Einschränkung der Einfuhr aller nicht lebensnotwendigen Waren. Einfuhr und Ausfuhr müssen allmählich wieder, und zwar mehr als vor dem Kriege, miteinander in Einklang gebracht, Werte müssen gegen Werte ausgetauscht werden. Daß das bei unserem großen Rohstoffmangel und der Zerrüttung unserer Wirtschaft schwierig ist, liegt auf der Hand. Es muß immer erst ein großer Teil der Rohstoffe eingeführt werden, bevor ihre Bearbeitung und die Ausfuhr von Fertigfabrikaten möglich ist. Und die Einfuhr dieser Rohstoffe ohne gleichzeitige Ausfuhr wird natürlich unsere Valuta weiter verschlechtern. Es wird deshalb zu erwägen sein, ob nicht durch eine große Valutaanleihe im Ausland die nötigen Rohstoffe beschafft und damit der Grund zu einer starken Wiederausfuhr gelegt werden kann. Vielleicht würde uns auch der eine oder andere Staat Rohstoffe unter der Bedingung liefern, daß wir sie nach ihrer Veredlung mit Halb- oder Fertigfabrikaten bezahlen. Denn schließlich ist ja auch das Ausland daran interessiert, daß unsere Valuta nicht noch weiter sinkt und die deutsche Schmutzkonkurrenz nicht noch weiter vergrößert wird.

Nebenher müßte allerdings auch ein ungefährer Ausgleich der Preise für Ausfuhrwaren mit den Auslandspreisen angestrebt werden. Das könnte meines Erachtens geschehen durch die E r h e b u n g e i n e s A u s f u h r z o l l s in solcher Höhe, daß die ausgeführten Waren im Preise mit den Auslandswaren ungefähr gleichstehen. Vor einer Überschreitung dieses Preises müßte man sich freilich hüten, weil sonst die deutsche Ausfuhr gefährdet und damit die Valuta noch mehr verschlechtert würde. Der Ertrag eines solchen Zolles, dessen Erhebung wegen des ständigen Wechsels der In- und Auslandspreise gewiß nicht leicht wäre, könnte zum Einkauf von ausländischen Lebensmitteln beziehungsweise zur Senkung der Preise für solche Lebensmittel verwendet werden. Damit ließen sich vielleicht weitere Lohnforderungen, wenn auch nicht verhindern, so doch in mäßigen Grenzen halten. Gleichzeitig müßte freilich die schärfste Ausfuhrkontrolle geübt werden, weil

sonst die Gefahr eines umfangreichen Schmuggels und Schleichhandels nach dem Ausland bestünde.

Auf diese Weise wäre es möglich, die deutsche Volkswirtschaft allmählich wieder in Gang zu bringen, die Ausfuhr zu steigern und unsere Valuta zu heben. Daraus ergäbe sich dann mit der Zeit ganz von selbst auch im Inland eine höhere Bewertung unseres Geldes und eine größere Kaufkraft unserer Löhne. Ohne die Erzeugung von mehr Werten, ohne die Schaffung eines größeren Angebots an Waren werden wir trotz aller Lohn-erhöhungen nicht zu einer größeren Kaufkraft der Löhne kommen.

Die politischen Lehrjahre des jungen Friedrich Engels in England

Von Dr. Gustav Mayer

Im Verlag von Julius Springer in Berlin wird demnächst eine große Biographie unseres Altmeisters Friedrich Engels, des Freundes, Lebensgefährten und Mitarbeiters von Karl Marx, aus der Feder von Dr. Gustav Mayer erscheinen. Mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung bringen wir aus dem ersten Band dieses Werkes, der die Jahre 1820 bis 1851 behandelt (Preis 22 Mark, in Geschenkband Mk. 26.50), den folgenden Abschnitt zum Abdruck, der die Übersiedlung des jungen Engels nach London im November 1842 und seine Stellungnahme zum englischen politischen Leben, besonders zur Chartistenbewegung, schildert.

I

Das Urteil, das der Ankömmling in seiner ersten Korrespondenz an die »Rheinische Zeitung« über diese Vorgänge (die Chartistenbewegung und den nordenglischen Generalstreik des Notjahres 1842) fällt, ist bezeichnend für die Anschauungen, mit denen er an das Studium der Chartistenbewegung herantrat. Er stellte zunächst fest, daß ein Drittel, vielleicht die Hälfte des englischen Volkes zu der von der Industrie erzeugten Klasse der Nichtbesitzenden, der absolut Armen gehöre, die sich, ohne je stabilen Besitz erwerben zu können, reißend vermehre. Wenn eine scharfe Handelskrise, wie die eben abklingende, sie brotlos machte, bliebe ihr nichts übrig, als zu revoltieren. Obwohl durch ihre Masse die mächtigste soziale Schicht des Landes, wäre sie noch nicht zum Bewußtsein dieser großen Macht gelangt. Daß sie sich auf dem Wege befände, dieses Bewußtsein zu erlangen, beweiße aber der Aufruhr des letzten Sommers, dessen Charakter man in Deutschland insofern verkannt habe, als man mit der Möglichkeit rechnete, daß er schon diesmal zu ernsthaften Ergebnissen führen könnte. Weshalb es noch nicht möglich war, suchte Engels dem Leser plausibel zu machen. Erstlich beruhte diesmal der Anstoß auf einem Irrtum: weil einige Fabrikanten den Lohn herabsetzen wollten, hielten sämtliche Arbeiter der Baumwollen-, Kohlen- und Eisenindustrie ihre Stellung für gefährdet, was aber gar nicht der Fall war. Sodann wurde das ganze Unternehmen ohne Vorbereitung ins Werk gesetzt, ohne Organisation, ohne einheitliche Leitung. Unter ökonomischem Gesichtspunkt überflüssig, waren diese Streiks schon aussichtslos geworden, als die Chartisten ihnen nachträglich eine politische Spitze gaben. Nun wollte Engels das Scheitern des ganzen Unternehmens am liebsten darauf zurückführen, daß dessen Grundidee, der Glaube an die Möglichkeit einer Revolution auf gesetzlichem Wege, eine praktische Unmöglichkeit darstellte.

Dieses falsche Idol hätte die Energie der Massen gelähmt und nach Aufzehrung der Ersparnisse die allgemeine Rückkehr zur Arbeit bewirkt. Ohne Nutzen seien aber diese Wochen für die Besitzlosen trotzdem nicht geblieben, denn sie hätten ihnen zu der Erfahrung verholfen, daß bloß die gewalttätige Umwälzung der bestehenden unnatürlichen Verhältnisse, der radikale Sturz der adligen wie der industriellen Aristokratie ihre materielle Lage zu bessern vermöchte. Selbst wenn die Engländer die ihnen eigentümliche Scheu vor dem Gesetz zunächst noch von einer gewalttätigen Revolution zurückhalten sollte, so werde sich doch die Scheu vor dem Hungertod als stärker erweisen. Weil er eine Revolution herbeisehnte, zweifelte Engels nicht an ihrem Nahen; und seine Hoffnungslosigkeit mußte es stärken, daß auch die Publizistik der Chartisten vielfach mit dieser Voraussage arbeitete. Es kam später noch oft vor, daß sein sanguinisches Temperament in Unterschätzung beharrender sozialer und politischer Kräfte sich zu falschen revolutionären Prophezeiungen hinreißen ließ.

Das allgemeine Stimmrecht bildete weitaus die Hauptforderung der Chartisten. Sie wußten, »daß vor dem Sturm eines demokratischen Unterhauses das ganze morsche Gerüst, Krone und Lords und so weiter von selbst zusammenbrechen muß« (Pariser »Vorwärts«, 18. September 1844). Wie Macaulay, der freilich zu entgegengesetzten Schlüssen kam, war Engels überzeugt, daß keine konservative und keine liberale Regierung sich jemals durch friedliche Agitation eine Reform, die den Staat mit einem Schlage der großen Masse der Besitzlosen ausliefern müßte, abringen lassen würde. Deshalb werde der Kampf für das allgemeine Stimmrecht der sozialen Revolution die Wege bahnen. Und schon bald werde man es errungen haben: mit der Abschaffung der Korngesetze werde die Adelsaristokratie vor der Geldaristokratie, mit der Annahme der Volksharte die Geldaristokratie vor der arbeitenden Demokratie das Feld räumen. Die Krisis nahe, die den »christlichen Weltzustand vernichten« werde, ihr Zeitpunkt könne, wenn auch nicht in Jahren und quantitativ, so doch qualitativ mit Bestimmtheit vorausgesagt werden.

Englands nächste Zukunft gehörte der Demokratie, das war für Engels ausgemacht, doch nicht mehr der bloß politischen Demokratie. Daß ihre Kräfte nicht ausreichten, die große Menschheitsaufgabe zu lösen, darauf wiesen in Deutschland die Blättchen der zum Kommunismus bekehrten Handwerksgehilfen schon seit längerer Zeit hin, und ihr geistiges Oberhaupt hatte in seinen »Garantien der Harmonie und Freiheit« gerade eben vor ihrer Überschätzung gewarnt und sie einen untauglichen, ja selbst gefährlichen Notanker für das erst zu verwirklichende Prinzip der Gemeinschaft genannt. Es war ja nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß eine leidende Menschheit sich die notwendige Begrenztheit aller politischen Aktion eingestand. So erschien jetzt auch Engels jene Demokratie, die ihren Inhalt bloß im Gegensatz zu Monarchie und Feudalismus suchte, als überlebt, als wahrhaft lebenssträftig wollte er allein noch jene andere gelten lassen, die in der Bourgeoisie und im Besitz ihren Gegensatz spürte. Auch Proudhons Einfluß, der sich hier bei ihm zum ersten Male bemerkbar macht, wirkte dahin mit, daß er jetzt der bloßen Demokratie die Kraft absprach, die sozialen Übel zu heilen. Die Politik, erklärte Engels, sei überhaupt nicht der Boden, auf dem der Kampf der Armen gegen die Reichen seinen Abschluß finden

könne. Aber der demokratischen Gleichheit, dem »letzten rein politischen Mittel«, das noch zu versuchen wäre, erhebt sich ihm der Sozialismus als ein über alles politische Wesen hinausstrebendes Prinzip.

Gerade weil Engels selbst so überzeugt war, daß die Chartistenbewegung, mochte sie wollen oder nicht, in die soziale Revolution ausmünden müsse, befremdete es seinen deutschen Idealismus anfänglich, daß der Chartismus in den Reihen der gebildeten Klassen nur verschwindend wenige Anhänger hatte. Noch erklärte sich ihm diese Erscheinung weniger aus dem widerstrebenden Klasseninstinkt des englischen Bürgertums als daraus, daß diesem der Glaube an die Macht der Chartistenbewegung fehlte. Dem praktischen Engländer bedeute, meinte er, die Politik ein Zahlenverhältnis, ein Handelsgeschäft; deshalb nehme er von der im stillen furchtbar anwachsenden Macht des Chartismus so lange keine Notiz, wie die Zahlen, in denen diese sich ausdrücke, für die Mehrheitsverhältnisse im Parlament Nullen vor der Eins blieben. Aber solche Superklugheit übersehe, daß es doch auch Dinge gibt, die über das Zahlenverhältnis hinausreichen.

Hatte sich Engels schon daheim niemals streng an den in Deutschland üblich gewordenen Sprachgebrauch gehalten, der zwischen Sozialismus und Kommunismus einen so grundsätzlichen Unterschied machte wie Lorenz Steins Kompendium, so fühlte er sich erst recht nicht bewogen, die englischen Arbeiterkreise, mit denen er jetzt Anknüpfung suchte und fand, mit Unterscheidungen zu plagen, die für sie gegenstandslos gewesen wären. Denn sie kannten ja nur den Chartismus und daneben den englischen Sozialismus. Vom deutschen Kommunismus hatten sie bis vor kurzem nichts gehört, aber auch die französische sozialistische Gedankenwelt, die in dem Fourieristischen Promethean vergebens um Einfluß warb, hatte in ihrer Mitte keinen Anklang gefunden. Eine kraftvolle Massenbewegung des Proletariats, bei der nicht die ungleiche Verteilung des Eigentums zur Sprache käme, hat es niemals gegeben und wird es niemals geben, solange diese Ungleichheit fortbesteht. Doch macht es schon einen gewaltigen Unterschied aus, ob die Überwindung des Privateigentums im Mittelpunkt aller Forderungen der Bewegung steht oder ob nur zeitweise in der Diskussion Erwägungen hierüber auftauchen, während das von den Führern am leidenschaftlichsten gepredigte Ziel sich noch auf politisch-demokratische Forderungen beschränkt. So aber lag es noch beim Chartismus. Diese erste große Klassenbewegung des modernen Industrieproletariats forderte in der berühmten Charte, die ihr den Namen gab, ausschließlich die Demokratisierung der Staatsgewalt. Ob sie sich hierfür auf Thomas Paine und William Cobbett berief oder bis zu Locke und Rousseau zurückging, stets und ausnahmslos entnahm sie ihre Argumente naturrechtlichen Quellen. Sind aber auch naturrechtliche Gründe trefflich geeignet, die Massen mit dem Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Ansprüche zu erfüllen, sie vermögen ihnen nicht die Gewißheit beizubringen, daß der Sieg ihrer Sache in der Zukunft keinem Zweifel unterliegt. Wenn Engels an den französischen Enzyklopädisten kritisierte, daß sie noch keine Übergänge machen konnten, wenn er in der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt nur erst den »vorletzten Schritt zur Selbsterkenntnis und Selbstbefreiung der Menschheit« sehen wollte, so drückte sich darin bloß seine tiefe Überzeugung aus, daß es der dialektischen Philosophie, zu deren Fahne er schwor, vorbehalten wäre, der Menschheit auf dem Weg zu

ihrer letzten Selbstbefreiung voranzugehen. Sollte also das revolutionäre Proletariat Englands, wie er mit vollster Bestimmtheit anhaltend hoffte, der Träger jener großartigen Freiheitsverwirklichung werden, so mußte es den Weisungen folgen, die ihm die Philosophie Hegels und Feuerbachs gab.

Nun bestand ja aber abseits von der großen Klassenbewegung des Proletariats und in dem entscheidenden Punkt, nämlich dem des Klassenkampfes, sogar im Widerspruch zu ihr, im damaligen England auch eine sozialistische Bewegung. Ihr drückte ein einzelner Mann, der zukunftsgläubige Robert Owen, den Stempel seines Genius auf. An seinen Namen knüpften sich, das hat Engels auch noch nach Jahrzehnten willig anerkannt, alle wirklichen sozialen Fortschritte, die damals und selbst noch später in dem Inselreich zustande kamen. Im Innersten erschüttert durch die Auflösung aller die Menschen verknüpfenden sozialen Bande und durch den schrankenlosen Egoismus und Atomismus, den die industrielle Revolution groß züchtete, hatte er lange nach einem Heilmittel dagegen gesucht und schließlich geglaubt, daß sich dieses aus der Krankheit selbst ablesen lassen müsse. Aus der großindustriellen Betriebsart schöpfte er die Überzeugung, daß es bloß einer planmäßigeren Leitung bedürfe, um auf genossenschaftlicher Grundlage die Solidarität der in furchtbarem Maße auseinanderstrebenden Interessen herzustellen. Auf diese Weise wurde Owen der Apostel des Genossenschaftswesens, der unermülich bestrebt war, aus dieser auf Egoismus aufgebauten Welt zu einer auf dem entgegengesetzten wirtschaftlichen Prinzip beruhenden new moral world den Weg zu weisen, indem er sozialistische Kolonien ins Leben rief und so Dasen schuf, wo die sympathetischen Triebe des Menschen sich frei auswirken und durch moralische und wirtschaftliche Erfolge beweisen sollten, daß in Zukunft die Solidarität über den Egoismus triumphieren werde. Das zentrale Problem der gesellschaftlichen Not sah Owen bekanntlich darin, daß die ungeheure Steigerung der Produktion nicht eine gleich starke Steigerung der Konsumtion ausgelöst hatte, und so leitete er alles Elend der bestehenden Welt aus dem unzulänglichen Prinzip der Verteilung ab. Der Kampf der Klassen, den der Chartismus predigte, war in seinen Augen nicht das Mittel, die Übel zu beseitigen; sein unerschütterlicher Optimismus ließ ihn bei dem Glauben, daß es mit friedlichen Mitteln gelingen müsse, jene prästabilierte Harmonie aller Interessen, an deren Möglichkeit er nicht zweifelte, in die Wirklichkeit zu übertragen. Mit seiner Weltanschauung wurzelte Owen noch ganz in dem Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts. Die Welt war ihm ein großes Laboratorium, der Mensch eine komplizierte chemische Verbindung. Eine völlige Umgestaltung der Welt müsse auch eine völlige Umgestaltung des Menschen ergeben, eine vernunftgemäßere Erziehung sein Wesen für ein Leben in der Genossenschaft geeigneter machen. Auf die überzeugende und werbende Kraft seiner Ideen vertraute Owen so fest, daß er grundsätzlich verschmähte, sich an die politischen und sozialen Leidenschaften der Massen zu wenden. Ebenso fest wie der junge Engels glaubte Owen, daß die Geschichte der menschlichen Unvernunft mit raschen Schritten ihrem Ende zustrebe und der Tag der Wiedergeburt des Geistes herannahete. Gefühlsmäßig zog sie beide ähnliches zum Sozialismus hin. Aber über den Weg, dessen die Geschichte zu seiner Verwirklichung sich bedienen würde, machten sich beide grundverschiedene Vorstellungen.

Owen, nicht weniger als fünfzig Jahre älter als Engels, hatte selbst einer großen Spinnerei vorgestanden und als Betriebsleiter und Arbeitgeber den Weg zum Sozialismus gefunden. Den gleichen Beruf und eine ähnliche Mission schien seine Zukunft auch Engels zuweisen. Trotzdem bestand, so groß seine persönliche Verehrung für Owen damals war und auch später blieb, für ihn nicht die Versuchung, sich dessen Anhängerschaft anzuschließen. Zu deutlich empfand er den Gegensatz der Temperamente, der Weltanschauungen; auf den naturrechtlichen Idealismus Owens blickte der Schüler Hegels wie auf einen primitiven, von der deutschen Philosophie längst überwundenen Standpunkt herab; mehr bedeuteten ihm noch dessen soziale Experimente, seine praktischen Erfolge. Owens theoretischer Deduktion gestand er zwar ein »umfassendes« Bestreben zu, aber er erklärte sie für so dunkel und so schlecht vorgetragen wie die Lehren eines »deutschen Philosophen«. Am meisten imponierte ihm dieses Engländers mutige Feindschaft gegen die Kirche und die Theologen, daß er es wagte, »Ehe, Religion und Eigentum die einzigen Ursachen alles Unglücks seit Anfang der Welt« zu nennen. Wegen ihres offenen Kampfes gegen die verschiedenen Kirchen, überhaupt wegen ihrer Ablehnung der Religion belobte er die englischen Sozialisten als grundsätzlicher und praktischer als die französischen, die ihre sozialistischen Grundgedanken aus dem Christentum herausliefen und dieses, nachdem Saint-Simon ihnen darin vorausgegangen war, einer Erneuerung entgegenführen zu können hofften. Den stets von Tausenden besuchten sonntäglichen Veranstaltungen in der von Owens Anhängern errichteten großartigen Manchester Hall of Science hat Engels während seines Aufenthalts daselbst oft beigewohnt, und das neuartige Bild, das sich hier vor ihm auftat, hat im Anfang auf ihn einen starken Zauber ausgeübt. Für den jungen Wuppertaler mußte es wirklich ein neuartiger Eindruck sein, hier allsonntäglich mit Wihen gegen die Geistlichen gespickte Reden anzuhören, in denen die Christen schlechthin als »unsere Feinde« tituliert wurden.

Über die geschäftlichen Aufgaben, die der Sohn des Barmer Chefs damals bei Ermen & Engels in Manchester zu erfüllen hatte, wissen wir bis jetzt nichts Genaues. Ein Glück ist es, daß wir besser über die Tätigkeit unterrichtet sind, die er außerhalb des Kontors entfaltete, und die, wie sie es für ihn war, auch für uns die wichtigere ist. Mit dem fest zupackenden Orientierungsbedürfnis und dem sicheren Instinkt, die ihm eigen waren, stürzte er sich damals in seinen Freistunden in die englische Literatur der Epoche und des Tages; allein schon die Zeitungen und Zeitschriften, die nicht wie im lieben Vaterland eine ängstliche Zensur verhinderte, von den öffentlichen Dingen anstandslos zu reden, und denen die hochgehenden Wogen der politischen und sozialen Kämpfe stets eine Fülle bedeutenden Stoffes zuführten, waren ihm, der zu lesen verstand, eine stets fließende Quelle der Belehrung, die er mit voller Bewußtheit und mit sichlichem Nutzen ausschöpfte. Das Studium der englischen Vergangenheit, dem er sich, wie wir schon wissen, eifrig hingab, sollte ihm helfen, noch gründlicher die Gegenwart des Landes zu begreifen, seine Zukunft noch deutlicher zu erschauen. Shelley war schon frühzeitig der englische Dichter gewesen, der durch seinen Haß gegen Christentum und Königtum ihn vorzüglich angezogen hatte. Damals hatte er »Queen Mab« zu übersetzen begonnen. Auch jetzt reizte ihn aus der schönen Literatur besonders alles, was, durch die Kämpfe der Zeit angeregt,

auf diese zurückwirkte, auf sie zurückwirken wollte. Was konnte ihn da stärker packen als die Schriften Carlyles, die Romane Disraelis, die Gedichte Elisabeth Brownings und Thomas Hoods? Vernahm er hier nicht den Widerhall der gewaltigen sozialen Erschütterung, die das englische Land durchbebte und ihn, den Fremdling, unwiderstehlich in ihre Kreise zog? Eine noch beredtere Sprache führten vielleicht die Eindrücke, die sein tägliches Leben in Manchester ihm lieferte und denen er sich mit atemlosem Eifer überließ. Mochte er aber von der Baumwollbörse oder von den Streifzügen durch die elenden Arbeiterquartiere, die er eifrig betrieb, heimkehren, ihm konnte nicht entgehen, daß alles, was er erfuhr, beobachtete und sammelte, für ihn selbst wie für die Mitwelt nur dann die erwünschten Früchte tragen konnte, wenn er sich gleichzeitig energisch in der ökonomischen Literatur umsah, die in England in Blüte stand und die er auf seinem bisherigen Bildungsweg vernachlässigt hatte. Auf diese Weise also wurde die Kenntnis der Volkswirtschaftslehre ihm plötzlich ebenso notwendig, ja fast noch notwendiger als die der Philosophie, auf die er bisher fast allein gebaut hatte und von deren Unentbehrlichkeit für ihn er auch weiterhin überzeugt blieb. (Schluß folgt)

Der Weltarbeiterschuß im Friedensvertrag

Von Max Quarc, M. d. N.

(Schluß)

II

Bei den bisherigen Aktionen für internationalen Arbeiterschuß sind denn auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika unter solchen Umständen begreiflicherweise durchaus beiseite gelassen worden. In dem amtlichen Bericht des schweizerischen Bundesrats an die Bundesversammlung betreffend die Frage internationaler Regelung des Arbeiterschutzes und die Berliner Konferenz vom 9. Juni 1890 (Bern 1890) wird gelegentlich der schweizerischen Schrifte vom Jahre 1889/90 die Frage aufgeworfen, warum das schweizerische Einladungsschreiben nicht auch an die Vereinigten Staaten von Nordamerika gerichtet worden sei. Der schweizerische Bundesrat gibt die Antwort in einem Schreiben vom 5. Juli 1889, mit dem ein Gesuch der »Central Labor Federation of New York« vom 11. Juni 1889 beantwortet wird, die Einladung auch an die Union ergehen zu lassen. Er äußerte sich dahin, »daß er bezwecke, zunächst die Ansichten der europäischen Industriestaaten auf der Konferenz sich geltend machen zu lassen, um zu erfahren, ob es möglich sei, zu internationalen Vereinbarungen auf diesem Gebiet zu gelangen. Wenn sich diese Möglichkeit ergebe, so werde es Sache späterer, diplomatischer Konferenzen sein, solche Vereinbarungen zu beraten und abzuschließen, und es werde dann die Gelegenheit vorhanden sein, noch andere Staaten zuzuziehen. Einiges Gewicht sei auch auf den Umstand gelegt worden, daß die Kompetenz der Unionsgesetzgebung sich nur auf die eigenen Arbeiter der Vereinigten Staatenunion erstrecke.« Auch aus dieser Stellungnahme ergibt sich, wie sehr der sozialpolitische Ernst der Union angezweifelt werden konnte auf Grund der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten noch zu keiner einheftlichen Bundesgesetzgebung für das Arbeitsrecht gekommen waren und bis heute, also dreißig Jahre später, noch nicht gekommen sind. So schieden die Vereinigten Staaten bei all den Bestrebungen für inter-

nationalen Arbeiterschutzes des letzten halben Jahrhunderts von vornherein vollständig aus, und es ist auch niemals und nirgends etwas davon bekannt geworden, daß sie sich um eine Beteiligung an ihnen bemüht hätten.

Im und nach dem Weltkrieg aber waren es nicht irgendwelche Entente-regierungen, sondern amerikanische Arbeitergruppen und solche der ganzen Welt sowie vorwiegend sozialpolitische Organisationen aus deutschsprachigem Gebiet, die nach dem internationalen Arbeiterschutze als Bestandteil des künftigen Friedensvertrags riefen. Die amerikanische Arbeiterschaft hatte Anstoß zu den Gewerkschaftskonferenzen der Kriegszeit in Leeds und Bern gegeben, die den internationalen Arbeiterschutze in ihre Programme aufnahmen. Die Berner Konferenz vom 4. Oktober 1917 hat dieses Programm am vollkommensten formuliert, und aus ihr ist es in die Vorschläge der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutze (Sitz Basel, Internationales Arbeitsamt) übergegangen.

Die Eingabe, die diese Vereinigung unterm 11. Juni an den schweizerischen Bundesrat machte, schlug die Brücke zwischen den Wünschen der bedrückten amerikanischen Arbeiterschaft und den Friedensverhandlungen in Versailles. Auf diesem Weg ist der hohe Gedanke internationalen Arbeitsrechts in den Weltfriedensvertrag und damit in das Land der größten sozialen Gegensätze, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, gelangt. Dieser Kreislauf, der den Welt Sieger Nordamerika vor die neue und noch schwierigere Aufgabe stellt, sozialpolitisch sich selbst zu besiegen, ist übrigens auch noch begleitet worden von den politisch außerordentlich wertvollen Worten eines amerikanischen Wissenschaftlers, Professor Rowe, Generalsekretär der panamerikanischen Union. Er sagt in der Zeitschrift der amerikanischen Akademie der Staatswissenschaften vom Juli 1917 (erster Teil, S. 273):

Demokratie bedeutet etwas mehr als ein Regierungssystem, etwas Tiefgehenderes als die Wahl der Beamten, etwas Charakteristischeres als einen bestimmten Verfassungstypus. Demokratie bedeutet in letzter Linie die Lösung bestimmter grundlegender industrieller und sozialer Probleme, wie die Abschaffung der Peonage, die staatliche Garantie eines Mindestlebensfußes der arbeitenden Massen, ein wohlgeordnetes System von Arbeiterschutzesgesetzen, ein Agrarsystem, das auf einer zahlreichen bäuerlichen Bevölkerung beruht, ein Erziehungswesen, das allen unter wirklich und nicht bloß formell gleichen Bedingungen offensteht.

Die in diesen Worten ausgedrückte Erfahrungstatsache, daß sich die politische Demokratie über sich hinaus zur sozialen Demokratie entwickelt, erhebt sich jetzt riesengroß vor den Vereinigten Staaten und fordert ihre Lösung in Gestalt der Ausführung des Weltfriedensvertrags. Und diese politische Folgerichtigkeit und Entwicklungsnotwendigkeit wird viel stärker auf Amerika drücken als alle wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die sonst noch für das internationale Arbeitsrecht angeführt werden können.

Um diesen kommenden politischen Druck von unten nach oben abzuschwächen, hat wohl auch der zweite Abschnitt des Teiles 13 des Weltfriedensvertrags (Arbeit) die allgemeinen »Grundsätze« für die praktische Durchführung des neuen internationalen Arbeitsrechts in Artikel 427 recht dehnbar und milde gefaßt. Leitender Grundsatz soll sein, daß die Arbeit nicht lediglich als Ware oder Handelsartikel angesehen werden darf. Das ist aber bloß eine Verneinung. Die positive Ergänzung dieser Forderung wäre,

daß die Arbeiter als Träger der Arbeit wirtschaftlich, gesundheitlich und moralisch geschützt sein müssen vor jedem Übergriff der Unternehmer in jene drei Lebensgebiete; diese Ergänzung fehlt aber im Friedensvertrag. An zweiter Stelle nennt der Vertrag das Recht des Zusammenschlusses zu allen »nicht dem Gesetz zuwiderlaufenden Zwecken« für Arbeiter und Unternehmer. Die vieldeutige Wendung von den dem Gesetz nicht zuwiderlaufenden Zwecken macht den Punkt nicht eben klarer. Das »Gesetz«, das heißt wohl das allgemeine Gesetz, kann ebenso Ergebnis einer unumschränkten Unternehmerherrschaft sein wie ein verkrüppeltes Koalitionsrecht. Ist dieser Punkt vielleicht schon vorsichtigerweise auf die Zustände in Amerika zugeschnitten? An dritter Stelle fordert der Friedensvertrag die Bezahlung der Arbeiter mit einem Lohne, »der ihnen eine nach der Auffassung ihrer Zeit und ihres Landes angemessene Lebensführung ermöglicht«. Auch hier wieder fällt der Vorbehalt auf. Jedes Land soll seine eigene Auffassung, also wohl diejenige seiner herrschenden Schichten, über die angemessene Lebensführung der Arbeiter haben können. In vierter Linie werden der Achtstundentag und die Achtundvierzigstundenwoche »als zu erstrebendes Ziel«, nicht als unmittelbar zu verwirklichende Reformforderung bezeichnet. Unter fünftens wird nicht Sonntagsruhe, sondern wöchentliche Arbeitsruhe von nur 24 Stunden gefordert, die »nach Möglichkeit« den Sonntag einschließen solle. Für die großen, kontinuierlichen Betriebe der amerikanischen Riesenindustrien ist also Platz zum Durcharbeiten über den Sonntag genug gelassen! Klipp und klar ist an sechster Stelle wenigstens die Beseitigung der Kinderarbeit ausgesprochen. Wir sahen oben, welche Schwierigkeiten dies freilich in Nordamerika noch machen dürfte. Die Einschränkung der Arbeit Jugendlicher ist vorsichtigerweise darauf abgestellt, daß es genügt, den jungen Leuten »die Fortsetzung ihrer Ausbildung zu ermöglichen« (in welchem Umfang wohl?) und ihre körperliche Entwicklung sicherzustellen. An siebter Stelle wird der Grundsatz des gleichen Lohnes ohne Unterschied des Geschlechts für eine Arbeit von gleichem Wert rund und nett verkündet. Wo sind aber beim heutigen Stand des Koalitionsrechts in Nordamerika die Arbeiterinnenorganisationen, die so etwas durchsetzen können? Nach dem achten Punkt soll das neue Arbeitsrecht in jedem Land auch den fremden Arbeitern eine »gerechte wirtschaftliche Behandlung sichern«. Warum ist hier nicht einfach gesagt, daß einheimische und fremde Arbeiter unter dem gleichen Arbeitsrecht stehen? Im Schlußsatz sind dann alle diese »Grundsätze« als »nicht vollständig und nicht endgültig«, sondern nur als »Richtschnur« für die Politik des Völkerbundes bezeichnet. Ist das eine Verstärkung oder eine Abschwächung? Je nach dem kapitalistischen Bedürfnis eines oder mehrerer Länder kann beides aus ihnen gemacht werden, vollends im fruchtbeherrschten Nordamerika von heute! Jedenfalls steht eines fest: Vom freien Koalitionsrecht für Arbeiter und Angestellte als dem Haupt- und Grundsatz des gemeinsamen Rechts, unter Streichung aller besonderen Koalitions- und Verschwörungsgesetze, ist auch nicht im entferntesten beim Völkerbund die Rede — genau wie im junkerlichen Preußen!

Man steht also auch hier vor einer zwiespältigen Erscheinung. Zwar ist der Rostschrei der klassenbewußten amerikanischen Arbeiterwelt und der amerikanischen Wissenschaft von der sozialen Demokratie nach endlicher Einbeziehung der Vereinigten Staaten in den internationalen Arbeiterschutz

siegreich im Weltkrieg durchgedrungen. Nordamerika hat sich im Weltfriedensvertrag dem internationalen Arbeiterschutgedanken unterworfen und die erste Arbeitskonferenz 1919 nach Washington einberufen müssen. Aber es hat sich auf der anderen Seite gleichzeitig stark gesichert gegen eine eingreifende Veränderung seiner sozialen Gesetzgebung durch die in vielen Punkten wachsweiße Fassung des Mindestmaßes von Arbeiterschutz, das der Weltfriedensvertrag aufstellt. Die wenig klaren und zum Teil recht verworrenen Telegramme über die Verhandlungen dieser ersten Arbeitskonferenz, die bisher von amerikanischer Seite in die Welt gesandt worden sind, machen vollends nicht den Eindruck sozialpolitischen Zielbewußtseins und geben vorläufig nicht die mindeste Vorstellung von der Tragweite der Beschlüsse. Merkwürdig berührt jedenfalls, daß die Konferenz zuerst beschlossen hat, die deutschen Vertreter zu rufen, aber jetzt bereits Ende November auseinandergehen will, so daß unsere Delegierten gar nicht mehr zur Verhandlung kommen können. Und auffällig ist ferner, daß man sich im Ausschuß des Kongresses über die Staaten, welche das zu übernehmende, nach Genf zu verlegende Internationale Arbeitsamt überwachen sollen, bisher nicht recht einigen konnte. Kanada, Schweden, Polen, Spanien und Indien haben anscheinend dagegen Widerspruch erhoben, daß die in Artikel 393 des Weltfriedensvertrags bei der Zusammenfassung des Verwaltungsrats des Arbeitsamts stark begünstigten acht Mitgliedstaaten, »denen die größte industrielle Bedeutung zukommt«, so große Rechte eingeräumt werden. Die letzte Meldung lautet so, als ob die Regierung auf einen Vertreter im Verwaltungsrat beschränkt und daneben verhütet werden sollte, daß die sechs Unternehmer- und sechs Arbeitervertreter etwa auch noch unter dem Einfluß derselben Regierungen bestimmt werden. Offenbar rühren diese Differenzen eben aus der Erscheinung her, daß kleinere Länder unter bestimmten Umständen für die Arbeitskultur der Menschheit unendlich mehr leisten als Riesenstaaten und sich deshalb mit Fug und Recht gegen Vorrechte der letzteren wehren. Wenn die Dinge damit zusammenhängen, so würden sie einen neuen Beweis für den Grundsatz bilden, den das Bureau der Internationalen Vereinigung für gesellschaftlichen Arbeiterschutz in seiner schon erwähnten Eingabe vom 11. Juni 1918 hervorhebt, nämlich den, daß es auch auf diesem Gebiet »keine Vor- und Zwangsherrschaft, sondern nur eine Arbeitsgemeinschaft geben kann«. Ob und inwieweit man diese jetzt in Washington auf der ersten Arbeitskonferenz hat herstellen können, davon wird zu einem hervorragenden Teil die ganze Wirkungsmöglichkeit des Weltfriedensvertrags auf dem Gebiet des Arbeitsrechts abhängen. Staaten wie Nordamerika können nach ihrer sozialpolitischen Vergangenheit und Gegenwart unmöglich die Führung übernehmen wollen, sondern haben in sich selbst noch sehr beträchtliche Wandlungen im Sinne des sozialen Fortschritts vorzunehmen. Das Internationale Arbeitsamt, das bisher in Basel unter deutscher Leitung als halb amtliche, halb freie Einrichtung außerordentlich günstig wirkte, sehen deshalb auf Grund der Feststellungen, die in diesem Aufsatz gemacht werden mußten, viele von uns mit schwerem Herzen nach Genf unter den Einfluß des Völkerbundes, das heißt der Entente ziehen.² Möge sich die merkwürdige Behandlung der

² Genf ist gerade in den letzten Monaten der Sitz einer antisozialen Unternehmerbewegung gewesen, welche die Initiative gegen das vom Schweizer Bundes-

Deutschen durch die Arbeitskonferenz aufklären! Mögen sich die Beschlüsse der Konferenz als recht mufig und entschieden erweisen! Mögen unsere Befürchtungen, daß die Übernahme des Internationalen Arbeitsamts in die Völkerbundregie sein starkes soziales Wollen eindämme, sich als grundlos erweisen! Nirgends wird man sich darüber mehr freuen als in Deutschland, der Schweiz und in England, den Mutterländern des ersten nationalen und dann internationalen Arbeiterschutzes.

Tarifverträge im Bergbau

Von Heinr. Löffler (Vorstandsmitglied des Bergarbeiterverbandes)

Die Bergarbeiter haben um die Anerkennung ihrer Organisation oft und hart kämpfen müssen, denn in keinem anderen Gewerbe haben die Unternehmer sich so nachhältig gegen die Anerkennung der Arbeiterorganisationen gekämpft wie im Bergbau. Fast alle Bergarbeiterstreiks, die seit 1889, dem Geburtsjahr des freigewerkschaftlichen Bergarbeiterverbandes, geführt wurden, verdankten ihr Entstehen der Tatsache, daß die Unternehmer jegliche Verhandlungen mit den Organisationen ablehnten. Auch mit den gesetzlichen Vertretungen der Bergarbeiter, den Arbeiterausschüssen, die nach dem großen Streik im Jahre 1905 eingeführt wurden, kamen Verhandlungen über die Gestaltung der Lohn- und Arbeitsbedingungen nicht zustande. Diese Organisationen hatten zwar das Recht, Wünsche und Beschwerden der Belegschaften zur Kenntnis des Bergwerksbesizers oder seines Stellvertreters zu bringen, aber das Vertretungsrecht in Lohnfragen wurde ihnen allgemein strittig gemacht. Das Lohnabkommen bestand in einem einseitigen Diktat der Bergwerksverwaltungen.

Auch in sicherheitspolizeilicher Hinsicht hatten die Bergarbeiter bis zum Jahre 1910 nicht das geringste Mitwirkungsrecht. Noch 1908, anlässlich der Verhandlung einer Interpellation über das große Unglück auf der Grube Reden im Saarrevier, sagte der damalige Handelsminister und jetzige deutschnationale Abgeordnete v. Delbrück: »Erst wenn die Bergarbeiter die Kunst gelernt haben werden, sich die Gunst der Arbeitgeber zu erwerben, dann werden diese gegen eine Mitkontrolle der Arbeiter nichts mehr einzuwenden haben.«

Als dann die preußische Regierung unter dem Eindruck der furchtbaren Massenunglücke des Jahres 1908 (Reden-, Klein-Rosseln-, Matzildegrube und Radbod) dem Landtag einen Gesetzentwurf vorlegte, wonach im Bergbau Sicherheitsmänner aus den Reihen der Arbeiter ge-

parlament im November vorigen Jahres beschlossene Arbeitsgesetz ergriffen hat. Angeblich soll dies schweizerische Arbeitsgesetz mit seinen erfreulich fortschrittlichen Bestimmungen über Arbeitszeit, Mindestlöhne und Tarifwesen der Ruin der schweizerischen Freiheit sein! Wie mag dem Internationalen Arbeitsamt zumute gewesen sein, als es diesen vorsintflutlichen Unsinn las und zugleich seine eigene Verlegung nach Genf erfuhr? Man brachte zirka 55 000 Unterschriften für die Volksinitiative gegen das Arbeitsgesetz zusammen. Aber allzu scharf macht schartig! Auf der Reise von Genf nach Bern zur Regierung verschwanden die 55 000 Unterschriften aus der Eisenbahn! Offenbar glaubte ein Verkehrsangestellter, die mitgehandelte Arbeit auf diese Weise rächen zu müssen. ...

wählt werden sollten, ließen die Unternehmer Sturm. Sie beriefen am 6. Januar 1909 eine Geheimkonferenz nach dem Palasthof in Berlin und schlugen scharfe Töne gegen die Regierung an. So meinte zum Beispiel Herr Geheimrat Williger (Oberschlesien):

»Wenn wir den Herren Ministern immer wieder das Rückgrat stärken, indem wir treu auf unserem Standpunkt verharren, und es geht der zweite, dritte, vierte und fünfte, dann wird sich das Blättchen schließlich doch zu unseren Gunsten wenden.«

Und Herr Geheimrat Uthemann (Oberschlesien) rief der Deputation, die mit dem Minister verhandeln sollte, zu:

»Wir sind die Herren im Hause, und wir lassen die Arbeiter nicht hineinreden. Drücken Sie dem Minister da den Herrenstandpunkt ins Auge.«

Unter dem Eindruck des drohenden Verhaltens der Unternehmer wurde denn auch dieses Gesetz unter tätiger Mitwirkung des Preussischen Landtags zur »weißen Salbe«.

Die Bergwerksunternehmer sind von jeher mächtig gewesen. Ihr starker Arm rüttelte oft an Ministersitzen und brachte Minister zum Sturz. Ihnen stand, an der Zahl der Berufsgenossen gemessen, eine leider nur gering organisierte und zudem zersplitterte Bergarbeiterschaft gegenüber. Daß die Bergarbeiter infolge dieser Machtverteilung verhältnismäßig spät zur Frage der Tarifverträge im Bergbau Stellung genommen haben, erscheint nicht verwunderlich. Kaum wurde aber die Einführung solcher Verträge besprochen, so wandten sich die Unternehmer mit der ihnen eigenen Schärfe dagegen. Der Abschluß von Tarifverträgen sollte für eine gedeihliche Fortentwicklung des Bergbaus außerordentlich gefährlich sein und einen unvermeidlichen Zusammenbruch heraufbeschwören, weil den einzelnen Werksleitern die notwendige Freiheit der Entschließung genommen und die Arbeiter unter die Herrschaft der Streikverbände gebracht würden.

Das waren schwere Geschüße, aber sie konnten nicht sonderlich schrecken, denn man hatte schon treffliche Erfahrungen über die Wirkung der Tarifverträge im Bergbau, wenn auch nicht in Deutschland, gesammelt. In England waren sie schon länger denn ein Jahrzehnt in praktischer Übung, als man in Deutschland an eine Erörterung ihrer Durchführung herantrat. Erst mußte denn auch ein Beauftragter der Unternehmer Studien machen. Herr Bergassessor Hilgenstock (Dahlhausen) ging im Auftrag des Bergbaulichen Vereins für Rheinland-Westfalen in die englischen Bergwerksbezirke und berichtete über seine Eindrücke und Wahrnehmungen in der Berg- und Hüttenmännischen Zeitschrift »Glückauf«, Nr. 49 bis 52, Jahrgang 1907. Er setzte auseinander, daß sich die englischen Bergwerksbesitzer früher genau so geweigert hätten, mit den Verbänden der Bergarbeiter zu verhandeln, wie es die Arbeitgeber im Ruhrkohlenbezirk taten, aber nach erbitterten Kämpfen hätten sich die Arbeitervereinigungen Anerkennung zu verschaffen gewußt. Zugleich mußte er anerkennen, daß in England das tarifliche Einigungswesen den gewerblichen Frieden erhalten und gefördert hat; doch dürfe, meint er, nicht unerwähnt bleiben, daß die englische Industrie mit dem Ausbau des Einigungswesens nur das kleinere Übel gewählt und den Frieden durch ein anhaltendes Steigen der Löhne wie der Selbstkosten teuer erkauft hätte. Daß diese Einwände durch die

glänzende Entwicklung der englischen Industrie und durch die starke Kohlenkonkurrenz Englands gegen Deutschland, besonders in Berlin, widerlegt wurden, scheint damals der beauftragte Journalist des Bergbaulichen Vereins ganz übersehen zu haben.

Nach den Meinungen der Unternehmer und ihrer Journalisten sollten Tarifverträge nach englischem Muster aus technischen Gründen im deutschen Bergbau unmöglich sein. Die Flöz-, Lagerungs- und Gebirgsverhältnisse wären, erklärten sie, in Deutschland schwieriger und undurchsichtiger als im englischen Bergbau. In England wären normale Flöze die Regel, in Deutschland aber, besonders in Rheinland-Westfalen, die Ausnahme. Nur in Oberschlesien sollten die Verhältnisse ähnlich gelagert sein wie in England; doch auch dort wäre infolge der Indifferenz der Arbeiter die Einführung von Tarifverträgen unmöglich.

Es bedarf nicht besonderer Beweise, um darzutun, daß die angeführten Unternehmergründe nicht stichhaltig waren. Die Unternehmer im Bergbau waren grundsätzliche Gegner der Gewerkschaften und ihrer Tarifpolitik. Sie versuchten lediglich diese Gegnerschaft mit Scheingründen zu verbergen. Das bestätigten sie bald selbst, denn nachdem die Revolution durchs Land gegangen war und die Machtverhältnisse sich zugunsten der Arbeiter verschoben hatten, kam es auch im Bergbau zum Abschluß von Tarifverträgen. Nicht die Flöz-, Lagerungs- und Gebirgsverhältnisse hatten sich geändert; aber die Machtverhältnisse der Parteien waren andere geworden. Noch im Sommer 1917 bemühte sich General v. Gröner in seiner Eigenschaft als Chef des Kriegsamts vergebens, die Bergwerksvertreter an den Verhandlungstisch zu bringen. Erst als die Revolution an die Tore Deutschlands pochte, kam es zu Verhandlungen zwischen den Parteien. In der damals bewegten Zeit kam es aber noch nicht zu Tarifabschlüssen. Erst am 25. Oktober 1919 fand die Unterzeichnung eines Tarifvertrags für das rheinisch-westfälische Steinkohlenrevier statt, das über 450 000 auf Bergwerken beschäftigte Arbeiter umfaßt. Die hohe Arbeiterzahl veranschaulicht die Bedeutung dieses Vertrags.

Zunächst ist in dem Vertrag die Schichtzeit geregelt. Sie beträgt einschließlich der An- und Ausfahrt für jeden einzelnen Mann vom Betreten des Förderkorbs bei der Einfahrt bis zu dessen Verlassen bei der Ausfahrt sieben Stunden. Die Arbeitszeit über Tage beträgt acht Stunden. Für Sonntagsarbeit gelten die gesetzlichen Bestimmungen. Überarbeiten aus betriebstechnischen Gründen oder aus Gründen des Allgemeinwohls sollen gleichmäßig auf die in Frage kommenden Arbeiter verteilt werden. Für Überarbeit an Wochentagen wird ein Lohnzuschlag von 25 Prozent, für solche an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen von 50 Prozent gewährt. Ferner ist die Urlaubsfrage geregelt. Voraussetzung für die Erlangung von Urlaub ist eine einjährige ununterbrochene Beschäftigung auf einer Grube des Vertragsbezirks und eine sechsmonatige Beschäftigung auf derselben Zeche. Der Urlaub wird allen mindestens achtzehn Jahre alten Arbeitern gewährt und beträgt bei einjähriger Beschäftigung drei Arbeitstage, bei zweijähriger vier, bei dreijähriger fünf, bei vierjähriger und längerer Beschäftigung sechs Arbeitstage. Als Entschädigung wird der Lohn gezahlt, den der Arbeiter bei Urlaubsverzicht verdient haben würde. Während der Urlaubszeit darf vom Beurlaubten andere Lohnarbeit nicht verrichtet werden. Bei

Zuwiderhandlungen wird der Lohn nicht gezahlt. Die Lohnfrage ist in einer besonderen Lohnordnung geregelt, die sich für die unter Tage beschäftigten Arbeiter aus 34 und für die über Tage beschäftigten aus 74 Positionen zusammensetzt. Für die bei der eigentlichen Kohलगewinnung beschäftigten Arbeiter ist das Prinzip des Akkordlohns, wie es von alters her im Bergbau bestanden hat, aufrechterhalten geblieben.

Des ferneren sind durch diesen Vertrag noch die Fragen der Lohnzahlungstermine, des Gelechts, der Sprengstoffe, der Lieferung von Hausbrandkohlen für die Arbeiter, des Arbeitsnachweises, der Entlassung, der Werkwohnungen und der Schlichtung von Streitfällen geregelt.

Die Organisationsvertreter der Bergarbeiter standen einmütig auf dem Standpunkt, daß der Vertrag nur für die Mitglieder der vertragsschließenden Verbände Gültigkeit haben könnte, und wünschten dieses ausdrücklich im Tarifvertrag zum Ausdruck zu bringen. Hiergegen wehrten sich die Unternehmer. Weil es bei den Verhandlungen hierüber zu keiner Einigung kam, fand am 30. Oktober unter dem Vorsitz des Arbeitsministers eine Besprechung in Berlin statt, woselbst dieser nach längerer Aussprache folgende Erklärung abgab: »Der Tarifvertrag vom 25. Oktober 1919 gibt, wie alle Tarifverträge, Rechtsansprüche nur den Mitgliedern der vertragsschließenden Verbände, keineswegs aber auch Außenstehenden, soweit er nicht für allgemeinerbindlich erklärt ist.«

Mit dieser Rechtsauffassung gaben sich die Parteien zufrieden, und die letzte Differenz war beseitigt. Damit soll nicht gesagt sein, daß es weiterhin keine Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteien über den Vertrag und seine Auslegung geben wird. Sie können aber nunmehr, nachdem man sich am Verhandlungstisch zusammengefunden hat, in Güte ausgetragen und Arbeitsunterbrechungen vermieden werden. Das ist der hohe Wert dieses Tarifabschlusses im Bergbau.

Mehr Kinderschutz!

Von Eduard Gräf

Wer jetzt durch die Straßen einer Großstadt geht, wird verwundert die große Zahl der Kinder betrachten, die oft bis in die späten Nachtstunden hinein tätig sind. Nicht allein als Zeitungsverkäufer, die mit heiser geschriener Stimme die neuesten Tagesblätter anbieten. Schon beim Aussteigen aus dem Eisenbahnzug eilt uns fast in allen Bahnhöfen Deutschlands ein brüllender Chorus von Kindern im Alter von 7 bis 12 Jahren entgegen, die sich zum Tragen des Reisegepäcks anbieten. Sogar als Kutscher mit der Peitsche in der Hand sieht man verwehrlose Jungen, als ob keine erwachsenen Arbeitslosen mehr vorhanden wären. Es sind auch in Deutschland Zustände eingerissen, die man früher nur in Italien gesehen und verspottet hat.

Wo ist der gerühmte Kinderschutz in Deutschland geblieben? In Friedenszeiten, als die Kinder noch einigermaßen gut genährt und gekleidet waren, schlossen sich zahlreiche Vereine zusammen, die sich mit der wichtigen Frage des Kinderschutzes befaßten. Auf besonderes Betreiben unserer Genossinnen dehnten manche dieser Vereine auch ihre Tätigkeit auf die Kontrolle der Beschäftigung der Kinder aus. Es bildeten sich sogenannte Kinderschutzkommissionen, die ihre tätigen Mitglieder schon früh um 5 Uhr auf die Straße schickten, um arme Kinder vor der Ausbeutung durch Unternehmer oder eigene Familienangehörige zu schützen. Welch eine

Fülle von Material wurde damals schon gesammelt! Es wurde festgestellt, daß morgens um 5 Uhr schon die Kinder aus den Betten geholt wurden, die als Zeitungsausbräuer, Bäckerjungen usw. tätig waren. Fast überall mußten die Kinderschutzkommissionen gegen den Unverstand der Eltern kämpfen, die sich auf den Standpunkt stellten, daß sie mit ihren Kindern machen könnten, was sie wollten. Ja, es kam vor, daß sogar Familienväter, die selbst den Kampf gegen das Unternehmertum führten, ihre eigenen Kinder frühzeitig ohne eigentliche Not von demselben ausbeuten ließen. Daß das schlaue Unternehmertum diese Schwäche ausnutzte, ist begreiflich, da es leichter war, Vater und Mutter mit ihren Kindern im Betrieb zu beschäftigen, der sich der Kontrolle der Polizeiorgane entzog.

Wir hatten einen Kinderschutz durch Verbot der Arbeit in Fabriken, wo eine Kontrolle sehr leicht möglich war, überließen aber diejenigen Kinder ihrem Schicksal, die außerhalb des Betriebs beschäftigt waren und als willige Arbeitskräfte natürlich dem Unternehmertum hochwillkommen waren. Immerhin wurden erhebliche Fortschritte erzielt und durch scharfe Kontrolle die Kinderarbeit etwas eingeschränkt, der Kampf gegen Unverstand und Egoismus energisch geführt. Dann kam der Krieg und vernichtete alle Erfolge dieser wichtigen sozialen Hilfsarbeit. Kein Mensch regte sich mehr darüber auf, daß von Monat zu Monat die Zahl der zum Heeresdienst Eingezogenen sich gewaltig steigerte und die Arbeitskräfte durch Frauen ersetzt werden mußten. Bald reichten auch die ledigen Frauen nicht mehr aus, die Mutter ging zur Fabrik und mußte ihre Kinder sich selbst überlassen. Die Kriegsindustrie arbeitete Tag und Nacht, und viele Mütter waren daher gar nicht mehr in der Lage, sich um ihre Kinder zu kümmern. Industrie und Handel aber griffen gerne zur billigen Kinderarbeit. Sie hatten die schöne Ausrede, daß erwachsene Personen nicht mehr zu haben wären. Viele Geschäftsleute nahmen sich nun arme Proletarierkinder als Boten, Hausdiener usw. Die ankommenden Reisenden in den Bahnhöfen bedienen sich auch heute noch gerne der Hilfe jugendlicher Gepäckträger, die schreiend an der Sperre stehen. Sie werden ja durch diese billiger bedient als von erwachsenen Männern. Halbwüchsige Knaben und Mädchen im Alter von 8 bis 12 Jahren werden da mit schweren Gepäckstücken belastet, die sie dann keuchend lange Strecken bis ins Hotel tragen.

Wie sehr die Gesundheit dieser armen Kinder, die schlecht ernährt, verlumpt und übernünftig ihrer Tätigkeit nachgehen, darunter leidet, ist klar. Noch größer sind jedoch die sittlichen Gefahren, die diesen Kindern drohen. Einzelne Kinderschutzvereine haben sich auch mit dieser Frage befaßt und verschiedene Fälle energisch verfolgt. Es stellte sich dabei heraus, daß die Eltern der betreffenden Kinder gar keine Kenntnis von deren Beschäftigung haben wollten, auch angeblich keine Zeit hatten, die nötige Beaufsichtigung auszuüben. Ebenso wenig kümmerten sich die Eltern um die Herkunft der Geldmittel, die sie abends von ihren Kindern in Empfang nahmen. Tageseinnahmen bis zu zehn Mark sind festgestellt worden, von denen die unkundigen Kinder aber einen großen Teil wieder für Mäschereien ausgegeben hatten.

Das Herumlungern in den Bahnhöfen hat ferner für diese Kinder die Gefahr, daß sie von älteren Jungen zu strafbaren Handlungen verführt werden. Sie lernen oft bald, sich in den Besitz des anvertrauten Gepäcks zu setzen, es zu vertauschen oder gar zu berauben. Das Mitleid der Reisenden schützt sie wohl oft vor Verhaftung, die meist zur Aberweisung in die Fürsorgeerziehung führt. Trifft aber eine Bestrafung ein, so ist Gefängnis oder Zuchthaus das Ende dieser armen Kinder. Kann man dieser großen Gefahr nicht begegnen? Die Hilfe der Polizei wird am besten auszuschließen sein, dagegen sollte man die Kinderschutzkommissionen mit dieser Fürsorge betrauen. Es gilt, die Eltern der ermittelten Kinder über die großen Gefahren aufzuklären und im Falle der Not ihnen Unterstützung zu verschaffen, damit die Kinderarbeit unterbleiben kann. Auch die Lehrer könnten sich an diesem Hilfswerk beteiligen, wenn sie, vom sozialen Geiste erfüllt, sich um das

Schicksal des einzelnen Kindes mehr bekümmern würden. Ohne Zweifel müssen doch solche Kinder in der Schule zurückbleiben, da sie keine Zeit für die Schularbeiten haben und abgelenkt in die Schule kommen. Das muß dem Lehrer auffallen.

Tausende von Arbeitslosen stehen heute zur Verfügung und warten auf passende Arbeitsgelegenheit. Es ist daher kein Mangel mehr an erwachsenen Arbeitskräften wie im Kriege. Kinderarbeit ist deshalb fast in allen Fällen entbehrlich und als schädlich mit allen Mitteln energisch zu bekämpfen. Man darf nicht warten, bis die Kinder gefallen sind und sie der Fürsorgeerziehung oder dem Gefängnis anheimfallen. Es gilt den Kampf aufzunehmen gegen den Unverstand und Egoismus mancher Eltern und Unternehmer.

Literarische Rundschau

Richard Jahнке, *Von der Menschen Art und Unart*. Zweite Auflage. Viefelfeld und Leipzig 1919, Velhagen & Klasing. 100 Seiten.

Die Not der Gegenwart treibt die Menschen in die verschiedensten Stimmungen und Handlungen hinein: die einen zu rohem Genuß, die anderen zu dumpfer Verzweiflung, die einen zu leidenschaftlicher Politik, die anderen zu resignierter Latenlosigkeit. Das Nützlichste ist vielleicht, daß man seine nächste Pflicht, die Arbeit des Tages, tut und im übrigen in seinen Mußestunden mit Gelassenheit über der Menschen, in dieser Zeit ja weit krasser als sonst in die Erscheinung tretende, »Art und Unart« sich hinwegsetzt. Dazu wollen die etwa zwei Hunderte der sinnvollen Sprüche Richard Jahnkes helfen. Daß der Verfasser zufällig zugleich jetzt der Leiter des preußischen höheren Schulwesens ist, davon merkt man seinen geistvollen Aphorismen nichts an; sie haben weder Schulmeisterliches noch Bürokratisches an sich. Im Gegenteil, sie sprechen sich mit Nachdruck gegen die Bürokratie der Aktenstöße, die zu besetzen man ja als Schulkat genug Gelegenheit hat, gegen die Vorherrschaft des juristischen Geistes, gegen die alte deutsche Pedanterie und Titelsucht, den Kastengeist, den Hochmut aus. Hochmut aber ist Dummheit, und Dummheit ist »letzten Endes der Grund alles Unheils im Leben des einzelnen wie in dem der Völker« (S. 80). Mit Vorliebe wendet der Verfasser sich auch gegen alles Zeremonienwesen, gegen das stete Klatschen und Nörgeln und andere gesellschaftliche Untugenden. Selbständigkeit des Denkens, Willens, Handelns ist das, was uns zu wahren Menschen macht. »Je mehr wir uns auf uns selbst stellen, um so mehr wird unser Leid sich mindern.« (S. 10.) »Sich selbst treu zu sein, ist die heiligste Pflicht.« (S. 11.) »Sich emporrecken macht den Menschen größer, nicht das Sichmessen am Kleineren.« (S. 12) usw. Eigentlich politische Gedanken findet man weniger, als mancher Leser in heutiger Zeit erwartet oder vielleicht auch wünscht möchte. Freiheit ist hier der Grundzug. Erst wenn man Rechte gibt, darf man auch Pflichten aufladen (S. 25). Namentlich auch für Beamtenfreiheit, gegen alle Gefinnungsverbote tritt er nachdrücklich ein (S. 45). Aber wahre Freiheit ist unmöglich ohne Einordnung und Unterordnung (S. 35). »Ist denn das Leben darauf gestellt, daß die einen befehlen, die anderen gehorchen müssen? Sollte es nicht besser sein, einsehen zu lernen, daß jeder sich einordnen muß in den Zusammenhang, in den er eintritt?« (S. 69.) In der Arbeit für andere muß man seine Befriedigung suchen (S. 63). Jahнке ist mit gutem Grund (und wann wäre auch mehr Grund dazu als heute!) kein Optimist der Weltbetrachtung, ja er äußert sich zuweilen (zum Beispiel S. 40 und 50) recht pessimistisch, aber er bleibt trotzdem ein Idealist des Glaubens und des Handelns: »Den Glauben an Ideale mag schelten, wer will; reich und wohlbeleibt wird man durch ihn nicht, aber er gibt uns die Kraft, auch in schwersten Seiten nicht zu verzweifeln.« (S. 57 f.)

Wir empfehlen das zum Nachdenken reizende, auch äußerlich sehr hübsch ausgestattete Büchlein, das in kurzer Zeit schon eine zweite Auflage erlebt hat, dem Interesse der Leser. Wir sind überzeugt, daß es ihr Wohlgefallen erregen wird.

Karl Vorländer

Otto Lecher, Der Abgeordnete. Roman. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Berlin, Verlag S. Fischer. Preis Mk. 1.50.

Aber das alte Österreich konnte man eigentlich nie richtig ergrimmt sein. Man ärgerte sich wohl über den permanenten Zustand der Schlumperei, in dem sich sein ganzes Staats- und Verwaltungswesen befand; man lächelte über eine neue, unvorhergesehene und selbst hier unerhörte Dummheit, zuckte die Achseln, wenn wieder einmal etwas schief ging; aber eigentlich nahm man dieses ganze, große Österreich-Ungarn nie recht ernst und fand es daher auch nicht der Mühe wert, sich über die bestehenden Verhältnisse ernstlich zu erbosen. Sicher wäre es besser gewesen, wenn dieses Staatswesen ehrliche Entrüstung und gesunde Kritik hervorgerufen hätte. Beides hätte säubernd und reinigend gewirkt; so aber hat kein eiserner Wesen über die verstaubten Dielen und Gänge dieses sonderbaren Staatsgebäudes hinweggesetzt. Der Schmutz und Unrat blieb liegen, bis die Revolution mit einem Male die Fenster und Türen aufriß.

Man kann nicht sagen, daß kein Versuch unternommen worden wäre, das alte Haus vor dem Einsturz zu bewahren; aber soweit das in Wort und Schrift geschah, blieb die Kritik meist in der Schilderung der Verhältnisse stecken, ohne die letzten Schlußfolgerungen zu ziehen. In die Reihe der Bücher, die tief in das komplizierte Staatswesen, das Österreich-Ungarn darstellte, hineinleuchten, gehört Dr. Otto Lecher's Roman »Der Abgeordnete«, die Geschichte der parlamentarischen Laufbahn eines einzelnen unter den zahlreichen ehemaligen Volksvertretern Österreichs, aber so bezeichnend und typisch für ihre Mehrzahl, daß das Sondererlebnis des Herrn Abgeordneten aus der kleinen Stadt Marnheim wie ein Beispiel aus hundert ähnlichen wirkt. Von der schmalen Plattform aus, auf der sich Glück und Ende des deutschnationalen Parlamentarier's Wilhelm Dlebor abspielt, erblicken wir das ganze Getriebe und Unwesen dieses dem Namen nach konstitutionell regierten, in Wirklichkeit aber von seinen Bankgewaltigen und Adelsgrößen beherrschten Staates. Der Verfasser, selbst ehemaliger Abgeordneter und durch seine »Zwölfstundenrede« rasch zu parlamentarischer Berühmtheit gelangt, begnügt sich mit einer fesselnden Studie, ohne auf wissenschaftliche Gründlichkeit oder Vollständigkeit in der Schilderung des Parlaments- und des öffentlichen Lebens Gewicht zu legen. Er sucht das damit zu beweisen, daß er eine Familiengeschichte in den Vordergrund rückt; daraus aber, wie ihm gerade diese mißglückt, während der Hintergrund, von den Gestalten der »politischen« Welt belebt, als ein Kabinettstück packender Schilderung bezeichnet werden kann, erkennt man, daß ihm das geschilderte Einzelschicksal nur zum Vorwand für die Darstellung des politischen Treibens in Österreich dient.

Die Persönlichkeit des Abgeordneten ist vorzüglich charakterisiert, aber gleichfalls mit Zügen versehen, die nicht allein ihm eigen sind, sondern auch einem guten Teil seiner Kollegen. Idealistisch angehaucht, im Anfang draufgängerisch, nicht gerade dumm, aber den großen Fragen seines Berufs und der Politik ziemlich verständnislos gegenüberstehend, voll guten Willens, aber ohne die alle Widerstände überwindende Tatkraft — so legt er den für die meisten im öffentlichen Leben arbeitenden Österreicher typischen Weg zurück, der ihn von ehrlichem Wollen und guter Überzeugung zur eiflen Phrase führt.

Interessanter als diese Hauptperson des Romans sind ihre »Gegenspieler«, besonders der ausgezeichnet geschaute Handelsminister, der an die beste Ministertype Schnitzlers, den Hofrat Winkler in »Professor Bernhards«, erinnert: die

durch Geburt und Verbindungen »hinaufgekommene« Erzellenz, die ohne Fachkenntnis, nur mit einer großen Portion Lebenswürdigkeit die wichtigsten Angelegenheiten behandelt und stets die Rolle des Vielbeschäftigten spielt, ohne sich je mit einer Arbeit ernstlich zu befassen. Köstlich die Szene im Vorzimmer einer solchen Erzellenz: im Vorraum die geduldig wartende, schiebende und drängende Menge, gebannt und vor etwaigen Ausdrücken des Unwillens gewarnt von dem strengen Amtsbienereblick, der sich zeitweilig mahnend von der Lektüre der Zeitung erhebt, drinnen in seinem gemütlichen Arbeitsraum der Herr Minister in fraulichem Familiengespräch mit seinem Bruder, der durch eine verborgene Tapetenfär rascheren Einlaß gefunden hat als die harrende Menge. Diese Szene ist für die Verhältnisse im alten Österreich geradezu symbolisch: draußen immer das geduldig wartende Volk, drinnen, durch gepolsterte Türen von den Draußenstehenden getrennt, die Herrschenden. Irgendwo beiseite aber immer ein Hinterfühl, durch das die »Protektion« das Hineinschlüpfen ermöglichte. Cliquenwirtschaft, Einflußnahme gesellschaftlich Mächtiger beiderlei Geschlechts auf Staatsgeschäfte, wobei bei Männern die Geburt und der Besitz, bei Frauen mehr äußere Reize eine Rolle spielten, Diktatur des Großkapitals und schamlose Verquickung privater mit den öffentlichen Interessen, ein korruptes Preshwesen. Lecher hat sie in seinem Roman nicht vertuscht und somit die Perspektive auf den drohenden Zusammenbruch eröffnet, der auch ohne den verlorenen Krieg wohl unvermeidlich gewesen wäre.

Die Geschichte kennt keinen Zufall und nichts Plötzliches, und wenn uns etwas in der Entwicklung überstürzt erscheint, so sind wir, die Betrachtenden, schuld an dieser Auffassung, da wir dann eben gewisse Zwischenglieder nicht erkannt haben. Alles, was unsere unsichere Erkenntnis aber stützt, sollten wir dankbar begrüßen. So auch das Werk Lechers, das auf den notwendigen Zusammenbruch Österreichs schließen lehrt. Dem Verfasser selbst war das Ende noch nicht bekannt — das Werk ist vor der Katastrophe geschrieben —, und er hat die letzte Schlussfolgerung auch nicht gezogen, aber dieser Mangel an Sehergabe (wenigstens weist nichts darauf hin, daß Lecher den Sturz vorausah, denn er hat nur den Niedergang gezeichnet) soll ihm nicht zum Vorwurf gereichen, da er dafür die Vergangenheit mit um so festerer Hand gepackt hat.

Irma Siff

Artur Buchenau, Die Einheitschule. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1919, Verlag B. G. Teubner. 58 Seiten. Preis geheftet Mk. 1.50.

Das pädagogische Schlagwort unserer Zeit ist die Einheitschule, über deren Art und Wesen jedoch die meisten Hörer, ja selbst die pädagogischen Fachleute noch recht uneinig sind. Um so erwünschter wird vielen das Büchlein des jetzigen Stadtschulrats von Neukölln sein, der, wenn auch nicht zu den radikalsten, so doch zu den entschiedenen Schulreformern zählt. Da wir erst vor einem Jahre eine ähnliche Schrift desselben Verfassers hier besprochen haben (Neue Zeit, 37. Jahrgang, 1. Band, Nr. 11), dürfen wir uns kurz fassen. Abgesehen von einer an Natopfs Sozialpädagogik orientierten philosophischen Grundlage und einem kurzen Schlußwort über Lehrerstand und Lehrerbildung, zerfällt die Schrift in zwei Hauptabschnitte. Der erste (S. 8 bis 19) handelt von dem »Wesen« der Einheitschule. Sie ist durchaus nicht, wie ihre Gegner ihr gern vorwerfen, eine alles über einen Kessel barbierende Gleichheitsschule, sondern eine möglichst differenzierter Organismus, der allen Talenten freie Entwicklung, jedem möglichst nach seinen Anlagen und Fähigkeiten, gewährt: also vielmehr eine Freiheits- und zugleich Lebensschule, die zudem immer mehr im Sinne der Gemeinschaft auszubauen ist (S. 12 f.). Nach Buchenau S. 18 ist sie übrigens in der Schweiz bereits vorhanden. Die Fälle der Einzelprobleme, die der dann folgende Hauptabschnitt über die »Organisation« der Einheitschule (S. 19 bis 46) erörtert, kann hier nicht besprochen werden. Nur einiges sei herausgegriffen: daß dem Verfasser (mit

Recht) als der wichtigste Zweig der ganzen Reform die Volksschule erscheint (S. 22 f.), an die sich Fach-, Mittel- und Realschule beziehungsweise Lyzeum (für Mädchen) für alle bis zu vollendetem 16. Lebensjahr anschließen sollen (S. 24 bis 28). Die sogenannten »höheren« Schulen sollen in erster Linie zur wissenschaftlichen Bildung vorbereiten, ihr Unterricht, zumal der fremdsprachliche, wird daher auch von wissenschaftlich vorgebildeten Lehrern erteilt werden müssen (S. 30). Die verschiedene Bildungsbedeutung (logische, ethische usw.) der einzelnen Fächer wird behandelt (S. 30 bis 38), sodann die ihr entsprechende Organisation der verschiedenen Schulgattungen, wobei auch der gegenwärtig vielgenannte Plan des sogenannten »deutschen Gymnasiums«, einer deutschen Oberschule mit nur einer obligatorischen Fremdsprache, seine Beleuchtung erfährt (S. 46). Männer, nicht Formeln und Vorschriften, das wird freilich auch für unsere pädagogische Zukunft die Hauptfache sein. Möge das gut orientierende Büchlein Buchenaus, das in kurzer Zeit schon eine zweite Auflage erlebt hat, zahlreiche interessierte Leser finden.

Prof.-Schulrat Dr. Karl Vorländer (Münster)

Franz Behrens, Gewerkschaftliche Selbsthilfe der Landarbeiter. Aufgaben und Ziele des Zentralverbandes der Forst-, Land- und Weinbergarbeiter Deutschlands. Bielefeld 1919, Selbstverlag des Zentralverbandes. 52 Seiten. Mk. 1,50.

In diesem Büchlein schildert Franz Behrens, der der deutschnationalen Fraktion der Nationalversammlung angehört, das Wesen der Landarbeiterfrage, wobei es ohne einige Seitenhiebe auf den freigewerkschaftlichen Landarbeiterverband nicht abgeht, den er eine sozialdemokratische Bewegung nennt. Herr Behrens vergißt dabei ganz, daß man mit demselben Rechte seinen Verband einen gelben Verein nennen könnte. Den Hauptinhalt der Schrift bildet das christlich-nationale Landarbeiterprogramm, dessen einzelne Punkte der Reihe nach erläutert werden. Die Darstellung ist so gehalten, daß der Anschein erweckt wird, allein diesem Verbands seien alle bisher erzielten Verbesserungen auf dem Gebiete des Landarbeiterwesens zu verdanken. Immerhin ist das Programm relativ radikal abgefaßt, weil man mit der freigewerkschaftlichen Organisation einigermaßen konkurrieren möchte. Es ist daher anzunehmen, daß die Schrift den Fraktionsgenossen des Herrn Behrens nicht in allen Teilen zusagen wird. Zahlreiche ihrer Forderungen sind bereits durch die nachrevolutionäre Gesetzgebung verwirklicht oder überholt. Es ist auch erwiesen, daß gerade die Herrn Behrens nahestehenden landwirtschaftlichen Arbeiter dazu neigen, die Tarifverträge nicht einzuhalten. Er sollte also dort seinen Einfluß geltend machen, anstatt dem freigewerkschaftlichen Landarbeiterverband vorzuwerfen, er suche »durch radikale Schlagworte und durch rücksichtslose Kritik der landwirtschaftlichen Arbeitgeber und vorhandener Mißstände die ländlichen Arbeiter als Mitläufer zu gewinnen«.

Immerhin ist es interessant, aus der Arbeit von Behrens zu ersehen, welchen großen Einfluß auch auf rechtsstehende Kreise die Ereignisse des Jahres 1918 ausgeübt haben.

lp

Notizen.

Amerikanischer Kohlenexport. Wie andere amerikanische Erzeugnisse, hat auch die amerikanische Kohle infolge des Krieges eine größere Bedeutung auf dem Weltmarkt erlangt. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind zu einem Kohlenausfuhrland geworden, dessen steigender Absatz nach Mittel- und Südamerika sowie nach Spanien und den Randgebieten des Mittelländischen Meeres in den Kreisen der englischen Kohlengrubenbesitzer ernste Befürchtungen erregt. In einem von Mr. Gould, dem Chef eines der größten Cardiffer Kohlenexport- und Reedereigeschäfte (zugleich bekanntes Parlamentsmitglied) verfaßten Artikel des Liver-

pooler »Journal of Commerce« kommen diese Befürchtungen zum deutlichen Ausdruck. Der Verfasser, der jüngst zum Zweck des Studiums der amerikanischen Kohlenproduktion und -verschiffung eine längere Reise durch die nordamerikanische Union gemacht hat, äußert sich über die Aussichten des amerikanischen Kohlenexports wie folgt:

»Die der amerikanischen Kohlenausfuhr günstigen Momente sind vor allem die Schnelligkeit der Verladung, der billige Preis der Kohle an den Verschiffungslägen und die neuerdings sehr verbesserten Verschiffungsgelegenheiten. Kaum in irgendeinem Hafenplatz der Welt können Kohlenladungen so schnell eingenommen werden wie in Baltimore, Newport und Norfolk. Es ist keine Übertreibung, daß an den mit allen Hilfsmitteln ausgerüsteten Pieren dieser Häfen 10 000 Tonnen Kohlen in acht Stunden geladen werden können, und diese Leistung wird sich voraussichtlich noch erhöhen lassen. Was den Preis der Kohle anlangt, so kann amerikanische Kohle von der Güte der besten Walliser Kohle zu 7 Schilling pro Tonne, mittlere und geringere Qualitäten zum Preise von 5 bis 6 Schilling free on board (frei, ohne Frachtkosten, an das Schiff geliefert) angekauft werden. Dieser niedrige Preis ist um so bemerkenswerter, als die Löhne der amerikanischen Grubenarbeiter zweimal und sogar dreimal so hoch als die der englischen sind. Hinzu kommt der lange Weg, den die Kohle von den Gruben nach den Häfen zurückzulegen hat. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Eisenbahnfracht verhältnismäßig nicht billiger als in England ist. Wenn sich trotzdem der Preis der amerikanischen Kohle in den amerikanischen Hafenplätzen erheblich niedriger als der Preis der englischen Kohle stellt, so ist das auf den Umstand zurückzuführen, daß die Förderung des amerikanischen Grubenarbeiters, der sich in größtem Umfang geeigneter Hilfsmaschinen bedient, diejenige des englischen Arbeiters weit übertrifft. In den Gruben Pennsylvaniens und Virginians stellt sich die Förderung pro Mann und Jahr auf 640 Tonnen, ohne daß der dortige Arbeiter physisch härter zu arbeiten hätte als der englische. Durch die größere Förderung wird der Nachteil der höheren Löhne und des weiteren Weges mehr als ausgeglichen. Solange sich die Produktionskosten der englischen Kohle nicht billiger stellen, wird daher die amerikanische Kohle Aussicht haben, auch in Europa, namentlich in den Mittelmeerländern, der englischen Kohle erfolgreich Konkurrenz zu machen; besonders wenn die Frachtraten, die für amerikanische Schiffe gegenwärtig sehr hoch sind (50 Prozent höher als die englischen) heruntergehen. In Südamerika hat die amerikanische Kohle ein breites Absatzgebiet gefunden, ebenso in Italien. Eine New Yorker Firma hat schon 70 Dampfer in Zeitcharter laufen, die Kohlen nach Italien bringen. Die von ihr abgeschlossenen Kontrakte laufen auf mehrere Jahre. Italienische Kohlenimporteure haben eine ständige Organisation in New York geschaffen, die ihre Interessen unmittelbar vertritt.

Sogar in Frankreich, wo die englische Kohle des kurzen Transports wegen billiger als die amerikanische angeboten werden könnte, gewinnt die amerikanische an Boden, weil die schwierigen Verhältnisse in der englischen Kohlenindustrie eine ausreichende Belieferung unmöglich machen.«

Herr Gould ist ersichtlich bestrebt, die amerikanische Konkurrenz möglichst gefährlich erscheinen zu lassen. Er möchte der englischen Regierung in ihrem Widerstand gegen die Verstaatlichungsforderungen der englischen Grubenarbeiter gerne das Rückgrat stärken. Tatsächlich können die heutigen Verhältnisse auf dem internationalen Kohlenmarkt nicht als normal und stabil gelten. Es wird voraussichtlich in einiger Zeit ein Rückschlag eintreten. Aber selbst wenn man die jetzigen Marktverhältnisse als vorübergehend ansieht, bleibt richtig, daß England beträchtliche Absatzgebiete seines Kohlenhandels verloren hat und auch in Zukunft wohl nur zum Teil wird zurückerobern können. Das südamerikanische Absatzgebiet wird sogar England noch mehr verloren gehen als bisher.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 12

Ausgegeben am 19. Dezember 1919

38. Jahrgang

Rachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Lehrerbildung und Sozialdemokratie

Von Dr. Otto Bournot (Köslin)

I

In der letzten Hälfte des Oktober tagte in Berlin die vorbereitende Reichsschulkonferenz. Ihre Ergebnisse lassen sich kurz zusammenfassen. Danach sollen die großen Fragen der allgemeinen Schul- und Bildungsreform durch eine aus Fachmännern aller Richtungen und Gattungen zu bildende Reichsschulkonferenz im Mai des nächsten Jahres beraten werden, soweit sie überhaupt Gegenstand reichsgesetzlicher Regelung sein können. Zuvor aber sollen einige besonders dringende Erziehungsfragen bereits in den nächsten Monaten durch ein »kleines« Reichsgesetz geregelt werden, so daß mit der Reform tatsächlich am 1. April 1920 begonnen wird.

Zu den Fragen der letzteren Art gehört nach der Auffassung der vorbereitenden Konferenz auch die der Lehrerbildung, und man wird dem bei genügender Sachkenntnis unbedingt zustimmen müssen. Man muß es nicht nur für sachlich begründet ansehen, wenn zum Beweis für die Notwendigkeit einer solchen den eigentlichen Schulreformen vorausgehenden Neuordnung der Lehrerbildung darauf hingewiesen wurde, daß die eigentliche Schulreform sich auf jener der Lehrerbildung aufbauen müsse; man wird sich auch den eine möglichst schnelle Erneuerung unserer Lehrerseminare erheischenden politischen Gründen nicht verschließen können.

Die Lehrerbildung ist eine der allerwichtigsten und entscheidendsten Fragen unserer gesamten politischen Zukunft. Man muß sie eigentlich sogar als die entscheidende Frage ansprechen; denn der Tiefstand unserer Lehrerbildung, vor allem der preußischen, ist nicht zuletzt schuld an dem Zusammenbruch und der heutigen Not unseres Volkes. Die sittlichen Kräfte, die von dieser Stelle hätten ausgehen müssen, haben völlig versagt. Und schuld daran war das System, das in wohlberechneter Absicht den Volkslehrer in einer geistigen Abhängigkeit erzog, die ihresgleichen kaum finden konnte. Diese Tatsache war den führenden Politikern des alten Regimes ebenso bekannt wie den fortschrittlich gesinnten Lehrern selber. Der Fluch der Lehrerbildung war die oberflächliche Universalität, die den einmal in das Seminar oder in den Volksschullehrerberuf hineingepreßten jungen Leuten ein Entinnen aus ihren geistigen Fesseln ebenso erschwerte, wie sie ein Verlassen des Standes wirtschaftlich und praktisch unmöglich machte. Ausnahmen befristeten auch hier nur die Regel. Beweis ist die von unserem Standpunkt aus zunächst erfreuliche Stellungnahme des gesamten Volksschullehrerstandes zur Neuordnung. Aber die Tatsache, daß das alte Regime in den Lehrerbildungsanstalten einen Geist gewaltsam aufrechterhielt, der von allen Kennern, ja eigentlich von allen Intellektuellen als rückständig und

ganz und gar einseitig empfunden wurde, bedarf in diesem Zusammenhang der ausdrücklichen Erwähnung.

Der Lehrer ist besonders auf dem Lande und in der Kleinstadt der entscheidende Kulturträger. Er ist der Mann, zu dem alle Kreise ein mehr oder weniger gefühlsmäßig begründetes Vertrauen haben. Das wußte das alte Regime ebensogut, wie es heute die Reaktion weiß, die im passiven Widerstand gegen die oberste Zentralbehörde die Lehrerschaft mit den feinsten und verstecktesten Mitteln der Gesinnungsbeeinflussung ebenso zu umgarnen sucht, wie sie in den allermeisten Vertretern der Regierungsgewalt in den Landbezirken ihre Gesinnungsgenossen hat, von denen noch oft im Mantel des pflichttreuen Beamten, des Wiedermanns und des Patrioten politischer Amtsmißbrauch den Lehrern gegenüber betrieben wird. Je mehr wir uns den Wahlen nähern, um so mehr macht sich diese Erscheinung wieder bemerkbar, und die Klagen aus Lehrerkreisen nehmen wieder täglich zu. Gott sei Dank liegen hier aber die Verhältnisse insofern günstig, als die Lehrerschaft selber hellhörig genug geworden ist und in ihren Organisationen politische Ergänzungs- beziehungsweise Berichtigungsfaktoren zu schaffen am Werke ist, die da, wo sie heute schon bestehen, vortreffliche Arbeit geleistet haben.

Anderes liegt der Fall in den Lehrerbildungsanstalten. Hat man die jetzige Lehrerergeneration aus der Hand verloren, so will man die künftige um so fester haben. In der größten Zahl aller preussischen Lehrerbildungsanstalten tobt darum heute ein heimlicher politischer Kampf, wie er an keiner anderen Stelle im Lande zu finden ist. Wenn davon die Öffentlichkeit wenig oder gar nichts merkt, so liegt das ebensowohl in dem viel zu geringen Interesse, das wir den Lehrerbildungsanstalten entgegenzubringen leider noch immer gewöhnt sind, wie in dem besonderen Charakter dieser Anstalten selbst. Wie wenig dringt aus ihnen in die Öffentlichkeit hinaus! Sind doch fast alle Kreise, die mit den Lehrerbildungsanstalten in Berührung kommen, von diesen entweder nichts anderes gewöhnt, oder aber, was noch schlimmer ist, an der Aufrechterhaltung ihres alten Geistes im höchsten Grade interessiert. Hier steht der Kultusminister Haenisch einem Problem gegenüber, das sich ohne einen energischen, sachkundigen Helferstamm vom Ministerium allein aus einfach nicht lösen läßt.

Man muß in erster Linie berücksichtigen, daß die meisten preussischen Seminare Internate sind, in denen die begabten Söhne ärmerer Väter ein der Zeit entsprechend gutes und doch verhältnismäßig billiges Brot essen. Diese alle verdammt ihre wirtschaftliche Notlage zum Schweigen über das, was ihre Lehr- und Brotherren zugleich zu treiben belieben. Manch einer von ihnen ballt freilich oft genug die Faust, aber leider noch immer — und das ist eben heutzutage das besonders Unwürdige! — in der Tasche. In wenigen Jahren ist ja das Ziel erreicht, manchmal auch schon in wenigen Monaten, und dann kann man vieles Versäumte nachholen. Nur durch! Um so stärker ist oft nach bestandenen Examen die Reaktion.

Den Schaden hat die Schule, haben die Kinder. Die jungen Leute aber, welche den Seminarbesuch durch ihren Kriegsdienst unterbrechen mußten und nun — man hat ihnen einst sicheren Dank und alles Entgegenkommen in Aussicht gestellt — durch die allgemeine Notlage verbittert wieder in die Seminare eintreten, bringen zwar einen ganz anderen Geist mit, haben aber

bei der verhältnismäßigen Kürze ihrer letzten Seminarzeit und angesichts der immer schlechter werdenden Anstellungsaussichten kein Interesse daran, sich um eines Prinzips willen mit dem Seminardirektor und dem reaktionären Regierungsschulrat in Widerspruch zu setzen. Hier wirkt die Not der Zeit ebenfalls allen guten Absichten des Ministers entgegen, der eben einfach nicht so kann, wie er bei aller Anerkennung der Lage der sogenannten Kriegseminaristen gern möchte.

Daß schließlich auch aus den Lehrkörpern der Seminare wenig über deren Geist verlaute, ist ebenso erklärlich. Zum Seminardienst geeignet erschienen dem alten Preußen zunächst nur orthodoxe Theologen strengster Richtung und seminaristisch vorgebildete Rektoren, deren konservativ-positive Gesinnung man durch mehrere Examina und jahrelange Erprobung, oft unter Anwendung terroristischer Zwangsmaßnahmen, festgestellt beziehungsweise korrigiert hatte. Besonders die erst in jüngster Zeit gefallene Rektorenprüfung war ein ausgesprochenes Gesinnungsexamen. Widerwillig, nur unter dem immer stärker werdenden Druck von links und aus der Mitte, hatte man sich erst in den Jahren nach etwa 1912 zur Aufnahme einiger weniger Philologen (Erlaß von 1913) und zur Einrichtung besonderer akademischer Vorbildungskurse für Seminaristen entschlossen. So sind die meisten älteren Lehrerbildner Anhänger der Rechtsparteien, Männer, die durch sonst ganz ungewöhnliche Möglichkeiten des Aufstiegs selbst in hohe Verwaltungsstellungen, sogenannte »Bewährung« vorausgesetzt, an militärische Disziplin und Subordination unter den Willen des Vorgesetzten nach jeder Seite hin so sehr gewöhnt sind, daß sie im Durchschnitt gar nicht dazu kommen, den Geist der neuen Zeit mit sich und ihrer nächsten Umgebung zu vergleichen.

So bleibt es kein Wunder, wenn allen Bemühungen des Kultusministers zum Trotz der Geist der Seminare im großen ganzen noch immer der alte ist und wenn die fortschrittlichen Lehrerbildner und die Masse der Kriegseminaristen einen oft erbitterten, aber in der Hauptsache doch immer heimlichen Kampf kämpfen gegen die mit allen Mitteln des Amtsmissbrauchs arbeitende Reaktion in ihren Reihen.¹ Denn der Lehrerbildner, der sich in die Öffentlichkeit flüchten wollte, wäre der ärgsten Verfolgung täglich und stündlich ausgesetzt, und der Schüler würde sein eigenes Interesse verleugnen. Hinzu kommt, daß in dem einzigen Aufsichtsbeamten der ganzen Provinz, dem Provinzialschulrat, der fast noch überall der alte ist, ein Mann regiert, der oft ein Meister ist in Konservatismus, Orthodoxie, Unduldsamkeit und — schroffstem Wesen.

Geht man von diesen Tatsachen aus, so erscheint die Frage der Lehrerbildung vor allem um ihrer politischen Seite willen brennend und drängend. Um so mehr muß man anerkennen und zustimmen, wenn die vorbereitende Reichsschulkonferenz sie bereits durch das »kleine« Reichsgesetz lösen will.

II

Es erscheint verwunderlich, daß aus den Reihen der Lehrerbildner des alten Preußen die Richtlinien stammen, nach denen die Neuordnung der

¹ Einen Einblick in die tatsächliche Lage bieten die Zeitschriften »Der Kriegseminarist«, »Der Ruf« und »Der Freie Lehrer«. Wenn diese auch durchaus verschieden zu bewerten sind, so bieten sie doch im ganzen dasselbe Bild für den, der Quellen zu studieren versteht.

Lehrerbildung voraussichtlich erfolgen wird. Die im wesentlichen vom Ausschuß der Preußischen Nationalversammlung angenommene Denkschrift »Vorschläge für eine Umgestaltung des Lehrerbildungswesens« ist von den beiden führenden Berufsverbänden, der »Konferenz preußischer Seminar Direktoren« und dem »Landesverein preußischer Lehrerbildner« herausgegeben worden. Immerhin braucht man sich über diese Tatsache nicht allzu sehr zu wundern. Denn die Denkschrift sagt im Grunde nichts Neues, bringt keine positiven eigenen Gedanken, sondern faßt lediglich das zu einem System zusammen, was der fortschrittliche Deutsche Lehrerverein schon seit Jahrzehnten gefordert hat. Sie stellt einfach ein Kompromiß dar zwischen der reaktionären und der fortschrittlichen Pädagogenwelt insofern, als sie in der Form der Neuzeit entgegenkommt, im Inhalt aber am Alten hängen bleibt. Das erkennt freilich nur der Fachmann, dessen Kritik hier deshalb angebracht erscheint, wenn sie auch immerhin in unserem Rahmen nur kurz und lückenhaft sein kann.

Der künftige Lehrer soll den Forderungen des Lehrerstandes entsprechend seine Vorbildung nicht mehr auf einer Fachschule, sondern auf einer neuen Art »höherer« Schule, dem Deutschen Gymnasium, erhalten, welche in jeder Hinsicht den drei übrigen Typen höherer Knabenschulen ebenbürtig und gleichgestellt sein soll. Daran soll sich für die künftigen Oberlehrer das akademische Fachstudium und für die Volksschullehrer das pädagogische Fachstudium auf der »Pädagogischen Hochschule« anschließen. Der künftige Oberlehrer soll weiter diese Pädagogische Hochschule zum Zwecke seiner praktischen Ausbildung ebenfalls besuchen, und zwar nach vollendetem akademischem Staatsexamen. Dadurch will man die Einheitlichkeit der Lehrerausbildung herbeiführen, wobei eben der entscheidende Faktor die Tatsache ist, daß der Volksschullehrer unbeschadet dieser seiner amtlichen Eigenschaft doch noch immer zu jeder Zeit auf Grund des von ihm auf dem »Deutschen Gymnasium« abgelegten Abiturientenexamens studieren kann, und zwar nicht nur Philosophie und Philologie, sondern auch Medizin, Jurisprudenz, Technik usw.

Man kann nicht bestreiten, daß die Form gefunden ist, in der den vielen berechtigten Wünschen der Lehrerschaft auf Gleichstellung mit den akademischen Berufen, Freiheit der Berufswahl in reiferem Alter, wirtschaftliche Unabhängigkeit von der Vorbildung, Vertiefung der Berufsbildung usw. Erfüllung werden kann. Besieht man aber die Denkschrift näher, so kommt man zu dem Resultat, daß sie aber auch nur diese äußere Form bringt, während der für diese Form von ihr vorgeschlagene Inhalt hingegen in Wirklichkeit sich nicht viel von dem schon heute in den Seminarrien gebotenen Lehrstoff unterscheidet. Da aber, das sei gleich hier vorweggenommen, die Form wieder ein geistiges Eigentum nicht der als Urheber zeichnenden Vereine, sondern eigentlich schon des Deutschen und des Preußischen Lehrervereins ist, so ist das ganze in der Denkschrift mit viel Pathos vorgebrachte Kompromiß in der Tat recht wertlos.

Denn schon das Deutsche Gymnasium hat in der vorgeschlagenen Form niemals Aussicht, praktisch tatsächlich neben den drei anderen höheren Knabenschulen bestehen zu können. Mit nur einer Fremdsprache — Französisch oder Englisch — kann das Abitur einer solchen Schule niemals eine Vorbereitung für irgendein anderes wissenschaftliches Fachstudium außer

eben höchstens dem auf der »Pädagogischen Hochschule« sein, und auch dieses wird, da Latein nur »wegen seiner Bedeutung für etwaiges späteres Studium an der Universität wahlfrei« sein »können«, den alten Fluch der Lehrerbildung, die Oberflächlichkeit, nur erneuern. Ebenso wenig wird für die — übrigens für alle Schularten neue und notwendige — Bedingung gesorgt, daß die Jugend auf unseren höheren Schulen für den Auslandsdienst vorbereitet und befähigt wird, den weltpolitischen Aufgaben gerecht zu werden, die unser in der Zukunft harren. Auch hier alter Geist in neuer Form! Die Phrase: »Bei aller Betonung des deutschen Gedankens soll der Schüler auch (!) lernen, den deutschen Staat als Glied der Lebensgemeinschaft aller Völker zu erfassen und die fremden Völker nach ihrer Eigenart zu verstehen« ändert daran nicht das geringste. Typisch ist der nächste Satz, fett gedruckt: »Es wird nur eine moderne Fremdsprache gelehrt.«

Und die philosophische Bildung, die uns so bitter not tut? Gewiß, man gibt ihr Raum. Aber widerwillig, höchst widerwillig! Und daß es dabei nur bloß nicht in die Tiefe geht! In ein m Jahre bei ungefähr 18 bis 19 Jahren Psychologie, Logik und Erkenntnistheorie — ohne allsprachliches Verständnis! —, das kann noch nicht allzuviel schaden, das kann man zusehen. Die Zeit fordert den Kompromiß! Dem Fachmann aber, der es ernst nimmt mit der Reform, stehen die Haare zu Berge.

Auch an der Pädagogischen Akademie wäre in der vorgeschlagenen Fassung viel auszu sehen. Die Kürze des Raumes gestattet jedoch nur eine Bemerkung: sie ist die dänische Gesinnungsvolkshochschule in konzentrierter Form. Es fehlt nur noch die »rechte« Gesinnung der an ihr Wirkenden, und man hat den Lehrer noch besser an der Kandare als vordem.

Innerhalb der gegebenen Form müssen deshalb moderne Fachmänner noch viel Arbeit leisten, wenn die Lehrerbildung so umgestaltet werden soll. Und schnelles Handeln ist ebenso nötig, wenn der 1. April 1920 der Geburts tag des neuen Kindes der Republik sein soll.

Auch die sozialdemokratische Partei hat hier ihr Wort mitzureden, wie vor allem ja die Regierungsparteien die führenden und schöpferischen Gehilfen des Ministers Haenisch zum Werke stellen müssen. Dabei wird zu erwägen sein, daß wir uns bei unserer innerpolitischen Lage den kleinen Kulturkampf um die Lehrerbildung ebenso wenig leisten können wie den großen um die eigentliche Volksschule. Deshalb heißt es von vornherein auch hier, zu Zugeständnissen bereit sein, und das können wir und müssen wir hier ebenso gut wie dort.

Dabei müssen wir von den kulturellen Grundlagen der drei Regierungsparteien ausgehen. Als notwendige Folge wird die kulturpolitische Einigung der drei Parteien sich so zur politischen Grundlage der Lehrerbildung machen lassen, und damit wäre das Ziel nach jeder Seite hin befriedigend erreicht. Die kulturelle Grundlage des Zentrums aber ist eine religiöse, die der Demokratie eine nationalökonomische und die der Sozialdemokratie eine philosophische. Alle drei verbindet und befruchtet der staatschöpferische und -erhaltende Gedanke eines gesunden Patriotismus und eines zeitgemäßen nationalen Selbstbewußtseins, das sich jedoch dem Gedanken der Völkerverbrüderung oder besser Völkerveröhnung und -annäherung in keiner Weise verschließt. So ergeben sich Wirtschaft, Philosophie und Religion neben Völkerrecht, Geschichte und Staatswissenschaften als die Hauptfächer

der künftigen Lehrerbildungsanstalt, an die sich die, man möchte sagen Fach-Fächer ersten (Deutsch, Fremdsprachen, Pädagogik usw.) und zweiten Grades (Mathematik, Naturwissenschaften usw.) anzuschließen haben. Beides oder genauer alle drei Gruppen sind nach den modernsten pädagogischen Grundsätzen lehrplanmäßig auf die beiden Anstalten Gymnasium und Akademie zu verteilen, so daß schließlich der neue Typ einer höheren Knabenschule der für die künftige Reform der bestehenden richtunggebend sein wird, ohne daß wiederum deren Eigenarten verlorengehen müssen, soweit sie sich im großen Rahmen der Einheitschule unterbringen lassen.

Die besondere Stellung der Religion wird im Rahmen der Lehrerbildung die gleiche sein müssen wie im Reichsschulkompromiß, solange wir eben die von uns erstrebte rein weltliche Schule nicht erreichen können. Deshalb muß auch hier als oberster Grundsatz Wahlfreiheit und *moderne* — im Rahmen des jeweiligen Bekenntnisses! — Fachlehrerpersönlichkeit sein, während ein Vorrang der religiösen Bildung vor der philosophischen oder volkswirtschaftlichen unter allen Umständen abzulehnen ist. Die genannten Grundsätze müssen sich vielmehr vollkommen gleichwertig gegenüberstehen, ohne daß das eine das andere auszuschalten oder auch nur zu schmälern in der Lage sein darf. Dabei gilt jedoch der anerkannte Grundsatz der Wahlfreiheit nur für die Religion, während die Forderung nach der modern gerichteten Fachlehrerpersönlichkeit für alle Fächer jeden Grades zu stellen ist. Für die Fach-Fächer zweiten Grades, zu denen ich übrigens auch moderne wahlfreie Kultursprachen (Türkisch, Russisch und ähnliche) rechnen möchte, kommt alsdann in den oberen Klassen des Gymnasiums der Grundsatz der Wahlfreiheit wiederum zur Anwendung. In allen Fächern aber ist ein Mitgehen des Fachlehrers mit den Fortschritten seiner Wissenschaft und deshalb fortgesetzte eigene wissenschaftliche Arbeit des Fachlehrers ebenso eine unerlässliche Voraussetzung, wie für das Gymnasium die kollegiale Schulleitung zum mindesten im Sinne des für die Volksschule zutreffenden neuesten Erlasses und für die Pädagogische Hochschule der Hochschulcharakter mit akademischer Verfassung.

Ein letztes Wort bleibt der Personalfrage zu widmen. Daß nach obigen Ausführungen nicht alle der bisher an den Lehrerbildungsanstalten wirkenden Lehrkräfte für die neuen Anstalten in jeder Richtung hin geeignet sein werden, liegt auf der Hand. Wir sind weit davon entfernt, hier etwa einem politischen Gewissenszwang das Wort reden zu wollen, müssen jedoch an dem Grundsatz festhalten, daß der künftige Lehrerbildner auf dem Boden der Republik stehen muß. So werden naturgemäß die regierenden Parteien bei einer so politisch gearteten Lehranstalt, wie die in Rede stehenden es sind, den ersten Anspruch auf die Besetzung der Lehrstellen mit den in ihren Reihen stehenden wissenschaftlich beziehungsweise technisch am geeignetsten erscheinenden Lehrkräften haben. Im übrigen aber erscheint die gemischte Zusammensetzung der Kollegien der künftigen Lehrerbildungsanstalten um der politischen Mischung unseres Volkslebens willen anschaulich und staatsbürgerlich-erzieherlich.

Schließlich wird jedoch bei der Schaffung des »kleinen« Reichsgesetzes zu prüfen sein, ob die Republik nicht die Lehrerbildner überhaupt offen und durch Befehl für »politische« Beamte erklären muß, da ja schon das alte Regime diese als solche behandelte, wenn auch nur heimlich und traditionell.

Profit- oder Bedarfswirtschaft

Von Nikolaus Osterroth, M. d. R.

In der deutschen Wirtschaft spielen sich gegenwärtig furchtbare Krisen ab. Die Kohlen- und Rohstoffkrise wird verschärft durch die Transportkrise. Eine nicht minder empfindliche Sache ist die Preiskrise, die alle Wertmaßstäbe revolutioniert.

Wir erlebten am 1. Oktober die vierte Stahlpreiserhöhung seit der Revolution. Der Preis für die Tonne Stahl wurde um 250 Mark erhöht und hat mit 1000 Mark pro Tonne den amerikanischen Stahlpreis überholt. Bei einer Stahl- und Eisenerzeugung von etwa 9 Millionen Tonnen im Jahre bedeutet diese letzte Stahlpreiserhöhung eine Mehrbelastung unserer Wirtschaft um 2 Milliarden Mark jährlich. Im Frieden betrug der deutsche Stahlpreis nur 70 Mark pro Tonne.

Die Kohlenpreise stehen auf 85 Mark ab Werk pro Tonne gegen etwa 15 Mark im Frieden. Zement kostete im Frieden pro Tonne 30 Mark, heute 300 Mark. Und diese Preise bewegen sich weiter in aufsteigender Kurve. Herr Gothein stellte jüngst im »Berliner Tageblatt« sogar den Satz auf, daß wir uns in unserer Preisbildung den Weltmarktpreisen anpassen müssen. Das heißt, je mehr unsere Valuta sinkt, desto höher müssen wir die Rohstoffpreise treiben. Als ob unsere Rohstoffindustrie nicht in erster Linie der Befriedigung unseres Innenmarktes und dem wirtschaftlichen Aufbau dienen müßte. Wenn wir aber die Rohstoffpreise dem Weltmarktpreis, richtiger dem Sturz unserer Valuta anpassen wollen, müssen wir dann nicht auch die Preise für unsere Agrarproduktion und die Löhne vervielfachen?

Wohin wir mit dieser Preistreiberei kommen, merken wir sofort, wenn wir uns erinnern, daß wir unser Eisenbahnmaterial zum größten Teil erneuern, zum Teil renovieren müssen; daß wir eine Handelsflotte aufbauen und allein für die Entente jährlich 200 000 Tonnen Handels tonnagen bauen müssen. Allein die letzte Stahlpreiserhöhung steigert die budgetmäßigen Staatsausgaben um jährlich eine halbe Milliarde Mark.

Die letzte Stahlpreiserhöhung findet nun aber in der Erhöhung der Selbstkosten gar keine Rechtfertigung. Sie dient lediglich dazu, dem Stahlwerksverband die Verluste zu ersetzen, die dessen Mitglieder durch gewagte Valutaspekulation während des Krieges erlitten haben. Die Herrschaften ließen sich nämlich die Kaufpreise für die eingeführten schwedischen Qualitätszerze stunden bis drei Jahre nach Friedensschluß; die hohen Verkaufspreise für die sehr bedeutende Ausfuhr während des Krieges steckten sie dagegen sofort ein, wodurch sie märchenhafte Gewinne erzielten. Der zweite Teil der Spekulation, die Hoffnung auf den durch einen Schwertfrieden hochgetriebenen Valuta stand, verunglückte schmählich, und die dadurch entstandenen Verluste soll nun das deutsche Volk durch fabelhafte Stahl- und Rohstoffpreise decken.

Unsere ganze Wirtschaft wird erschüttelt durch diese Preispolitik, die leider auch nicht unterbunden werden konnte durch die Preiskontrolle des Reiches, weil diesem und seinen Organen die Nachprüfung der Selbstkosten heute ganz unmöglich ist. Die Stahlwerksverbändler sind die besseren Rechenkünstler, und sie haben immer noch die Macht, ihren Willen auf die eine oder andere Art durchzusetzen. Wie wenig die sprunghafte Preispolitik in

den wirklichen Lebensbedürfnissen der Stahlwerksindustrie selbst ihre Wurzel hat, zeigt der Stand der Börsennotierungen. Die 15 größten Hochofen- und Stahlwerke Deutschlands notierten im Durchschnitt am Schlusse der Geschäftsjahre nach Industrius im »Sozialist«:

1910	173 Prozent	1916	210 Prozent
1911	180 -	1917	261 -
1912	170 -	1918	162 -
1913	154 -	Juli 1919	180 -
Mitte 1914	140 -	Septbr. 1919	207 -
1915 Börse geschlossen			

Also schon vor der letzten Preissteigerung standen die Papiere der 15 größten Stahlwerke und Hochofenanlagen um 45 Prozent höher als am Schlusse des Jahres 1918, das doch ein recht flottes Kriegsgewinnerjahr war. Besonders zu beachten ist aber, daß die Preise im September 1919 immer noch um 44 Prozent höher standen als im Durchschnitt der fünf letzten Friedensjahre. Die heute um 50 Prozent niedrigere Erzeugung wirkt daher eine bedeutend höhere Verzinsung der Anlagekapitalien ab als die volle Friedenszeugung.

Trotz dieser finanziellen Ergebnisse und trotz der enormen Preiserhöhung vom 1. Oktober ab fordert der Deutsche Stahlbund schon wieder Preiserhöhungen. Nach Mitteilung der »Deutschen Bergwerkszeitung« vom 8. November 1919 verlangt man vom Reichswirtschaftsminister ab 1. Dezember eine Preiserhöhung für Stabeisen von 450 bis 500 Mark pro Tonne. Die Stahlmonopolisten gehen auf Ganze. Sie werden angelockt durch die fabelhaften Ausführpreise, die nach dem gleichen Blatt heute folgende Sätze erreichen: Nach Holland 200 Gulden, nach Dänemark 400 Kronen, nach Schweden 350 Kronen, nach Norwegen 375 Kronen und nach der Schweiz 400 Franken pro Tonne. Das sind Preise, die bei dem heutigen Stande der Valuta das Doppelte bis Dreifache des deutschen Inlandspreises ausmachen. Leider kann man nicht die ganze deutsche Stahl- und Eisenerzeugung auf den neutralen Markt werfen, um den Appetit der Stahlverbändler zu befriedigen. Sie wollen sich dafür schadlos halten und fordern deshalb die Erhöhung auch der Inlandspreise um rund 50 Prozent. Um Gründe für die neuen Preisforderungen werden die Herren sicher nicht verlegen sein.

Ganz ähnliche Zustände haben sich auf einem verwandten Rohstoffgebiet, in der Zementindustrie, entwickelt, die für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft fast ebenso wichtig ist. Trotzdem die Zementproduktion bis auf etwa 20 Prozent der Friedenszeugung zurückgegangen ist, werden riesige Dividenden herausgeschunden. Obgleich sich die Löhne seit Kriegsausbruch nur vervierfachen, die Kohlenpreise verfünffachen, ist der Zementpreis um das Zehnfache gestiegen. Das finanzielle Ergebnis ist für die Zementproduktisten glänzend. Industrius berechnet im »Sozialist« die Durchschnittsdividende von 20 an der Berliner Börse zugelassenen Zementpapieren für die letzten 10 Jahre wie folgt:

1909	7,2 vom Hundert	1914	4,5 vom Hundert
1910	4,8 -	1915	2,1 -
1911	5,7 -	1916	2,7 -
1912	9,0 -	1917	8,4 -
1913	8,8 -	1918	10,3 -

Bei einer Produktionsmenge von etwa einem Fünftel der Friedens-erzeugung bringt das Jahr 1918 also die höchste Dividende der letzten 10 Jahre. Das ist der Segen der kapitalistischen Monopolwirtschaft. Das Volk zahlt die Zeche.

Was wir in der Schwerindustrie sehen, ist eine Profitwirtschaft in Reinkultur, die eine Verewigung der Kriegsgewinne anstrebt unter Außerachtlassung der wichtigsten Lebensinteressen des deutschen Volkes und seiner Wirtschaft. Was wir aber nötig haben, nötiger als je, ist das Gegenteil einer Profitwirtschaft: wir brauchen die Bedarfswirtschaft. Wir brauchen vor allem einen Einblick in die Selbstkosten, die heute mit allen Mitteln verschleiert werden. Weder die Wiffell-Möllendorfsche Planwirtschaft, noch Sozialisierungsformen, wie wir sie in der gesetzlich geregelten Kohlenwirtschaft sehen, noch die Einsicht der Betriebsräte in die Bilanzen und in die Gewinn- und Verlustrechnungen reichen in dieser Hinsicht aus. Wir müssen eines oder mehrere der großen gemischten Werke in den Besitz des Reiches überführen, wenn wir die Selbstkosten der Stahl- und Eisenindustrie und der Bergwerke genau kontrollieren wollen. In einem solchen sozialisierten Großbetrieb, der die wesentlichsten Zweige der Stahlproduktion umfaßt, können Reich und Gliedstaaten zunächst ihren Rohstoff- und Halbzeugbedarf selbst decken, ohne der Schwerindustrie tributpflichtig zu sein, und zweitens schafft das Reich sich dadurch einen wirkjamen Kontrollapparat zur Feststellung und Nachprüfung der industriellen Selbstkosten.

Es ist früher schon mehrfach in dieser Zeitschrift darauf hingewiesen worden, daß wir nicht alles mit einem Schlage und wahllos sozialisieren können. Zweifellos gibt es aber mehrere große gemischte Werke mit günstigen Produktions-, Rentabilitäts- und Verkehrsbedingungen, die zur Sozialisierung reif sind mitsamt ihren Rohstoffquellen. Sicherlich wird es an Kritikern und Interessenten nicht fehlen, die auf die schlechten Ergebnisse der heutigen Staatsbetriebe hinweisen und gegen dergleichen Formen der Sozialisierung ihre warnenden Stimmen erheben. Mit Recht. Die finanziellen, technischen und sozialpolitischen Ergebnisse unserer Staatsbetriebe schrecken ab. Aber warum? Erstens: Die technischen und kaufmännischen Beamten der Staatsbetriebe sind unkündbar und am Ergebnis der Betriebe wenig interessiert, wengleich manche von ihnen jene so vielgerühmten altpreußischen Beamtenugenden mitbringen, die in die Polizeistube passen mögen, aber nicht in den industriellen Staatsbetrieb. Diese Beamten werden auch sehr schlecht bezahlt. Direktorengehälter von 3000 Mark waren im fiskalischen Bergbau noch zu einer Zeit üblich, in der die Privatindustrie das Zehn- und Zwanzigsfache zahlte. Die tüchtigsten Leute sagten daher dem Staatsdienst ade und gingen zu Sinnes und Genossen, die einen tüchtigen technischen Beamten ganz anders zu bewerten wußten. Der Beamte im Staatsdienst rückte ferner auf nach den Grundsätzen der Anciennität, ohne daß eine Auswahl nach der Qualifikation vorgenommen wurde. Der Staatsbetrieb wurde ein geistiges Krüppelheim, in dem nur Bürokraten mit ellenlangen Zöpfen gedeihen, Leute, denen oft jedes technische und kaufmännische Anpassungsvermögen abging.

Zweitens: Der Staatsbetrieb zeigte insofern eine Schwerfälligkeit in der technischen Anpassung der Werke an den Fortschritt der Zeit, als er fast immer um ein halbes Jahrzehnt hinter der Ausgestaltung der Privatbetriebe

zurückblieb. Zwei Hemmungserrscheinungen sind da hervorstechend: die Bürokratisierung der Verwaltung und die Etatisierung des ganzen Betriebs. Wie kann ein preußischer Durchschnittsbureaukrat eine Frische der Entschliefungen aufreiben, wenn er durch solch ehrwürdige, durch Tradition geheiligte Laffenzäune eingeengt wird?

Es fragt sich nun, ob man große Unternehmungen in den Besitz des Reiches überführen kann, ohne die vorstehend geschilderten Nachteile des alten Staatsbetriebs mit in Kauf nehmen zu müssen. Ich bejahe diese Frage. Wir müssen nur neue Formen für den Staatsbetrieb finden. Der Staatsbetrieb ist heute fiskalischer, nicht aber sozialistischer Natur. Wenn wir privatkapitalistisch geleitete Unternehmungen sozialisieren wollen, können wir ohne große Erschütterungen die im Privatbetrieb herausgebildeten Betriebsformen gar nicht ohne weiteres unterbrechen. Wir haben nichts Besseres an deren Stelle zu setzen. Bisher hat die Privatwirtschaft immer noch dem Staatsbetrieb gegenüber die größere Initiative erwiesen. In der modernen Aktiengesellschaft, die ja in unserer Großindustrie die typische Erscheinungsform ist, stecken die Banken und Aktionäre ihr Kapital in den Betrieb. Ihr unmittelbarer Einfluß auf die technische Betriebsleitung ist gering. Sogar der Aufsichtsrat ist in dieser Hinsicht sehr beschränkt. Der technische Betriebsleiter, der oft mit Kapital gar nicht beteiligt ist, ist in seiner Initiative fast völlig unbeschränkt. Er handelt auf eigene Verantwortung. Sein Wille ist im wesentlichen entscheidend, solange er gute Dividenden und zufriedenstellende Betriebsergebnisse herausbringt. Seine technische und kaufmännische Initiative wirkt sich unmittelbar aus. Und das kapitalistische Unternehmen fährt dabei sehr gut. Ein Gegensatz den Aktionären gegenüber tut sich nur auf, wenn deren Profitinteresse nicht auf seine Rechnung kommt. Er selbst ist durch ein hohes Gehalt, meist auch durch Lantien an dem Gedeihen des Unternehmens aufs engste interessiert.

Enteignen wir nun ein großes privatkapitalistisches Unternehmen für das Reich, ohne demselben seinen Charakter als Aktiengesellschaft zu nehmen, ohne den technischen Leiter und seine Mitarbeiter in ihrer Dispositionsfähigkeit, ihren Bezügen und ihrer sozialen Stellung zu beschneiden, so ist nicht einzusehen, warum sie an dem Betriebsergebnis weniger interessiert sein sollen. Wir haben dann den Staatsbetrieb ohne dessen bisherige lähmende Fesseln, ohne Bürokratisierung und ohne Etatswirtschaft. Das Reich ist Inhaber aller Aktien: die interessierten Ressortminister wie die Angestellten und Arbeiter des Betriebs bilden in einem genau durch Statut festzusetzenden Verhältnis den Aufsichtsrat, und der Reichstag prüft nach Abschluß des Geschäftsjahres die Jahresrechnungen, die in allen Einzelheiten offenliegen, einschließlich der Gehälter, Löhne, Material- und Selbstkosten. Das Parlament bleibt von etatisierten Voranschlägen völlig verschont und prüft, statt Zukunftsmusik zu machen, die positiven Betriebsergebnisse der Vergangenheit. Damit sind alle Vorzüge der privatkapitalistischen Aktiengesellschaft gewahrt, und der Betrieb dient in gleicher Leistungsfähigkeit und Beweglichkeit dem Bedürfnis des Reiches. Der Schritt zur Bedarfswirtschaft wäre gemacht ohne halbschreiende Experimente. Die technische und kaufmännische Leitung des Unternehmens trägt die volle Verantwortung wie im privatkapitalistischen Betrieb. An ihrer Stellung ändert sich nichts; nur sind sie dem Reich und

seinen Organen verantwortlich, statt wie bisher den Bankdirektoren und Kapitalbesitzern.

Würde das Reich derart eines oder mehrere der großen gemischten Werke mit ihren Zechen herausgreifen und gegen »angemessene Entschädigung« enteignen, so hat es 10 bis 15 Prozent der Stahl-, Eisen-, Halbzeugfabrikation, Kohle und Zement in der Hand, die zum Aufbau und zur Erneuerung der Reichsbetriebe nötig sind. Das Reich würde von den privatkapitalistischen Monopolisten als größter Konsument unabhängig und hat zugleich ein sehr zuverlässiges Barometer in der Hand zur Prüfung der Selbstkosten der betreffenden Privatindustrie.

Die Betriebsleitung eines solchermaßen sozialisierten Reichsbetriebs hätte sich zu gliedern in die technische, kaufmännische und sozialpolitische. Letztere könnte man in die Hand der Angestellten und Arbeiter legen, was ihr Verantwortungsgefühl und ihr Interesse an den Betriebsergebnissen erheblich steigern würde. Man wird vielleicht einwenden, daß dann bei dem Einfluß der Arbeiter die Forderungen derselben bezüglich der Lohnhöhe und der sozialen Zuwendungen erheblich steigen würden. Die Öffentlichkeit der ganzen Wirtschaftsführung, der Löhne, Gehälter, Leistungen würde jedoch bald eine gesunde Gegenwirkung ausüben. Jedenfalls aber würde sich in der Arbeiterschaft das Gefühl herausentwickeln, daß sie nicht dem Profitinteresse einiger Monopolisten, sondern dem Gemeinwohl des ganzen Volkes dienen. Die schlimmste Eigenheit der privatkapitalistischen Wirtschaft ist doch, daß sie den Arbeiter als Erzeuger und als Konsumenten den Monopolisten dienstbar macht. Selbst bei einer beträchtlich weitergehenden Erfüllung der sozialpolitischen Forderungen der Arbeiter im Reichsbetrieb würde wahrscheinlich das finanzielle Ergebnis für das Reich und die Wirtschaft noch recht ansehnlich sein.

Dem Privatmonopol fehlt das Bedürfnis der Produktionssteigerung und oft auch der Ruhbarmachung des technischen Fortschritts. Die in engen Grenzen gehaltene Kontingentierung der Warenerzeugung sichert ja dem industriellen Privatmonopol das Preismonopol, das das Ziel der Syndikatsbildung ist. Der Krieg hat uns auf diesem Gebiet einen lehrreichen Anschauungsunterricht erteilt: Amerika steigerte im Kriege seine Stahlerzeugung von 30 auf 45 Millionen Tonnen. Selbst England, das viel ärmer ist an Erzen, steigerte seine Stahlerzeugung ganz erheblich. Das vom Stahlwerksverband beherrschte erzeiche Deutschland aber mußte erleben, daß seine Stahlerzeugung von 20 auf 16 Millionen Tonnen herabsank. Und dabei führten unsere Stahlwerksindustriellen noch fast 3 Millionen Tonnen aus im Interesse ihres Profits. Die Steigerung der Stahlerzeugung lag gar nicht in ihrem Interesse. Viel wichtiger war ihnen die Steigerung der Preise, die durch die Produktionsverminderung wesentlich erleichtert wurde.

Wir brauchen eine durch das Profitinteresse nicht gehemmte Steigerung der Rohstoffherzeugung. Und dieses Problem löst die sozialistische Bedarfswirtschaft viel besser als die produktionshemmende kapitalistische Monopolwirtschaft.

Wir müssen zu erträglichen Rohstoff- und Halbzeugpreisen zurück. Das Privatmonopol aber hat die Preise für Kohle, Stahl und Zement seit der Revolution um 15 Milliarden Mark hinausgetrieben und treibt sie noch

weiter in die Höhe. Wie soll da der Wiederaufbau des Wirtschaftsgetriebes, wie seine Gesundung möglich sein? Die Profitwut hat einen wesentlichen Teil zum Verlust des Krieges beigetragen. Die Saboteure der technischen Kriegführung sabotieren jetzt auch den wirtschaftlichen Aufbau, wenn wir nicht vorbeugen durch vernünftige Sozialisierungsmaßnahmen.

Die politischen Lehrjahre des jungen Friedrich Engels in England

Von Dr. Gustav Mayer

(Schluß)

II

Furchtbare Eindrücke müssen es gewesen sein, die an dem industriellen Hauptort der damaligen Welt auf die empfängliche Seele des jungen Engels einströmten. Das starke soziale Ethos, das in den Tiefen seiner Natur von Kindheit an seine Wirkung tat, hat in der Geschichtsauffassung, die er hernach gewann, eine, wie ihm dann dünkte, so vollkommene wissenschaftliche Auslösung gefunden, daß er es danach in der Regel für entbehrlich hielt, seinen Gefühlen in der Öffentlichkeit unmittelbaren Ausdruck zu geben. Persönlich aufopfernd, uneigennützig und großen Idealen hingegeben, hätte Engels die ganze Menschheit von Besinnungen und Trieben erfüllt gewünscht, die ein Zusammenwachsen und Zusammenwirken jedweder Bemühungen ermöglicht, ein Zurückdrängen alles Auseinanderstrebenden, ein Emporzüchten alles Verbindenden und Gemeinsamen erlaubt hätten. Doch die Welt war nicht so, und sein unbestechlicher Blick, sein ruheloser Erkenntnisdrang, seine ehrliche klare Natur wollten die Dinge nicht anders sehen, als wie sie wirklich waren, mochten auch die eigenen Wünsche von den Ergebnissen der eigenen Erkenntnis wenig erbaut sein. Aus den engen, vielfach noch patriarchalisch gemilderten Zuständen der Heimat plötzlich auf die Straßen Londons versetzt, war er erschrocken über »die brutale Gleichgültigkeit, die gefühllose Isolierung jedes einzelnen auf seine Privatinteressen«, über die »Auflösung der Menschheit in Monaden«, die er überall wahrnahm. Mochte ein Teil der sozialistischen Literatur, die er zuletzt daheim gelesen hatte, ihm ähnliches schon verkündet haben, erst hier kam nun mit voller Wucht die entsetzliche Erkenntnis über ihn, daß die »bornierte Selbstsucht« das Grundprinzip der bestehenden Gesellschaft sei. Und die Eindrücke der Weltstadt verstärkten die anderen und doch so ähnlichen, die ihm in den englischen Fabrikstädten entgegentraten: »überall barbarische Gleichgültigkeit, egoistische Härte auf der einen und namenloses Elend auf der anderen Seite, überall sozialer Krieg... überall gegenseitige Plünderung unter dem Schutze des Gesetzes.« Nirgends in der damaligen Welt war die Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine bereits so weit gediehen, hatte die Teilung der Arbeit einen solchen Höhepunkt erreicht wie in der englischen Baumwollindustrie. Nirgends ließ sich aber auch die Not des Industrieproletariats schon in gleich vollendeter Klassizität studieren wie hier in Manchester und seinen Nachbarstädten. Mitgefühl und Erkenntnisdrang wiesen also dem durch Kindheitserinnerungen wohl vorbereiteten Jüngling die gleiche Richtung, als er nun an die Aufgabe ging, die soziale und ökonomische Lage der neuen Gesellschaftsklasse zu erforschen, an deren Erlösung sich für ihn

bereits die Befreiung der Menschheit knüpfte. Je mehr sich bei ihm der Entschluß festigte, mit aller Kraft, die er sein eigen nannte, an diesem Werk mitzuwirken, um so mehr verdichtete sich ihm der Plan, die Eindrücke und die Kenntnisse, die er hier erwarb und über die, wie er sich bewußt war, noch kein anderer philosophisch geschulter Deutscher in solchem Umfang verfügte, zu einem Buch zu verarbeiten. Das Gebiet, auf dem er sich hier bewegte, war ja für die deutsche künftige ökonomische Wissenschaft noch ziemlich Neuland. Und je mehr sich nun sein Gesichtsfeld verbreiterte, um so klarer und umfassender wurden ihm die Begriffe, unter die sich ihm der Stoff gliederte. Nicht bloß ein lokales, nicht bloß ein zufälliges, sondern ein typisches, zu Folgerungen und Schlüssen berechtigendes Bild wollte er entwerfen. Bald konnte er sich rühmen, Manchester genauer als die meisten Einwohner, genau so gut wie die eigene Vaterstadt zu kennen. Zum Schauen und zum Hören von Haufe aus begabt, sammelte und sichtete er so ein weißschichtiges Material; doch währte sein Aufenthalt in England nicht lange genug, als daß er hier bereits daran hätte gehen können, es seinen Absichten entsprechend zusammenzufassen und mit der Ausarbeitung zu beginnen.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob Engels während dieser fünfzehnonatigen sozialen Lehrzeit in England sich stärker von dem dortigen Sozialismus oder vom Chartismus angezogen gefühlt habe. Aber nur die Lückenhaftigkeit des Materials, über das man bisher verfügt hatte, entschuldigt eine so unpsychologische Fragestellung. Wir wissen jetzt, daß Engels schon aus Deutschland die Überzeugung mitbrachte, daß die bloße politische Demokratie das Elend der arbeitenden Klassen nicht aufzuheben vermöge, sondern daß erst die Überwindung des Privateigentums die Emanzipation des Menschen vollenden werde. Er erkannte, daß die Chartisten die Wirksamkeit der rein politischen Mittel noch überschätzten; aber er vertraute, daß sie dies in kurzer Zeit einsehen und daß eigene Erfahrung und die Macht der Umstände sie dann unfehlbar dem Sozialismus in die Arme treiben würden. Gleichzeitig war er jedoch ein viel zu überzeugter Revolutionär, als daß die unbedingt friedliche Taktik der englischen Sozialisten ihm nicht widerstreben mußte. Mit so regem Interesse er ihre genossenschaftlichen Experimente verfolgte, so wenig verbar er weder ihnen noch sich selbst, daß diese nicht mehr als Experimente bedeuteten, denen einiger Wert für die Zukunft, aber kein beträchtlicher für die Gegenwart zukäme. Weil er unverrückbar an der Überzeugung festhielt, daß das ihm vorschwebende Endziel zum mindesten in England nur auf gewaltsamem Weg erreichbar sei, mußte Engels der doppelte Wunsch beseelen, daß der Chartismus sich mit sozialistischem Geist erfülle und der Sozialismus sich mit chartistischer Energie durchtränke. Die eine Richtung dünkte ihm in der Theorie, die andere in der Praxis weiter fortgeschritten. Beide hatten seine Sympathie, doch keiner verschrieb er sich. Seine Hoffnung war auf ihre Verschmelzung eingestellt. Mit der gleichen Aufmerksamkeit und der gleichen Lernbegierde verfolgte er den »Northern Star«, das Blatt der Chartisten, und »The New Moral World«, das Organ der Sozialisten, und auch um die persönliche Bekanntschaft von führenden Männern beider Richtungen finden wir ihn eifrig bemüht.

Wir wissen, daß er bei den Sozialisten Beziehungen besonders zu dem Lecturer John Watts in Manchester gewann, dem »Schneider und Doktor

der Philosophie«, wie er im »Heiligen Mag« befehle wird, der, ganz von Humes Skeptizismus beherrscht, mit Vorliebe über die Existenz Gottes philosophierte, aber auch nationalökonomische Fragen gern erörterte und über seine Lieblingsthemata Broschüren veröffentlichte. Später hat sich ihm dieser John Watts als ein ziemlicher Spießbürger enthüllt; damals betrachtete er ihn noch als einen recht bedeutenden Mann und liebte um so mehr, mit ihm zu diskutieren, als dieser es anscheinend verstand, von anschaulichen Tatsachen auszugehen und auf deren Boden seine Gedanken grundsätzlich durchzuführen. Der Lecturer wollte sich von dem philosophischen Milchbart aus Deutschland unter keinen Umständen davon überzeugen lassen, daß die Existenz Gottes auch noch auf anderen Wegen beweisbar sein könnte als durch greifbare Tatsachen. Seinerseits fühlte sich Engels keineswegs mehr berufen, den Verteidiger Gottes abzugeben; um so mehr aber lag ihm an dem Prinzip der Dialektik, deren Notwendigkeit a priori der biedere Watts nicht einzusehen vermochte. Seine platte Praxis beruhigte sich vollkommen bei dem Argument, daß die Existenz Gottes den nicht mehr interessieren könne, der dem Glauben entsagt habe, und daß diese Existenz überhaupt von dem Augenblick an völlig gleichgültig werde, wo sie sich nicht durch Tatsachen manifestiere.

Von den Chartisten suchte Engels damals James Leach auf, der als Fabrikarbeiter in Manchester lebte und dank seiner Sachkenntnis und seines gesunden Menschenverstandes unter der Arbeiterbevölkerung einen beträchtlichen Anhang hatte. Folgenreicher war es, daß er im Sommer 1843 auf der Redaktion des »Northern Star« in Leeds mit George Julian Harney Beziehungen anknüpfte, der soeben unter O'Connors Agide die Leitung dieses einflußreichsten Arbeiterblatts übernommen hatte. Harney war nur drei Jahre älter als Engels, hatte aber schon eine bewegte politische Vergangenheit hinter sich. In den Sturmjahren hatte er der äußersten Linken der Chartisten angehört und sich, wie Engels bei den Freien, den »Girondisten« in der Partei widersetzt, Marat zu seinem Helden erhoben und heroische Taten statt der Worte verlangt. Aber der verunglückte Generalstreik des Sommers 1842 hatte ihm jetzt zu denken gegeben. Keine originale Kraft wie O'Connor oder Lovett, an Einfluß sie nicht erreichend, an Beredsamkeit ihnen nicht vergleichbar, war er doch unter den leitenden Männern der Chartisten derjenige, der am wenigsten insulare Scheuklappen trug und sich auch mit den politischen und sozialen Zuständen des Kontinents vertraut gemacht hatte. Deshalb trat er besonders in den Vordergrund, als nach der Mitte der vierziger Jahre der Gedanke an den Zusammenschluß der Proletarier aller Länder Boden gewann. Den Eindruck, den der deutsche Fabrikantenjohn, als er zum ersten Male bei Harney anklopfte, diesem zurückließ, hatte sich 54 Jahre später, als Engels starb, noch nicht verwischt: Ein schlanker junger Mensch mit einem Gesicht von fast knabenhafter Jugendlichkeit sei bei ihm eingetreten, dessen Englisch trotz deutscher Geburt und Erziehung schon damals merkwürdig korrekt gewesen wäre. Dieser habe ihm gesagt, daß er regelmäßiger Leser des »Northern Star« sei und sich für die Chartistenbewegung eifrig interessiere. So habe ihre Freundschaft begonnen. Und der greise Brute fügte hinzu, Engels sei noch mit zweiundsiebzig Jahren ebenso bescheiden und ebenso geneigt gewesen, sich selbst in den Hintergrund treten zu lassen, wie damals, als er zweiundzwanzigjährig auf

dem »Northern Star« vorsprach. Schlank und elastisch ist Engels ja bis in sein Alter geblieben. Als ihn einige Jahre später Lehner kennenlernte, fand er ihn eher einem jungen schneidigen Gardeleutnant als einem Gelehrten gleichend.

Weil sein Verkehr mit Watts und anderen englischen Sozialisten Engels erkennen ließ, daß diese Insulaner von den Bestrebungen ihrer Gesinnungsgenossen auf dem Festland nicht einmal die lückenhafteste Vorstellung besaßen, wollte er ihnen in ihrem eigenen Leitblatt den Stand des kontinentalen Sozialismus darlegen. Der Aufsatz, der im November 1843 in »The New Moral World« erschien, führte den Titel: Der Fortschritt der sozialen Reform auf dem Kontinent. Er ist wichtig, weil wir aus ihm erfahren, wie weit sein Verfasser die verschiedenen Strömungen innerhalb des Sozialismus und Kommunismus damals schon genauer kannte und wie er sie bewertete. Er bringt uns auch die Gewißheit, daß Engels jene revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft, die zur Verwirklichung der Gütergemeinschaft führen sollte, nicht bloß für England, wengleich hier zunächst, sondern mit derselben Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit auch in Frankreich und Deutschland nahen sah. Gerade der Umstand, daß die Entwicklung in jedem dieser drei Länder verschiedene Wege ging und dennoch in allen dreien dem Kommunismus zustrebte, gab ihm die Gewißheit, daß der Geschichte diese Bahn durch der modernen Zivilisation immanente Triebkräfte gewiesen wurde. Die Unterschiede zwischen den Kommunisten der einzelnen Länder, die er nicht leugnete, erklärten sich ihm daraus, daß die drei Völker die Überzeugung, die Zukunft der Menschheit gehöre dem Kommunismus, auf verschiedenen Wegen erlangt hätten, die Engländer durch die Praxis, die Franzosen durch die Politik, die Deutschen durch die Philosophie. Aber ihre Übereinstimmung hinsichtlich des Endziels führte ihn zu der Folgerung, daß die noch vorhandenen Meinungsverschiedenheiten mit der Zeit verschwinden würden, wie sie schon in der Gegenwart der Anknüpfung der freundschaftlichsten Beziehungen nicht im Wege stünden. Und diese Sympathien würden sich ganz von selbst herstellen, wenn die Kommunisten eines jeden der drei Länder erst von den Bestrebungen der Kommunisten in den anderen Ländern wirkliche Kenntnis besäßen. Danach schildert Engels in Kürze, auf welchen Wegen sich in Frankreich und Deutschland die Entwicklung zum Kommunismus vollzogen habe. Frankreich, führte er aus, sei in der Geschichte der Menschheit die Aufgabe zugefallen, alle Formen der politischen Entwicklung durchzumachen, bevor es in den Kommunismus einmünde. Seine große Revolution habe das Aufkommen der Demokratie in Europa eingeleitet; aber die politische Demokratie für sich allein sei ein Widerspruch in sich selbst, sei »Heuchelei«, sei »Theologie« im Sinne Feuerbachs und Bruno Bauers. Politische Freiheit, selbst politische Gleichheit bedeuteten in der Wirklichkeit noch nicht viel anderes als Sklaverei. Jede Art von Regierung enthalte einen Widerspruch, der auf eine Lösung hindränge und der entweder zum unverhüllten Despotismus oder zu jener wahren Freiheit und Gleichheit führe, die nur der Kommunismus erfüllen könne. Napoleon und Babeuf verkörperten die beiden Pole, die in der Französischen Revolution diese entgegengesetzten Entwicklungsmöglichkeiten andeuteten. Über die Verschwörung Babeufs konnte sich Engels kurz fassen, da O'Brien schon 1836 Buonarrotis bekannte Geschichte dieses Komplotts ins Englische

übertragen hatte. Babeuß Mißerfolg erklärte sich ihm zu gleichen Teilen aus der Unreife der Zeitverhältnisse und aus der Roheit und Oberflächlichkeit des damaligen Kommunismus. Was er hierauf über den Saint-Simonismus aufschreibt, den er nur als »Sozialpoesie« gelten lassen will, spricht, was uns wichtig sein muß, nicht sehr dafür, daß er diesen damals schon aus erster Quelle studiert hätte oder sich ihm gar verpflichtet fühlte. Die mystische Gewandung der Saint-Simonschen Schule stieß seinen hellen Geist ab, und gegen ihr Verteilungsprinzip erhob er unter Berufung auf Börne noch jetzt die gleichen Einwände, die er einst in den »Pariser Briefen« gelesen hatte. Ungleich stärker waren seine Sympathien für Fourier, der wissenschaftlicher und systematischer denke und, wenn auch ebenfalls nicht frei von Mystik, schon eine wirkliche Sozialphilosophie gebe. Die optimistischen Grundgedanken Fouriers hatten es ihm sogar förmlich angetan. Am meisten entzückte ihn dessen »Entdeckung«, daß es jedem Menschen gestoft überlassen bleiben dürfe, sich diejenige Beschäftigung, die ihm selbst die liebste sei, zu wählen, und daß nichtsdestoweniger die Bedürfnisse aller ihre ausreichende Befriedigung finden würden. War dies richtig, so war ja die Überflüssigkeit alles Zwanges nachgewiesen. Die Beweise, die Fourier für die Notwendigkeit eines freien genossenschaftlichen Zusammenwirkens der Menschen beibrachte, brauchten Lesern, die in Owen ihren Meister verehrten, nicht erst ans Herz gelegt zu werden. Zu rügen fand Engels an Fourier besonders, daß dieser am Privateigentum festhielt und nach den heftigsten Deklamationen gegen die Schäden des freien Wettbewerbs die Konkurrenz mißsam ihren schlimmen Begleitern am Ende dennoch zur Hintertür wieder hineinließ. Er tadelte auch, daß Fourier ebensowenig wie Saint-Simon (und wie Owen, was er aber aus Klugheit unerwähnt läßt) seine Forderungen in der Politik zur Geltung gebracht habe. Die Folge sei gewesen, daß seine Lehre nur Gegenstand der Diskussion in privaten Zirkeln geblieben, statt Gemeinbesitz der Nation geworden sei. Besonders verfehlt erschien Engels diese Taktik in einem Lande wie Frankreich, wo ein Ideal wirkliche Bedeutung oder gar den Sieg nur auf dem Wege über die Politik erlangen könne. Diese französische Eigentümlichkeit hätte die kommunistische Partei Frankreichs begriffen. Sie habe sich erst gebildet, als die Arbeiter nach der Julirevolution zu der Erkenntnis gelangten, daß nicht schon die Änderung der Staatsform, sondern erst der Umsturz der sozialen Ordnung ihre Lage von Grund aus zu bessern vermöchte. Nach kurzen Mitteilungen über die verschiedenen Geheimbünde, die in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre in rascher Folge sich in der Wirksamkeit abgelöst hätten, charakterisierte Engels eingehender Cabet, an dessen ikarischem Kommunismus er selbstverständlich die starke Übereinstimmung mit den Ansichten Owens kräftig betont. Auch hebt er hervor, wie Cabet alles mögliche ausgeklügelt hätte, um die Freiheit des Individuums zu sichern, deren Gefährdung die Gegner dem Kommunismus vorwürfen. Da ihm besonders viel daran lag, die englischen Arbeiter in dem Glauben an die Möglichkeit einer streng legalen Revolution wankend zu machen, so suchte er ihnen an dem Gang der französischen Geschichte zu erläutern, weshalb die dortigen Kommunisten republikanisch gesinnt wären, sich zu Geheimbänden hingezogen fühlten und vor der Anwendung der Gewalt zur Erreichung ihrer Zwecke nicht zurückschreckten. Eben hatten ihn selbst Schapper und Moll vergebens zum

Eintritt in den Bund der Gerechten bestimmen wollen, er spricht sich hier grundsätzlich gegen geheime Gesellschaften aus, deren gesetzwidriges Bestehen überflüssigerweise den Verfolgungen den Mantel der Gesetzmäßigkeit umhänge. Die revolutionäre Taktik der Franzosen suchte er seinen Lesern auch durch den Nachweis annehmbar zu machen, daß die französische Verfassung und Gesetzgebung die Unterdrückung der Armen durch die Reichen sanktionierten und daß die Errichtung kommunistischer Kolonien nach englischem Vorbild dort weder erlaubt noch am Platz wäre. Dem französischen Nationalcharakter käme nämlich wenig auf den Nachweis an, daß Pläne wie die Owens überhaupt durchführbar seien, ihm läge wenig daran, daß ihm die Gangbarkeit, um so mehr aber, daß ihm die Gerechtigkeit eines Weges bewiesen werde. Man müsse ihm also zeigen, weshalb Freiheit und Gleichheit allein durch den Kommunismus ihre Verwirklichung finden könnten. Engels verhehlt nicht, wie sehr es ihn ärgerte, daß die Franzosen noch immer gern Kommunismus und Christentum identifizierten. Sollte er unter Schmerzen von der Religion seines Vaterhauses sich freigekämpft haben, nur um auf diesem Umweg zu ihr zurückkehren zu müssen? Der christliche Sozialismus eines Lamennais war so wenig nach seinem Geschmack wie das »Armesünderchristentum« des deutschen Handwerkerkommunismus. Daß einige Stellen der Bibel sich im Sinne der neuen Heilslehre auslegen ließen, brauchte er noch weniger zu leugnen als sein Antipode Heinrich Leo, der sich damit tröstete, daß »ein Glas Wein in eine Jauche gegossen, sofort aufhört Wein zu sein und Jauche wird«. Aber er war der Ansicht, daß der allgemeine Geist der Heiligen Schrift dem Kommunismus »wie jeder vernünftigen Maßregel« durchaus entgegengesetzt sei. Von größerer Bedeutung erschien es ihm, daß Pierre Leroux und George Sand, die »mutige Vorkämpferin für die Rechte ihres Geschlechts«, dem Kommunismus Sympathien entgegenbrachten. Als das bedeutendste und am meisten philosophische Werk, das es in französischer Sprache zugunsten des Kommunismus gäbe, preist er Proudhoons »Qu'est ce que c'est la Propriété?«, ein Werk, das er später gefadelt hat, weil es die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse nicht hinreichend kritisierte, das er aber jetzt recht bald den Engländern durch eine Übersetzung zugänglich gemacht zu sehen wünschte, da kein anderes mit gleicher Kraft des Geistes und mit gleich echter Wissenschaftlichkeit das Wesen des Privateigentums aufgedeckt und dessen Widersprüche dadurch enthüllt habe, daß es dartauf, wie Konkurrenz, Unsitlichkeit und Elend mit Notwendigkeit aus ihm hervorgingen.

Arbeiterbildungsschule und Volkshochschule

Von Theodor Schmidt (Dortmund)

Infolge der in den bisherigen Volkshochschulen geübten Unterrichtsweise, die zum größten Teil aus Vorträgen und Vorlesungen bestanden, blieben die Volkshochschulen meist weit hinter ihrem eigentlichen Ziele zurück. Diese Ziele, die Förderung der Bildung des gesamten Volkes, werden sie aber auch in der Zukunft kaum erreichen, da die Ansprüche, die an die Hörer in geistiger Beziehung gestellt werden, so hohe sind, daß der größte Teil der Arbeiterschaft nicht in der Lage ist, diese akademischen Vorlesungen zu verstehen und zu behalten. Wenn aber dennoch im Gedächtnis dieser Hörer etwas zurückbleibt, sind sie meistens nicht in der

Lage, das Zurückgebliebene folgerichtig zu verwerten. Diejenigen, die wohl den größten Nutzen von diesen Volkshochschulen gehabt haben, sind jene Kreise der Bevölkerung, die auf Grund ihrer finanziellen Mittel schon bisher in der Lage waren, sich die notwendige Bildung auf Hochschulen anzueignen, die sie für ihr späteres Fortkommen gebrauchten. Dieses kann und soll aber nicht der Zweck einer Volkshochschule sein. Die Volkshochschulen sollen vielmehr besonders für jene Kreise geschaffen werden, denen bisher nicht die Möglichkeit gegeben war, sich die notwendige Bildung anzueignen. Daher muß der Unterrichtsstoff und die Unterrichtsweise an den Volkshochschulen so eingerichtet werden, daß es diesen Kreisen der Bevölkerung möglich wird, das nachholen zu können, was ihnen bisher vorenthalten blieb. Nicht alle heutigen Wirren, Puffsche usw. sind auf die persönlichen materiellen Interessen der Arbeiter zurückzuführen, sondern sie sind zum allergrößten Teil Folgen der Unkenntnis der politischen wie wirtschaftlichen Lage und des großen Mangels unserer Volksbildung. Soll aber das Wirtschaftsleben wieder aufblühen, soll das deutsche Vaterland vor dem Allerschlimmsten bewahrt werden, so muß vor allen Dingen mit einer gründlichen Bildungsarbeit begonnen werden. Daher ist es notwendig, daß die bisherige Volkshochschulbewegung in andere Bahnen gelenkt und die Volkshochschulen so eingerichtet werden, daß sie der Arbeiterschaft nützen.

Nach den Erlassen und Anregungen des Kultusministeriums wird künftig in den Volks- und Fortbildungsschulen ein wichtiger Teil des Unterrichtsstoffes, wie »Heimatkunde«, »Völkerkunde« und »Volkswirtschaftslehre«, gelehrt werden. Auf den so ausgebauten Fortbildungsschulen soll dann die eigentliche Volkshochschule aufgebaut werden. Besonders zu begrüßen ist, daß diejenigen Schüler, die sich auf den Fortbildungsschulen und den daran anschließenden Volkshochschulen besonders befähigt zeigen, in einer besonderen Volkshochschule weiterstudieren können. Wenn diese Schüler, auf der letzten Stufe der Volkshochschule als Lehrer ausgebildet, wieder in ihre Berufsarbeit zurückkehren und neben ihrer beruflichen Tätigkeit auch als Lehrer an Fortbildungs- und Volkshochschulen beschäftigt werden, können sie für die gesamte Volksbildung Großes leisten; denn bekanntlich sind jene die besten Lehrer, die dauernd mit dem Volk in engster Verbindung stehen. Und diese enge Verbindung ist hergestellt, wenn die so ausgebildeten Personen an ihre Arbeitsstelle zurückkehren und dort neben ihrer Berufsarbeit als Lehrer verwendet werden. Aber es werden wohl noch viele Jahre vergehen, bis wir die ersten aus diesen Schulen hervorgegangenen Lehrer haben. Für die jetzige Generation kommen sie kaum noch in Betracht. Und gerade diese jetzt tätige Generation ist diejenige, die das gesamte Wirtschaftsleben wieder in Gang bringen soll. Deshalb müssen schon jetzt Volkshochschulen errichtet werden, von der unsere Arbeiter sagen können: das ist die richtige Schule für uns.

Am 1. August dieses Jahres errichtete ich mit Genossen in Dortmund auf obiger Grundlage eine Arbeiterbildungsschule, mit der Maßgabe, daß die in der Arbeiterbewegung tätigen Funktionäre zuerst berücksichtigt werden. Es wird unterrichtet an drei Tagen in der Woche, und zwar am Montag, Mittwoch und Samstag des Vormittags von 8 bis 10 Uhr und des Nachmittags von 6 bis 8 Uhr. An den Vor- und Nachmittagen wird derselbe Stoff behandelt, da ein Teil der Schüler in seiner Berufsarbeit Wechselschicht hat und keine Unterbrechung im Unterricht eintreten soll.

Unterrichtet wird in folgenden Fächern:

1. Rede- und Aufsatztechnik, 2. Gewerkschaftliches und Soziales, 3. Volkswirtschaftslehre und 4. Staatsbürgerkunde, in der Hauptsache über heutige politische Selbstströmungen.

Der Kursus für Rede- und Aufsatztechnik bietet den Schülern die Möglichkeit, sich das Darstellungsvermögen für die Wiedergabe der Gedanken in Wort und Schrift anzueignen.

Der Kursus über Gewerkschaftliches und Soziales schildert die verschiedenen Strömungen in der Arbeiterbewegung nach Geschichte, Aufbau und Charakter. Ferner werden die Forderungen der Arbeiter auf sozialem Gebiet begründet und die sozialen Einrichtungen des Staates dargelegt.

Die Volkswirtschaftslehre macht die Schüler mit den Grundbegriffen der Nationalökonomie vertraut. Auch werden die wichtigsten Formen des Handels und der Industriewirtschaft aufgezeigt.

Unter Staatsbürgerkunde werden den Schülern die Grundbegriffe des politischen Denkens gelehrt, ein Abriss der Geschichte der politischen Parteien vorgelesen und die politischen Zeitströmungen, wie Bolschewismus, Kommunismus, Räte-system, Demokratie usw., besprochen.

Als Lehrer sind lediglich Personen tätig, die neben dem pädagogischen Geschick starken Wirklichkeitsinn haben. Dadurch ist eine gute Durchbildung der Schüler gewährleistet. Den Schülern wird vornehmlich zum Bewußtsein gebracht, daß nicht das Gefühl, sondern der Verstand in öffentlichen Fragen zu entscheiden hat. Indem ihnen die Verknüpfung der Interessen von Staat und Wirtschaft nachgewiesen wird, lernen sie zugleich erkennen, daß nicht die Durchsetzung egoistischer Interessen, sondern das Allgemeinwohl bestimmend sein muß, um die wirtschaftliche Entwicklung zu fördern.

Der Unterricht wird in elementarer Weise, wie der Arbeiter ihn von der Volks- und Fortbildungsschule her gewohnt ist, fortgesetzt. Die Durcharbeitung des Materials wird seinem häuslichen Studium überlassen. Besonders wird an die Beobachtungen und Erfahrungen der Arbeiter angeknüpft und der Schüler dadurch zum selbständigen Denken angeregt. Um ihn zur allseitigen Durchdenkung des Lehrstoffes zu bewegen, werden vom Lehrer während des Unterrichts Stichworte und Leitsätze diktiert und dann von den Schülern das Gehörte in Form einer schriftlichen Arbeit oder eines mündlichen Vortrags wiedergegeben.

Zur besseren Veranschaulichung der Lehrmethode lasse ich anschließend eine Lehrdisposition über das Lehrfach »Wirtschaftswesen« folgen:

I. Vom Agrarvolk zum Industriestaat. Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft. (Statistische Studien über Bevölkerung, Berufsgliederung, Entwicklung von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, Produktionsziffern, Einfuhr und Ausfuhr.)

II. Methoden der kapitalistischen Arbeitsweise. Vom Handwerk zur Fabrik. (Das Werkzeug als Produktionsmittel. — Das reaktionäre Element im zünftigen Handwerk. — Übergang zur Fabrik. — Mechanisierung des Arbeitsprozesses. — Die Maschine im Arbeitsaal. — Zur wissenschaftlichen Betriebsführung.)

III. Das Berufschicksal des kapitalistischen Lohnarbeiters. Fabrikwesen und Arbeiterfrage. (Frauenarbeit. — Gelernte und ungelernte Arbeiter. — Jugendliche Arbeitskräfte. — Die Arbeiterfrage in Politik und Gesetzgebung.)

IV. Kapitalismus und Arbeiterfrage bei Beginn des Weltkriegs. Die neue Wirtschaft. Umschaltung zur Kriegswirtschaft. (Die früheren Demobilisierungspläne, der verlorene Krieg und der Wirtschaftszusammenbruch. — Zwang zur Verhandlungsfähigkeit für das Unternehmertum.)

V. Aufbauwirtschaft. (Der Streik als politisches Ziel und wirtschaftliches Mittel. — Zwang zur Arbeitspflicht für Unternehmer und Arbeiter. — Schaffung von Arbeitsaufträgen für Staat, Gemeinde und Unternehmertum. — Schaffung und Verteilung von Rohmaterialien. — Arbeitsnachweisfrage. — Die Intensität der neuen Wirtschaft.)

VI. Die Demokratisierung der Wirtschaft. Sozialisierung. (Was ist Sozialisierung? Ziele und Wege. — Die Sozialisierungskommission. — Sozialisierung im Bergbau. — Die reiferen Wirtschaftszweige.) Das Räte-system. (Zur geschichtlichen Entwicklung des Rätegedankens. — Vorschläge der Regierung. — Funktion

der Wirtschafts- und Betriebsräte. — Räteystem und Gewerkschaften. — Erziehung zum Räteystem.)

VII. Schluß: Zukunftsaufgabe der Arbeiterbewegung.

Für die am weitesten fortgeschrittenen Schüler wird ein besonderer Referentenkursus eingerichtet.

Aber jeden Schüler wird eine Karteothek geführt, die genaue Eintragungen über Namen, Beruf, Wohnort, Geburtsdatum und Zeit des Schulbesuchs enthält. Aber die Fähigkeiten der Schüler in den einzelnen Fächern werden auf dieser Karte Eintragungen von den Lehrern vorgenommen. Den Schülern steht eine Leihbibliothek zur Verfügung, deren Bücher von den Lehrern vorher auf ihre Zweckmäßigkeit für den Unterricht eingehend geprüft worden sind.

Für die Schüler, die aus dieser Arbeiterbildungsschule hervorgehen, nachdem ihnen in einem dreimonatigen Kursus die Grundzüge der Politik und Wirtschaftslehre auseinandergesetzt worden sind, kommt dann die Weiterbildung in einer Volkshochschule in Betracht. Wer in dieser Weise unterrichtete Arbeiter ist durch die Unterrichtsmethode an selbständiges Denken gewöhnt. Es wird ihm also leichter sein, in andere Wissensgebiete einzudringen. Auf solchen Arbeiterbildungsschulen würde man daher mit Nutzen eine wirkliche Volkshochschule aufbauen können. Vorteilhaft wäre es, daß die in der Bildung begriffenen Technischen Hochschulen diesen Volkshochschulen angegliedert würden.

Was die Organisation solcher Volkshochschulen anbetrifft, so würde ich folgendes vorschlagen:

Die Gemeinde- und Stadtverwaltungen, die eine Volkshochschule einrichten wollen, setzen sich einerseits mit den am Ort bestehenden Arbeiter- und Beamtenorganisationen, andererseits mit den bestehenden Lehrerorganisationen, eventuell auch mit den am Ort befindlichen Hochschulen in Verbindung. Es werden Vertreter vorgenannter Organisationen zu einer Besprechung eingeladen, die von einem amtlichen Vertreter geleitet wird. In dieser Besprechung wird eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, die sich aus einem Teil Handarbeiter, einem gleichen Teil der in Betracht kommenden Lehrer und einem amtlichen Vertreter der betreffenden Gemeinde- oder Stadtverwaltung (der aber nur Beratungsrecht und nicht Bestimmungsrecht hat) zusammensetzt. In diesen Arbeitsgemeinschaften wird eine Arbeitsteilung vorgenommen, und zwar: die Handarbeiter haben die Aufgabe, für die notwendigen Schüler zu sorgen und in einer Besprechung mit den Schülern diejenigen Themata zu erkunden, die die Schüler hören wollen. Die in der Arbeitsgemeinschaft tätigen Lehrer besorgen dann für die angegebenen Themata die nötigen Lehrkräfte. Die Schülerzahl zu den einzelnen Kursen muß, um ein gutes Resultat zu erzielen, eine beschränkte sein. Gleichfalls muß auch eine Auswahl in der Zusammensetzung der Schüler stattfinden, und zwar in bezug auf ihre Allgemeinbildung. Erforderlich dazu ist, daß jeder Schüler vorher einen kurzen, selbstgeschriebenen Lebenslauf einreicht. Die Unterrichtsweise wird sich, sobald sich zwischen Lehrer und Schüler das richtige Verhältnis herausgebildet hat, ganz von selbst ergeben. Der Lehrer wird bald merken, ob die Schüler in der Lage sind, seiner Unterrichtsweise zu folgen, andererseits werden sich auch die Schüler bald melden, wenn sie nicht folgen können. Notwendig ist, daß während des Unterrichts von den Lehrern Stichworte und Leitsätze diktiert werden und die Schüler angehalten werden, diese in Form einer häuslichen Arbeit weiter auszuarbeiten. Auch dürfte es notwendig sein, daß die Schüler in einer späteren Unterrichtsstunde den Stoff in einem kurzen Vortrag wiederholen.

So entstehen wirkliche Volkshochschulen, die ihren Zweck erfüllen, auch die untersten Schichten der Bevölkerung an der Bildung teilnehmen zu lassen. Dadurch würde auch die Hebung der Arbeits- und Schaffensfreudigkeit erreicht werden — die Freude an der Arbeit und das Interesse an der Volkswirtschaft.

Literarische Rundschau

Hermann Kranold, Was bringt die sozialistische Republik dem Landarbeiter?
(Verlags- und Preisangabe fehlt.)

Nach einer zutreffenden Kennzeichnung der früheren Abgeschlossenheit des Landarbeiters und seiner Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern schildert Kranold den aufrüttelnden Einfluß des Krieges auf Geist und Gemüt der ländlichen Arbeiter. Das Denken der Landarbeiter ist erwacht, und ihr Gefühl treibt sie nun mit aller Gewalt an die Seite des Industriearbeiters, da sie die großen Vorteile erkennen, die ihnen die Revolution namentlich durch die Beseitigung der Besitzordnung gebracht hat. Kranold erwartet von den durch den politischen Umsturz aufgeweckten Landarbeitern, daß sie im Verein mit ihren Klassengenossen aus der Industrie nun dazu übergehen werden, die Großagrarier zu beseitigen, um auf eigener Scholle dem Boden zum Heile des ganzen Volkes die höchsten Erträge abzurufen. Auch er befindet sich nämlich in der gefährlichen Täuschung, daß der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft den Hauptanteil der Erzeugnisse für die Ernährung des Volkes liefert.

Recht lesenswert sind Kranolds Ausführungen über das Hand-in-Hand-Arbeiten der ländlichen Produktionsgenossenschaften mit den städtischen Verbrauchergenossenschaften sowie seine Schilderung des wohlthätigen Einflusses der industriellen Sozialisierung auf die Bedürfnisbefriedigung der ländlichen Bevölkerung. Wenn das Büchlein auch für den bisher recht wenig geschulten Landarbeiter nicht ganz geeignet ist, weil es fröhliche Hoffnungen erwecken könnte, so kann es doch als allgemeine Aufklärungsschrift empfohlen werden. lp

Kaiser Franz Joseph I. und sein Hof. Erinnerungen und Schilderungen aus den nachgelassenen Papieren eines persönlichen Ratgebers. Übersetzt und herausgegeben von Dr. Joseph Schneider. Wien, Verlag von Leonhardt. Preis 24 Kronen, gebunden Kr. 28.80.

Das Werk stammt aus der Feder eines »Anonymus«, der mit ziemlicher Sicherheit in der Nähe des Kaisers — viele nennen sogar einen ganz bestimmten Namen, den eines ehemaligen Adjutanten — zu suchen ist. Dafür spricht einerseits das Gutunterrichtetsein des Mannes (daß die Niederschrift von einer Frau stammt, wie behauptet wird, vermögen wir nicht zu glauben), andererseits seine durchaus »höfische« Denkweise. Denn wo immer er Kritik übt, kritisiert er nicht das System selbst, sondern nur seine einzelnen Erscheinungen. Er findet an der monarchischen Staatsform nichts auszusetzen, und der Zusammenbruch erfüllt ihn scheinbar mit Bedauern und Wehmut. Anhänglichkeit und Treue für den alten Kaiser sind es auch, die ihn zur Niederlegung seiner Erinnerungen veranlaßt haben. Es muß wohl ein derartiger starker innerer Beweggrund sein, denn die Begabung des Mannes zum Schreiben ist gering. An die glänzenden französischen Memoirenwerke darf man nicht denken, wenn man sich mit dem kleinen anspruchslosen und rein sachlich geschriebenen Büchlein beschäftigt. Das alles kann ihm jedoch nicht die Bedeutung nehmen, daß man daraus die Voraussetzungen des Zusammenbruchs der österreichisch-ungarischen Monarchie von einer bisher gänzlich im Dunkel liegenden Seite kennenlernt.

Ohne Klatschgeschichten einen zu breiten Raum zu gewähren, erzählt der Verfasser doch genug von den Zuständen im engsten Kreise der kaiserlichen Familie, um ihre vollständige Degeneration in scharfes Licht treten zu lassen. Seine Schilderungen bekräftigt er mit dem Ausruf des klugen ehemaligen Ministerpräsidenten Körber: »Was diese Erzherzöge und Erzherzoginnen treiben, ist geradezu unerhör! Sie wollen auf jeden Fall der Öffentlichkeit beweisen, daß die Dynastie dekadent, degeneriert ist. Sie brauchen sich nicht so anzustrengen. Wir wissen alle schon längst, daß mit den Habsburgern nicht mehr viel anzufangen ist.«

Nur Kaiser Franz Joseph selbst und der nach dem Drama von Mayerling Thronfolger gewordene Franz Ferdinand, dessen Ermordung so unermeßliches Leid über die ganze Welt heraufbeschwor, waren noch nicht dieser Schwäche verfallen, deren typische Merkmale der nachmalige Kaiser Karl zum Beispiel auf fallend an sich frug. Zwar war auch Kaiser Franz Joseph durchaus kein heller Kopf, aber arbeitfam und ausdauernd — allerdings so zähe, daß Österreich-Ungarn an seinem Starrsinn, die Zügel der Regierung nicht locker zu lassen, zugrunde ging —, Zeichen einer Widerstandskraft, die mit dem Kräfteverfall der übrigen Mitglieder des Habsburgerhauses in deutlichem Widerspruch stand. Seine mächtige und einfache Lebensführung schützte ihn vor den verderblichen Wirkungen hemungsloser Ausschreitungen, denen sich die anderen hingaben, mit Ausnahme eben Franz Ferdinands, dem ein Lungenleiden die Teilnahme an derartigen »Vergnügungen« verbot. Der »obersten« Spitze des Reiches würdig war die ihnen nächstgelegene Schicht der Gesellschaftspyramide, auf der das Herrscherhaus unmittelbar ruhte: der Adel. Aber die Unfähigkeit, Unverlässlichkeit, ja selbst Unredlichkeit des österreichischen Adels weiß der Verfasser nicht genug Verdammenswertes zu berichten. Zur Bekräftigung seiner eigenen Darlegungen führt er wieder den Ausspruch eines führenden Staatsmannes, diesmal des ungarischen Ministerpräsidenten Koloman Szell an, der sich über den österreichischen und ungarischen Adel dem Schreiber des Buches gegenüber in folgender Weise ausließ: »Sie wundern sich, daß unser Adel, den der König so vielfach unterstützt, ihm nicht einmal durch die allererste Pflicht der Untertanentreue dankt, wenn schon nicht durch mehr? Sie haben recht, aber Sie vergessen, daß diese Treue die Fähigkeit zur Voraussetzung hat, Recht und Unrecht zu unterscheiden, und an dieser Fähigkeit fehlt es gerade unserem Adel so oft. Sie lernen in ihrer Jugend nicht einmal genug, um zwischen loyalem und illoyalem Verhalten unterscheiden zu können, und sind vielleicht auch oft nicht intelligent genug, selbst bei richtiger Anleitung im Sinne einer wirklichen Loyalität zu handeln. Und dann übersehen Sie vielleicht, daß hierzulande die persönlichen Interessen und die Ehrfucht überall obenan stehen, daß sie den Sinn für alle anderen Gefühle, auch für das der Treue gegen den König, verdrängen und ertöten.«

Folgt man dann dem, was der Verfasser über das Verhalten der maßgebenden Persönlichkeiten, Staatsmänner und Heerführer berichtet, und betrachtet das Charakterbild des jungen Kaisers Karl, so fragt man sich nicht mehr, warum das früher so große Habsburgerreich ein so schmähliches Ende nehmen mußte. Karls Haltlosigkeit, sein grenzenloser Leichtsinn, seine Unbeständigkeit, die jede gute Handlung plötzlich in ihr Gegenteil zu verkehren vermochte, seine leichte Beeinflussbarkeit, die ihn zum Spielball seiner Umgebung machte, einer Umgebung, die sich ausschließlich aus dem Kaiser von früher her bekannten Persönlichkeiten, meist seinen Regimentskameraden, zusammensetzte, alles das waren Eigenschaften, wie sie nicht verhängnisvoller für das ohnehin moribunde Reich hätten sein können. Wie konnten bei solcher Leitung die nationalen Schwierigkeiten überwunden werden und ein so großes Werk wie die Herbeiführung des Friedens gelingen! Karls Bemühungen um den Frieden, den er ehrlich wollte, zerflatterten wie alles, was er unternahm, im Kleinlichen. Aber die ränkevollen »Parma-Briefe« hinaus hat er es zu keiner ernstlichen Friedenshandlung gebracht. Dagegen weiß der Verfasser über die eifrige Reklamefähigkeit des Kaisers für sich gar Seltsames zu erzählen, hatte doch Karl einen »Reklamesachmann« mit seinem Stab in seiner unmittelbaren Nähe, der für ihn und den künftigen Thronfolger in großzügiger Weise Stimmung machen mußte.

Eines ist dem jung und unerfahren zur Herrschaft gelangten Kaiser immerhin zugute zu halten: daß ihm ein Karren zur Führung übergeben wurde, der gänzlich verfahren war! Hoffentlich wird es die wissenschaftliche Literatur der nächsten Jahre unnötig machen, daß man seine Kenntnisse von den politischen Zuständen

Österreichs aus nie ganz einwandfreien Memoiren schöpfen muß, aber es ist doch sehr interessant, von einem gut unterrichteten, die Vorgänge aus nächster Nähe betrachtenden Manne dessen Urteil über Herrscher, Staatsmänner und Heerführer zu erfahren, die in ihrer Unfähigkeit Österreich-Ungarn zugrunde regierten. Dieses Urteil wird — nicht immer vom Schreiber der Memoiren gewollt — zur heftigen Anklage vor den Lesern, wie es denn überhaupt das Schicksal des Werkchens ist, ganz anders zu wirken, als seine Absicht ist. Diese besteht offensichtlich in einer Reinwaschung des alten Kaisers, dessen Andenken dem treuen Untergebenen scheinbar nicht genug »geehrt« wurde, sein Erfolg aber beruht darauf, die Fluchwürdigkeit der Habsburgerherrschaft in anschaulich packender Weise gezeigt zu haben. Gerade mit diesem Werke eines Bureaucraten ältesten Schlages ist ein Kronzeugnis gewonnen gegen das Regime, das er nicht angreift, und da es Verhältnisse schildert, die nicht allein den Zusammenbruch des Habsburgerreichs verschuldet, sondern Verderben über die ganze Welt heraufbeschworen haben, so verdient es Interesse weit über die engen Grenzen Deutschösterreichs hinaus.

Irma Hift

Neue politische Landkarten. Die kriegsreisenden politischen Umgestaltungen infolge des Weltkriegs haben die Landkarte Europas auf einmal stark geändert, ganz besonders im Osten, wo auf den Trümmern des russischen Reiches und des Habsburger Reiches einige neue Staaten entstanden und ehemalige Kleinstaaten, wie Serbien und Rumänien, ihr Gebiet weit hinein nach Mitteleuropa ausdehnten. Die Belgrader Herrschaft ist bis an die Mur in Steiermark vorgetragen, die neue böhmische Republik erstreckt sich bis in die Ostkarpathen, Polen grenzt an die Mark Brandenburg! Es besteht ein starkes Bedürfnis danach, im Kartenbild zu sehen, was der Friede dem einen gebracht und dem anderen genommen hat. Diesem Bedürfnis kommen neue politische Karten entgegen, die seit den Friedensschlüssen von Versailles und St. Germain veröffentlicht wurden. Zu erwähnen ist vor allem die bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte erschienene Sonderausgabe der vier amtlichen Karten zum Friedensvertrag mit Deutschland. Es handelt sich dabei um dieselben Karten, die im Auftrag des Auswärtigen Amtes bei der kartographischen Abteilung des Großen Generalstabs gedruckt und denjenigen Exemplaren des Friedensvertrags beigeheftet wurden, die den Abgeordneten der Nationalversammlung sowie den Mitgliedern der Reichsregierung zugehen und dann auch für die Ratifikation verwendet wurden.

Bei Dietrich Reimer in Berlin wurden zwei Karten ausgegeben: Das neue Deutschland (Maßstab 1:1000000) und Das neue Europa (1:4000000). Ein Vorzug der Deutschlandkarte ist, daß sie im Osten wie im Westen viele Namen in zwei Sprachen angibt. Aber manche Namen sind schwer leserlich, und auch die Grenzen der Regierungsbezirke und Kreise sollten deutlicher hervorgehoben sein, denn es entgeht dem Beschauer zum Beispiel, daß ein Stück Mittelschlesiens in das Abstimmungsgebiet hinein- und ein Teil Oberschlesiens davon herausfällt. Die Karte von Europa ist ferner in bezug auf die Verbreitung der Deutschen in den von Österreich abgetretenen Gebieten mehrfach ungenau. So ist in der Gegend von Laus in Böhmen das deutsche Sprachgebiet zu weit nach Osten ausgedehnt, und in Süddeistermark reicht es zu weit nach Süden, bis an Eilli. Dort gibt es nur noch einige verstreute deutsche Sprachinseln. Die Grenzen der Staaten auf dem Gebiet des früheren russischen Reiches sind selbstverständlich auf allen bisher veröffentlichten Karten mehr oder minder willkürlich eingezeichnet.

Velhagen & Klasing's neue Hand- und Wandkarte des Deutschen Reiches und der Nachbargebiete (1:2000000) ist deutlicher ausgeführt als die Reimerschen Karten, weshalb sie sich gut als Wandkarte eignet; allerdings enthält sie auch bedeutend weniger Namen. In einigen Punkten ist auch sie ungenau, wie zum Beispiel in der Abgrenzung des schlesischen Abstim-

mungsgebiet und des an Böhmen fallenden Gebiets von Niederösterreich. Wesentlich sind jedoch diese Irrtümer nicht.

In jeder Beziehung zufriedenstellend ist die Karte von Ostdeutschland mit den im Friedensvertrag vorgesehenen Gebietsänderungen (1:800000), die der Gea-Verlag in Berlin herausgab.

Zu erwähnen ist auch eine Karte des Freistaats Danzig (1:150000), welche von John & Rosenberg in Danzig veröffentlicht wurde und für alle praktischen Zwecke gut brauchbar ist.

Im Maßstab 1:10 000 000 gehalten ist eine in deutscher und französischer Sprache bei Orell Füssli in Zürich erschienene Politische Karte von Europa. Bei dem kleinen Maßstab konnten gewisse Einzelheiten der Friedensbestimmungen nicht anschaulich werden.

Die ursprünglich für Österreich aufgestellten sowie die endgültigen Grenzbestimmungen vom 2. September 1919 zeigt Karl Peuckers Karte von Deutschösterreich (1:1000000), herausgegeben von Artaria & Co. in Wien. Außer den alten und den neuen politischen Grenzen ist das geschlossene deutsche Sprachgebiet im Bereich der früheren Habsburger Monarchie dargestellt.

H. Fehlinger

Notizen

Entwicklung der amerikanischen Farbwarenindustrie. Um sich von der deutschen Farbwarenproduktion möglichst unabhängig zu machen, hat die Industrie der Vereinigten Staaten von Amerika sich seit Beginn des Weltkriegs mit rastlosem Eifer der Fabrikation von Farbstoffen und Kohlenleerprodukten zugewandt. Über den Erfolg dieser Bestrebungen waren bisher in Deutschland die Meinungen der Fachkennner sehr geteilt. Eine gute Übersicht über den Entwicklungsstand dieses Industriezweiges bietet der jüngst von der United States Tariff Commission erstattete Bericht.

Danach hat sich die Gesamtproduktion von Farbstoffen in den Vereinigten Staaten im Jahre 1918 auf rund 57 155 600 Pfund im Werte von 61 Millionen Dollar belaufen gegen 45 977 250 Pfund im Werte von 58 Millionen Dollar im Jahre 1917. Besonders beteiligt waren an dieser Erzeugung die Azo- und Schwefelfarben. Vom Gesamtwert kamen im Jahre 1918 auf erstere 32 Millionen, auf letztere 10 Millionen Dollar. Dementsprechend hat auch die Ausfuhr von »Farben und Farbstoffen« (einschließlich der Naturfarben) einen recht ansehnlichen Aufschwung genommen. Sie hatte im Rechnungsjahr 1917/18 einen Wert von fast 17 Millionen Dollar. Zurzeit gibt es in den Vereinigten Staaten 77 Firmen zur Fabrikation von Farbwaren und 128 für die Erzeugung von Zwischenprodukten; trotzdem kann dort eine große Anzahl wichtiger Farbstoffe auch heute noch nicht hergestellt werden. Im Bericht heißt es darüber:

»Die (Farb-) Industrie in Amerika hat große Fortschritte während der letzten vier Jahre gemacht, aber sie steht noch nicht auf einer ökonomisch gesunden Basis. Sie ist einseitig, und die Selbstkosten sind äußerst hoch im Vergleich zu den Preisen, zu denen deutsche Farben vor dem Kriege verkauft wurden. Einige Farbstoffe werden im Überfluß hergestellt, während andere gänzlich oder fast völlig fehlen. Es waren diese letzteren, welche die außerordentlich wertvolle Ladung des Handels-Unterseeboots »Deutschland« bildeten. Das ist eine Lücke in der amerikanischen Produktion, die ausgefüllt werden muß.«

Zur weiteren Entwicklung der Farbwarenindustrie empfiehlt die Kommission die Heranziehung von Fachleuten und Technikern sowie den Zusammenschluß der Werke zu großen Interessengemeinschaften.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 13

Ausgegeben am 26. Dezember 1919

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Saint-Simon als Geschichtstheoretiker

Von Heinrich Cunow

Wenige unter den Sozialphilosophen, die, aus der großen Französischen Revolution geboren, in ihren Schriften deutlich deren geistigen Einfluß auf ihre Gedankengänge erkennen lassen, sind später so verschiedenartig beurteilt und so überschätzt worden wie Claude Henri de Saint-Simon. Seit das »Kommunistische Manifest«, irrefeleitet durch die Anschauungen der Enfantin-Saint-Simonistischen Schule, Saint-Simon unter die großen sozialistischen Utopisten eingereicht und den Satz geprägt hat: »Die eigentlich sozialistischen und kommunistischen Systeme Saint-Simons, Fouriers, Owens usw. tauchen auf in der ersten unentwickelten Periode des Kampfes zwischen Proletariat und Bourgeoisie«, gilt Saint-Simon als großer Utopist. In Wirklichkeit ist er weder Utopist noch Sozialist.¹ Daß Saint-Simon, wenn er sich auch über die kommende industrielle Wirtschaftsepöche allerlei sonderbaren Illusionen hingibt, nicht als Utopist gelten kann, hat Dr. Friedrich Muckle in seinem Buch »Henri de Saint Simon, die Persönlichkeit und ihr Werk« (Jena 1908) nachgewiesen; doch gilt ihm Saint-Simon immer noch als großer Sozialist. Dr. Gustav Eckstein läßt jedoch, wie anerkannt werden muß, in seiner Abhandlung »Der alte und der neue Saint-Simon« (2. Band des »Archivs für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung«, S. 423 ff.) auch diese alte Auffassung fallen und erklärt, daß Saint-Simon nicht nur kein Utopist, sondern noch weniger Sozialist gewesen sei (S. 426). Durch-

¹ Später hat Marx die Bedeutung von Saint-Simon als sozialistischen Theoretiker weit kritischer beurteilt. Im »Kapital« (3. Band, 2. Teil, S. 144) heißt es:

»Ganz wie der Kultivateur bei den Phisikokraten nicht den wirklichen Landbauer, sondern den Großpächter bedeutet, so der Travailleur bei Saint-Simon, und immer noch durchlaufend bei seinen Schülern, nicht den Arbeiter, sondern den industriellen und kommerziellen Kapitalisten...«

... Man muß überhaupt nicht vergessen, daß erst in seiner letzten Schrift, dem »Nouveau Christianisme«, Saint-Simon direkt als Wortführer der arbeitenden Klasse auftritt und ihre Emanzipation als Endzweck seines Strebens erklärt. Alle seine früheren Schriften sind in der Tat nur Verherrlichung der bürgerlichen Gesellschaft gegen die feudale, oder der Industriellen und Bankiers gegen die Marschälle und juristischen Geschäftsfabrikanten der Napoleonischen Zeit. Welcher Unterschied, verglichen mit den gleichzeitigen Schriften Owens!«

Damit hat Marx unzweifelhaft recht. Freilich Engels fügt hinzu, daß Marx später sein Urteil modifiziert haben dürfte, da er nur »mit Bewunderung vom Genie und enzyklopädischen Kopf Saint-Simons« gesprochen hätte. Das mag sein, beweist aber nicht, daß Marx ihn als einen sozialistischen Denker betrachtet hat. Auch ohne in Saint-Simon einen großen sozialistischen Utopisten oder Geschichtstheoretiker anzuerkennen, kann man ihn als einen enzyklopädischen Kopf bewundern.

aus richtig, denn weder erstrebte Saint-Simon die Vergesellschaftung, Verstaatlichung oder Kommunalisierung der Produktionsmittel, noch die Abschaffung des Lohnsystems, noch eine gewisse Gleichheit des Bodenbesitzes und der Unterhaltungsmittel. Man muß schon in jedem fortschrittlichen Streben nach einer Hebung der Lebenslage der unteren Volksschichten Sozialismus sehen, wenn man Saint-Simon zu den Sozialisten oder gar Kommunisten zählen will.

Aber beide, Muckle wie Eckstein, betrachten Saint-Simon noch immer als hervorragenden Geschichtstheoretiker seiner Zeit, wenn auch in dieser Beziehung Eckstein entschieden nüchterner und schärfer urteilt als Muckle, der sich, wie das so oft von Biographen geschieht, in seinen Helden verliebt hat. Vergleicht man die angestaunten historischen Ausführungen Saint-Simons mit der sozialphilosophischen Literatur der Revolutionszeit und der nachfolgenden beiden Jahrzehnte, erkennt man bald, daß Saint-Simons geschichtstheoretische Ausführungen meist nur einen recht mäßigen Anspruch auf Originalität machen können. Er fügt vielfach in die Gedankengänge seiner Vorgänger nur ein neues Glied ein. Sein Verdienst besteht weit mehr darin, andere Anschauungen aufgenommen, sich assimiliert und mit rastlosem Eifer in bestimmter sozialreformerischer Richtung propagiert zu haben, als in der Erfassung neuer sozialgeschichtlicher Probleme.

Besonders beeinflusst zeigt sich Saint-Simon in seiner Geschichtsauffassung durch Guillaume François Raynals siebenbändige »Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes« (Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und Handelsunternehmungen der Europäer in beiden Indien. Zuerst 1771 in Amsterdam erschienen) und Nicolas Caritat de Condorcets »Equisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain« (Abriss einer historischen Uebersicht über den Fortschritt des menschlichen Geistes) — eine Schrift, die von Condorcet nach dem Sturz der Girondisten während seines Flüchtlingslebens niedergeschrieben und nach seinem Tode 1794 in Paris erschienen ist.

Wie Condorcet erblickt auch Saint-Simon in der geschichtlichen Entwicklung einen ständigen Fortschritt des Geistes, und dieser Geistesfortschritt vollzieht sich gesetzmäßig, das heißt die nachfolgenden Entwicklungsstufen sind durch die vorausgegangenen ursächlich bedingt und können nicht nach Belieben geändert werden; sie sind kausal notwendig. Deutlich heißt es in seiner Schrift »Der Organisateur« (Oeuvres de Saint-Simon et d'Enfantin. Paris 1865/78, 20. Band, S. 118):

Zu keiner Zeit hat die Vervollkommnungsentwicklung einen Weg genommen, der von vornherein von einem genialen Menschen vorgezeichnet und von der Masse angenommen wäre. Das ist durch die Natur der Dinge selbst auch völlig ausgeschlossen; denn das höhere Gesetz des Fortschreitens zwingt und beherrscht alles. Die Menschen sind für dieses nur Werkzeuge. Obgleich diese Macht von uns selbst herrührt (das heißt ein Ausfluß des Menschengeistes ist. S. C.), liegt es doch nicht mehr in unserer Gewalt, uns ihrem Einfluß zu entziehen oder ihr Wirken zu beherrschen, als willkürlich die Urkraft zu ändern, die unseren Planeten um die Sonne kreisen läßt. Die sekundären Wirkungen sind die einzigen, die wir zu beeinflussen vermögen. Alles, was wir vermögen, ist: diesem Gesetz (unserer wahren Vorsehung) mit unserer Kausalitätserkenntnis zu folgen, indem wir uns über den Weg klar zu werden suchen, den es uns vorschreibt, statt uns blind von ihm leiten zu lassen. Gerade darin (in dieser Einsicht. S. C.) besteht, nebenbei bemerkt, der

große philosophische Fortschritt, der unserem gegenwärtigen Zeitabschnitt vorbehalten geblieben ist.

Die Entwicklungsphasen folgen demnach in gesetzmäßiger Notwendigkeit aufeinander und können durch geniale Einfälle oder Willenshandlungen nicht beliebig geändert werden; nur die sekundären Wirkungen lassen sich durch menschlichen Willen beeinflussen; das heißt, man kann die Wirkungen der Geistesfortschritte auf das gesellschaftliche Leben erkennen und der Bewegungsrichtung entsprechend bestimmte Maßregeln treffen, welche die Durchführung des Notwendigen erleichtern oder bestimmte Wirkungen aufheben beziehungsweise ablenken oder einschränken. Man kann also den Gang der Entwicklung zwar nicht in ganz andere Bahnen lenken, wohl aber kann man den sozialen Fortschritt, indem man ihm Hindernisse aus dem Wege räumt, erleichtern und beschleunigen, und man kann ferner, indem man entsprechende Gegenmaßnahmen trifft, schädliche Wirkungsfolgen zweifen, dritten Grades abschwächen oder hindern. So erklärt denn auch Saint-Simon wiederholt: »Den Gang des Menschengesetzes zu begreifen, um sodann für die Vervollkommnung der Zivilisation zu arbeiten, das war der Zweck, den ich mir setzte.«

Veranschaulichen wir uns diese Auffassung an einem Beispiel. Der Fortschritt des Geistes bewirkt in seiner Wirkung auf das Wirtschaftsleben der Völker die Entstehung besonderer technischer Fertigkeiten, und diese wieder führen zu bestimmten Eigentumsgestaltungen, die nun ihrerseits wieder das politische Leben und Streben dieser Völker beeinflussen: eine Vorstellung, die wir schon bei Condorcet vorfinden, von dem sie Saint-Simon wahrscheinlich nur entlehnt hat. Das eigentlich Wirkende ist also der menschliche Geist, der in seinem Fortschreiten den Menschen zur Erfindung technischer Künste und ihrer Anwendung führt, woraus sich dann als Folge besondere Eigentumsformen ergeben. In diesen Eigentumsformen sieht nun aber Saint-Simon nicht die notwendige historische Folge einer bestimmten Phase des geistigen Fortschritts, nicht historisch gegebene Wirkungen, die, solange eben ihre geistige und technisch-ursächliche Bedingtheit fortbesteht, sich nicht beliebig ändern lassen; er schließt vielmehr einfach daraus: haben aber solche Eigentumsgestaltungen tatsächlich auf das politische Leben gewisse Wirkungen, nun dann gilt es, diese Wirkungen zu erkennen und die Eigentumsordnung so zu gestalten, daß sie das politische Leben eines Volkes in gewollter günstiger Weise beeinflusst. So heißt es zum Beispiel in seiner Abhandlung über die Industrie (*»Deuvres«*, 19. Band, S. 43): »Das Gesetz, welches das Eigentum festsetzt, ist das wichtigste von allen. Es ist die Grundlage des sozialen Gebäudes. Jenes Gesetz, das über die Teilung der Macht entscheidet und deren Ausübung regelt, ist nichts als ein sekundäres Gesetz. Das Eigentum muß derart konstituiert sein, daß der Eigentümer veranlaßt wird, es möglichst produktiv wirken zu lassen.«

Und an anderer Stelle (19. Band, S. 82) heißt es: »Man darf deshalb jedoch nicht annehmen, wir wollten sagen, das Gesetz, das die Machtteilung festlegt (das heißt das Verfassungsgesetz. H. C.), sei nicht von wesentlicher Bedeutung. Wir sind weit entfernt davon, solche Keßerei auszusprechen. Zweifellos, die parlamentarische Regierung ist anderen durchaus vorzuziehen; aber sie ist doch nichts als eine Form; während die Eigentums-gestaltung die eigentliche Grundlage ist. Es ist dem-

nach die Eigentumsverfassung, die in Wirklichkeit die Basis des Gesellschaftsgebäudes abgibt. Die wichtigste entscheidende Frage ist also unserer Meinung nach, wie das Eigentum zum Wohle der ganzen Gesellschaft beschaffen sein muß, sowohl was die Freiheit als was den Reichtum anbetrifft.

Mit anderen Worten, es kommt bei der Durchführung des kommenden industriellen Systems vornehmlich darauf an, das Eigentum so zu gestalten, daß es sich den Anforderungen dieses Systems möglichst anpaßt. Wie denn auch Saint-Simon an anderer Stelle sagt (Rodrigues' »Deuvres«, II, S. 63), daß die Erhaltung des Eigentums das große Ziel der Politik sein müsse, denn vom Eigentum hänge der Bestand der Gesellschaft ab, aber die Erhaltung des auf bürgerlichem Erwerb beruhenden Eigentums, nicht des feudalen Besitzes.

Wenn demnach Sozialphilosophen, wie Paul Barth, in Saint-Simon den eigentlichen Begründer der Marxschen materialistischen Geschichtsauffassung sehen, so beweisen sie nur, daß sie Marxs Geschichtestheorie nicht begriffen haben. Für Saint-Simon ist die Wirtschaftsweise durchaus nicht das Primäre, das die Ideologie einer Zeit bestimmende Moment, sondern das Primäre ist der Geist, richtiger die Geistesrichtung einer Zeit, die im weiteren Verlauf eine bestimmte Art der Wirtschaftsinstitutionen hervorruft, welche dann ihrerseits wieder das öffentliche Leben, speziell die Politik, beeinflusst. Die ökonomischen Verhältnisse wirken also, um Saint-Simons eigene Ausdrucksweise zu gebrauchen, nur »sekundär«. Sie sind gewissermaßen nur ein Zwischenglied in der Reihenfolge der durch den Fortschritt des Geistes ausgelösten Wirkungen. Deshalb fällt es Saint-Simon auch gar nicht ein, die Geistesströmungen, zum Beispiel die philosophischen, moralischen, religiösen Anschauungen seiner Zeit aus den Wirtschaftsverhältnissen erklären zu wollen, selbst jene bescheidenen Anfänge, die wir bei Raynal finden, fehlen bei Saint-Simon. Doch führen deshalb nach seiner Auffassung nicht etwa die einzelnen Anschauungsgebiete ein Sonderleben; alle sind vielmehr Teile des Geisteslebens einer Zeit, unterstehen dem Gesetz des Fortschritts und beeinflussen einander. Alle müssen demnach auch dem jeweiligen fortschreitenden Gang des menschlichen Geistes folgen, sich ihm »koordinieren«, wenn sie nicht mit ihm und untereinander in Konflikt geraten sollen.

Am deutlichsten ergibt sich die Wirkungsfolge aus Saint-Simons Aufstellungen über die Religion. Wie er meint, sind die älteren Religionen sämtlich aus dem Intellekt, aus der religiösen Spekulation der Priesterschaften herausgewachsen, aber im Einklang mit dem Wissen ihrer Zeit, weshalb sie auch eine allseitige Festigkeit bekundeten und das öffentliche Leben günstig beeinflussten. Dann trat die von Gott selbst gegründete und von ihm mit einem göttlichen ewigen Moralprinzip ausgestattete christliche Kirche auf und überwand ebenso den von Sokrates begründeten Theismus wie die römische Volksreligion. Da die katholische Kirche das höchste Erzeugnis des Geistes zur Zeit des frühesten Mittelalters darstellte, wurde sie eine enorme gesellschaftsbildende, den menschlichen Fortschritt fördernde Kraft, die die bekehrten Völker zu einer großen Kulturgemeinschaft zusammenschmiedete. Ihre Bedeutung wuchs noch mehr, als Karl der Große die geistige Gewalt von der weltlichen trennte und dadurch eine weitere Vorbedingung zur Förderung der allgemeinen Menschheitsinteressen durch den Katholizismus

schuf. Der Katholizismus wurde nun zur Pflegerin der Kunst, Wissenschaft, Gewerbe und Mildtätigkeit. Doch dann trat eine Änderung ein. Die Wissenschaften wuchsen über die Lehren der Kirche hinaus, die dadurch mehrmals in einen Gegensatz zu dem Fortschritt des Geistes gelangte. Kopernikus riß mit seiner Lehre den mittelalterlichen Menschen aus seiner Befangenheit heraus und vernichtete das ganze »wissenschaftliche Gerüst der christlichen Religion«. Bacon, Descartes, Locke, Galilei, Newton und andere setzten die Zerstörung fort. So ist die christliche Religion in eine große Krise geraten, aus der sie nur der Übergang zu einer neuen höheren Religion, zum neuen Christentum retten kann, das »wie ehemals das Urchristentum durch die Gewalt der Moral und die Allmacht der öffentlichen Meinung gestützt, geschützt und gefördert wird«.

Dieses neue Christentum bedarf nicht minder als das alte einer Hierarchie, Sittenlehre und Dogmatik, die demnächst darzulegen Saint-Simon in seinem »Nouveau Christianisme« mit folgenden Worten verspricht:

Ich werde für die neuen Christen ein Glaubensbekenntnis formulieren; ich werde zeigen, daß diese Religion die einzige soziale Lehre bildet, die dem gegenwärtigen Zustand der Geisteskultur und der Zivilisation Europas entspricht. Ich werde beweisen, daß die Annahme dieser Lehre das einzige Mittel bildet, um auf die beste und friedlichste Weise die ungeheuren Übelstände zu beseitigen, die ihren Ursprung dem Verfall der geistigen Gewalt in Folge des Vordringens der physischen seit dem fünfzehnten Jahrhundert verdanken, und um dieser weiterhin Einhalt zu gebieten durch eine Reorganisation der geistigen Gewalt auf neuen Grundlagen, sowie durch ihre Stärkung in dem Maße, daß sie die unbegrenzten Ansprüche der weltlichen Gewalt zu zügeln vermöge. Ich werde endlich noch beweisen, daß die Annahme des neuen Christentums ebensowohl die Arbeiten, die sich auf die allgemeinen, wie jene, die sich auf die Vervollkommnung der besonderen menschlichen Kenntnisse beziehen, an die Spitze bringen und so den Fortschritt der Zivilisation unendlich mehr fördern wird als irgendeine andere Maßregel.

Als hochsittlichen Hauptsatz dieser neuen Religion, der er den Namen »Physiokratismus« beilegt, nennt Saint-Simon die Forderung: »Der Mensch soll arbeiten!«

Von einer materialistischen Geschichtsauffassung ist in allen diesen Darlegungen nichts zu spüren. Jene Gelehrten, die in Saint-Simon einen Vormarxisten sehen, lassen sich dadurch verleiten, daß er verschiedentlich auf wirtschaftliche Verhältnisse und ihre Bedeutung für das politische Leben hinweist, aber nirgends geht in seiner Auffassung des sogenannten ökonomischen Faktors Saint-Simon über Condorcet oder Raynal hinaus, wenn er auch ihren Beispielen neue hinzufügt. Dem Urgesetz aller geschichtlichen Fortschritte bleibt ihm stets der Intellekt, der sich freiwillig nicht lediglich durch eigenen Antrieb aus sich selbst heraus entwickelt, sondern durch das Streben der Menschen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, besonders auf den niederen Entwicklungsstufen. Die Wirtschaftsverhältnisse gelten ihm lediglich als Mittelglieder in der Kausalkette der Wirkungen des Intellekts. Manche dieser wirtschaftlichen Einflüsse hat übrigens Raynal viel besser als Saint-Simon erkannt, zum Beispiel wenn Raynal die Stellungnahme der katholischen Kirche zur Sklaverei- und Leibeigenschaftsfrage im Mittelalter durch ihre Eigenschaft als feudale Machtinstitution bedingt sein läßt, während Saint-Simon den alten Kirchenvätern und ihren Morallehren mit einer geradezu naiven Bewunderung gegenübersteht und von dem

engen Zusammenhang dieser Lehren mit dem Wirtschaftsgetriebe des Mittelalters und mit der Stellung der Kirche inmitten dieses Getriebes nicht begreift, vielmehr in der älteren Kirche nur eine rein geistige Macht sieht.

Ebenso wenig ist, wie oft behauptet worden ist, die Einteilung des Gesamtentwicklungslaufs in eine Reihe Entwicklungsstufen und deren Charakteristik eine hervorragende Leistung Saint-Simons. Wie sich bei näherem Vergleich zeigt, ist Saint-Simons Einteilung der Condorcetschen nachgebildet. Allerdings unterscheidet Saint-Simon mehr Entwicklungsperioden in der Geschichte der Menschheit als Condorcet. Die erste Stufe Condorcets ist bei Saint-Simon zum Beispiel in zwei gespalten, ebenso die zweite, nur die sechste Stufe Saint-Simons, die der Alt-Peruaner und -Mexikaner, fehlt im Condorcetschen Tableau ganz, andererseits wieder hat Condorcet die Entwicklung Griechenlands über zwei Epochen verteilt und mißt dem Einfluß der griechischen Geistesfortschritte auf die Nachwelt weit höhere Bedeutung zu als Saint-Simon.

Im einzelnen muß freilich zugegeben werden, daß Saint-Simon insofern seinen Vorgänger überholt hat, als er die Forschungsergebnisse der damaligen Ethnologie bei seiner Charakterisierung der früheren Entwicklungsstufen gründlicher berücksichtigt und die Religionsentwicklung, die Condorcet von seinem ästhetischen Standpunkt aus als eine geistige Verirrung galt, mit in Betracht zog. Eine wesentlich verschiedene Grundauffassung tritt jedoch nirgends hervor. Nur insoweit ist ein deutlicher Unterschied vorhanden, als Condorcet sich die kommende Zeit als eine Fortsetzung der politischen Freiheiten und philosophischen Grundsätze der großen Revolution der Jahre 1791 bis 1793 denkt, während Saint-Simon die Herrschaft einer Epoche des Industrialismus heraufsteigen sieht, eines Zeitalters der Industriellen, das heißt aller nach damaligen Begriffen produktiv Tätigen, der Unternehmer, Geldkapitalisten, Kaufleute, Betriebsangestellten, Arbeiter, Kleinhandwerker, Künstler usw., im Gegensatz zu den großen Grundherren, Geistlichen, Rentnern und sonstigen »Nichtstuern«. Verwirklicht findet Saint-Simon diese neue industrielle Gesellschaftsformation bereits zum wesentlichen Teil im England der nachrevolutionären Zeit, dessen Verfassung er begeistert preist und von dem er behauptet, daß ihm kaum noch etwas für seine Freiheit und Größe zu tun bleibe.

Diese Verschiedenheit des sozialen Zukunftsideals erklärt sich deutlich aus den verschiedenen Zeitumständen, unter denen beide Sozialphilosophen schrieben. Als Condorcet sein »Tableau« verfaßte, da triumphierte die Revolution, wenn auch die Giroude gestürzt war, über ihre Gegner, und so erschien ihm, dem von der radikal-philosophischen Philosophie jener Zeit begeisterten Republikaner, der sichere Sieg der großen freiheitlichen Grundsätze der Revolution als gewiß. Als Saint-Simon ungefähr zwanzig Jahre später seine Hauptschriften niederschrieb, da war der große Freiheits Traum ausgekramt, die neuentstandene industrielle Bourgeoisie reckte und streckte sich, und in Frankreich schien eine ähnliche Periode des Industrialismus heraufzusteigen wie in England.

Der eigentliche Fortschritt über die Sozialphilosophen der Revolutionszeit besteht darin, daß wir noch bei diesen einen Berge verfehrenden Glauben an den wunderbaren Einfluß der Gesetzgebung, besonders der Verfassung,

auf das Gesellschaftsleben finden, Saint-Simon hingegen die Ansicht vertritt, die Güte einer politischen Verfassung sei von sekundärer Bedeutung, das Entscheidende für das Wohlbefinden der Völker sei ihre wirtschaftliche Lage, in erster Linie die Eigentumsordnung.

Indes darf daraus nicht geschlossen werden, daß Saint-Simon eine tieferen Einsicht als die meisten seiner Zeitgenossen in die damalige Klassenschichtung Frankreichs und ihre wirtschaftlichen Ursachen gehabt hat. Wie weit er in dieser Beziehung nicht nur hinter Marat, sondern auch hinter Mignet, ja selbst hinter Turgot und Neckar zurückbleibt, beweist schon die einfache Tatsache, daß er, besungen in J. B. Sais ökonomischer Harmonietheoretik, unter seiner »industriellen Klasse« Unternehmer und Arbeiter, Bankiers und Kleinbauern, Kaufleute und Handwerker begreift und das Bestehen einer allgemeinen wirtschaftlichen Solidarität unter ihnen annimmt. Solche Verknennung der Gegensätze wäre einem Marat ganz unmöglich gewesen — schon deshalb, weil nach seiner Ansicht der Arbeiter das Interesse hat, seine Arbeit (richtiger Arbeitskraft) dem Unternehmer oder Meister möglichst hoch zu verkaufen, während den Unternehmer umgekehrt das Interesse beherrscht, möglichst wenig Lohn zu zahlen und möglichst viel für das Arbeitsprodukt zu erhalten.

Aber die Anschauungen ihres Lehrers hinausgegangen sind in mancher Beziehung Saint-Simons hervorragende drei Schüler: der Geschichtsschreiber Augustin Thierry, der Sozialphilosoph Saint-Amand Bazard und der Nationalökonom Michel Le Chevalier. Vor allem hat Bazard, der weit mehr Systematiker als Saint-Simon war, manche Gedankenelemente seines Lehrers ausgebaut. Er besaß eine gründlichere Kenntnis der politischen Ökonomie und der Wirtschaftsentwicklung als Saint-Simon, und seine Darlegungen über das Eigentum in seiner Bedeutung für die Gesellschaftsformation zeugen von außergewöhnlichem Scharfsinn. Die Illusion Saint-Simons, die Einführung des industriellen Systems werde zu einer gewaltigen Besserung des Loses der arbeitenden Schichten und zu einer allgemeinen Interessensolidarität der ganzen industriellen Klasse, der Arbeiter mit den Unternehmern, führen, wird von Bazard nicht geteilt. Er erkennt den sich aus dem kapitalistischen Arbeitsprozeß ergebenden Gegensatz zwischen Unternehmer und Arbeiter und erblickt im Gegensatz zu Saint-Simon, dem das industrielle System die große Verheißung der Zukunft bedeutet, in diesem nur das Übergangssystem zu einer höheren Wirtschaftsorganisation, in der die Produktionsmittel gesellschaftliches Allgemeingut sind. Doch liegt, wie diese Andeutungen zeigen, Bazard's Fortschritt über Saint-Simon hinaus wesentlich auf dem Gebiet der Sozialökonomie; auf dem eigentlichen geschichtstheoretischen Gebiet folgt er einfach Saint-Simons Spuren.

Zum Aufbau der Arbeitsschule

Von Gustav Hädicke

Die Verfassung des Deutschen Reiches erklärt in Artikel 148, Absatz 3: Staatsbürgerkunde und Arbeitsunterricht sind Lehrfächer der Schulen. So sehr wir Arbeitsschulmänner diese Bestimmung auch begrüßen, ihre allgemeine Durchführung wird sicher noch recht lange auf sich warten

lassen; denn sie ist viel weniger eine Angelegenheit der politischen Parteien und der Schulbehörden als der Lehrerschaft selbst. Das Arbeitsschulproblem ist in erster Linie eine Frage des inneren Schulbetriebs, eine Frage der Unterrichtsmethode, und erst in zweiter Linie eine Frage des Lehrinhalts und der Schulorganisation.

Die Notwendigkeit, die nach pädagogischen Grundsätzen geregelte Erziehungsarbeit in die Schulen einzuführen, ist zwar oft genug nachgewiesen worden, es sei nur an die Schriften von Robert Seidel und Kerksensteiner erinnert;¹ trotzdem ist Theorie und Praxis der Arbeitsschule selbst in der Lehrerschaft noch recht wenig bekannt. Noch immer beschränkt sich die Volksschule auf die theoretische Erziehung und überläßt die praktische Ausbildung dem Hause und der Öffentlichkeit, eine Teilung, die sich bei den heutigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen nicht mehr aufrechterhalten läßt; denn die Familie ist nur noch in kleinbäuerlichen Verhältnissen eine Arbeitsgemeinschaft, und die häusliche Erziehung ist zu keiner Zeit etwas Vorzügliches gewesen, kann auch von außen her nur schwer beeinflusst werden. Die Meisterlehre hat nicht minder versagt, und Fach- und Fortbildungsschulen sowohl wie die Jugendpflege in ihrer jetzigen Gestalt haben ihre Mängel nur unvollkommen ausgeglichen. Die Arbeit muß eben in die öffentlichen Bildungsanstalten hinein, da für die in ihr liegenden unentbehrlichen Bildungswerte an anderer Stelle nicht genügend gesorgt wird.

So wenig aber auch die Arbeit der Lehrer an Bildungswerten nachsteht, ist es doch keineswegs leicht, sie in unsere Schulen einzuführen. Zunächst gilt es erst einmal Eltern, Behörden und Lehrerschaft für die Neuschule, die eben die Arbeitsschule im weitesten Sinne sein wird, zu gewinnen. Das ist, wie die Erfahrung gezeigt hat, bei den Eltern verhältnismäßig leicht, schwerer bei den Behörden und am schwersten bei den Lehrern. Das mag manchem Außenstehenden verwunderlich erscheinen, wird aber sofort verständlich, wenn man bedenkt, daß der Lehrer im alten Staat als Beamter dem gefährlichsten Verholungsprozeß schneller unterlag, als es bei Mitgliefern freier Berufe zu geschehen pflegt. Darum könnte man nicht zum Ziel gelangen, wenn man den Arbeitsunterricht von oben herab befehlen würde, da das Gros der Lehrerschaft nicht mit tun kann, zum Teil auch nicht mit tun will. Die Einheits- und die weltliche Schule hätten wir vielleicht, eine parlamentarische Mehrheit und deren Willen zur Macht vorausgesetzt, durch eine gesetzliche Tat schaffen können; die Durchführung der Arbeitsschule wird noch manches Jahr in Anspruch nehmen. Die Ähnlichkeit mit der Verwirklichung unserer politischen Ziele einerseits und unserer wirtschaftlichen Forderungen andererseits springt hier sofort in die Augen.

Im alten Obrigkeitsstaat waren Schulfragen ausschließlich Sache der Fachleute, der Behörden und der Lehrerschaft. Nur eine schmale Minderheit kannte sie und nahm teil an ihrer Lösung. Dieser Zustand ist im neuen Volksstaat ein Unding. Alle Volksgenossen müssen Ziele und Wege der Neuschule kennen, alle müssen für sie eintreten; denn im neuen Staat entscheidet auch in Bildungsfragen die Mehrheit. Darum sollte sich die Parteipresse nicht ausschließlich mit schulpolitischen Fragen beschäftigen, sondern

¹ Robert Seidel, Die Schule der Zukunft, eine Arbeitsschule. Zürich. — Kerksensteiner, Grundfragen der Schulorganisation. Leipzig.

gelegentlich auch Fragen des inneren Schulbetriebs erörtern und ihre Aufmerksamkeit vor allem dem Aufbau der Arbeitsschule widmen. Die sozialistischen Lehrervereinigungen müssen mit ihren Ideen hinaus in die Massen; Erziehungsprobleme sind Massenprobleme und nur zu lösen, wenn große Massen des Volkes für sie eintreten.

In den Schulverwaltungen sitzen vorzugsweise Vertreter der Altschule, und die wenigen Sozialisten, die in der letzten Zeit in die Schulbehörden eingetreten sind, sind in erster Linie Schulpolitiker, Vereinstecheriker usw., die auf dem Gebiet des inneren Schulbetriebs nur teilweise praktische Sondererfahrungen aufzuweisen haben. Hier müssen in Zukunft Männer berufen werden, die das Arbeitsschulproblem theoretisch wie praktisch durchforscht haben. Das beste Mittel aber, der Arbeitsschule den Weg zu bahnen, ist, sie in unsere Lehrerbildungsanstalten einzuführen. Man ist ja in der Lehrerbildungsfrage an allerlei Rückständigkeit gewöhnt; sie werden aber alle von der Verständnislosigkeit der Seminare für das Arbeitsschulproblem übertroffen. Noch immer verläßt der größte Teil unserer Junglehrerschaft die Seminare, ohne die leiseste Ahnung von dem zu haben, was man unter Arbeitsschule versteht. Für die Lehrerschaft selbst sind Vortragsreihen, Ausstellungen und Unterrichtsbesuche zu veranstalten, um sie für die Neuschule zu gewinnen. Dabei sollten unsere Parteigenossen überall die treibenden Kräfte sein; denn die Verwirklichung der Arbeitsschule ist das Hauptstück der Sozialisierung unseres öffentlichen Bildungswesens.

Der Einbau des Arbeitsunterrichts in den gegenwärtigen Schulbetrieb kann nun nicht einfach dadurch erfolgen, daß man ihn, wie es die Verfassung dem Wortlaut nach fordert, der Altschule als besonderes Lehrfach anflückt, daß man in besonderen Stunden pappt, hobelt, Glas bläst oder Metall bearbeitet, daß man also das allgemein eingeführt, was man Knabenhandarbeit nannte und als Wahlfach heute schon in einer Anzahl von Schulen hat. Der Handfertigkeitunterricht ist es ja gerade gewesen, der die Lehrerschaft gegen die Arbeitsschule auf den Kampfplatz rief. Die didaktischen Bildungswerte der Knabenhandarbeit erschienen ihr viel zu gering, der Gegensatz zwischen Lehre und Arbeit dieser Art zu groß, als daß sie in der Einführung des Handfertigkeitunterrichts in die schon mit Unterrichts-fächern und -stoffen überreich versehene gegenwärtige Schule einen Gewinn erblicken konnten.

Dagegen hat die Richtung in der Lehrerschaft, welche den Arbeitsunterricht nicht als ein besonderes Lehrfach, sondern als Unterrichtsgrundsatz betrachtet, der in jedem Lehrfach zur Anwendung gebracht werden muß, im letzten Jahrzehnt ganz außerordentlich an Bedeutung gewonnen. Als Kurpädagogen lassen sie sich nicht von soziologisch-biologischen Erwägungen leiten, sondern kommen von den neuesten Forschungsergebnissen der pädagogischen Hilfswissenschaften her, vor allem von denen der Psychologie und der Hygiene und von ihren praktischen Erfahrungen im Unterricht. Sie haben dabei den Vorteil, die Arbeitsschule mit erträglichen Kosten und ohne große Veränderungen im Lehr- und Stundenplan in den gegenwärtigen Unterrichtsbetrieb einbauen zu können. Die Altschule braucht nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu werden. Ein gut Teil dessen, was sich bewährt hat, so die ganze Unterrichtstechnik, läßt sich in die Neuschule mit hinübernehmen. Man hat für diese Art Arbeitsunterricht den Namen

Werkunterricht geprägt, und man nennt im Gegensatz zu ihm die Knabenhandarbeit *Werkstättenunterricht*. Den Unterschied zwischen Werkunterricht und Werkstättenunterricht erkennt man am besten aus folgendem von Seinig (Charlottenburg) in seinem Buche »Die redende Hand« (Leipzig, Wunderlich) aufgestellten Schema.

Die Handbetätigung findet statt:

In der Klasse: Werkunterricht (planmäßige Betätigung der Handfertigkeit während und zur unmittelbaren Unterstützung des [Sach-]Unterrichts).

1. Die Arbeit ist (wie der übrige Unterricht) obligatorisch.

2. Dient mehr der intellektuellen Erziehung.

3. Ist unmittelbar den (Sach-)Unterricht unterstützend durch Klärung, Vertiefung, Kontrolle und Festigung der Unterrichtsergebnisse.

4. Liefert als Ergebnis vorzugsweise Objekte für die Schule.

5. Es muß Rücksicht auf die Zeit beim Arbeiten genommen werden.

6. In allen Schulen (auch Mädchenschulen) leicht durchführbar.

7. Beschränkt sich möglichst auf Werkzeuge des Hauses (Taschenmesser, Schere, Zange, Nadel).

8. Arbeitet vorwiegend mit Pappen.

9. Achtet zuerst und mehr auf Inhalt (Ziel: schnelle Erreichung des Unterrichtszweckes, Arbeit nach Zeit).

10. Ausführung der Arbeit lediglich bedingt durch schulische Interessen (Zweck, Zeit, Klärung).

11. Bedient sich der Fertigkeiten: Zeichnen, Formen, Papier- und Papparbeiten, Basteln (eine kombinierte Holz-, Kork-, Gummi-, Drahtarbeit) als »Prinzip«.

12. Ist auf jeden Fall und durchaus Massenunterricht.

13. Ist als Prinzip glatt durchzuführen ohne Belastung des Stundenplans.

14. Drängt auf Vereinfachung von Werkzeug und Technik.

In der Werkstätte: Knabenhandarbeit, Werkstättenunterricht.

Ist (mit Ausnahme des »Zeichnens als Disziplin«) meist fakultativ und liegt außerhalb des lehrplanmäßigen Unterrichts.

Hat mehr ästhetische Ziele, will mehr den Geschmack erziehen.

Dient meist nicht unmittelbar den unterrichtlichen Zielen, oder muß ihnen nicht unmittelbar dienen.

Vorwiegend Objekte fürs Haus, Gebrauchsgegenstände.

Es wird vom einzelnen Schüler beliebig lange an einem Objekt gearbeitet, die wenigen einzelnen Knaben arbeiten meist an verschiedenen Objekten.

Bei uns fast ausschließlich in Knabenschulen ausgeübt.

Lehrt die Knaben neue Werkzeuge anwenden (Hobel, Gebrüglade, Drehwinde, Säge, Ziehklänge usw.), die weniger im Hause als beim Handwerk gebraucht werden.

Arbeitet vorwiegend nach vorliegenden bestimmten, oft gewerblichen Objekten (meist nach Maß).

Achtet zuerst und mehr auf Form (Ziel: Präzisions-, Qualitätsarbeit hinsichtlich des Außern, der Form).

Ausführung auch (sogar mehr) bestimmt und beeinflusst von Fragen des Kunstgewerbes und des jeweilig herrschenden Geschmacks.

Der Fertigkeiten (Objektzeichnen und -formen) Papier- und Papparbeit, Schnitzen, leichte und schwere Holzarbeit, Metall- und Glasbearbeitung »als (fakultative) Disziplin«.

Ist mehr Gruppen- oder wohl zumeist Einzelunterricht.

Ist Disziplin.

Verlangt Komplikation und Differenzierung von Werkzeug und Technik.

Diese Zusammenstellung zeigt, daß im Werkunterricht die Einheit zwischen Lehre und Arbeit verhältnismäßig leicht hergestellt werden kann. Gegen seinen Einbau in den gegenwärtigen Unterrichtsbetrieb sind grundsätzliche Bedenken nicht vorhanden. Daher erklärt es sich auch, daß der fortschrittliche Teil der Lehrerschaft lebhaft für den werkunterrichtlichen Betrieb in den Schulen eintritt. Dazu kommt noch, daß seine Einführung mit erträglichen Geldmitteln zu bewerkstelligen ist. Die Freunde des Werkunterrichts sehen ihren Stolz darin, sinkende Kulturwerte (alte Zeichenblockrücken, Streichholz- und Zigarettenschachteln, Gäßstrumpfhülsen und vieles andere mehr) wieder zu Ehren zu bringen, mehr als die Hälfte ihres Materials aus dem Müllkasten zu holen. Trotzdem sind noch allerlei sachliche Kosten auch bei der Einführung des Werkunterrichts vorhanden, die bei der heutigen Wirtschaftslage von vielen Gemeinden nur sehr schwer aufgebracht werden können.

Der Einbau des Werkstättenunterrichts in unser öffentliches Bildungswesen begegnet noch weit größeren Schwierigkeiten. Zwischen ihm und der Lehre sind ohne Frage eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten vorhanden, aber eine wirkliche Einheit ist zwischen beiden noch nicht gefunden, so nahe ihr auch Kerschensteiner in seinen Versuchen gekommen sein mag. Trotzdem müssen wir versuchen, ihn einzuführen, da in ihm Bildungswerte stecken, die in keinem der Unterrichtsgegenstände der Allschule vorhanden sind. Aber die Kosten! Solange der Werkstättenunterricht nur Lehrfach, wohl gar *W a h l f a c h* ist, genügt ein Werkzimmer für die einzelne Schule, und Werkzeuge und Material brauchen nur in beschränktem Maße zur Verfügung stehen. Bei der allgemeinen Einführung der Arbeitsschule (Werk- und Werkstättenunterricht) werden am besten alle Lehrzimmer zu Arbeitsräumen umgebaut. Vor allem müssen unsere nur für den Wortunterricht geeigneten Schulbänke verschwinden und Tischen und Stühlen Platz machen. Dadurch würden die Lehrsäle auch vielen anderen Zwecken dienstbar (Jugendpflege, Volksbibliotheken, Lesezimmer, Versammlungsräume für Arbeitsgemeinschaften aller Art), und die Schulhäuser könnten wirkliche Volkshäuser werden.

Dem Werkstättenunterricht stehen die ländlichen Arbeiten an Bildungswerken nicht nach, in gesundheitlicher Beziehung sind sie ihm sogar überlegen. Ihre Einführung in die Schulen ist in den Dörfern und Kleinstädten sogar mit weit weniger Schwierigkeiten verbunden als die der gewerblichen Arbeit. Schulgärten, Gemeindeländereien und Obstalleen sind auf dem Lande überall zur Genüge vorhanden, und in den Großstädten läßt sich bei einigem guten Willen ebenfalls ein Schulgarten, ein Stück Lauben- oder Obland bereitstellen. Für den Unterricht im Gartenbau und in der Obstbaumzucht ist unsere Lehrerschaft auch im allgemeinen besser vorgebildet als für den Unterricht in der Holz- und Metallarbeit.

Bei der Neugestaltung unseres Schulwesens handelt es sich augenblicklich weit weniger darum, dauernd neue Probleme zu erfinden, immer neue Wege zu weisen, als vielmehr darum, alte Aufgaben wirklich einmal zu lösen, durch Einzel- und Massenversuche längst erprobte Wege wirklich einmal zu gehen. Darum, ihr sozialistischen Lehrer, all ihr wahren Freunde der Neuschule, vor allem all ihr sozialdemokratischen Stadtverordneten und Gemeindevertreter, nehmt euch der Arbeitsschule an! Macht sie zur Tat!

Sozialismus und Ethik

Von Artur Heichen

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auf engem Raum ein altes sozialistisches Problem in seinem ganzen Umfang aufzurollen. Kautsky, Bernstein, Max Adler haben sich daran versucht, ohne jedoch eine wesentliche Klärung der Frage nach dem Verhältnis zwischen materialistischer Geschichtsauffassung und Ethik herbeizuführen. Das war schließlich nicht verwunderlich! Denn so wie man gewöhnlich das Problem stellte und wie es auch Kautsky und noch mehr Max Adler anpackte, nämlich überwiegend von der Seite der Philosophie, in dem Bestreben nämlich, den Sozialismus auf einige wenige Elemente und Kategorien zu reduzieren, ihn gewissermaßen ab ovo zu beweisen, konnte man nicht ans Ziel gelangen. Aus dem philosophischen Irrgarten, in den man dabei unweigerlich geriet, gab es kein Heraus. Nur ein Mittel konnte dagegen verschlagen, indem der moderne Sozialismus sich bewußtermaßen auf den ökonomischen Sozialismus verengerte, sein philosophisches Desinteressement erklärte und alle metaphysischen und philosophischen Spekulationen und Kabbalgereien den dafür Zuständigen und Berufenen überließ. Schon Marx und Engels schlugen diesen Weg ein, indem sie sich aus dem philosophischen zum historischen Materialismus durcharbeiteten, ohne jedoch diesen Weg konsequent bis ans Ende zu gehen. Erst der moderne Marxismus hat diesen Weg der bewußten Verengung, der gewollten Bescheidenheit — wenn man so sagen will — wieder aufgenommen, einen Weg, der den Weiser »von der Philosophie zur Ökonomie« trägt. In diesem Sinne treten auch wir an unser Problem heran, indem wir es uns bewußt versagen, nach einer letzten philosophischen Fundierung zu suchen oder auch nur zu fragen. Dabei ist es am zweckmäßigsten, wir gehen nicht von irgendeinem konstruierten Wolkenkuckucksheim, sondern von Zeitbedürfnissen aus. Wir werden es allerdings nicht verschmähen, beim Studium dieser aktuellen Probleme letzte allgemeine Prinzipien herauszuarbeiten.

Im Vordergrund des politischen Tageskampfes steht heute die Sozialisierungsfrage, und in Nr. 1 der Neuen Zeit (38. Jahrgang) machten wir dies Problem im Zusammenhang mit der Bevölkerungsfrage zum Gegenstand einer besonderen Abhandlung. Wir schlossen unsere Ausführungen mit den Sätzen: »Wenn wir also im Verlauf der Ausführungen uns gezwungen sehen, vor überspannten Erwartungen zu warnen und der Sozialisierung selber und ihren ökonomischen Rückwirkungen keine glänzende Prognose zu stellen, so heißt das nicht, daß wir die Sozialisierung als politische Forderung fallen lassen sollen. Als ökonomisches Postulat allein wird sie sich allerdings nur schwer behaupten können. Deshalb ist sie mehr, als es bisher geschehen ist, als ethisches Postulat zu fundieren.«

Die Politik der Sozialisierung kann also entweder auf ein ökonomisches oder aber auf ein ethisches Postulat aufgebaut sein, und der Sozialismus, von dem das Sozialisierungsproblem ja selber nur ein Teilstück, wenn auch das markanteste, ist, zeigt damit wiederum sein ökonomisch-ethisches Doppelseitigkeit. Das eigentliche Problem ist nun nicht das Nebeneinanderbestehen dieser beiden Sphären, sondern ihre, sei es kausale, sei es teleologische, sei es irgendeine andere Verketzung. Betrachten wir zunächst diese beiden Sphären getrennt für sich.

1. Das ökonomische Postulat

Wenn heute aus der Arbeiterbewegung heraus der Ruf nach Sozialisierung bestimmter Industriezweige, nach Kommunalisierung des Lebensmittel-, des Baugewerbes usw. erfolgt, wenn der Dreiverband der englischen Arbeiter die Nationalisierung der Eisenbahnen und Bergwerke auf sein Programm schreibt, so tragen diese politischen Forderungen — von gelegentlichen sozialethischen Verbrämungen und Kommentaren abgesehen! — in erster Linie den Charakter ökonomischer Postulate. Eine oberflächliche Betrachtung könnte nun zu der Annahme verführen, daß es sich sowohl beim ethischen als auch beim ökonomischen Postulat um eine Erscheinung aus der Welt des Seinsollenden handelt, und schon die Bezeichnung »Postulat« scheint diese Annahme zu rechtfertigen. Und dennoch trifft dies auf den Erscheinungskomplex, den wir mit dem Namen »ökonomisches Postulat« belegen, keineswegs zu. Das Wort »Postulat« ist an sich unglücklich gewählt und kennzeichnet eigentlich nur den formellen Schein, nicht aber den materiellen Inhalt. Aufschluß über dessen Wesen zu erlangen ist nur möglich, wenn man weiterhin auf die, sei es gefühl-, sei es verstandesmäßige Fundierung dieses ökonomischen Postulats abstellt. Dabei zeigt sich, daß die Sozialdemokratie — von ihrer ethisch-revisionistischen Spielart abgesehen — solche ökonomische Postulate wie die der Sozialisierung usw. nicht der Realisierung eines ethischen und allgemein-menschlichen Ideals zuliebe, eines Ideals, das apodiktisch und aprioristisch vor alle menschliche Erfahrung und Wissenschaft gesetzt wurde, sondern deswegen erhob, weil die gesellschaftliche Entwicklung ganz von selbst dahin drängte, wohin das ökonomische Postulat wies.

Dieses war also gewissermaßen nur eine Antizipation der ökonomischen und sozialen Entwicklung, eine Antizipation des gesellschaftlichen Zustandes, wohin der ökonomische Automatismus ganz von selbst dränge. Der wissenschaftliche Sozialismus würde es seiner geschichtsphilosophischen Grundauffassung gemäß gar nicht wagen können, eine wirtschaftliche und politische Forderung auf sein Programm zu schreiben, von denen er nicht genau zu wissen meint, daß ihr Endziel und ihre Realisation dort liegt, wo auch der ökonomische Automatismus endet. Seine Aktivlegitimation, ökonomische und politische Postulate zu erheben, zieht also der wissenschaftliche Sozialismus und damit im wesentlichen auch die Sozialdemokratie nur aus der Tatsache einer gegenwärtigen oder zukünftigen Koinzidenz der sozialen Entwicklung mit seinen Programmforderungen (die erläuternden Bemerkungen und Einschränkungen dieses Satzes bringen wir unter dem zweiten Abschnitt). Wo der Sozialismus diesen Gesichtspunkt aus dem Auge verliert, gerät er in Gefahr, in das überwundene Stadium des utopischen Sozialismus, des ideologischen Widerscheins unfertiger frühkapitalistischer Zustände zurückzufallen — eine Gefahr, der der Sozialismus trotz aller »wissenschaftlichen« Präntensionen gerade heutzutage wieder mehr als je anheimzufallen scheint. Wieviel davon allerdings ins Gebiet der sozialen Pathologie gehört, wollen wir an dieser Stelle unerörtert lassen!

Wir führten den Begriff des ökonomischen Automatismus ein, und um nicht in den Verdacht zu geraten, uns mit einem Deus ex machina aus der Affäre zu ziehen, schließen wir an dieser Stelle einige

erläuternde Bemerkungen an. Selbstverständlich ist der ökonomische Automatismus nichts außerhalb oder nur neben dem sonstigen menschlichen Leben sich Vollziehendes. Vielmehr wird er naturgemäß durch Menschen selbst bewirkt, und das Medium seiner Abwicklung ist menschliches Wollen und menschliches Tun. Aber dieser ökonomische Automatismus hat seine eigene Gesetzmäßigkeit, die nicht die mechanisch-mathematische Gesetzmäßigkeit einer Maschine, auch nicht eine Naturgesetzmäßigkeit, sondern eben eine soziale Gesetzmäßigkeit, also eine solche schwächerer und anderer Art ist. Das Wort vom ökonomischen Automatismus besagt nur so viel, daß die wirtschaftliche und soziale Entwicklung nicht so sehr dadurch bestimmt ist, was die Menschen wollen, sondern vielmehr dadurch, was sie müssen, oder noch verständlicher ausgedrückt, daß das geschichtsgestaltende menschliche Wollen von seinem Müssen eindeutig vorgezeichnet ist. Eine Diskrepanz zwischen Wollen und Müssen ist aber nur bei einzelnen Individuen möglich, nicht aber bei Massen, und die Bedeutung der gewissermaßen aus dem Rahmen fallenden Einzelsfälle jener anders inklinierenden Individuen wird im »Gesetz der großen Zahl« erstickt. Die Geschichtsbetrachtung kann davon abstrahieren, ohne einen großen Rechenfehler zu begehen. Der historische Materialismus behauptet also eine Determiniertheit menschlicher Massen, nicht mehr — eine Determiniertheit, die sich noch sicherer fundieren läßt, indem man sie auf zeitlich und lokal begrenzte Abschnitte beschränkt. Indem es auf diese Weise vermieden wird, Determiniertheit von Massen und Determiniertheit von Individuen in eine Linie zu rücken, entzieht sich der historische Materialismus dem philosophischen Streit um das Problem der Willensfreiheit, das mit der Frage der Determiniertheit des menschlichen Einzelwillens unweigerlich zur Entscheidung steht, an dessen Ausweg er aber als solcher kaum interessiert ist.

Daß das Prinzip des Determinismus für menschliche Massen gilt, dafür liefert die moderne Statistik den schlüssigsten Beweis. Der innere Grund für diese Erscheinung — die, wie wir mit der zeitlichen Begrenzung andeuten wollten, nicht durchaus eine ewige Kategorie zu sein braucht — liegt in der Tatsache, daß die Menschen in ihrer überwältigenden Mehrheit und in bezug dessen, was den Hauptinhalt ihres Lebens bildet, ihren eigenen wirtschaftlichen Interessen folgen, denen gegenüber die Willenspotenzen mehr ideologischer Art verhältnismäßig in den Hintergrund treten. Wohlgemerkt, unsere Argumentation ist keine philosophische, sondern eine rein empirische — sie lehrt die Erfahrung der Geschichte und des täglichen Lebens! Der Determinismus der gekennzeichneten Art ruht also in der psychologischen Struktur menschlicher Massen und bildet im Geschichtsverlauf, wenigstens für nicht allzulange Zeiträume, einen relativ konstanten Faktor, der die Vorausberechnung sozialer Entwicklung erleichtert.

Noch einer anderen Erscheinung müssen wir an dieser Stelle gedenken, an die unser Wort »ökonomischer Automatismus« auch zuerst erinnert haben mag. Die Technik als ein Teil der Außenwelt hat eine eigene Gesetzmäßigkeit, eben eine technisch-mechanische, die nichts anderes als eine naturgesetzliche ist. Je größer beispielsweise eine verwendete Dampfmaschine ist, desto geringer ist ihr Kohlenverbrauch, ähnliches gilt von den Explosionsmotoren, oder allgemeiner gesprochen — je größer der Umfang der verwendeten Kapitalsdisposition ist, desto größer ist im allgemeinen auch der technische

Nutzeffekt — einer der wesentlichsten Gründe für die Überlegenheit des Großbetriebs. Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß die wirtschaftliche Entwicklung einseitig durch den größten technischen Nutzeffekt, damit durch die Technik, also durch eine Naturgesetzlichkeit allein, bestimmt werde. Ob eine neue Erfindung, eine neue Maschine oder Produktionstechnik Eingang findet, ob eine ältere Technik verdrängt wird, darüber entscheidet nicht nur der technische, sondern vor allem auch der wirtschaftliche Nutzeffekt, der seinerseits eine Funktion des von wirtschaftlichem Interesse regierten menschlichen Willens ist. Aus dem Aufeinander- und Zusammenwirken beider Elemente, der wirtschaftlichen Masseninteressen und der Dynamik der Technik, ergibt sich der wirtschaftliche Fortschritt in der Form des von uns ad hoc so benannten ökonomischen Automatismus. Die Kontinuität und verhältnismäßige Konstanz beider Komponenten sichern der Resultante gleiche Eigenschaften, also eine Gesetzmäßigkeit, die zweiseitigen Ursprungs ist und sowohl Natur- als auch soziale Gesetzmäßigkeit in sich schließt.

Niemals darf also ein ökonomisches Postulat vom ökonomischen Automatismus abstrahieren wollen, und der Sozialismus, der sich in solche Bahnen begeben wollte, würde wohl oder übel in die Geleise des utopischen Sozialismus einmünden müssen. Das ökonomische Postulat selber leitet seine Berechtigung in erster Linie vom ökonomischen Automatismus ab, der seinerseits im Bereich des realistischen Sozialismus den unbedingten Primat beanspruchen kann und muß. Ob dieser Grundeinstellung des Sozialismus ist ihm oft von seinen Gegnern ein gewisser Fatalismus zum Vorwurf gemacht worden. Kaum aber mit Recht, denn für menschliches Wollen und zielbewußte Aktivität — das beweist ja die Geschichte der modernen Arbeiterbewegung! — ist nach wie vor genug Spielraum vorhanden. Der ökonomische Automatismus arbeitet nicht reibungslos wie eine geölte Maschine, sondern gesellschaftliche Friktionen der verschiedensten Art von der menschlichen Dummheit und Bosheit bis zum Trägheitsbestreben aller überlebter Institutionen, die nicht so schnell zusammenbrechen, wie sie überflüssig werden, hemmen den Lauf der sozialen Entwicklung und wollen überwunden sein. Die Entwicklung, die auch so sich vollziehen müßte, hemmungsloser und schmerzloser zu gestalten und sie damit abzukürzen und zu beschleunigen, bietet auch den temperamentvollsten und aktivsten Naturen ein weites Betätigungsfeld.

Schließlich noch eine erläuternde Schlußbemerkung, um zu zeigen, daß der ökonomische Materialismus nicht das Schema ist, als das ihn seine Gegner gerne hinstellen. Wir sagten, daß die Menschen in ihrer überwältigenden Mehrheit und bezüglich dessen, was den Hauptinhalt ihres Lebens bildet, ihren eigenen wirtschaftlichen Interessen folgen. Auch das ist natürlich cum grano salis zu verstehen, und es liegt uns fern, die Imponderabilien gemüthlicher, ethischer oder sonstiger Art, soweit sie auf den Ablauf der wirtschaftlichen Entwicklung Einfluß gewinnen, hinwegleugnen zu wollen. Würden die Menschen nur ihren wirtschaftlichen Interessen folgen, dann müßte sich in den Großstädten das Einküchenhaus und die Zentralspeiseanstalt schon lange durchgesetzt haben und die städtische Familienwirtschaft damit einem unrettbaren Verfall entgegengehen. Daß dem nicht so ist, ist ein Zeichen dafür, daß auch hier noch andere Kräfte am Werke sind, aber Kräfte, die — wenn wir sie nun zu den rein ökonomischen in zahlenmäßige Beziehung setzen — gegenüber diesen letzten kaum eine ausschlaggebende Rolle spielen.

(Schluß folgt)

Die Mannheimer Kunstbewegung

Von Dr. John Schikowski

Die Kunst den breiten Massen des Volkes zuzuführen und mit ihrer Hilfe den Versuch zur Begründung einer ästhetischen Kultur zu machen, ist eine der Aufgaben, denen auch das notleidende Deutschland unserer Tage gewachsen ist. Es bedarf dazu keiner unerschwinglichen materiellen Mittel. Wo Sachkenntnis und guter Wille vorhanden sind, läßt sich mit den unerschöpflichen Schätzen an Kunstbesitz, über die unser Land verfügt, alles Notwendige erreichen. Daß es am guten Willen nicht mangelt, beweisen die Erörterungen über die Popularisierung der Kunst, die die Presse und die Litteratur uns in täglich wachsendem Maße bieten. Eine Menge sachkundiger Kräfte ist bemüht, Ziele zu weisen und Wege zu finden. Aber über diese Wege und Ziele ist man sich nicht einig, und der Geist der Umwälzung, der auch die rein künstlerische Entwicklung unserer Tage beeinflusst und tausend neue Probleme hat entstehen lassen, hindert die Verständigung. Darum ist es von Wert, zunächst einmal die Grundlagen zu schaffen und durch objektive Untersuchung das Material kennenzulernen, mit dem und an dem die Popularisierungsarbeit vorgenommen werden soll.

Ein dankenswerter und in vieler Hinsicht grundlegender und vorbildlicher Versuch dieser Art wird in einer Schrift unternommen, die Dr. Elise Biram unter dem Titel »Die Industriestadt als Boden neuer Kunstentwicklung« im Verlag von Eugen Diederichs in Jena veröffentlicht hat. Das Untersuchungsgebiet ist freilich eng begrenzt, aber es kann in vieler Hinsicht als typisch gelten, und deshalb sind die Resultate von einem Interesse, das weit über die Bedeutung einer lokalgeschichtlichen Monographie hinausgeht. Die Industriestadt, deren öffentliche Kunstpflege und deren kunstinteressierte Bevölkerung die Verfasserin behandelt, ist Mannheim, ein Zentrum modernster wirtschaftlicher Entwicklung und eines geistigen Lebens, das auf Grundlage einer alten Kultur sich namentlich während des letzten Jahrzehnts breit und reich entfaltet hat.

Der Träger der Popularisierungsbestrebungen im Mannheimer Kunstleben ist der im April 1911 gegründete »Freie Bund zur Einbürgerung der Kunst«, der gegenwärtig zirka 9000 Mitglieder umfaßt. Der Jahresbeitrag, der mindestens 1 Mark beträgt, ermöglicht auch den minderbemittelten Schichten, besonders den Arbeitern, auf deren Mitwirkung die Organisation durchaus basiert, die Teilnahme. »Körperschaften, Behörden, Anstalten, Berufsorganisationen, Handelsfirmen und Vereine« können mit einem Jahresbeitrag von 10 Mark Mitglieder werden; der Mittelstand wird mit 20 Mark jährlich zu »Förderern« herangezogen, und als »Protektoren« mit einem Jahresbeitrag von 100 Mark werden auch die gutsituierten Stände — der Kaufmann und der Industrielle — tributpflichtig gemacht. Das Ziel ist: »die Verbreitung von Kunstwissen, Gewinnung der unteren Volksschichten für die Kunstbetrachtung, Einführung von Kunstwerken in das alltägliche Leben.« Der Verwirklichung dieses Zieles dienen die in der »Akademie für jedermann« gehaltenen Vorträge, die »Kaf- und Auskunftsstelle für künstlerische Wohnungspflege«, planmäßige Kunstpropaganda durch Ausstellungen, Schaffung einer Muster Sammlung, Veröffentlichungen der Tagespresse und schließlich die Erwerbung geeigneter

Kunstwerke für die moderne Galerie der städtischen »Kunsthalle«, das Kunstwissenschaftliche Institut und die Akademie sowie insbesondere zur Verfeinerung als Haus- und Wand schmuck an die Mitglieder des Bundes zu billigen Preisen. Der kunsterzieherische Grundgedanke, von dem der »Freie Bund« sich in seinen Veranstaltungen leiten läßt, entspricht vollkommen den modernen Auffassungen. Es kommt ihm vor allem darauf an, die allgemeine starke Kunstsehnsucht, die sich bisher in einer bequemen oder sentimentalen Gegenständelei kundgab, in ein ernstes Studium der Form umzusetzen. Er bemüht sich, mit sorgfältig gewählten Mitteln und nachdrücklicher als bisher einen allgemeinen Willen zum Stil zu erzeugen. Dabei geht er von dem Gedanken aus, daß sich die Regeln der Kunstbetrachtung selbst mit bescheidenem Kraftaufwand sehr wohl lernen lassen. Das systematische Nachschaffen des Kunstwerks, zu dem die Führungen anleiten, wird in der »Akademie für jedermann« durch Vorträge über das Betrachten von Kunstwerken ergänzt und an den monumentalsten Gestalten der Kunstgeschichte belebt. Ein Vortrag über Michelangelo und ein anderer, der »Rembrandt als Befreier« behandelt, wird zum Beispiel als Anlaß genommen, um den Gedanken wirksam werden zu lassen, daß »ein einziges Kunstwerk, von einem einzigen Menschen in seiner ganzen lebenssprudelnden Tiefe erfaßt und von diesem als Gesinnung, Charakter und Weltanschauung an die Menge weitergegeben, mehr zur Verbreitung der Kultur beiträgt als Millionen Ansichtskarten«. Die von Fachgelehrten gehaltenen Vorträge werden stets von einem sorgfältig ausgelesenen Bildmaterial unterstützt; denn die Anschauung ist das erste Mittel, durch das der Bund wirken will, das gesprochene oder geschriebene Wort kommt erst in zweiter und dritter Reihe.

Die 11 Einzel- und 14 Serienvorträge des ersten Wintersemesters, von denen einige des großen Andrangs wegen wiederholt werden mußten, wurden von 16 249 Personen besucht, die übliche Besuchszahl schwankte zwischen 600 und 700 Personen. Im zweiten Wintersemester wurden die ungefähr 60 Vorträge und Serien in zwei Reihen, in die die Mitglieder unter Berücksichtigung besonderer Wünsche vorher eingeteilt waren, zum größten Teil zweimal gehalten. Auch für den dritten Winter hatte man diese Teilung beibehalten, diesmal jedoch beide Reihen gleich gestaltet, so daß jeder Vortrag doppelt, später wegen des noch immer wachsenden Zustroms sogar dreimal gehalten wurde. Im ganzen wurden von Januar bis April 1912 31 Vorträge von 16 249 Hörern, von Oktober bis März 1912/13 57 Vorträge von 21 344 Hörern, von Oktober bis April 1913/14 78 Vorträge von 34 788 Hörern besucht.

Die Abwendung vom Verstandesmäßigen und das Annehmen einer neuen Sinnkultur hat den Versuchen, die auf die Schulung des Auges abzielen, allgemeinen Anklang verschafft. Davon zeugen auch die didaktischen Ausstellungen. »Didaktisch soll in diesem Falle nur den Gegensatz zu allen Darbietungen rein ästhetischer Art hervorheben. Die Inhalte der didaktischen Ausstellungen sind nicht reiner Genuß, sondern in erster Linie Demonstrationsobjekte. Mit ihrer Hilfe will der Bund seine Mitglieder zum Studium der Gestaltung anregen.« Im Vordergrund der Ausstellungen steht das Kunstgewerbe: moderne Druckschriften, materialgerechte Kleinkunst (figürliche Keramik und Metallarbeiten), Plakate, Drucksachen und Inserate, Theaterdekoration, Grabmalkunst und Archi-

tektur, Städte- und Industriebau, Buchausstattungen, Flächenschmuck (Tapeten und Linoleum), wesensrechte Behandlung des Eisens zeigen die vorbildlich besten Sachen, die in den letzten Jahren geschaffen worden sind. Um die Qualitätsunterschiede möglichst drastisch zu veranschaulichen, finden zuweilen auch Gegenüberstellungen von einwandfreien und minderwertigen Gebrauchsgegenständen in einer Ausstellung »Gut und Böse« statt. Knapp gehaltene Erläuterungen wurden den Anschauungsmitteln hinzugefügt, die in das Verständnis der gesamten Materie und jeder einzelnen Besonderheit eine gute Einführung gaben.

Die Tätigkeit der Rat- und Auskunftsstelle hat vor allem dazu geführt, daß in den Plakaten und Drucksachen der Mannheimer Geschäftsleute ein Wandel zum besseren Geschmack angebahnt wurde. Dagegen liegt die häusliche Wohnkultur noch sehr im argen. Praktische wirtschaftliche Verhältnisse und eingewurzelte konventionelle Vorstellung bieten hier schwere Hindernisse für jede reformatorische Wirksamkeit. Es erscheint auch fraglich, ob die Verlosungen, die jedem einfachen Manne ein Kunstwerk verschaffen möchten, erzieherisch wirken können und ob das Empfinden, das man dabei wecken will, daß nämlich ein einziges gutes Stück im Zimmer alles Schlechte verdrängen muß, stark genug sein kann, um die Umgebung persönlichkeitsreicher zu gestalten als bisher. Im Oktober 1913 wurden zum ersten Male 500 Kunstwerke (Ölgemälde, Graphik, auch Steindrucke und Mappen) für 10 000 Mark verlost. Die Gewinner gehörten den verschiedensten Schichten an; den größten Teil bildeten Arbeiter, die auch unter den Mitgliedern des Bundes der Zahl nach vorherrschen.

Die Frage, durch welche Faktoren das Kunstinteresse in den einzelnen Bevölkerungsklassen vornehmlich angeregt wird, hat die Verfasserin durch eine Enquete auf Grund von Fragebogen zu beantworten versucht. Sie unterscheidet fünf »Eingangspforten« des Kunstinteresses: Führungen, Lektüre, Schaulust, Besitz und Dilettantismus.

Von Museumsführungen hat man sich früher keine besonderen Wirkungen auf das Arbeiterpublikum versprochen. Noch auf dem Deutschen Kunstertziehungstag in Dresden (1901) konnte ein Kenner wie Lichtwark erklären, daß »Führungen von Arbeitern durch die Gemälde- und Skulpturensammlung auf große Schwierigkeiten stoßen. Vorträge über einzelne für die Gelegenheit aus der Sammlung genommene Kunstwerke haben sich als anregender erwiesen.« Nachdem man aber systematische Versuche mit regelmäßigen Führungen in verschiedenen Städten gemacht hatte, änderte sich die Meinung, und man gelangte zu dem Resultat, daß die Arbeiter bei Museumsführungen nicht nur das zahlreichste, sondern auch das aufmerksamste und wissenshungrigste Publikum bildeten. Dieses wird durch die Mannheimer Enquete bestätigt. Von den befragten Arbeitern, die die dortige Kunsthalle besuchten, haben 40 Prozent an den Führungen teilgenommen, von den Befragten der übrigen Stände nur 5 Prozent. Der Museumsbesuch bildet für das Kunstinteresse der Mannheimer Arbeiterschaft die wichtigste Eingangspforte. Die Lektüre tritt demgegenüber in den Hintergrund, das heißt sie hält sich auf der mittleren Linie, während Kunstbesitz und Wohnkultur aus erklärlichen Gründen im Proletariat überhaupt noch keine Rolle spielen. Ähnlich liegen die Verhältnisse im handwerklichen Mittelstand.

Das Gegenstück zu den Arbeitern bilden die Frauen der oberen Schichten, die an den Museumsführungen fast gar nicht teilnehmen, während die Lektüre neben dem künstlerischen Dilettantismus bei ihnen die Haupteingangspforte für das Kunstinteresse bildet.

Durch den eigenen Besitz wird nur bei den begütertesten Ständen, namentlich den Bankiers und Großindustriellen, ein künstlerisches Interesse wachgerufen. Diese sowie die Ärzte und Akademiker, also die eigentlichen »Gebildeten«, scheinen sich anderweitigen Anregungen zu verschließen. Weder Lektüre noch Museumsbesuch kommen bei ihnen als Eingangspforte in Betracht.

Bei Lehrern und Schülern steht die Lektüre obenan, aber zu den Museumsführungen stellen diese beiden Kategorien ebenfalls ein starkes Kontingent.

Man wird die von Dr. Elsa Biram mit vieler Mühe und Sorgfalt veranstaltete Enquete in ihrer Bedeutung nicht allzu hoch bewerten dürfen. Denn erstens erstreckt sie sich räumlich auf ein allzu kleines Gebiet, und zweitens bringen ihre Resultate kaum etwas Neues. Jedenfalls aber bestätigt sie die den Sachkundigen bereits bekannte Tatsache, daß das Arbeiterpublikum mehr durch den Museumsbesuch, besonders unter der mündlichen Leitung von Führern, als durch die Lektüre kunstgeschichtlicher oder kunstkritischer Schriften zur Beschäftigung mit künstlerischen Dingen angeregt wird. In dieser Bevorzugung des sinnlichen Erlebens vor der verstandesmäßigen Belehrung spricht sich ein sehr gesunder Instinkt der Arbeiterschaft aus. Während es früher zur Allgemeinbildung gehörte, über ein gewisses Maß von kunsthistorischem Wissen zu verfügen, ist man heute der Meinung, daß Kunstempfinden wichtiger ist als Wissen um die Kunst. Das Studium kunstgeschichtlicher und kunsttheoretischer Bücher hat nur für den einen Wert, der bereits künstlerisch zu empfinden imstande ist. Für jeden anderen bleibt es unfruchtbar. Das lebendige Gefühl für Kunst anzuregen und die Fähigkeit zum Genießen künstlerischer Werte zu vermitteln, muß also das erste Ziel aller kunsterverzieherischen Bemühungen sein. Als wirksamstes Mittel dienen dazu die Führungen durch Kunstsammlungen und -ausstellungen. Sie unterscheiden sich von Lichtbildervorträgen nicht nur dadurch, daß sie ihre Anschauung vom Original statt von der Reproduktion herleiten, sondern auch die Art der Übermittlung von Anregungen ist hier eine viel unmittelbarere. Beim Lichtbildervortrag verschwindet der Sprecher im Dunkel des Saales, man hört nur seine Stimme, und die Wirkung auf den Hörer ist nicht wesentlich anders als die, die der Leser eines illustrierten Buches empfängt. Bei den Führungen dagegen steht ein Mensch vor einer kleinen Anzahl von Menschen, er wirkt direkt, intim und persönlich auf sie ein, er ist imstande, auf Fragen Antwort zu geben, Einwände zu widerlegen usw. Dr. Wichert, der als die eigentliche Seele der ganzen Mannheimer Kunstbewegung gelten kann, hat für solche Führungen eine muster-gültige Methode herausgebildet. Er knüpft nicht an historische Daten und Fakten an, er berücksichtigt kaum den Namen des Künstlers oder die Zeit des Entstehens. Jedes Gemälde wird vielmehr aus seinen eigenartigen Gestaltungsmitteln formal ästhetisch zu verstehen gesucht, wobei der Inhalt als ein Element in die Betrachtung hineinbezogen wird. Also heißt die Frage nicht: Was wird dargestellt?, sondern: Wie wird es dargestellt, und ent-

sprechen diese Mittel, die in Linie, Fläche, Körper, Farbe und Handlung ausgedrückt werden, den Intentionen des Künstlers? Hieraus werden dann gewisse Maßstäbe gewonnen, die an jedes Bild angelegt werden können und an das Auffassungsvermögen keine allzugroßen Anforderungen stellen. Bei einer einmaligen Führung wird durch diese Methode nichts gewonnen als eine gewisse Aufnahmebereitschaft, es wird der Boden beackert, der dann bei häufigeren Museumsbesuchen allmählich anfängt, Frucht zu tragen. Oberflächliche Kenntnisse und die Fähigkeit zu schnellfertigen Urteilen werden durch die Führungen nicht erzeugt, wohl aber wird der Sinn für das Wesen des künstlerischen Schaffens, für Form, Stil und künstlerische Werte geweckt. Der Hörer, der so die Elemente einer ästhetischen Kultur gewonnen hat, mag dann auf dieser Grundlage weiterbauen und sich selbständig oder unter sachkundiger Anleitung mit geschichtlichen und theoretischen Studien befassen — falls er ein tieferes und breiteres Interesse an künstlerischen Dingen hat. Aber auch wo dieses Interesse und daher der Drang nach verstandesmäßiger Weiterbildung mangelt, ist jedenfalls das erreicht, worauf es einer volkstümlichen Kunsterziehung im modernen Sinne vor allem ankommt: die Fähigkeit zu ästhetischem Erleben, die sich dann vor Werken der Kunst oder in Betrachtung der Natur betätigen, weiter ausbilden und veredeln mag. Diese innere Bereicherung schafft nicht nur die Möglichkeit eines feinen, geistigen, die Lebensfreude und die Lebenskraft stärkenden Genießens, sondern sie prägt dem einzelnen auch den Stempel einer höheren Kultur auf.

Das Zeitalter einer einseitigen Verstandeskultur, das — wenn nicht alle Zeichen trügen — jetzt zu Ende geht, teilte die Menschen ein in »Gebildete« und »Ungebildete« gegenüber der Wissenschaft. Zwischen Gebildeten und Ungebildeten im ästhetischen Sinne machte es keinen Unterschied. Die neue Zeit soll, wie wir hoffen, hierin Wandel schaffen. Sie soll sich ebenso freihalten von einer Überschätzung der verstandesmäßigen wie von einer Unterschätzung der ästhetischen Kultur. Auf diese Weise wird sie den Typus des Vollmenschen erzeugen, der die wertvollste Frucht der gegenwärtigen politischen und sozialen Umwälzungen bilden muß. Auf dem Wege zu diesem Ziel ist die Kunst in erster Linie als Führerin berufen, und es kann als ein glückverheißendes Zeichen begrüßt werden, daß gerade in der Kunst unserer Tage ein neues Leben sich zu regen beginnt und zahllose wertvolle Kräfte in den Dienst der modernen kunsterzieherischen Aufgaben sich zu stellen bereit sind. Die Pflicht unserer staatlichen und kommunalen Regierungen und die Pflicht unserer Arbeiterorganisationen wird es sein, diese Kräfte zu nützen und ihre Betätigung in Bahnen zu lenken, für deren Richtung die Erfahrungen, die man in Mannheim gemacht hat, manchen wertvollen Fingerzeig geben können.

Zur Kritik des Taylorsystems

Von Max Fiehn (Kiel)

»Das Wort löset den Gedanken.« Ist das nicht paradox? Das Wort, das doch dem Gedanken Ausdruck und Fassung geben soll? Doch in der stürmenden Unrast gegenwärtiger Zeit, da tönende Phrase und Schlagworte immer fester ihre Herrschaft in den Massen gründen, offenbart sich im Wort oft nur eine einmal gefasste

subjektive Auffassung. Mit dem Wort »Taylor-System« unlösbar verbunden scheint das Bild rücksichtsloser Ausbeutung und seelischer Unterdrückung des Arbeiters zu sein. Bei tieferem Eindringen in die Wesensgestalt der Dinge aber erscheinen uns diese oft in anderem Lichte. Es ist richtig, daß der Kapitalismus die geistigen und materiellen Interessen der Arbeiterklasse skrupellos mit Füßen tritt, doch nicht immer kann behauptet werden, daß dies bewußt geschehe und daß nur nackte persönliche Profitinteressen für seine Handlungen ausschlaggebend seien. Die Vorgänge vollziehen sich oft gleichsam unbewußt »hinter dem Rücken« des Kapitalisten. Er folgt nur allgemeinen Gesetzen in der Entwicklung der produktiven Kräfte. An der Neugestaltung schöpferischer Kraft nimmt er dadurch Anteil, daß er der Wissenschaft bestimmte Aufgaben zuweist. Freilich geschieht das aus Profitinteresse; aber er schafft damit nicht allein für die Gegenwart, sondern baut zugleich für die Zukunft. Die »Erben des Kapitalismus« haben kein Recht, Ansätze einer verbesserten Produktionsform, auch wenn ihnen noch alle Mängel der gegenwärtigen Gesellschaft anhaften, dieser Mängel halber einfach zu verwerfen; sie haben um so weniger das Recht, als der immer mehr steigende Einfluß der Arbeiterklasse auf die Gestaltung des Produktionsprozesses ihr die stetig wachsende Macht zur Bekämpfung der schädlichen Nebenwirkungen in die Hand gibt. Von diesen Gesichtspunkten und nicht nur vom rein gewerkschaftlichen Standpunkt gesehen, ist auch der wissenschaftlichen Betriebsführung in der Fortbildung der Produktivkräfte ein wichtiger Platz anzuweisen. Es ist zu erfordern, wie vermittelst ihrer die Arbeitsleistung im Verhältnis zur angewandten Energie gesteigert werden kann.

Soweit das Wort »Taylor-System« durch »Betriebswissenschaft« ersetzt werden kann, ist es eine ökonomische Waffe von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Vormachtstellung des amerikanischen Kapitals wächst von Tag zu Tag. Angesichts der Ausdehnungsfähigkeit dieses Kapitals und seiner Beherrschung der Rohstoffquellen wie des internationalen Lebensmittelmarktes wäre es grundsätzlich, den amerikanischen Arbeitsmethoden gleichgültig gegenüberzustehen. Schon darum, weil unser Maß an geschulten Arbeitskräften durch den Krieg erheblich herabgemindert ist. Und obendrein ist auch die Arbeitsfähigkeit beträchtlich geschwächt. Um den drohenden völligen Niedergang der Wirtschaft abzuwenden, bleibt als wichtiges Mittel nur die Anwendung von Arbeitsmethoden übrig, die den amerikanischen gleichwertig sind.

Alle bisherigen Arbeitsmethoden entstanden ziemlich planlos. Sie sind auch nicht eigentlich an eine bestimmte Wirtschaftsform gebunden. Vor allen Dingen kranken sie daran, daß sie eine Steigerung des Arbeitsertrags mit einer intensiveren, angepannteren, individuellen Arbeitsstätigkeit verknüpfen. Die früheste und rückständigste Steigerungsform ist die Verlängerung der Arbeitszeit. Da durch die Erfahrung bewiesen ist, daß verkürzte Arbeitszeit durch gesteigerte Intensität gleiche oder erhöhte Leistung ermöglicht und der Achtstundentag in allen Kulturländern mehr und mehr gesetzlich festgelegt wird, kann diese Form als abgetan gelten. Ihre Befürworter wenden zwar ein, daß die rückgängige Arbeitsleistung die Reduzierung der Arbeitszeit weit übertrifft, doch ist dies eher ein Beweis dafür, daß andere Ursachen zugrunde liegen. Sie sind meist auf allgemeine Kriegserscheinungen, auf Unterernährung und Anwendung planloser Methoden im Wirtschaftskampf zurückzuführen. Es steht zu erwarten, daß allmählich der deutsche Arbeiter aus sich heraus zu jener intensiven Arbeitsstätigkeit zurückkommt, die ihm früher Bedürfnis war.

Man sucht heute die Arbeitsleistung durch Wiedereinführung von Akkord- und Prämienlohnssystemen zu steigern; weit wichtiger noch ist nach meiner Ansicht der Ausbau der Betriebswissenschaft. Was bisher planlos dem Zufall unterworfen war, muß zu vollendeter Methode werden. Der Techniker fügt die menschliche Arbeit dem maschinellen Betrieb ein und unterwirft sie den Ge-

setzen regelmäßigen Fortganges und bis ins kleinste durchgebildeter Organisation. Es gilt, mit einem Mindestmaß organischer Kraft ein Höchstmaß von Arbeitsleistung zu erzielen. Zum ersten Male stehen wir vor gesteigerter Produktivität im eigentlichen Sinne des Wortes. Bei gleichbleibender individueller Anspannung ist eine höhere Gesamtleistung zu erzielen. Die bisherigen Erfahrungen und Schlüsse zog man meist nur aus der Gesamtleistung; der Techniker zerlegt dagegen den Arbeitsprozeß wie seine Maschine in die winzigsten Bestandteile, prüft, berechnet, vergleicht. Er schafft sich Einheiten, die ihm zur Berechnung dienen: Zeitmaße, Wertmaße, Kraftmaße, und sucht ihre Wechselbeziehungen zueinander zu ergründen. Eine genaue Kalkulation, Tabellen, Zahlen sind seine Grundlagen. Er berechnet die Handgriffe wie die Umdrehungszahl der toten Maschine. Er findet Reibungsflächen und erkennt, wo arbeitssparende Tätigkeit einzusetzen hat, wo neuzeitliche Arbeitsmittel vorteilhafter eingreifen könnten. Der Techniker kalkuliert nicht, um einen Mehrwert zu erzielen; er rechnet, weil ihm die Berechnung zu weiterer technischer Vollkommenheit die Wege weist.

Solche Vervollkommnung schließt eine ungemein große Kräfteparnis in sich. Es ist kaum glaublich, welche Arbeitsverschwendung die bisherigen Betriebsformen bedeuten. Verschwendung von geistiger Kraft. Die Auflösung derselben in bestimmte stets sich wiederholende, im Grunde rein mechanische Vorgänge wird einen großen Teil von Arbeit, die bisher von einem bürokratischen Apparat geleistet wurde — nebenbei gesagt auch in der öffentlichen Verwaltung —, Kontroll- und Rechenmaschinen zuweisen. Wo der Techniker für diese Feststellungen aus seinem Fache herausgehen muß, ruft er den Arzt und den Psychologen zu Hilfe. Diese stellen die Eignung für die gegebenen Aufgaben fest, suchen die im einzelnen ruhenden besonderen Fähigkeiten zu nutzen, helfen zur Berufswahl und verhindern, daß der Arbeiter auf einen Platz gestellt werde, für den ihn seine natürlichen Anlagen gar nicht bestimmen.

Im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft hat der Gedanke etwas Erniedrigendes, Menschen mit allen Methoden der Wissenschaft auf ihre physische und psychische Eignung zur Arbeit zu untersuchen, genau wie man die Widerstandskraft des Materials auf Druck und Zugfestigkeit prüft. Doch in diesem Gedanken liegt auch ein ganzes Kapitel Arbeiterschutz eingeschlossen; er fördert die Betriebssicherheit, gibt dem Kriegsverletzten seine Stellung im gesellschaftlichen Leben, verlangt von dem physisch Bevorzugten höhere Leistungen als vom Schwachen und erleichtert den Ausgleich. Daneben findet man den Vorwurf, der Arbeiter gelange in eine seelische Sklaverei durch die Maschine, stetig wiederholte automatische Verrichtungen drückten ihn selbst zur Maschine herab, da seine geistige Tätigkeit für den Arbeitsvorgang nicht mehr in Anspruch genommen werde. Nur dem Arbeiter, den ein ganzes Leben an diese Doppelstätigkeit gewöhnt hat, wird dies drückend sein. Ein anderer, der neu und unvermittelt in solches Verhältnis eintritt, wird sie so gedankenlos verrichten wie alle Menschen das Gehen. Auf einer fortgeschrittenen Stufe geistiger Entwicklung, die auch die Arbeiterschaft mehr und mehr erklimmt, wendet sich die Gedankenbefähigung anderen Gebieten zu und kommt aus dem Teile wieder zum Ganzen. Es ist für unsere allgemeine Kulturbildung keine erfreuliche Erscheinung, daß die geistigen Kräfte so vieler Menschen ganz vom Beruf absorbiert werden. Die Mechanisierung menschlicher Kraft ist berufen, Wegweiser des Fortschritts zu sein: der Sprung von mechanischer Tätigkeit zu ihrer Ersetzung durch einen Mechanismus ist nicht weit. Die Sklaverei des Menschen unter die Maschine erzeugt die revolutionierende technische Befreiungstat durch die Maschine.

Grundsätzlich abzulehnen ist wissenschaftliche Betriebsführung in Verbindung mit dem Prämienystem. Das Pensumsystem kann dagegen insofern bestehen bleiben, als es eine gewisse Regelmäßigkeit in der Produktion verbürgt. Das Pensum ist aber durch die Arbeiter und ihre Vertreter mit festzusetzen. Die un-

erträgliche Kontrolle mittels ständiger Beobachtung durch Betriebsbeamte muß in eine verantwortliche Rechenschaftsablegung durch den Arbeiter selbst verwandelt werden. Alle Triebfedern zur Anspannung der Arbeitsfähigkeit müssen auf moralischem Gebiet liegen; nur für die Übergangsstadien dürfen ausnahmsweise andere Anreagemittel erlaubt sein. Es ist streng darauf zu achten, und gerade die wissenschaftliche Feststellung ermöglicht dies, daß niemals über die physische Leistungsfähigkeit hinausgegangen wird. Den Betriebsräten muß weitgehender Einfluß in diesen Fragen zustehen.

Der Sinn für technische Betätigung, der durch die geistlose Arbeit ertötet wird, muß auf andere Weise wieder geweckt werden. Im Bilde, im Worte, in der Schrift, in praktischen Demonstrationen ist dem Arbeiter Einblick in das Getriebe des wirtschaftlichen Leibkörpers, dessen Zelle er bildet, zu gewähren, sein Interesse wachzuhalten, eine Zusammenarbeit mit dem Techniker anzustreben, gegenseitige Anregung zu ermöglichen. Die Zusammenarbeit zwischen Kopf- und Handarbeitern muß gebessert werden. Der Arbeiter darf den Beamten nicht als Antreiber betrachtet, und dem Techniker ist mehr sozial- und kulturpolitischer Geist zu wünschen.

Literarische Rundschau.

Wilhelm Halbsaß, Deutschland, nutze deine Wasserkräfte! 62 Seiten mit einer Abbildung und drei Karten. Leipzig, Verlag »Das Wasser«.

Angeichts des zeitweiligen oder dauernden Verlustes eines Teiles seiner Steinkohlengebiete ist es für Deutschland von größter Wichtigkeit, den gewaltigen Möglichkeiten der Wasserkraftnutzung auf den Grund zu gehen und mit dem Ausbau der rentablen Wasserkraftwerke zu beginnen. Ein beachtenswerter Beitrag zur Klärung der bezüglichen Fragen ist die vorliegende Schrift. Wir haben beispielsweise Stickstoff für die Landwirtschaft bitter notwendig, aber dessen Bezug vom Ausland begegnet mancherlei Schwierigkeiten; es sei nur an die Transportmittelnot und den Wechselkurs der Mark erinnert. Die Nutzung der Wasserkräfte würde uns aller Sorgen um die Einfuhr entheben, denn es ist nun sicher, daß zur Stickstoffherstellung auch Niederdruckwasserkräfte vollkommen ausreichen. Nach dem Kalkstickstoffverfahren von Frank und Caro würden zur augenblicklichen Deckung des Bedarfs an Salpeter 300 000 Pferdekkräfte erforderlich sein. Beim Ausbau der Wasserkräfte könnten aber für diesen Zweck sogar 1 Million Pferdekkräfte zur Verfügung gestellt werden. Damit wäre der Ernteertrag um 2 bis 2½ Millionen Tonnen zu steigern, Deutschland brauchte dann nicht von auswärts Getreide einführen. Voraussetzung ist genügende Anwendung von Salpeter unfer entsprechender Beigabe von phosphorsaurem Kalidüngung.

Ferner würde erhöhte Wasserkraftnutzung der Schifffahrt nicht hinderlich sein (wie manchmal geglaubt wird), sondern sie fördern. Durch den Ausbau der Wasserkräfte und die gestaute Stromhaltung wird der Abfluß gleichmäßig gestaltet und eine Hebung des Niedrigwasserstandes erreicht. Die starken Strömungen werden gebrochen. Bei Seitenkanälen für Wasserkraftnutzung wird die Schifffahrt weder durch Hoch- noch durch Niedrigwasser, auch nicht durch Beschleppführung oder Eisgang belästigt; die flachen Gefälle der Kanäle erreichen im Winter eine höhere Wassergeschwindigkeit durch Herabsetzung des Wasserquerschnitts, im Sommer eine Verringerung durch Aufstau. Andererseits gewinnt der Ausbau der Wasserkräfte durch die Schifffahrt, weil die durch die Wasserkräfte getragenen Industrien den weitaus billigeren Wasserweg haben.

Eingehend befaßt sich Halbsaß mit der Feststellung der vorhandenen und abbaubwürdigen Wasserkräfte. Sie wurden recht verschieden berechnet, aber gewiß ist, daß selbst bei Außerachtlassung der Kleinwasserkräfte und solcher Flüsse, deren

Nutzung von zweifelhaftem Wert sein könnte, mehrere Millionen Pferdekraften gewonnen werden könnten, in Bayern allein etwa 1,5 bis 1,8 Millionen, in Württemberg und Baden (ohne Oberrhein) 500 000 usw. Auch in Mittel- und Norddeutschland sind beträchtliche Wasserkraften nutzbar zu machen. Ein Vorteil der niederdeutschen Flüsse ist ihre im Vergleich mit jenen Süddeutschlands weit gleichmäßigere Wasserführung, wodurch der Nachteil des geringeren Gefälls nahezu ausgeglichen wird.

H. Fehlinger

Albert Müller, Die Entwicklung der deutschen Zuckerindustrie, die bevorstehende Gefahr des Zusammenbruchs dieser Industrie, dessen Ursache und Verhütung. Hannover 1919, Verlag von Karl Lafair. Preis Mk. 1.50.

Eine vortreffliche Schrift aus der Feder eines Sachkundigen, der den Gegenstand völlig beherrscht und ihn nicht aus kleinlichem Produzenteninteresse heraus, sondern nach großen Gesichtspunkten behandelt. Die Bedeutung des Zuckers als Nahrungsmittel im Vergleich zu der unzulänglichen Kriegsernährung, die geschichtliche Entwicklung des Zuckerrübenbaus und sein Einfluß auf die Getreideerträge, insbesondere die Weizenernten, werden anschaulich geschildert. Steuerpolitik und Zuckerkonvention erfahren kritische und sachgemäße Beleuchtung, Rübenanbau und Zuckerfabrikation werden eingehend behandelt. Zum Schlusse verlangt der Verfasser zur Rettung aus der Zucker- und Nahrungsnot — die Kohlehydrate vermögen bekanntlich das Fett bei der Ernährung bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen — eine völlige Umstellung des Zuckerrübenbaus und Verbilligung der Produktion durch Übernahme der Fabriken durch Staat oder Kreis, zentralen Anbau der Rüben in bestimmtem Umkreis der Fabriken, Anlieferung nicht mehr durch Gespanne, sondern mit der Feldbahn und Benutzung nur des geeigneten Landes zum Rübenbau. Das kann nur erreicht werden, wenn wir auch in der Landwirtschaft endlich zur Sozialisierung übergehen und den Grund und Boden in Staatseigentum überführen, sei das durch direkte Enteignung oder auf dem vom Verfasser empfohlenen Wege der Zwangspacht, für die er verschiedene Vorschläge macht. Jedem, der sich außer über die Zuckerfragen auch über die verkehrte Ernährungspolitik während des Krieges unterrichten will, sei das Müllersche Büchlein hiermit bestens empfohlen.

Rudolf Jeremias Kreuz, Die große Phrase. 1. und 2. Band. Zürich, Verlag Max Rascher. Preis für jeden Band gebettet 6 Mark, gebunden Mk. 8.50.

Wem ein reuiger Sünder lieber ist denn zehn Gerechte, der wird an dem Buche des Mitarbeiters der Wiener »Muskete« viel Freude haben. Denn anfänglich erfüllt von jener wahn sinnigen Kriegsbegeisterung, die einen so großen Teil der Menschheit mit sich fortgerissen hat, gelangte er später zu der Erkenntnis der »großen Phrase« und schilderte nun den Krieg mit seinen namenlosen Grausamkeiten, Lügen und Verbrechen. Aus einem lächelnden Skeptiker wird ein verzweifelter Lebensverneiner, und dieser Wandel wird glaubhaft an seinem Erlebnis des Krieges. So unerreichbar der große Stilist Karl Kraus dasteht, erinnert doch momentweise die Schreibweise von Kreuz an dessen eigenartige Zusammenstellung krasser Gegensätze, so, wenn Kreuz in unmittelbarer Aufeinanderfolge Zustände bei den Kommandostellen und in den Schützengräben schildert. Schon 1917 ins Schwedische, Dänische, Englische übersetzt, ist das Buch erst 1919 in der Sprache der Niederschrift bei Rascher in Zürich erschienen, doch nicht so spät, um überlebt zu sein. Sein Ethos steht zwar nicht auf der Höhe der Werke Barbusses, Rollands, Franks, Nikolais und der anderen Kriegsbekämpfer, es ist mehr von der leichten Art österreichischer Lebens- und Problemauffassung, aber sein blendender Stil macht seine Lektüre außerordentlich genussreich.

Irma Hill

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 14

Ausgegeben am 2. Januar 1920

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Siedlung

Von Wilh. Pöfel, Mitglied der Preussischen Landesversammlung

Nachdem die Hoffnung unserer Alldeutschen, die russischen Randstaaten in deutsches Siedlungsland umzuwandeln, durch den Ausgang des Krieges vernichtet ist, hat im neuen Deutschen Reich der Gedanke der Innenkolonisation erhöhte Bedeutung gewonnen. Der Hunger während der Kriegsjahre war ein so überzeugender Anschauungsunterricht für Deutschland, daß der Gedanke, in der Nahrungsmittelbeschaffung möglichst unabhängig vom Ausland zu werden, sich fast mit elementarer Gewalt Bahn gebrochen hat. Die Veränderung der Grundbesitzverteilung wurde dadurch zum Gebot der Selbsterhaltung. Es gilt, kein Fleckchen Erde unseres heimischen Bodens unbenutzt zu lassen, sondern mit jener Liebe zu behandeln, die bisher nur der Chinese kannte, der jedes bißchen Dünger wie Gold schätzt und auf seinen Acker trägt.

Diesen Gedanken hat Professor Sering programmatisch niedergelegt in der Siedlungsverordnung vom 29. Januar 1919 (Reichsgesetzblatt S. 115). Nach der Absicht Serings soll ein Drittel der landwirtschaftlich benutzten Fläche von 100 und mehr Hektar, insgesamt über 2 Millionen Hektar, der inneren Kolonisation erschlossen und in 200 000 bis 300 000 Familienbetriebe umgewandelt werden. Von diesen 2 Millionen Hektar entfallen allein neun Zehntel auf Preußen. Demnach hängt die Versorgung Deutschlands im Wege der Eigenwirtschaft von einer baldigen Umgestaltung der Besitzverhältnisse ab, vornehmlich in den östlichen Provinzen, um so mehr, als die Polen einen wesentlichen Teil des in Frage kommenden Gebiets mit Beschlag belegt haben.

Besiedelt ist auch bisher schon worden. Nach den amtlich bekannt gegebenen preussischen Siedlungsergebnissen des letzten Menschenalters sind nach und nach rund 40 000 Stellen mit einer Gesamtfläche von $\frac{1}{2}$ Million Hektar geschaffen worden. Würde aber in diesem Tempo weiter fortgefahren, dann würde das von Sering gesteckte Ziel erst nach mehr als einem Jahrhundert erreicht werden.

Besondere Beachtung und größtmögliche Förderung verdient die Besiedlung unseres Moor- und Ödlandes; denn hier wird Neuland geschaffen. Etwa 700 000 Hektar Moor- und Ödland harren der Erschließung. Eine gewaltige Aufgabe, diese Moore zu Fleisch- und Milchquellen für die großen Städte umzuwandeln; aber Beispiele wie das Havelländische und Rhönloch zeigen, was Fleiß und Ausdauer vermögen. Ödland, das in Acker, Wiese oder Weide nicht umgewandelt werden kann, soll aufgeforschet werden, um in späterer Zeit das notwendige Holz zu liefern. Und da zu befürchten ist, daß bei den jetzigen Holzpreisen Raubbau mit unseren Wäldungen getrieben wird, ist es notwendig, die Privatwäldungen

unter Staatsaufsicht zu stellen. Ein derartiges Gesetz ist denn auch in Preußen in Vorbereitung, während zugleich ein Gesetz über die Kultivierung von Moor- und Odland im Ausschuss beraten wird.

Die von Sering aufgestellten Richtlinien haben ihre gesetzliche Form in der Reichsiedlungsordnung vom 11. August 1919 erhalten. Hiernach sind sämtliche Bundesstaaten des Deutschen Reiches verpflichtet, gemeinnützige Siedlungsunternehmen zur Schaffung von Siedlerstellen und Hebung der Kleinbetriebe zu gründen, wo solche noch nicht bestehen. Staatsdomänen sollen nach Ablauf der Pachtverträge den Siedlungsunternehmen zum Kauf angeboten werden, soweit nicht ihre Erhaltung im Staatsbesitz für Unterrichtszwecke oder sonstwie notwendig ist. Ferner soll das Moor- und Odland in Ackerland und Weide umgewandelt werden. Das Gesetz sieht sogar die Enteignung vor. Zudem ist ein Vorkaufsrecht für das Siedlungsunternehmen vorgesehen auf alle in seinem Bezirk gelegenen Grundstücke von mehr als 20 Hektar. Die großen Güter sind zu Landlieferungsverbänden vereinigt, die die Aufgabe haben, geeignetes Siedlungsland zu angemessenem Preise zur Verfügung zu stellen. Diese Lieferung gilt als erfüllt, sobald ein Drittel der durch die landwirtschaftliche Betriebszählung von 1907 festgestellten landwirtschaftlichen Nutzfläche der großen Güter von 100 Hektar und mehr zur Verfügung gestellt ist. Der Lieferungsverband hat an Stelle des Siedlungsunternehmens das Vorkaufsrecht auf alle großen Güter seines Bezirks; er muß es sogar auf Verlangen des Siedlungsunternehmens ausüben. Von den besiedlungsfähigen großen Gütern sollen die Lieferungsverbände, auch mit Hilfe der Enteignung, diejenigen erwerben, die entweder schlecht bewirtschaftet werden oder die durch Verkauf in den letzten zwanzig Jahren den Besitzer gewechselt haben, oder die von Vermögensschiefern erworben sind, die nicht die Landwirtschaft als Hauptberuf betreiben, oder Güter, deren Besitzer sich den größeren Teil des Jahres nicht auf ihrer Begüterung aufhalten. Insbesondere sollen von den großen Gütern solche Teile, und zwar in sachgemäßer Abgrenzung und mit den dazu gehörigen Gebäuden, erworben werden, die früher selbständige Bauerngüter oder Landstellen waren und erst in den letzten dreißig Jahren von den Eigentümern der großen Güter erworben sind. Dagegen sollen Mustergüter möglichst vom Ankauf verschont bleiben. Auch sollen Anwärter von Fideikommissen künftig nicht berechtigt sein, einer Übertragung an den Landlieferungsverband zu widersprechen. Das Siedlungsunternehmen ist dagegen verpflichtet, die vom Lieferungsverband durch Vorkaufsrecht, Auftrag oder Enteignung erworbenen Grundstücke abzunehmen. Auch die außerordentlichen Vermögensabgaben können in Form von Landlieferungen bezahlt werden.

Ferner hat das Siedlungsunternehmen ein Wiederkaufsrecht für die Ansiedlerstelle, wenn der Ansiedler die Stelle nicht bewohnt, nicht bewirtschaftet oder sie ganz oder teilweise veräußert, denn die Siedlerstelle soll nicht zum Spekulationsobjekt werden.

Weiter ist dem Wunsche der Landarbeiter Rechnung getragen; sie bekommen Pachtland. Zunächst haben die Arbeitgeber, bei denen die Arbeiter beschäftigt sind, dieses Land herzugeben, andernfalls müssen die Landgemeinden oder Gutsbezirke es beschaffen. Diese Verpflichtung gilt

als erfüllt, wenn Pacht- oder Rugland im Umfang bis zu 5 Prozent der landwirtschaftlich benutzten Gemeinde- oder Gutsfeldmark zur Verfügung gestellt ist. Die Gemeinde hat das Recht, zur Zwangspachtung oder Enteignung zu schreiben. Nach dem preussischen Ausführungsgesetz zum Reichs-siedlungsgesetz sollen bei Besiedlung von großen Gütern oder Domänen die dort wohnenden und beschäftigten Arbeiter nach Möglichkeit in Eigen- oder Pachtstellen angesiedelt werden, sonst muß ihnen bei eintretender Arbeitslosigkeit andere Arbeit nachgewiesen oder Unterstützung bis zu einem halben Jahre gezahlt werden. Ist dabei ein Wohnungswechsel notwendig, so muß das Siedlungsunternehmen die Umzugskosten tragen.

Die Ausführung des Reichs-siedlungsgesetzes ist den Bundesstaaten übertragen. Sie macht für Preußen mehrere Sondergesetze nötig: ein Gesetz über die Auseinanderetzungsbehörden (Landeskulturämter), ein Gesetz über Ausführung des Reichs-siedlungsgesetzes, ein Gesetz über die Bodenverbesserung von Moor- und Odland und schließlich ein Gesetz über die Aufsichtigung von Privatwaldungen. Die Verabschiedung dieser Gesetze duldet keinen Aufschub, um, soweit das die Verhältnisse irgend gestatten, das Siedeln zu fördern. Ohnehin werden der Mangel an Kohlen und Baumaterialien, an Vieh und Ackergütern, an Saatgut und Dünger ein gewichtiges Wort bei diesen Bestrebungen mitsprechen und wohl zunächst nicht viel mehr als die Bereitstellung von Pachtland für Arbeiter und Kleinbesitzer herauskommen.

Das preussische Behördengesetz betreffend der Landeskulturbehörden ist bereits im Sommer verabschiedet. Hierin ist alles vereinigt, was in den über hundert Jahre alten General- und Spezialkommissionen noch Verwendbares vorhanden war. Es bietet die Möglichkeit zu schnellem Arbeiten. Der alte umständliche Rechtsweg ist abgeschafft. Das Kulturamt entscheidet selbst. Die Rechtsgarantien im Gesetz schließen jede Willkürlichkeit aus. Das Umlegetverfahren wird künftig durch den in solcher Praxis geübten Beamten erledigt, und ferner sind im Gesetz Bestimmungen bezüglich der zweckmäßigen Verteilung der Ämter über ganz Preußen sowie der Ersparung aller unnötigen Kosten und Einrichtungen getroffen. Auch wird das Laienelement zur Erledigung der Geschäfte (Rechtssprechung) hinzugezogen und die Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Unmittelbarkeit der Rechtsentscheidung eingeführt.

Dieses Ausführungsgesetz zum Reichs-siedlungsgesetz wurde von der Preussischen Landesversammlung noch vor Weihnachten verabschiedet. Es fiel den bürgerlichen Parteien, besonders dem Zentrum und den rechts von ihm stehenden Parteigruppen nicht leicht, diesem Gesetz ihre Zustimmung zu geben; denn es kommen darin Bestimmungen über Enteignung und Zwangspachtung vor, zwei Dinge, die jedem Anhänger des Privateigentums sehr unangenehm sind. Alle Sicherung in bezug auf Kaufpreis, Rechtsgarantien usw. waren denn auch nicht imstande, die Herren zu beruhigen. Sie sahen im Geiste überall den Untergang des großen Privatbesitzes an Grund und Boden herannahen und stimmten daher nur mit dem bekannten »schweren Herzen« zu.

Neben Mecklenburg hat das Reichs-siedlungsgesetz besonders für Preußen große Bedeutung; denn nach der Betriebszählung von 1907 fällt unter dieses Gesetz Ostpreußen mit 24,7 Prozent, Westpreußen mit 24,3, Bran-

denburg mit 21,9, Pommern mit 34,1, Posen mit 29,4, Schlesien mit 21,8, Sachsen mit 17,4, Schleswig-Holstein mit 10,3, Hannover mit 6,6, Westfalen mit 4,0, Hessen-Nassau mit 8,9, Rheinland mit 3,2, Hohenzollern mit 1,4 Prozent, Preußen insgesamt also mit 19,2 Prozent seiner landwirtschaftlich benutzten Bodenfläche. Bei den anderen Bundesstaaten ergibt sich folgendes Verhältnis: auf Bayern rechts des Rheins kommen 2,3 Prozent, Rheinpfalz 1,0, das frühere Königreich Sachsen 10,0, Württemberg 1,7, Baden 3,0, Hessen 4,5, Mecklenburg 39,8, Sachsen-Weimar 12,4, Oldenburg 1,0, Braunschweig 12,9, Anhalt 25,5, Waldeck 9,4, Lippe und Schaumburg-Lippe 6,7, thüringische Fürstentümer 9,7 Prozent. Vom ganzen Deutschen Reich fallen insgesamt 13,4 Prozent seiner landwirtschaftlich benutzten Fläche unter das Siedlungsgesetz.

Mit der Durchführung solcher Siedlung wird den preussischen Großgrundbesitzern eine wesentliche Grundlage ihrer bisherigen politischen Machtstellung entzogen. Aber wenn sie heute einen Teil ihres Besitzes opfern und an die Nachkommen jener Bauern zurückgeben müssen, denen sie Land gewaltsam genommen haben, so haben sie immer noch den Trost, daß dieses Land wenigstens angemessen bezahlt wird. Insofern kann von einem ausgleichenden Akt der Gerechtigkeit in der Geschichte nicht geredet werden. Immerhin wird die Tatsache, daß die heutige Sozialdemokratie berufen war, ein solches Reformwerk durchzuführen, ihr einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geschichte sichern.

Sozialismus und Ethik

Von Artur Heichen

(Schluß)

2. Das ethische Postulat

An der Spitze der älteren sozialistischen Auffassung steht, wie wir in Nr. 1 der Neuen Zeit (38. Jahrgang) unlängst ausführten, das Axiom, daß der durchgeführte Sozialismus ganz von selbst und aus sich heraus eine Steigerung der Produktivität der Arbeit und der Wirtschaft ergeben werde, und das andere Axiom von der immer wachsenden Produktivität der Arbeit selber. Die moderne Wirtschaftsentwicklung und in deren Gefolge die moderne Nationalökonomie haben nun auf diesen chilastischen Wunderglauben einigen Frühreif fallen lassen. Den tatsächlichen Verhältnissen wird man vielmehr durch folgende — aus methodischen Rücksichten so gewählte — Dreiteilung der modernen Wirtschaft gerecht:

1. **Wirtschaftssphäre:** Die sozialistisch-gemeinwirtschaftliche Wirtschaftsorganisation ist der privatwirtschaftlichen unbedingt überlegen. Ausschaltung des unnützen Arbeits- und Kostenaufwands (*faux frais!*) bei Produktion und Verteilung sichern die größere Produktivität der Arbeit.

2. **Neutrale Wirtschaftssphäre:** Weder die privatwirtschaftliche noch die sozialistisch-gemeinwirtschaftliche Wirtschaftsorganisation erlangen eine ausgesprochene und dauernde Überlegenheit. Die Produktivität der Arbeit ist unter beiden Wirtschaftsformen ganz oder annähernd gleich.

3. **Wirtschaftssphäre als Gegensatz zur ersten.** Die größere Produktivität der Arbeit liegt auf seiten der privatwirtschaftlichen Organisation. Größere Anpassungsfähigkeit an die wechselnden Bedürfnisse des Konsums, an schnell wechselnde technische Veränderungen, größere Arbeitsintensität der am Erfolg der

eigenen Arbeit Interessierten sichern die Überlegenheit der privatwirtschaftlichen Organisation.

Um unsere Darstellung wenigstens in diesem Punkte zu konkretisieren, fügen wir bei, daß wir in die erste Sphäre etwa die Urproduktion einschließlich Forstwirtschaft, aber ausschließlich Landwirtschaft, Teile des Verkehrsgewerbes (Eisenbahn, Post) und der Schwerindustrie sowie die Elektrizitätsindustrie, in die zweite Sphäre etwa die Unternehmungen zur Versorgung der Städte mit Elektrizität, Gas und Wasser, in die dritte Sphäre endlich die Landwirtschaft, den Exporthandel, das Kunstgewerbe usw. einstellen würden, ohne allerdings für diese unsere Aufstellung irgendwelche autoritative Geltung zu beanspruchen — wir werden uns vielmehr gerne eines anderen belehren lassen. Wir bitten, uns nicht mißzuverstehen. Als Einteilungsprinzip für unsere drei Sphären wählten wir den abnehmenden Grad der Produktivität der Arbeit. Die Frage, inwieweit gewisse Industriezweige zur Sozialisierung »reif« sind, ist nicht einfach nur an Hand einer solchen Skala zu lösen. Der Begriff »wegen überwiegender Interessen für das Gemeinwohl« deckt nicht nur diese rein ökonomischen, sondern auch fiskalische, sozialpolitische, volkshygienische, strategisch-militärische Momente. Für die Kommunalisierung einer Markthalle sind sanitäre und marktpolizeiliche Gründe ebenso entscheidend wie wirtschaftliche; die Übernahme einer Straßenbahn in städtische Regie hat fast immer eine sozial- und wohnungspolitische Seite, ebenso wie der Betrieb eines Bahnnetzes durch den Staat sehr stark durch Rücksichten der Landesverteidigung bestimmt ist. Um aber zu theoretischer Klarheit und zu gewissen leitenden Prinzipien zu gelangen, ist es erforderlich, auf einige wenige Kategorien abzustellen und die verwirrende Fülle der übrigen Gesichtspunkte zunächst ruhig beiseite zu lassen. Die Eroberung der ersten Wirtschaftssphäre durch den Sozialismus ist ein zum Teil schon in Angriff genommenes Werk, und sie wird weiterhin fortschreiten, einfach kraft ökonomischer Automatik. Die politische Aktion der Sozialdemokratie zielt hier lediglich auf Beschleunigung und Beseitigung der gesellschaftlichen Reibungen. Sie stützt sich auf die wirtschaftliche Automatik, die die gemelnwirtschaftliche Organisationsform kraft ihrer ökonomischen Überlegenheit sich ganz von selbst durchsetzen läßt, nicht aber auf ethische Rasonnements.

In bezug auf die neutrale Wirtschaftssphäre liegen die Dinge komplizierter. Da die wirtschaftstechnischen Kräfte auf beiden Seiten sich balancieren, so werden letzten Endes die akzidentellen, außerwirtschaftlichen Kräfte sozialpolitischer, sozialhygienischer, militärischer, fiskalischer Art, Kräfte, die durch den Ausdruck »wegen überwiegender Interessen für das Gemeinwohl« genügend umrissen sind, für das Maß des Eindringens des sozialistischen Wirtschaftssystems den Ausschlag geben. Daß dieses jene zweite neutrale Wirtschaftssphäre ganz ausfüllt, ist eine politische Forderung, die sich an der Grenze dessen bewegt, wo die Berufung auf die selbsttätige wirtschaftliche Entwicklung, auf den ökonomischen Automatismus versagt. Die Sozialdemokratie aber steht hier vor der Alternative, mit ihren Sozialisierungsforderungen an dieser Grenze haltzumachen oder über sie hinauszutreiben. Das wissenschaftlich fundierte ökonomische Postulat beginnt hier jedenfalls den Dienst zu versagen, und in dem Maße, wie es seinen Sinn verliert, hat auch der sogenannte »wissenschaftliche Sozialis-

mus« seine Rolle ausgespielt. Das gilt ganz besonders für die dritte Wirtschaftssphäre. Zunächst überhaupt enthält sie einen festen Kern — wir erinnern nur an einzelne Teile der Landwirtschaft, an das Kunsthandwerk, an das Handwerk auf dem platten Lande —, der menschlicher Voraussicht nach allen Sozialisierungstendenzen auch fernerhin trohnen wird. Sozialistischen Utopisten mag dieses »Verzichtertum« vielleicht nicht behagen, für einen sozialgeschichtlich und volkswirtschaftlich geschulten Blick liegt darin nichts Verwunderliches. Ähnlich wie die logische Abfolge der Wirtschaftsstufen — der geschlossenen Hauswirtschaft, der Stadtwirtschaft, der Volkswirtschaft — sich nicht mit ihrem historischen Ablauf deckt, wie auch heute noch im Zeitalter zentralisierter Volkswirtschaft ansehnliche Komplexe an geschlossener Hauswirtschaft existieren, ähnlich steht es um die Abfolge von privatwirtschaftlichen und gemeinwirtschaftlichen Wirtschaftssystemen. Auch eine sozialistische Zukunft wird Privateigentum an gewissen Produktionsmitteln und Individualwirtschaft kennen. Doch nicht die ganze dritte Wirtschaftssphäre ist mit solchen gewissermaßen weiterbeständigen Wirtschaftszweigen angefüllt; wahrscheinlich würde sich auch in diese dritte Wirtschaftssphäre ein breiter sozialistischer Keil hineintreiben lassen. Doch, wie gesagt, aller »wissenschaftliche Sozialismus« muß hier seine Dienste versagen, und alle ökonomischen Postulate, die sich auf den ökonomischen Automatismus nach wie vor berufen, werden hier sinnlos, denn das Fortschreiten des Sozialismus in der dritten Wirtschaftssphäre geht auf Kosten der Produktivität der Wirtschaft. An dieser Stelle nun offenbart sich die Bedeutung der Ethik für den Sozialismus und die Sozialdemokratie, und in diesem Sinne — und nur in diesem Sinne! — wollten wir uns verstanden haben, wenn wir in Nr. 1 der Neuen Zeit (Sozialisierung und Bevölkerungsproblem) verlangten, die Sozialisierungsforderung mehr, als es bisher geschehen ist, als ethisches Postulat zu fundieren. Damit wären wir glücklich dahin gelangt, der Ethik ihren entsprechenden Platz im sozialistischen Gedankengebäude anzuweisen. Zeitlich, und wir möchten beinahe sagen: logisch rangiert sie hinter dem ökonomischen Automatismus, der die zuverlässigste Stütze des realistischen Sozialismus bleiben wird und bleiben muß, wenn nicht anders dieser vor konstruktiv-utopistischer und voluntaristischer Schaumschlägerei kapitulieren soll. Also, wie gesagt, die Ethik hat kein Primat und ist nicht koordiniert, sondern hat für den Sozialismus nur subsidiäre Bedeutung. Nicht, weil wir die und die ethische Überzeugung haben, sind wir Sozialisten, sondern wir sind Sozialisten und haben daneben eine bestimmte ethische Überzeugung.

In einem ähnlichen Sinne konnte Friedrich Engels in dem Vorwort zu Margens »Elend der Philosophie« zum Problem Moral und Ökonomie Stellung nehmen:

Die Anwendung der Ricardoschen Theorie, daß den Arbeitern, als den alleinigen wirklichen Produzenten, das gesamte gesellschaftliche Produkt, ihr Produkt, gehört, führt direkt in den Kommunismus. Sie ist aber, wie Marx . . . auch andeutet, ökonomisch formell falsch, denn sie ist einfach eine Anwendung der Moral auf die Ökonomie. Nach den Gesetzen der bürgerlichen Ökonomie gehört der größte Teil des Produkts nicht den Arbeitern, die es erzeugt haben. Sagen wir nun: das ist unrecht, das soll nicht sein, so geht das die Ökonomie zunächst nichts an. Wir sagen bloß, daß diese ökonomische Tatsache unserem sittlichen Gefühl widerspricht. Marx hat daher nie seine kommunistischen Forderungen hierauf begründet, sondern

auf den notwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise; er sagt nur, daß der Mehrwert aus unbezahlter Arbeit besteht, was eine einfache Tatsache ist. Was aber ökonomisch formell falsch, kann darum doch weltgeschichtlich richtig sein. Erklärt das sittliche Bewußtsein der Masse eine ökonomische Tatsache, wie seinerzeit die Sklaverei oder die Fronarbeit, für unrecht, so ist das ein Beweis, daß die Tatsache sich schon selbst überlebt hat, daß andere ökonomische Tatsachen eingetreten sind, kraft deren jene unerträglich und unhaltbar geworden ist. Hinter der formellen ökonomischen Unrichtigkeit kann also ein sehr wahrer ökonomischer Inhalt verborgen sein.

Es mag dahingestellt bleiben, ob dieser Satz, der das sittliche Bewußtsein gewissermaßen nur eine Funktion ökonomischer Tatsachen sein läßt, wirklich ganz zutreffend ist. An dieser Stelle interessiert uns auch die Frage nach dem historisch-genetischen Ursprung sittlicher Ideale durchaus nicht, auch hier würden wir wider unseren Willen doch mehr oder weniger in den Irrgarten der Philosophie geraten. Es genügt, zu wissen, daß sittliche Ideale, ethische Überzeugungen und Kräfte zunächst überhaupt da sind; daß sie aber sogar wirksam und durch das Medium von Massen und Klassen geschichtsgestaltende Kraft annehmen, glauben wir mit Ja beantworten zu können. Auch sonst haben Marx und Engels wiederholt betont, daß die geschichtliche Bewegung durch Menschen selbst bewirkt wird und daß darum ihre ethischen Wertungen nicht nur an dem geschichtlichen Prozeß mitbeteiligt sind, sondern ihn ganz wesentlich erst zustande kommen lassen. Und in gleichem Sinne sagt Kautsky in seiner »Ethik und materialistische Geschichtsauffassung«: »Je mehr sich ausgebeutete Klassen ihres Gegenjages zur herrschenden gesellschaftlichen Ordnung bewußt werden, desto mehr setzen sie der alten, überkommenen Moral eine neue entgegen, die sie als Moral der ganzen Gesellschaft durchsetzen wollen. So entsteht in den aufsteigenden Klassen ein sittliches Ideal, das immer kühner wird, je mehr diese Klassen an Kraft gewinnen.«

Aber diese ethischen Wertungen kommen in der geschichtlichen Bewegung nicht als solche in Betracht, sondern als immanent wirkende Kausalfaktoren. Die Ethik selber wird damit dem ökonomischen Automatismus nicht gegenübergestellt, sondern wird gewissermaßen als Motor in ihn hineingestellt und in die soziale Gesetz-beziehungsweise Regelmäßigkeit einbezogen. Der von Otto Bauer in der Diskussion mit Kautsky einstmalig erhobene Einwand, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Sozialismus den einzelnen nicht ebenso notwendig zum Kämpfer für ihn macht, daß vielmehr vielfach noch die sittliche Billigung dieser Notwendigkeit durch den einzelnen hinzutreten müsse, verschlägt deshalb nicht, weil Otto Bauer auf den Einzelmenschen, nicht aber auf Massen abstellt. Bei diesen stellt sich diese zweifellos erforderliche sittliche Billigung ohne großes Zutun schon ganz von selbst ein und löst Kräfte aus, die durchaus nicht außerhalb des Rahmens einer sozialen Gesetzmäßigkeit fallen. Ist es uns also gelungen, auch die Ethik in diese soziale Gesetzmäßigkeit einzubeziehen, so darf uns doch nichts darüber hinwegtäuschen, daß sich der Sozialismus nicht restlos auf Wissenschaft reduzieren läßt. Würde die Sozialdemokratie sich nur an »wissenschaftlichen« Sozialismus und an die ökonomische Automatik binden wollen, so müßte sie mit ihren Sozialisierungsforderungen in jener zweiten Wirtschaftssphäre haltmachen und hier kapitulieren. Will sie das nicht, will sie den Sozialis-

muß darüber hinaus auch in die dritte Wirtschaftssphäre hineintreiben, so kann sie sich ihre Berechtigung, ihre Aktivlegitimation dazu nicht aus der Wissenschaft, sondern nur aus der Ethik holen. Das ökonomische Postulat schlägt also in ein ethisches Postulat um.

Diese stramme Kehrtwendung von der Ökonomie zur Ethik mag vielleicht manchem reichlich unmotiviert erscheinen. Auch läuft sie — erinnern wir uns: das durch ein ethisches Postulat protegierte Vordringen des Sozialismus in die dritte Wirtschaftssphäre kann sich nur auf Kosten der Produktivität der menschlichen Arbeit und Wirtschaft vollziehen! — einer liebgewordenen Anschauung entgegen, nämlich jenem naiven Fortschrittsglauben, jenem Glauben an eine hemmungslose Produktivitätssteigerung, die mit dem Fortschreiten und der Durchführung des Sozialismus ursächlich zusammenfalle. Daß dies nicht so ist, daß die Entwicklungslinien hier vielmehr nicht nur mit- und durcheinander, sondern sogar gegeneinander verlaufen, hatten wir auf Grund wirtschaftswissenschaftlicher Erfahrungen in Nr. 1 der Neuen Zeit anzudeuten versucht. Ist dies aber so schlimm, wenn wirklich das Weitertreiben des Sozialismus hier und da ein Nachlassen und Sinken der Produktivität der Arbeit herbeiführen sollte? Wir antworten: Nein, und glauben auch hier eine theoretische Rechtfertigung, ein Ausfüllen unseres Ideals mit einem realen Inhalt, in jenem Artikel: »Sozialisierung und Bevölkerungsproblem« gefunden zu haben, wo wir darauf hinwiesen, daß ein Wachsen beziehungsweise ein Nachlassen der Produktivität der menschlichen Arbeit durch eine entsprechende Bewegung des Bevölkerungswachstums zum guten Teil kompensiert wird. Sinkende Produktivität der Arbeit bedeutet Bevölkerungsrückgang. Wir behaupten nicht, daß beide einander mathematisch direkt proportional sind, aber das eine ist zweifellos und hat die Bevölkerungslehre und die Nationalökonomie ziemlich einwandfrei festgestellt, daß zwischen beiden ein ursächlicher Zusammenhang besteht.

Durch das Weitertreiben des Sozialismus über den sozialen Nullpunkt hinaus (so wollen wir die abstrakte Grenze zwischen zweiter und dritter Wirtschaftssphäre kurzerhand nennen) haben wir es in der Hand, die stückweise Verwirklichung eines ethischen Ideals — nämlich der Gleichheit — zu erkaufen gegen eine Verlangsamung und Einengung des wirtschaftlichen Fortschritts; denn nichts anderes bedeutet schließlich das Sinken der Produktivität der Arbeit. Aber auch hier gibt es natürlich Grenzen, wo die Gewinne an ethischen Werten gegenüber dem Verlust an ökonomischen Werten allmählich beginnen, zu teuer erkaufte und in diesem Sinne »unrentabel« zu sein. Diese Grenzen zu ermitteln ist Aufgabe der sozialen Kunst und der politischen Empirie; der Wissenschaft aber steht hier kein Entscheid zu. Jenes Ideal der Gleichheit, dem unsere ethischen Postulate entspringen, dem aber ebenso wie diesen eine in bezug auf seine Stellung im sozialistischen Gedankengebäude nur *subsidäre* Bedeutung zuerkannt werden kann, ist aber unauflöslich und irreduzierbar. Es muß uns Sozialisten genügen, dieses Ideal zu besitzen, und wir müssen darauf verzichten, es in der Ökonomie fundieren zu wollen. Deshalb auch geben wir an dieser Stelle einem bürgerlichen Nationalökonomem durchaus Recht (Poble, Kapitalismus und Sozialismus, S. 125), wenn er sagt: »Der Streit zwischen Individualismus und Sozialismus ist ein ewiger Streit, und die Wissenschaft vermag uns die Aufgabe nicht abzunehmen, uns selbst in dem Streit

zwischen Individualismus und Sozialismus zu entscheiden. Es ist unser freier sittlicher Wille, der in diesem Streit wie überhaupt in allen letzten und höchsten Lebensfragen, die nicht mehr Sache des Wissens, sondern des Glaubens sind, die Entscheidung zu treffen hat.« Nur daß wir ihm gegenüber zu betonen haben, daß uns die Ideale der Existenzsicherung und der Gleichheit ungleich höher gelten als die individualistischen Ideale der wirtschaftlichen Freiheit, und daß wir sogar bereit sind, ihnen zuliebe den wirtschaftlichen Fortschritt zu dämpfen. Diese letztere Konsequenz müssen wir allerdings unbedingt ziehen, auch wenn sie allen Anschauungen, jenem naiven und optimistischen Fortschrittsglauben zuwiderläuft.

Bisher waren wir Sozialdemokraten Fanatiker des ökonomischen Fortschritts um jeden Preis. Wir waren darin ein rechtes Kind unseres rationalistisch-mechanistischen Zeitalters und unterschieden uns in diesem Punkt in nichts von unserem Antipoden, dem ökonomischen Liberalismus. Gerade dieser schwärmte und schwärmt heute noch für die natürliche Entwicklung, für das freie Spiel der Kräfte, auch wenn dies auf Kosten ethischer und seelischer Werte geht. Anders das christlichsozial orientierte Zentrum, wenigstens die hinter ihm stehenden Arbeiterkreise. Ein Zentrumsarbeiterführer sagte unlängst, seiner Partei sei der wirtschaftliche Fortschritt nicht das Höchste, wenn er auf Kosten der Menschen ginge. »Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele« — dieses Motiv durchzieht die ganze christliche Sozialreform. Auch wir Sozialdemokraten müssen aufhören (auch theoretisch, denn praktisch tun wir es eigentlich bereits!), hinter dem Karren des ökonomischen Fortschritts besinnungslos hinderdreinzulaufen. Unser soziales Ideal ist nicht die Maximation der Produktivität der Arbeit schlechthin, sondern nur die Maximation, soweit sie mit jenen Idealen der Existenzsicherung und der Gleichheit verträglich ist. Diese Ideale bringen uns Sozialisten mit dem Gedanken der »auskömmlichen Nahrung« in Berührung, einem Gedanken, der, seit langem schon vergessen und überlebt, eigentlich die ganze mittelalterliche Wirtschaftsführung und darüber die Zeit hinaus bis zum endgültigen Verfall des Junftwesens beherrscht hat. So offenbart sich auch hier der Pendelschlag der Zeit.

Zur Reform des diplomatischen und des Konsulardienstes

Von Ferdinand Moos

Das Auswärtige Amt in Berlin ist zurzeit damit beschäftigt, den diplomatischen Dienst neu zu organisieren unter Berücksichtigung der Einrichtungen in anderen Ländern. Bisher war der diplomatische Dienst vom Konsulardienst getrennt. Das soll anders werden, und zwar scheint es, daß man amerikanischen, französischen und englischen Vorbildern nachzufolgen gedenkt. In Frankreich hat bereits die Revolution von 1789 mit den alten diplomatischen Traditionen gebrochen, die ihrerseits nur Anlehnungen an die Vorbilder Italiens und Spaniens waren. Trotz verschiedener Neuerungen im auswärtigen Dienst Frankreichs blieb es jedoch in der Hauptsache bei den überlieferten Formen; weder die erste Republik, noch das erste Kaiserreich, noch die folgenden Restaurationen und das zweite Kaiser-

reich haben die Gedanken praktisch durchgeführt, die in den Proklamationen der ersten Republik angekündigt waren. Der König Ludwig Philipp leitete die auswärtige Politik ganz persönlich, und seine Korrespondenz mit dem Gesandten in London Mr. Guizot zeigt, daß die große Politik damals nicht im französischen Parlament gemacht wurde. Auch unter Napoleon III. war der Einfluß des Parlaments auf die auswärtige Politik recht bescheiden. Ebenso war es in England, wo die Tradition sich fast noch zäher als in Frankreich erwies. Erst in allerneuester Zeit hat sich dort der Geist der Neuerung Eintritt verschafft. Die Auslandspolitik wurde meist im engen Kreise gemacht, und die Interessen des Mittelstandes spielten dabei nur eine bescheidene Rolle.

Zuerst haben die Interessen der Finanz Presse in dieses alte System gelegt. Die Anleihen, die die kleinen fremden Staaten mit den Banken anderer größerer Staaten abschlossen, führten, wenn Zahlungsschwierigkeiten entstanden, zu Reklamationen der Bankgruppen bei ihren Regierungen, die nun ihrerseits den diplomatischen Apparat in Anspruch nahmen, um die Dinge zu ordnen. Daran schlossen sich dann oft Handelsverträge und allerlei Vorrechte, die von den Schuldnerstaaten den intervenierenden Großstaaten zugesandt wurden. Südamerika und Asien sind Musterbeispiele derartiger Entwicklung. Die Engländer haben auf solche Art China erschlossen, und die Expedition des amerikanischen Commodore Perry bildete den Auftakt zum Eintritt Japans in den Gesichtskreis der europäischen Diplomatie. In fast allen anderen Fällen handelte es sich um Handelsinteressen, und mit der natürlichen Ausdehnung solcher Interessen wuchs denn auch die Teilnahme weiterer Kreise an der Tätigkeit der Diplomatie. Man entdeckte nun, daß jene Diplomaten, die an den Überlieferungen festhielten, die Handelsinteressen zu wenig in den Vordergrund stellten. Daraus entstand Unzufriedenheit und eine Bewegung, die entsprechende Reformen im diplomatischen Dienst forderte. Im Grunde handelt es sich dabei um den Konflikt verschiedener Staatsauffassungen. Suarez, Grotius, Puffendorf hatten andere Ziele der Staatskunst im Auge als unsere Zeit, und je mehr der Eudämonismus in den Anschauungen der Menge Geltung gewann, desto blasser wurden die Ideen der Vergangenheit. Wer könnte sich heute noch einen Alberoni, Bonald, de Maistre, ja selbst einen Pitt am Steuer großer Reiche denken? Der erste, der dem neuen Geist Rechnung trug, war George Canning, der englische Premierminister, indem er seine auswärtige Politik nach dem Willen der Mehrheit im Parlament einzurichten suchte. Trotz alledem blieb die Organisation des englischen diplomatischen Dienstes im ganzen unverändert, das heißt, er blieb in den Händen der auf den großen Schulen von Oxford und Cambridge gebildeten Oberschicht, der nichts ferner lag als eingreifende Reformen. Man beschränkte sich auf gewisse äußerliche Konzessionen an den Geist der Zeit. Murray, Bulwer, Disraeli, Tennyson und viele andere der angesehensten englischen Schriftsteller haben dieses Thema, jeder in seiner Art, behandelt — ganz abgesehen von den Fachkreisen und den politischen Autoren.

Während aber die Entwicklung im alten Europa auf der überlieferten Basis vor sich ging, langsam und widerstrebend, machten sich die Amerikaner notgedrungen ein anderes System zurecht. Wohl haben die Schulen in Amerika manche Männer von bedeutendem Geist hervorgebracht, aber dennoch

traten die Nordstaaten ihre glänzende politische Laufbahn, die sie heute auf den Zenit geführt zu haben scheint, ohne sonderlichen Reichtum an Männern an, die europäisch-diplomatische Anforderungen entsprachen. Die Gesandten der Vereinigten Staaten in London, Paris und Madrid waren Männer von Begabung, meistens Juristen, aber sie entbehrten der Tradition und Routine. Einem Benjamin Franklin, der den Vereinigten Staaten die Gunst sowie die politische und militärische Unterstützung des damaligen Frankreich sicherte, war zum Beispiel die Diplomatie völlig fremd. Vielleicht wird eine künftige Geschichtsschreibung das, was damals Notbehelf in den Vereinigten Staaten war, als das Werk hoher Weisheit und sorgfältiger Erwägungen bezeichnen, denn auf dem angeedeuteten Wege ist es den Amerikanern gelungen, ihre auswärtige Politik hoch zu entwickeln — mit welchem Erfolg, braucht ja heute nicht mehr betont zu werden. Rien n'a tant de succès que le succès (Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg), könnte man auch hier wiederholen.

Der hervortretendste Zug in der amerikanischen auswärtigen Politik ist die Hervorkehrung der Handelsinteressen, und das ist es, was dem amerikanischen diplomatischen Konsulatsystem so viel Interesse und Sympathie in der Welt des Handels zugeführt hat. Dabei ist zu bemerken, daß der diplomatische Dienst der Vereinigten Staaten sich aus dem parlamentarischen und politischen Leben ergänzt, daß die Routine und selbst die Disziplin keine hervortretende Rolle darin spielen und daß das Konsulatswesen ganz und gar nicht auf jener Höhe der Organisation steht, die man ihm so oft zuschreibt. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß nur die Generalkonsulate mit einer ausgiebigen Organisation der Berichterstattung versehen sind. Selbst die Konsulate in bedeutenden Provinzstädten haben keine Organisation, die eine ausgiebige Berichterstattung der Konsulate ermöglicht. Wenn dennoch, nicht selten mit Recht, auf die guten Leistungen amerikanischer Konsulate hingewiesen wird, so erklärt sich das aus den besonderen amerikanischen Verhältnissen. Vielfach stehen bestimmte Interessengruppen hinter solchen Spezialberichten, und nicht selten wird der zum Konsul, der diese Interessen vertritt und dafür in ausreichender Weise vorbereitet ist.

In Frankreich ist die Reorganisation des diplomatischen und des Konsulatsdienstes neuesten Datums. Sie beruht auf den Dekreten der Jahre 1882 und 1891, welche die Trennung der Diplomatie von dem Konsulatsdienst aufheben und beide vereinigen. Doch besteht diese Vereinigung nur in der Theorie. In der Praxis halten sich beide Zweige getrennt, und nur in wenigen Fällen steigt der Konsulatsbeamte zur diplomatischen Höhe auf. Der Mann, der in Frankreich als der befähigste französische Diplomat unserer Zeit gilt, M. Cambon, Botschafter in London, ist aus der Verwaltungslaufbahn hervorgegangen und hat sich weder im Konsulatsdienst noch auf den unteren Stufen des diplomatischen Dienstes für sein Amt vorbereiten können. Von Delcassé gilt dasselbe. Zu beachten ist, daß die Jugend in Frankreich sich neuerdings in umfassendem Maße den volkswirtschaftlichen Problemen der Gegenwart zuwendet. In den letzten Jahrzehnten hat sich dabei die Tätigkeit von Albert Sorel und der von ihm begründeten »Ecole Libre des sciences politiques« geltend gemacht, die einen großen Teil der Blüte der akademischen Jugend um sich sammelte. Es sind in erster Reihe die Fragen der auswärtigen Politik, der Finanzen, des Handels, der

Industrie, die dort erörtert werden, während die eigentlichen sozialen Fragen wie zum Beispiel die Arbeiterfragen bisher im Hintergrund standen.

Die wirtschaftlichen Ziele, welche die Entente in dem Versailler Friedensvertragsdokument zum Ausdruck (richtiger zur Andeutung) gebracht hat, besonders die Lähmung der deutschen Konkurrenz, sind zwar in der »Ecole Libre« niemals offen empfohlen worden, aber dort wurden die Vorkenntnisse, die Beobachtungen gesammelt, die dem Versuch zugrunde liegen. Aus dieser Schule geht heute ein nicht geringer Teil des Personals hervor, das den diplomatischen und Konsulatsdienst Frankreichs versteht, und M. Cambon hat wohl gewußt, was er tat, als er der Schule seine Besuche und seine Ermahnungen angedeihen ließ. Von der Tendenz abgesehen, müssen Einrichtungen, Leistungen, Geist der »Ecole Libre des sciences politiques« hoch eingeschätzt werden.

In England hat, wie gesagt, erst die allerneueste Zeit der Reform den Weg freigemacht. Im Jahre 1912 wurde eine Kommission eingesetzt, welche die Vereinigung des diplomatischen und des Konsulatsdienstes durchzuführen sollte. Der Bericht dieser Kommission ist im Jahre 1914 erschienen. Den Vorschlägen zufolge hat die Regierung nunmehr die erforderlichen Vorbereitungen für die Durchführung getroffen, so daß die geplante Reform demnächst wohl auch in England zur Ausführung gelangen wird. Diplomatie und Konsulatsdienst sind in allen wichtigen Teilen vereinigt. Der Unterschied zwischen dem diplomatischen Korps und dem »Foreign Office« fällt allmählich fort. Es hat jedoch nicht an standhaften Verteidigern der alten Ordnung gefehlt, unter welchen sich auch der berühmte Kenner des Orients, Sir Ernest Satow, befindet. Um den Bewerbern die Laufbahn zu erleichtern, sollen ihnen erhebliche Gehaltserhöhungen und Zuschüsse gewährt und die wissenschaftliche Ausbildung auf den Schulen zu Oxford, Cambridge und Eton soll durch entsprechenden Unterricht in den Fachkenntnissen, besonders Sprachkenntnissen, ersetzt werden. Bei den Erörterungen ist viel über die Überlastung der Diplomaten und Konsuln mit Schreibdienst geklagt worden. Dem soll abgeholfen werden durch Ausdehnung der Bureauorganisation, insbesondere sollen die Archivbeamten in Zukunft aus dem höheren Schreiberpersonal genommen werden.

Dem ganzen Reformplan liegt der Gedanke zugrunde, daß die Diplomatie und die Konsulate in Zukunft mehr als je darauf bedacht sein müssen, die Interessen des Handels zu fördern. Dazu soll zunächst eine so ausgedehnte Berichterstattung dienen, wie die Vergangenheit sie niemals gekannt hat. Eine solche Organisation kann sich aber nur dann bewähren, wenn gleichzeitig die engste Fühlung mit den Fachorganisationen des Handels und der Industrie gehalten wird, also mit den Handelskammern, den kaufmännischen Korporationen, den Vertretungen der Industrie usw. Auf diesem Wege, nächst der Presse, gelangen die Mitteilungen der Konsulate in die Handelskreise. Natürlich ist dabei ein stetes Handinhandarbeiten erforderlich, damit die Konsulate über die Wünsche und Erfordernisse des Handels rechtzeitig unterrichtet werden.

Die ackerbauende Klasse in der Türkei

Von Dr. Friedrich Schrader

Im Osmanischen Reich, als einem Ackerbaustaate, ist die ackerbauende Klasse naturgemäß am zahlreichsten. Sie besteht wie auch anderswo 1. aus den Grundbesitzern, 2. aus den Pächtern und 3. aus den Landarbeitern. Eine Geschichte des Grundbesitzes in der Türkei ist noch nicht geschrieben worden. Ihre Abfassung wäre bei den großen Schwierigkeiten, denen die Beibringung von Urkunden und Belegen begegnet, keine sehr leichte Aufgabe. Aber sie würde gleichzeitig auch zu einer Geschichte der türkischen Eröberung der Balkanhalbinsel werden und auf die vor der türkischen Zeit vorhandenen Zustände Licht werfen. Der Grundbesitz trifft namentlich auf der Balkanhalbinsel als Latifundienwirtschaft auf. Er befand sich von Anfang an in den Händen der Kriegerkaste, der er in der Form von Lehen übertragen wurde. Diese Besitzverhältnisse haben die Jahrhunderte überdauert. Bis in die letzte Zeit vor dem Balkankrieg befanden sich die Latifundien Mazedoniens im Besitz des alten Spahiadels, der es vorzog, statt an der Staatsverwaltung aktiven Anteil zu nehmen, in der Provinz als »Mjän« (Notabeln) zu leben. Bisweilen frug jedoch das Leben des Großgrundbesitzers in der Provinz deutlich den Charakter des Feudalismus. Dann traten die alten Spahi als »Dere-Beis« (Feudalherren) auf, die ihren Beruf besonders in der Bedrückung der auf ihren Gütern als Arbeiter wohnenden nicht-mohammedanischen und mohammedanischen Untertanen sahen. Diese waren zur Leistung von Frondiensten (Angaria) angehalten, ein Zustand, der bis in die letzten Tage der türkischen Herrschaft über die Europäische Türkei dauerte.

Heute jedoch sind außerhalb Mazedoniens die Arbeiter auf den großen Gütern durchaus frei. Sie erhalten Wohnung und sonstige Gaben in natura, aber auch einen Tagelohn. Nicht das Recht, sondern nur die Gewohnheit und der geringe Stand ihrer Bildung hält sie an das Gut (Tschifsklik) angeschmiedet, auf dem schon ihre Eltern und Voreltern gearbeitet haben. Im übrigen ist der türkische Großgrundbesitz keineswegs rückständig, sondern nimmt für den Betrieb seiner Äcker die neuesten Erzeugnisse zu Hilfe. Er ist nur insofern konservativ, als er seine Anbaufläche nicht durch die Urbarmachung der weiten, in der Türkei vorhandenen Ödländereien vermehrt. Die bedeutendsten Latifundien befinden sich in den asiatischen Wilajets Aidin und Brussa, in den Sandschaks Karassi und Biga sowie im Wilajet Adrianopel. Ein Teil dieses Grundbesitzes befindet sich auch in nichttürkischen, griechischen und armenischen Händen. Auch der bisherige Khedive von Ägypten, Abbas Hilmi Pascha, besaß sowohl in der Nähe der Hauptstadt wie im Wilajet Smyrna umfangreiche Liegenschaften. Der türkische Großgrundbesitz besaß in der Volksvertretung keine agrarische Partei, die seine Interessen wahrnahm. Wohl aber wurden die Abgeordneten derjenigen Wilajets, wo der Ackerbau in Blüte steht, von selbst dazu getrieben, in agrarischem Sinne zu wirken, was namentlich bei der Beratung des neuen Differentialzolltarifs im Jahre 1914 geschehen ist. Auch bestand in Konstantinopel eine »Gesellschaft der Landwirte« (Tschiftötschi Derneji), die auch eine allerdings schlecht redigierte Zeitschrift herausgab.

Der Grundbesitz in der Türkei ist zum größten Teil in den Händen kleiner Besitzer. Seiner Entwicklung standen in erster Linie die primitiven

Rechtsverhältnisse im Wege. Die türkische Bodenwirtschaft war in einem derartig rudimentären Zustand, daß kein Besitzer die nötigen Sicherheiten für seinen Besitzstand besaß. Es fehlte sowohl an klaren und bestimmten Rechtsfäßen wie an einem Kataster. Das ist einer der ersten und wichtigsten Gründe für das Daniederliegen der Landwirtschaft in der Türkei.

Ein zweiter Grund ist in den unseligen Steuerverhältnissen zu suchen. Der Zehnte (Ašhar), im Prinzip durchaus nicht verwerflich, wurde durch die üble Praxis seiner Erhebung zu einer Quelle furchtbarer Schädigungen für die Landwirtschaft. Auch die üble Gewohnheit, mit der Erhebung der Grundsteuer (Vergi) so lange zu warten, bis der zu zahlende Betrag so angeschwollen war, daß seine Hinterlegung eine drückende Last für die im Besitz von wenig Bargeld befindlichen Bauern wurde, hat jahrzehntelang Unzufriedenheit hervorgerufen, ohne daß etwas dagegen geschehen wäre. Der letzte Finanzminister der jungtürkischen Regierung, Dschavid Bei, hat versucht, Abhilfe zu schaffen. Es wurde ihm aber keine Zeit gelassen, seine Steuerreform durchzuführen.

Der dritte Grund für das Elend der türkischen Landwirtschaft, und nicht der unbedeutendste, ist aber die Inanspruchnahme von Hunderttausenden kräftiger Arme durch die ewigen Aufstände und Kriege, in die das Osmanische Reich fast das ganze neunzehnte Jahrhundert bis in unsere Tage hinein verwickelt gewesen ist. Man stelle sich einmal das Ungeheuerliche der Verhältnisse vor: Ein Volk, das zahlenmäßig nicht einmal so stark ist, wie die gelindesten Ansätze behaupten, muß mit seinem Blut und dem seiner Söhne den Luxus eines falschen Großmachtums bezahlen. Es muß sich nutzlos opfern, während die nichtmohammedanischen Völkerschaften der Türkei, die jener Blutsteuer nicht unterworfen sind, an ihrem wirtschaftlichen Fortschritt arbeiten können. Es muß dieses furchtbare Opfer bringen mit der Gewißheit, daß die Regierung von Konstantinopel für sein Wohlergehen nichts tun wird. Die Landbevölkerung, deren Söhne in den heißen Wüsten Arabiens oder in den schneebedeckten Bergen Mazedoniens dahinsinken, bleibt ohne jede Fürsorge, ohne Schulen und Moscheen, ohne gesundheitliche Förderung, die sie so sehr benötigt, ohne Straßen und Wege. Dagegen verliert der türkische Stamm, der zu Hause durch Fieber und Syphilis dezimiert wird, seine kräftigen jungen Leute. Das ist die Tragödie Anatoliens, die die neutürkischen Dichter Mehemed Emin Bei und Ahmed Hikmet Bei in so ergreifenden Worten dargestellt haben.

Trotz alledem befindet sich aber der kleine türkische Grundbesitz stellenweise in einem blühenden Zustand und namentlich dort, wo er neben der Feldwirtschaft auch andere Zweige des Wirtschaftslebens betreibt, wie die Seidenwurmzucht, den Weinbau und die Feigenzucht. Auf allen diesen Gebieten steht der Türke den anderen Nationalitäten nicht an Fleiß und Unternehmungsgeist nach. Das hat er seit dem Jahre 1913 gezeigt, als sich überall ein Aufleben des türkischen Wirtschaftslebens bemerkbar machte, das mit demjenigen der nichtmohammedanischen Völkerschaften der Türkei in die Schranken traf. Damals bildeten sich unter der Landbevölkerung Betriebsgenossenschaften aller Art, die auch kaufmännisches Geschick zeigten. Eine der wichtigsten jener Gesellschaften war die der Feigenproduzenten des Wilajets Smyrna, die für den Absatz und die Ausfuhr eines der erträglichsten Erzeugnisse Kleinasiens günstige Bedingungen zu schaffen ver-

stand. Solche Produktionsgesellschaften bildeten sich damals an allen anatolischen Zentren, in Brussa, Eskischedir, Konia, Karahissar, Utschak, Denizli und anderswo. Der anatolische Bauer zeigt starke Neigung zum Genossenschaftssystem. Diese von der Regierung ganz ohne Organisation gelassene Bevölkerung — selbst die Landgemeinde (Mahlé) wurde erst in den letzten Kriegsjahren geschaffen — trägt den Instinkt zum Zusammenschluß in sich, eine Art primitiven Kommunismus, wie er wiederholt in der Geschichte des Landes, in dem Aufstand Börukliidsche Mustafas (1410) und in den Bauernaufständen der »Dschelali« frohig und entschieden zutage getreten ist.

In einem türkischen Dorfe sind auch die unentbehrlichsten Handwerker vorhanden, vor allem der alttürkische »Demirdschî«, der Schmied, der gleichzeitig auch der weise Mann des Dorfes ist, sodann der Schuhmacher (Konduradschi) und der Schneider (Terfi). Diese Handwerker sind zugleich auch Landleute und widmen einen Teil des Tages der Bestellung ihrer Felder. Ein Priester oder Lehrer, der die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse der Landbewohner übernehmen könnte, ist meistens nicht vorhanden. Gewöhnlich wird dafür ein »Talebé-i-İlm«, ein Theologiestudent, berufen, der in den Ferien einige Wochen auf dem Dorfe zubringt. Ein Arzt ist ebensowenig auf Meilen in der Runde zu finden. Auf diese Weise hat eine gewissenlose Regierung eine gut gearbete Landbevölkerung ausgebeutet.

Trotzdem ist stellenweise diese anspruchslose Bevölkerung zum Bewußtsein ihrer Lage erwacht, so vor allem im Wilajet Smyrna, wo die Presse trotz der großen Zahl von Analphabeten zur Aufklärung des Volkes viel beigetragen hat. Es findet sich in den Dorfkaffeehäusern doch immer ein Schriftgelehrter, der den anderen die Zeitung vorliest. Die Zeitung »Kölli« (Bauer) nimmt mit Recht das Verdienst in Anspruch, die Landarbeiter auf die Bedürfnisse ihrer Klasse hingewiesen zu haben. Ihre in der schlichten Sprache des Volkes gehaltenen Artikel haben stark aufklärend gewirkt. Außerdem läßt sich nicht leugnen, daß die Türken des Wilajets Smyrna durch die enge Verührung mit der rührigen griechischen Bevölkerung an wirtschaftlicher Einsicht gewonnen haben.

Alles in allem genommen ist die türkische Landbevölkerung dasjenige Element, auf dem die Zukunft des Landes beruht, und es läßt sich behaupten, daß es, abgesehen von den Wunden, die eine trübe Vergangenheit ihm geschlagen hat, im Kern durchaus gesund ist. Die Zukunft, der es unfer den neuen Verhältnissen entgegengeht, kann unmöglich schlimmer sein als die Vergangenheit. Der türkische Bauer kann jetzt im Gegenteil aufatmen; denn er ist von der furchtbaren Blutsteuer befreit, die seine Kraft erschöpfte. Die neue Regierung, welche es auch immer sein mag, ob unionistisch oder liberal, hat der Landbevölkerung gegenüber vor allem die Aufgaben, durch die Austrocknung der Sümpfe sie gegen das Fieber zu schützen, durch die Anlage von Straßen und Bahnen für den leichteren Absatz ihrer Produkte zu sorgen und die Pflege ihres geistigen Wohles zu berücksichtigen.

Die Türkei darf nicht länger nur als ein Exploitationsgebiet für fremde Kapitalisten betrachtet werden. Es ist an der Zeit, daß man dieses freile Spiel, das die Türkei zu einer Art Kolonie Europas erniedrigte, aufgibt und es dem türkischen Volke überläßt, seine Geschicke selbst zu bestimmen.

Zur Reform des Beamtenrechts

Von Wilhelm Guske

Die Revolution der deutschen Arbeiter hat endlich auch jener Gruppe von Arbeitnehmern das zur Durchsetzung wirtschaftlicher Forderungen nötige Maß Bewegungsfreiheit gebracht, deren Rechtsverhältnisse im wesentlichen durch das Allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten vom 5. Februar 1794 geordnet sind. Selbst die Arbeiterchaft ihren Berufsorganisationen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wenn nicht formal, so doch faktisch Anerkennung erkämpft hatte, erwachte auch bei den Privat- und den öffentlichen Angestellten (den Beamten) der Gedanke der beruflichen Organisation. Bis zur Novemberrevolution vermochte man die Selbstgedanken dieser Bewegung nur sehr schwer zu erkennen. Hatte auch die wirtschaftliche Not weite Kreise dieser Volksschichten zu den größten Entbehrungen gezwungen, so glaubten doch die Privatangestellten und Beamten die Mittel der Arbeiterbewegung zur Abwehr der Wirtschaftsnöte nicht anwenden zu dürfen. Die Vorstellungen über Standespflichten, Beamtenehre, neuen Mittelstand usw. verhinderten das Aufkommen der Erkenntnis, daß die Beseitigung der körperlichen und seelischen Nöte nur Erfolg verspreche, wenn die Frage des Verkaufs der Ware Arbeitskraft zum Ausgangspunkt der Bewegung gemacht werde. Als Arbeitskraftverkäufer, also Arbeitnehmer eingeschätzt zu werden, lehnten die Privatangestellten und die Beamten ab.

Der Herr-im-Hause-Standpunkt der Arbeitgeber hat wohl die Angestellten gezwungen, ihre Berufsorganisationen immer mehr der Eigenart der Arbeiterberufsorganisationen nachzubilden; aber die Berufsorganisationen der Beamten sind bis heute Verbände geblieben, die ihre Hauptaufgabe in der Pflege der oft ganz nebensächlichen Standesinteressen usw. erblicken. Die Wirtschaftsfragen glauben diese Verbände durch eine Reform des Beamtenrechts erledigen zu können.

Auch heute kann noch immer behauptet werden, daß die Grundlagen des gegenwärtigen Beamtenrechts die Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts von 1794 bilden. Die Stein-Hardenbergische Zeit und die der folgenden Jahrzehnte haben an diesem Rechtszustand fast nichts geändert. Die von der preussischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 in Aussicht gestellte Regelung des Beamtenrechts ist ausgeblieben, und das aus dem Reichsbeamtengesetz vom 31. März 1873 abgeleitete Beamtenrecht zeigt inhaltlich nur sehr geringe Unterschiede vom preussischen Beamtenrecht. Man kann also feststellen, daß die Ergänzungsgesetze über Dienstvergehen, Konflikterhebung, Gehaltszahlung, Hinterbliebenenfürsorge usw. sowie das Kommunalbeamtengesetz vom 30. Juli 1899 und das Reichsbeamtengesetz vom 31. März 1873 dem mittelalterlichen Geist des Beamtenrechts wenig Abbruch getan haben. Zwar wurde durch die Kämpfe der Arbeiterchaft um Brot und Recht eine Beamtenbewegung ausgelöst, doch hatte das alte Regime die ihm aus einer Verbindung von Arbeiter- und Beamtenchaft drohende Gefahr rechtzeitig erkannt. Es ist ihm nicht nur gelungen, zu verhüten, daß die Beamtenchaft in ihrer Masse Einblick in die gesellschaftlichen Zusammenhänge gewann, es vermochte auch große Gruppen der Beamtenchaft als reaktionäre Sturmtruppe gegen die Arbeiterbewegung zu gebrauchen. Erst die Not der Kriegszeit hat den Beamten den Blick dafür geschärft, daß ihnen mit einem Wechsel auf die Zukunft oder durch die Pflege äußerlicher Standesinteressen nicht gedient ist. Heute haben sie meist eingesehen, daß sie auch nur von dem Verkauf der Ware Arbeitskraft leben und daher die Reform des Beamtenrechts in grundsätzlich andere Formen, als die früher unter dem alten Regime erstrebten, gegossen werden muß.

Meines Erachtens wird die Reform des Beamtenrechts ausgehen müssen von der Vereinheitlichung des gesamten Arbeitnehmerrechts. Schon bei Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs hat der Reichstag die Forderung aufgestellt, baldmöglichst eine einheitliche Regelung des Arbeitnehmers vorzunehmen. Diese vor etwa vierzig

Jahren erhobene Forderung der Volksvertretung des Deutschen Reiches hat aber die frühere Regierung nicht veranlaßt, irgendwelche Vorarbeiten für die Regelung zu treffen. Der Grund dieser Unterlassung ist wohl zu suchen in der Angst des alten Regimes, durch eine Reform das ganze alte Gebäude des durch die Zeit längst überholten Arbeitnehmerrechts in Trümmer zu legen. Gerade die alten, von obrigkeitlicher Anmaßung aufgestellten Grundsätze des Rechtsverhältnisses der Beamten bildeten die Kraftquellen der Reaktion. Daher ließen sich die Machthaber des alten Systems die Pflege der alten Überlieferungen besonders angelegen sein. Die schüchternen Versuche der Berufsorganisationen der Beamten, auf diesem Gebiet Wandel zu schaffen, wurden abgeleitet durch die Pflege persönlicher Eitelkeiten.

Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 hat nun leider in bezug auf die Regelung des Beamtenrechts auch nur sehr wenig von der neuen Zeit aufgenommen. In Artikel 129 wird den Beamten die Anstellung auf Lebenszeit gewährt und bezüglich des Ruhegehalts und der Hinterbliebenenversorgung ganz andere Bestimmungen als für die übrigen Arbeitnehmer festgesetzt. Die Arbeitnehmer der öffentlichen Verwaltung werden wieder mit neuen Klassenvorrechten ausgestattet. Statt Vereinheitlichung des Arbeitnehmerrechts werden neue Sonderrechte eingeführt. Das im Volksstaat doppelt notwendige einheitliche Staatsgefühl wird durch die Schaffung von neuen Klassengegensätzen kaum gefördert.

Im Volksstaat muß die bedingungslose Mitarbeit aller Volksgenossen notwendige Voraussetzung sein. Durch Artikel 129 der Verfassung wird aber die Mitarbeit der Beamten durch das ihnen verliehene Vorrecht der Anstellung auf Lebenszeit erkaufte. Die sozialistische Wirtschaftsordnung, das heißt eine unter Ausschaltung jedes unwirtschaftlichen Aufwandes der Pflege des Gemeinwohls dienende Wirtschaftsform verlangt daher ein bestimmtes Verhältnis zwischen Leistung und Gegenleistung — die hierzu erforderliche Auslese der Fähigkeit darf deshalb durch keinerlei Nebenzwecke beeinträchtigt werden. Eine Anstellung auf Lebenszeit wirkt aber nicht fortschrittlich und entwicklungsförderlich, sondern reaktionär. Sie ist entwicklungsfeindlich. Es ist doch ein Widerspruch, wenn zum Beispiel die leitenden Beamten der öffentlichen Körperschaften auf eine beschränkte Dauer, die nachgeordneten Beamten dagegen auf Lebenszeit angestellt werden.

Zur Beurteilung des Vorrechts der Anstellung auf Lebenszeit wird es vielleicht nützlich sein, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Beamtenrechts zu werfen. Der Patrimonialstaat des Mittelalters kannte noch kein öffentlich-rechtliches Beamtenverhältnis. In ihm waren alle obrigkeitlichen Befugnisse zum persönlichen Rechte der besitzenden Klassen geworden. Die Landeshoheit war im wesentlichen eine Vereinigung privatrechtlicher Befugnisse, die als erblicher Familienbesitz des landesherrlichen Hauses galt. Der Dienst für den Landesherrn hatte privatrechtliche Eigenschaften. In der Regel wurde ein Dienstvertrag unter Festsetzung der beiderseitigen Rechte und Pflichten auf eine bestimmte Zeit von Jahren oder auf Kündigung abgeschlossen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg entwickelte sich die Landesherrschaft aus einer patrimonialen Obrigkeit zu einer allherrschenden Staatsgewalt. Während in den deutschen Klein- und Mittelstaaten noch längere Zeit das Beamtenverhältnis sich dem patrimonialen Wesen anlehnte, entwickelte sich in Preußen ein öffentlich-rechtliches Beamtenverhältnis. Der Große Kurfürst vertrat ein unbedingtes Entlassungsrecht seinen Beamten gegenüber. Der zweiseitig bindende privatrechtliche Vertrag wurde dadurch aufgehoben und das öffentlich-rechtliche Beamtenverhältnis der absoluten Monarchie begründet. Der Beamte war nach oben schutzlos. Willkürliche Entlassungen waren besonders unter Friedrich dem Großen eine ständige Erscheinung. Nach Entwicklung der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft wurden auch die Naturalvergütungen der Beamten durch Geldzahlung ersetzt. Nach dem Tode Friedrichs des Großen versuchten nun die Be-

amen Sicherung zu erreichen gegen willkürliche Entlassungen. Die Bestimmungen des Allgemeinen Gesetzbuchs kamen diesem Bestreben entgegen. Dieser Umstand verhinderte aber die Veröffentlichung des Gesetzbuchs. Erst das Allgemeine Landrecht brachte eine systematische Zusammenstellung aller damaligen Bestimmungen des Beamtenrechts.

Das Wesen des öffentlichen Dienstes, der Auftrag des Staates oder seiner Verwaltungsglieder zur Vornahme bestimmter Handlungen, hat nun seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eingehende Erörterungen hervorgerufen. In erster Linie handelte es sich hierbei um die Verwerfung oder Rechtfertigung des von dem Absolutismus vertretenen Entlassungsrechts. Die Wissenschaft behauptete im allgemeinen die privatrechtliche Eigenschaft des öffentlichen Dienstes. Durch die Praxis wurde aber diese Auffassung vollständig verworfen. Der Rechtslehrer Gönnner (*»Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunkt des Rechts und der Nationalökonomie«*, Landeshut 1808) leitete aus den beiden Begriffen: Staats- hoheitsrecht — Untertanenpflicht die öffentlich-rechtliche Natur des Staatsdienstes ab. Und der Rechtslehrer Zacharia vertrat später (*»Staats- und Bundesrechte«*) die Auffassung von der staatsrechtlich und privatrechtlich gemischten Eigenschaft des öffentlichen Dienstverhältnisses. Er bestimmte das Wesen des öffentlichen Dienstes nach Zweck und Interesse und erklärte die Dienste des Beamten für staatsrechtlich, die Gegenleistungen des Staates für privatrechtlich. Hierdurch kam man zu dem Nebeneinander des öffentlich-rechtlichen Anstellungsaktes und des privatrechtlichen Dienstleistungsvertrags. Die neuere Staatsrechtswissenschaft hat jedoch die Auffassung des Staatsdienstes als Untertanenzwangsdienstpflicht mit privatrechtlicher Gegenleistung des Staates verworfen. Sie leitet den Staatsdienst (öffentlichen Dienst im allgemeinen) vom öffentlichen Gewaltrecht des Staates ab und erklärt die Gehaltszahlung der Beamten als öffentliche Rente. Das Reichsgericht hat zwar festgestellt (*Entscheidungen*, 16. Band, S. 173), daß auf das Staatsdienerverhältnis die privatrechtlichen Formen des Dienstvertrags anzuwenden sind; praktisch wurden aber bis zur Revolution im Beamtenrecht die Pflichten nicht auf Beziehungen zur Volksgemeinschaft, sondern auf das persönliche Treuverhältnis zum Staatsoberhaupt aufgebaut.

Der Volksstaat wird nun durch die Gesamtheit des Volkes dargestellt. Alle Klassen, Schichten und Berufe müssen mit völlig gleichen Rechten und Pflichten am Staatsleben und an der Staatsverwaltung beteiligt werden. Hier sind die Volksgenossen, die mit der Ausübung der Verwaltung (die öffentlichen Angestellten, Beamten) betraut sind, nicht mehr Herrschaftsmittel einer hoheitlichen Staatsgewalt, sondern sie sind von der Volksgemeinschaft berufene Fachleute zur Wahrnehmung der Regelung aller jener gesellschaftlichen und einzelpersonlichen Beziehungen, die das Zusammenleben bedingen. Um die Gesinnung und Handlungsfähigkeit der Beamtschaft einzustellen auf die Erfordernisse des Gemeinwesens, ist es deshalb notwendige Voraussetzung, daß die Rechtsverhältnisse der Beamten sich aufbauen nicht auf herrschaftlicher, sondern auf genossenschaftlicher Grundlage. Dann wird auch ein Boden gefunden werden können, auf dem die von der heutigen Staatswissenschaft bestrittene Vertragsfähigkeit zwischen dem öffentlichen Arbeitgeber (Staat, Gemeindeverband, Gemeinde) und dem öffentlichen Angestellten (Beamten) sich entwickeln kann. Das im Wirtschaftsleben heute allgemein geltende Vertragsverhältnis des Arbeitsvorganges muß auch die Form des Austausches von Leistung und Gegenleistung im öffentlichen Verwaltungsleben werden.

Die hier vertretene Auffassung wird sicherlich auf Widerspruch aller der auf dem Boden des zusammengebrochenen Obrigkeitsstaats stehenden Staatsrechtslehrer und eines großen Teils der Beamtschaft stoßen. Der heutige Volksstaat würde diesen Namen mit viel größerer Berechtigung tragen, wenn die vielen Fesseln der überlieferten, mit den heutigen Zeitverhältnissen in starkem Mißklang stehenden Rechtsformen in größerem Grade, als dies bisher geschehen, abgestreift

worden wären. Der Widerspruch der Beamtenchaft erklärt sich aus der Sorge um die Gefährdung ihrer erworbenen Rechte (Ruhegehaltsanspruch, Hinterbliebenenfürsorge usw.). Aber diese Sorge entbehrt jeder Begründung. Das einheitliche Arbeitnehmerrecht bedingt auch eine einheitliche Versicherung für Ruhegehalt und Hinterbliebenenfürsorge. Wenn dieses Versicherungswesen vereinheitlicht ist, dann wird der Aufwand für seine Verwaltung usw. sich mindern und die Leistung sich steigern lassen. Alle bis heute erworbenen Ansprüche müßten auf diese einheitliche Versicherung übergehen. Vom Zeitpunkt der Durchführung dieser einheitlichen Arbeitnehmerversicherung an müßten die öffentlichen Angestellten Versicherungsnehmer dieser neuen Versicherung werden. Ihr alter Anspruch würde sich dann um den neuerworbenen Anspruch im Falle der Dienstunfähigkeit erhöhen. Die Ausgestaltung des Schutzes der Arbeitskraft wird auch jede Schädigung durch unbegründete Entlassung verhüten. Wenn im Obrigkeitsstaat die Anstellung der Beamten auf Lebenszeit noch eine gewisse Begründung fand als Schutz gegen willkürliche Entlassung und als Entschädigung für die entbehrungsreiche Wartezeit, so können diese Einwände heute nicht mehr erhoben werden. Der Volksstaat wird dafür Sorge tragen müssen, daß jede sittlichkeitswidrige Anwendung oder Ausbeutung der Arbeitskraft verhindert wird. Die von der Volksgemeinschaft verlangte Arbeit darf nicht mit Wechsellern auf die Zukunft vergütet werden. Alle Bürger des Volksstaats müssen den gleichen Rechtsgrundsätzen unterstellt werden. Der Artikel 157 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 stellt ein einheitliches Arbeitnehmerrecht in Aussicht. Die Verwirklichung dieser Anordnung führt dazu, daß alle Arbeitnehmer (Beamte, Privatangestellte und Arbeiter) unter ein einheitliches Arbeitnehmerrecht gestellt werden.

Literarische Rundschau

Artur Zickler, Im Tollhause. Berlin, Verlag der Buchhandlung Vorwärts.
62 Seiten. Preis 2 Mark.

»Der Mensch gilt noch immer nicht im Wanken der Geschehnisse als Maßstab und wird bei den Entscheidungen im Hintergrund gehalten, von der Gefahr bedroht, Opfer von Zielen und Absichten zu werden, die nicht die seinen und nicht für sein Wohl berechnet sind.« Dann und wann wirft sich ein einzelner diesem Wanken entgegen und zerschellt, ein fraglicher Don Quixotte, in diesem Kampfe gegen übermächtige Windmühlensflügel. Unzählige sind so als Opfer des Weltkriegs zerbrochen, die nicht auf dem »Feld der Ehre« fielen. Sie flohen, vom Mute ihrer Überzeugung getrieben, als Deserteure, als Feiglinge gescholten — es gibt diesen anderen Mut, der Feigheit scheint, wie es eine Feigheit gibt, die sich mutig gebärdet. Sie schmachteten in Gefängnissen. Sie erloschen langsam hinter den Mauern der Irrenanstalten. Und nun, da die Schranken fielen, gegen die sie anliefen, dürfen sie reden, wenn sie es noch können, wenn sie nicht als Zerbrochene für immer stumm bleiben müssen wie jener irre Offizier in Andrejew's »Rotem Lachen«, dessen zitternde Hand mit der Gebärde des Schreibens über leere Blätter fliegt, auf die er die Geschichte seiner Qual zu schreiben wähnt, und der doch nur leere Blätter als stumme und furchtbarste Anklage um sich streut.

Einer aber, der, von innerer Auflehnung gegen das zermalmende Wanken der Geschehnisse getrieben, bewußt und klar den Weg in dieses Dunkel ging, in dem andere, weniger Entschlossene am Ende ihrer Kräfte endeten, schildert nun, vier Jahre danach, diesen Weg und dieses Dunkel. Der Krieg greift sich ihn und holt ihn in die Kaserne wie Millionen andere. Dort grinst ihm das Soldatenlos als ärgste Grimasse entgegen; andere erlebten es nicht so kraß. Er und seine Kameraden erlebten es so. »Schlafen wollt ihr? Habt Zeit genug im Massengrab! Werdet wachen können, bis ihr eure Schaufel Kalk in die Schnauze bekommt!« Das verstärkt Widerstände in ihm zum Entschluß. Er besinnt sich auf sich selbst, auf den

Menschen, auf das Menschliche. »Ich hasse den Krieg, wie ich mein Leben und das der anderen liebe; so stark, daß ich nur sterben möchte, um ihn zu beenden. So klar erkannte ich die große, plumpe, blöde Lüge, mit der das Verbrechen sich als heilige Pflicht maskierte. In der Brust des ärmsten Kosaken, der auf polnischer Erde liegt, kreist eine schöne Welt, vor deren Erhabenheit die Ideale des Massenmords in nichts zerfließen. In wieviel Tausenden von Kasernen liegen die Männer, in wieviel Drähten und Löchern hocken sie und grübeln und sinnen wie ich? Wenn sie doch alle auslachen möchten und lachend nach Hause gehen — wer wollte sie halten, und wo bliebe der Krieg? Wer von euch, Verwirrte, hat schon einmal eine Grenze gesehen, eine Grenze, wo das Gras aufhörte, grün zu sein, oder wo ein Vogel in der Luft abgeprallt wäre oder ein Spalt in der Erde gewesen wäre? Wir sind alle nichts weiter als Mörder auf Gegenseitigkeit. In dieser Gegenseitigkeit ruht wiederum die sogenannte historische Notwendigkeit. Drüben sind Leute, die uns ans Leben wollen, sagt die historische Notwendigkeit, darum müssen wir ihnen ans Leben. Schön. Aber ebenso fest bin ich überzeugt, daß drüben mehr als einer ist, der da nicht mitspielen will, weil er sein Gehirn und seine Knochen zu etwas Vernünftigerem aufsparen will — und so denke ich auch. Wir bleiben auf Gegenseitigkeit abseits vom Handel. Das ist unsere historische Notwendigkeit.«

Am nächsten Tage klappt eine Lücke im Ollied. Er fehlt. Er weigert sich und erwartet die Folgen: »Was ist, wenn mal einer denkt: ich muß gar nicht, wenn ich nicht will? Und tut danach. Was ist dann? Bleibt die Sonne stehen? Fallen die Häuser ein?«

Es geschieht gar nicht viel. Von ihm aus bedarf es kaum der Verstellung. Die einfache Weigerung erscheint den Organen des militärischen Apparats schon als heller Wahnsinn, und als die plumpen Mittel disziplinarischer Dressur an seiner kalten, ruhigen Entschlossenheit zunichte werden, schießt man ihn dahin, wohin lieber zu gehen er entschlossen war: ins Tollhaus. Drei knappe Kapitel schildern den Weg. Sie zeigen, welch plumpen Hände, welch zerdrückten Hirne diese ganze militaristische Maschine dirigierten, die schließlich nur lief, weil alle mitliefen.

Vier Kapitel, niedergeschrieben im starken Nachklang des Erlebten, schildern das Tollhaus. In ihnen reißt Zicklers Schilderung Vorhänge auseinander, hinter denen eine unbekannte Welt der Qual lebte, kämpfte und litt, eine Welt der Qual, ungleich fürchterlicher als alle Verheerungen, die Kugeln und Splitter in Menschenleibern anrichteten. Ans Herz packende Grotesken des Irrsinn, opheliensartige Lyrismen zerstörter Hirne, Ausbrüche wahnsinniger Wut, larmoyante Prophetien harmlos Verrückter, Deutsche, Franzosen, Russen, eine ganze europäische Allianz des Wahnsinns — das alles kreiselt in knappen, künstlerisch gestalteten Bildern vorüber. Und darüberhin klingt einmal der hinreißende Rhythmus der Internationale — der Gesang der Menschheit inmitten zertrümmerter Opfer des Völkerhasses:

C'est la lutte finale!
Croupons — nous! — et demain
L'Internationale
sera le genre humain!

Dieser hineinblickende Gegensatz ist so stark, daß es fast wie eine Wahrheit klingt, wenn ein Verrückter philosophiert: »Man könnte an der Welt verzweifeln, wenn nicht in den Irrenanstalten ein paar vernünftige Menschen lebten.« Die Außenwelt verschwimmt hinter diesen Mauern, hinter denen die Versprobenheiten des Wahnsinns ihre eigene Logik bekommen, zu einer Abstraktion, die dem klaren Hirn »dieselbe Abneigung einflößt, die manche Leute gegenüber der Mathematik empfinden«. Die Scheidewand, die den Menschen vom Tiere trennt, ist dünn — ringsum irren Hirne, und fast immer waren es seiner organisierte Hirne, die unter der Gewalt grausigen Erlebens zerbrachen. Gedanken stehen auf: »Denken die Menschen überhaupt, sind sie nicht nur wie der Hauch auf einem Spiegel, der

nicht war, der ist und verschwindet? Was wissen wir überhaupt voneinander? Treiben wir nicht aneinander vorbei wie Lichter im Nebel, in einem unseligen Reigen? Haben wir mehr als jeder sich selbst, überhaupt das, und was ist das schon? Sah man sich die Leute an, die sich vermaßen, uns einzusperrern — setzen sich die überhaupt mit dem Dasein auseinander, oder fangen sie vielmehr nicht einmal damit an, weil sie fürchten, selbst verrückt dabei zu werden?« So sinniert der in dieses Tollhaus Verschlagene — die Ärzte stellen fest, daß er sinniert, und sie erklären ihn für ungeeignet, im Weltkrieg als Schlachtopfer verwendet zu werden.

Nach zwanzig Wochen kehrt er frei in die »vernünftige« Welt zurück, die unter den Schlägen des Massenmords bebft. Die Frage steht brennend über dem Eintrittstor in diese Welt: »Ist das Leben noch eine Freude?« Und in der Antwort klingt das Buch aus: »Zu leben ist Pflicht, dafür zu sorgen, daß es anders wird auf der Welt; zu leben ist Pflicht, dafür zu kämpfen, daß die Toten zu ihrem Rechte kommen und nicht umsonst gestorben sind; zu leben ist Pflicht, dafür zu arbeiten, daß die Krüppel und Verlassenen in ihrem Elend nicht noch zu hungern brauchen, daß den Kindern wieder rote Wangen erblühen und sie nichts anderes lernen als Haß gegen den Haß und Liebe zur Liebe. Leben heißt nach dem Entinnen aus dieser Not: Krieg dem Kriege!« Edgar Hahnwald

August Winnig, Fröhrof. Die Schulzeit des Maurergesellen. Illustriert von Professor Richard Winkel. Magdeburg, W. Pfannkuch & Co. 255 Seiten.

Jugenderinnerungen pflegt man gewöhnlich erst im Alter zu schreiben. Denn dann hat man die beste Distanz zu den um Jahrzehnte zurückliegenden Dingen, sieht sie schärfer und kritischer in ihren Einzelheiten und vermag besser das für die persönliche Entwicklung Wertvolle von dem Bedeutungsloferen zu scheiden. August Winnig hat mit seiner Jugendbeichte nicht die übliche Zeit abgewartet. Er hat sie niedergeschrieben, solange sie noch unverwelkt in seiner Erinnerung stand und er sie in allen Einzelheiten ihrer Entwicklungsphasen zu schauen vermochte. Soll ihm ein Vorwurf daraus gemacht werden? Ich meine: nein! Denn das Buch, das er uns geschenkt hat, ist mehr als eine Autobiographie. Das, was er in ihm von seinen Schuljahren erzählt, kann als typisch für den Entwicklungsgang so manchen Proletariats hingestellt werden, der als reifer Mann seinen Platz menschlich, politisch und beruflich ausgefüllt hat.

Die kleine Harzstadt, in der Winnig seine ersten Lebensjahre verbrachte, war so reich der geeignete Ort für einen phantasiebegabten Jungen, seinen Träumereien die Zügel schleifen zu lassen. Der frühe Tod des Vaters, das harte Notleben an der Seite der Mutter geben ihm schon in ganz jungen Jahren Einblicke in das Leben, die glücklicherweise nicht alle Kinder der ärmeren Bevölkerung haben. Für sein Teil muß er mit für den Lebensunterhalt sorgen durch Brötchenausstragen und sonstige kleine Hilfsdienste. Und zwischen diesem kindlichen Kampf ums Dasein tollt und pulst die Wildheit seiner jungen Jahre, die sich in Schlägereien und sonstigen kleinen Extravaganzen austobt. Drei Geschehnisse machen einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf das jugendliche Gemüt: eine Reise zur Schwester, der Tod des Bruders, eine im Heimatstädtchen gastierende Theatergesellschaft. Sie modeln an dem Charakter und der Wesensart des Knaben. Und dann schwingen, mit dem wachsenden Verständnis des Kindes sich ständig in ihrer Auswirkung verstärkend, kleine politische Wogen in sein Leben hinein: eine Flugblattverbreitung, eine familiäre Achtung aus politischen Gründen, der Fall des Sozialistengesetzes. Immer mehr weitet sich der Blick des Knaben für Menschen und Geschehen, bis ihm, der nach Abschluß der Schulzeit zu einem Maurer in die Lehre kommt, schließlich auch der Sinn für den politischen Kampf aufgeht, in dem seine älteren Brüder, wie er zu berichten weiß, wacker ihren Mann gestanden.

Das stellenweise etwas übermäßig breit geschriebene Buch ist »der letzten wachen Hoffnung unserer Zeit, der strebenden Jugend zugeeignet«. Was vielen an ihm

ganz besonders gefallen wird, dürfte die fast jede Zeile durchziffernde Liebe zur Mutter sein, die — kernig und wacker — dem Schilderer der eigenen Jugendjahre so treusorgend und innerlich verwandt zur Seite gestanden. Das ist wohl das Menschlich-Packendste an dem Winnigschen Jugendbuch. Für seinen Entwicklungsgang dürfte der Drang nach Erkenntnis und Wissen — mag er sich im Spiel, mag er sich im Heißhunger nach wahlloser Lektüre äußern — das Charakteristische sein. Beides vereint führte ihn dorthin, wo er nun schon seit Jahren steht: zur Sozialdemokratie, zur Gewerkschaft. Wie er diesen Weg ging, das muß jeder selbst nachlesen. Und er wird bei der Lektüre auch sicher auf seine Kosten kommen, denn die Art, wie Winnig uns seinen Jugendlebensgang schildert, ist in jeder Weise einwandfrei. Auf Wortklang und Periodenfall ist Sorgfalt gelegt. Sprache und Satzbau sind durchgefeilt. Manche Episode hätte durch prägnantere Kürze freilich an Wirkung gewinnen können. Das mit hübschen Bildern ausgestattete handliche Buch dürfte vielen Arbeitern, die mit heranwachsenden Kindern gesegnet sind, eine willkommene Gabe sein.

L. L.

Dr. Walter Moede, Die Experimentalpsychologie im Dienste des Wirtschaftslebens. Berlin, Verlag von Julius Springer. Preis geheftet Mk. 5.30.

Das Wirtschaftsleben wird sich in steigendem Maße rationalisieren. Dazu zwingt uns die Notwendigkeit des Lebenskampfes als Wirtschaftsvolk auf dem Weltmarkt. Aber Taylor hinaus geben deshalb die Fragen, die die zweckmäßigste Auswertung der Menschenkräfte betreffen. Taylor ist Fabrikorganisator, Techniker, Betriebsleiter. Er tritt für die sorgfältigste Organisation der Werkstätten ein, für die Durchkonstruktion der besten Maschinen und Werkzeuge, für die Anwendung der kunstvollsten Arbeitsmethoden. Aber die Rationalisierung der Arbeit kann nur dann voll erreicht werden, wenn auch der Mensch auf den Probierstand gestellt wird. Für die wissenschaftliche Betriebsführung kommt es in erster Linie darauf an, jeden Menschen auf den richtigen Platz zu stellen.

In Amerika, wo das Taylorsystem bekanntlich entstand, hat diese Methode zuerst ihre Begründung gefunden. Professor Münsterberg, der sich bereits in früherer Zeit als Austauschprofessor der Harvard-Universität in Amerika mit diesen Fragen beschäftigte, hat in seinem Buche »Psychologie und Wirtschaftsleben« die Grundsätze solcher Experimentalpsychologie dargestellt. Münsterberg verfährt ungefähr ebenso wie die Taplormänner. In der Taylor-Literatur spielt das Beispiel des Arbeiters William Schmidt eine besondere Rolle, jenes Arbeiters, der als Roheisenverlader unten im Hofe des Hüttenwerks zu arbeiten hatte. Sein Betriebsleiter sah, daß von Schmidt die Arbeit unzweckmäßig eingerichtet war und manche falschen und überflüssigen Handgriffe ausgeführt wurden. Schmidt bekam deshalb einen Lehrer, der ihn das Roheisenverladen nach den besten Arbeitsmethoden lehren mußte, und nun wurde ein viel höheres Resultat erzielt. Für den gleichen Arbeitslohn wurde in der gleichen Arbeitszeit ungefähr das vierfache Arbeitsquantum bewältigt.

Die Taplormänner analysieren den Produktionsprozeß. Sie untersuchen, welche Arbeitsanforderungen gestellt werden, verwenden die besten, zweckmäßigsten Werkzeuge und suchen sich die am besten geeigneten Menschen für die einzelnen Arbeiten heraus. Es geht jeder Arbeitsausführung eine sorgfältige geistige Überlegung voraus: Maschinen, Werkzeuge und Menschen werden vorher auf den Probierstand gestellt und die Arbeitsvorgänge durch eine wissenschaftliche Betriebsführung ausprobiert. In ähnlicher Weise gehen die Anhänger der Experimentalpsychologie zu Werke. Auch von ihnen werden die Arbeitsanforderungen, die ein jeder Beruf stellt, untersucht und dann erforscht, welche geistigen und seelischen Fähigkeiten bestimmte Berufe zur Voraussetzung haben.

Münsterberg hat durch seine praktischen Untersuchungen zum Beispiel festgestellt, daß die Anforderungen an den Beruf einer Telephonistin bestimmte Lei-

stungen voraussetzen. Ein schnelles Erfassen der Anrufziffern, ein bestimmtes Nummerngedächtnis, um die notwendigen Telephonanschlüsse sofort und sicher ausführen zu können, eine gewisse Ruhe und die Fähigkeit, in Zeiten eines Hochbetriebs die Übersicht nicht zu verlieren. In einem Laboratorium wurden die Prüflinge auf diese notwendigen Arbeitsfähigkeiten nach genau entwickelten Prüfmethoden untersucht.

In ähnlicher Weise machte Münsterberg seine Versuche mit Schiffahrtsangelegenheiten. Auch der Kapitän eines Schiffes muß, wenn er seinen Platz ausfüllen soll, bestimmte Fähigkeiten mitbringen. Er muß ein genügend feines Gehör zur Aufnahme der Signale besitzen, muß Farbensinn haben, um die Signale herankommender Schiffe zu erkennen, und was dergleichen Fähigkeiten mehr sind. Auch an den Eisenbahnangestellten hat Münsterberg solche Untersuchungen vorgenommen. Wenn zum Beispiel ein Lokomotivführer auf seine Verwendbarkeit geprüft wird, muß er in einem Zimmer vor einem Tisch Platz nehmen, auf dem die verschiedenen Meßinstrumente aufgebaut sind. Vor ihm an der Wand hängt ein großes Bild. Dieses Bild stellt eine Eisenbahnstrecke dar. Auf dieser Strecke sind alle die verschiedenen Lichtsignale wiedergegeben, die der Lokomotivführer in der Praxis in ähnlicher Zusammensetzung vor sich sieht, wenn er auf der Lokomotive steht. An dem Tisch selbst hat man verschiedene Hebel und Druckknöpfe angeordnet, und nun werden durch elektrische Kontakte diese Signale dadurch zum Aufleuchten gebracht, daß der Prüfende, der neben dem Prüfling Platz nimmt, die einzelnen Kontakte spielen läßt. Der Anwärter muß sofort auf die verschiedenen Signale reagieren, er muß diesen oder jenen Hebel in Bewegung setzen, und nun wird wiederum durch Meßinstrumente in Hundertstel von Sekunden genau registriert, wie der Prüfling darauf reagiert hat.

Diese Arbeiten von Münsterberg haben deutsche Fachleute angeregt, weiter auf diesem Gebiet nachzuforschen. Vor uns liegt eine interessante Untersuchung, die ein instruktives Situationsbild des Standes der Forschungen auf diesem Gebiet der Experimentalpsychologie in Deutschland gibt. Dr. Walter Moede, Privatdozent an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, hat im Verein deutscher Ingenieure über das Thema der Experimentalpsychologie im Wirtschaftsleben einen Vortrag gehalten, dessen Inhalt nebst der Diskussion vom Verlag Julius Springer als Buch herausgegeben worden ist. Zur Einführung in die Materie ist dieses Buch bestens geeignet. Auch für den Arbeiter in Deutschland trifft es zu, daß die Berufswahl meist ein Spiel des Zufalls ist. Familienverhältnisse, soziale Ursachen, Unbekanntheit der Eltern mit den Anforderungen des betreffenden Berufs und mit den Fähigkeiten ihres Sohnes führen dahin, daß oft der junge Arbeiter nicht auf dem Platz steht, auf den er hingehört. Derartig verfehlte Berufsexistenzen bedeuten aber Verlustposten in unserer Arbeitswirtschaft. Die Arbeitsfähigkeit jedes Menschen, der nicht am richtigen Platz steht, wird nicht voll ausgeschöpft, er stellt demnach eine zum Teil brachliegende Arbeitskraft dar. Diesen Luxus können wir uns in Zukunft noch weniger leisten als früher. Wir müssen auf dem Gebiet der Wirtschaft die möglichst beste Menschenökonomie treiben. R. W o l f

Dr. A. B o v e n s c h e n, Die Geschichte der Reichsstelle für Gemüse und Obst und ihrer Arbeit im Rahmen der allgemeinen Kriegswirtschaft. Berlin 1919, Deutscher Schriftenverlag. Ladenpreis 15 Mark.

Der Verfasser schildert in einer ziemlich umfangreichen Einleitung Deutschlands wirtschaftliche Lage vor dem Kriege. Manche seiner Ausführungen fordern zum Widerspruch heraus. So behauptet er zum Beispiel, daß die deutsche Landwirtschaft sich durch Ernährung des deutschen Volkes aus eigener Produktion ein großes Verdienst erworben habe.

Im zweiten Kapitel wird Deutschlands Volkswirtschaft während der ersten Kriegsjahre behandelt, die Entstehung und Befugnisse der Kriegsgetreibegesellschaft

erläutert und ihre Wirkung dargelegt, die es zuwege brachte, daß im Laufe eines Jahres der Verbrauch an Brotgetreide von 155 auf 100 Millionen Doppelzentner eingeschränkt werden konnte, und die im Laufe des Krieges die Brotgetreideversorgung nicht nur für Heer und Marine, sondern auch für die Zivilbevölkerung, wenn auch mit relativ geringen Mengen, gesichert hat. Weiter folgt ein sehr wichtiges Kapitel über das Kriegsernährungsamt und Ernährungsfragen. Dr. Boven-schen beleuchtet zutreffend die großen Ernährungsschwierigkeiten, deren das durch Verordnung vom 22. Mai 1916 gegründete Kriegsernährungsamt Herr werden sollte, und schildert die Tatkraft des Herrn v. Batocki bei Einrichtung und Ausbau dieses Amtes. Er weist ferner nach, daß die Volk- und Pettenkofersche Eiweiß-theorie in ihrer Bedeutung in Deutschland weit überschätzt worden ist, und daß man in anderen Ländern sich auf Grund von Forschungen des Amerikaners Chittenden und des Dänen Dr. Hindhede schon längst davon überzeugt hat, wie eine weniger eiweißreiche, also fleischärmere Kost, wenn dem Körper nur genügend Kohlehydrate zugeführt werden, für die Ernährung des Menschen durchaus von Vorteil ist. Damit kommt er dann endlich auf die hohe Bedeutung der an Fett armen, aber an Kohlehydraten reichen Gemüse und des Obstes für die Volks-ernährung.

Im vierten Kapitel wird die Errichtung der Reichsstelle für Gemüse und Obst am 18. Mai 1916 und ihre ersten Maßnahmen besprochen. Die Aufgabe derselben sollte darin bestehen, die Erzeugung, die Verwertung und die Haltbarmachung von Gemüse und Obst zu fördern. Die Reichsstelle sah es daher als ihre Haupttätigkeit an, die inländische Erzeugung von Gemüse und Obst nach besten Kräften zu heben und die geerntete Ware in möglichst gleicher Weise über ganz Deutschland zu verteilen.

Besonders ausführlich behandelt Dr. Boven-schen die Festsetzung der Höchstpreise und die sich derselben entgegenstellenden Schwierigkeiten, die durch Festlegung von Großhandels- und Kleinhandelspreisen sowie durch örtliche Handelszuschläge ergänzt wurden. Ferner schildert er die im Herbst 1916 einsetzende Spekulation und Preistreiberei mit Kartoffeln und sonstigen Wurzelrüchken, denen man durch Festsetzung von Erzeugerhöchstpreisen zu begegnen suchte, sowie die Maßnahmen der Reichsstelle für Gemüse und Obst zur Regelung der Einfuhr von Gemüse, Obst und Samen.

Im Schlußkapitel sucht der Verfasser vor allem die Frage zu klären, wie die deutsche Landwirtschaft dazu befähigt wird, die einheimische Bevölkerung in Zukunft aus eigener Produktion trotz der großen Gebietsabtretungen zu ernähren. Er kommt in diesem Teil seiner Schrift zu bemerkenswerten Schlüssen, denen wir im großen und ganzen zustimmen können. So, wenn er sagt: »Die deutsche Landwirtschaft darf in Zukunft nicht mehr nach dem Belieben des einzelnen und seinen privatwirtschaftlichen Interessen diejenigen Gewächse bauen, die dem betreffenden vielleicht den größten Nutzen abwerfen, sondern sie wird so betrieben werden müssen, daß auf den Morgen jeweilig die größten Mengen solcher Erzeugnisse geerntet werden, die dem deutschen Volke die notwendigsten Nährstoffe in möglichstster Fülle und Güte darbieten. Eines der dringlichsten Bedürfnisse unserer zukünftigen Friedenswirtschaft ist daher, den Ackerbau möglichst bald zu seiner alten Leistungsfähigkeit zurückzuführen. Ihren Verpflichtungen gegenüber Volk und Staat kann die deutsche Landwirtschaft auch mit einer bedeutend eingeschränkten Viehhaltung gerecht werden.« Dr. Boven-schen hält es daher mit Professor Remy, der bekanntlich schreibt: »Nicht durch Verstärkung der Tierhaltung, sondern durch verbesserte Bodenkultur und qualitative Fortschritte in den landwirtschaftlichen Veredelungsindustrien einschließlich der Viehhaltung wird die Landwirtschaft befähigt, einen größeren Anteil der Volksbedürfnisse durch eigene Erzeugnisse zu decken.«

Ep

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 15

Ausgegeben am 9. Januar 1920

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Problem der Minderheitsregierung

Von Artur Heichen

Der Parteitag der Unabhängigen hat insofern eine Klärung gebracht, als die Haltung der Partei nunmehr endgültig zugunsten der Diktatur einer Minderheit, zugunsten des Räteystems festgelegt ist. Der Wert und der Unwert einer solchen Parole wie das der Räterediktatur entscheidet naturgemäß über die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der unabhängigen Politik überhaupt. Weist eine solche Parole auf ein falsches Ziel oder aber führen dahin unbekannte Wege, die sich bei genauerem Zusehen als ungangbar erweisen, so ist damit gleichzeitig das Verdikt über die unabhängige Politik, über die Partei und ihr Programm ausgesprochen. Die Frage der Räterediktatur ist nur eine Unterfrage des Problems der Minderheitsregierung überhaupt, auch des Problems einer rein sozialistischen oder proletarischen Herrschaft. Von vornherein scheidet das menschlich oder ethisch oder auch nur politisch Wünschenswerte aus — nur auf das politisch Mögliche und Durchführbare kommt es letztlich an! Ist eine proletarische Minderheitsregierung auf die Dauer möglich, erscheint sie als erfolgversprechend insofern, als sie die Verwirklichung der sozialistischen Ziele in greifbare Nähe rückt, dann hätte keine sozialistische Partei, auch die Mehrheitspartei nicht, das Recht noch auch die Macht, sich einem darauf zielenden Bestreben der proletarischen Massen zu widersetzen, auch wenn tausendmal alte programmatische Forderungen dem entgegenstünden. Wie steht es aber damit?

Drei Machtfaktoren sind es letzten Endes, die heutzutage über die politische Herrschaft am und über den Staat den Ausschlag geben. Die Arbeiterschaft, die die zentralen Produktionsmittel, Eisenbahnen, Bergwerke, die städtischen Verkehrsmittel, Beleuchtung und Heizung, in der Hand hat, zweitens die Bauernschaft, die über die Subsistenzmittel der täglichen Notdurft, also Güter höchster Dringlichkeit, verfügt und drittens eine kleine militärische Minderheit, deren Merkmal straffe Disziplin, Unterordnung unter einen Willen und der Besitz von Waffen ist. Eine Alleinherrschaft dieser letzten dritten Gruppe gegen den ausgesprochenen Willen der beiden andern, der Arbeiter und Bauern, ist zurzeit unmöglich: gegen die Waffe der Aushungerung einerseits, der dauernden Sabotage des Wirtschaftslebens und der Verkehrsmittel andererseits ist kein Kraut gewachsen. Anders schon steht es bei einem politischen und sozialen Bündnis zwischen Militär und den agrarischen Teilen der Bevölkerung, ein Bündnis, das den Interessen der Arbeiterschaft diametral entgegenstehen kann. In einer ähnlichen Lage befand sich Deutschland und die Donaumonarchie wie auch andere Länder vor 1914, nur gesellte sich zum Bündnis Militärs + Bauern

noch als drittes stützendes Element ein großer Teil des Bürgertums und des Mittelstandes. Wie lange sich unter den heutigen Verhältnissen eine solche Minderheitsregierung beziehungsweise eine solche politische Konstellation halten könnte, ist eine Frage für sich. Auf die Dauer jedenfalls kaum. Das aber hängt in erster Linie von der Organisation des Proletariats, seiner Stärke, seinem Machtbewußtsein und von der Organisation der Volkswirtschaft selber ab. Zunächst ist eine Niederhaltung der Arbeiterschaft insofern nicht allzu schwierig, als deren Wohnplätze und Siedlungen — zum mindesten was ihren politisch aktivsten Teil anlangt — im wesentlichen die Groß- und Mittelstädte sind. Und es ist nun eine leicht einleuchtende, soziologische Tatsache, daß dichtgedrängte Menschenmassen militärisch leichter zu beherrschen und niederzuhalten sind als umgekehrt die dezentralisiert und zerstreut wohnende Bevölkerung des platten Landes. Tausend bewaffnete Soldaten können wohl Hunderttausende nichtbewaffnete großstädtische Proletarier in Schach halten, kaum aber sind tausend proletarische Soldaten — meinetwegen Rotgardisten! — in der Lage, ebenso viele Zehntausende an ländlicher Bevölkerung zu beherrschen, das heißt in diesem Falle nicht nur ihr gegenüber die Ordnungspolizei, sondern auch die Wirtschaftspolizei — Überwachung und Kontrolle der landwirtschaftlichen Produktion und vor allem der Ablieferung der Erzeugnisse — zu versehen.

Das sind harte Tatsachen der Wirklichkeit, denen gegenüber aller ideologischer Überschwang der Räte-Optimisten versagen muß. Bevölkerungsklassen und Bevölkerungsschichten streben danach, ebensoviel politische Macht zu besitzen, als sie soziale Macht innehaben, und die meiste soziale Macht besitzt in der modernen arbeitsteiligen Volks- und Verkehrswirtschaft, wer über die Lebensgüter höchster Dringlichkeit, die Lebensmittel, verfügt und wer selber wirtschaftlich im höchsten Grade autark, das heißt selbstgenügsam und auf andere wenig und nur auf die Güter minderer Dringlichkeit angewiesen ist. Das aber sind die Bauern, ist die ländliche Bevölkerung. Allen politischen Erschütterungen, allem Durcheinander in der Volks- und Weltwirtschaft — das hat auch der Krieg wieder zur Evidenz dargetan! — kann sie mit der größten Ruhe entgegensehen. Der städtische Industrieproletarier aber ist bis zu 100 Prozent in die moderne Volkswirtschaft einbezogen, er ist — anders als der Bauer — der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft vollkommen entwachsen; sein Haushaltsbudget weist auf der Einnahmeseite reine Geldlöhne auf, mit der Ausgabe-seite aber tendiert er durch die Mittelspersonen des Händlers und Krämers zum Bauern. Nicht nur stehen alle Räder still, wenn sein (das heißt des Proletariats) starker Arm es will, sondern er kann glatt verhungern, wenn der Bauer dies so will. Das ist die Kehrseite der Medaille, die im Überschwang politischen Kraftgefühls gern übersehen wird und deren angelegentliche Betrachtung allen proletarischen Diktaturfreunden nur zu empfehlen ist. Die Frage der Diktatur des Proletariats läuft damit im Kern auf ein rein ökonomisches Problem hinaus: nämlich das der Verproviantierung der Städte und Industriebezirke. Ohne den guten Willen der Bauern ist diese unmöglich, und deshalb ist auch eine politische Alleinherrschaft des Proletariats nur so lange möglich, als sich die Bauernschaft dieses gefallen läßt. Diese einfachen politischen Zusammenhänge werden von

sogenannter linksradikaler Seite gern und mit Geflissentlichkeit übersehen, weil man das ökonomische Abc entweder gar nicht kennt oder glaubt, es auf die leichte Achsel nehmen zu können. — Wir müssen noch weiter gehen und kommen damit zu einer Ausweitung des Begriffs »Minderheitsregierung«. Eine rein proletarische Herrschaft und damit eine rein sozialistische Regierungspolitik ist selbst dann unmöglich, wenn es den sozialistischen Parteien gelingen sollte, die ersehnte »Mehrheit« bei den Wahlen zu erringen. Wohl wäre damit eine rein proletarische und sozialistische Regierung rechtlich und moralisch legitimiert, allein wir glauben, auch in diesem Falle würden alle Optimisten der Wahlzifferarithmetik in gewissem Sinne eine Enttäuschung erleben. Denn auch eine solche rein-sozialistische Politik könnte nur bis zu dem Punkte gehen, wo der Widerstand der bäuerlichen Kreise sich zu regen beginnt, und dieser Punkt würde sehr bald kommen. Die Notwendigkeit, zu »kompromisseln«, würde sich faktisch gar bald herausstellen, auch wenn dies formal gar nicht in Erscheinung treten sollte.

Man kann nun allerdings mit einem Einwand schnell zur Stelle sein: Sowjet-Rußland und die bolschewistische Diktatur! Aber unter welchen Umständen ist dies möglich! Zum ersten ist das Problem der Verproviantierung der Großstädte in Sowjet-Rußland nicht im entferntesten so schwierig als bei uns, macht doch die agrarische Bevölkerung im alten zaristischen Rußland etwa 80 Prozent, bei uns dagegen etwa nur 27 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Heute handelt es sich im wesentlichen nur um die Industriebezirke Petersburg, Moskau und Tula. Und zudem geschah es so, daß nicht das Land in die Stadt kam und seine Erzeugnisse hereinbrachte, sondern umgekehrt — die Städte gingen aufs Land. In ebendenselben Maße wie die Industrie zurückging, verkrümelte sich die Stadtbevölkerung auf das Land, um dauernd dort zu bleiben, und so geschah es, daß die Großstädte Rußlands an Bevölkerungszahl zusammenschumpften und das Verproviantierungsproblem mit der sinkenden Einwohnerzahl unwichtiger wurde und für die restliche — aber zahlenmäßig nicht so sehr ins Gewicht fallende — Bevölkerung schlecht und recht durch Requisitionen und militärische Expeditionen gelöst werden konnte. Rußland selber ist aus seinen Anfängen durchgreifender volks- und verkehrswirtschaftlicher Verknüpfung in ein Stadium fast reiner Agrarwirtschaft zurückgeworfen. Mehr denn je spielt dort die geschlossene Hauswirtschaft beim Bauern eine Rolle. Wo aber der Bauer nicht für andere produziert, also auch andere nicht auf ihn angewiesen sind, ist er weder eine soziale noch eine politische Macht. Dieser Umstand wird durch eine andere spezifisch russische Tatsache, nämlich die ungeheure Lethargie des russischen Bauerntums verstärkt. Und überdies haben es die bolschewistischen Machthaber durch die Organisation der sogenannten »Dorfarmut« glänzend verstanden, die sozialen Gegensätze innerhalb der Bauernschaft selber — wie solche bei uns in ähnlicher Stärke gar nicht vorhanden sind — auszunutzen und ihre Position dadurch zu verstärken. Daß ihnen dies überhaupt möglich war, wurzelt wiederum in den spezifisch russischen Zuständen, die bei uns keine Analogie finden. Das sind die sozialrevolutionären Bestrebungen in der Bauernwirtschaft selber, die schon anlässlich der Revolution von 1905 zum Ausbruch kamen und nichts anderes sind als der politische Ausdruck für die Zerspaltung des Bodenbesitzes und den Landhunger — jedenfalls alles Erschei-

nungen, die unserem Bauerntum fremd sind und bei ihm nie Eingang finden werden. Unter solchen Umständen kann es einer kleinen bolschewistischen Oberschicht durch Beherrschung der wenigen Städte als Verwaltungszentren nicht schwer fallen, das Heft in den Händen zu behalten, spricht doch das ein Sonderdasein führende platte Land in politischem kaum mit und verlangt auch gar nicht danach.

Die bolschewistische Minderheitsregierung ist also ein echt russisches Gewächs; wer es zu uns verpflanzen will, wie jetzt außer den Kommunisten auch die Unabhängigen, der muß auch bei uns den adäquaten Nährboden schaffen, also Dorfarmut und Landhunger, Verdummung unserer Bauern, der muß auch die Verproviantierung unserer Städte und Industriebezirke in der Weise regeln können, daß er sich entweder von den deutschen Bauern ganz emanzipiert und fremde Ernährungshilfe in Anspruch nimmt oder aber die bäuerliche Ernährungshilfe wohl in Anspruch nimmt, politische Rechte als Äquivalent aber auf die Dauer zu verweigern oder aber letztlich die Bauernschaft zur Ablieferung ihrer Erzeugnisse wirksam zu zwingen imstande ist.

Das aber ist unmöglich, und daran müßte zurzeit nicht nur jede proletarische Minderheitsregierung, sondern jede proletarische Alleinherrschaft überhaupt scheitern. Das deutsche Bauerntum — man mag politisch zu ihm stehen, wie man will — ist ein Machtfaktor, den keine linksradikale Rabulistik hinwegdisputieren kann. Keine Regierung ist in Deutschland möglich, die es unternehmen wollte, das Bauerntum auf die Dauer politisch kaltzustellen, weil das erste Erfordernis dafür eine ökonomische Kaltstellung wäre. Jede Räterediktatur würde die Wahrheit dieses Satzes innerhalb weniger Wochen am eigenen Leib erfahren müssen und wäre nur der Anlaß für den Krieg zwischen Stadt und Land. Und das Bauerntum politisch zu sich hinüberzuziehen, für die Räterediktatur begeistern zu können — ja, wer von den Linksradikalen glaubt denn im Ernst daran? Aber es scheint, die Münchener Bauernräteepisode, die Episode Gandorffer seligen Angebens, die doch weniger eine ernsthafte politische Erscheinung als vielmehr ein bayerisches Gaudi war, habe manchem den klaren nüchternen Blick für die Dinge gestört. Niemals wird der deutsche Bauer linksradikal, kaum daß überhaupt vereinzelt wenige Sozialdemokraten werden. Aber auch das ist nicht sehr verwunderlich. Man mag nun daran »sozialwissenschaftlich« herumkonstruieren soviel man will, aber der deutsche Bauer ist eben kein Proletarier — wenigstens hat er nicht das Bewußtsein, ein solcher zu sein, und darauf allein kommt es an, nicht aber auf vorhandene Sozialisierungsercheinungen, die naturgemäß auch die Landwirtschaft bis zu einem gewissen Grad erfaßt haben. Wenn man also von der Sozialisierung zum Beispiel der Grundrente (vergl. das Hypothekenbankwesen!) spricht, so ist das gewiß richtig, allein es handelt sich dabei nicht um so tiefgreifende Erscheinungen, daß der Bauer an seinem eigenen individualistisch-bäuerlichen Bewußtsein irre wird. Und die Revolutionierung seines Bewußtseins bleibt nicht früher zu erwarten, bis er wahrhaftig proletarisiert ist, bis sein Besitz körperlich konzentriert, er nicht mehr Herr seiner Produktionsmittel, sondern dienendes Glied im landwirtschaftlichen Großbetrieb wird. Kaum aber wird es jemals dahin kommen. Die deutsche Bauernschaft wird deshalb auch kaum einer proletarischen Diktatur geneigt werden. An diesen Tatsachen

werden sich alle Räte- und Diktaturfanatiker die Schädel einrennen. Umgekehrt hat der demokratische Sozialismus daraus die theoretische Rechtfertigung des Parlamentarismus, der Koalitions- und Kompromißpolitik zu ziehen.

„Positive, planvolle, zielklare Wirtschaftspolitik“

Von Rud. Wissell

Oft möchte man meinen, das Denken der Menschen sei mit einer Mauer umgeben, an der alles abprallt, was das Denken zu beeinflussen vermag. Ich schreibe und rede seit Monaten und schreibe und rede ohne jeden Erfolg. Mir ist es wahrlich nicht darum zu tun, recht haben zu wollen. Ich kann hier nur das wiederholen, was ich Ende November einem mich ansprechenden Mitgliede der Demokratischen Partei antwortete. Der Herr meinte: »Herr Wissell, nun haben Sie mit Ihren Voraussagen für unser Wirtschaftsleben doch recht behalten.« »Leider,« antwortete ich ihm, »leider, denn die Bestätigung meiner Auffassung ist erkaufte worden mit einer Ausplünderung des deutschen Volkes, die in die Hunderte von Millionen geht. Hätte ich doch nicht recht behalten! Dann wäre ich zwar durch die Tatsachen desavouiert worden, aber dem Volke wäre größere Not erspart geblieben.«

Wenn ich davon spreche, daß ich ohne Erfolg schreibe und rede, so meine ich damit, daß all mein Mühen es nicht zu bewirken vermag, daß die Partei aus gemachten Fehlern lernt und entschlossen die richtigen Wege geht. Wo ich auch schreibe und was ich auch schreibe — kein Mensch macht auch nur den Versuch einer Widerlegung. Wo ich zu den Massen rede, finde ich Zustimmung; aber bei dieser Zustimmung bleibt es, andern Tags ist alles wie verweht.

Oder sollte ich mich irren? Sollen die harten Tatsachen des Lebens wie die Trompeten von Jericho gewirkt und in die Mauer Bresche gelegt, sollten sie im Laufe der Zeit doch eine Wandlung der Auffassung bewirkt haben? Die tägliche Erfahrung des Lebens ist ja der beste Lehrmeister. Sollte dieser Lehrmeister nicht auch den Boden für die Erkenntnis bereitet haben, daß wir andere Wege zu gehen haben, als unsere Wirtschaftspolitik in den letzten Monaten gegangen ist?

Wie ist unsere gegenwärtige Wirtschaftslage? Mein im Juni auf dem Parteitag gesprochenes Wort, daß bei uns noch auf lange Zeit hinaus Schmalhans Küchenmeister bleiben werde, wird kaum mehr eine Anfechtung erfahren. Mein Kritiker von damals hat inzwischen selbst ähnliche Worte gesprochen. Es ist nun einmal so: wo die Mittel nicht hinreichen, alle Bedürfnisse zu befriedigen, müssen zunächst die Bedürfnisse befriedigt werden, die am wichtigsten und dringlichsten sind. Wollte man die Entscheidung über die Dringlichkeitsfolge dem freien Spiel der Kräfte überlassen, so würde das als das Dringlichste erscheinen, was am höchsten bezahlt, moran am meisten verdient wird. Gerade das aber ist, soweit es sich nicht um die einzelnen, sondern um die Gesamtheit handelt, nicht das Dringendste.

Die drei letzten Sätze habe ich am 6. April 1919 vor den Hamburger Kaufleuten gesprochen. Es sei mir gestattet, aus meiner damaligen Rede

noch einige Abschnitte zu zitieren. Auch eine Wiederholung kann nützlich sein, und mir erscheint es für die Gegenwart nützlich, an das damals Gesagte zu erinnern.

Die Masse der deutschen Konsumenten ist an Verbrauchsgütern völlig ausgehungert. Jeder fühlt das unbezwingbare Verlangen nach einer ausreichenden, ja nach einer reichlicheren Ernährung. Kleider, Stiefel, Wäsche sind nahezu völlig verbraucht, und die langen Entbehrungen des Krieges haben das Verlangen nach ausländischen Genußmitteln, Kaffee, Tee, Gewürzen, Schokolade, außerordentlich gesteigert. . . . Wollte man alsbald bei Beendigung der Blockade alles Weitere dem freien Spiel der Kräfte überlassen, so würde das stürmische Verlangen der Konsumenten zwar große Mengen von Lebensmitteln und fertigen Verbrauchsgütern auf den deutschen Markt bringen. Aber die letzten ausländischen Zahlungsmittel, der letzte Kredit würde auf diese Weise verbraucht werden, und wir hätten nichts, rein nichts mehr, um das zu bezahlen, was wir brauchen — um überhaupt wieder geregelt arbeiten und produzieren zu können, insbesondere die Rohstoffe, deren wir zum Wiederaufbau unserer Wirtschaft bedürfen. Hier muß sich die Gesamtheit weislich zeigen, als die unorganisierte Summe der einzelnen sein würde. Sie muß Vorkehrungen treffen, daß nach Deckung der unabweisbar benötigten Lebensmittel die Einfuhr in erster Linie auf die wichtigsten Rohstoffe gelenkt wird und daß die verfügbaren Zahlungsmittel und Kredite dementsprechend verwendet werden. . . .

Die Finanzierung wird wegen unserer enormen Verschuldung dem Ausland gegenüber erschwert. Die aufgenommenen Kredite werden in verhältnismäßig kurzer Zeit nach Friedensschluß fällig und müssen abgedeckt werden. Der dringendste Bedarf an Nahrungsmitteln und Rohstoffen, die während des ersten Jahres nach dem Kriege eingeführt werden müssen, wird schon der Menge nach auf ein Mehrfaches der Friedenseinfuhr geschätzt. Die Bezahlung durch Ausfuhrwaren wird zunächst nur in beschränktem Umfang möglich sein, da die Rohstoffe zur Herstellung von Ausfuhrwaren größtenteils fehlen. . . .

Die Finanzierungsschwierigkeiten beziehungsweise die starke Passivität der deutschen Zahlungsbilanz zwingen für die ersten Jahre nach Friedensschluß dazu, die Einfuhr auf das äußerste zu beschränken und nur solche und so viele Rohstoffe und Waren hereinzunehmen, als für die deutsche Volkswirtschaft absolut lebensnotwendig sind. Dies Programm ist nur durchführbar, wenn die Einfuhr nach Friedensschluß der Kontrolle und Beeinflussung unterliegt. . . .

Demgegenüber wird von den Befürwortern des freien Einfuhrhandels hervorgehoben, daß der private Importeur am besten in der Lage sei, Kredite für die von ihm einzuführenden Rohstoffe und Waren im Ausland zu erhalten. Solche Kredite würden ihm von seinen Geschäftsfreunden auf Grund der bisherigen langjährigen Geschäftsbeziehungen auch nach dem Kriege zur Verfügung gestellt werden, mithin könne die Frage der Finanzierung der Einfuhr am leichtesten durch den privaten Einfuhrhandel gelöst werden. Ich will unterstellen, daß die Hoffnungen des Einfuhrhandels, private Kredite im Ausland zu erhalten, sich tatsächlich in dem Umfang verwirklichen werden, wie er annimmt. Ich bitte jedoch zu erwägen, daß die Kreditfähigkeit des einzelnen Importeurs in wesentlichem Maße davon abhängt, in welcher Weise das Deutsche Reich seine gesamte Wirtschaftspolitik nach dem Kriege gestaltet. Insbesondere davon, ob das Ausland aus den Maßnahmen der deutschen Wirtschaftspolitik den Eindruck gewinnt, daß es dem Deutschen Reich gelingen wird, aus seinen jetzigen Schwierigkeiten wieder herauszukommen, oder ob es zu dem Eindruck gelangt, daß eine planlose Wirtschaft im Deutschen Reich die vorhandenen Schwierigkeiten nur weiter vermehren wird. Es ist nicht anzunehmen, daß der Ausländer der ersten Auffassung zuneigen wird, wenn er sieht, daß das Deutsche Reich trotz seiner tiefen Verschuldung, Zahlungsnot und schlechten Valuta unbeschränkt Waren hereinläßt, die es nicht zum Leben notwendig

brauch. Es ist eher anzunehmen, daß eine Beschränkung nach dieser Richtung auf den ausländischen privaten Kreditgeber einen günstigen Eindruck machen und ihm die Hergabe von Krediten erleichtern wird. . . . Es ist ferner zweifelhaft, ob nicht die privaten Kredite nur oder vorzugsweise gerade für Waren zu haben sein werden, von denen das Ausland weiß, daß sie gegen Barzahlung nicht nach Deutschland hereingelassen werden würden. Sofern das der Fall sein sollte, wären diese Kredite vom Standpunkt der deutschen Gesamtwirtschaft aus geradezu unerwünscht. Soweit jedoch private Kredite im Ausland für lebenswichtige Einfuhren nach Deutschland zur Verfügung stehen, hat auch die Reichsregierung das größte Interesse daran, diese Kreditmöglichkeiten voll ausgenutzt zu sehen. . . . Auf jeden Fall bietet der ungebundene Einfuhrhandel nicht die geringste Gewähr für die Fernhaltung überflüssiger oder entbehrlicher Waren. Er kann und wird sich in dieser Beziehung nur von dem Gesichtspunkt der Gewinnmöglichkeit leiten lassen und allenfalls für die Einfuhr entbehrlicher Waren nach einer ethischen Begründung suchen, um sie gegenüber der Öffentlichkeit zu rechtfertigen.

Ich wiederhole: in den ersten Tagen des April 1919 habe ich diese Sätze gesprochen. Damals mußten wir für hundert Schweizer Franken zirka 225 Mark bezahlen. Wer könnte nach den heute gemachten Erfahrungen bestreiten, daß diese Darlegungen zutreffend sind? Ich würde heute nicht anders sprechen können, als ich damals gesprochen habe. Muß sich die Gesamtheit nicht weislicher zeigen als die unorganisierte Summe der einzelnen ist, angesichts der Tatsache, daß die an Verbrauchsgütern ausgehende Masse der deutschen Konsumenten in ihrem unbezwingbaren Verlangen sich auf alles stürzt und alles kauft, was sie kriegen kann? Und hat nicht das stürmische Verlangen der Konsumenten die überflüssigsten Waren — gemessen am notwendigsten Lebensbedarf — auf den Markt gebracht, nicht nur durch das Loch im Westen, und uns zugleich durch das Sinken der Valuta so arm gemacht, daß wir »nichts, rein nichts mehr« haben, um das zu bezahlen, was wir zum Wiederaufbau der Wirtschaft brauchen? Ist nicht der Beweis erbracht, daß der ungebundene Einfuhrhandel nicht die geringste Gewähr bietet für die Fernhaltung überflüssiger und entbehrlicher Waren — nicht einmal der noch in gewissen Schranken gehaltene Einfuhrhandel?

Wer weiß es denn im Volke, wie arm wir durch die Wirtschaftspolitik der letzten Monate geworden sind? Und wenn es jeder wissen könnte, wie wenige machen es sich klar! Wir können ja nicht einmal die Mengen der Vorkriegszeit einführen, obwohl wir in Anbetracht des Riesenbedarfs an Nahrungsmitteln infolge des Verlustes der landwirtschaftlichen Überschussgebiete im Osten und der immer geringer gewordenen Erzeugung des eigenen Landes viel viel mehr einführen müßten. Wir haben in der Vorkriegszeit jährlich für zirka 11 Milliarden Mark Waren eingeführt. Nehmen wir nur die Hälfte der diesem Wert der Vorkriegszeit entsprechenden Menge als absolut notwendig für Deutschland an, nehmen wir weiter nur eine Steigerung des Auslandspreises auf das Doppelte an — beides ist viel zu gering geschätzt —, dann müssen wir heute dafür 123,75 Milliarden Mark bezahlen. Heute müssen wir für hundert Schweizer Franken nicht 88 Mark wie in der Vorkriegszeit, nicht 225 Mark wie Anfang April und nicht 263 wie am 14. Juli, sondern rund 900 Mark bezahlen. Wie sollen wir diese Summe aufbringen? Wie müßte unsere Ausfuhr gesteigert werden, wollten wir aus ihr die Gegenwerte entnehmen!

Wie war es denn, als ich aus dem Wirtschaftsministerium auschied? In der von mir vertretenen Planwirtschaft sah Bauer und mit ihm die meisten übrigen sozialdemokratischen Kabinettsmitglieder, wie er in seiner Rede am 23. Juli in der Nationalversammlung sagte, »die ernsteste Gefahr für die völlige Durchführung des Sozialismus«, denn sie wolle »den Unternehmer verewigen, stärken und vor der Sozialisierung schützen«. Sein Wirtschaftsprogramm solle »positiv zu planvoller, zielklarer Wirtschaftspolitik führen«. Zunächst solle die Elektrizitätswirtschaft, die Erzlager des Ilse-Deiner Bezirks und die Braunkohlenerzeugung sozialisiert werden. Das mache »das Reich zum mächtigsten Faktor des Wirtschaftslebens«. Mit diesem, mit der Überführung der Eisenbahnen in Reichsbesitz und mit der Finanzgesetzgebung durch das Reich sei »die Mehrheit des Volkes jederzeit in der Lage, dem deutschen Wirtschaftsleben die Form und den Inhalt zu geben, den sie für richtig und möglich halte«. Mit dem verkündeten Wirtschaftsprogramm hoffe die Regierung eine »Senkung der Preise« zu erzielen.

Was ist in den seitdem verflossenen fünf Monaten von diesem Ziel erreicht worden? Die Elektrizitätswirtschaft ist »sozialisiert« worden. Ist sie tatsächlich sozialisiert? Wie still ist's von diesem, vom bürgerlichen Schatzminister ausgearbeiteten, von ihm ohne jede aktive Anteilnahme eines der sozialdemokratischen Minister vertretenen Gesetz geworden! Handelt es sich doch um eine einfache Fiskalisierung, bei deren gesetzlichen Grundlage die sozialdemokratischen Kommissionenmitglieder den beteiligten Arbeitern und Angestellten — ihrer Petition entsprechend — eine nur recht bescheidene Mitwirkung bei der Ausführung dieses Sozialisierungsgesetzes sichern konnten. Keine zwei Jahre werden vergehen und der dann tagende Reichstag wird sich aus Gründen, die sich aus dem Gesetz selbst ergeben, wieder mit diesem zu beschäftigen haben.

Was ist aus der Sozialisierung der Ilse-Deiner Erzlager geworden, über die die Nationalversammlung »noch in dieser Tagung« beschließen sollte? Was aus der der Braunkohlenerzeugung, die »binnen kurzem« zur Vorlage reif werden sollte? War nicht der Widerstand der tatsächlichen Verhältnisse so groß, daß diese Sozialisierungen sich nicht verwirklichen ließen?

Wenn man sozialisieren will, muß man eben die Grundlage haben, muß die tausendfältige Einzelwirtschaft in ihren Hauptzweigen zusammengefaßt haben. Man muß entsprechend dem Grundgedanken und den Worten des Sozialisierungsgesetzes, so wie es jetzt im Artikel 156, Absatz 2 der Verfassung heißt:

wirtschaftliche Unternehmungen und Verbände auf der Grundlage der Selbstverwaltung zusammenschließen mit dem Ziele, die Mitwirkung aller schaffenden Volksteile zu sichern, Arbeitgeber und Arbeitnehmer an der Verwaltung zu beteiligen und Erzeugung, Herstellung, Verteilung, Verwendung, Preisgestaltung sowie Ein- und Ausfuhr der Wirtschaftsgüter nach gemeinwirtschaftlichen Grundsätzen zu regeln.

Wer diese erste Stufe nicht gelegt hat, kann nicht weiterstreifen zu Maßnahmen im Sinne des Sozialismus, je nach Bedarf, nach der wirtschaftlichen Notwendigkeit und nach der politischen Macht. Er kann dem Sehnen der Massen überhaupt keine Befriedigung geben, denn er kann nicht aufbauen im Sinne des Sozialismus, und er wird auch dem Arbeiter nicht die Schule erschließen, um tiefere Einblicke in die inneren Zusammen-

hänge unseres Wirtschaftslebens zu gewinnen, und die Kräfte zu entwickeln, die zur Leitung unseres Wirtschaftslebens erforderlich sind. Das aber muß man tun, selbst auf die Gefahr hin, daß sich zunächst die weniger sozialen Kräfte in den Vordergrund drängen, die Männer mit den spitzen Ellenbogen und dem robusten Gewissen, die aus jedem Neuen, das da kommt, nur ihren Vorteil zu ziehen suchen. Wer ein Kind, weil es auch einmal Wasser Schlucken muß, nicht ins Wasser läßt, erreicht es nie, daß es Schwimmen lernt. Planmäßige Zusammenfassung ist unbedingt der erste Grundsatz der sozialistischen Wirtschaft. Jeder anders unternommene Sozialisierungsversuch wird zu einem mißglückten Experiment.

Hat sich nun die Hoffnung verwirklicht, durch die neue Wirtschaftsführung eine Senkung der Preise zu erreichen? Ich brauche nur zu sagen: Nie waren die Preise so hoch wie heute, und jede Hoffnung, daß sie in absehbarer Zeit sich senken werden, ist längst begraben.

Die gebundene Lederwirtschaft wurde aufgehoben. Die Folge war ein sprunghaftes Emporschnellen der Häute- und Lederpreise. Der Schlachter erhielt für das Gefälle oft mehr, als er für das Vieh zu zahlen hatte. Das Ergebnis war ein empörter Aufschrei der Konsumenten und der Tierhalter. Und das bewirkte — nicht etwa die Einsicht, daß es so nicht gehe, sondern die Verordnung vom 23. September 1919, wonach die gegenüber den bis zur Aufhebung der Lederwirtschaft geltenden Höchstpreisen für Häute erzielten Mehrerlöse zwischen Tierhalter, Reich und Kommunalverband zu teilen waren. Die mittelbare Wirkung der Aufhebung der gebundenen Lederwirtschaft war also eine bessere Bezahlung des Landwirts für die Viehlieferung. Sie mag notwendig gewesen sein, um den Produktionskosten des Viehs zu entsprechen. Doch mit welchem Recht nimmt das Reich einen Teil der aus den Taschen des Volkes geflossenen Summen? Zur Notstandsversorgung der Minderbemittelten mit Schuhwerk? Die Gemeinden auch? War das »positive, planvolle, zielklare Wirtschaftspolitik«? Nein! Denn schon am 26. November 1919 kam eine neue Verordnung, die dem Tierhalter sechs Zehntel und dem Kommunalverband vier Zehntel des Mehrerlöses zusprach. Der Kommunalverband, so war das wohl gedacht, sollte die ihm anfallenden Häute in Lohn gerben lassen und den Armen helfen. Ein schöner Gedanke! Doch wie steht es mit den Armen in den Gemeinden, in denen zur öffentlichen Versorgung nur wenig Vieh geschlachtet wird, weil sie zu den Selbstversorgungsbezirken gehören?

Ferner schon am 9. Juli erklärte der Reichsfinanzminister auf den ausgesprochenen Wunsch, man möge die Steuergesetzentwürfe möglichst bald der Öffentlichkeit zugehen lassen, damit sie schon vor der Verhandlung in der Nationalversammlung öffentlich diskutiert werden könnten, daß, wenn die Verfassung erst verabschiedet — die Verfassung trägt das Datum des 11. August 1919 — und der in ihr vorgesehene Reichswirtschaftsrat gebildet worden sei, selbstverständlich das Finanzministerium keine Steuervorlagen ausarbeiten werde ohne die Anhörung des Reichswirtschaftsrates. Darin liegt die Meinung, daß nach dem Inkrafttreten der Verfassung sofort ein Reichswirtschaftsrat gebildet werden würde. Nach nunmehr einem halben Jahr ist noch nicht einmal der vorläufige Reichswirtschaftsrat, der bis zur Bildung des endgültigen dessen Funktionen erfüllen sollte, ins Leben getreten.

Überall findet man, daß das Versprochene und Angekündigte nicht hat erfüllt werden können und daß die getroffenen Maßnahmen eine ganz andere Wirkung gehabt haben, als vorausgesagt wurde. Diese Tatsache allein beweist, wie nötig es ist, daß ein auf dem Gebiet der Volkswirtschaft sachkundiges Organ, wie der Reichswirtschaftsrat, geschaffen wird, das die einschlägigen Maßnahmen der Regierung berät und begutachtet. Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß ein Volkswirtschaftsrat seine Zustimmung zu der ins Leben getretenen Form der letzten wirtschaftspolitischen Maßnahmen der Regierung gegeben haben würde. Es handelt sich hier um eine in ihren letzten Konsequenzen völlig undurchdachte Maßnahme.

Der Tiefstand der deutschen Valuta läßt den Wert der ausländischen Zahlungsmittel ins Ungemessene — auf das Elf- und Zwölfwache des Friedenswertes steigen. Nicht nur, daß dadurch die deutschen Waren für einen wahren Spottpreis ins Ausland gehen; dieser Preis ermöglicht es dem Ausland auch, an die Produktionsquellen selbst heranzukommen. Daß ganze Fabriken abmontiert und ins Ausland geschafft werden, ist keine Seltenheit mehr. Ja, wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß wichtige Produktionszweige Deutschlands durch diesen Ausverkauf völlig unterbunden werden. So die Hmüllerei durch Aufkauf und Abtransport der Maschinen ins Ausland. Gutbeschäftigte Fabriken werden aufgekauft, ihr Inventar ins Ausland gebracht, und die beschäftigungslos gewordenen Arbeiter beziehen dann die Arbeitslosenunterstützung. Hat unsere Wirtschaftsführung diese Dinge kommen sehen? Mitnichten. Am 24. Juli ließ die Regierung erklären, sie glaube nicht daran, daß ein Exporteur so töricht sein werde, die sich ihm auf dem Auslandsmarkt bietende Konjunktur nicht voll auszunutzen. Und wenn wirklich einmal einer so töricht sein sollte, — um dieses einen wegen könnten nicht der gesamten Industrie und dem gesamten Handel Erschwernisse gemacht werden. Es sei auch vollständig unnötig, durch irgendwelche Organisationen, seien sie auch auf ganz freier Grundlage gebildet, den Interessenten vorzuschreiben, welche Preise sie vom Ausland zu nehmen hätten. Und heute sehen wir, wie sich das Ausland gegen die seine Industrie ruinierenden billigen deutschen Waren durch Einfuhrabwehrgeetze zu schützen sucht. Statt und durch eine Regelung unserer Ausfuhr die Auslandsmärkte offenzuhalten, hat sich Deutschland auch hier wieder treiben lassen. Erst jetzt hat sich die Regierung das Recht geben lassen, die Ausfuhr von Waren jeder Art über die Grenzen des Deutschen Reiches mit der Wirkung zu verbieten, daß die Ausfuhr nur mit Bewilligung erfolgen darf. Aber wie ist dieses Recht gestaltet? Um das voll zu verstehen, noch einiges vorweg.

Soll der durch den schlechten Stand der deutschen Reichsmark begünstigte Ausverkauf Deutschlands, soweit es noch möglich ist, verhindert werden, muß der Preis der deutschen Waren und Güter dem Weltmarktpreis angepasst werden. Der Weltmarktpreis ist natürlich je nach dem Werte der ausländischen Valuta verschieden. Und er schwankt mit der deutschen und der fremden Valuta. Der richtige Preis kann von keiner behördlichen Stelle festgesetzt werden, dazu fehlen den Beamten alle Vorkenntnisse und Erfahrungen. Ein Zoll kann gar nicht dafür in Frage kommen, da er für alle Ausfuhrländer nach dem Friedensvertrag gleich sein muß. Er ist auch

viel zu starr, um sich dem häufigen Schwanken der Preise anpassen zu können. Machen wir uns die Sachlage an einem Beispiel klar.

Nehmen wir an, im Frieden hätte bei uns eine Maschine 100 000 Mark gekostet, heute vielleicht 400 000 Mark. Dieselbe Maschine wurde im Frieden in Dänemark etwa für 88 000 Kronen verkauft. Bei dem Steigen aller Preise auch im Ausland wird heute dort die Maschine nicht für 250 000 Kronen herzustellen sein. Für 249 000 Kronen würde sie der deutsche Fabrikant dort sicher absetzen können. 249 000 Kronen sind aber heute 2 270 257,50 Mark (für 100 Kronen mußten wir am 23. Dezember 911,75 Mark bezahlen). Selbst wenn der deutsche Fabrikant auf den Inlandspreis für den Export 100 Prozent aufschlägt und die Maschine für 800 000 Mark verkaufen würde, würde er dem Ausland bare 1 470 257 Mark schenken. Der Ausländer braucht jedoch noch nicht einmal diese 800 000 Mark, also nur 84 453 Kronen gegenüber den 250 000 Kronen, die er in Dänemark selbst anlegen müßte, zu bezahlen, denn er findet schon einen gefälligen dunklen Freund, der ihm mit einer Provision von 50 000 Mark die Maschine im Inland zum Inlandspreise aufkauft. Möglich, daß bei einer so teuren Maschine der Hersteller sich vergewissert, daß sie im Inland bleibt. Bei unzähligen Waren ist das aber nicht der Fall, und so geht für ein Spottgeld ins Ausland, was zu weiß, weiß höheren Preisen dahin verkauft werden könnte. Also hier muß eine Kontrolle und Preisreglung gegeben sein. Und sie soll geschaffen werden. Dort wo Außenhandelsstellen bestehen durch diese. Nebenbei gesagt, welche Anfechtung habe ich wegen der Errichtung dieser Außenhandelsstellen für einzelne Wirtschaftszweige erfahren! Wo sie nicht bestehen — nach meinem Rücktritt sind leider keine weiteren errichtet worden —, können sie errichtet werden, wenn die beteiligten Kreise damit einverstanden sind. Es soll also leider keine Verpflichtung zur Errichtung bestehen. Und wo dies Einverständnis nicht besteht, soll wieder der behördliche Apparat in Funktion treten, das heißt der Beamte soll die Markt- und Wirtschaftslage beurteilen und an Stelle der sachkundigen Wirtschaftler die Preiskontrolle ausüben. So oft auch meine Erwartungen schon enttäuscht worden sind, noch hoffe ich, daß man einsieht, daß mit einem solchen behördlichen Apparat sich keine Preiskontrolle und Preisreglung vornehmen läßt, und daß man deshalb zur Errichtung von Außenhandelsstellen für alle Wirtschaftszweige schreitet.¹

¹ Vielleicht interessiert es, an dieser Stelle kurz die Organisation der Außenhandelsstellen zu skizzieren, wie ich sie mir gedacht habe: In der Kriegszeit waren zahlreiche Ausfuhrverbote und ein allgemeines Einfuhrverbot erlassen. Von diesen Verböten konnte der Reichskommissar für Ein- und Ausfuhrbewilligung Ausnahmen gewähren. Zur Prüfung und Begutachtung der Ausfuhr- und Einfuhranträge bediente sich der Reichskommissar der Zentralstellen für Aus- und Einfuhrbewilligung, die je nach dem Bedürfnis im Laufe des Krieges für die Hauptzweige der Wirtschaft entstanden sind und die sich in der Regel aus den in den einzelnen Gebieten der Industrie bestehenden großen Fachverbänden herausgebildet haben. Der Sinn dieser Einrichtung war der, nicht nur den Reichskommissar für Aus- und Einfuhrbewilligung zu entlasten, sondern auch die beteiligten Kreise selbst zur Mitarbeit heranzuziehen und einem rein bürokratischen Verfahren nach Möglichkeit vorzubeugen. Diese Einrichtung wollte ich — und habe es teilweise getan — mehr als bisher im Sinne der Selbstverwaltung ausbauen. Nicht nur die Begutachtung, sondern die Entscheidung über Aus- und Einfuhranträge sollte in die Hände

Aber so wichtig es ist, daß diese Außenhandelsstellen eine Preiskontrolle und Preisreglung der Ausfuhrwaren vornehmen und damit der Ausplünderung Deutschlands entgegenwirken, ebenso wichtig ist die richtige Reglung der Fragen, wie es erreicht werden kann, daß die bei der Ausfuhr zu erzielenden Riesengewinne nicht im Ausland bleiben, und weiter, wer denn diese Gewinne erhalten soll. Ich möchte annehmen, daß die Regierung Sorge trägt, daß diese Gewinne auch nach Deutschland fließen und nicht im Ausland versteckt werden. Aber die weitere Frage! Man mache sich bitte folgendes klar. Der Tiefstand der Valuta treibt die Preise der Einfuhrwaren auf eine schier unerschwingliche Höhe. Wir können kaum mehr das zur Stillung des Hungers und zur Bekleidung der Blöße Erforderliche einführen. Und je weniger wir einführen können, desto größer wird die Not im Lande, denn das eigene Land kann die Versorgung der Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigen nicht schaffen. Derselbe Tiefstand der Valuta, der die Not im eigenen Lande steigen läßt, läßt auch die Preise für die Ausfuhrwaren auf eine nicht für möglich gehaltene Höhe steigen. Wer hat einen Anspruch auf diese Gewinne? Etwa der einzelne Unternehmer oder der Kaufmann, der exportiert? Soll er die im buchstäblichsten Sinne des Wortes aus der Not des Volkes erwachsenden Ge-

der Außenhandelsstellen gelegt werden. Zu dem Zweck mußten die Außenhandelsstellen eine Zusammensetzung erhalten, die eine gerechte Vertretung aller Interessengruppen gewährleistet. Deshalb sollte dem Leiter jeder dieser Außenhandelsstellen, der vom Reichswirtschaftsministerium nach Benehmen mit dem Reichskommissar für Aus- und Einfuhrbewilligung ernannt werden sollte (Reichsbevollmächtigter), ein Ausschuß mit teils beratender, teils beschließender Stimme zur Seite gegeben werden, der sich aus Vertretern der Produzenten, der Kaufleute und Verbraucher unter paritätischer Beteiligung der Arbeitnehmer zusammensetzen sollte. Dieser Ausschuß sollte den Bevollmächtigten beraten, unterstützen und in gewissem Sinn auch beaufsichtigen. Die grundsätzlichen Fragen der Aus- und Einfuhr auf seinem Fachgebiet sollte er entscheiden, so zum Beispiel über die Unterverteilung von Aus- und Einfuhrkontingenten auf die einzelnen Interessenten, über Mindestausfuhrpreise usw. Es war beabsichtigt, insgesamt 17 Außenhandelsstellen zu errichten, die den Hauptwirtschaftsgruppen entsprechen. So sollte je eine Außenhandelsstelle für folgende Gebiete errichtet werden: A Eisenwirtschaft, B Metallwirtschaft, C Eisen- und Metallfertigerzeugnisse, D Steine und Erden, E Papierwirtschaft, F Holzwaren, Schnitz- und Formerwaren sowie nicht verspinnbare Haare, Borsten und Faserstoffe, G Textilien, H Leder, I Öle, Fette und deren Rohstoffe, K Tabak, L Kauchuk, Asbest und Klebstoffe, M Chemie, N Mineralöle, O Landwirtschaft, P Holz, Q Kolonialwaren, R Kohle.

Jede dieser Außenhandelsstellen sollte nach Bedarf in einzelne Unter- oder Nebenstellen zerfallen, deren Organisation die der Außenhandelshauptstellen ganz ähnlich gedacht war. Im ganzen waren 67 Außenhandelsnebenstellen vorgesehen.

Der Reichskommissar für Aus- und Einfuhrbewilligung sollte in Zukunft nur noch die gemeinsame Spitze der gesamten Außenhandelsstellen bilden und sich auf die Bearbeitung grundsätzlicher, die Aus- und Einfuhr betreffender Angelegenheiten beschränken.

Auch diese Gestaltung der Aus- und Einfuhr war nur als provisorische gedacht und sollte nur so lange Geltung haben, bis der feste Zusammenschluß der einzelnen großen Wirtschaftszweige erfolgt war. Dann sollten auch die Außenhandelsstellen in dieser Organisation, den Fachverbänden, aufgehen. Sie würden eine Form angenommen haben, die entgegen dem zunächst geplanten provisorischen Zustand völlig den Charakter der Selbstverwaltung trug.

winne in seine Tasche stecken — Gewinne, die um so höher sind, je größer die Not im Lande wächst?

Man braucht diese Frage nur zu stellen, um sofort die Antwort darauf zu finden, daß es ein Faustschlag ins Gesicht des Volkes wäre, wenn das geschähe. Kann es auch nur den geringsten Zweifel daran geben, daß dieser Gewinn dem ganzen Volke zugute kommen muß, aus dessen Hunger und Elend er erwächst? Dadurch müssen sie dem ganzen Volke zugute kommen, daß sie benutzt werden, das Elend des Volkes zu mildern, einmal durch Zuschüsse für die Rentenempfänger, deren Not riesengroß wächst, und zum anderen zur Überbrückung der sich aus dem Valutastand ergebenden Einfuhrhindernisse. Lebensmittel und Rohstoffe müssen dafür angeschafft werden.

Das ist eine so logische, notwendige Schlußfolgerung aus der ganzen Sachlage, daß man sich verwundert fragt, weshalb denn die Regierung daran nicht selbst gedacht hat, warum sie nur »einen gewissen Betrag« dieser in die Milliarden gehenden Gewinne für soziale Zwecke erfassen will. Im Wirtschaftsausschuß der Nationalversammlung, der zur Ausführungsverordnung der Regierung die Zustimmung zu geben hatte, bekämpfte denn auch ein Vertreter des Wirtschaftsministeriums einen von den sozialdemokratischen Mitgliedern des Ausschusses gestellten Antrag, der diese Gewinne reiflos, außer für soziale Zwecke, für die Überbrückung der Einfuhrhindernisse verwendet wissen wollte. Und gegen die sozialdemokratischen Stimmen wurde dieser Antrag abgelehnt!

Die Tatsachen, die ich mitteilen muß, sind bitter, aber die Notlage gebietet, offen auszusprechen, was ist.

Schulreformen der Französischen Revolution

Von Heinrich Cunow

I

Die Revolutionierung unseres politischen Lebens stellt auch der Schule neue Erziehungsaufgaben. Alle jene Anregungen und Forderungen, die, niedergehalten durch das alte Regierungssystem, sich in der Vorkriegszeit nur schüchtern hervorwagten, drängen sich jetzt ungestüm an das helle Tageslicht und heischen baldige Verwirklichung — darunter manches wohlbedachte, der Schulpraxis entlehnte und unter den heutigen wirtschaftlichen Lebensbedingungen bereits durchführbare Ideal, aber auch manches Unausgegorene und Unreife, das wirklichkeitsfremd staatliche Entwicklungsvoraussetzungen unterstellt, die vielleicht noch in einem Jahrhundert nicht vorhanden sein werden. Begreiflich ist dieser ungestüme Reformeifer auf dem Gebiet der Schule durchaus; besaß doch das alte Regime in dem bisherigen Schul-erziehungssystem einen seiner stärksten Stützpfeiler. Soll deshalb dem neuentstandenen Volksstaat die Bahn zu freiheitlicher Weiterentwicklung offen bleiben und nicht eines Tages das alte Regierungssystem neuaufgepußt wiederkehren, so muß der Schule ihr bisheriger Klassencharakter genommen und der Unterricht darauf eingestellt werden, einerseits in der Volksgemeinschaft das demokratische staatsbürgerliche Bewußtsein zu heben und andererseits jedem einzelnen die bestmögliche Entfaltung seiner Fähigkeiten zu

fichern, also den aufstrebenden unteren Volksschichten eine Bildungsgrundlage zu schaffen, die sie zur Durchsetzung ihrer Ansprüche im Staatsleben befähigt.

Das Hervortreten neuer Bildungs- und Erziehungsideale und der Versuch, diese durch Schulreformen zu verwirklichen, ist denn auch keineswegs nur ein Charakterzug der heutigen Revolution. Ähnliche Erscheinungen finden wir fast in allen unteren Volksschichten zur Herrschaft bringenden politischen Umwälzungen, besonders in dem großen Revolutionsdrama, das sich an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich abspielte, und zwar tauchen dort bereits manche jener Forderungen auf, die auch heute erhoben und von ihren Befürwortern zum Teil als etwas ganz Neues betrachtet werden.

Es ist eine überraschende, aber aus dem Studium der Entwicklung des französischen Volksbildungswesens sich mit völliger Sicherheit ergebende Tatsache, daß die Schulbildung der unteren Volksschichten Frankreichs, vornehmlich der Bauernbevölkerung, im sechzehnten und teilweise auch noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf höherer Stufe gestanden hat wie in der der Revolution vorausgehenden Aufklärungszeit. Mit dem Verfall der freien, nicht zum Besitz eines Seigneurs gehörenden Bauerngemeinden, ihrer Stellung unter die Herrschaft eines Fronherren und der Ersetzung der selbstgewählten Bauernfürsprecher und -verwalter, der Consules und Syndics, durch vom Feudalherren ernannte Patrimonialrichter und Gemeindevorstände, verschlechterten sich auch die Schulverhältnisse — ein Rückgang, der durch das zunehmende Elend der fronpflichtigen Bauern, die staatlichen Zentralisierungsbestrebungen und den immer größer werdenden Gegensatz zwischen den armen vielfach verbauerten Landgeistlichen und dem bischöflichen Klerus wesentlich gefördert wurde. Selbst in größeren Dörfern der Umgegend von Paris gab es, wie die Akten ausweisen, in den letzten Jahrzehnten vor der Revolution oft nicht einen einzigen Bauern, der schreiben konnte, so daß die Eingaben und Berichte aus solchen Gemeinden, abgesehen von den mitunterschreibenden Aufsichtsbeamten usw., sämtlich mit Kreuzen unterzeichnet waren. Die Schulen wurden mehr und mehr vernachlässigt, hatten doch die Feudalherren nicht das geringste Interesse daran, ihren fronpflichtigen Bauern einen Unterricht angedeihen zu lassen, der sie befähigt hätte, die alten Urkunden, Verordnungen oder Berichte einzusehen. Je weniger die Bauern von alledem verstanden, desto mehr waren sie auf die Angaben und Erläuterungen der von den Seigneurs eingesetzten Gemeindeproukureuren und Practiciens angewiesen. Selbst hochgebildete Adlige, die eifrig für die Verbesserung der Gelehrtenschulen eintraten, hatten für die Landschulen nicht das geringste übrig. Als Typus dieser »Bildungsförderer« kann der Generalprokureur des Bretagner Parlaments Louis René de Caradeuc de la Chalofais gelten, der 1763 diesem Parlament eine wohlbedachte Schrift über Nationalerziehung vorlegte, in der er Hebung der höheren Schulen, Heranziehung von Lehrern aus dem Laienstand, Ausarbeitung neuer Lehrbücher forderte, zugleich aber die Ansicht vertrat, daß die Elementarschulen noch mehr eingeschränkt werden könnten, denn es wäre durchaus nicht nötig, daß der gewöhnliche Handarbeiter »*3 u d e s S t a a t e s S c h a d e n*« lesen und schreiben lerne.

Und ebenso war es um die Schulbildung in den größeren Städten Frankreichs bestellt. Selbst Paris machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Der größte Teil der Arbeiter und Kleinhandwerker konnte nicht lesen und schreiben, und soweit sie solche Fertigkeit besaßen, reichte diese doch nicht zum Zeitunglesen hin. Wenn in Schilderungen des politischen Lebens der Jahre 1789/94 erzählt wird, der Pariser Arbeiter hätte wißbegierig die Artikel des Hébertschen »Père Duchesne« und des Marat'schen »Ami du Peuple« gelesen, so ist das nichts als eine historische Fabel. Freilich haben beide Blätter auf die unteren Volkskreise von Paris eine gewisse Wirkung ausgeübt, aber nicht direkt, sondern weil häufig Teile dieser Blätter von den radikalen Intellektuellen in den Cafés und Kneipen oder auf öffentlichen Plätzen vorgelesen und erläutert, das heißt in den Volkssjargon überseht wurden.

Als bald nach dem Bastillesturm tauchten denn auch allerlei »Nationalerziehung«-Pläne auf, die mehrfach die gesetzgebende Nationalversammlung beschäftigten, doch kam die Schulreform infolge der sich überstürzenden politischen Ereignisse zunächst nicht über die Erörterung von Erziehungsprinzipien hinaus. Die Verfassung vom 3. September 1791 beschränkte sich daher auf die bloße Ankündigung einer baldigen Organisation des öffentlichen Unterrichts, der allen Staatsbürgern »gemeinsam und bezüglich der für jedermann unentbehrlichen Lehrgegenstände unentgeltlich« sein soll. Bis zur Durchführung solcher Organisation wurde durch ein Dekret vom 26. September die »provisorische Aufrechterhaltung« aller öffentlichen Schulanstalten verfügt.

Infolge der fortschreitenden Entwicklung der höheren Lehranstalten zu Stätten einer unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Lehrfreiheit betriebenen emsigen Agitation gegen die freiheitlichen Parteirichtungen der gesetzgebenden Nationalversammlung sah sich die Regierung jedoch bald zu einem energischen Eingreifen in das Getriebe dieser Lehranstalten genötigt. Im Mittelpunkt der reaktionären Treibereien stand die Pariser Universität, und gegen diese richtete sich denn auch der erste größere Schlag. Am 23. Oktober 1791 stellte die Nationalversammlung sämtliche zehn Kollegien der Universität unter die Autorität der Verwaltungsbehörden, das heißt unter die Oberaufsicht der Departementalverwaltung. Daraufhin wurden verschiedene Professoren, die den gesetzlich vorgeschriebenen Beamteneid auf die Verfassung nicht leisten wollten, abgesetzt, die theologischen Schulen der Sorbonne und von Navarra vorläufig geschlossen und mehrere Studierende reaktionärer Richtung, die einen in eine Schlägerei ausgearteten Streit mit ihren revolutionären Mitschülern hervorgerufen hatten, aus den Kollegien entfernt. Zugleich ließ sich das Pariser Direktorium die Lehrpläne der Kollegien vorlegen, ordnete Streichungen an und verfügte dafür, daß als neues Unterrichtsfach die Unterweisung in den Grundsätzen der Verfassung in die Unterrichtspläne aufzunehmen sei.

Einen eigentlichen Erfolg hatten jedoch diese Verfügungen nicht. Die klerikale Agitation gegen die Linksparteien setzte im stillen nur noch heftiger ein. Die Folge war, daß zunächst durch Dekret vom 5. April 1792 die kirchlichen Kongregationen aufgehoben und die provisorische Schließung der Kollegien der Sorbonne und von Navarra in eine endgültige Schließung umgewandelt wurde. Zugleich wurde der Universität ihre akademische Ge-

richtsbarkeit genommen. Diesen Maßnahmen folgte alsbald am 18. April die weitere Verfügung, daß alle Lehrer geistlichen Standes, die nicht den Eid auf die Zivilkonstitution des Klerus leisten wollten, zu entlassen seien.

Die Nationalversammlung sah jedoch sehr wohl ein, daß die Abwehr reaktionärer Umtriebe der Universitätskollegien nicht genüge, sondern endlich die durch die Verfassung angekündigte gründliche Neuorganisation des öffentlichen Unterrichts in Angriff genommen werden müsse. Es wurde deshalb im Februar 1792 der bei der girondistischen Partei hospitierende Pariser Abgeordnete Marquis v. Condorcet mit der Abfassung und Vorlegung eines nationalen Schulplans beauftragt. Condorcet entledigte sich im April 1792 seines Auftrags, doch fand sein Plan in der Nationalversammlung wenig Anklang und wurde deshalb zum Zweck der Umarbeitung dem Unterrichtsausschuß überwiesen.

Entsprechend der früheren Prinzipienklärung der Nationalversammlung ging Condorcets Unterrichtsplan von dem Grundsatz aus, daß jedem Staatsbürger die Gelegenheit geboten werden müsse, seine Fähigkeit soweit als möglich auszubilden; doch folgerte er daraus nicht, daß alle Lehranstalten dem Befähigten kostenlos offenstehen müßten, sondern nur, daß überall Elementarschulen errichtet und deren Besuch den Kindern der Armen nichts kosten dürfe. In diesen Elementarschulen müsse, meinte er, nur so viel gelehrt werden, daß der, der sie absolviert hätte, imstande wäre, einfache bürgerliche Ämter, zum Beispiel das Amt eines Munizipalbeamten, zu übernehmen. Condorcet verlangte deshalb, daß der Unterricht sich in den Elementarschulen nicht auf Lesen, Schreiben, Rechnen beschränken dürfe, sondern auch die Anfangsgründe der Mathematik sowie der Naturgeschichte, der Landeskunde, der Technologie, der Morallehre und vor allem der Verfassungskunde umfassen müsse. Der Unterricht in den beiden letzten Fächern, in dem vornehmlich die Menschenrechte zu erklären seien, fände am besten am Sonntag, und zwar öffentlich, statt, damit die erwachsenen Bürger daran teilnehmen und ihre Rechtskenntnisse bereichern könnten. Mit dem Unterricht müßten gymnastische Übungen abwechseln, damit der Körper der Kinder gesund bleibe und gestärkt werde.

Wie Condorcet annimmt, ließe sich dieser Lehrstoff sehr wohl in vier Klassenkursen von je einem Jahr, im ganzen also innerhalb vier Jahre bewältigen, damit die Kinder der handarbeitenden Volksschichten nicht zu lange ihren Eltern entzogen würden und möglichst früh mit ihrer gewerblichen Tätigkeit beginnen könnten.

Neben diesen allgemeinen Elementarschulen forderte Condorcet die Errichtung besonderer Lehranstalten zur Ausbildung von Fabrikanten, Kaufleuten, Landwirten usw., sowie ferner eine Art technischer Schulen für den Unterricht in der Mechanik und in den gewerblichen Künsten, in der Kriegs- und Schifffahrtskunde sowie der Chirurgie. In diesen Schulen sollten auch lateinische Sprachstudien getrieben werden, jedoch nicht nach philosophischer Methode wie in den Gelehrtenschulen, sondern um die Schüler mit den alten Autoren bekanntzumachen und die Jugend dadurch mit republikanischem Geiste zu erfüllen. Dagegen brauche ein eigentlicher Religionsunterricht in diesen Schulen höherer Ordnung nicht erteilt zu werden. Ein die allen Religionen gemeinsamen natürlichen Morallehren zusammenfassender Sittenunterricht genüge.

Aber diesen Lehranstalten, die man als kaufmännische und gewerbliche Fachschulen (Sekundärschulen) bezeichnen kann, standen auf Condorcets Schulplan die Gelehrtenschulen, die Lyzeen, von denen er neun für ganz Frankreich forderte. Einige von diesen wollte er nahe an die Grenze verlegt wissen, da es, wie er meinte, für die französische Nation schmeichelhaft wäre, wenn Fremde, um ihren Geist zu bilden, diese Schulen aufsuchten. Die wichtigsten mußten jedoch in Paris errichtet werden; denn Paris müsse der Mittelpunkt der Bildung Frankreichs und damit der ganzen Welt bleiben. Vornehmlich hätten diese Lyzeen Sprachkunde (alte und neue Sprachen), Geschichte, Botanik und Kunststudien zu treiben. Deshalb wäre nötig, neben jeder solchen Lehranstalt zu Studienzwecken ein Kunstmuseum, einen Botanischen Garten und eine große Bibliothek zu errichten.

Als Krönung dieser ganzen Unterrichtsorganisation verlangte Condorcet eine französische Nationalakademie der Wissenschaften und Künste, bestehend aus vier großen Fakultäten, einer mathematischen, juristischen (zugleich Staatslehre und Moralphilosophie umfassend), medizinischen und philologischen. Die Theologie schaltete Condorcet hier wiederum aus, da nach seiner Ansicht die Religion keine Wissenschaft, also auch nicht Sache des Staates, sondern lediglich der religiösen Gemeinschaften beziehungsweise der Priesterschaften sei, die ja zur Ausbildung geistlicher Lehrkräfte besondere Priesterschulen errichten könnten.

Im ganzen ist die Schulorganisation Condorcets, wie sich bei näherer Betrachtung ergibt, durchaus aristokratisch, vielleicht darf man sogar sagen hierarchisch. Von einer kollegialen Schulverwaltung will er durchaus nichts wissen. Die höheren Lehranstalten haben die niederen zu beaufsichtigen und mit diesen deren Lehrplan festzustellen. Die Nationalakademie hat also die Lyzeen, das Lyzeum die in seinem Distrikt gelegenen Fach- oder Sekundärschulen und die Sekundärschulen, von denen nach dem Condorcetschen Organisationsplan eine auf je 4000 Einwohner kommen sollte, wieder die Elementarschulen zu beaufsichtigen. Doch geht Condorcet noch weiter; er verlangt auch, daß immer die Lehrer der höheren Lehranstalten über die Anstellung der Lehrkräfte in den ihrer Aufsicht unterstehenden niederen Schulen zu entscheiden hätten.

Condorcets Plan stieß im Unterrichtsausschuß wie im Plenum auf heftigen Widerspruch. Rabaut de Saint-Etienne, der Redakteur der »Gazette nationale«, fand, daß man sich zunächst nur mit der Einrichtung von Elementarschulen befassen solle, denn zum Zweck der Volkserziehung seien vor allem solche niedere Lehranstalten nötig, nicht Gelehrtenschulen. Von anderer Seite, besonders von Durand Mailhanne, wurde getadelt, daß im Condorcetschen Schulplan der Religionsunterricht fast völlig fehle. Unter Anlehnung an Rousseau warf dieser Redner die Frage auf, ob denn die Entfaltung der Wissenschaften und Künste zur Sittlichkeit geführt hätte. Vor allem müsse die gesunkene Volksmoral gehoben werden, und dazu sei eine gut katholische Erziehung nötig. Diese Argumentation veranlaßte den Abgeordneten Dupont, oft von stürmischen Zwischenrufen der Klerikalen unterbrochen, ein atheïstisches Glaubensbekenntnis abzulegen und die Entfernung jeglichen Religionsunterrichts aus allen französischen Schulen, gleichviel welcher Art, zu verlangen. Das menschliche Geschlecht müsse von den Vorurteilen des Katholizismus befreit werden. Nachdem die Throne ge-

stürzt, die Zepfer zerbrochen seien, dürften die Altäre nicht stehenbleiben. Die Vernunft müsse herrschen; künftig dürfe es nur noch Altäre des Vaterlandes geben. Der Despotismus der katholischen Geistlichkeit sei noch fürchterlicher als jener der Könige.

Einem anderen Teil der Nationalversammlung erforderte der Plan Condorcets, auch in der ihm von Lanthénas gegebenen veränderten Fassung, zu große finanzielle Kosten. Woher, meinte Masuyer, sollen denn zum Beispiel die großen Geldmittel zur Errichtung der vielen Elementarschulen im Lande kommen? Rechne man im Durchschnitt auf jede Munizipalität nur eine Elementarschule, so kämen 40 000 derartiger Lehranstalten heraus. Wer vermöge in der vorhandenen wirtschaftlichen Nothlage die dazu erforderlichen Mittel aufzubringen?

Ging den Klerikalen und dem größten Teil der Liberalen der vorgelegte Schulorganisationsplan viel zu weit, so dem radikalen Teil der Jakobiner nicht weit genug. Robespierre erklärte in ihrem Namen, Condorcets Plan wäre aristokratisch. Seine Durchführung würde lediglich zur Schaffung einer Aristokratie der Gebildeten führen. Nicht um die Züchtung einer Gelehrtenkaste handle es sich aber, sondern um eine einheitliche nationale Volkserziehung, und darum seien die Gegensätze zwischen der Bildung der Armen und der Reichen möglichst auszugleichen. Das Niveau der Elementarschulen müsse also gehoben und diese mit den von Condorcet geplanten Schulen zweiter Stufe zu einer einzigen allgemeinen Nationalsschule vereinigt werden.

Dieser Forderung kam ein Antrag Bankals entgegen, der nur zwei Arten von Schulen anerkannte: allgemeine Nationalsschulen und höhere Gelehrtenschulen. In allen selbständigen Gemeinden müßten je nach ihrer Größe eine oder mehrere Elementarschulen geschaffen werden, die allen Volksmitgliedern die zur bürgerlichen Erwerbstätigkeit nötigen Kenntnisse zu vermitteln vermöchten. Daneben wäre mindestens in jedem Departement eine höhere Zentralschule (eine Art Gymnasium) zur Auszubildung für die gelehrten Berufe zu errichten.

Auch Rabaut Saint-Etienne entwarf eine Art Nationalerziehungsplan, der aber weniger darauf hinauslief, allen Volksmitgliedern eine bestimmte Menge von nützlichen Kenntnissen zu übermitteln, als sie zu guten patriotischen, mit den Menschenrechten und der Verfassung bekannten Staatsbürgern zu erziehen. Zu diesem Zweck sollte nach der Forderung Rabauts in jedem Departement ein großes, von einem Garten umgebenes Gebäude mit der Aufschrift »Nationaltempel« errichtet werden. In solchem Gebäude wären Versammlungsräume für die Bürger, große Säle für die Abhaltung der Nationalfeiern und patriotischen Feste sowie kleinere Säle für den Unterricht in der Bürgerkunde einzurichten. An jedem Sonntag hätten dort Spiele und körperliche Übungen, Vorlesungen und Vorträge stattzufinden, und zwar hätten diese Vorträge sich besonders mit den Menschenrechten, Verfassungs- und Moralsfragen zu beschäftigen, um die Bürger mit ihren neuen Rechten bekanntzumachen und sie zu nationalgesinnten, ihr Vaterland liebenden Staatsbürgern zu erziehen.

Sämtliche Pläne und Anträge wurden jedoch, da sich eine einheitliche Auffassung nicht ergab, abgelehnt und der Ausschuß für öffentliches Unterrichtswesen mit der Ausarbeitung eines neuen Nationalerziehungsplans be-

auftragt. Die Ereignisse der nächsten Zeit hinderten aber die Ausführung dieses Auftrags. Der Krieg mit Oesterreich und Preußen, das Manifest des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Zustrom der Föderierten nach Paris, die Erstürmung der Tuilerien am 10. August 1792, der Sturz Ludwigs XVI., die Wiedereinsetzung eines girondistischen Ministeriums, das Vordringen der vereinigten österreichisch-preussischen Armeen auf dem Wege nach Paris, der Fall von Verdun, die sogenannten Septembermorde, die Wahlen zum Konvent und dessen Zusammentritt: alle diese schnell aufeinanderfolgenden Ereignisse lenkten naturgemäß die Aufmerksamkeit der Nationalversammlungsmitglieder von den Schulfragen ab und führten zu völliger Vernachlässigung der betreffenden Kommissionsarbeiten. Erst im Dezember 1792 gelangte der neugewählte Konvent zur Beratung und zum Erlaß eines die Errichtung nationaler Elementar- oder Primärschulen betreffenden Gesetzes. Die Vorbereitungen für die Organisation dieser Schulen wurden auch alsbald in Angriff genommen, gerieten aber unter dem Einfluß der sich ständig erneuernden Stürme immer wieder ins Stocken, zumal jede der zur Nacht gelangten Parteirichtungen mit neuen Vorschlägen kam und in das halbfertige Gewebe störend eingriff. Dazu kam, daß an der Universität und den höheren Lehranstalten die reaktionären Umtriebe immer weiteren Boden gewannen. Die Studierenden an diesen Anstalten flohen sogar vielfach ins Ausland, um sich in die Kaders der gegen ihr Vaterland kämpfenden Emigranten und der feindlichen Truppen einreihen zu lassen.

Der Konvent griff deshalb wiederholt zu Repressionsmitteln, und als trotzdem die reaktionäre Wühlarbeit nicht aufhörte, beschloß er, die Universität dadurch mattzusetzen, daß er ihr den größten Teil der fast 1 400 000 Livre betragenden Einkünfte aus Renten, Pachtungen, Häusermieten usw. entzog. Durch Dekret vom 8. März 1793 verfügte der Konvent die Einziehung aller den Kollegien gehörenden Güter mit Ausnahme der dem Unterricht oder den Lehrern und Schülern als Wohnung dienenden Gebäude. Als Ersatz für den dadurch den Lehrern erwachsenden Einnahmeausfall wurde diesen ein jährlicher Staatszuschuß von 1500 bis 2000 Livre gewährt — ein Zuschuß, der jedoch in den meisten Fällen den Gehaltsverlust nicht ausglich.

Diesem gegen das reaktionäre Treiben der höheren Lehranstalten gerichteten Erlaß folgten andere Verfügungen von geringerer Bedeutung, bis schließlich am 8. August 1793 alle Akademien und gelehrten Gesellschaften in ganz Frankreich aufgehoben und darauf am 15. September auch alle Kollegien und Fakultäten suspendiert wurden. Von den früheren zehn Kollegien in Paris blieb nur ein einziges bestehen, das ehemalige Collège Louis-le-Grand, seit 1792 Collège Egalité genannt, das nach entsprechender Umgestaltung seines Lehrplans zur Ausbildung der Söhne verdienter Patrioten zu höheren Beamten bestimmt wurde.

(Schluß folgt)

Reichswehr, Volkswehr, Einwohnerwehr

Von W. Guske

Als am 9. November 1918 der Arbeiterschaft die politische Macht fast kampflös von den bisherigen Machthabern abgetreten wurde, glaubten viele, daß jetzt der Militarismus in jeder Form abgewirtschaftet hätte; doch in wenigen Wochen knatterten durch die Straßen vieler Städte Deutschlands die Maschinengewehre, und die Luft wurde erschüttert durch die Detonation schwerer Geschosse. Inzwischen sind zwar auch im Innern ruhigere Zeiten eingekehrt, aber dennoch lebt das deutsche Volk noch immer in einem gefahrdrohenden Dunstkreis. Alle Kreise des Volkes, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, sind sich der Gefahr des drohenden Bürgerkriegs bewußt. Die Auseinandersetzungen über den Wert oder Unwert der gegenwärtigen Sicherheitsformationen: Reichswehr, Sicherheitswehr, Einwohnerwehr usw. liefern hierfür deutliche Beweise.

Von allen Volksschichten ist wohl das Schicksal der deutschen Arbeiterschaft am unmittelbarsten mit dieser Gefahr verbunden. Ein neuer Bürgerkrieg würde einen weiteren Sturz in die Verklavung der Entente bedeuten, ohne daß auch nur die geringste Verminderung der materiellen Notlage eintreten würde. Solange die Kräfte des Kapitalismus oder die des Imperialismus ziel- und zwecksehend die Bezielungen der Menschheit beeinflussen können, werden die Gedanken des Sozialismus und der Völkerveröhnung nur geringe Einwirkung auf die Daseinsformen der Menschheit gewinnen. Die deutsche Arbeiterschaft hat meines Erachtens deshalb in erster Linie ihr ganzes Können dafür einzusetzen, daß die bis heute nur in Deutschland gelegten Grundlagen einer neuen Weltordnung erhalten bleiben. Die Auseinandersetzung über die Wegeschwierigkeiten zum gemeinsamen Ziel sollte aber den Blick für die vom gemeinsamen Gegner drohende Gefahr nicht trüben. Der Feind aller Gruppen der antikapitalistischen Arbeiterbewegung steht rechts. Die Reaktion, die am 9. November 1918 spurlos verschwunden zu sein schien, wittert heute wieder Morgenluft. Kein Mittel erscheint ihr niedrig genug, um nicht Verwendung für ihre Zwecke zu finden. Mit frecher Stirn leugnet sie jede Schuld an der Ursache der Vürftigkeit der gegenwärtigen Daseinsbefriedigung. Die durch Hunger und Entbehrung ausgelösten unedlen Triebe der Menschheit stellt sie skrupellos in ihren Dienst. Mit besonderer Sorgfalt wird aber die reaktionäre Propaganda in den Reihen der Sicherheitswehren betrieben, nach außen wenig erkennbar, doch hinter den Türen mit um so größerem Erfolg. Auch hier spielt das Moment der materiellen Not einen erfolgreichen Schrittmacher. Durch die Verminderung der Reichswehr ist ein großer Teil ihrer Angehörigen vor eine dunkle Zukunft gestellt. Mit schamloser Gewissenlosigkeit schieben dafür die Wortführer der Reaktion der jetzigen Regierung die Verantwortung zu. Die wiederholten Meutereien der Reichswehr beweisen den Erfolg dieser reaktionären Heße. Daß dadurch den Gewaltmenschen der Entente nur neue Knebelungsmöglichkeiten gegeben werden, ist diesen reaktionären Heßern völlig gleichgültig.

Doch wenn englische und französische Übernationalisten mit großem Aufwand ihre Heße gegen das deutsche Volk weitertreiben und die Gefahr der Entstehung eines neuen deutschen Militarismus zu beweisen suchen, so liegt hier entweder böswillige Absicht oder völlige Unkenntnis der Verhältnisse vor. Auch bei ähnlichen Urteilen, die aus dem Inland kommen, handelt es sich nur um völliges Unvertrautsein mit militärischen Dingen. Die deutsche Reichswehr kann nie wieder Kampfmittel gegen militärisch organisierte Auslandsgegner werden. Wohl aber liegt, wenn nicht im Aufbau der Reichswehr grundsätzlich demokratische Änderungen vorgenommen werden, die Gefahr vor, daß die Reichswehr Kampfmittel der Reaktion gegen den sogenannten »inneren Feind« wird, und als innerer Feind gelten noch heute für die Reaktion alle die Volksschichten, die um einen ihrer Bedeutungen entsprechenden Anteil am politisch-wirtschaftlichen Mitbestimmungsrecht kämpfen.

Bei der Beurteilung der Reichswehr wird man zunächst zu prüfen haben, ob alle Voraussetzungen zur Organisation eines Volksheeres auf demokratischer Grundlage erfüllt sind. Durch die Bestimmungen des Friedensvertrags ist leider die Bildung eines Volksheeres ja sehr erschwert. Ein Söldnerheer ist, in Beziehung zum Volksganzen gebracht, eine mit demokratischen Grundsätzen durchaus unvereinbare Einrichtung. Willensstarke persönliche Einflüsse finden immer im Söldnerheer eine sehr große Betätigungsmöglichkeit zur Durchsetzung eigensüchtiger, im Widerspruch mit dem Allgemeinwohl stehender Maßnahmen. Die letzten Vorgänge in Berlin bewiesen, daß unter den jetzigen Führern der Reichswehr Neigung vorhanden ist, Wege einzuschlagen, die von der Volksmehrheit ganz entschieden abgelehnt werden. Würden von unseren Parteigenossen diese Mißstände zur Besprechung gebracht, dann hat Genosse Noske zwar immer erklärt, er bürge für die Handlungen der gegenwärtigen Leiter der Reichswehr; doch ich glaube, Genosse Noske überschätzt seine Kraft. Man kann meines Erachtens wohl ohne Zweifel annehmen, daß die unmittelbaren Mitarbeiter des Reichswehrministers diesem bedingungslose Unterstützung gewähren; aber der Einfluß dieser Mitarbeiter reicht nicht sehr weit. Der passive Widerstand, den die durch den sogenannten »kalten« Beamteneid verpflichtete Beamtschaft den anderen sozialdemokratischen Ministern entgegenstellt, ist ohne Bedeutung im Vergleich zu dem passiven Widerstand eines monarchistischen Anschauungen huldigenden Offizierkorps. Der passive Widerstand in der Reichswehr kann sich sehr viel leichter in aktive Wirkung umsetzen. Die Vorgänge am Reichstagsvorplatz gelegentlich der Verhandlungen des Untersuchungsausschusses haben hierfür den Beweis geliefert. Bei der dienstlichen Unterordnungspflicht in der Reichswehr können die Gefahren selbstherrlicher Mißstände auch nur sehr schwer durch das Recht der Kritik gemildert werden. Es ist deshalb nötig, daß alle Einrichtungen der Reichswehr möglichst demokratisiert werden. Diese Demokratisierung kann aber nicht aus der Organisation heraus erfolgen, sondern sie muß in diese hineingetragen werden.

Von wesentlicher Bedeutung für die Demokratisierung ist die Art der Bestellung der Führer und die Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Angehörigen der Reichswehr. Der weitaus größte Teil der jetzigen Führer besteht aus Monarchisten, also Gegnern der gegenwärtigen Staatsform. Dieser Zustand muß trotz aller Ergebenheitserkklärungen der Offiziere das Mißtrauen aller Anhänger der republikanischen Staatsform hervorrufen. Und die Gefahr eines politischen Mißbrauchs der diesen Führern anvertrauten Soldaten wird noch dadurch erhöht, daß die Führer meist den agrarischen Kreisen nahe stehen und mit ihren Wirtschaftsbestrebungen sympathisieren. Das Verhalten der Reichswehr bei dem Streik der Landarbeiter in Pommern bietet in dieser Beziehung Anlaß zu ernstern Bedenken. Die Politisierung des Heeres muß unter allen Umständen vermieden werden. Unter dem alten zusammengebrochenen System haben die damaligen Machthaber das zwar auch immer gefordert, aber trotzdem wissenlich das Heer mit allen Mitteln in ultrakonservativem Parteisinn beeinflusst. Wenn ich betone, daß das Heer demokratisiert werden muß, so verstehe ich unter Demokratie nicht den parteipolitischen Begriff, sondern daß im Heer die Volksmeinung in rein rechtlischem Sinne zum Ausdruck kommt. Zunächst wird erforderlich sein, daß die Mitglieder der Reichswehr unter dasselbe Recht gestellt werden wie die anderen Volksgenossen; also Beseitigung der besonderen Militärgerichtsbarkeit. Ferner wird bei der Bestellung der Führer der Reichswehr die Gewähr gefordert werden müssen, daß nur solche Personen eingestellt werden, die sich als Diener des Volkes betrachten.

Das Gesetz vom 10. Dezember 1918 zur Bildung einer freiwilligen Volkswehr sah die Wahl der Führer durch die Soldaten vor. Auf Grund einer langjährigen Militärdienstzeit und der Erfahrung als Führer der Volkswehr Brandenburg a. N. halte ich diesen Weg zur Bestellung der Führer für unanwendbar. Die Auswahl der anordnenden und die Verantwortung tragenden Tätigkeit von der Zustimmung

der diese Anordnungen ausführenden Stellen abhängig zu machen, würde jede Auslese der Tüchtigkeit verhindern und die Mittelmäßigkeit des Könnens zur dauernden Einrichtung machen. In Berufen, wo die Einwirkung auf persönliche Handlungen der Hauptinhalt der Tätigkeit bildet, ist die Gefahr besonders groß, daß die ausführenden Stellen sich von unbegründeten Voreingenommenheiten gegen die anordnenden Stellen leiten lassen. Persönliche Angelegenheiten lösen viel leichter Mißstimmungen aus als sachliche, denn die geforderten persönlichen Handlungen sind oft mit unangenehmen oder anstrengenden Kraftaufwendungen verbunden. Die Wahl der Führer durch die Nachgeordneten würde daher sehr oft ein Ergebnis haben, das wohl dem Wunsche der Nachgeordneten, aber nicht dem Zweck der Organisation entspricht. Einer Wahl der Führer durch die Nachgeordneten kann nur dann zugestimmt werden, wenn alle Wahlberechtigten jede Geltendmachung persönlicher Rechte der Sache unterordnen. Diese Voraussetzung ist aber heute in der Reichswehr sicherlich nicht erfüllt. Die Wahl der Führer wird meines Erachtens am zweckmäßigsten vorgenommen nach vorherigem Nachweis einer neuzeitlicher Anforderung entsprechenden Bewährung auf Grund eines Wahlrechts, das jede Einwirkung von oben wie von unten ausschließt. Die Wahl muß daher durch eine Stelle vorgenommen werden, die den unmittelbaren Einflüssen der Kreise der Reichswehr entzogen ist und die persönliche Fähigkeit des Bewerbers einer einwandfreien Würdigung unterziehen kann. Die Bewährung kann beurteilt werden nach Zeugnissen der Vertrauensleute und der Vorgesetzten; die Wahl selbst muß jedoch durch die Vertretungsausschüsse der öffentlichen Körperschaften der Garnison des betreffenden Truppenkörpers vorgenommen werden. Vom Regimentsführer aufwärts könnte die Wahl durch einen Ausschuß des Reichstags vorgenommen werden. Alle Wahlen müssen aber der Bestätigung durch den Reichswehrminister unterliegen.

Eine weitere Bedrohung der ruhigen Fortentwicklung der jungen Republik bilden die Einwohnerwehren. Sie sind gebildet worden zum örtlichen Schutze gegen Mordbrenner und Räuber. Die Einwohnerwehren drohen sich aber jetzt vielerorts zu einem Machtmittel reaktionärer Bestrebungen zu entwickeln. Auf dem Lande wird sogar mit Hilfe der Einwohnerwehr die Durchführung der Anordnungen des Reichsministeriums zur Sicherstellung der Volksernährung verhindert. Wenn bis heute die Einwohnerwehren in den Städten noch nicht offen gegen Regierung und Arbeiterschaft Stellung genommen haben, so liegt das wohl meist daran, daß ihnen bisher noch wenig Gelegenheit dazu gegeben worden ist.

Aus den ganzen Vorgängen glaube ich aber feststellen zu dürfen, daß bei einem aktiven Vorgehen der Reaktion die von ihr beherrschten Einwohnerwehren willige Helferdienste leisten werden. Daß die Dinge so gekommen sind, hat die Arbeiterschaft sich freilich zu einem wesentlichen Teil selber zuzuschreiben. Sie hat den Reaktionären einfach das Feld überlassen. Der Aufruf des Parteivorstandes zum Eintritt in die Einwohnerwehren ist zu spät erfolgt. Alle Parteigenossen müssen bedenken, daß wir in einem Zeitalter leben, in dem politische und wirtschaftliche Angelegenheiten sich nicht mehr gegenseitig ausschließen, sondern völlig voneinander abhängig sind. Um den Mißbrauch einer nur zum Schutze von Sachgütern geschaffenen Organisation zu verhüten, ist es nötig, daß sich die Arbeiterschaft den nötigen Einfluß auf diese Organisationen verschafft. Daher ist es Pflicht aller Arbeiter, sich den Einwohnerwehren anzuschließen. Was von dem Einfluß des Volkes auf die Reichswehrleitung gesagt ist, muß hier bei der Einwohnerwehr noch erweitert werden. Eine Wahl der Führer durch die örtlichen öffentlichen Körperschaften genügt nicht. Auch die Verwendung der Einwohnerwehren muß von der Zustimmung der örtlichen öffentlichen Körperschaften (Gemeinde, Kreis) abhängig gemacht werden. Pflicht aller Parteigenossen wird es dann sein müssen, durch zahlreiche persönliche Beteiligung reaktionäre Bestrebungen der Einwohnerwehren zu verhindern. Dem Aufruf des Parteivorstandes zum Eintritt in die Einwohnerwehren muß deshalb weiteste Folge geleistet werden.

Literarische Rundschau

Philipp Scheidemann, *Zwischen den Gefechten*. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 160 Seiten. Preis 10 Mark.

Das Buch eines Politikers mit einem etwas politisch angehauchten Titel — und doch kein politisches Buch! Im Gegenteil: man kann es eher ein Buch der Kampfpausen, eine Schrift des nachdenklichen Sich-auf-sich-selbst-Besinnens nennen. Nicht der Politiker kommt zu Worte, sondern der Mensch. Was er uns zu sagen hat, ist nichts Besonderes, eher Alltägliches. Aber vom Politiker pflegt man vorgefaßte Meinungen, scharf umgrenzte Eindrücke zu haben. Und vergißt dabei, daß Mensch und Politiker nicht immer dasselbe sind. Der Politiker hat sich in den Dienst irgendeiner Bewegung, irgendeiner Partei gestellt. Seine Schulung, sein Scharfblick, seine rednerische Begabung stempeln ihn mehr oder weniger zu einer volksfämlichen Erscheinung. Alle seine Fähigkeiten wurzeln jedoch nicht in seiner Hingabe an eine bestimmte Sache, sondern in rein menschlichen Triebkräften, in Gefühlsveranlagungen, mit denen ihn die Natur für seinen Lebensweg ausgestattet hat. Wer den Politiker kennt, kennt also darum noch nicht den Menschen. Wer aber den Menschen kennt, der wird seine Schlüsse und Folgerungen über den Politiker ziehen können.

Schon aus diesem Grunde ist die Veröffentlichung Philipp Scheidemanns zu begrüßen. Er, der seit Jahrzehnten in den vordersten Reihen der Partei kämpft und seit Jahren im öffentlichen Leben Deutschlands eine vielgenannte Rolle spielt, zeigt in seinem Buche gewissermaßen, wie er zu dem wurde, was er heute ist. Seine ureigensten Triebkräfte legt er bloß, die ihn den Weg führten, auf dem er geschritten. Und die wurzeln zumeist in der Freude am Leben — trotz Entbehrungen, Enttäuschungen und Mißerfolgen. Denn allen Daseinskampfes Grund und Sinn muß ja lehtes Endes die Lebensfreude sein: die Freude am eigenen Leben und das unzerstörbare Bestreben, auch den anderen Freude ins Leben hineinzutragen. Das leuchtet aus den zahlreichen Skizzen, Schnurren und Aufsätzen, die den Inhalt des Buches bilden. Jugendübermut ist es im ersten Teil (»Casseler Jungen«), lächelnde Erfahrung im zweiten Teil (»Plaudereien«), verständnisvolle Beobachtung im Schlußteil (»Amerikafahrt«). Nirgends wird in auffälliger Weise Lebensweisheit verzapft, nirgends ein überlegener Ton angeschlagen. Was da zu kleinen Geschichten ausgesponnen ist, schwimmt gewissermaßen an der Oberfläche des Lebens. Um so echter wirkt es als Geschehnis; um so leichter findet es Verständnis. Die mundartliche Vortragsweise der ersten Gruppe gibt den hübsch gefeiltten Jungensstreichen einen intimen Reiz. Und was die Skizzen der »Plaudereien« bringen, sind fast durchweg Erlebnisse aus dem Parteileben, aus der Agitation, aus dem Tageskampf. Hier pulst so recht das öffentliche Leben jener Jahre, die nun hinter uns liegen — die Jahre, in denen unsere Bewegung wuchs, sich vertiefte, sich ausbreitete. Mancher, der in diesen Skizzen blättert, wird eigene Erlebnisse zu lesen wännen, wird sich Episoden gegenüber schauen, in denen auch er gesteckt haben könnte. Die »Amerikafahrt« ist eine Art Tagebuch, das Aufzeichnungen von Eindrücken bringt, die ein in keiner Weise voreingenommener Besucher der Union beim Besuch des Landes hatte.

Einen literarischen Maßstab an das Buch Scheidemanns legen zu wollen, wäre verfehlt. Irgendeinen Eindruck nach dieser Richtung will es auch weder erwecken noch vortäuschen. Ein Mensch, den wir meist nur als Politiker zu schauen gewohnt sind, spricht hier zu uns. Nichts weiter. Er plaudert, wie ihm die Erinnerung gerade kommt — ohne Geste, ohne Pathos. Er läßt uns Stücke seines Daseins erleben, läßt uns in sein Herz schauen, läßt uns die Quellen der Beweggründe erkennen, die ihn bei seinen Handlungen leiteten. Menschlich näher rückt er uns, die Wärme seiner Wesensart läßt er uns spüren, in die Sonnenlichter läßt er uns schauen, die seinen oft recht steinigen Daseinsweg umschmeigten. Das hübsch und

gediegen ausgestattete Buch verdient es also, gelesen zu werden — nicht weil es Philipp Scheidemann geschrieben hat, sondern weil ein deutscher Arbeiter darin sein Werden und Wachsen, sein Hoffen und seinen unerschütterlichen Glauben an die Menschheit zu Worte kommen läßt. —en

Weltgeschichte in gemeinverständlich Darstellung. Herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann. Zweiter Band: Griechische Geschichte. Von Ettore Cicotti. Gotha, Verlag von Fr. A. Perthes. 222 Seiten und 2 Karten. Großoktav. Preis 10 Mark.

Mit diesem Werk ist der zweite Band von Ludo M. Hartmanns Weltgeschichte in gemeinverständlich Darstellung erschienen und damit die Abteilung »Alte Geschichte« vollständig geworden. In bezug auf die kulturellen Verhältnisse (die persönlichen sind mangels der Schrift wohl für immer unserer Kenntnis entzogen) sind wir heute durch die Ergebnisse der Ausgrabungen tiefer in die griechische Vorgeschichte eingedrungen, als je ein Grieche — Weiser oder »Seher« — sich hat träumen lassen. Der sagenhafte Kampf um Troja ist uns nicht mehr griechisches Altertum, sondern nur noch Mittelalter; dreht er sich doch erst um die sechste Stadt, die auf dem seit uraltesten Zeiten besiedelten Hügel Hisarlik erbaut war. Dieses mittelalterliche mykenische und die ihr noch vorhergehende, von Ägypten beeinflusste kretisch-minoische Hochkultur, die auf Jahrtausende zurückblicken konnte, lassen uns, in Verbindung mit den geographischen Verhältnissen des Landes und dem ärmlichen Boden, auf den das Volk gedrängt worden war, das Griechentum und seine Erzeugnisse in materieller wie geistiger Beziehung erst recht verstehen. Wahrscheinlich beruht sie nicht ganz allein auf jener; es kommt auch noch die Reihe assyrisch-heititischer, lydischer und phrygischer Einflüsse in Betracht, über die wir gern etwas mehr gehört hätten; aber freilich ist dieses Gebiet noch dunkel.

Auch der italienische Gelehrte Cicotti ordnet sich dem Plan des Gesamtwerks unter. Er legt ebenfalls das Hauptgewicht auf die Massenerscheinungen, die innerpolitischen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, die in der Hauptsache sowohl die zur Macht kommenden Persönlichkeiten wie die Stellung des Staatskörpers nach außen bestimmen. So sehen wir verschiedene Entwicklungsformen: Agrarstaaten, einfachen Industrialismus, Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, Herrschaftsausdehnung der Einzelstaaten, Auswanderung, Kolonisationsfähigkeit und die Blüte der griechischen Kultur natürlich entstehen und einander folgen — aber auch die Erschöpfung, die erst dem mazedonischen und, nach der Periode des Hellenismus, dem römischen Eroberer das Feld bereitet. Da wir in dem Buch oft guten Grotesken Gedanken begegnen, wäre eine Anlehnung an dessen Charakteristik mancher Persönlichkeiten uns nicht unwillkommen gewesen, besonders in betreff Alexanders, für dessen frühe Seiten der genannte Autor nicht blind ist.

Mit griechischer Geschichte ist bei uns allen unlösbar verknüpft die griechische Götterlehre. Deshalb hätten wir sehr gern an der Hand des wirtschaftlichen Aufstiegs auch die Entwicklung des griechischen Glaubens, vom Heros Zeus herketos, dem uralten Haus- und Herdgotte, und Hera, der Urmutter-»Herrin«, über den Olymp Homers bis zu den gar nicht mehr religiösen, sondern nur noch feuilletonistisch-unterhaltenden Göttern Ovids, verfolgt und gern dafür ein paar Seiten der späteren trost- und für uns auch ergebnislosen politischen Vorgänge gegeben. Auch die in die politische Darstellung eingearbeitete philosophische Entwicklung hätte sehr wohl etwas breiter ausgearbeitet sein dürfen. Plato und Aristoteles wären es schon wert gewesen, einige Seiten an sie zu wenden. B. S o m m e r

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 16

Ausgegeben am 16. Januar 1920

38. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Das Problem der Akkordarbeit

Von Dr. Ludwig Quessel

I

Die deutsche Revolution, die schon in ihren ersten Anfängen durch die Einführung des Achtstundentags und Proklamierung des Rechts auf Arbeit sich als eine soziale dokumentierte, hat gerade deshalb, weil sie nicht nur eine politische, sondern auch eine soziale Umwälzung darstellt, die arbeitende Bevölkerung vor schwer zu lösende Probleme gestellt. Zu diesen gehört das Problem der Akkordarbeit. Ihre Beseitigung hat in vielen Produktionszweigen nicht nur die Arbeitsleistung verringert, sondern sie zum Teil auch noch verschlechtert. In seiner jüngsten Nummer gibt das »Reichsarbeitsblatt« eine Aufstellung, in welchem Umfang in verschiedenen Wirtschaftszweigen die Produktionsleistungen infolge der Abschaffung der Akkordarbeit gesunken sind. Von besonderer Bedeutung ist für unser Wirtschaftsleben der Kohlenbergbau, bei dem sich ein erschreckender Rückgang in der Produktionsleistung offenbart. Es betrug die Schichtleistung eines Mannes im oberschlesischen Kohlenbergbau: a. beim Gruppenakkord: Oktober 1913 1,18 Tonnen, Oktober 1918 0,83 Tonnen; b. beim Zeitlohn: November 1918 0,69 Tonnen, Januar 1919 0,45 Tonnen.

Der Rückgang der Arbeitsleistung beim Gruppenakkord ist auf die Wirkungen des Krieges zurückzuführen, die hauptsächlich in Verschlechterung des Arbeitsmaterials und ungenügender Ernährung der Arbeitskräfte bestehen. Ganz anderer Natur ist dagegen der Rückgang der Produktionsleistung beim Zeitlohn. Zunächst kommt hier die Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden in Betracht. Aber auch wenn man diesen Faktor sehr hoch einstellt, wird man doch sagen müssen, daß der Zeitlohn für den Kohlenbergbau, bei dem eine Aufsicht über die Arbeitsleistung durch Vorarbeiter oder Aufseher technisch nicht durchführbar ist, als eine ungeeignete, die Allgemeinheit schwer schädigende Form des Arbeitslohns angesehen werden muß, weil wohl der größte Teil des Rückgangs der Arbeitsleistung auf die Aufhebung des Gruppenakkords zurückzuführen sein wird. Zu dem Rückgang der Arbeitsleistung gesellt sich nun aber im Kohlenbergbau auch noch eine sehr starke Verschlechterung der Qualität der geförderten Kohle, da nach dem Urteil der Sachverständigen gegenwärtig ungefähr ein Drittel der Förderung aus unverbrennbaren Stoffen besteht. Man kann daher gewiß nicht sagen, daß im Kohlenbergbau die Minderung der Arbeitsleistung durch eine Erhöhung der Qualität der Arbeit ausgeglichen wird. Im Gegenteil sind die meisten Sachkenner der Meinung, daß mit der Abnahme der Förderung beim Zeitlohn auch noch eine Abnahme der Qualität der geförderten Kohle festzustellen sei.

Die nicht zu leugnende Tatsache, daß infolge der Abschaffung der Akkordarbeit in verschiedenen Wirtschaftszweigen die Produktionsleistungen erheblich zurückgegangen sind, hat die Neigung der Arbeiterschaft, wieder gegen Stücklohn zu arbeiten, erhöht. Den Anfang mit der Wiedereinführung der Akkordarbeit machte die Arbeiterschaft der Zeiß-Werke in Jena. Ihrem Beispiel folgten jüngst die Arbeiter der Vulkan-Werft in Hamburg die mit allen gegen nur 30 Stimmen die Wiederaufnahme der Akkordarbeit beschlossen haben. Mehr und mehr greift auch in anderen Produktionszweigen, wie Reichskanzler Bauer jüngst in einer Unterredung mit Berliner Redakteuren konstatierte, die Neigung in der Arbeiterschaft um sich, die Produktionsleistung durch Rückkehr zur Akkordarbeit wieder auf ihre frühere Höhe zu bringen.

Wie hat sich nun die organisierte Arbeiterschaft zu diesen Vorgängen zu stellen? Können wir die Rückkehr zum Akkordlohnsystem billigen oder müssen wir sie verurteilen? Das ist die Frage, die einer Klärung bedarf. Im allgemeinen wird man sagen müssen, daß die deutsche Arbeiterschaft die Entlohnung nach Zeit als die gerechtere empfindet. Dem Stücklohn stehen die deutschen Arbeiter, wenn auch nicht immer feindlich, so doch zumeist mit Mißtrauen gegenüber. Die Abneigung der deutschen Arbeiterschaft gegen den Stücklohn ist unter anderem darauf zurückzuführen, daß die Akkordlohnsätze, die den Arbeitern einmal zugestanden waren, nicht selten plötzlich herabgesetzt wurden, nachdem sich die Fertigkeit der Arbeiter erheblich gesteigert hatte. Weitere Mißstände des Akkordsystems bestanden darin, daß die Anspannung der Nerven durch ein übertrieben schnelles Tempo des Arbeitsprozesses fortgesetzt gesteigert wurde, ein Umstand, der besonders dazu beitrug, die Akkordarbeit in den Augen der Arbeiter als Mordarbeit erscheinen zu lassen. Häufig hört man auch in Arbeiterkreisen die Ansicht äußern, daß der Stücklohn den Interessen des Kapitals, der Zeitlohn den Interessen der Arbeiter entspricht. Daß dieser Satz, so allgemein gesagt, nicht richtig sein kann, ergibt sich ohne weiteres daraus, daß auch in Zeiten, wo die Unternehmer ganz unabhängig vom Willen der Arbeiterschaft die Form des Arbeitslohns einseitig bestimmen konnten, sie keineswegs immer den Stücklohn wählten. Zur Zeit des Sozialistengesetzes, als der Einfluß der Arbeiterorganisationen, soweit solche überhaupt vorhanden waren, viel zu gering war, um einen bestimmenden Einfluß auf die Form des Arbeitslohns ausüben zu können, war nichtsdestoweniger der Zeitlohn in den meisten Industriezweigen noch die vorherrschende Form des Arbeitslohns. Nicht übersehen darf auch werden, daß es in einigen Industriezweigen technisch unmöglich ist, Akkordlöhne aufzustellen. Das gilt in erster Linie vom Transportgewerbe, das ja gar keine neuen Stücke, nach denen die Arbeit entlohnt werden könnte, hervorbringt, sondern dessen Leistungen darin bestehen, Güter und Personen von einem Orte zum anderen zu schaffen. Arbeit, die zum Betrieb der Eisenbahnen, Straßenbahnen, Flußschiffen und Seedampfern verrichtet werden muß, kann nur nach Zeit entlohnt werden. Der Stücklohn stellt im Transportgewerbe eine vollständig unmögliche Form der Lohnberechnung dar. Was für die Transportarbeiter zutrifft, gilt aber auch für gewisse Kategorien der industriellen Lohnarbeiterschaft. So ist es noch keinem Bauunternehmer eingefallen, Stücklohnsätze für die Errichtung des Rohbaus von Gebäuden aufzustellen, und zwar aus dem Grunde, weil

die Arbeit der Maurer, die an einem Rohbau beschäftigt sind, so ineinander übergeht, daß die Arbeitsleistung des einzelnen sich gar nicht zweifelsfrei feststellen läßt. Wie die Arbeit der meisten Bauarbeiter, so kann auch die Arbeit der Heizer, Maschinisten und Monteure nicht nach Stücklohn berechnet werden, weil ihre Arbeit darin besteht, die schon vorhandenen Maschinen in Betrieb zu setzen und zu erhalten. Auch für die meisten Klein- und Mittelbetriebe ist der Stücklohn eine wenig brauchbare Form der Lohnberechnung, wie überhaupt der Zeitlohn als die der handwerksmäßigen Produktionsweise entsprechende Form des Arbeitslohns angesehen werden muß.

1. Zeitlohn und Handwerk

Wie sehr Zeitlohn und Handwerk innerlich zusammenhängen, ist leicht zu erkennen, wenn man seine Blicke auf das Wesen der handwerksmäßigen Produktionsweise lenkt. Zunächst betätigten, namentlich in den Bekleidungsgeräten, viele Handwerker Jahrhunderte hindurch ihre Kunst an fremdem Rohstoff, den ihnen die Landwirte lieferten, die zugleich die Konsumenten der fertigen Produkte waren. Erst sehr viel später gelangten die Handwerksmeister dazu, den Rohstoff für die Erzeugnisse, die sie ihren Kunden lieferten, selbst zu beschaffen. Das Handwerk war seinem Wesen nach also *K u n d e n* produktion; und da die Kunden nach Alter und Geschlecht, nach Besitz und Geschmack sehr verschieden waren, konnte sich eine Gleichförmigkeit der Arbeitsleistung im Handwerk gar nicht entwickeln. Der Handwerksmeister schloß mit jedem Kunden, zumeist nur mündlich, einen besonderen Werkvertrag ab und zahlte seinerseits seinen Gesellen Wochen- oder Monatslohn, wozu dann noch Kost und Logis kam. Von der handwerksmäßigen Produktionsweise läßt sich daher sagen, daß ihr der Stücklohn als Form der Lohnberechnung völlig wesensfremd blieb. Der Handwerksgefelle erhielt vom Meister regelmäßig Kost und Logis und daneben noch einen Wochen- oder Monatslohn, der aber nur einen Teil seines Gesamteinkommens darstellte. Soweit sich die handwerksmäßige Produktionsweise in der Gegenwart erhalten hat, herrscht in ihr auch heute noch der Zeitlohn vor. Der Handwerksmeister benötigt auch gar nicht des Stücklohns, um die Arbeitsleistung seiner Gesellen zur vollen Höhe zu entwickeln. Dadurch, daß der Handwerksmeister selbst mitarbeitet, bestimmt er auch das Tempo der Arbeit für die Gesellen. Will ein Handwerksmeister seine Gesellen ungebührlich ausnützen, so bringt er dies beim Zeitlohn noch leichter fertig als beim Stücklohn. Das ist der Grund, weshalb auch in der Gegenwart der Stücklohn dem Handwerk zumeist fremd geblieben ist, ohne daß man deshalb aber sagen kann, daß die Anspannung der Arbeitskräfte in den Werkstätten des Handwerks geringer wäre als in den Fabriken.

2. Die Entstehung des Stücklohns in der Manufakturperiode

Die Akkordarbeit als Massenerscheinung des wirtschaftlichen Lebens hat ihren Ursprung in der Manufakturperiode. Die Manufakturen waren die ersten Unternehmungen, die streng nach dem kapitalistischen Wirtschaftsprinzip betrieben wurden. Den eigentlichen Manufakturen ging als frühkapitalistische Form der Unternehmung das sogenannte *V e r l a g s s y s t e m* voraus, bei welchem der Fabrikant eine Anzahl Handwerksmeister als Detailarbeiter beschäftigte, die zu Hause zwar in eigener Werkstatt, aber

doch nicht für ihre Kunden, sondern für einen Unternehmer oder eine Firma arbeiteten. Auch heute hat sich diese frühkapitalistische Form der Unternehmung noch in einigen Industriezweigen erhalten. Am verbreitetsten ist das Verlagsystem zurzeit im Bekleidungs-gewerbe. Die großen Konfektionsfirmen beschäftigt eine Reihe von selbständigen Schneidern, und zwar in der Weise, daß zum Beispiel ein Herrenanzug, der bei der handwerksmäßigen Produktionsweise von einem Meister hergestellt wird, an drei verschiedene Detailarbeiter vergeben wird, von denen der eine nur Röcke, der andere nur Hosen, der dritte nur Westen anfertigt. Selbst Maßarbeiten werden in der Gegenwart von den größeren Garderobengeschäften nach dem Verlagsystem vergeben. Der Wesensgrundzug des Verlagsystems besteht also darin, daß bei ihm der frühere Handwerksmeister zum Detailarbeiter einer Firma wird, für die er zu Hause in eigener Werkstätte eine bestimmte Teilarbeit verrichtet. Da bei dem in eigener Werkstätte völlig unbeaufsichtigt arbeitenden, scheinbar ganz selbständigen Detailarbeiter des Verlagsystems jede Kontrolle der Firma, für die er schafft, völlig wegfällt, so kommt als einzig mögliche Form der Lohnberechnung nur der Stücklohn in Frage. Zu beachten ist jedoch, daß die für die Firma arbeitenden scheinbar selbständigen Handwerker die Arbeiter, die von ihnen beschäftigt werden, mögen es nun Handwerksgefelln oder Hilfsarbeiter sein, fast regelmäßig nach Zeit entlohnen. Meisterakkord und Zeitlohn der Arbeiter ist also die charakteristische Form der Entlohnung beim Verlagsystem.

Aus dem Verlagsystem, das sich bis in die Gegenwart erhalten hat, ging das *Manufakturssystem* hervor. Das Wesen des Manufaktur-systems besteht darin, daß die Detailarbeiter, die beim Verlagsystem in ihren eigenen Werkstätten tätig sind, in einem großen Fabrikationsgebäude vereinigt werden. Hier greift nun oft eine weitgehende Teilung der Arbeit Platz. So war zum Beispiel in der Nähadelmanufaktur die Arbeit unter 72 und selbst 92 spezifischen Teilarbeitern aufgeteilt. Bekannt ist die Schilderung, die uns Adam Smith in seinem berühmten Buche über den Reichtum der Nationen von der Stecknadelmanufaktur entwirft. Er schildert dort, wie der eine Arbeiter den Draht auszieht, ein anderer ihn streckt, ein dritter ihn zerschneidet, ein vierter ihn zuspitzt, ein fünfter das eine Ende schleift, um den Kopf anzusehen; den Kopf herzustellen, erforderte zwei oder drei verschiedene Vorrichtungen. Ihn anzusehen war ein besonderes Geschäft, die Nadeln zu glühen ein anderes. Es war selbst eine besondere Teilarbeit, sie in ein Papier zu stecken. Weiter teilt uns Adam Smith mit, daß in der kleinen Stecknadelmanufaktur, die er besichtigte, zehn Arbeiter bei einiger Anstrengung 48 000 Stecknadeln täglich herstellen konnten. Auf diese durch einfache Arbeitsteilung, ohne Zuhilfenahme von Menschen herbeigeführte enorme Steigerung der Produktivität menschlicher Arbeit führte Adam Smith den großen Reichtum Englands zurück. Nebenbei sei bemerkt, daß heute natürlich die Stecknadeln nicht mehr durch Teilarbeiter, sondern durch ein kompliziertes System automatisch wirkender Maschinen hergestellt werden.

Was nun die Lohnform in den Manufakturen anbetrifft, so wurde die Entlohnung des Verlagsystems, Akkordlohn für den Meister und Zeitlohn für dessen Arbeiter, von den Besitzern der Manufakturen einfach übernommen. Die Arbeit wurde also von ihnen an Zwischenmeister oder Teil-

unternehmer in Akkord vergeben, die ihrerseits die ihnen unterstehenden Teilarbeiter in Zeitlohn beschäftigten. Der Zwischenmeister hatte ein starkes Interesse daran, das Tempo der Arbeit fortwährend zu beschleunigen, da er dadurch das Produkt nicht nur seiner eigenen Extraanstrengung, sondern auch das seiner ihm unterstehenden Teilarbeiter erhielt. Durch die übermäßige Beschleunigung des Tempos der Arbeit erwarben sich die Zwischenmeister der Manufakturen ganz allgemein den Namen »Schweißtreiber«.

Wohl zu beachten ist, daß die Zwischenmeister der Manufakturen, welche die ihnen unterstehenden Teilarbeiter schonungslos exploitierten, selbst als Akkordarbeiter angesehen werden müssen, die allerdings die ihnen unterstehenden Gesellen und Hilfsarbeiter in Zeitlohn beschäftigten. Gegen das Schweißtreibersystem erhob sich frühzeitig der Widerstand der in Zeitlohn beschäftigten Manufakturarbeiter. In England schlossen sie sich in lokalen Gewerkvereinen zusammen, die durch Ausstände, zuweilen auch durch Gewalttätigkeiten, Stücklöhne ähnlich denen, welche den Zwischenmeistern bezahlt wurden, zu erringen suchten. Der Kampf der Manufakturarbeiter gegen den Zeitlohn und Meisterakkord darf nicht wundernehmen, da in der Tat der Zeitlohn in den Manufakturen sich als unfähig erwiesen hatte, die Arbeiter vor skrupelloser Auszaugung der Arbeitskraft zu schützen. In harten Kämpfen, bei denen die Polizei fast immer die Partei des Zwischenmeisters ergriff, errangen die Manufakturarbeiter die Abschaffung des Zeitlohns zugunsten des tarifmäßigen Stücklohns. Es war also der tarifmäßige Stücklohn, welcher der abscheulichen Institution des Zwischenmeister- und Schweißtreibersystems ein wohlverdientes Ende bereitere.

Charakteristisch für die Form des Arbeitslohns beim Verlags- und Manufaktursystem ist also Meisterakkord und Zeitlohn der Arbeiter. Dieses Lohnsystem konnte erst in harten Kämpfen von den Arbeitern niedergezogen werden. An seine Stelle setzten sie den tarifmäßigen Stücklohn, der also keineswegs eine Schöpfung des Kapitals ist, sondern das Werk erbitterter, sich oft bis zur Ermordung der Zwischenmeister und Manufakturbesitzer steigender Klassenkämpfe, geführt von den neuentstandenen Gewerkschaften, gegen deren Stücklohnforderung sich das Unternehmertum und die Zwischenmeister, unterstützt von der Staatsgewalt, mit aller Macht zur Wehr setzten.

3. Die Stellung der deutschen und englischen Arbeiter zum Stücklohnsystem

Wir haben gesehen, daß der Stücklohn von den Arbeitern der Manufakturen erst nach harten Kämpfen errungen werden konnte. Er bedeutete die Beseitigung des Zwischenmeistersystems, das zu den skrupellosesten Formen kapitalistischer Ausbeutung gezählt werden muß. Diese Kämpfe gegen das Zwischenmeistersystem und für den tarifmäßigen Stücklohn haben sich aber zumeist in England abgepielt. In Deutschland hat die industrielle Entwicklung das Verlags- und Manufaktursystem vielfach übersprungen. Hier trat die kapitalistische Produktionsweise oft gleich als große Industrie, als Maschinenproduktion in Erscheinung. Vielfach wurde die englische Maschinenproduktion als vollendetes Gebilde auf deutschen Boden verpflanzt, so daß das Verlags- und Manufaktursystem als Zwischenglied der industriellen Entwicklung vom Handwerk zur Fabrik in Deutschland gar nicht recht zur Geltung kam.

Aus dieser Tatsache resultiert die verschiedene Stellungnahme der deutschen und englischen Arbeiter zum Stücklohnsystem. Die ersten deutschen Fabrikarbeiter kamen vom Handwerk her, dem, wie schon gesagt, der Stücklohn wesensfremd ist. Mißtrauisch traten sie daher auch dem Stücklohn entgegen. Die englischen Arbeiter dagegen kamen von der Manufaktur her. Sie hatten es von den Zwischenmeistern der Manufakturbetriebe zu spüren bekommen, daß auch beim Zeitlohn durch ein rigoroses Antreiber-system die Arbeitskraft schonungslos ausgenutzt werden kann. Sie hatten ferner schwere Kämpfe hinter sich, deren Ziel es war, den mörderischen Zeitlohn der Gesellen oder Hilfsarbeiter der Zwischenmeister (piece-master) durch den tarifmäßigen Stücklohn zu ersetzen. Kein Wunder daher, daß die englischen Fabrikarbeiter der Frage des Stücklohns mit mehr Erfahrung und vorurteilsloser gegenübertraten als die deutschen. Die Bekämpfung des Stücklohns war für sie kein Dogma, sondern eine Frage, die auf ihre Berechtigung erst geprüft werden mußte. Wenn, so sagten sie, der Stücklohn-tarif für ein ganzes Gewerbe so gestaltet werden kann, daß der schwächere Arbeiter ohne zu große Anstrengung in jeder Werkstätte 1 Pfund (20 Goldmark), der damals üblichen Wochenlohn, verdienen kann, die besseren Arbeiter aber $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pfund (30 bis 40 Goldmark) pro Woche verdienen können, so wären solcherart tariflich festgelegte Stücklöhne einem einheitlichen Zeitlohn von 1 Pfund (20 Goldmark) bei weitem vorzuziehen. Liege sich dagegen aus technischen Gründen ein einheitlicher Stücklohntarif nicht aufstellen, so läge es im Interesse der Arbeiter, am Zeitlohn festzuhalten, weil Stücklöhne, die mehr oder weniger willkürlich vom Unternehmer oder Werkmeister festgelegt werden, ohne daß die Gewerkschaft dabei mitwirkt, stets zum Nachteil der Arbeiter ausfallen.

Den deutschen Arbeitern waren die bösen Erfahrungen, die die englischen mit dem Zeitlohn gemacht hatten, zumeist fremd geblieben, weil sie vom Handwerk herkamen. Unvertraut mit der kapitalistischen Entartung des Zeitlohns, erschien ihnen der Zeitlohn auch aus dem Grunde als die gerechtere Lohnform, weil derselbe durch Herkommen bestimmt war und sich so der einseitigen Beeinflussung durch den Unternehmer entzog, während Stücklöhne bei dem völligen Mangel an Gewerkschaften willkürlich von den Meistern der Fabriken festgesetzt werden konnten. Wo in den deutschen Fabriken im Akkord gearbeitet wurde, war der Stücklohn von den Werkmeistern zumeist so niedrig normiert, daß der Arbeiter nur mit großer Anstrengung zu einem Verdienst gelangen konnte, der über den üblichen Zeitlohn hinausging. Das kam daher, weil im Gegensatz zu England die Stücklöhne in Deutschland nicht eine Schöpfung des proletarischen Klassenkampfes waren, sondern ein Werk des Gewinnstrebens der Unternehmer, die lange Zeit es nur mit unorganisierten Arbeitern zu tun hatten. (Schluß folgt.)

Schulreformen der Französischen Revolution

Von Heinrich Cunow

(Schluß)

II

Die sich alsbald nach Zusammentritt des Konvents in diesem entspin-nenden Kampfe zwischen den Girondisten und Bergparteilern lähnten alle im ersten Aufsatz erwähnten Schulreformen. Bereits in der Sitzung vom

24. September forderte Kerjaint als Sprecher der Girondisten die Errichtung von Schafotten für »die Septembemörder und jene, die zum Totschlag auffordern«, indem er zugleich die Wahl von vier Kommissaren beantragte, welche die gefährliche Lage im Reich, besonders in Paris, untersuchen und Maßregeln zur Sicherung der öffentlichen Ruhe vorschlagen sollten. Was beabsichtigt war, enthüllte vorchnell schon in der nächsten Sitzung Lacombe mit den Worten:

Ich will nicht, daß das von Intriganten geleitete Paris das für Frankreich werde, was Rom im römischen Reich gewesen ist: Paris muß auf den dreilundachtzigsten Teil seines Einflusses reduziert werden, auf den Einfluß, den jedes andere Departement hat. Nie werde ich mich unter sein Joch beugen.

Das war der Beginn fortgesetzter girondistischer Angriffe, die sich in den nächsten Wochen immer schärfer gegen die Pariser Gemeindeleitung und die Robespierristen zuspitzten. Am 29. Oktober 1792 hielt schon der Girondist Louvet die Gelegenheit für gekommen, unter Hinweis auf Robespierres Reden im Jakobinerklub offen im Konvent die Unterdrückung der jakobinischen Agitation zu fordern.

»Ihr müßt«, rief er den gemäßigten Parteien zu, »die Anarchie und die Bürgerkriege, die aus ihnen folgen würden, aufhalten; ihr müßt diesen Geist des Aufwiegels im Keim ersticken, diesen Geist, der sich in den Sektionen von Paris, bei den Jakobinern verbreitet, diesen Geist, der selbst auf den öffentlichen Plätzen offen den Aufstand gegen die Autorität der Volksvertretung predigt. Ich verlange, daß ihr euch unverzüglich mit einem Gesetzentwurf gegen die Aufwiegler zu Gewalttaten beschäftigt, und daß der Minister des Innern bevollmächtigt wird, im Falle, daß Unruhen zu Paris entstehen, die ganze öffentliche Gewalt dagegen anzubieten, die sich im Departement befindet.«

Aufgepeitscht wurde diese gegenseitige Kampf Stimmung noch mehr dadurch, daß bei der Bürgermeisterwahl in Paris nach wütendem Wahlkampf der Girondist Dormesson gegen den Bergparteilier L'huillier, Staatsanwalt am Revolutionstribunal, siegte, während bei der einige Tage später stattfindenden Wahl eines Pariser Stadtprokurators Chaumette, einer der Führer der äußersten Linken des Jakobinerklubs, gegen den Brissotisten Réal die Mehrheit der Stimmen erhielt.

Nun entspann sich ein wütender Kampf auf Leben und Tod zwischen Girondisten und Jakobinern im Konvent wie in der Presse, den politischen Klubs und Cafés, besonders als die Lebensmittelnot in Paris mehr und mehr stieg und die Girondisten sich gegen das Maximum, die Festsetzung von Höchstpreisen, sträubten, bis schließlich am 2. Juni 1793 der Konvent sich durch die ihn umlagernden drohenden Massen gezwungen sah, die Verhaftung der girondistischen Führer auszusprechen.

Die Schul- wie verschiedene andere sozialpolitische Reformen wurden durch diesen Parteikampf völlig in den Hintergrund gedrängt. Erst im Juli kam der Konvent dazu, sich wieder mit der Schulorganisation zu beschäftigen. Robespierre las am 13. dieses Monats den Entwurf eines Nationalerziehungsplans vor, der auf einen früheren Plan Lepelletiers zurückgriff. Er ging von dem Gedanken aus, daß eine völlige Umgestaltung des früheren Erziehungsplans nötig sei, da es gelte, ein ganz neues Volk zu schaffen, das mit neuen Kräften ein neues Leben beginne. Bisher hätte sich der Staat um die Erziehung der Jugend zu wenig gekümmert. Erst dann hätten oft

die Kinder Unterricht erhalten, wenn sie durch den Einfluß der schlechten Sitten und durch den Luxus im elterlichen Haus schon verdorben gewesen seien. Nur bis zum fünften Lebensjahr dürfte das Kind bei der Mutter bleiben, doch müsse, damit es unverdorben bleibe, schon im elterlichen Haus auf das leibliche und sittliche Wohl des Kindes Bedacht genommen werden. Deshalb sei erforderlich, daß die Eltern über die zur Erzeugung gesunder Kinder nötige Lebensweise sowie über die Ernährung und Pflege der Kinder belehrt würden. Vom fünften bis zwölften Jahre müßten alle Kinder ohne Unterschied des Standes gemeinsam in großen Erziehungsanstalten erzogen werden. Die Kosten dieser Anstalten wären durch eine sich nach dem Vermögensstand der einzelnen Bürger richtende allgemeine Steuer aufzubringen, derart, daß die ärmsten Eltern vielleicht 1 Livre, die reichsten bis 1000 Livres zu bezahlen hätten.

In diesen Anstalten müßten (die Anlehnung an das spartanische Vorbild ist unverkennbar) die Kinder durch körperliche Übung und Arbeiten sowie durch gesunde einfache Kost möglichst abgehärtet werden. Wein, Fleisch, Leckereien wären von der Ernährung auszuschließen. Als Unterrichtsgegenstände hätten zu gelten: Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, die Anfangsgründe der Mathematik, der Geschichte (besonders jener der freien Völker und ihrer revolutionären Bewegungen), der Verfassungskunde, der Moral, der Haus- und Ackerwirtschaft. Der übrige Teil des Tages sei unter entsprechender Anleitung mit leichter handwerksmäßiger Tätigkeit, Gärtnerei (bei Mädchen auch mit Nähen, Stricken und dergleichen) auszufüllen. Die durch solche Tätigkeit erzeugten Gegenstände könnten, soweit sie nicht in der Anstalt selbst gebraucht würden, verkauft werden und auf diese Weise einen Zuschuß zur Erhaltung des Unterrichtswesens liefern. Die Verwaltung dieser Anstalten könne im wesentlichen in die Hand der Eltern selbst gelegt werden. Sie hätten Elterngemeinschaften zu bilden und aus ihrer Mitte einen »Rat von 52 Vätern« zu wählen. Jeder von diesen Vätern hätte einmal im Jahre während einer Woche die Geschäfte der Erziehungsanstalt zu führen.

Mit dem zwölften Jahre könne die gemeinsame Erziehung enden, da dann die Kinder so weit vorgebildet seien, daß sie den Eltern nicht mehr zur Last zu fallen brauchten. Die Knaben wären nun reif genug zur Wahl eines Gewerbes oder eines wissenschaftlichen Berufs. In letzterem Falle hätten sie zu ihrer Ausbildung noch fünf Jahre lang eine höhere Lehranstalt und, falls sie in dieser ihre Befähigung für die wissenschaftliche Laufbahn dargetan, noch vier Jahre hindurch ein Lyzeum zu besuchen.

Der Robespierresche Erziehungsplan stieß naturgemäß im Konvent auf mannigfachen Widerspruch. Der zum Bischof von Blois beförderte früherer lothringische Pfarrer Grégoire (von Napoleon 1808 zum Grafen ernannt) wandte sich gegen die gemeinsame Erziehung; ebenso Breard, der derartige Erziehungsanstalten nicht in einem weitausgedehnten Lande mit den verschiedenartigsten Lebensverhältnissen, sondern nur in kleinen Stadtrepubliken wie Venedig und Genua für möglich hielt. Andere betrachteten die Wegnahme der Kinder aus dem elterlichen Haus und ihre Unterbringung in solchen Anstalten als einen Eingriff in die Elternrechte und fragten, ob die Eltern im Weigerungsfall gezwungen werden sollten und ob der Staat allein die Unkosten fragen solle. Danton bejahte beide Fragen. Noch andere.

wie zum Beispiel Romme, meinten, der Plan sei zu umfassend, um unter den bestehenden Verhältnissen verwirklicht werden zu können, zunächst müßte man sich darauf beschränken, möglichst schnell gute Elementarschulen zu errichten.

Zur Ausführung gelangte von diesem Robespierreschen Nationalerziehungsplan nichts. Die politischen Wogen gingen einfach darüber hinweg. Selbst das im ersten Aufsatz erwähnte Dekret vom 12. Dezember 1792 über die Errichtung von Primärschulen blieb in den meisten Departements völlig unausgeführt. Die Departemental- wie die Munizipalbehörden hatten näher liegendere, drückendere Sorgen. Zunächst galt es, in der steigenden Lebensmittelpnot die hungernden Bezirke mit Brot zu versorgen. Zudem fehlte es infolge der großen Verwaltungsausgaben an den nötigen Geldmitteln. Die Unterrichtsverhältnisse wurden immer trauriger — anstatt daß neue Elementarschulen entstanden, nahmen die bestehenden rasch ab. Angesichts dieses Krebsgangs des Unterrichtswesens griff der Konvent in seinem Glauben, durch Dekrete kurzweg soziale Mißstände ändern zu können, wieder einmal zu einem Erlaß, und zwar zu einem, der mit seinen Folgen den ganzen Nationalerziehungsplan über den Haufen warf. Er dekretierte nämlich am 19. Dezember 1793 die allgemeine Unterrichtsfreiheit. Jedem französischen Bürger oder Bürgerin, die ein Zeugnis über ihre gute moralische Führung und ihren Bürgerinn beizubringen vermöchten, sollte künftig gestattet sein, unter Aufsicht der Gemeindebehörden niedere oder höhere Schulen zu errichten und zu betreiben. Zugleich wurde, um die Gründung von Elementarschulen zu fördern, den Leitern und Lehrern solcher Schulen versprochen, daß sie für jedes ihre Schule besuchende Kind künftig 20 Livres (die Schulleiterinnen und Lehrerinnen nur 15 Livres) erhalten sollten. Ferner wurde der Schulbesuch für obligatorisch erklärt.

Es wurde also durch Gesetz das Unterrichtswesen dem privaten Schulbetrieb angegliedert. Doch hatte dieses Dekret ebenso geringen Erfolg wie die früheren. In Paris und anderen größeren Städten wurden zwar vereinzelt private Schulen errichtet; aber meist nicht Primärschulen, sondern größtenteils höhere Lehranstalten für den Unterricht der Söhne wohlhabender Bürger — Anstalten, die nicht selten bald in die reaktionäre Strömung gerieten. Auf das Elementarschulwesen hatte das Dekret wenig Einfluß. Die Not der Zeit war zu groß, die ganze politische Lage zu unsicher, als daß jene Personen, die die Fähigkeit und die Mittel zur Errichtung von Elementarschulen besaßen, vorerst Lust verspürt hätten, in kleinen Gemeinden Schulbetriebe für die ärmere besitzlose Masse zu errichten, zumal in Anbetracht der enormen Preissteigerung die versprochenen Entschädigungen aus öffentlichen Mitteln die Kosten nicht entfernt deckten, ganz abgesehen davon, daß es recht fraglich schien, ob und wie lange der Staat solche Beihilfe leisten werde. So finden wir denn, daß im Jahre 1794 immer wieder Klagen über die Verwahrlosung des Primärunterrichts an den Konvent dringen und dieser mit neuen Verfügungen über die Förderung dieses Unterrichts antwortet — Erlasse, die im wesentlichen ebenso erfolglos blieben wie die früheren. Mehr Erfolg hatte die Bemühung, den französischen Unterricht in die fremdsprachlichen Landesteile, namentlich im Elsaß, in Korsika und in der Bretagne sowie in einigen neu eroberten Gebieten einzuführen. Auch einige Kriegs-, Ärzte- und Verwaltungsschulen

entstanden im Jahre 1794, darunter die große Marschschule zur Vorbereitung für den Offiziersberuf auf der Ebene von Sablonz, die später unter dem Namen »Polytechnische Schule« in eine höhere Schule »der öffentlichen Arbeiten« umgewandelt wurde.

Ebensowenig Erfolg hatte das Dekret des Konvents vom 20. September 1794, das die Förderung des Elementarunterrichts und der patriotischen Gesinnung dadurch bewirken wollte, daß es den Unterrichtsausschuß anwies, Erziehungsbücher ausarbeiten zu lassen und diese kostenfrei an sämtliche Gemeinden zu versenden, damit diese sie an den Dekadentagen öffentlich vor den Eltern mit ihren Kindern vorlesen lassen könnten. Warum auch diese Maßnahme, wie so viele andere, wirkungslos bleiben mußte, schilderte treffend schon wenige Tage nach diesem Erlaß Ragonneau's Bericht über den Bildungsstand in den Landgemeinden an den Wohlfahrtsausschuß. Es heißt darin:

Dem Dekret, das die Verbreitung des Unterrichts auf dem Lande bezweckt, hätte notwendigerweise ein anderes zur Verminderung der Municipalitäten vorausgehen müssen, da in vielen derselben sich nicht ein einziger Bürger befindet, der fähig wäre, die Hefte zu lesen, die Sie ihnen zuzuschicken beabsichtigen. Wenn ich Ihnen vortrage, daß es Municipalitäten gibt, wo kein einziger Mensch vorhanden ist, um Ihre Gesetze und Ihre Instruktionen zu lesen, so glauben Sie nicht, daß dies eine übertriebene Angabe sei. Es verhält sich so im strengsten Sinne des Wortes. Es gibt viele solcher Municipalitäten. Glauben Sie in bezug hierauf denjenigen, die das offene Land weit und breit durchzogen, die dort 15 oder 30 Jahre gewohnt haben. Sie werden daher im Namen des Nationalinteresses und einer wohlverstandenen Sparsamkeit ersucht, nicht die beträchtliche Ausgabe zuzulassen, die erforderlich wäre, um an 44000 Municipalitäten (in jeder Dekade) ein Unterrichtsheft zu versenden, das in vielen gar nicht würde gelesen werden. . . .

Tatsächlich haben denn auch die beiden Nationalversammlungen und der Konvent recht wenig zur Hebung der französischen Volksbildung geleistet, trotz der hohen Forderungen, mit denen sie zuerst auf diesem Gebiet auftraten, und den verschiedenen Versuchen, wenigstens einen Teil dieser Forderungen zu verwirklichen. Erst gegen Ende seiner Herrschaft, im Oktober 1795, kam der Konvent dazu, ein umfassendes Gesetz über die Unterrichtsorganisation auszuarbeiten und zu beschließen. Danach sollten in jedem Arrondissement nach Bedarf mehrere Primärschulen und in jedem Departement eine (in Paris als Bildungsmetropole jedoch fünf) Zentralschulen errichtet werden. Daneben wurde die Gründung mehrerer wissenschaftlicher Fachschulen (Lyzeen) zur Ausbildung für die wissenschaftlichen Berufe und eines das Ganze krönenden Nationalinstituts der Wissenschaften und Künste beschlossen, das aus drei Klassen bestehen sollte: aus der Abteilung für mathematische und physikalische Wissenschaften, der Abteilung für moralische und politische Wissenschaften und drittens der Abteilung für die Literatur und Künste.

Als Lehrgegenstände für die Primärschulen, in denen der Unterricht bis zum Schlusse des zwölften Lebensjahres dauern sollte, wurden festgesetzt: Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und Moralunterricht, für die departementalen Zentralschulen außerdem französische Grammatik und Literatur, alte und neue Sprachen, Welt- und Naturgeschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Gesetzeskunde (speziell Verfassungskunde) und Zeichnen. Das Prinzip der Unentgeltlichkeit des Elementar-

tarunterrichtet wurde fallengelassen und bestimmt, daß auch für den Besuch der Primärschulen ein durch die Departementsverwaltung festzusetzendes Schulgeld verlangt werden dürfe, doch solle die Gemeindebehörde berechtigt sein, dem vierten Teil der Schüler das Schulgeld zu erlassen, falls deren Eltern es wegen ihrer Armut nicht aufbringen könnten.

Die Ausführung des Gesetzes wurde freilich von dem abtretenden Konvent dem Direktorium überlassen, das entgegen den ursprünglichen Konventsabsichten nicht mit dem Aufbau der Schulorganisation von unten nach oben begann, sondern zunächst am 22. Dezember 1795 die Eröffnung des Nationalinstituts der Wissenschaften und Künste vornahm und diesem die Neuerrichtung verschiedener Kollegien und Lyzeen folgen ließ. Erst gegen Ende des Jahres 1796 begann allmählich auch die Errichtung von Primär- und Zentralschulen.

Daneben blieben die auf Grund des Dekrets vom 19. Dezember 1793 errichteten Privatschulen bestehen und hatten, da sie meist einen reaktionären Kurs einschlugen, vielfach einen größeren Schülerzulauf als die öffentlichen Schulen, so daß den Gemeinde- und departementalen Zentralschulen in den Privatschulen ein starker Konkurrent entstand. Um dieser Bevorzugung der Privatlehranstalten durch einen großen Teil der Bevölkerung zu wehren, verordnete im November 1797 das Direktorium, daß künftig kein Bürger mehr eine Anstellung im öffentlichen Dienst erhalten solle, wenn er nicht nachzuweisen vermöge, daß er eine Zentralschule besucht oder, falls er schulpflichtige Kinder habe, diese eine öffentliche Primär- oder Zentralschule besuchen lasse — ein Erlaß, dem am 5. Februar 1798 eine weitere Direktorialverordnung folgte, durch welche die behördliche Aufsicht über die privaten Unterrichtsanstalten wesentlich verschärft wurde.

Demnach lauten die Berichte über die Fortschritte des Bildungswesens, den die Departementalverwaltungen in jenen Jahren an das Direktorium eingesandt haben, meist recht trübe. Selbst die Berichte des Seine-Departements machen davon keine Ausnahme, obgleich Paris, was die Errichtung von Nationalschulen anbetraf, den Provinzen eifrig voranleitete. In dem Bericht über das fünfte republikanische Kalenderjahr (vom 22. Dezember 1796 bis zum gleichen Datum des Jahres 1797) heißt es zum Beispiel:

In jedem der zwölf Arrondissements von Paris und der sechzehn ländlichen Kantone sind zwei Primärschulen errichtet worden: die eine für Knaben, die andere für Mädchen. Sie wurden sämtlich während des Jahres V eröffnet, mit Ausnahme der Knabenschule im 7. Arrondissement. Diejenigen von Franciade, Charenton, Pantin und Chatillon sind nicht in Wirksamkeit getreten, weil die Lehrer, die nacheinander dafür ernannt wurden, entweder abgelehnt oder nach einigen Diensten ihre Entlassung genommen haben. Diejenigen Lehrer, die den meisten Erfolg hatten, haben nur gegen 50 Schüler gehabt; viele hatten nur 16; mehrere haben nicht einmal diese Zahl erreichen können. Deshalb haben die 56 Primärschulen des Seine-Departements im Laufe des Jahres V nur 1100 bis 1200 Schüler beider Geschlechter aufgenommen, während man im Verhältnis zur Bevölkerung auf mehr als 20000 hätte rechnen dürfen. Die betrübende Verödung rührt einmal von der Sorglosigkeit der Eltern her; ferner von dem Vorzug, der von gewissen Personen den Privatschulen gegeben wird, und zwar einzig deshalb, weil diese weniger überwacht werden. . . . Die zwei in Paris während des Jahres V errichteten Zentralschulen haben jede etwa 300 Zöglinge gehabt.

In den nächsten Jahren besserten sich zwar die Schulverhältnisse etwas, aber doch nur in sehr geringem Maße. Von den weitgreifenden Volkserziehungsvorschlägen, die man einst in der gesetzgebenden Nationalversammlung und im Konvent, leidenschaftlich begeistert von Rousseaus Erziehungsplänen, diskutiert hatte, ging fast nichts in Erfüllung. Selbst die Zentralschulen wurden durch das Unterrichtsgesetz vom 1. Mai 1802 teilweise wieder nach alter Schablone umgestaltet, und unter Napoleons Herrschaft wurde dann auch 1804 und 1806 die Universität wiederhergestellt.

Organisation der Arbeiter als Produzenten

Von Franz Standinger (Darmstadt)

»Nicht die Vergesellschaftung der Betriebe, sondern die Vergesellschaftung der lebendigen Menschen als Konsumenten ist das erste Erfordernis« der Sozialisierung. So sagte ich in Nr. 26, S. 615, 2. Band, 37. Jahrgang der Neuen Zeit. Aber das zweite Erfordernis am anderen Pol der arbeitsteiligen und sozial geordneten Wirtschaft ist: organisatorische Zuordnung der Menschen als Produzenten.

Konsum und Produktion sind die beiden Pole aller Wirtschaft, gleichviel ob sie Wirtschaft für den Selbstgebrauch, Herrenwirtschaft, Handelswirtschaft oder Sozialwirtschaft ist. Stets gelten die beiden Gesetze: das Konsumbedürfnis ist die beherrschende Bedingung des Produktionswillens; die Produktion ist die dienende Bedingung der Bedürfnisbefriedigung. In der Arbeit für den Selbstgebrauch diktiert das Konsumbedürfnis unmittelbar, was produziert werden soll, und der Produktionswille sowie die Produktionsfähigkeit bestimmen, wie weit der Diktatur des Bedürfnisses Folge geleistet wird und werden kann. In arbeitsteiliger Gesellschaft schieben sich zwischen Produktion und Konsum noch verschiedene Mittelglieder, die in Herrschaft und in Handel beide Endglieder beherrschen. Aber immer bleibt das Konsumbedürfnis der letztgültige Bestimmungsgrund der Produktion.

Auf die Art des Zusammenhangs zwischen Produktion und Konsum kommt alles an. Diese Art bestimmt in arbeitsteiliger Herrenproduktion der Herr, indem er anordnet, was zu produzieren ist, und davon den Produzenten ihren Anteil als Konsumenten beläßt oder zuweist. In der Handelsproduktion bestimmt sie der Händler, indem er an einer Stelle durch seine Nachfrage die Produktion anregt beziehungsweise sie in der Fabrikproduktion selbst leitet, auf der anderen Seite aber die Produkte unmittelbar oder durch andere Händler vermittelt dem Konsumenten zuführt. In der Sozialproduktion müssen sich die Konsumenten als füreinander arbeitende Produzenten das Mittelglied selber ausbeutungsfrei ordnen.

Im Handelsystem, und ähnlich, wie wir sehen werden, im Sozialsystem, zerfällt nun die Verbindung zwischen den Produzenten als gegenseitigen Konsumenten in zwei polar entgegengesetzte und polar zusammengehörige Akte: Austausch von Gütern und Arbeitsleistungen gegen Geld und Austausch des Geldes gegen Gebrauchsgüter. Die gütererzeugende Arbeit findet bald vor dem ersten Handelsakt (im reinen Handel), bald zwischen beiden (im Fabrikssystem) statt. Umgekehrt gibt der den Zusammenhang beider Pole vermittelnde Händler und Handelsproduzent im ersten Tausch-

akt Geld gegen Waren oder Arbeitskräfte, um dafür im zweiten Akt mehr Geld zu empfangen, Profit zu machen. Durch dies letztere Streben wird der Zusammenhang zwischen beiden Polakten, in deren Zwischenraum sich heute obendrein meist eine Reihe von Handelsinteressenten, Unternehmern wie Händlern tummelt, dem Blick verschleiert. Der Arbeiter sieht nur auf der einen Seite den Käufer seiner Arbeitskraft, auf der anderen den Laden, wo er seinen Bedarf einkauft. Er begehrt dort möglichst hohen Lohn, hier möglichst billige Ware. Genau wie der Händler will er möglichst wenig geben und möglichst viel haben. Aber wie beides einander bedingt und wie dabei im Handelssystem ausgebeutet wird, das sehen meist beide nicht.

Diese Ausbeutung kann aber in sehr verschiedener Weise an einem Pol wie am anderen stattfinden. Der Verkäufer von Ware oder Arbeitskraft kann im ersten Handelsakt so viel oder gar mehr erhalten, als er an Arbeitswert geliefert hat, und kann als Käufer seiner Gebrauchsware weniger erhalten, oder umgekehrt, oder endlich so, daß er auf beiden Seiten ausgebeutet wird. Ja, was der Arbeiter gar nicht sieht: eine Arbeitergruppe kann daher die andere recht weidlich ausbeuten. Nur in dem von Karl Marx behandelten Falle der völligen Gleichheit von Angebot und Nachfrage im Freihandel trifft die Ausbeutung einzig im Arbeitsverhältnis zum Unternehmer, also zwischen dem Verkauf der Arbeitskraft und dem Kauf der Bedarfsmittel ein.

In diesem Falle und nur in diesem Falle also, der in der kurzen Freihandelszeit halb und halb Wirklichkeit war, kann der Arbeiter einigermaßen sicher sein, daß eine Lohnerhöhung für ihn eine Erhöhung seines Anteils am Werte, vielleicht zugleich darüber hinausgehend eine Erhöhung der zu erkaufenden Menge von Gebrauchswert darstellt. Ersteres, weil er bei gleichen Warenpreisen für mehr Lohn mehr Wert eintauschen kann, letzteres dann, wenn die Waren infolge erhöhter Technik und starkem Konkurrenzdruck obendrein im Preise fallen. Und beides war ja bis etwa Ende des Jahrhunderts in Deutschland der Fall.

Damals hatte es also für den Arbeiter eine wirklich reale Bedeutung, seinen Lohn zu erhöhen. Indem er sich mit seinesgleichen erst in den Betrieben, dann in weitergehenden Berufsgewerkschaften vereinigte, konnte er nicht nur bessere Arbeitsbedingungen, sondern auch materielle Erhöhung seiner Lebenshaltung erringen. Die Unternehmerschaft konnte sich da, wo die Konkurrenz die Preise niedrig hielt, nur auf dem Weg arbeits- und betriebstechnischer Verbesserungen schadlos halten. Das war natürlich ein Fortschritt für die Gesamtheit. Die Arbeiterschaft vermehrte ihre Kaufkraft und regte durch die ihrerseits gesteigerte Nachfrage auf dem inneren Markt die Produktion in immer wachsendem Maße an.

Aber wohin sind diese Zeiten verschwunden? Wo bestehen noch diejenigen Bedingungen, deren reines Vorhandensein Marx seiner genialen Gedankenarbeit zugrunde legen durfte? Gewiß! Das Wertgesetz bleibt bestehen und wirkt auch heute. Aber es wirkt nur noch so, wie das Fallgesetz auf die nach allen Richtungen auseinander gesprengten Granatplitter wirkt. Heute genügt das bloße Hinstarren auf das Wertgesetz und das Verhältnis zum Unternehmer nicht mehr. Wir müssen die Bedingungen erkennen und beherrschen lernen, welche die nunmehr zerlöste Wirtschaft noch außerdem beherrschen. Die gewerkschaftliche Produzententaktik von ehemals unter-

stüßt heute geradezu das ausbeuterische Kartenspiel des Kapitalismus und bewirkt das Gegenteil der früheren Erfolge für den Arbeiter als Gesamtheit.

Das war schon vor dem Kriege der Fall, als die Unternehmer sich in Ringe, Kartelle und Trusts vereinigten, und damit, befreit vom Konkurrenzdruck, die Macht gewannen, ihre Preise zu erhöhen und erhöhte Löhne nach oben abgerundet auf die Preise zu schlagen. Oft genug konnte man nach der Jahrhundertwende hören, daß der Arbeiter zuvor mit 3 Mark Tagelohn weiter gekommen sei als später mit 4 Mark. Das fand in verstärktem Maße im Kriege statt, indem zwar die Löhne der kriegswichtigen Betriebe bedeutend stiegen, aber indem trotz des sogenannten Kriegssozialismus die Kaufkraft sank. Nur Unternehmer und Händler konnten fabelhafte Profite einstreichen und aufs beste leben; die Gesamtheit wurde verelendet. Einerseits ein Volk von Preistreibern und Schiebern, andererseits ein Volk von Hungerleidern und Hamstern! Der Schwerpunkt der Wirtschaft verlegte sich wieder von der Produktion auf den Handel, und zwar auf den Ketten- und Schieberhandel.

Da kam der Zusammenbruch und mit ihm die Revolution. Sie warf politische Fesseln ab, aber die alten Wirtschaftskräfte blieben in noch weit verstärktem Maße. »Sozialisierung!« So rief man wohl auf allen Seiten, aber betreffs der Art, wie sie hätte geschehen können, bestand weder Klarheit noch Einmütigkeit unter ihren Anhängern. Vergebens wartete man darauf, daß endlich, wie man es hier und da aussprach, wenigstens die Vertreter der Arbeiterschaft selbst einmütig zusammenträten und zunächst unter sich Tarife festsetzten, ehe sie an die Unternehmer herantraten. Solche mußten für alle Berufe in vereinbarten Abstufungen gelten und nur durch gemeinschaftlichen Beschluß herauf- oder herabgesetzt werden können. Das war zunächst die Vorbedingung dafür, daß sie als geschlossene und dauerhaft wirkende Macht der Gesamtheit des Unternehmertums gegenübertraten konnten. Nur so war eine allgemeine geordnete Bestimmung über Löhne und, was dazugehört, mit Hilfe von Staat und Genossenschaft ein wirksamer Druck auf die Preise ermöglicht.

Solche Einheit war vor allem auch Grundbedingung dafür, daß die gegenseitige Ausbeutung einer Arbeiterschicht durch die andere verhindert wurde. Wenn in der einen Berufsgruppe ein Stundenlohn von 2,50 Mark durchgesetzt werden konnte, in der anderen aber für gleichwertige Arbeit nur 1,80 Mark, so bedeutete das nicht nur für jene einen Vorzug in der Kaufmöglichkeit, sondern für alle diejenigen, welche dies Mehr im Arbeitsprodukt zu zahlen hatten, eine Ausbeutung von 40 Prozent, eine Ausbeutung von einer Höhe, wie sie kaum ein Unternehmer an seinen Arbeitern zu machen imstande ist.

Freilich bestand schon früher diese gegenseitige Ausbeutung der Arbeiter durch einander. Viele Unternehmer gewährten ihren Arbeitern nur die Hälfte und das Drittel des Lohnes, welche gleichqualifizierte Arbeiter in anderen Betrieben erringen konnten. Bekamen letztere dann die von jenen hergestellten Waren billiger, so beuteten sie jene aus. Aber dagegen hatten gerade die besseren Arbeiterschichten Front gemacht. Als genossenschaftliche Konsumenten weigeren sie sich, von Schundlohnfirmen zu kaufen. Das war Solidaritätsgefühl, wenn auch noch schwaches. Aber wie ist es nun ge-

worden, da die Massen früher gefesselter und an Organisation gehinderter Lohnsklaven sich plötzlich frei fühlten? Da sehen wir das zwar begreifliche, aber deshalb durchaus nicht erhebende Schauspiel, daß diese Massen sich nur als allzu gelehrige Schüler der kapitalistischen Macht- und Zufallswirtschaft erwiesen. Sie nutzten wie jene »die Konjunktur« nach dem Grundsatz: Herr, wenn ich nur hab', was frag' ich viel nach anderen! Mit wilden, wilderen und wildesten Streiks suchten sie ihre Löhne zu verdoppeln, zu verdreifachen, und meinten so das Schicksal zu zwingen. Abmahnende, bedächtigere Gewerkschafter wurden überstimmt, beiseite geschoben, ja der ganzen Gewerkschaft der Krieg erklärt. Freilich, sie ihrerseits hatte sich noch nicht zu einheitlicher Macht zusammenzuschließen gewußt. Wir haben Gewerkschaften, aber keine Gewerkschaft.

Aber die Stürmer zwangen das Schicksal, das Gesamtchicksal nicht, indem sich eifliche begünstigtere Gruppen über die anderen hinausschwangen und ihre wehrlosen Kameraden samt den gar nicht streikfähigen unteren Schichten vollends zu Boden stampften. Auf die Dauer schaden sie allen, sogar sich selber. Wenn es plötzlich doppelte Löhne heißt, so heißt das nur Verdoppelung der Wertzeichen, die der Unternehmer zahlen muß, aber keineswegs Verdoppelung der käuflichen Waren oder des Goldes als Deckungsmittel. Das fordert also nur Verdoppelung der papierenen Zahlungsmittel durch die Notenpresse, und das bedeutet Verdoppelung der Preise im Inland und einen oft mehr als doppelten Valutasturz im Ausland. Enorme Verteuerung der Einfuhr und Anreiz, das Inland auszukaufen, sind die weitere Folge dieser kapitalistischen Methodik. Die Preis h ö h e als solche würde gar nichts besagen, wenn sie verhältnismäßig wäre. Aber die Preis s t e i g e r u n g bedeutet etwas anderes; sie ist ein altbewährtes Ausbeutungsmittel, wie schon Marx bemerkte. Während des Emporschnellens der Preise bleibt derjenige, welcher nur eine einzige Arbeitskraft oder ein Pfund Ware zu verkaufen hat, stets im Rückstand gegenüber demjenigen, der tausend Zentner zu Markt bringt. Der »verdient« an jedem Pfennig Preis e r h ö h u n g 1000 Mark, ohne den Finger zu rühren. Dabei wird das Unternehmerkaptal, welches den Arbeiter immerhin noch mit Arbeit und Ware versorgt und nun die höheren Löhne zahlen muß, vielleicht teilweise geschädigt, wenn es selbst nicht entsprechend oder mehr auf die Preise schlagen kann; dem Händler- und Schieberkapital aber, das aufzukaufen versteht, werden die Profite geradezu in die Tasche gejagt. Die Arbeiter als Lohnjäger in der kapitalistischen Profitjagd sind heute also geradezu die Treiber für die schlimmsten aller Kapitalisten. Das macht die Verkennung der heutigen Zusammenhänge.

Wie soll da sozialisiert werden, wenn die Köpfe noch so gänzlich kapitalisiert sind? Kapitalisiert gerade in dem, was am Kapitalismus vor allen Dingen überwunden werden muß, im ordnungslosen Machtkampf ums Mehr? Was der Kapitalismus Gutes, was er schon an Sozialismus in sich trägt, das Füreinander der Arbeit persönlich freier Menschen, das wird dadurch geschädigt. Gerade das aber muß mit aller Kraft erhalten werden, das darf nicht in blindem Kampfe ganz zu Boden geschlagen werden, wenn wir nicht untergehen wollen. Das muß nur vom Profitspiel des Kapitalismus erlöst werden. Auch der Austausch muß bestehen bleiben, da durch ihn allein die Produkte der einen Arbeit zu dem Träger der anderen gelangen

können. Jeder der Arbeitenden muß auch im Sozialismus wie heute für seine Arbeit Anweisungen, das heißt Geld, bekommen, die ihn berechtigen, die Produkte anderer zu erhalten. Die vom Handel geschaffene polare Spaltung, in der sich auf dem einen Pol der Eintausch von Wertzeichen für Wertlieferung, auf dem anderen Pol der Eintausch von Bedarfsgegenständen für die Wertzeichen vollzieht, ist überall da unabsehbar, wo nicht familienhafte Gemeinschaft sich bilden kann. Im Sozialismus stehen sich also die Produzenten als wechselseitige Konsumenten wie heute gegenüber.

Aber nun kommt der organische Unterschied. Wollen die Menschen dem Zufall der Handelsvermittlung, den sich daraus ergebenden gegenseitigen Ausbeutungen mit den dabei unvermeidlichen Kämpfen um Existenz und Gewinn entgehen, so müssen sie sich organisieren. Sie müssen erstlich als Konsumenten ihrer an verschiedenen Orten und in verschiedenen Gruppen produzierten Güter vereinigt sein. Sie müssen diese Güter zu bestimmten, ihnen selbst gehörigen Sammelstellen so hinleiten, daß jeder hier zu erhalten vermag, was er für seine Anweisungen haben will oder rationiert haben kann. Sie müssen aber zweitens als Produzenten der verschiedenartigen Güter gemeinschaftlich bestimmen, wieviel die Arbeitenden und weiterhin auch Kinder, Alte und Kranke an Wert in ihren Anweisungen zugeteilt erhalten sollen. Da kommt es also auf das Verhältnis an, nach dem einem jeden teils nach seinem notwendigsten Bedürfnis, teils nach dem Werte seiner Arbeitsleistung seine Anteilmenge zugesprochen wird. Dies Verhältnis aber wird durch jene Anweisungen als durch Wertzeichen bestimmt; und dies haben sie als Produzenten unter sich zu bestimmen. Ob die Wertanweisungen Mark oder Frank oder sonstwie heißen, ob als Grundmaß eine oder zehn oder hundert Einheiten davon zugeteilt werden, das ist gleichgültig, wenn der Verhältnisanteil eines jeden bestimmt ist. Kaufen kann jeder doch nur so viel, als vorhanden ist; und der Preis des Vorhandenen ist, nunmehr ohne Verschleierung durch Gewinninteressen, einfach nach dem durchschnittlichen Arbeitskostenwert der Produkte zu berechnen.

Eine solche Doppelorganisation der Menschen als Produzenten, die wechselseitig Konsumenten ihrer Produkte sind, ist also das Grunderfordernis der ausgebauten ausbeutungsfreien Füreinanderarbeit, also des ausgebauten Sozialismus. Dann aber muß eine solche Doppelorganisation auch die Grundlage zum Aufbau des Sozialismus sein. Diesen Grund zu legen ist die Aufgabe einheitlicher Genossenschaft auf der einen, einheitlicher Gewerkschaft auf der anderen Seite. Und hierfür müssen die Menschen als Produzenten gewerkschaftlich solidarisch mit der Genossenschaft zusammenstehen, gleichviel ob sie selbst in ihr oder in Staats- und Kommunalbetrieben oder in Kapitalbetrieben beschäftigt sind, und ob sie Beamte oder Lohnarbeiter heißen.

Die Konsumentenorganisation besorgt die Beschaffung der Bedarfsmittel für die Menschen als Konsumenten. Sie schafft also an Stelle der dem Zufall und damit der Ausbeutung und Unsicherheit des Lebens unterworfenen Handelsbeziehungen mehr und mehr feste und dauernde Verknüpfungen zwischen Produktion und Konsum, gleichviel ob der heutige Staat teilnahmslos danebensteht oder dabei mitwirken mag, oder ob er endlich selbst zur Genossenschaft wird. Die Produzentenorganisation aber regelt in

allererster Linie die Lohnbeziehungen und die Arbeitsdisziplin zwischen den verschiedenen Arbeitern, damit zwischen ihnen selbst keine gegenseitige Ausbeutung Platz greifen kann. Es wird dabei ebenso leicht vorkommen, daß sie sich unberechtigten Lohn erhöhungen, als daß sie sich unberechtigten Lohn drückereien entgegenstellen muß. Denn wie Beispiele lehren, können sich Unternehmer mit ihren Arbeitern dahin verständigen, daß sie ihnen mehr Lohn geben, wenn sie sich nur einer Preissteigerung der Ware nicht widersetzen.¹ Bei letzterer wird dann natürlich, wenn sich Arbeiter derart zur Ausbeutung ihrer Kameraden bestechen lassen, noch ein gehöriger Unternehmerprofit draufgeschlagen. Die Ausbeutung durch Unternehmer und Arbeiter geht lustig vorwärts.

Die einheitliche Organisation der Arbeiter als Produzenten, der sich übrigens mit der Zeit auch solche Warenproduzenten anschließen könnten, denen es nicht um Profit, sondern um redliche Existenz zu tun ist, ist also in engster Verbindung mit der Konsumentenorganisation ein grundlegendes Erfordernis geordneten sozialen Aufbaus der Wirtschaft und des menschlichen Zusammenlebens. Aber erst wenn die Art und Bedeutung des Zusammenhangs zwischen Produktion und Konsum in weiteren Kreisen begriffen ist, und wenn sich einmal Millionen derselben Menschen als Produzenten wie als Konsumenten zu innigem Zusammenwirken organisiert haben, ist die Machtgrundlage geschaffen, auf der das Profitsystem zu beseitigen ist. Seine Hauptschäden sind schon dann beseitigt, wenn die vom Zufallspiel geborenen Profitkrebereien durch ein geordnetes und kontraktlich gebundenes Belieferungssystem unmöglich gemacht sind.

Vergesellschaftung der Betriebe, welche die Ungeduld einzelner hinterstzuworderst denkender Stürmergruppen so leidenschaftlich fordert, ja erzwingen will, ist schon heute im einzelnen möglich, aber in umfassendem Maße nicht früher, als ziel- und wegklare Köpfe obige Organisation wenigstens in einigemmaßen entscheidendem Umfang vollzogen haben. Dann kommt die soziale Betriebsentwicklung, wie schon die Anfänge in den Genossenschaften zeigen, in wachsendem Maße von selbst. Nur die Frage wäre vielleicht aufzuwerfen, ob der Staat, wie er die Produktion und den Konsum des Unterichts obligatorisch gemacht hat, nicht auch obige Organisation der Volksgenossen gebieten solle. Aber um diese Frage heute, wo das keine alte Obrigkeit mehr gebieten kann, bejahend zu entscheiden, müßte eben die freie Organisation der Köpfe bereits über die Mehrheit gebieten. Und dann wäre Gebot kaum mehr nötig. Die Entwicklung der zugleich wirtschaftlichen wie sittlichen Organisation der Menschen zu solchem Ziele, das ist selbst schon die soziale Revolution.

¹ In einem eben eingelaufenen Brief eines Sachkundigen heißt es: »Die Produzenteninteressen sind in Landwirtschaft und Industrie sehr enge geworden. Ja, diese beiden gewinnen die Arbeiter für ihre Interessen und setzen manches mit ihnen durch. ... Die Arbeiter nehmen ... damit gegen sich, das heißt ihre Zukunft, Stellung! Der Boden muß noch sehr bearbeitet werden.«

Ein fünfzigjähriger Arbeiterdichter

Es ist ein Gesetz jeglicher Zeitlichkeit, daß alle Jungen einmal in die Schar der Alten hinüberwandern müssen. Nun wird auch Ernst Preczang am 16. Januar fünfzig Jahre alt. Das ist ein Alter, in dem sich ein Rückblick sowohl wie ein Ausblick lohnt. Menschen in dieser Lebenshöhe haben sich noch nicht ausgegeben, doch immerhin schon so vieles geleistet, daß sich für ihren Wert eine feste Norm prägen läßt. Das gilt für jeden Schaffenden, auch für den Dichter; und gerade für ihn vielleicht in erster Linie; denn in ihm und in seinen Schöpfungen spiegelt sich die Zeit, der er angehört, am deutlichsten und am klarsten.

Alles das trifft für Ernst Preczang in hohem Maße zu, diesem Arbeiterdichter, der in seinen besten Dichtungen so ganz dem Willen und den Wünschen des aufstrebenden, organisierten Proletariats Wort und Rhythmus gegeben hat. Am 16. Januar 1870 wurde er zu Wilsen a. d. Luhe geboren. In einer Dorfschule erhielt er den ersten Schulunterricht; später besuchte er die Volksschule in Berlin. Er erlernte die Schriftsetzerei, sah sich auf der Wanderschaft ein weites Stück Deutschlands an und wurde — seine dichterische Begabung zeigte sich zeitig — früh Mitarbeiter an der Partei- und Gewerkschaftspresse. Jahrelang redigierte er die am Ende des Vorjahrs eingegangene illustrierte Wochenschrift »In freien Stunden«. Seine Gedichte und Erzählungen gehörten und gehören heute noch zu den meist- und gernegedruckten Beiträgen der deutschen Arbeiterpresse und zu den gesuchtesten Programmbestandteilen proletarischer Festveranstaltungen.

Preczangs Hauptbegabung liegt auf lyrischem Gebiet. In seinen Gedichten spiegelt sich alles Drängen und Streben der Zeit. Erwachende Volkschichten kommen in ihnen zu Wort. Die Niedergetretenen und vom Alltag Gebeugten erheben in ihnen ihre Stimmen. Empor zum Licht wollen sie: »Ist es nicht unsere Sonne auch?« ... Ihr Dichter wird ihnen zum Herold. Er erhebt seine Stimme, gibt den Wünschen seiner Klassengenossen Ausdruck, klagt an und malt eine Zukunft der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe, der Menschenwürde und der Daseinsfreude aus:

Wir wollen aufwärtssteigen.
Es führt ein Weg zum höchsten Grat
Durch Dornen und Gestein.
Wir schlagen in den Felsen
Die Stufen uns hinein!

Seine Worte sprechen immer offen und unverbrämt das aus, was sie meinen. Nirgends umkleidet ein Phrasenschwulst seine Gedanken. Und kommt er gelegentlich auch gern ins Sinnieren und Philosophieren, so spricht er doch niemals um die Dinge herum. Diese Geradheit und Naturwüchsigkeit sind mit seine besten Eigenschaften. Sie lassen Schlüsse auf den Menschen zu, die nicht täuschen. Sie sind auch die eigentlichen Gründe dafür, daß er sich allen literarischen Moden fernhält und auf erprobte, alte Art in seiner Weise zu wirken bestrebt ist.

Um so ursprünglicher ist bei ihm der dichterische Schwung, jene Fähigkeit, den Hörer mit sich fortzureißen und zu begeistern. Flammende Wortbilder stehen ihm reich zur Verfügung. In seiner Gedichtsammlung »Im Strom der Zeit« (Stuttgart, J. S. W. Dieß Nachf.), die 1908 in erster Auflage erschien, finden sich zahlreich jene Strophen, die rasch Gemeingut der deutschen Arbeiterschaft geworden sind. Formschönheit und tiefes, inniges Empfinden zeichnen die meisten dieser Gedichte aus; die sich bald als lyrische Stimmungstrophen geben, bald als flammende Kampfrhythmen einherbrausen, bald in balladesker Art Gemälde aus dem Alltagsleben der Proletariermassen hinwerfen. Etwas Abgerundetes, in sich Geschlossenes ist allen diesen Versen eigen. Sorgsam gefeilt auf Klang und Wirkung hin wurzeln sie im Zeitgeschehen, zeichnen sie die Gegenwart. In ihrer überwiegenden Mehr-

zahl sind sie Klassenkampfsgedichte. Nicht daß sie für diesen bestimmten Zweck entstanden wären! Nur weil ihr Dichter so ganz vom Klassenkampfsgedanken erfüllt war, nahmen sie gerade diese Form an. Und bloß weil ihr Dichter so ganz in engster Fühlung mit seinen Volksgenossen lebte, wurde er so rasch und so gern verstanden, fanden seine Worte Widerhall im Herzen der anderen, zündeten seine Rhythmen, weckten sie Begeisterung und Lachfreude.

Mit einer ausgesprochenen Absicht auf diese Wirkung eingestellt sind Preczangs zahlreiche Gelegenheitsgedichte. Er schuf sie für bestimmte Zeitereignisse, für festliche Veranstaltungen der organisierten Arbeiterschaft, für Feierlichkeiten freudiger und ernster Art. Obwohl man im allgemeinen an derartige Geistesprodukte einen weniger kritischen Maßstab anzulegen pflegt, so halten jedoch auch diese allen Forderungen stand, die man an sie stellen kann. Ein Teil von ihnen liegt gesammelt in dem begehrten Buche »66 Prologe für Arbeiterfeste« (Berlin, Buchhandlung Vorwärts) vor.

Zahlreich wie die Gedichte, die Preczang geschrieben hat, sind auch seine kleinen Skizzen. Wohl selten sind Skizzen, die nichts weiter als künstlerisch abgerundete Ausschnitte aus dem Alltagsleben geben wollen, so oft und so gern in der Tagespresse nachgedruckt worden wie diese Stimmungsbilder. In einem knapp bemessenen, scharf umrandeten Raum haften sie nach einem an der Oberfläche des Lebens schwimmenden Motiv. Das wird nun in das richtige Licht gerückt, wird durchgearbeitet, wird vertieft. Auch hier greift der Dichter mit Vorliebe zu einem Geschehnis aus dem Arbeiterleben. Er weiß, wo er seine Leute aufzusuchen hat: in den Versammlungen, in den Werkstätten, auf den Arbeitsplätzen. Schlicht und ungeschminkt läßt er sie ihr Tagwerk verrichten. Was sie da tun und werken, wird nicht als irgend etwas Besonderes hingestellt. Was der Tag verlangt, dem wird Genüge getan. In dieser zurückhaltenden Beschränkung aber liegt etwas Großes und Überwältigendes: die Selbstverständlichkeit des Lebenskampfes, wie er sich in den am Boden gehaltenen Volksschichten abzuspielen pflegt. Diese Selbstverständlichkeit, die ohne jegliches Pathos wirkt, wächst an sich selbst, birgt in sich jene Größe, die von jeher das Wirken des deutschen Arbeiters auszeichnet. Aber auch die Welt des Kleinbürgertums verschmäht er nicht, jene halbproletarischen Existenzen, denen der Lebenskampf noch eine gewisse wirtschaftliche Unabhängigkeit gelassen hat. Das sind weniger die Menschen, die mitten im tollsten Getriebe der Großstadt haufen, sondern eher jene, welche an ihrer Peripherie ihre Tage verbringen: Häusler und Fuhrleute, Fischer und Schiffer, Gelegenheitsarbeiter, Händler, Hausierer. Alle diese Gestalten sind mit einer großen Liebe und Menschenfreundlichkeit gezeichnet. Mit einem feinen Verständnis ist auf ihren Wesenskern eingegangen, ist ihren innerlichsten Trieben und Beweggründen nachgespürt. Nichts Gestelltes und Konstruiertes ist an ihnen. Sie sind ganz nach der Natur gezeichnet. Mit einer streng realistisch eingestellten Ehrlichkeit sind sie erschaut und dichterisch festgehalten. Und doch ist über ihre Gesichte etwas Ausgleichendes und Versöhnliches ausgegossen, das ihre menschlichen Eigenheiten nicht aus dem Zusammenhang mit der Umwelt herausreißt, das sie aufrecht und lebenswahr dastehen läßt, sie sympathisch macht und zum Typus für eine ganze Art stempelt.

In ähnlicher Weise arbeitet Preczang auch in seinen größer ausgesponnenen Erzählungen und Romanen. Das Milieu wird auch hier nur mäßig geweitet; die Leute bleiben die gleichen: Handwerker und kleinbürgerliche Existenzen. Sie kämpfen ihren meist harten und schweren Kampf ums Dasein, der sie immer hart am Rande des wirtschaftlichen Abgrunds hält. Wir erleben mit ihnen jene hundert kleinen Hoffnungen und Enttäuschungen, die das Leben dieser Volksschichten ausfallen. Es ist nichts Großes, was den Kreis ihrer Gedanken- und Gefühlswelt erfüllt: nur die Alltagsorgen wollen sie bannen und ein bescheldenes Glück in ihr Dasein tragen und festhalten. Wo auch Preczang das Leben aussucht, er erschaut es immer mit den gleichen Augen, er beschreibet es immer mit der gleichen Feder.

Er gibt auf diesem Gebiet eine ziemlich reiche Auswahl.¹ Unter fahrendem Volke spielt der Inhalt der »Glücksbude«. Das Elend der Arbeiter in der chemischen Industrie behandelt der Roman »Der Ausweg«. »In den Tod getrieben« und »Ruckel, das Kapital« zeichnet Menschen von der Ostseeküste, wo Preczang jahrelang lebte. Hier geht er ganz in dem Erleben seiner Umwelt auf. Man fühlt es ordentlich, wie er, der Ortsfremde, förmlich in die Bevölkerung hineingehört hat, wie er sie in ihren Wünschen und Forderungen beobachtet hat. Viele dieser Erzählungen spielen in der Kriegszeit. Urlauber tauchen auf, um Vermisste wird gebangt, Gefallene werden betrauert. Dazu kommen die Nahrungsnöte, der Wucher mit Lebensmitteln. Dabei ist nichts abfällig und verurteilend geschildert. Alle Geschehnisse sind nur so gezeichnet, wie sie sich wirklich zugetragen haben. Niemals ist der Kreis der Schilderung gesucht und künstlich zusammengestellt. Ein Geschehen entwickelt sich aus dem anderen. Im allgemeinen wird immer nur das direkt Notwendige gesagt. Die Handlung selbst ist nirgends allzu umfangreich und verwickelt gestellt. Am so vertiefter erscheinen dafür die einzelnen Szenen. Sie sind breit und liebevoll ausgepinselt. Alle Situationen wirken lebensecht und überzeugend. Wo es geht, sind heitere Lichter aufgesteckt. Das Tragische ist nirgends und niemals ohne Grund verstärkt. Nur soweit es die Handlung verlangt und sie von ihm bestimmt wird, kommt es zu Wort. Und überall bricht schließlich eine tiefe Naturliebe durch, die den eigentlichen Kern von Preczangs dichterischem Schaffen bloßlegt. Denn hier liegen die Wurzeln seiner Kraft. Und die Kunst seiner Menschengestaltung ist letzten Endes nichts weiter als die Fähigkeit und das Bestreben, den Menschen — mit seinen Vorzügen und Fehlern — richtig in das Naturganze einordnen zu können.

Wer Preczangs Erzählertalent von dieser Seite aus wertet, der wird ihm auch am ehesten das richtige Maß von Verständnis entgegenbringen, das er beanspruchen kann, will man seinen dramatischen Fähigkeiten gerecht werden. Eine ganze Reihe von kleinen Einaktern (erschieden im Verlag der Buchhandlung Vorwärts in Berlin), mehr für Gelegenheitsaufführungen bestimmt, rühren von ihm her; unter diesen dürfte am bekanntesten das Dramolekt »Sein Jubiläum« sein. Sein dramatisches Hauptwerk aber ist der Vierakter »Im Hinterhaus«, der als Buch im Lipinski'schen Verlag in Leipzig herauskam und vor Jahren etliche Aufführungen in der Berliner Freien Volksbühne erlebte. An öffentlichen Bühnen wurde gespielt die Burleske »Gabriello, der Fischer«, eine dramatische Bearbeitung einer alten italienischen Novelle.

Sieht man von dem letztgenannten Stücke ab, so ist Preczangs dramatische Art schwer und ernst. Namentlich »Im Hinterhaus« ist ein düsteres Zeitgemälde aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der Gang der Handlung ist in jener Art gebaut, in der sich etwa Gerhart Hauptmanns Erstlingsdramen bewegten. Alles ist auf die soziale Gegenfähigkeit abgestimmt und zugeschnitten. Die Art seiner dramatischen Gestaltungsfähigkeit kommt derjenigen, die sich in seinen Gedichten kundtut, am nächsten. Das Klassenkampfbewegte, das in seinen Erzählungen weniger an die Oberfläche gelangt, erfüllt die Szenen der Preczang'schen Theaterstücke, gibt ihnen Bühnenwirksamkeit, Inhalt, Verwicklung und Aufbau. Dabei wächst alles wie aus einem Gusse heraus: eine zwingende Notwendigkeit formt die Akte, baut die Szenen auf. Die Rede fließt knapp und ungezwungen. Die Charakteristik der Personen ist scharf geprägt; ihre Zeichnung lebenswahr und überzeugend. Es ist bedauerlich, daß sich Preczang nicht in dem Maße die Bühne zu erobern vermochte, wie er es, seinen Stücken zufolge, eigentlich verdiente. Sicherlich hätte ihn ein Erfolg auf diesem Gebiet zu weiterem Schaffen angefeuert, das so leider frühzeitig verschüffelt wurde.

¹ »Die Glücksbude« (Leipzig, Haupt & Hammon). »Der Ausweg«, »In den Tod getrieben«, »Ruckel, das Kapital« (sämtlich bei der Buchhandlung Vorwärts in Berlin erschienen).

Wo auch immer wir Preczangs dichterische Schöpfungen herausgreifen, betrachten und auf uns wirken lassen, es sind die Dichtungen eines berufenen Gestalters und Arbeiters, der in seiner Zeit wurzelt und die Forderungen seiner Zeit zu den seinigen gemacht hat. Gerade aus seinen Dichtungen heraus wird man vielleicht nach Jahren zu einem guten Teil die politischen und wirtschaftlichen Forderungen der Epoche, welcher er angehört, verstehen und ermessen. Denn die Begabung, die sich in diesem Arbeiterdichter offenbart, ist ein Stück proletarischer Kultur. Ebensovienig aber, wie diese heute als abgeschlossen betrachtet werden kann, gilt auch Preczangs Kunstschaffen heute schon als abgeschlossen. Noch vieles hat er uns zu geben. Dem Fünfzigjährigen folgen bereits zahlreiche neue, jüngere, vielversprechende Talente hart auf den Fersen. Was ihm anzudeuten gelungen ist, werden jene vielleicht vollenden. Daß aber auch seine eigene Schaffenskraft noch fern ihrem Abschluß stehen möge, das wollen wir ihm und uns am heutigen Tage von ganzem Herzen wünschen!

L. L e s s e n

Literarische Rundschau

Heinrich Schulz, *Die Schulreform der Sozialdemokratie*. Berlin 1919, Verlag Schmidt & Co. XV und 238 Seiten. Preis gebunden 7 Mark und 10 Prozent Preisaufschlag.

Von der grundlegenden Wichtigkeit der Schulerziehung und Schulorganisation für die Zukunft unseres Volkes sind alle Parteien überzeugt. Und die führende Partei in der Deutschen Nationalversammlung, der Preussischen und einer Reihe anderer Landesversammlungen, in zahlreichen Stadt- und Landgemeinden, die mit der Verwaltung von Schulen betraut sind, ist die Sozialdemokratie. Aber wo findet man ihr Schulprogramm? Die paar Sätze im Erfurter Programm geben nur die allerallgemeinsten Richtlinien. In der Tat mußte derjenige, der sich rednerisch oder schriftstellerisch mit dem sozialdemokratischen Schulprogramm beschäftigen wollte, bis vor kurzem notwendig in eine gewisse Verlegenheit geraten. Selbst dem Unterzeichneten, der seit 36 Jahren selber Pädagoge, seit mehr als 20 Jahren überzeugter Sozialist ist, erging es so, als er im vergangenen Frühjahr über diesen Punkt vor einer Volksschullehrervereinigung reden sollte. Denn die Schrift unseres Genossen Schulz (das Vorwort ist aus Versehen mit Hermann statt Heinrich Schulz unterzeichnet) über dies Thema war — völlig vergriffen; und so mußte ich denn alte Parteitagsprotokolle (Mannheim 1906) hervorziehen, um aus ihnen die Leitsätze von H. Schulz und Klara Zetkin mit den begründenden Reden aufzustöbern. Deshalb ist es sehr zeitgemäß, daß gerade jetzt von der bereits im Jahre 1911 erschienenen, damals aber nur kleineren Kreisen von Parteigenossen und pädagogischen Fachmännern bekannt gewordenen Schrift eines der wenigen Lehrer, die sich schon damals unserer Partei offen anzuschließen in der Lage waren, eben unseres H. Schulz, eine Neuauflage erscheint.

Zeitgemäß und doch anscheinend auch wieder nicht zeitgemäß; denn wie auf vielen anderen, so ist auch auf dem pädagogischen Gebiete jetzt alles im Flusse begriffen. Es hätte daher nahegelegen, die Neuauflage dieser neuen Sachlage anzupassen. Das hat Schulz auch selber gefühlt und in seinem Vorwort ausgesprochen; aber die Zeit drängte, und die für eine solche Neubearbeitung, die fast eine völlige Umarbeitung bedeutet hätte, notwendige innere Sammlung fehlte. Deshalb wollen wir dem Genossen Schulz und dem Verlag doch dankbar sein, auch wenn das Buch im wesentlichen in der alten Gestalt — nur vermindert um zwei jetzt veraltete polemische Kapitel, vermehrt um ein »Nachwort« über die Wirkung von Krieg und Revolution auf die Schulreform — wieder erschienen ist.

Denn die Hauptkapitel behalten auch für die Gegenwart ihren Wert. Die Einheitschule, die Unentgeltlichkeit und Weltlichkeit, der innere Betrieb und die

äußere Verfassung der Schule, die Schulgesundheitspflege, die Reform der einzelnen Unterrichtsfächer, die Stellung der Lehrer und Lehrerinnen: alles das sind Probleme und sozialistische Forderungen, um die zum großen Teil auch heute noch der Streit wogt. Wir sind nicht überall der gleichen Meinung wie der Verfasser. Es trifft heute zum Beispiel durchaus nicht mehr zu, daß die Volksschullehrer den akademisch gebildeten »höheren« Lehrern in der pädagogischen Theorie und Praxis »durchweg weit überlegen« wären; und die wissenschaftliche Bildung wird ihnen eben in den heutigen Seminaren trotz aller Fortschritte, die diese in den letzten Jahrzehnten gemacht haben mögen, noch nicht zuteil. Deshalb bleibt heute noch ein nicht wegzuleugnender Unterschied in ihrer Ausbildung und demgemäß der Möglichkeit ihrer pädagogischen Verwendung bestehen. Das läßt sich nicht bestreiten, wenn man auch im übrigen, wie ich, die Lehrfähigkeit des einfachen Volksschullehrers sittlich ebenso hoch einschätzt wie die des geehrten Universitätsdozenten. Und das eben treibt die große Mehrheit der Volksschullehrerschaft zu ihren gegenwärtigen Forderungen.

Doch das sind Meinungsverschiedenheiten in Nebendingen. Die eigentliche Aufgabe des Buches, »eine Darlegung der Absichten und Pläne der Sozialdemokratie über Umbau und Neugestaltung des öffentlichen Erziehungswesens zu geben« (S. VI), wird dadurch nicht berührt. Und Schulz hat weiter damit recht: in den Grundfragen »hatte die Partei nicht nötig, umzulernen, ihr Schul- und Bildungsprogramm stand fest«, wenn sie jetzt auch, an verantwortlicher Stelle stehend, zahlreichen neuen Anforderungen und Bedürfnissen wird gerecht werden müssen. Das sozialistische Schulideal unterscheidet sich von dem demokratisch-liberalen namentlich durch die Einführung der praktischen Arbeit in die Erziehung; das trifft denn auch bei Schulz mit Recht (vergl. das Nachwort) stark hervor. Daß es ihm in erster Linie um die Volksschule zu tun ist, ist ebenfalls berechtigt; daß auch die Zeit vor und nach den eigentlichen Schuljahren, also Kindergarten und Fortbildungsschule (heute würde das vielbesprochene Thema der sogenannten »Volkshochschule« hinzukommen) einbezogen wird, ebenso selbstverständlich. Hören doch für den wirklich Gebildeten Unterricht und Erziehung überhaupt niemals auf, sondern verwandeln sich bloß immer mehr in Selbsterziehung und Selbstunterricht.

Besonders interessieren wird den Gegenwartsleser, was Schulz schon 1911 über den Religionsunterricht sagte, dessen einfache Abschaffung er verlangt (vergl. S. 89 bis 119). Natürlich kennt und berücksichtigt er auch die bedeutenderen Schultheoretiker der heutigen Zeit; bezeichnend für den Charakter unserer bisherigen Universitätspädagogik ist, daß er für das sozialistische Schulideal fast nur auf Paul Natorp (eben jetzt in vierter Auflage erscheinende, demnächst hier zu besprechende) »Sozialpädagogik« sich berufen kann.

Doch für diesmal genug. Wir empfehlen vorläufig das klar und allgemeinverständlich geschriebene Buch eifriger Lektüre der Parteigenossen und sehen mit Spannung der vom Verfasser verheißenen Neubearbeitung entgegen.

Karl Vorländer

»Jungvolk« für das Jahr 1920. Ein Almanach für die arbeitende Jugend. Herausgegeben von dem Zentralvorstand des Verbandes der Arbeiterjugendvereine. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. Preis für Vereinsmitglieder Mk. 1.70 (im Buchhandel Mk. 3.50).

»Jungvolk«, der Almanach unserer Arbeiterjugend, ist wiederum erschienen. Der vorliegende, für das Jahr 1920 bestimmte Band läßt es an zeitgemäßer Reichhaltigkeit des Inhalts nicht mangeln. In erster Linie sind natürlich die Zeitereignisse berücksichtigt, soweit sie für jugendliche Arbeiter von Interesse sind. Da ist es vor allem die Revolution, die ja auch heute noch nicht als etwas Abgeschlossenes hinter uns liegt. Dieses Thema wird im neuen Jugendkalender recht vielseitig be-

leuchtet: vom historischen, vom sozialistischen Standpunkt und vom Standpunkt der organisierten proletarischen Jugend (Richard Wagner, Die Revolution, Erwin Barth, Die deutsche Revolution, Karl Korn, Der Sinn der Revolution und die Aufgabe der proletarischen Jugend). Dieser auf die Revolution gestimmte Artikelkern strahlt dann, gewissermaßen praktische Erläuterungen gebend, auf verwandte geschichtliche und politische Gebiete hinüber (W. Söllmann, Die Nationalversammlung, A. Conrad, Die erste deutsche Nationalversammlung) und klingt schließlich in mehr allgemein gehaltene Ausführungen aus (Anatole France, Die Erziehung des neuen Geschlechts, R. Weimann, Neue Ziele und Wege), die in altgewohnter Weise Organisation und Agitation in der proletarischen Jugendbewegung zu vertiefen und zu verbessern trachten. Unterhaltung und Belehrung kommen, trotz des diesmal recht scharf ausgeprägten politischen Charakters des Jungvolk-Almanachs, keineswegs zu kurz. Ein lesenswerter Artikel von Konrad Schmidt über Friedrich Engels gibt, namentlich jungen Leuten, manchen guten Einblick in die Entwicklungsjahre der deutschen sozialdemokratischen Bewegung. Dem humoristischen Zeichner Theodor Heine hat Franz Diederich eine mit gewissenhafter Gründlichkeit arbeitende Abhandlung gewidmet, die durch gut ausgewählte Bilder trefflich belebt wird. Aber das Rügen-Nachbareiland Hiddensee plaudert Henni Lehmann; die Zeichnungen, die sie ihrem Aufsatz beigegeben hat, sind technisch überaus wirkungsvoll und künstlerisch eine anerkennenswerte Leistung. Auch der rein unterhaltende Teil ist diesmal fast durchweg politisch gefärbt (Andersen-Nerzö, Der Gott des leeren Jeroniells; Leonhard Frank, Der Vater; Emile Verhaeren, Die Tat usw.). Geschickt ausgewählte und gut ausgeführte Bilder beleben den Text und erfreuen das Auge. Die beste Anerkennung, die man diesmal dem Almanach, und zwar ganz unbedingt, ausstellen kann, erscheint mir die zu sein, daß er so recht aus einem Guß gemacht ist. Liegt hierin sein Vorzug als Jahrbuch, so wird er seiner Bedeutung als Jugendbuch dadurch gerecht, daß er in bester, volkstümlichster Weise zu belehren bestrebt ist.

Bruno S. Bürgel, Vom Arbeiter zum Astronomen. Die Lebensgeschichte eines Arbeiters. Berlin, Ullstein & Co. Preis 4 Mark.

Die kulturelle Bedeutung des durch die Revolution in Deutschland zur Herrschaft gelangten Proletariats läßt sich in gewisser Weise auch an jenen zahlreichen Buchveröffentlichungen ermessen, die den Werdegang des modernen, fast durchweg klassenbewußten Arbeiters autobiographisch schildern. Die Reihe dieser kulturgeschichtlich hochinteressanten Werke ist jetzt um ein neues vermehrt worden, in welchem der bekannte Berliner Astronom und Fachschriftsteller Bruno S. Bürgel eine Jugendbeichte — von einer Lebensbeichte kann man bei dem Vierundvierzigjährigen wohl noch nicht reden — ablegt.

Bürgel ist nicht der erste beste. Sein tiefes Wissen und seine volkstümlich gewandte Feder haben ihm schon seit langem einen guten Namen in der Reihe der populärwissenschaftlichen Schriftsteller gesichert. Wie Bölsche das Naturerkennen im breitesten Rahmen der großen Masse näherbrachte, so wirkte und wirkt Bürgel, ein Schüler M. Wilhelm Meyers, der in der Berliner Urania eines der musterhältigsten, volkstümlichsten wissenschaftlichen Institute der Welt ins Leben rief, für die Ausbreitung astronomischen Verstehens. Aber nicht daran allein ist Bürgels Bedeutung zu messen. Sein Werdegang ist es in erster Linie, der ihn jedem vorurteilsfrei denkenden Menschen, besonders aber dem denkenden und strebenden Arbeiter interessant macht. Denn Bürgel ist einer von denen, die ihren Weg »von unten auf« genommen. Seine Jugendjahre verlebte er in einem nördlichen Vorort Berlins, wo er die Dorfschule besuchte. Seine Stiefelkern, die ihn großzogen, waren ehrfame Schustersleute. Schon für das auf den Kartoffelfeldern des Heimatdorfes gern herumsehende Kind hat die geheimnisvolle Unermesslichkeit des Firmaments etwas überaus Anziehendes. Ein heruntergekommener

Mathematiker nährt diese Neigungen und gibt dem wissensdurstigen Knaben allerlei Belehrungen. Die Schulzeit geht zu Ende. Der gern »die Sterne studieren will«, muß auf den Schusterschemel. Lange hält er es dort freilich nicht aus. Der Reihe nach versucht er es in einer Buchdruckerei, in einer Schraubensfabrik, in einer Glasflaschenfabrik, in einer Lugaspapierfabrik. Aber die Sterne und die Bücher haben es ihm nun einmal angetan. Er bildet sich selbst und trägt seine Berechnungen und Forschungen dem Astronomen Meyer vor. Der interessiert sich für ihn und verschafft ihm eine kleine Stellung an der Urania, die ihm immer mehr fachgemäße Fortbildung ermöglicht, ihm wachsende Anerkennung in astronomischen Kreisen zollt und schließlich den Weg zu erfolgreicher schriftstellerischer Tätigkeit eröffnet.

Diesem äußeren Lebensgang Bürgels läuft ein innerer parallel. Der zeigt uns den Menschen. Unter Arbeitern lebend, selbst ein Arbeiter, lernt er die Vorzüge und Fehler seiner Klassengenossen kennen, sieht er die furchtbaren Verwüstungen, die der Alkohol unter ihnen anrichtet, leidet er unter der politischen Knechtung, die das Sozialistengesetz und die diesem folgenden Jahre der Polizeischikane dem klassenbewußten Proletariat aufzwingen. Bürgel wird Sozialdemokrat. Er bleibt es während der ganzen Jahre seines persönlichen Aufstiegs, bleibt es im Kriege, den er zunächst als gewöhnlicher Soldat mitmacht und aus dem er schließlich als Offizier ausscheidet, und bleibt es in der Revolution. Sein unentwegtes Bekenntnis zum Sozialismus, seine hohe sittliche Auffassung von Menschenwürde, Recht und Pflicht gehören zu den schönsten Stellen seines Buches.

Es kann bei der Federgewandtheit Bürgels als etwas Selbstverständliches angenommen werden, daß seine Lebensgeschichte auch in stilistischer und literarischer Hinsicht sich einwandfrei gibt. Es ist deshalb ebenso zu wünschen, daß dieses hochbeachtenswerte Buch in recht zahlreiche Arbeiterhände gelangt, die aus ihm vieles, sehr vieles lernen können, wie es bedauerlich ist, daß gerade derartige Schriften sich unsere Parteiverlage aus den Fingern gehen lassen und sie bürgerlichen Verlegern überlassen. L. L.

Robert Jacques, *Landmann Hal*. Berlin, Verlag S. Fischer. 286 Seiten.
Preis broschiert 5 Mark.

Jacques hat die Flucht des kulturmüden Europäers schon einmal in seinem Roman »Piraths Insel« behandelt. Dort umfloß die Abenteuer jenes Peter Pirath nicht die atmende Lebensnähe, die etwa Laurids Bruuns idyllisch-schmerzliches Buch von »Van Jaentens glücklicher Zeit« so schön macht, und es fehlte auch die einer tieferen Erkenntnis entspringende Überlegenheit, mit der Laurids Bruun in der köstlichen »Insel der Verheißung« seine Van Jaenten-Romantik selbst ironisiert. In Jacques' Roman vollzogen sich heißere Abenteuer, und das Buch lebte stärker in der bilderflirrenden Welt des Films als in der innerlich ruhigeren Welt dichterischen Erlebens. Dieses Buch vom Landmann Hal, der ein jenem Pirath wesenverwandter Schiffbrüchiger des zwanzigsten Jahrhunderts ist, hat diese Stille größerer Tiefe. Streckenweise verliert er sich allerdings in uferlosen Reflexionen, aber mittendrin sind Bilder von überraschend eindringlicher Kraft des Erlebens. Vor allem dann, wenn dieser Hal von den Tieren spricht, mit denen er lebt, zeichnet der Dichter Lebensbilder, die jedes für sich als kleine Kunstwerke bestehen. Stücke wie »Rabes Tod«, »Glucke Zornebalz« und »Mutter Letta« liest man, um sich ihrer immer wieder zu erinnern. Sie erziehen geradezu zum »Sehen« in jenem weiteren Sinne, in dem »Sehen« zum Erleben wird. Und allein schon dieser Lebensbilder wegen, die die Seele des Seins erfassen, darf das Buch in jeder Arbeiterbibliothek stehen. E. H.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 17

Ausgegeben am 23. Januar 1920

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Valutaelend und planmäßige Wirtschaftsorganisation

Von Heinrich Cunow

Die am 10. Januar in Paris vollzogene Ratifizierung des am 28. Juni vorigen Jahres in Versailles unterzeichneten Friedensvertrags hat trotz der bestimmten Zusicherung alsbaldiger Heimsendung der noch in Frankreich befindlichen Kriegsgefangenen deutscher Nationalität in Deutschland kein freudiges Echo gefunden. Die meisten Zeitungen haben es zwar für ihre journalistische Pflicht gehalten, über die endlich nach langem Hoffen und Harren erfolgte Ratifikation einen Leitartikel zu bringen und in diesen einige schöne Redensarten über angeblich in der deutschen Bevölkerung neu erwachte Hoffnungen auf die »Segnungen des Friedens« einzuflechten; aber diese Redensarten klangen meist so erquält und geschraubt, daß jeder, der die journalistische Routine kennt, sich sofort sagte: »Die Verfasser glauben selbst nicht an ihre Verheißungen, sondern folgen nur einem Gebot der Stimmungsmache.«

Frieden, Frieden! — aber welcher Frieden? Ein Frieden der Schmach und des Elends, der das deutsche Volk völlig verklärt und es, obgleich zermürbt und aus schweren Kriegswunden blutend, in eine harte Fron hineinzwingt, indem er ihm materielle Lasten aufbürdet, wie sie bisher niemals, soweit die geschriebene Geschichte zurückreicht, einem Kulturvolk auferlegt worden sind — geradezu eine Parodie auf die noch vor Jahresfrist von manchen Ideologen verkündete Weisheit: seien auch die Waffenstillstandsbedingungen recht hart, so würden doch die Friedensbedingungen schließlich um so milder ausfallen, denn die großen westlichen Demokratien hätten, nachdem der deutsche Militarismus gestürzt wäre, nicht das geringste Interesse daran, das deutsche Volk in einen Gemütszustand zu versetzen, der notwendig in ihm bittere Rachegefühle wecken müsse — und sollte die Entente-Bourgeoisie nicht aus eigenem solches Verständnis aufzubringen vermögen, so würde sicherlich der gewaltige Protestschrei des in der Internationale organisierten Proletariats die Ententestaaten zum Maßhalten bei ihren Forderungen nötigen.

Bisher hat sich von solchem Maßhalten nichts gezeigt. Die Aussichten, daß jetzt nach der erfolgten Ratifikation eine allmähliche Rückkehr zu den »Segnungen des Friedens« eintreten wird, sind denn auch sehr gering, mag immerhin in einigen Wirtschaftszweigen sich eine gewisse Wiederbelebung des Geschäfts zeigen; denn diese Besserungen der Wirtschaftslage werden mehr als ausgeglichen durch die dem Deutschen Reich aufgezwungenen, im Friedensvertrag festgesetzten Verpflichtungen, zunächst die Entrichtung der als vorläufige Anzahlung auf das Wiedergutmachungskonto geforderten 100 Milliarden in Gold (nach heutigem Wechselkurs ungefähr 1100 Milliarden in Papiergeld) — Verpflichtungen, die Deutsch-

land in seiner jetzigen Wirtschaftsverfassung beim besten Willen nicht zu leisten vermag und deren Erfüllung doch die immer mehr unter Frankreichs Führung geratene Entente mit allen Druckmitteln zu erpressen suchen wird.

Von der Hoffnung einiger optimistischer Wirtschaftspolitiker, die Friedensratifizierung werde günstig auf den Stand der deutschen Valuta einwirken, hat sich denn auch nichts erfüllt; im Gegenteil steht heute der Wert der deutschen Papiermark im zwischenstaatlichen Verkehr noch um über 100 Prozent tiefer als vor ungefähr vier Monaten. Mitte September vorigen Jahres galt immerhin die Reichsmark noch 18½ Centime in der Schweiz, heute kaum noch die Hälfte dieses Satzes. Im Durchschnitt hat, wenn man die wichtigsten Kursnotierungen an den Börsenplätzen der neutralen Auslandsstaaten zugrunde legt, die Mark im internationalen Verkehr nur noch ungefähr den elften Teil ihres einstigen Wertes. Damit haben zwar die deutschen Reichsbanknoten noch nicht ganz den Tiefstand der französischen Assignaten erreicht, die 1796 nur noch ein Hundertstel ihres Nominalwertes galten; aber die Reichsmark befindet sich auf dem besten Wege, dem Beispiel der Assignaten zu folgen. Und leider besteht wenig Aussicht, daß die Bewertung der Mark im internationalen Verkehr sich in nächster Zeit heben wird, liegt doch der Schwerpunkt der Preisgestaltung längst nicht mehr im Inland, sondern im Ausland, das infolge der großen Warenkäufe für deutsche Rechnung und der deutschen Kapitalflucht heute vielleicht schon 70 Prozent des gesamten deutschen Papiergeldes besitzt, also mit einem Riesenangebot von deutschen Banknoten, Kassenscheinen usw. aufzuwarten vermag, dem keine erhebliche Nachfrage gegenübersteht.

Eine Hebung des Kurswertes unseres Papiergeldes wäre nur durch eine Änderung dieses Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage möglich, das heißt durch eine Verringerung des Angebots und Vermehrung der Nachfrage, zum Beispiel durch eine erhebliche Einschränkung unserer Wareneinkäufe im Ausland und eine wesentliche Vermehrung unseres Warenexports. Ist darauf aber in nächster Zeit zu rechnen? Noch immer dauert der Import von Waren aller Art, nötigen und überflüssigen, aus dem Ausland an, zumeist über die Westgrenze oder richtiger über das besetzte linksrheinische Gebiet — eine Masseneinfuhr, die nur zum kleinsten Teil mit Waren bezahlt oder auf langfristigen Kredit gekauft wird, sondern für die zumeist als Zahlung, Zug um Zug, deutsche Noten hinausgegeben werden. Die Folge ist selbstverständlich eine immer größere Anhäufung deutschen Papiergeldes in fremden Händen.

Leider ist auf eine wesentliche Änderung kaum in nächster Zukunft zu rechnen; denn wir sind vorerst noch auf beträchtliche ausländische Zufuhren von Nahrungsmitteln und Rohstoffen angewiesen, und zudem wird eine wirkliche Verhinderung des Imports von überflüssigen Luxuswaren aus den vom Feinde besetzten westlichen Gebieten sich kaum durchführen lassen, da Franzosen, Engländer und Belgier gar kein Interesse daran haben, solchem Zweck dienende Absperrungs- und Kontrollmaßnahmen der deutschen Behörden zu unterstützen und ihren Handelskreisen die günstige Gelegenheit zu nehmen, profitable Exportgeschäfte nach Deutschland zu machen.

Freilich ein Mittel gäbe es wohl, den Zustrom ausländischer Luxuswaren zu verringern, nämlich das, die Kaufkraft der deutschen Bevölkerung für derartige Erzeugnisse herabzudrücken, das heißt durch Erhebung

hoher Steuern sowie Herabsetzung der Profite, Gehälter und Löhne die Wertsumme zu ermäßigen, die dem einzelnen Konsumenten zum Einkauf von mehr oder minder überflüssigen Waren zur Verfügung steht. Aber sind derartige Maßnahmen unter den heutigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen von der jetzigen Volksregierung durchführbar?

Auch das Mittel, den Kurswert der deutschen Reichsmark an den Auslandsbörsen durch die Aufnahme einer großen Auslandsanleihe zu heben, die einen beträchtlichen Teil des schwimmenden Notenmaterials aus dem ausländischen Markt herausnimmt oder wenigstens auf längere Zeit »bindet«, das heißt vom Markt fernhält, versagt heute. Denn die Aufnahme einer solchen Anleihe setzt eine Hilfsbereitschaft der fremden Regierungen und Finanzgruppen voraus, vor allem der amerikanischen Bankfinanz, die heute noch nicht vorhanden ist und auch kaum so lange vorhanden sein wird, als nicht diese Finanz das Vertrauen gewonnen hat, daß die heutige Staats- und Regierungsform des Deutschen Reichs auf gesichertem festen Fundament ruht und eine allmähliche wirtschaftliche Gesundung des deutschen Wirtschaftskörpers garantiert, also bis die Gefahr des Zurmachtgelangens der kommunistisch-unabhängigen Parteigruppen und der Durchsetzung ihrer politischen und wirtschaftlichen Forderungen als überwunden gelten kann. Solange diese Garantie nicht gegeben ist, wird sich die ausländische Finanz nicht zur Hergabe großer Geldmittel verstehen, und kleine Auslandsanleihen, die nicht einen beträchtlichen Teil des in fremden Händen befindlichen deutschen Notenmaterials dem zwischenstaatlichen Geldverkehr entziehen, vermögen keinen erheblichen und nachhaltigen Einfluß auf den Valutastand auszuüben.

Da dieses Vertrauen in die politische Stabilität und die baldige Besserung der deutschen Wirtschaftsverhältnisse in den ausländischen Kapitalistenkreisen fehlt, bleibt auch der Versuch ohne Wirkung, die ausländischen Warenlieferanten und Banken zur Gewährung umfangreicher langfristiger Kredite zu bewegen oder die fremden Valutaspekulanten zum Ankauf und zur Hinlegung großer Massen deutscher Reichsbanknoten zu veranlassen. Solange derartige Vorfälle wie die blutigen Demonstrationen vor dem Reichstagsgebäude in Berlin am 13. Januar möglich sind, verspüren natürlich die ausländischen Valutaspekulanten wenig Neigung, einen ansehnlichen Teil ihres Kapitals in deutschem Papiergeld anzulegen. Sie wollen natürlich Gewinnchancen, eine gewisse Aussicht auf ein baldiges Wiederaufsteigen des Kurswerts der Noten haben. Es ist daher auch etwas ganz Selbstverständliches, daß die ausländischen Börsen jedesmal auf den Ausbruch neuer großer Generalstreiks oder Unruhen in Deutschland mit neuen Kursstürzen der deutschen Reichsmark antworten, denn die verängstigten auswärtigen Besitzer deutschen Papiergeldes suchen alsbald ihre Scheine loszuwerden und verstärken dadurch das Angebot.

Erschwert wird die Valutakrise für Deutschland noch dadurch, daß infolge der durch den Krieg hervorgerufenen Abgeschlossenheit seines Wirtschaftskreises sowie des zur Aufrechterhaltung der Ernährung seiner Bevölkerung durchgeführten Rationierungssystems mit Festsetzung von Höchstpreisen ein Ausgleich des ausländischen Wechselkurses mit der Kaufkraft des Papiergelds im deutschen Inland nicht stattgefunden hat, demnach der Wechselkurs der maßgebenden Auslandsstaaten nicht der genaue Ausdruck

des inländischen Geldstandes ist. Mit anderen Worten: Die Preise eines ansehnlichen Teiles der in Deutschland selbst erzeugten Bedarfsartikel haben sich nicht den sogenannten Weltmarktpreisen, gemessen am Kurswert der deutschen Valuta, anzupassen vermocht, sondern bleiben beträchtlich unter den Auslandspreisen zurück, oder, wie man auch sagen kann, die Entwertung des deutschen Papiergelds im inländischen und ausländischen Verkehr ist eine ungleichmäßige. Im ganzen hat eine beträchtliche Überwertung der fremden Valuta stattgefunden. Weil im Verkehr mit dem Ausland die Mark nur noch ungefähr den elften Teil ihres früheren Wertes hat, deshalb sind noch keineswegs auch alle Warenpreise auf dem inländischen Markt, alle Löhne, Gehälter, Einkommen usw. um das Elfsache gestiegen. Der Beamte und Angestellte, der früher 3000 Mark Gehalt bezog, erhält nun nicht 33 000, und er zahlt auch nur für die Waren, die aus dem Ausland bezogen werden müssen, ungefähr das Elfsache der Preise, den er, falls noch der frühere Kurswert bestände, zahlen müßte, nicht für die Waren, die in Deutschland selbst hergestellt werden, zum Beispiel nicht für die meisten rationierten Waren, nicht für die Wohnung, nicht für alle in Deutschland erzeugten Gemüse, für Bücher, für Zeitungen usw.

Durch diese größere Entwertung der Mark auf dem Auslands- als auf dem Inlandsmarkt erwachsen dem deutschen Wirtschaftsleben große Nachteile. Zum Beispiel muß Deutschland die aus dem Ausland bezogenen fremden Rohstoffe im Verhältnis viel höher bezahlen als seine Konkurrenten, als Amerika, England, Frankreich, die Schweiz usw. Gesezt zum Beispiel ein Pfund Baumwolle koste in New York 35 Cent, dann würde der Züricher Importeur in New York dafür zurzeit nur ungefähr 1,96 Franken, der Bremer aber über 15 Mark zu zahlen haben. Andererseits erleichtert der Tiefstand der Valuta die Ausfuhr. Er wirkt als Exportprämie. Während der Hamburger Exporteur beispielsweise für irgendeinen Exportartikel in Hamburg 100 Mark zahlen muß, zahlt der Stockholmer für denselben Gegenstand nur ungefähr $9\frac{1}{2}$ Kronen; aber dieses Mißverhältnis hat für ein derartig von Waren entblößtes Land wie Deutschland die Gefahr, daß die in ihm erzeugten Waren, die es selbst nötig gebraucht, in das Ausland verschleudert werden, und zwar auf Kosten des deutschen Volkswohlstandes zu Preisen, die weit unter dem üblichen Auslandspreis stehen, die also nichts anderes als ein Geschenk an den ausländischen Importeur und seine Abnehmer bedeuten. Ein richtiger **A u s v e r k a u f** deutscher Warenbestände zu »herabgesetzten Preisen«.

Ein zweiter Nachteil ist, daß die fremden Kapitalisten sich in den Stand gesetzt sehen, deutsche Wertpapiere, wie deutsche Anleihenpapiere, Aktien, Obligationen usw., zu ganz billigen Preisen anzukaufen und sich dadurch für ein Spottgeld in den Besitz wertvoller deutscher Industrieunternehmungen zu setzen. Nehmen wir zum Beispiel an, das Aktienkapital eines großen Hüttenwerks betrage 10 Millionen Mark und die Aktien würden an der Börse zu 150 Prozent gehandelt, so vermag ein Amerikaner bei einem New Yorker Wechselkurs von 9 Dollar pro 400 Mark das ganze Hüttenwerk für 337 500 Dollar zu erwerben oder sich für ungefähr die Hälfte dieser Summe, die nach heutigen amerikanischen Begriffen eine Bagatelle ist, durch Ankauf der Aktienmajorität ein entscheidendes Verfügungsrecht über das betreffende Werk zu sichern. Bekanntlich haben denn auch in letzter

Zeit ausländische, vor allem amerikanische Kapitalisten massenhaft deutsche Industrieaktien angekauft, ja es ist bereits so weit gekommen, daß sie, nachdem sie deutsche Werke angekauft, diese stillgelegt und die maschinellen Einrichtungen ins Ausland entführt haben. Eine gewisse maßvolle Beteiligung fremden Kapitals an deutschen Industrieunternehmungen kann uns in der jetzigen wirtschaftlichen Notlage nur erwünscht sein, denn damit gewinnt das fremde Kapital ein Interesse daran, daß die deutsche Industrie nicht zugrunde gerichtet wird; aber diese Beteiligung darf nicht einen Umfang annehmen, die zur Stellung der deutschen Werke unter das Diktat des Auslandskapitals und zum glatten Abfluß des in diesen Werken erzielten Unternehmergewinns nach dem Ausland führt.

Dem deutschen Reichswirtschaftsministerium kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß es, wie der Massensucht des deutschen Kapitals ins Ausland, so auch der Entwicklung dieser Zustände allzulange tatenlos zugehört und erst vor kurzem, als die Mißstände immer ärger wurden, sich zum Eingreifen entschlossen hat — und auch jetzt wieder nur in einer Weise, die nicht ausreicht, der Benachteiligung der deutschen Wirtschaft durch das Mißverhältnis zwischen Inlands- und Auslandspreisen zu wehren. Während bisher der deutschen Industrie überlassen blieb, wie weit sie auf die von ihr ins Ausland verkauften Waren sogenannte Valutaaufschläge erheben wollte, stellt die jüngst vom Volkswirtschaftsausschuß der Nationalversammlung verabschiedete Verordnung zur Regelung des Außenhandels die Warenausfuhr unter die Kontrolle der schon in einigen Industriezweigen vorhandenen, in anderen geplanten Außenhandelsstellen und ermächtigt diese, bestimmte Exportpreise für die ins Ausland gehenden Waren festzusetzen. Wer diese Preise nicht einhält, soll keine Ausfuhrerlaubnis erhalten. Der Mehrertrag, der aus dieser Preisnormierung, der Differenz zwischen Inlands- und Auslandspreisen, entspringt, soll teils den Exporteuren (Großhändlern oder Produzenten) zufließen, um diese zu veranlassen, ihren Export auszudehnen und das infolge der Valutaschwankungen mit den Geschäften verbundene Risiko zu übernehmen, teils soll er an die Reichskasse abgeführt und zur Erfüllung sozialpolitischer Aufgaben verwendet werden. Wie hoch diese von den einzelnen Industriezweigen zu entrichtende Abgabe bemessen werden soll, wird von Fall zu Fall je nach den Ausfuhrverhältnissen und der Art der zu der Ware verwendeten Rohstoffe, besonders ob ausländischen oder einheimischen Ursprungs, entschieden.

Soweit in den einzelnen Industriezweigen die Einrichtung von Außenhandelsstellen zurzeit unmöglich oder schwierig erscheint, sollen zum Ausgleich beim Übergang der im Inland hergestellten Waren über die Grenzen Ausfuhrzölle erhoben werden. Eine Maßnahme, die als eine Halbheit bezeichnet werden muß, da solche Ausfuhrzölle sich der bunten Mannigfaltigkeit der Absatzverhältnisse nicht nachgiebig anzupassen vermögen und notwendig rein schematisch ausfallen müssen, zumal eine eigentliche Differenzierung der Zollhöhe gegenüber den einzelnen Nachbarstaaten durch § 266 des Friedensvertrags, der den Ententestaaten die unbeschränkte Meistbegünstigung zusichert, ausgeschlossen ist. Als Notbehelf zur Ergänzung der Preisregelungstätigkeit der Außenhandelsstellen kann indessen die Einführung von Ausfuhrzöllen, soweit sie sich auf die zurzeit faktisch schwer organisierbaren Produktionszweige beschränkt, als berechtigt gelten.

Dagegen bleibt es noch immer den einzelnen Aktiengesellschaften überlassen, sich durch entsprechende Statutenänderungen gegen den Aufkauf ihrer Aktien durch das fremde Kapital zu sichern. Auch hier müßte durch Änderung des Aktiengesetzes und durch Errichtung von den Bedürfnissen der einzelnen Branchen entsprechenden, unter der Kontrolle der Regierung stehenden Treuhandgesellschaften oder nach dem System der amerikanischen »Holding«-Kompanien organisierten Finanztrusts dem Verschleiß der deutschen Industrie an das Ausland vorgebeugt werden.

Alle solche Maßnahmen vermögen indes die aus der Valutamisere der deutschen Industrie und dem deutschen Volkswohlstand drohende Gefahr nicht zu beseitigen. Das Ziel bleibt eine planmäßige Organisation der deutschen Industrie, eine Organisation in organisch sich aufbauenden, unter der Kontrolle des Staates stehenden Selbstverwaltungskörpern, an denen auch die Arbeiterschaft mitwirkt. In dieser Hinsicht stimme ich Wissells Ansicht von der Notwendigkeit einer sogenannten »Planwirtschaft« völlig zu, wenn ich auch in bezug auf verschiedene Einzelheiten anderer Ansicht bin. Wie sich immer mehr die Erkenntnis Bahn bricht, daß die planlose kapitalistische Wirtschaft, die Wirtschaft der freien Konkurrenz, durch die Entwicklung überholt ist, beweist am besten die Tatsache, daß auch die englischen Whitleyräte in letzter Zeit verschiedentlich mit Organisationsplänen hervorgetreten sind, in denen eine mehr oder minder umfassende Selbstverwaltung der englischen Industrie unter Mitwirkung der Arbeiter gefordert wird. Weit mehr noch als England ist aber Deutschland in seiner heutigen traurigen Wirtschaftslage auf eine alle Produktivkräfte zusammenfassende Organisation angewiesen. Ist solche Organisation auch nicht der Sozialismus selbst, so doch eine Vorstufe für seine spätere Durchführung.

Das Problem der Akkordarbeit

Von Dr. Ludwig Quessel

(Schluß)

II

4. Die Ausbreitung des Stücklohns in England

Die objektive, durch Schlagworte ungetrübte Stellungnahme der englischen Gewerkschaften zu der Frage des Stücklohns hat dazu geführt, daß vor dem Kriege nicht weniger als 49 Gewerkschaftsvereine mit 570 000 Mitgliedern den Unternehmern gegenüber auf Stücklohn bestanden. Es waren dies folgende Gewerkschaften:

1. Gewerkschaften, die auf Stücklohn bestehen:

Kohlenbergleute (Föderation Durham, Northumberland, South Wales, Forest of Dean, West Bromwich) . . .	322 000	Feilenschneider	1 700
Eisenerzbergleute von Cleveland . . .	3 700	Drahtzieher	1 600
Baumwollspinner	18 250	Stahlschmelzer	2 400
Baumwollweber	83 600	Zinnwalzwerker	6 000
Spitzenarbeiter	3 500	Töpfer	1 350
Schneider	19 500	Teppichweber	1 400
Stiefel- und Schuharbeiter	48 300	Strumpfwirker	3 900
Eisenarbeiter	6 700	Filzbutarbeiter	3 150
Flintglasarbeiter	2 150	Zigarrenarbeiter	1 250
Glasflaschenarbeiter	2 450	Gerber	1 100
		Sechzehn andere Gesellschaften . . .	39 000
		49 Gewerkschaften	573 000

Aus obiger Tabelle geht hervor, daß 573 000 Gewerkschaftler in England Gegner des Zeitlohns sind. Es bleibt zu prüfen, welche Gründe sie zu dieser Haltung dem Zeitlohn gegenüber bestimmten. Wir greifen aus der langen Liste der dem Zeitlohn feindlich gesinnten Gewerksvereine drei Organisationen heraus, um genauer feststellen zu können, was sie dazu veranlaßt hat, den Zeitlohn als mit den Interessen ihrer Mitglieder unvereinbar anzusehen.

Die Kohlenbergleute gehen von der Grundanschauung aus, daß Zeitlohn unbedingt eine Kontrolle der Arbeitsleistung notwendig macht. Findet diese nicht statt, so wird die Arbeitsleistung so tief sinken, daß das Gewerbe Gefahr läuft, der ausländischen Konkurrenz zu erliegen. In ihrem Gewerbe, so sagen sie, sei aber die Beaufsichtigung der in den Gängen und Gruben in kleinen Kolonnen zerstreuten Häuer durch Vorarbeiter oder Aufseher auf ihre Arbeitsleistung hin technisch unmöglich. Infolgedessen bleibe den Grubenbesitzern gar nichts anderes übrig, als entweder die einzelnen Teile der Arbeit an Zwischenmeister oder Teilunternehmer zu verpacken oder die Arbeit an die Arbeiter selbst im Gruppenakkord zu vergeben. Von dem Zwischenmeistersystem (butty-system) wollen die Kohlenbergleute aber nichts wissen; dieses System, obwohl bei ihm die Arbeiter vom Zwischenmeister Zeitlohn erhalten, verabscheuen sie wie die Pest. Sie wissen aus langer Erfahrung, daß ein solcher butty-master das Tempo seiner Zeitlohnarbeiter so sehr zu beschleunigen versteht, daß ihre Gesundheit in wenigen Jahren verbraucht wird. Deshalb treten sie für den Gruppenakkord ein, bei dem eine Steigerung des Arbeitstempos über das normale Maß hinaus nicht zu befürchten ist, weil kein Mitglied der Kolonne ein Interesse daran hat, das Tempo der Arbeit ungebührlich zu beschleunigen. Das Zeitlohnsystem lehnen die englischen Bergarbeiter also wesentlich aus dem Grund ab, weil es, ohne Aufsicht durch Zwischenmeister gehandhabt, zum Ruin des britischen Kohlenbergbaus führen müßte. Ihrer Ansicht nach ist das Pflichtgefühl bei den meisten Menschen noch zu schwach entwickelt, um die Kontrolle der Arbeitsleistung überflüssig zu machen. Zeitlohn im Bergbau, so sagen sie, führe zu einer katastrophalen Senkung der Arbeitsleistung, weil hier eine Kontrolle der Zeitlohnarbeiter technisch ausgeschlossen sei. Wollte man aber beim Zeitlohn eine Kontrolle der Arbeitsleistung zur Geltung bringen, so wäre dies nur im Wege des Zwischenmeistersystems möglich, das sie jedoch grundsätzlich verwerfen. Die englischen Kohlenbergleute stehen daher zum tariflich geregelten Gruppenakkord (Bedingelohn), bei dem jeder Arbeiter der Kolonne den anderen auf seine Arbeitsleistung hin kontrolliert, ohne daß der eine zum Antreiber des anderen wird.

Die Baumwollspinner sind ebenso entschiedene Gegner des Zeitlohns wie die Kohlenbergarbeiter, obwohl in ihrem Gewerbe die Dinge ganz anders liegen. Die Arbeit des Baumwollspinners wird schwerer je nach der Schnelligkeit, mit der die Maschine arbeitet. Der Zeitlohn ist deshalb für den Unternehmer ein unwiderstehlicher Anreiz, die Maschinen immer schneller laufen zu lassen, um eine möglichst große Leistung aus seinen Spinnern herauszuholen. Nur durch Stücklöhne vermochten sich die englischen Baumwollspinner wirksam dagegen zu schützen, daß ihnen der Unternehmer mehr Arbeit abzwang, ohne ihnen dafür einen entsprechenden Lohn zu zahlen. Beim Stücklohn ist der Baumwollspinner sicher, daß der Lohn im Verhält-

nis zu seiner Anstrengung steht, während er sich beim Zeitlohn wehrlos dem Profitstreben des Unternehmers preisgegeben fühlt.

Ganz anders sind wieder die Motive, die die englischen Schneider dazu bewegen, den Zeitlohn abzulehnen. Der Krebschaden des englischen Schneidergewerbes ist die Heimindustrie (Verlagssystem). Ihr Ziel ist darauf gerichtet, das Verlagssystem im Schneidergewerbe, bei welchem die Konfektions- und Garderobengeschäfte die Arbeit an Detailarbeiter (Rock-, Westen-, Hofenschneider) im Meisterakkord vergeben, durch das Manufakturssystem zu ersetzen, bei dem die Detailarbeiter in großen Fabrikationsgebäuden vereinigt sind. Wenn die Schneider, die in den Großwerkstätten der Konfektionsfirmen beschäftigt sind, nur gegen Zeitlohn arbeiten wollten, so wäre eine erhebliche Minderung der Arbeitsleistung zu befürchten. Die Schneider wissen nun, daß jede Minderung der Arbeitsleistung dazu führen würde, die Konfektionsfirmen, die jetzt ihre Erzeugnisse in eigenen Werkstätten herstellen lassen, zur Rückkehr zum Verlagssystem (Heimindustrie) zu veranlassen. Der Zeitlohn im Schneidergewerbe würde also die Folge zeitigen, daß die Arbeit der Konfektionsfirmen an Hausindustrielle vergeben werden würde, die in den Großstädten Englands vielfach gar nicht Engländer, sondern russische Juden sind, bei denen das Schweifreibersystem zu einer entsetzlich niedrigen Lebenshaltung geführt hat. Wollen die englischen Schneider sich ihr Arbeitsgebiet erhalten, so müssen sie wohl oder übel für den Stücklohn eintreten, weil nur dieser eine Arbeitsleistung verbürgt, die ausreichend ist, einerseits der deutschen Konkurrenz und andererseits dem Verlagssystem (Heimindustrie) die Spitze zu bieten.

Neben den angeführten Gewerkvereinen, die auf Stücklohn bestehen, gab es in England vor dem Kriege noch 24 Gewerkschaften, die sowohl Stücklohn wie Zeitlohn bereitwillig anerkannten. Es waren dies folgende Gewerkvereine:

II. Gewerkvereine, die in verschiedenen Abteilungen

sowohl Stücklohn wie Zeitlohn bereitwillig anerkennen:

Kesselschmiede	39 650	Seher	31 000
Schiffbauer	13 750	Buchbinder (zwei Vereine) . . .	4 350
Messingarbeiter	5 100	Böttcher	6 000
Grobschmiede	2 350	Schreiner (drei Vereine) . . .	7 100
Segelmacher	1 250	Sechs andere Vereine	6 100
Spindelmacher	1 150		
Kardierraumarbeiter	22 200	24 Gewerkvereine	140 000

Eine Jahrzehnte umfassende Erfahrung hat obige Gewerkschaften zu der Erkenntnis geführt, daß es für ihre Mitglieder vorteilhaft ist, neben dem Reichstarif für Zeitlohn auch einen solchen für Stücklohn aufzustellen. Beide Lohnformen haben ihrer Meinung nach ihre Vorzüge, aber auch ihre Nachteile, so daß die Arbeiter es ruhig den Unternehmern freistellen können, für welche Form des Arbeitslohns sie sich entscheiden wollen. Besonders Beachtung verdienen die Stücklohnlisten der Buchdrucker, die als ein Schulbeispiel erfolgreicher Gewerbegesetzgebung angesprochen werden können. Sie bilden ein umfangreiches Gesetzbuch, dessen einzelne Positionen mehr als 100 Druckseiten füllen. Mit der Verbreitung der Setzmaschinen ist das Buchdruckergewerbe zu einem überfüllten Gewerbe geworden, das schwer unter Arbeitslosigkeit zu leiden hat. Trotz der Überfüllung ihres Ge-

werbes haben aber die Buchdrucker sich nicht dazu entschließen können, den Reichstarif für Stücklohn außer Kraft zu setzen, obwohl sie sich nicht im unklaren darüber sind, daß überall da, wo ein Überangebot gelernter Arbeit vorhanden ist, die Akkordarbeit die Arbeitslosigkeit vermehrt. Wenn daher auch die Buchdrucker zurzeit die Ausbreitung der Akkordarbeit im allgemeinen nicht gern sehen, so sind sie doch weit entfernt davon, das Akkordlohnsystem ganz abschaffen zu wollen. Es muß übrigens auch betont werden, daß in den Gewerben, wo neben dem Reichstarif für Zeitlohn auch ein solcher für Stücklohn besteht, keineswegs der Stücklohn die allgemeine Form des Arbeitslohns geworden ist. Die Zahl der Unternehmer, die in ihrem eigenen kapitalistischen Interesse an dem Zeitlohn festhalten, ist in allen Gewerben und namentlich im Buchdruckergewerbe sehr groß. In der Regel ziehen diejenigen Unternehmer, die intensiv in ihrem Betrieb tätig sind und daher auch eine wirksame Kontrolle der Arbeitsleistung auszuüben vermögen, den Zeitlohn vor, während umgekehrt Unternehmer, die aus gesundheitlichen oder anderen Gründen ihrem Unternehmen nicht die ganze Arbeitskraft widmen können, dem Stücklohn den Vorzug geben, weil bei ihm die Notwendigkeit einer scharfen Kontrolle der Arbeitsleistung nicht in dem Maße vorhanden ist wie beim Zeitlohn. Die Arbeiterschaft in den Gewerben, wo sowohl der Zeit- wie der Stücklohn zulässig ist, sehen als Vorzug des Stücklohns den Umstand an, daß sie weniger kontrolliert werden und daher auch die Empfindung größerer Freiheit und Selbständigkeit im Produktionsprozeß haben. Neben diesem Vorzug psychischer Art bietet ihrer Meinung nach der Stücklohn, wenn er tarifmäßig geregelt ist, ihnen auch große materielle Vorteile, da die Erfahrung vieler Jahrzehnte keinen Zweifel daran läßt, daß bei Stücklohn das Jahreseinkommen der Arbeiter mindestens 25 Prozent höher sein kann als beim Zeitlohn, ohne daß die Produktionskosten deshalb höher sind. Vom Standpunkt der internationalen Konkurrenz, des Wettbewerbs auf dem Weltmarkt läßt also der Stücklohn eine höhere Entlohnung der Arbeiterschaft zu, ohne die Konkurrenzfähigkeit der betreffenden Industrien gegenüber dem Ausland zu gefährden.

Nicht verschwiegen darf freilich werden, daß es in England auch eine erhebliche Anzahl von Gewerkschaften gibt, die den Stücklohn verwerfen. Es sind dies 38 Gewerkschaften mit 290 000 Mitgliedern, und zwar Maschinenbauer, Eisengießer, Modellbauer, Messinggießer, Tischler, Steinmaurer, Backsteinmaurer, Stukkateure, Klempner, Steindrucker, Färber, Bäcker, Wagenbauer und 18 kleinere Gewerkschaften. Bei einem Teil von ihnen wäre die Einführung des Stücklohns überhaupt nur in Form des Zwischenmeisterakkords technisch möglich; allgemeine Entlohnung nach Stück könnte in ihrem Beruf überhaupt nicht in Frage kommen. So sind die Maurer gegen Stücklohnbezahlung unbedingt gesichert, weil bisher noch kein Unternehmer es unternommen hat, Stücklohnlisten für die Errichtung eines Rohbaues aufzustellen. Dagegen sind im Maurergewerbe Versuche gemacht worden, durch Zahlung von Stücklöhnen an die Zuträger die Arbeitsintensität nicht nur der Zuträger selbst, sondern auch der Maurer ungebührlich zu steigern. Die in Stücklohn arbeitenden Zuträger schleppten nämlich so viel Ziegel und Mörtel herbei, daß das Gerüst unter dem Maurer einzubrechen drohte, sofern letzterer nicht das Tempo seiner Arbeit

ganz gewaltig beschleunigte. Die Maurer sind daher gegen die Stücklohnbezahlung der Zuträger, weil diese, wenn sie im Akkord arbeiten, zu Schweißtreibern der Maurer werden. Bei den übrigen Gewerkvereinen, die auf Zeitlohn bestehen, liegen die Dinge meist so, daß die von ihnen zu verrichtende Arbeit viel zu mannigfaltig und veränderlich ist, um die Aufstellung feststehender Stücklohnlisten zu ermöglichen. Wo aber für jede einzelne Arbeit der Stücklohn erst zwischen Arbeitern und Werkmeistern mühselig vereinbart werden muß, schlägt die Akkordarbeit zumeist zum Schaden der Arbeiter aus. Es ist also im wesentlichen die technische Unmöglichkeit, Reichstarife für Akkordarbeit aufzustellen, die ein Drittel der englischen Gewerkschaften bestimmt, am Zeitlohn festzuhalten.

5. Stücklohn und Räteystem

Es scheint, daß angesichts der Vorliebe der deutschen Arbeiter für den Zeitlohn die deutschen Gewerkschaften der Aufstellung von Reichstarifen für Stücklohn weniger Aufmerksamkeit geschenkt haben als die englischen Gewerkvereine. Einen sorgfältig ausgearbeiteten Reichstarif für Stücklohn, der die Arbeiterschaft in jeder Beziehung vor Überdorteilungen schützt, haben in Deutschland eigentlich nur die Buchdrucker aufzuweisen. In allen anderen Gewerben haben die Stücklohnlisten mehr einen lokalen Charakter. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß in Deutschland das Stücklohnsystem weit größere Mängel aufweist als in England. Aufgabe der deutschen Gewerkschaften wird es sein, hier schärfer einzugreifen und den Abschluß von Reichstarifen für Stücklohn anzustreben. Bei der weitgehenden Spezialisierung der deutschen Industriebetriebe wird die Aufstellung von Reichstarifen für Stücklohn allerdings keine leichte Aufgabe sein und viel Zeit erfordern. Will man nun eine schnelle Steigerung der Arbeitsleistung durch Ausdehnung des Stücklohnsystems erzielen, so wird man es einstweilen allerdings bei den lokalen Stücklohntarifen bewenden lassen müssen. Diese werden aber gewiß sehr viele ihrer Mängel verlieren, wenn durch das Räteystem die Arbeiterschaft einen entscheidenden Einfluß auf die Stücklohnfestsetzung erlangt. Das Dogma, daß Akkordarbeit Mordarbeit sei, kann durch die Schaffung von Betriebsräten sehr wohl jede Bedeutung verlieren. Eine Aussprache mit Gewerkschaftsführern, die der Verfasser dieses Aufsatzes unlängst hatte, ergab als Resultat zwar einerseits eine allgemeine Abneigung gegen die Akkordarbeit bei den bestehenden Zuständen, andererseits aber auch den zuversichtlichen Glauben, daß es beim Räteystem sehr viel leichter sein werde, die Arbeiterschaft zur Leistung von Akkordarbeit im Interesse der Hebung der Produktivität der Arbeit zu veranlassen.

Daß die Arbeitsleistung durch Stücklöhne wesentlich sowohl im Interesse des einzelnen Arbeiters wie der Allgemeinheit gehoben werden kann, wird von einsichtigen Gewerkschaftsführern allgemein zugegeben. Es ist auch leicht, die Richtigkeit dieser Anschauung durch Beispiele zu erläutern. Im Januar 1919 betrug die tägliche Arbeitsleistung eines obereschlesischen Bergarbeiters 0,45 Tonnen, wofür er einen Zeitlohn von rund 15 Papiermark erhielt. Wenn nun durch Wiedereinführung des Gruppenakkords die Arbeitsleistung des einzelnen Kohlenbergmanns auf 0,84 Tonnen gesteigert werden könnte, so ließe sich der Geldlohn der Kohlenbergleute auf fast 30 Papiermark pro Tag steigern, ohne daß deshalb die Kohle für die Ver-

braucher feurer zu werden brauchte. Die 0,45 Tonnen Mehrleistung jedes einzelnen Arbeiters beim Stücklohn würden dem Arbeiter selbst eine Mehreinnahme von 15 Papiermark pro Tag sichern, für die Allgemeinheit aber würde die Mehrförderung von 0,45 Tonnen pro Mann ein ungeheurer Gewinn. Zahlreiche Betriebe, die jetzt wegen Kohlenmangels stilliegen, könnten wieder die Arbeit aufnehmen, womit die Arbeitslosigkeit auf ein geringes Maß zurückgeführt werden würde. Einzelwirtschaftlich wie volkswirtschaftlich stellt Akkordarbeit überall da einen großen Fortschritt vor, wo in ihrem Gefolge die Arbeitsleistung eine Erhöhung erfährt. Daß das Akkordsystem natürlich nicht überall anwendbar ist, daß es stellenweise von den Arbeitern auch mit Recht abgelehnt wird, ist schon bewiesen worden. Nicht zu verkennen ist aber, daß gerade diejenigen Mißstände des Akkordsystems, die bisher die tiefe Abneigung der deutschen Arbeiter gegen den Stücklohn begründeten, durch die politische und soziale Demokratie, durch Reichsgesgebung und Räteystem beseitigt werden können. Damit wären dann aber auch die Einwände gefallen, die man gegen den Stücklohn erheben konnte. Der gewissenhafte Forscher wird daher bei der Untersuchung der Frage, wie die Produktivität der deutschen Arbeit im Interesse der Allgemeinheit gesteigert werden könnte, es nicht unterlassen dürfen, auf den *t a r i f l i c h g e r e g e l t e n S t ü c k l o h n* als ein Mittel zur Erhöhung des Jahreseinkommens der Arbeiter und zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes der Massen eindringlich hinzuweisen.

Das niedere und mittlere landwirtschaftliche Fachschulwesen in Preußen

Von Dr. Fest

I

Die letzten Jahrzehnte haben auch in der Landwirtschaft einen mächtigen Aufschwung gebracht. Wissenschaftliche Forschung und Lehre sowie fleißige Arbeit in der Berufspraxis haben es dahin gebracht, daß in vielen landwirtschaftlichen Groß-, Mittel- und Kleinbetrieben der preussischen Landwirtschaft die Bewirtschaftung des Grund und Bodens einen hohen Grad der Vervollkommnung erreicht hat. Glänzendes Zeugnis von diesen Fortschritten legten die alljährlich von der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft veranstalteten Ausstellungen ab. So bot namentlich die letzte Wanderausstellung vor dem Kriege, die Schau in Hannover, ein prächtiges Bild davon, was auf den mannigfachen Gebieten des landwirtschaftlichen Gewerbes geleistet werden kann. Sie zeigte besonders, welche gewaltigen Fortschritte durch sachgemäße Belehrung, Anleitung und Führung auch die bäuerlichen Wirtschaften auf dem Gebiet des genossenschaftlichen Zusammenarbeitens machen können. Das bewiesen die statistischen Zusammenstellungen der Genossenschaftsverbände und die erfolgreichen, vielfach prämierten Ausstellungen der Herdbuchgenossenschaften.

Leider ist es aber immer nur noch ein wenn auch stetig wachsender Teil der Wirtschaften, welche in der Ausnutzung des Grund und Bodens den für ihre Verhältnisse höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit erreichen. Es muß dabei berücksichtigt werden, daß abgesehen von den

wenigen in Selbstverwaltung befindlichen Staats- und Kommunalbetrieben der Landbau privatwirtschaftlich betrieben wird, und daß es das Ziel der Privatwirtschaft ist, eine möglichst gute Verzinsung aller im Betrieb steckenden Kapitalien zu erreichen. Nur insoweit lassen sich privatwirtschaftlich Geldauswendungen für Meliorationen, Inventarien und Arbeit zur Steigerung der Naturalerträge rechtfertigen, als damit gleichzeitig eine Steigerung des Gesamtzinsenüberschusses über den landesüblichen Kapitalzins, das heißt eine Steigerung der Grundrente verbunden ist. Leider finden wir aber noch eine große Zahl von Wirtschaften, und zwar in allen Größenklassen, die bei weitem auch diesen privatwirtschaftlich gerechtfertigten Grad der Bodenausnutzung nicht erreichen. Das liegt zum Teil an den Besitz- und Vermögensverhältnissen. Der Besitzer kann sich leichter zu Meliorationen entschließen wie der Pächter, der die Wirtschaft nur verhältnismäßig kurze Zeit in Nutzung hat; ebenso der Mann, der seine Scholle in freiem Besitz hat, im Gegensatz zum Majoratsherrn, der unter Umständen damit rechnen muß, daß mit seinem Ableben der Besitz an eine andere Linie des Hauses übergeht. Vielfach fehlt es auch an dem nötigen Betriebskapital. Der Anerbe, der seine Geschwister hat auszahlen müssen und kapital schwach die Wirtschaft übernommen hat, ist nicht so in der Lage, die höchstmöglichen Aufwendungen zu machen wie der kapitalkräftige Berufsgenosse. Der Mangel an Kapital ist jedoch durchaus nicht allein der Grund dafür, daß so viele Wirtschaften hinter denen zurückgeblieben sind, die in der Ausnutzung ihres Grund und Bodens durch zweckmäßige Anwendung ihrer Betriebsmittel den Höhepunkt erreichten, indem sie sich die Fortschritte von Wissenschaft und Technik in hohem Grade zunutze machen. Wir finden, daß so manches Majorat, so manche Pachtung trotz des größeren Risikos für den Wirtschaftsinhaber viel intensiver und viel besser bewirtschaftet wird wie mancher nicht gebundene Privatbesitz. Es gibt eine große Menge von Betriebsleitern, welche die zu rechtfertigenden Aufwendungen trotz verfügbarer Geldmittel nicht machen oder die oft reichlichen Geldmittel an falscher Stelle anwenden und die vorhandenen Betriebsmittel nicht zweckmäßig ausnutzen, weil es ihnen an Wissen und Können mangelt und sie ohne ausreichende Vorbereitung an die heute keineswegs leichte Aufgabe der Betriebsleitung herangegangen sind.

Früher, als wir keine Ernährungsschwierigkeiten infolge Mangels an Nahrungsmitteln kannten, haben wir unser Augenmerk leider zu wenig auf die landwirtschaftliche Produktion gerichtet. Solange wir auf die Arbeit für den Weltmarkt und den Rohmaterial- und Warenbezug von ihm, auf den Waren- und Geldverkehr mit anderen Völkern angewiesen waren, und solange wir keine Ernährungsschwierigkeiten zu überwinden hatten, deckte sich ja auch die oben geschilderte privatwirtschaftliche Tendenz in hohem Grade mit dem volkswirtschaftlichen Bedürfnis. Die Höhe des privatwirtschaftlichen Zinsenüberschusses der landwirtschaftlichen Betriebe war ja neben anderen Faktoren in hohem Grade von dem Weltmarktpreis für die landwirtschaftlichen Produkte abhängig. Es wäre, abgesehen von der Sicherheit der Volksernährung, volkswirtschaftlich kaum zu rechtfertigen, Volksvermögen und Arbeitskraft noch dann im landwirtschaftlichen Betrieb anzuwenden, wenn man mit ihnen vorteilhafter andere Güter er-

zeugen kann, mit denen man den Fehlbedarf an Nahrungsmitteln billiger einzukaufen vermag.

Heute sind aber die Grenzen für eine Steigerung der Aufwendungen von Volksvermögen und Arbeit zur Erzielung landwirtschaftlicher Produkte viel weiter gesteckt wie vor dem verlorenen Kriege. Unsere traurige Lage zwingt uns, da uns die Rohstoffzufuhr sowohl für die Industrie wie die Landwirtschaft abgeschnitten ist, Kopf und Hand in höchstem Grad anzuspannen, um aus dem heimischen Grund und Boden an Gütern herauszuarbeiten, was nur irgend möglich ist. Daher ist auch heute der landwirtschaftliche Betrieb nicht mehr Sache eines einzelnen Berufsstandes, sondern Sache des ganzen deutschen Volkes. Wir können und dürfen nicht mehr mit ansehen, daß der mit unendlich vielen Opfern an Gut und Blut verleidigte Boden mangelhaft bewirtschaftet und unvollkommen genützt wird.

Es ist deshalb unser aller Aufgabe, danach zu streben, daß die vorhin dargelegten Hemmungsgründe für den Fortschritt in der landwirtschaftlichen Gütererzeugung beseitigt werden. Hier kann nicht meine Aufgabe sein, zu der interessanten Frage Stellung zu nehmen, ob die Landwirtschaft besser privatwirtschaftlich oder gemeinwirtschaftlich betrieben wird, oder darzulegen, in welcher Weise das Kreditbedürfnis vieler Landwirte befriedigt werden kann und muß. Eins müssen wir uns aber klar machen. Nämlich, daß, so unbestritten in vieler Hinsicht die Überlegenheit des Großbetriebs über den Kleinbetrieb ist, sich doch nicht alle Ländereien für den Großbetrieb eignen und viele Vorteile des Großbetriebs durch genossenschaftlichen Zusammenschluß der Kleinbetriebe ausgeglichen werden können. Wir werden daher für absehbare Zeiten mit einem Fortbestehen von Betriebsgrößen verschiedener Art nebeneinander zu rechnen haben. Mögen nun diese Wirtschaften privatwirtschaftlich oder gemeinwirtschaftlich betrieben werden, so müssen wir unter allen Umständen verlangen, daß die zu ihrer Einrichtung und Leitung berufenen Kräfte ihr Fach gründlich erlernt haben. Eine beschleunigte Förderung der landwirtschaftlichen Produktion erreichen wir durch eine ausgedehnte amtliche Wirtschaftsberatung der jetzt wirtschaftenden Generation und durch die Heranbildung tüchtiger Betriebsleiter für die nächste Zukunft, das heißt, wir müssen dafür sorgen, daß mindestens so viel gründlich ausgebildete Betriebsleiter für verschiedene Größenklassen da sind, wie Betriebe zu bewirtschaften sind. Wir müssen ferner weit mehr als bisher dahin streben, daß die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung von hierzu besonders befähigten Männern in ihrer Brauchbarkeit für die Praxis ausgewertet und auf die breiten Massen der landwirtschaftlichen Bevölkerung übertragen werden. Was nützt uns eine große Zahl gut ausgestatteter Forschungsstätten, wenn ihre Früchte nicht der Allgemeinheit zugute kommen!

Die landwirtschaftliche Berufsausbildung besteht aus einem praktischen und einem wissenschaftlichen (theoretischen) Teil. Zur praktischen Ausbildung gehört die gründliche Kenntnis und Fertigkeit in allen mechanischen Arbeiten, Maschinenbedienung und Gerätehandhabung, die Übung in der Anleitung und Beaufsichtigung der Arbeitsgenossen, in der Führung und Einrichtung des landwirtschaftlichen Betriebes. Mit Ausnahme bei den Landwirtschaftslehrern und landwirtschaftlichen Verwaltungsbeamten hat man meist schon genügend Wert auf die praktische Seite der Berufsaus-

bildung vom Landarbeiter bis zum Leiter von Großbetrieben gelegt. Anders mit der wissenschaftlichen Ausbildung; diese wird von vielen Groß- und Kleinlandwirten noch heute für überflüssig gehalten. Und doch geht es heute einmal nicht mehr ohne sie. Für alle, die im landwirtschaftlichen Betrieb arbeiten, geht es heute nicht ohne ein gewisses Maß von Kenntnissen der Naturvorgänge, der Dünge- und Füttermittel, des Pflanzen- und Tierkörpers, der Bodeneigenschaften, der Volkswirtschaft, der Rechts- und Handelskunde, der landwirtschaftlichen Technik und Wirtschaft. Es darf nicht heißen: »Praxis oder Theorie?«, sondern: »Gründliche Praxis und Theorie!«

Vielfach beruht die Abneigung gegen die Fachschulen darauf, daß sie nicht immer den Bedürfnissen der Praxis angepaßt sind, und daß der Lehrstoff den Schülern vielleicht auch nicht immer in ganz geeigneter Weise übermittelt wurde. Gerade die landwirtschaftlichen niederen und mittleren Fachschulen haben aber die Aufgabe, der großen Masse der Landwirte die für die Praxis ausgewerkelten Ergebnisse der Forschung und die in der Praxis gesammelten Erfahrungen zu übermitteln.

Die ländlichen Fortbildungsschulen

werden im allgemeinen nicht zu den landwirtschaftlichen Fachschulen gerechnet, weil an ihnen eigentliche Fachkenntnisse neuerdings kaum noch übermittelt werden. Trotzdem kann ich nicht umhin, sie hier wenigstens kurz zu behandeln, weil ich sie einmal als eine notwendige Vorstufe für die niederen Fachschulen halte und weil nur mit ihrer Hilfe schnell und umfassend landwirtschaftliche Fachkenntnisse auf die breiten Massen der vielen kleinen Grundbesitzer, Parzellenbewirtschafter und das große Heer der Landarbeiter übertragen werden können. Es wird in absehbarer Zeit nicht möglich sein, den Nachwuchs der genannten Kreise auf niederen Fachschulen zu unterrichten, weil viele von ihnen die Zeit zu dem Besuch einer landwirtschaftlichen Fachschule vorläufig nicht werden opfern können, und weil die Zahl dieser Schulen bei weitem nicht so weit wird ausgedehnt werden können, um diese jungen Leute aufzunehmen. Vielfach ist man der Ansicht, daß für die kleinen Landwirte und Landarbeiter eine theoretische Fachbildung nicht nötig sei, daß es vielmehr genüge, wenn die Landarbeiter nur ihre mechanischen Arbeiten ordentlich verrichten könnten und die Parzellenbesitzer das nachmachen, was ihnen an »glänzenden« Beispielen vom Großgrundbesitz gezeigt werde. Man fürchtet, daß durch die Fortbildungsschulen die jungen Leute vom Lande »fortgebildet« würden.

Diese Anschauungen sind heutzutage veraltet. Je intensiver der landwirtschaftliche Betrieb gestaltet wird, um so mehr braucht man zur Anwendung der modernen Betriebsmittel aufgeklärte Arbeitskräfte. Die Arbeit, die mit Einsicht in die Naturvorgänge und mit Überlegung ausgeführt wird, befriedigt den Arbeiter viel mehr, als wenn er ohne Verständnis stumpfsinnig ihm gegebene Befehle ausführt. Gerade die Landarbeit ist so vielseitig, abwechslungsreich und interessant wie kaum eine Arbeit in der Industrie. Wenn man von der Idiotisierung der Landarbeit spricht, so beweist man damit nur, daß man keine Ahnung von ihr hat. Nicht die Landarbeit wirkt verdummend. Wenn der kleine Landmann und der Landarbeiter vielfach nicht die geistige Gewandtheit des Industriearbeiters der großen Stadt aufweist, so liegt das meist an den noch sehr mangelhaften

Schulverhältnissen und an dem Fehlen jeglicher Fortbildungsmöglichkeit auf dem Lande. Die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer sind heute darauf angewiesen, miteinander durch Verhandlungen zu beiderseits befriedigenden Vereinbarungen zu kommen. Mit Arbeitern, die infolge besserer Ausbildung ein eigenes gesundes Urteil haben, läßt sich viel leichter verhandeln als mit solchen, denen diese Urteilsfähigkeit fehlt.

Es muß auch dem strebsamen jungen Landarbeitersöhne die Möglichkeit gegeben werden, in die besser bezahlten Aufseher- und Spezialarbeiterstellen aufrücken zu können, und es muß ferner die Möglichkeit geschaffen werden, daß die Befähigten unter ihnen aus der Fortbildungsschule auf die niedere Fachschule gelangen können, um dann je nach ihren Fähigkeiten weiterzukommen. Es erscheint mir daher notwendig, daß die jungen Leute vom vierzehnten bis siebzehnten Jahre, also drei Winter hindurch, die ländliche Fortbildungsschule besuchen müssen. Das läßt sich nur durch Einführung des allgemeinen Fortbildungsschulzwanges erreichen. Im Jahre 1913 waren erst 6775 ländliche Fortbildungsschulen in Preußen vorhanden, die von rund 112000 jungen Leuten besucht wurden. Viele Hunderttausende von Kindern kleiner Landwirte und Landarbeiter mußten mit dem Verlassen der Volksschule auf eine weitere Bildung verzichten. Man wirft den Fortbildungsschulen vor, daß Fachunterricht auch in bescheidenem Umfang an ihnen nicht erteilt werden könne, weil die Lehrkräfte fehlten, um auch nur das bescheidenste Maß solcher Kenntnisse zu übermitteln, und daher oft durch den Fachunterricht in der Fortbildungsschule nur falsche Vorstellungen erweckt würden. Man beschränkt deshalb den Unterricht in der Hauptsache auf Naturkunde, Wirtschafts- und Bürgerkunde. Er umfaßt drei Winter mit je zwanzig Wochen, je sechs Stunden. Statt nun einfach den Fachunterricht zu beseitigen, erscheint es heute unbedingt notwendig, die Fehlerquellen zu beseitigen und die ländlichen Fortbildungsschulen wieder in landwirtschaftliche Fortbildungsschulen umzuwandeln. Das kann geschehen durch ausreichende Vorbildung der Fortbildungsschullehrer, durch Anpassung des Lehrplans an die Bedürfnisse der betreffenden Gegend und durch Hebung der ländlichen Volksschule, damit die Fortbildungsschule vom Elementarunterricht entlastet wird. Erreicht wird dieses Ziel dadurch:

1. Daß die künftigen Landlehrer bereits auf den Seminaren ausreichende Fachkenntnisse von durchgebildeten Landwirtschaftslehrern übermitteln bekommen.

2. Daß der Leiter der niederen Fachschulen in gemeinsamer Arbeit mit den Fortbildungsschullehrern seines Bezirks und dem Kreis Schulinspektor für richtige Auswahl des Lehrstoffes sorgen hilft.

3. Daß er alljährlich gemeinsam mit dem Kreis Schulinspektor in mehrfältiger Konferenz die Fortbildungsschullehrer in den Fortschritten der Landwirtschaft unterrichtet.

4. Daß er die Fortbildungsschullehrer gelegentlich seiner Tätigkeit in den Gemeinden besucht und berät. Daß also der landwirtschaftliche Fortbildungsschulunterricht in hohem Grade dem Einfluß von Fachmännern unterworfen wird. Dann wird die landwirtschaftliche Fortbildungsschule in hohem Grade dazu beitragen, die landwirtschaftliche Produktion zu heben.

Die niederen landwirtschaftlichen Fachschulen

dienen in der Hauptsache der Ausbildung der künftigen Leiter von bäuerlichen Betrieben. In Preußen bestehen neben 11 Ackerbauschulen mit drei- bis viersemestrigem Lehrgang und teilweise auch praktischer Ausbildung 247 Winterschulen mit zweisemestrigem Lehrgang, insgesamt also 258 niedere landwirtschaftliche Fachschulen bei 392189 Betrieben von über 10 bis 100 Hektar, also eine Schule auf 1526 Betriebe. Es fehlen etwa noch 120 Schulen, um erreichen zu können, daß annähernd alle Leiter von Betrieben zwischen 10 bis 100 Hektar eine solche Schule besuchen können. Im letzten Friedensjahr (1913) besuchten 10811 Schüler die damals vorhandenen 251 Schulen, also entfiel ein Schüler auf 36 Betriebe von 10 bis 100 Hektar. Da in der Statistik sämtliche Schüler und nicht etwa nur die zur Entlassung kommenden, fertig ausgebildeten Schüler enthalten sind, so kommen mindestens 75 Betriebe auf einen fertig ausgebildeten Schüler. An den Ackerbauschulen machten von den insgesamt 31845 Schülern nur 14157 einen vollständigen Lehrgang durch. Es ergibt sich also die bedauerliche Tatsache, daß bei weitem der größere Teil der Schüler nur eine stückweise Ausbildung genossen hat. Da ist denn doch die Frage naheliegend, ob sich das deutsche Volk diesen traurigen Zustand noch weiter gefallen lassen will, oder ob die Not der Zeit nicht zu schärferen Maßnahmen zwingt. Gewiß ist durch Beispiel der gut geleiteten Betriebe, durch Belehrung und Beratung auch außerhalb der Schulen viel erreicht worden; das alles kann aber den grundlegenden Mangel der fehlenden Ausbildung bei weitem nicht ausgleichen. Es erübrigt sich wohl der Hinweis, daß eine Vermehrung der niederen Fachschulen dringend erforderlich ist und der Zwang zum Besuche, wenigstens für die Leiter von Gutsgrößen über 15 oder 20 Hektar, gesetzlich festgelegt wird.

An den Schulen selbst ist auch manches reformbedürftig. Zunächst sollte durch Verordnung festgelegt werden, daß die Schüler vor vollendetem siebzehnten Lebensjahr nicht aufgenommen werden dürfen. Nach Einführung der landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen muß verlangt werden, daß der aufzunehmende Schüler mindestens drei Winter hindurch die landwirtschaftliche Fortbildungsschule mit Erfolg besucht hat. Dann wird es möglich sein, den Lehrplan der niederen Fachschulen vom Elementarunterricht zu befreien, der ihn jetzt etwa mit einem Viertel belastet. Die von mir gestellten Forderungen sind unbedingt nötig, weil einmal unter siebzehn Jahren eine hinreichende Urteilsfähigkeit bei den jungen Leuten nicht vorausgesetzt werden darf und weil eine gewisse geistige Entwicklung und praktische Berufsbildung Vorbedingung für einen erfolgreichen Unterricht auf der niederen Fachschule ist. Heutzutage besteht leider in vielen Gegenden die Unsitte, daß die Direktoren der Winterschulen sich auf jeden Konfirmanden stürzen müssen, um ihn in unreifem Alter, ohne praktische Vorkenntnisse, in die Schule aufzunehmen. Es muß sich einrichten lassen, daß Bauernsöhne auch noch im Alter von 17 bis 18 Jahren die niedere Fachschule besuchen müssen, denn sie werden der Wirtschaft ja nur zweimal je fünf Wintermonate entzogen; während der Hauptarbeitszeit sind sie für die heimische Wirtschaft frei. Der Lehrplan der Unterrichtsanstalten muß sich noch in viel höherem Grad als bisher den Bedürfnissen der Praxis im allgemeinen und denen des Schulbezirks im besonderen anpassen. Der

Unterricht in den allgemeinen Bildungsfächern wird sich zugunsten des Fachunterrichts sehr viel mehr einschränken lassen, wenn man erst einmal allgemein die Fortbildungsschule auf dem Lande eingeführt hat. Auch der Unterricht in den Naturwissenschaften, insbesondere in der Chemie, läßt sich durch geeignete Stoffauswahl noch in mancher Anstalt beschränken. Die gewonnene Zeit kann zu einer gründlicheren Ausbildung in der Handels- und Rechtskunde benützt werden. Von größter Wichtigkeit ist aber, daß die Winterschule mit einer Prüfung abgeschlossen wird, und daß das auf Grund der Ergebnisse dieser Prüfung ausgestellte Zeugnis als Nachweis für den erfolgreichen Besuch der Anstalt gilt. Die niederen Fachschulen sind heute größtenteils Unternehmungen der Landwirtschaftskammern, zum Teil auch von Kreisen und vereinzelt von Provinzen. Im letzten Friedensjahr betrugen die Gesamtausgaben für die Winter- und Ackerbauschulen in Preußen 2 517 500 Mark, davon wurden gedeckt durch eigene Einnahmen 510 858 Mark gleich 20 $\frac{1}{4}$ Prozent, Zuschüsse des Staates 711 482 Mark gleich 28 $\frac{1}{4}$ Prozent, der Provinzen 572 649 Mark gleich 23 Prozent, der Kreise 431 146 Mark gleich 17 Prozent, der Landwirtschaftskammern und Vereine 112 753 Mark gleich 4 $\frac{1}{2}$ Prozent, der Gemeinden 96 057 Mark gleich 3 $\frac{3}{4}$ Prozent, durch sonstige Einnahmen 81 580 Mark gleich 3 $\frac{1}{4}$ Prozent. Hieraus ergibt sich, daß der Staat mit 28 $\frac{1}{4}$ Prozent am stärksten an der Deckung der Unkosten beteiligt war, während Landwirtschaftskammern und Vereine nur den bescheidenen Zuschuß von 4 $\frac{1}{2}$ Prozent leisteten.

(Schluß folgt)

Reform des Medizinalwesens in Preußen

Von Eduard Gräf

Die Preussische Landesversammlung befaßte sich unlängst mit der bevorstehenden Reform des Medizinalwesens. Es wurde die Ansicht vertreten, daß Preußen endlich zu einer gründlichen Umgestaltung dieses wichtigen Zweigs der Sozialpolitik übergehen müsse. Wie gewöhnlich fordern aber jetzt vornehmlich die Parteien das Unmögliche vom verarmten Staate, die früher jäh jeden Fortschritt auf diesem Gebiet verhindert haben. Damit müssen unsere Genossen rechnen und doch Schritt für Schritt auszubauen suchen. Es ist unmöglich, jetzt mit einem Schlage ganz Neues an Stelle des Alten zu setzen. Deshalb muß auf bestehenden Einrichtungen aufgebaut werden. Gesundheitsämter müssen an allen größeren Orten oder Kreisen errichtet werden. Der Kreisarzt muß eine ganz andere Stellung in seinem Bezirk erhalten. Bei der Betrachtung dieser Frage ergibt sich wiederum, wie man in dem alten Preußen am unrechten Fleck gespart, ja geknausert hat. Im Jahre 1901 brachte der Finanzminister Miquel eine kleine »Reform«, die bestimmte, daß auch der Kreisarzt zugleich Stadtarzt sein könne. Er wollte offenbar dadurch die Städte mehr belasten, dem Staat aber Entlastung verschaffen. Doch nur vier Städte im Reich haben von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht — Düsseldorf, Osnabrück, Altona und Dortmund. Von den 519 Kreisärzten in Preußen waren nur 141 vollbesoldet, die übrigen 378 Kreisärzte übten ihre wichtige Tätigkeit im Nebenamt aus. Inzwischen sind immerhin zahlreiche Städte dazu übergegangen, Stadtärzte anzustellen, die mit den steigenden Aufgaben der Städte und besseren Einsicht der Verwaltung vollauf beschäftigt werden. Der Kreisarzt selbst blieb die Kontrollinstanz für das Gesundheitswesen, konnte aber meist seiner Aufgabe nicht gerecht werden, da er nur im Nebenamt tätig war. Wie sehr man im alten Preußen am Gesundheitswesen gesündigt hatte, ergibt sich schon daraus, daß die vollbesoldeten Kreisärzte

ein Gehalt von 3000 bis 7200 Mark pro Jahr erhielten, während man den Kreisärzten im Nebenamt 2100 bis 3000 Mark zahlte. Kein Wunder, daß sich bei dieser unzulänglichen Bezahlung keine Ärzte fanden, die, für diesen schwierigen Beruf genügend vorgebildet, ihre ganze Kraft zur Verfügung stellten. Nur vermögende und bequeme Ärzte konnten diese Laufbahn einschlagen, auf der Titel und nicht das Gehalt ausschlaggebend war, konnte man doch Medizinalrat und Geheimer Medizinalrat werden und bei feierlichen Gelegenheiten, bei denen der Kreisarzt wie der Landrat nie fehlen durften, auch Orden (Rote Adlerorden vierter oder Kronenorden dritter Klasse) erhalten.

Der Kreisarzt im Nebenamt konnte sich noch weniger betätigen, da er ja praktischer Arzt war und meist auch das Krankenhaus im Kreise zu versehen hatte. Viele dieser Ärzte brachten daher dem Staat ein großes Opfer, wenn sie überhaupt einen solchen Posten übernahmen. In einzelnen Kreisen griff man deshalb zur Selbsthilfe und stellte außerdem Kreiskommunalärzte an, die dann die eigentliche Hauptaufgabe des Kreisarztes übernahmen, also die gesamte Gesundheitsfürsorge im Kreise: Schwangeren-, Säuglings-, Mutter-, Kleinkinderberatung; ferner — was Kreisärzte selten taten — die Tuberkuloseberatung, Krüppelfürsorge, Schulgesundheitspflege usw. Sollen aber diese Aufgaben richtig gelöst werden, so darf man sie nicht einzelnen Kreisen frei überlassen, sondern der Kreisarzt muß im Hauptamt tätig sein, gut vorgebildet und auskömmlich bezahlt. Er muß Kreisgesundheitsrat und nicht, wie heute, nur gelegentlicher »Medizinalpolizist« sein. Deshalb muß gefordert werden: 1. Anstellung vollbesoldeter Kreisärzte mit auskömmlichem Gehalt, 2. Ausbildung der Ärzte für diesen Beruf, 3. Wegfall der gerichtlichen Tätigkeit; denn heute versäumt der Kreisarzt sehr viel Zeit mit Terminen am Gericht und wird dadurch seiner eigentlichen Aufgabe entzogen.

Soll nun der Kreisarzt künftig ernannt oder vom Kreise gewählt werden? Manche unserer Genossen, wie auch zum Beispiel der Verein sozialistischer Ärzte, vertreten den Standpunkt, daß der Kreisarzt gewählt werden müsse, wenn er das Vertrauen des Kreises haben wolle. Wer sich auf den Standpunkt stellt, daß der Kreis heute schon von der Zentralgewalt ganz frei werden müsse, wird für die Wahl des Landrats eintreten und auch die Wahl des Kreisarztes fordern. Ob man aber in so schwieriger Zeit praktische Arbeit wird leisten können, wenn der Landrat und Kreisarzt nicht mehr der Vertrauensmann der Regierung, sondern des Kreises ist, ist eine andere Frage. Beide dürfen nicht von ihren Wählern abhängig sein, wenn sie die Interessen des Staates, der Allgemeinheit vertreten wollen. Der Kreisarzt der Zukunft muß auch gegen den Willen seiner rückständigen geizigen Kreisgenossen Anordnungen treffen können. Er muß die Fürsorge anordnen, den Neubau oder Umbau von Krankenhäusern fordern, den Herren Apothekern scharf auf die Finger sehen können; er darf also, wenn Förster und Pfarrer am Stammisch die Politik machen, nicht von diesen völlig abhängig sein. Der Kreisarzt muß ferner schon in der Universität für seinen besonderen Beruf vorgebildet werden, dann als junger Arzt die richtige Ausbildung genießen.

Wohl kostet solche Reform mindestens 15 Millionen Mark pro Jahr, doch dürfen diese Ausgaben nicht gespart werden, da die Gesundheit des Volkes auf dem Spiele steht.

Reichsknappschaftsgesetz und Reichsknappschaftsverein

Von G. Wißmann

Seit Jahren hat die organisierte Bergarbeiterschaft die Forderung der Reformierung des Knappschaftswesens an die Spitze ihrer Wünsche gestellt. Die knappschaftlichen Einrichtungen, wie die Gewährung von Pensionen an berufsunsfähige Knappschaftsmitglieder und an die Witwen und Waisen verstorbener Mitglieder,

sind Vorrechte, die Arbeiter anderer Berufe nicht genießen. Die Bergarbeiter haben sich diese sozialen Vergünstigungen schon vor Jahrhunderten errungen, ehe noch an eine soziale Arbeitergesetzgebung gedacht wurde. Aus den Knappschaften, von denen manche bereits zu Anfang des zwölften Jahrhunderts als Schutz- und Truhbündnisse der Bergknappen entstanden sind, gingen die sogenannten Büchsenkassen oder Bruderkassen hervor, so genannt, weil die Bergknappen in aufgestellten Büchsen oder Läden freiwillige Spenden einsammelten. Der Erlös wurde zur Unterstützung arbeitsunfähiger Kameraden sowie für bedürftige Witwen und Waisen verwendet.

Als nach Beginn der frühkapitalistischen Ära im dreizehnten Jahrhundert bürgerliche Großkaufleute und Adlige Bergwerkseigentümer wurden, steuerten diese ebenfalls Gelder bei oder sie stellten Freikurse zur Verfügung. Bald kamen auch Bergordnungen heraus mit Bestimmungen, daß die Bergarbeiter gleichfalls Beiträge zu zahlen hätten; doch verblieb ihnen die Verwaltung der Unterstützungseinrichtungen, die sie früher geschaffen hatten. Die Unterstützungsvereinigungen wurden nun Knappschaftsvereine genannt. Ein Knappschaftsältester und ein Knappschaftsjüngster führten die Geschäfte des Vereins; die Aufsicht hatten Berggeschworene. Als erste Bergordnung ist die Kuffenberger Bergordnung König Wenzel II. von Böhmen, datiert vom Jahre 1300, bekannt. Auch im Meißnergebiet waren im vierzehnten Jahrhundert schon 12 Knappschaftsvereine vorhanden, während sie im Hesses-, Mansfelder und Anhalter Revier erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert nachweisbar sind. Gegen Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren jedoch die Knappschaftsvereine nur noch reine Unterstützungskassenvereine. Der Kampfcharakter der früheren Knappschaften war verschwunden. Sie waren einflußlos geworden, weil sie nicht mehr zusammenhielten. Erst im neunzehnten Jahrhundert fanden sie sich wieder durch kameradschaftlichen Zusammenschluß und Gründung neuzeitlicher Organisationen zusammen.

Das preußische Knappschaftsgesetz vom 10. April 1854 brachte dann die zwangsweise Einführung von Knappschaftsvereinen im preußischen Staate sowie eine einheitliche Regelung ihrer Zwecke und Verwaltung. Alle unter Aufsicht der Bergbehörde stehenden Bergwerke, Hütten, Salinen und Aufbereitungsanstalten mußten einem Knappschaftsverein angehören. Ferner gab das Gesetz den Knappschaftsvereinen eine besondere, durch Satzungen festzulegende Verfassung und Verwaltung sowie die Rechte einer juristischen Person. Dadurch wurde im Knappschaftswesen mit dem bisherigen Direktionsprinzip gebrochen und den Staatsbeamten die Verwaltung der Knappschaftsvereine aus der Hand genommen. Seitdem erfolgt die Verwaltung der Knappschaftsvereine durch einen zur Hälfte aus Arbeitgebern und aus Arbeitnehmern bestehenden Vorstand unter Aufsicht der Bergbehörden. Die Unternehmer gewannen jedoch bald dadurch, daß sie die gleichen Beiträge zahlten wie die Arbeiter, großen Einfluß in den Knappschaftsvereinen. Es waren keine beträchtlichen Verbesserungen im Knappschaftswesen mehr zu erzielen.

Im Jahre 1855 wurde die Gesamtzahl der preußischen Knappschaftsvereine auf 75 angegeben mit 81000 Mitgliedern und einem Vermögen von 480000 Talern. Die Zerplitterung war schon damals eine sehr große; zwar erschien am 3. April 1855 eine Instruktion, derzufolge darauf gesehen werden sollte, daß bei Neugründungen von Knappschaftsvereinen die bestehenden nicht gefährdet würden, doch das Gesetz vom 10. Juni 1861 erlaubte den Besitzern und Arbeitern sämtlicher Hüttenwerke und gemischter Aufbereitungsanstalten, aus den Knappschaftsvereinen auszuscheiden. Nach Abschluß dieses Gesetzes wurden in Preußen 78 Knappschaftsvereine gezählt. Als im Jahre 1870 ein einheitliches deutsches Staatswesen geschaffen wurde, erhoben sich sofort Stimmen, die ein Reichsberggesetz und damit zugleich ein Reichsknappschaftsgesetz verlangten. Besonders war der Oberberggraf Dr. Achenbach Vorkämpfer für ein einheitliches deutsches Bergrecht, fand aber keine Erhörung. Am 20. September 1874 hatten darauf die sächsischen Berg-

und Hüttenarbeiter in Zwickau einen Kongress und erhoben dort ihre Stimmen zur Vereinheitlichung des Knappschaftswesens. Doch der Partikularismus, die Eigenbröstelei der verschiedenen Bundesstaaten verhinderten die Erfüllung dieser Forderung. Die verschiedenen Kongresse und Generalversammlungen der Bergarbeiterverbände kamen zwar immer wieder auf das Verlangen zurück, für das Deutsche Reich müsse ein Reichsberggesetz geschaffen werden; aber es blieb bei der Zersplittertheit des Knappschaftswesens. Es gab Knappschaftsvereine, die noch nicht einmal ein Duzend Mitglieder hatten.

Endlich am 19. Juli 1906 kam wenigstens die Abänderung des 7. Titels des Knappschaftsgesetzes zustande. Sie trat am 1. Januar 1908 in Kraft. Durch dieses Gesetz wurde die Unterscheidung von minder- und mehrberechtigten, von ständigen und unständigen Mitgliedern aufgehoben. Damit war eine große Ungerechtigkeit aus der Welt geschafft, denn die unständigen Mitglieder mußten zwar Beiträge zu den Knappschaftsvereinen zahlen, hatten aber kein Anrecht auf Pension. Die Zahl solcher Unständigen hatte im Jahre 1888 noch 140 359 betragen bei einer Mitgliederzahl von 366 021 in 78 preußischen Knappschaftsvereinen. Am 30. Oktober 1908 wurde darauf zwischen den Knappschaftsvereinen ein Gegenseitigkeitsvertrag abgeschlossen, der insofern einen Fortschritt bedeutete, als er die Vereine untereinander verpflichtete; doch war er ängstlich darauf zugeschnitten, daß keine noch so kleine Eigenheit eines Vereins angetastet wurde. Die große Verschiedenheit der Satzungen, der Wartezeiten, Pensionen usw. blieb bestehen und behinderte die Freizügigkeit der Bergarbeiter. Die am 19. Juli 1911 angenommene Reichsversicherungsordnung brachte eine weitere Neuerung, da der Titel 7 des Berggesetzes, der von den knappschaftlichen Einrichtungen handelt, den Versicherungsbestimmungen angepaßt werden mußte; doch wurde wiederum veräußert, die Knappschaftsvereine zusammenzulegen zu einem großen Institut. Wohl konnten laut § 177 b des Gesetzes vom 19. Juni 1906 und des § 46 des neuen Gesetzes die Aufsichtsbehörden die Vereinigung von Pensionskassen anordnen, aber das geschah nicht in dem Maße, wie die Bergarbeiter wünschten. Noch im Jahre 1913 bestanden in Preußen 62 Knappschaftsvereine mit 904 817 Mitgliedern, in ganz Deutschland 111 Vereine mit insgesamt 1 900 615 Mitgliedern. Darunter waren 11 preußische Vereine, die noch nicht 100 Mitglieder zählten. Der Gottesgabener Knappschaftsverein hatte sogar nur 7 Mitglieder. Die laufenden Pensionen waren denn auch bei vielen Vereinen nur schlecht durch Rücklagen gedeckt.

Diese Kräftezerpflückerung und Vermögensspaltung mußte notwendig unheilvolle Wirkung beim Ausbruch des letzten Krieges zeitigen. Die Vermögenslage der Knappschaftsvereine wurde durch den Weltkrieg stark zerrüttet, denn die Zahl der Knappschaftsinvaliden, Witwen und Waisen steigerte sich ungeheuer. Schon zu Anfang des Krieges hatte der Verband der Bergarbeiter Deutschlands darauf hingewiesen, welche Folgen für die Knappschaftsvereine der Krieg mit sich bringe. Sie verlangten deshalb die Schaffung eines Reichsberggesetzes und die Zusammenlegung der einzelnen Knappschaftsvereine zu einem großen Reichsknappschaftsverein. Am 1. September 1917 trat auch die Generalversammlung des Knappschaftsverbandes in Eisenach dafür ein, doch war der Erfolg nur, daß nun eine einheitliche Wartezeit und einheitliche Anerkennungsgebührenzahlung festgelegt wurde. Sonst blieb es beim alten. Nach der Revolution ließen die Bergarbeiter, unterstützt durch ihre Organisationen, aber nicht locker; der Ruf nach einem einheitlichen Reichsknappschaftsverein wurde immer lauter, und die Unternehmer erkannten, daß sie sich diesem Verlangen nicht mehr entgegenstellen konnten. Es fand am 30. Oktober 1919 in Berlin eine Sitzung des Deutschen Knappschaftsverbandes statt. Dort wurde beschlossen, einen Reichsknappschaftsverein ins Leben zu rufen. Der Verband der Bergarbeiter Deutschlands hatte durch seine Vertreter die Richtlinien vorgezeichnet, wie der Reichsknappschaftsverein aufzurichten sei. Aus den bestehenden Knappschaftsvereinen, in Preußen allein noch 45, soll für ganz Deutsch-

land ein Reichsknappschäftsverein gebildet werden mit 7 Unterabteilungen oder Sektionen. Es wird verlangt, daß in diesem Reichsknappschäftsverein die Mitglieder nach 25jähriger Dienstzeit die Knappschäftspension erhalten können, ohne berufsunfähig zu sein; ferner bestehen die Organisationen darauf, daß der Vorstand und die Verwaltung sowohl im Reichsknappschäftsverein wie in seinen Unterabteilungen paritätisch zusammengesetzt sein müssen. Dadurch, daß für das ganze Deutsche Reich ein solch mächtiges Institut geschaffen wird, besteht auch die Möglichkeit, die Pension der Bergarbeiter sowie der Witwen und Waisen zu erhöhen, ohne die knappschäftlichen Einrichtungen zu schädigen. Zurzeit sind Kommissionen an der Arbeit, um den Aufbau des Reichsknappschäftsvereins zu bewerkstelligen. Mit Bestimmtheit kann darauf gerechnet werden, daß noch in diesem Jahre die Zerspaltung im Knappschäftswesen verschwindet, dank dem tatkräftigen Vorgehen der Bergarbeiterorganisationen, die nicht nachließen, bis endlich ihre Forderungen durchdrangen.

Literarische Rundschau

Die Neue Reihe. München, Roland-Verlag. Preis jedes Bändchens Mk. 2.50.

In diese Neue Reihe nimmt der rührige Verlag junge Autoren auf, die, ohne sich als extreme Expressionisten zu gebärden, einem neuen, aus Leiden und Erkenntnissen gewonnenen Weltgefühl dichterischen Ausdruck geben wollen. Mitunter, wie immer in künstlerischen Sturm- und Drangzeiten, ist das jugendliche Streben, das Aufquellen der Ideen, der Wille zu geistiger Intensität stärker als die daraus erfließende künstlerische Leistung. Doch ist heute schon unter den Jungen das Aufgebot künstlerischer Kräfte, denen es nicht auf extreme Literaturartistik, sondern wirklich auf den dichterischen Ausdruck innerer Erlebnisse ankommt, stark genug, um jeder dieser jetzt von vielen Verlegern formierten »Reihen« einige Köpfe einzugliedern.

Unter den jüngst erschienenen Bändchen dieser Roland-Reihe fällt vor allem Iwan Goll als sozialer Lyriker auf. Im »Torso«, nach dem dieses Bändchen benannt ist, beklagt er in pathetischen Rhythmen das zerschlagene Europa, das ihm als armer, verstümmelter Torso erscheint, dessen heißes, zukunftsfrächtiges Herz aber die Mörder zu töten vergaßen. Im »Panamakanal« beingt Goll die schaffende, völkerverbindende Arbeit. Die Weihe des Kanals wird ihm zum Symbol einer höheren Idee: Ach, die Augen aller trinken Brüderschaft aus der Weltliebe unendlich tiefer Schale.

Ein Lyriker von schlichter, tiefer Innerlichkeit ist Gottfried Köhnel, dessen Bändchen »Erhebung« die Erhebung des Dichters aus stumpfer Erdgebundenheit zum Bewußtsein der beseelenden Idee feiert. Köhnel geht von der Anschauung, vom äußeren Bild aus, das sich ihm immer zum Bild einer Idee vertieft. Seine Gedichte fügen sich in edlen, ruhigen Formen. Er hat sich an den besten Wortbildern geschult, ohne zum Epigonen zu werden. Er findet Bilder von so sinnfälliger Plastik wie dieses, wenn er von den Pferden auf dem nassen, spiegelnden Asphalt nach dem Regen sagt: »Alle Gänse fragen Schienen an den Füßen.«

Ihm verwandt, aber pathetischer und empfindsamer ist Heinrich Eduard Jacob, der in sechsundzwanzig kleinen Prosastückchen »das Geschenk der schönen Erde« preist. In diesen Idyllen schuf ein starkes Naturgefühl tief durchgeistigte und fast religiös empfundene Naturandachten. Jacob verfügt über eine bezwingende Ausdruckskraft, die das besondere Sein aus den Dingen geradezu herauspreßt. Läßt sich das Nichthängende, Nichtschwebende, Nichtzerrende einer Traube am Rebstock knapper und treffender ausdrücken als in dem Satz: »Am Rebstock holdet die Traube.«? Und immer bezwingt er nicht nur die äußere Erscheinung der Dinge in jener Meisterschaft des Sehens, die mehr ist als eine Funktion der Augen, immer entblendet er die der Form innewohnende Seele der Dinge. Stücke wie diese, die »Sonnenblume«, »Mückensäule«, »Fontänen«, »Möwe« überströmen sind, sind Meisterstücke dieser Kunst.

Von Robert Müller bringt die Reihe eine Novelle. Im sachlich und gerecht erzählten Schicksal eines »Inselmädchens«, das der zerreibenden Wirkung der europäischen Zivilisation erliegt, symbolisiert sich das Schicksal einer unterwühlten, versinkenden erotischen Welt, die in die koloniale Drecklinie europäischer Kulturpionierarbeit gertet. Das Mädchen, die Tochter einer eingeborenen Königsfamilie, endet in einem kolonialen Bordell. »Eine Königsfamilie starb aus. Es wird nicht in der Weltgeschichte vermerkt sein. Der Urnensch, die Unvernunft der Natur, die Planlosigkeit, eine Rasse von Taubenmenschen mit Goldbräuteraugen stirbt aus. Granaten, Tuberkulose, Syphilis tun ihr Werk.« — Diese kleine Auslese mag auf eine Reihe kleiner Bücher aufmerksam machen, die zwar in anspruchsloser äußerer Aufmachung, aber klar und schön auf gutem, holzfreiem Papier erscheinen und unter deren Autoren Georg Kaiser, Arnold Zweig, Rudolf Leonhard, Hermann Kasack, Kurt Hennyke, Paul Jech und andere vertreten sind. E. S.

L u d w i g T h o m a, *Erinnerungen*. München, Verlag von A. Langen. 321 Seiten. Preis geheftet 6 Mark, gebunden 9 Mark.

Ludwig Thoma — Peter Schlemihl! War das eine Art, war das eine Klinge, die da geführt wurde gegen Assessorismus, Pfaffen- und Borussentum! Wie prächtig blühte der blanke Schläger, wie wuchtig hagelten die Hiebe im »Andreas Böst«. Alte unwiederbringliche Zeiten. Ludwig Thoma ist den Weg gegangen, den Hermann Bahr schon vor ihm beschriftet, und als ich sein neues Buch las, das Form und Seele seines Lebens geben will, dachte ich am Schlusse der Lektüre an den einstigen Tyrannenhasser Friedrich v. Stolberg, der auf seine alten Tage ein Mucker wurde. »Vom Parnaß gejagt und dafür ins Himmelreich gekommen«, so hatte dessen einstiger Freund Johann Heinrich Voß geschrieben. Nun so schlimm ist es allerdings in den Bezirken von Dachau und Schwabing nicht; immerhin: den Ludwig Thoma von einst erkennt man nicht wieder. Schon bei der Besprechung seines letzten Romans »Alfald« hatte Edgar Steiger recht bedenklich den Kopf geschüttelt.

Der vorliegende Band zerfällt in drei Abschnitte: Kinderzeit, Schuljahre, Im Beruf. Die ersten beiden sind belanglos, der dritte enthält interessante Erinnerungen an die besten Jahre des Simplizismus, Albert Langen, Rudolf Witke, Ferdinand Reznicek, Frank Wedekind und andere. Daneben viel Familiäres. Zum Schluß entpuppt sich der einst so Gefeierte als »eingeseilterer Friederizianer«, der in Potsdam »Geist und Art eines großen Mannes« spürt. Franz Mehring hat sicher hier und dort daneben gehauen, in puncto Friederizianismus aber folge ich doch lieber seinem Urteil. Zum Schluß gibt's einige Hiebe gegen die Sozialdemokratie, die »eine maßlose und doktrinäre Polemik gegen den Kapitalismus« geführt habe, und dann unter mancherlei anderem das Bekenntnis: »Ich fühle mich um so mehr vereinsamt, als ich alles, was sich heute in der Literatur, in der Kunst, in der Politik vordrängt, verabscheue.«

Das Buch eines müden Mannes in müdem, trockenem Stil geschrieben.

J. K l i c h e

A n d r e a s W a l t h e r, *Neue Wege deutschen Geistes*. Jena 1919, Eugen Diederichs. »Laffugschrift« 31. Preis Mk. 1.50.

Walther legt die »Hemmungen« schonungslos bloß, welche die im Grunde rege, reiche und tiefe Geistigkeit der deutschen Menschheit banden und irreleiteten: der Verlaß auf die Regierung, das Überwuchern der Parvenüpsyche des materiellen Aufschwungs, die »Anarchie des kulturellen Aristokratismus und Individualismus unserer geistigen Führer, die noch nicht den Anschluß an die neue Weltzeit fanden«, an die Zeit der organisierten Massenideen. Die Regierung versagte gegenüber der geistigen Demokratisierung der Welt, gegenüber dem Eintritt der Massenseele als entscheidender historischer Kraft. Und doch wäre allein ein politisiertes,

erwecktes Volk dem feindlichen Ideensturm an soziologischer Wucht gewachsen gewesen. Der Fall eines Versagens der Maschine (das in geistigen Dingen doch erfolgen mußte) war nicht vorgesehen. Unser Pflichtgefühl war vorbildlich (aber ein Mechanisierungsergebnis!), Verantwortungsbewußtsein voll eigener Initiative aber fehlte uns. Die regierende Klasse assimilierte sich das sehr bereite Bürgertum: Ungeistigkeit und Forscheit das Ergebnis! Wenig Ideenträger! Die Parteien versagten, noch ganz im Stadium der Antithese. Nur die Sozialdemokratie organisierte Ideen, bereitete sie für die Massenwirkung vor, bildete das Zusammenarbeiten von Führern und Massen aus, weil ihr die soziologische Vorbedingung, die Homogenität der Massen, zur Seite stand: Führer als Exponenten der Masse. Sie allein kann daher die Fäden zum Ausland wieder knüpfen, durch entschlossene Aufnahme und Durchführung gerade der eigentlich sozialen Ideen.

Die soziologische Stoßkraft einer gesamtationalen Idee liegt in ihrer Ursprünglichkeit und Geschlossenheit. Gleichartigkeit aller Glieder eines Volkes schafft Vertrauen, Sympathie, Gleichheit gibt Stil, selbst dem amerikanischen Volke. »Das deutsche Volk ist das stilloseste von allen«, den Typ eines Deutschen kann man nicht im voraus ahnen: Unsicherheit bewirkt Mißtrauen. Wir haben keine Zentralgedanken, in handliche Schlagwörter konzentriert, nur Ideenfragmente, Spezialistentum! So verliert das Volk der tiefgrabendsten Idealisten allmählich seinen Idealismus. Unser Volk braucht deshalb Einheitlichkeit, Gleichheit, Nivellierung, dagegen Amerika die Differenzierung.

Walthers erhofft einen mehrheitssozialistisch-demokratischen Regierungsblock und für ein wieder mehr weltbürgerliches Deutschland Verständigungsmöglichkeiten mit dem humanitär und sozialethisch interessierten Zentrum. Die Regierungsmaschine werde in Zukunft nicht so reibungslos wie unter der Routine der früheren Spezialisten laufen, das zwingt zum Mitsorgen aller Köpfe und Herzen, das erzeuge die Rationalidee. Die landschaftliche Differenzierung werde übermäßiger Nivellierung vorbeugen!

Walthers schiebt den Universitäten einen großen Anteil an der Zukunftsarbeit zu. Gibt ihre Freundschaft zum alten Staat nicht gegenüber der kommenden gesamtationalen Ideenwelt nach, so wären sie ein schweres Hemmnis: solch Fremdkörper wäre ein nationales Unglück ersten Ranges. Die Fakultäten glauben allein der Wissenschaft dienen zu sollen und deshalb die bestehenden gesellschaftlichen Grundlagen ihrer Wissenschaft schützen zu müssen. Und doch sollte sie die Relativität aller Wissenschaft, aller Beziehungen und Behauptungen zu Helfern und Ideenorganisatoren eines neuen Staates machen. Hier liegt eine Hoffnung.

Die westeuropäischen Völker erhielten ihre größten Errungenschaften im Kampfe gegen den Staat, uns gab sie der monarchisch-aristokratische Beamtenstaat; es gab kaum allgemeine Volksbewegungen in Deutschland. Die liberalen Ideen unterlagen und ein unerhörter materieller Aufschwung kam unter den alten Mächten! So erschienen diese gerechtfertigt, die »westlichen« Ideen wurden abgelehnt als »undeutsch«. Das deutsche Kulturbewußtsein protestierte gegen die »Erbärmlichkeit, Unsitlichkeit, Teuflichkeit, zu der die Massenseele den Menschen niederziehen kann, gegen die intellektuelle Unehrlichkeit, zu der die Massenseele neigt«, gegen die hysterische Pöbelhaftigkeit einer aufgepeitschten Masse! Aber die Demokratie, auch auf geistigem Gebiet, läßt sich nicht vermeiden, also muß aus der Entwicklung das Bestmögliche gemacht werden.

Walthers, dessen Schrift der Sozialdemokrat vor allem auch lesen sollte, weil er sich an ihr kritisch schulen kann, da er in ihr auf ihm geläufige, aber aus einem anderen Ursprung quellende Gedankengänge trifft, endigt mit dem Glaubensbekenntnis, der eigentliche Urton der heutigen großen Massenideen sei ein nach Frei- und Reinwerden dürftendes Ethos. Das deutsche Volk hat die ungeheure Spannung des Problems zu tiefst erlebt, seine Weltmission kann sein, sich nun mit der souveränen Massenseele von Herzen zu befreunden. Paul Destréich

Alice Berend, *Der Glückspilz*. Roman. München, Verlag von A. Langen. Preis gebunden 8 Mark.

Die selbe, *Einfache Herzen*. Novellen. Leipzig, Verlag von Dürr & Weber. Preis gebunden 5 Mark.

Alice Berend, deren Romane ich im 6. Heft, 1. Band, 37. Jahrgang der Neuen Zeit ausführlich besprochen habe, hat zwei neue Bücher auf den Markt gebracht. Wie in ihrem letzten Roman »Matthias Senfs Verlobnis«, so irrt auch in dem vorliegenden ein Sonderling durchs Leben. Diesmal ist es ein trotz alles Ungemachs heiter gestimmter Professor von der Zunft der Ameisenforscher, dessen vermeintliche Eigenbröstelei die Lachmuskeln der Leser in Bewegung setzt. Die Verfasserin hat ihre Kunst der Menschenschilderung wesentlich zu steigern versucht. Ob ihr das gelungen ist, möchten wir bezweifeln. Martin Bökkelmann, der Held des Romans, steht doch allzusehr außerhalb der Wirklichkeit. Er ist unter dem liebevoll malenden Pinsel der Autorin letzten Endes zu einer krassen Karikatur und somit der Roman selbst zu einer Groteske geworden. Auch der Abschluß des Werkes steht auf recht mäßiger Höhe. Daß man, um eine in der Handlung überflüssige Person aus dem Wege zu räumen, diese einfach erfrühen läßt, mutet uns bei einer unbestrittenen Könnerin, wie Alice Berend sie ist, recht fremd an. Einen Fortschritt gegenüber früheren Büchern der Verfasserin bedeutet der Roman keineswegs.

Auf einen wesentlich ernsteren Ton ist eine Novellensammlung der Verfasserin gestimmt, die unter dem Titel »Einfache Herzen« bei Dürr & Weber in Leipzig-Gaschwitz erschienen ist. Es ist das erste Mal, daß Alice Berend sich in der Novelle versucht. Ihr bisheriges Schaffen galt ausschließlich dem Roman. Die in dem zierlichen Bändchen vereinigten sieben kleinen Arbeiten sind verschiedenen Charakters. Während man bei einigen von ihnen, besonders was Motiv und Form anbelangt, ohne weiteres an die Romanschriftstellerin erinnert wird, gemahnen andere, zumal die am Schluß enthaltene italienische Dorfgeschichte, in nichts an die aus ihren größeren Werken uns bekannte humorvolle Plauderin. Der Berendische Topf ist also in dem Buche nicht einheitlich vertreten. Nichtsdestoweniger stehen diese Gelegenheitsstudien durchweg auf einem achtungswerten Niveau. Eine jede ist für sich künstlerisch geschlossen und gut geformt. Indes: die Stärke der Autorin scheint uns doch im mit Liebe und heiterer Gelassenheit gesponnenen Roman zu liegen.

J. Kliche

Sermine Cloeter, *Die ferne Weige*. Ein Stimmungsbuch für die Feiertage des Lebens. Verlag Wiener Literarische Anstalt. Preis Mk. 4.50.

Dieses feine stimmungsvolle Buch paßt nicht in die Härte unseres jetzigen Daseins. Feiertage? Wer kann sie sich schaffen, außer jenen Gewissenlosen, die unbekümmert um das Elend, das sich rings um sie breitet, ihren verwegenen Tanz über den Abgrund hinweg aufführen? Und ihre »Feiertage« sind anderer Art als jene, für welche die Dichterin ihre federleichten Novellen und kleinen Gedichte aufgeschrieben und gesammelt hat. Ihnen muß stärkere Kost bereitet werden! Diejenigen aber, die für die mattleuchtenden Herbststimmungen, die die Dichterin hervorzaubert, Verständnis hätten, für Chopinsche Musik, die in einem dämmerigen Zimmer verklingt, und für den Erinnerungszauber verglühter Rosen — die müssen heute den bitteren Kampf um ihr Dasein kämpfen. Sie empfinden derartige Verlockungen in das Reich der Schönheitshuldigung, Gefühlsversenkung und sanften Trauer wie eine Verhöhnung ihres eigenen harten Lebensringens. Als Dichtung gewertet, ist die »Ferne Weige«, besonders wegen ihrer ausgesprochen spezifisch österreicherischen Note, geradezu ein Kabinettstück vornehmer Kunst zu nennen; die Gefühle und Gefühlein aber, von denen sie singt und schluchzt, wiegen zu leicht, um unser Mitempfinden anzuregen.

Dr. J. S.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 18

Ausgegeben am 30. Januar 1920

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Ende der Lohnarbeit in der Landwirtschaft

Die neuen Agrargesetze Mittel- und Osteuropas

Von Dr. Ludwig Quessel

I

Scharfäugige Reisende, ausgestattet mit Verständnis für die ökonomischen Grundlagen kultureller Verschiedenheiten, haben berichtet, daß Ostelbien eigentlich am Steffiner und Schlesiſchen Bahnhof in Berlin begänne. Und in der Tat, von diesen Berliner Bahnhöfen aus führt der Weg unmittelbar in die Gebiete des Großgrund- und Latifundienbesitzes, der das Kennzeichen ostelbischer Zustände ist. Freilich, nicht immer war der Osten Deutschlands das Land des Großgrundbesitzes. Wo jetzt die Kornfelder der Rittergüter wogen, da haben früher wirklich Tausende und aber Tausende von Bauerngehöften gestanden. Sie sind ertrunken, versunken. Vor hundert Jahren begann dieser Prozeß, als durch die berühmten Edikte von 1816 die Steinſche Bauernbefreiung in ihrem eigentlichen Kern in das Gegenteil verkehrt wurde, als man einen großen Teil der Bauern nicht nur von der feudalen Zwangsarbeit, sondern auch von ihren Äckern befreite und sie zu besitzlosen Landarbeitern herabdrückte. Rund 1 650 000 Morgen Bauernland zogen damals die adligen Gutsherren als Entgelt für die Aufhebung der Zwangsdienste von den spannfähigen Bauern ein. Weiter verloren in den Jahren 1816 bis 1865 die bäuerlichen Stellen an den Großgrundbesitz 1 760 000 Morgen Land, weil viele bäuerliche Betriebe sich gegenüber der Konkurrenz des agrikolen Großbetriebs nicht zu behaupten vermochten.

Wenn Marx und Engels zu jener Zeit die Anschauung vertraten, daß auch in der Sphäre der Landwirtschaft der Großbetrieb den Sieg über den Kleinbetrieb davontragen werde, so entsprach das durchaus den Erfahrungen, die im Osten Deutschlands bis in die sechziger Jahre hinein zu verzeichnen waren. Es war eine Tatsache, daß in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bei der deutschen Bauernschaft sich Hungerjahre mit periodischer Regelmäßigkeit wiederholten. Dumpf und stumpf hielt die Bauernschaft an der veralteten Dreifelderwirtschaft fest, während sich auf den großen Gütern ein neues Ackerbausystem herausbildete, das wie auf den Schlag eines Zauberstabs alle Übel, an denen die alte Landwirtschaft krankte, zu beseitigen schien. Durch den Anbau von Futtergewächsen auf dem Acker machten die Großgüter die Weiden zum größten Teil überflüssig, da die auf diesem Wege gewonnenen großen Futtervorräte es ihnen gestatteten, das Vieh nicht nur in den Wintermonaten reicher zu ernähren, sondern auch den Sommer hindurch im Stalle zu füttern. So war plötzlich für das zentrale Übel der alten Landwirtschaft, den Futtermangel, ein Heilmittel gefunden worden: Stallfütterung mit auf dem Acker

gebauten Futtergewächsen. Ohne einen Futtermangel befürchten zu müssen, konnte die kapitalistische Landwirtschaft der Großgüter getrost die Hälfte der Weiden dem Pfluge unterwerfen. Und nicht nur das! Durch die Stallfütterung blieb die kapitalistische Landwirtschaft auch im Besitz der kostbaren Dünger, die früher beim Weidegang des Viehes auf Wegen und Stegen verzettelt wurden. Der größere Düngervorrat gestattete aber wieder den Großgütern eine stärkere Inanspruchnahme ihrer Acker und eine weitgehende Einschränkung der Brachflur. Ackerbau und Viehzucht erfuhren so durch das neue Ackerbausystem, durch die Fruchtwechselwirtschaft, so genannt wegen des regelmäßigen Wechsels im Anbau von Halm- und Blattpflanzen, eine ruckweise Ausdehnung und der menschliche Nahrungsmittelspielraum eine Verdopplung. Auf einer Fläche, wo die alte Dreifelderwirtschaft der Bauern mit ihren Brachfeldern und Hungerweiden kaum 2000 Menschen erhalten konnte, ernährte die kapitalistische Landwirtschaft 4000 und mehr Menschen. Glanzvoll wie im Zaubermärchen hatte sich plötzlich auf den Großgütern eine Verdopplung der Erträge ergeben, während auf den ausgefogenen und verunkrauteten Äckern der Bauern die ohnehin schon geringen Erträge vielfach noch weiter hinabsanken.

Es ist kein Wunder, daß Marx und Engels, wie die meisten Agrarökonomien ihrer Zeit, der Ansicht waren, es werde dem kleinen Bauern auf dem Lande ebenso gehen wie dem Kleinmeister in der Stadt, das heißt er werde dem Großbetrieb hilflos zum Opfer fallen und von Haus und Hof vertrieben werden. Und in der Tat hat sich, namentlich im östlichen Deutschland, bis zum Beginn der sechziger Jahre der Großbetrieb in der Landwirtschaft kraft seiner technischen Überlegenheit nicht unwesentlich auf Kosten des Kleinbetriebs ausgedehnt. Erst in den sechziger Jahren kam das Vordringen des Großbetriebs ins Stocken. Von dieser Zeit an brach sich nämlich das neue System der Landwirtschaft, die sogenannte Fruchtwechselwirtschaft, mit ihrer Beseitigung der Brache und weitgehender Einschränkung der Weide auch im Kleinbetrieb Bahn, und zwar mit solchem Erfolg, daß zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Verhältnisse fast eine Umkehrung erfahren hatten.

Von dieser Zeit ab waren auf den Großgütern in Folge des immer mehr um sich greifenden Arbeitermangels größere Brachfluren und Weiden zu finden als auf den bäuerlichen Gütern. In einigen Jahrzehnten hatten sich die bäuerlichen Landwirte nicht nur alle technischen Errungenschaften der Fruchtwechselwirtschaft angeeignet, sie hatten es auch verstanden, ihre Acker gewissermaßen künstlich zu vermehren, indem sie für ihre Viehzucht gewaltige Mengen von Futtermitteln ankauften, die teils auf europäischen, teils auf überseeischen Äckern gewachsen waren. So stand schon zu Beginn des Jahrhunderts die Viehzucht, der Düngerreichtum, die Intensität des Ackerbaues auf den Kleingütern vielfach höher als auf den Großgütern. Wenn auch der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft ökonomisch nicht stark genug war, den Großbetrieb zu verdrängen, so konnte umgekehrt von einer Verdrängung der Kleinbetriebe durch die Großbetriebe absolut nicht mehr gesprochen werden.

Mit dem Einzug der Fruchtwechselwirtschaft in die bäuerlichen Betriebe vollzog sich allerdings auch eine kapitalistische Durchdringung der

kleinen Güter, wenn auch in wesentlich anderen Formen wie in der Industrie. Der kleine Landwirt, der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts häufig fast ein Pauper war, jedenfalls aber nur mit einem sehr geringen Betriebskapital wirtschaftete, verfügte zu Beginn des Jahrhunderts über zahlreichen Viehbestand, große Futtermittelvorräte, erhebliche künstliche und natürliche Düngermengen, kostspielige Ackerbaumaschinen und Geräte, die zusammen ein bedeutendes Betriebskapital darstellten, das für einen rationell betriebenen bäuerlichen Hof mit familienmäßiger Arbeitsverfassung fast nie weniger als 50 000 Goldmark betrug. Dadurch hatte auch die bäuerliche Landwirtschaft einen kapitalistischen Charakter erhalten, allerdings nur einen klein kapitalistischen, der aber immerhin bis zu einem gewissen Grade eine kapitalistische Orientierung des bäuerlichen Betriebsleiters zur Notwendigkeit machte, sofern dieser, was ja zumeist der Fall war, teilweise mit fremdem Kapital wirtschaftete.

Es kann heute meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß dem kleinkapitalistischen Landwirtschaftsbetrieb mit familienmäßiger Arbeitsverfassung, dessen Ackerfläche sich etwa zwischen 5 und 20 Hektar bewegt, die Zukunft gehört. Neben dem kleinkapitalistischen Landwirtschaftsbetrieb erweist sich überall da, wo die Boden- und Absatzverhältnisse günstig sind, auch der bäuerliche Zwergbetrieb von 2 bis 5 Hektar noch lebensfähig. Die von den bäuerlichen Zwergbetrieben bewirtschaftete Fläche ist aber überall zu gering, um besonders schwer für den Gesamtertrag der Landwirtschaft ins Gewicht zu fallen. Nur in ausgesprochenen Kleinbauernländern wie im Freistaat Hessen dehnen sie sich über ein Viertel der Gesamtertragsfläche aus. Ausschlaggebend für die Erträge der deutschen Acker wird zweifellos immer mehr der kleinkapitalistische Landwirtschaftsbetrieb werden. Nun muß man sich aber klar darüber werden, daß das Vordringen der kleinkapitalistischen Landwirtschaftsbetriebe das Ende der landwirtschaftlichen Lohnarbeit bedeutet. Denn das Kennzeichen, das Wesensgrundzug des kleinkapitalistischen Betriebs in der Landwirtschaft ist die familienmäßige Arbeitsverfassung, die Abwesenheit der Lohnarbeit. Gewiß sind auch in diesen Betrieben Knechte und Mägde zu finden, aber sie sind dann zumeist mit dem Betriebsinhaber näher oder entfernter verwandt, oder sie stehen im Begriff, durch Heirat mit ihm verwandt zu werden. Je zahlreicher die Acker des kleinkapitalistischen Betriebs sind, je mehr er sich der Höchstgrenze von 20 Hektar nähert, um so mehr werden Verwandte zu seiner Bewirtschaftung herangezogen. Während der bäuerliche Zwergbetrieb (2 bis 5 Hektar) Söhne und Töchter als überschüssige Arbeitskräfte vielfach an die Industrie abgibt, hält der kleinkapitalistische Betrieb (5 bis 20 Hektar) die junge Generation in der Landwirtschaft fest und ergänzt sie oft noch durch Heranziehung von Verwandten. Von den Äckern, die der kleinkapitalistische Betrieb bewirtschaftet, sind fremde Arbeitskräfte verbannt. Wer diesen Betrieb wegen seiner produktions-technischen Überlegenheit, die hauptsächlich auf die hohe Arbeitsenergie der Arbeitskräfte zurückzuführen ist, durch neue Siedlungen vorwärtsbringen will, muß sich darüber klar sein, daß er damit auch die soziale Struktur der Gesellschaft insoweit verändert, als da, wo der kleinkapitalistische Betrieb vorherrscht, kein Raum mehr für die landwirtschaftliche Lohnarbeit als lebenslänglicher Beruf vorhanden ist. Kleinkapitalistischer Landwirtschaftsbetrieb und landwirtschaftliche Lohnarbeit schließen

einander aus. Beide können auf derselben Ackerfläche nebeneinander nicht bestehen.

Im ostelbischen Deutschland ist nun der kleinkapitalistische Landwirtschaftsbetrieb mit familienmäßiger Arbeitsverfassung unendlich schwächer vertreten als im Westen. Sieht man von den Gütern zwischen 20 und 100 Hektar ab, die schon den Charakter von mittelkapitalistischen Betrieben haben und die auch zumeist ohne fremde Arbeitskräfte nicht mehr bewirtschaftet werden können, so umfaßt der eigentliche großkapitalistische Landwirtschaftsbetrieb (von 100 Hektar und mehr) in Pommern 53, in Westpreußen 36, in Ostpreußen 38, in Schlessen 37 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche, während der Großgrundbesitz im Westen Deutschlands zumeist noch nicht 10 Prozent der Fläche auf sich vereinigt. In allen diesen Gebieten des Ostens, wo der Großgrundbesitz dominiert, fliehen die Menschen aus ihrer Heimat, weil sie ihnen keine Heimat mehr ist. Trotz ihrer riesigen Geburtenzahl hatten die Gebiete des deutschen Großgrundbesitzes bei der letzten Volkszählung weniger Bevölkerung als zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges. Und wie die Bevölkerung in den wogenden Kornfeldern der Rittergüter versinkt, so versinken auch die Städte in ihnen. Überall im ostelbischen Deutschland begegnet man mitten im Großgrundbesitz Städten, die fast Landgemeinden geworden sind und keinerlei Zukunft haben. Sie sterben langsam dahin, weil der Großgrundbesitz, der sie einschließt, ihnen die Lebensmöglichkeit nimmt. Wer in den Gefilden des Großgrundbesitzes nicht leben muß, der geht von dannen. Und so zieht die Landflucht immer weitere Kreise. Wie im Osten das Volk ohne Land, so ist das Land ohne Volk. An die Stelle der abziehenden Deutschen trafen vor dem Kriege Rotten slawischer Wanderarbeiter, Russen und Galizier, die freilich das entvölkerte Land nicht besiedelten, sondern, sobald die arbeitsreiche Periode in der Landwirtschaft beendet war, wieder ihrer slawischen Heimat zustrebten.

II

Die Geschichtsschreibung der großen deutschen Revolution wird es als eine Ruhmesstat der Regierung Ebert-Scheidemann buchen, daß sie als eine ihrer ersten Aufgaben ansah, die Gefilde des Großgrundbesitzes im Osten wieder mit Menschen zu füllen. Am 29. Januar 1919 wurde von den Volksbeauftragten Ebert und Scheidemann die Verordnung zur Beschaffung von Siedlungsland erlassen, die am 11. August 1919 von der Nationalversammlung zum Reichsgesetz erhoben wurde. Die Tragweite des Gesetzes ist bislang viel zu niedrig eingeschätzt worden. Das Endziel desselben ist, überall an die Stelle der die Menschen vertreibenden Großgüter kleine und mittlere Landwirtschaftsbetriebe mit familienmäßiger Arbeitsverfassung zu setzen. Auf die enormen Arbeitsenergien, die durch die familienmäßige Arbeitsverfassung entbunden werden, ist es im wesentlichen zurückzuführen, daß die kleinkapitalistischen Betriebe sich alle Errungenschaften der modernen Agronomie haben zunutze machen können. Sie vermögen daher auch höhere Gesamterträge aus dem deutschen Acker herauszuholen als der Großbetrieb, dessen Arbeitskräfte sowohl quantitativ wie qualitativ sehr geringe Arbeitsleistungen aufzuweisen haben. Obwohl nun im deutschen Siedlungsgesetz nirgends davon die Rede ist, daß die Lohnarbeit in der Landwirtschaft durch

es zurückgedrängt werden soll, so ist die dahingehende Tendenz desselben nichtsdestoweniger unverkennbar und unbestreitbar.

Hervorgehoben muß werden, daß der Weg, den die deutsche Revolution mit der Verordnung zur Beschaffung von Siedlungsland betreten hat, auch von den östlichen Völkern eingeschlagen worden ist. Für sie ist die Aufteilung des Großgrundbesitzes aber eine noch wichtigere Angelegenheit als für uns. Spricht der Deutsche von Sozialisierung, so denkt er in erster Linie an die Fabriken und Bergwerke; spricht der Slawe von ihr, so denkt er an die Acker der Gutsherren. Wer bei den östlichen Völkern den landwirtschaftlichen Großbetrieb bestehen lassen will, gerät in einen unlösbaren Gegensatz zur Volksseele, für die zu den unveräußerlichen Menschenrechten vor allem »das Recht auf Land« gehört. In Polen haben die Bauern der Warschauer Konstituante das Agrargesetz vom 10. Juli durchgesetzt, das den Grundsatz der Zwangsenteignung gegen Entschädigung aufstellt und dessen Ziel es ist, den Großbetrieb in der Landwirtschaft möglichst radikal zu beseitigen. Wie in Polen, so haben auch in Litauen die Bauern die zwangsweise Enteignung des Großgrundbesitzes auf ihre Fahne geschrieben. Auch hier arbeitet man daran, ein Siedlungsgesetz zu schaffen, das den bäuerlichen Betrieb mit familienmäßiger Arbeitsverfassung zum alleinherrschenden machen und die Lohnarbeit auf dem Acker radikal austrotten soll.

Ebenso sind auch im Baltikum die Tage des Großgrundbesitzes gezählt. In diesem Sinne wird in Estland ein Agrargesetz vorbereitet, das durch Errichtung einer nur Bauerngüter mit familienmäßiger Arbeitsorganisation zulassenden Agrarverfassung die landwirtschaftliche Lohnarbeit radikal aus der Landwirtschaft verbannen will. In Lettland geht die Tendenz der sozialen Bewegung in gleicher Richtung. Auch in Tschechien hat die soziale Bewegung zu einem scharfen Angriff auf den landwirtschaftlichen Großgrundbesitz geführt. Das Agrargesetz vom 16. April will die Lohnarbeit in der Landwirtschaft vernichten. Als Mittel zu diesem Ziele dient die Enteignung des Großgrundbesitzes gegen Entschädigung, aus dessen Äckern und Weiden kleine und mittlere Bauerngüter gebildet werden sollen, die keine Lohnarbeit, wenigstens keine ständige Lohnarbeit benötigen. In Jugoslawien enthielt die erste Kundgebung des in Aussicht genommenen Monarchen die feierliche Ankündigung, daß »jeder Serbe, Kroat oder Slowene Eigentümer auf freier Scholle sein soll«. Mehr noch wie bei den Westslawen ist bei den Südslawen die soziale Bewegung von dem agrarsozialistischen Gedanken durchdrungen, daß landwirtschaftliche Lohnarbeit als lebenslänglicher Beruf mit dem Freiheitsbegriff des slawischen Menschen unvereinbar sei. Auch hier ist durch ein Agrargesetz die Enteignung und Aufteilung des Großgrundbesitzes, die namentlich für Kroatien, Slowenien, Dalmatien und Bosnien von größter Bedeutung ist, in Vorbereitung. In Jugoslawien wie auch in den russischen Randstaaten handelt es sich dabei nicht etwa um ein schwächliches Kompromiß, nicht um agrarsozialistische Experimente, sondern um die radikale Verbannung der Lohnarbeit aus der Sphäre der Agrikultur durch resolute Zerschlagung der Großgüter in Bauernhöfe solchen Umfangs, daß sie keine Lohnarbeit benötigen, weil sie mit den Arbeitskräften der Familie reichlich auskommen können.

(Schluß folgt)

Planwirtschaftliche Pläne¹

Von Ministerialdirektor z. D. Dr. H. Meydenbauer

18. Januar 1920

Das deutsche Volk hat mancherlei Hoffnungen an die Umwälzung seiner Staatsform geknüpft, nicht zuletzt auf wirtschaftlichem Gebiet. Die allgemeine Verelendung durch den Krieg hatte eine Eier nach langentbehrten Waren und Genußmitteln entstehen lassen, deren Befriedigung man von der neuen Regierung mit Sicherheit erwartete. Man glaubte, daß der Waffenstillstand die wirtschaftliche Freiheit bringen müsse und man nur zu kaufen brauche, um genießen zu können. Die Schwierigkeiten der Gesamtlage wurden im November 1918 nur von ganz wenigen übersehen, und unter diesen wenigen war wieder nur ein ganz kleiner Teil, der den Mut hatte, auch der Öffentlichkeit gegenüber die Folgerungen zu ziehen, zumal diese sehr wenig populär gewesen wären. Sie hätten gar wenig dem Instinkt entsprochen, der nach Kaffee und Zigaretten, nach Apfelsinen, Fetten und französischer Seife rief. Sie hätten auch den Profitwünschen des Handels — nicht nur des Schleichhandels, sondern auch des alten legitimen Handels — im Wege gestanden, dessen Vertreter die schöne Wahrheit vortrugen, draußen seien ja die erforderlichen Waren, drinnen die Nachfrage und die Zahlungsmittel, warum solle man also dem freien Spiel der Kräfte nicht nachgeben? Die Deutschen wollten doch nun einmal wieder etwas Angenehmes haben nach dem Elend des Krieges. Nur durch reichliche Nahrung würde man die Arbeitslust wieder heben. »Wir wollen wieder frei arbeiten können, nur das kann uns, wie 1815, wieder hochbringen,« sagte ein Vertreter des Überseehandels in einer dienstlichen Besprechung. Als ihm entgegengehalten wurde, der deutsche Überseehandel sei noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Vergleich zu dem Gesamtbedarf der Nation nur verschwindend gewesen, er habe nach Art und Wert der gehandelten Güter nach 1815 irgendwelche lebensentscheidende Bedeutung für die deutsche Wirtschaft nicht beanspruchen können, zeigte er dafür kein Verständnis.

Charakteristisch für die Auffassung mancher kapitalistischen Kreise ist, daß, als im Frühjahr 1919 am Rhein einzelne seidene und wollene Waren, fertige Stiefel usw. zeitweilig billiger waren als im Inland, nicht nur Händler, sondern auch andere im Wirtschaftsleben hervorragende Personen an der für die Einfuhr maßgebenden Stelle erschienen und in schwer erträglicher Überheblichkeit erklärten, man begriffe nicht, warum die Einfuhr dieser Dinge nicht gern gesehen werde. Man solle dem deutschen Wirtschaftsleben nur Luft lassen, dann werde es sich schon wieder erholen.

Diese mißverständliche Beurteilung der Gesamtlage gründete sich zu einem wesentlichen Teil auf die Abneigung gegen die im Krieg entstandenen Zwangsgesellschaften. Daß man diese Gesellschaften nicht aus Übermut ge-

¹ Da der nachfolgende Artikel eine wertvolle Ergänzung zu Wissells Aufsatz über die Notwendigkeit einer planmäßigen Wirtschaftspolitik in Nr. 15 der Neuen Zeit bietet und sich auch die zusammenberufene Valutakommission für die Durchführung einer Planwirtschaft ausgesprochen hat, bringen wir ihn zum Abdruck, obgleich wir nicht allen Auffassungen des Verfassers zustimmen vermögen.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

gründet hatte, sondern sich nur ganz langsam und zögernd — vielleicht zu langsam — bereit gefunden hatte, einen Zweig des Wirtschaftslebens nach dem andern dem Zwang zu unterstellen, und daß ein einheitliches großzügiges Vorgehen nach englischem Muster von vornherein den Zwang leichter erträglich gemacht hätte als die später stückweise erfolgenden Einschränkungen — alles das war vergessen. Man sah nur den Zwang und die Ungeschicklichkeiten und schrie nach Befreiung, besonders in Süddeutschland, wo zu dem wirtschaftlichen Leiden unter der Berliner Bürokratie noch gewisse partikularistische Vorstellungen hinzutraten.

So vereinigten sich die Geldbeutelgesichtspunkte mit allgemeinen wirtschaftlichen und sonderpolitischen Erwägungen gegen eine aufbauende Arbeit auf dem Gebiet nationaler Wirtschaft. Die beiden ersten Verwalter des Reichswirtschaftsministeriums — Dr. August Müller und Rudolf Wissell — waren daher in einer überaus schwierigen Lage. Sie sahen nahezu alles gegen sich und für sich nur ganz wenige, deren Zahl sich erst nach und nach vermehrte, als man die katastrophalen Folgen der eingeschlagenen Politik am eigenen Leibe zu spüren anfing.

Anders in England! Dort ist man den Fragen des Wiederaufbaus der Wirtschaft bereits im Jahre 1917 ernstlich nachgegangen. Man hatte schon damals erkannt, daß das politische Parlament in diesen Fragen seiner Natur nach unfruchtbar sein muß, und daher die industrielle Selbstverwaltung im Laufe des Jahres 1918 bereits so weit gefördert, daß man in der Tat von der Errichtung einer neuen Arbeitsverfassung sprechen kann. Dies geschah in dem klassischen Lande des Manchesterturns, das, wie kein anderes bisher, die Fahne des wirtschaftlichen Individualismus hochgehalten hatte. Die Kriegsjahre hatten eben eine rasche Abkehr von den alten Grundsätzen bewirkt. In Deutschland haben die beiden ersten Verwalter des Reichswirtschaftsministeriums ganz selbständig Pläne entwickelt und vertreten, die ähnlichen Zielen zustreben, wie sie für Großbritannien das Whitley-Komitee festgelegt hat. Auch sie erstrebten eine Zusammenfassung aller Kräfte zur Erzielung größtmöglicher nationalwirtschaftlicher „Efficiency“ (Wirksamkeit). Auch sie verlangten eine Beteiligung von Arbeitern und Unternehmern an den neu zu schaffenden Vertretungskörperschaften.

Der Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts Dr. August Müller legte auf Vorschlag seines Unterstaatssekretärs Richard v. Möllendorff nach längeren mündlichen Erörterungen bereits am 5. Dezember 1918 dem Rat der Volksbeauftragten ein wirtschaftliches Programm vor, das in den Grundzügen alle Dinge enthält, auf die man jetzt langsam wieder zurückzukommen scheint. Er bezeichnete schon damals als erforderlich, die Arbeiter an allen wirtschaftlichen Vorgängen grundsätzlicher Art zu beteiligen und die Volkswirtschaft als eine Einheit zu behandeln. Er betonte die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der inländischen Arbeitsgelegenheiten trotz der Verarmung und Geldentwertung. Er erklärte eine Steigerung der heimischen Produktivität durch Vereinigung der Einzelinteressen der Wirtschaftler in einer höheren Einheit — sogenannte Selbstverwaltungskörper — für notwendig und forderte eine großzügige Siedlungspolitik. Unter anderem schlug er die Schaffung von Wirtschafts-zweckverbänden mit fachlichem und örtlichem Unterbau vor, ferner die

paritätische Teilnahme der Arbeiterschaft und des Unternehmertums an ihrer Verwaltung und die Übertragung einer planmäßigen Außenhandelspolitik auf diese Zweckverbände, denen auch die Rationalisierung der Erzeugung (Normalisierung, Typisierung, Spezialisierung) sowie die Luxusperre im Inland zugehört war. Weiter erklärte er den Ausbau dieser Zweckverbände zu Steuergesellschaften, also eine organische Verbindung der Wirtschaftspolitik mit der Finanzpolitik für erstrebenswert. Endlich schlug er die Bereitstellung eines Fünf-Milliarden-Reichsfonds vor, der zur Überbrückung der für die Einzelwirtschaften zu bedenklichen Konjunkturgefahr an Erzeugerverbände gegeben werden sollte, die sich in ihren Bestehungsrechnungen gewissen Vorschriften zu unterwerfen hätten. Zugleich sollten daraus Aufträge auf Herstellung heimischer Massenverbrauchsgegenstände und binnenwirtschaftlich verwendbarer Erzeugungsmittel erteilt werden.

Diese Förderung der heimischen Erzeugung in ganz bestimmten Teilen nach bestimmten Rücksichten sollte, abgesehen von dem sozialen Ziel einer Festigung des Arbeitsmarktes, zugleich die viel umstrittene Autarkie dadurch fördern, daß die Erzeugung, möglichst mit Benutzung heimischer Rohstoffe, auf den notwendigen Bedarf der Heimat gerichtet würde und die Herstellung von Luxuswaren wesentlich der Ausfuhr vorbehalten bliebe.

Der Reichsfondsgedanke beruhte auf der Vorstellung, daß der Staat nicht polizeilich reglementierendes Organ, sondern ausgleichender Vertreter aller gegenüber allen sei, daß er daher oberster Bankhalter und Kreditgeber sein müsse, eine Erwägung ähnlich der, die vor fünfundsiebenzig Jahren den preussischen Finanzminister von Miquel veranlaßt hatte, zur Förderung der genossenschaftlichen Selbsthilfe im mittelständischen Kreditwesen die Preussische Zentralgenossenschaftskasse zu gründen. Miquel hatte damit die besten preussischen Traditionen befolgt, die ganz im Gegensatz zu den liberalen Auffassungen englischer Herkunft die Souveränität des Staates über die Souveränität der Geschäftswelt stellten.

Der Gedanke des Reichsfonds fand jedoch keinen Anklang, weil man meinte, so viel Geld nicht für ungewisse Dinge in schwieriger Zeit ausgeben zu dürfen. Daß man wenige Monate später den gleichen Betrag — fünf Milliarden — für Verbilligung von Nahrungsmitteln, also völlig unproduktiv ausgeben werde, konnte man sich nicht vorstellen. Soviel steht heute fest, daß die Ausnutzung der im Lande vorhandenen Rohstoffe wohl eine ganz andere Höhe erreicht hätte, wenn die Regierung damals mit einer solchen Maßnahme herausgekommen wäre.

Den stärksten Widerstand fand die von dem Reichswirtschaftsminister Wissell mit Energie vertretene Außenhandelspolitik. Man erinnert sich, wie er mit dem freien Handel zusammenstieß, wie er bei der Verarmung und Arbeitslosigkeit Deutschlands vor jeder Luxuseinfuhr warnte, wie er die Rohstoffeinfuhr gegenüber dem maßlosen Drängen nach Nahrungsmitteln betonte und verlangte, daß die Gesamtheit sich weislicher zeigen müsse als die unorganisierte Summe der einzelnen.

In seinen Reden betonte Wissell immer wieder, daß die Finanzierung überflüssiger Einfuhren wegen unserer Auslandsschulden und des dringenden Bedarfs an Nahrungsmitteln und Rohstoffen völlig unmöglich sei.

Die Gefahr des Sturzes der Valuta wurde so deutlich wie möglich dargelegt und die Notwendigkeit größter Sparsamkeit hervorgehoben. Es wurde ferner ausgeführt, daß jedes hereinkommende Fabrikat noch mehr als die fremden Rohstoffe einer Anzahl deutscher Arbeiter die Beschäftigungsgelegenheit entzöge. Was privatwirtschaftlich vom Standpunkt des Einfuhrhandels aus gesehen als Vorteil erschien, sei letzten Endes, volkswirtschaftlich betrachtet, ein Schaden. Je mehr Fertigwaren eingeführt würden, um so mehr Menschen müßten exportiert werden. Die immer wieder auftauchende Behauptung einzelner Händler, sie bekämen im Ausland spielend Kredit, man solle sie nur gewähren lassen, wurde in ihrer Irrigkeit nachgewiesen, da die Kreditwürdigkeit des einzelnen Deutschen letzten Endes auf der Kreditwürdigkeit der deutschen Volkswirtschaft beruhe und eine niedergebrochene Wirtschaft nicht mehr als kreditwürdig gelten könne, wenn sie nicht spare und spare.

Es wurden ferner die schwierigen Fragen einer Bindung des Einfuhrhandels erörtert und eingehende Vorschläge über die Umbildung der aus dem Kriege stammenden Zentralstellen für Ausfuhrbewilligung in Außenhandelsstellen und Nebenstellen gemacht. Die Außenhandelsstellen sollten für jeden großen Wirtschaftszweig errichtet werden, für den man später einen Dachverband vorgesehen hatte. An die Spitze der Außenhandelsstelle wollte der Plan einen Reichsbevollmächtigten gestellt wissen, der vom Reichswirtschaftsminister nach Benehmen mit dem aus der Kriegswirtschaft übernommenen Reichskommissar für die Ein- und Ausfuhr ernannt werden sollte, und neben den Reichsbevollmächtigten sollte ein Außenhandelsauschuß treten aus höchstens 16 Mitgliedern. Unter den für jeden großen Wirtschaftszweig zu bildenden Außenhandelsstellen waren Außenhandelsnebenstellen für die einzelnen Wirtschaftszweige vorgesehen. Diese Nebenstellen sollten den unterhalb des Dachverbandes geplanten Zweckverbänden entsprechen. Man ging nämlich davon aus, daß die Außenhandelsstellen nur so lange arbeiten dürften, bis die für die großen Wirtschaftszweige geplanten Dachverbände zustande gekommen seien. Dann sollten sie in diesen Dachverbänden aufgehen. Sie würden damit eine Form annehmen, die völlig den Charakter der Selbstverwaltung trägt. Die Außenhandelsstellen sollten nicht etwa Käufer oder Verkäufer sein oder gar die Aus- und Einfuhr in Syndikate zusammenfassen, sondern die Aus- und Einfuhr sollte grundsätzlich dem einzelnen Händler überlassen bleiben, die Außenhandelsstelle also lediglich den Zweck haben, diejenige Überwachung und Regelung des privaten Ein- und Ausfuhrhandels durchzuführen, die mit Rücksicht auf unsere Wirtschaftslage geboten erschien.

Die Pläne sind nicht voll zur Durchführung gekommen. In einzelnen Industrien fanden sie lebhaftes Verständnis und glatte Aufnahme, in anderen war der Widerstand in so kurzer Zeit nicht zu überwinden. Gewiß ist die Schaffung solcher neuen Gebilde in erster Linie eine Sache des persönlichen Geschicks. Es muß nicht nur überflüssige Eigenbrötlei, sondern auch viel sachlich begründeter Widerstand überwunden werden. Die Verbraucher sind, wie überall, natürliche Gegner der Erzeuger in der Preispolitik. Der Großhandel wird von den Erzeugern vielfach als ein nicht immer notwendiges, Zwischengewinn einheimsendes Übel angesehen,

während der Kleinhandel sich leicht an die Wand gedrückt fühlt und nach Mittelstandspolitik schreit. Wie die Dinge lagen, gab es aber nur drei Möglichkeiten: entweder die Fortsetzung der alten Zwangswirtschaft oder die vorgeschlagene planmäßige Gemeinwirtschaft mit Selbstverwaltung oder das Chaos, dem wir uns bedenklieh nähern. Hätte der Minister weiterarbeiten können, so wäre meines Erachtens die Organisation nach angegebenen Grundlagen wahrscheinlich allmählich fertig geworden.

Die Nationalversammlung und das Kabinett haben jedoch diese Arbeit durch Entlassung Wissells unterbrochen. Von bleibendem Wert aber dürfte schon heute die Feststellung sein, daß man offenbar auch im demokratisierten Deutschland in wirtschaftlichen Dingen ohne eine brutale Befehlgebung nicht vorwärts kommt. In England wurden die Gedanken des Whitley-Systems lediglich den Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden als Vorschläge der Regierung unterbreitet. Die Beteiligten nahmen zu ihnen Stellung und kamen sehr bald in vielen Industrien zu einer Organisation, die den Zielen des Whitley-Ausschusses entsprach. Die Engländer waren sich darüber ganz klar, daß das gleiche politische Wahlrecht dem Arbeiter augenblicklich nicht viel bedeute, sondern daß sein Ziel sei und sein müsse, eine andere Stellung in der nationalen Produktion zu erreichen. Man hat dort den Gegensatz zwischen dem »Motive of private gain« (Beweggrund des privaten Vorteils) und »of national service« (des nationalen Ruhens) klar erkannt und mit bewunderungswürdiger Ruhe und Sachverständnis die notwendigen Folgerungen gezogen.

Genau dieses Verfahren hatte sich auch Wissell in Deutschland als möglich gedacht. Er wollte sich nicht erst damit abgeben, in langwierigen Vorarbeiten und Beratungen eine neue, bis ins einzelne festgelegte gesetzliche Unterlage für die Selbstverwaltungskörper und ihre Vollmacht zu schaffen, sondern er wollte das ihm gesetzlich zustehende Recht der Ein- und Ausfuhrbewilligung dazu benutzen, den Selbstverwaltungskörpern ein Tätigkeitsfeld zu überweisen, auf dem sie sofort wichtige Befugnisse ausüben konnten, die man bislang als ausschließliches Recht der Reichsgewalt angesehen hatte.

Der Plan fand mehr Gegner als Freunde. Ohne jeden Grund wurde Wissell als Zwangswirtschaftler und Bürokrat beschimpft. Einzelne Bundesstaaten fühlten sich durch den Plan, einen Dachverband für ein bestimmtes Gewerbe in ganz Deutschland, also über ihre Grenzen hinaus, aufzurichten, verletzt; und die einzelstaatlichen Ministerien hatten die Empfindung, daß Dinge vorgingen, von denen sie nicht genügend unterrichtet waren.

So ist aus Wissells Plänen nicht viel geworden. Wir haben keine Volkswirtschaft, sondern eine Händlerwirtschaft gemacht, vielleicht um den Tadel der Amerikaner zu vermeiden, wie ihn der frühere Votschafter Graf Bernstorff einmal als möglich hingestellt hat. Er führte nämlich in den entscheidenden Julitagen des Jahres 1919 aus: der Sozialismus sei in Amerika recht unbeliebt; unsere planmäßige Gemeinwirtschaft stoße jeden Amerikaner ab.

Neuerdings scheint aber an gewissen Stellen der Reichsregierung ein Umschlag der Auffassungen erfolgt zu sein. Eine vom Reichsfinanzminister einberufene Valutakommission hat sich sehr entschieden zu den Gesichtspunkten bekannt, die früher vom Reichswirtschaftsministerium vertreten worden sind. Die Kommission hat sogar den Mut gehabt, auszusprechen, daß die Lebensmitteleinfuhr zwar ein Mittel zur Hebung der Ar-

beitslust und damit der Produktion sei, daß sie aber möglichst eingeschränkt und daß vor allen Dingen angestrebt werden müsse, durch eine planmäßige, auch im Innern zu verfolgende Politik die Einfuhr von Lebensmittelfertigfabrikaten, wie Schmalz, Speck und Fleisch, durch eine solche von landwirtschaftlichen Rohstoffen, insbesondere Futtermitteln und Getreide, zu ersetzen. Ferner wendet sich die Kommission gegen die Luxuseinfuhr, zu der sie auch Wein und Kaffee zählt, und verlangt eine Kontrolle der Einfuhr bei sämtlichen Rohstoffen, weil ohne eine solche keine Gewähr dafür gegeben sei, daß die aus ihnen hergestellten Waren zu einem angemessenen Teil wieder ausgeführt würden; denn dem heimischen Verbrauch frommten keine Dinge, die wir in unserer augenblicklichen Not entbehren könnten (Seidefertigfabrikate, Kupferfertigfabrikate usw.).

Die Kommission glaubt, daß es zu Organisationen des Handels und der Industrie unter Aufsicht der Regierung kommen müsse. Sie befürwortet die schnelle Durchführung der Außenhandelsstellen, spricht sich für die Notwendigkeit von Veredlungskrediten aus und betont schließlich, daß die Besserung unserer Zustände nur durch gesteigerte Arbeit des ganzen Volkes möglich sei: »Es muß nicht nur überhaupt mehr gearbeitet werden, sondern auch mehr als in den Ländern, die den Krieg gewonnen haben.«

Damit zieht die Kommission die wirtschaftlichen Folgerungen aus dem Verlust des Krieges, gegen die wir uns bislang mit Worten und Protesten vergeblich gestraubt haben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Krieg zu einem Klassenverhältnis zwischen den Siegern und Besiegten führen wird. Dieses Klassenverhältnis abzuschwächen und für uns einigermaßen erträglich zu machen — das war das große, bereits im November 1918 aufgestellte Ziel der vom Reichswirtschaftsministerium bis zum Juli 1919 vertretenen Planwirtschaft.

Künstler und Handwerker

Von Dr. John Schikowski

Der Bau ist das Endziel aller bildnerischen Tätigkeit. Zu allen Zeiten, wo es eine gesunde volkstümliche Kunst und ein alle Kreise umfassendes Stilgefühl, mit anderen Worten: eine ästhetische Kultur gab, gipfelten sämtliche bildenden Künste in der Architektur. Wenn wir vom griechischen Stil sprechen, so denken wir an dorische, ionische und korinthische Tempel, beim gotischen Stil schwebt uns ein ragender Dom, beim Renaissancestil ein italienischer Palast oder ein spitzgiebeliges »altdeutsches« Wohnhaus vor Augen. Das ist kein Zufall, sondern der klare Ausdruck der Tatsache, daß der architektonische Stil dem allgemeinen Kunststil jener Zeiten das sinnfälligste Gepräge gab.

Unsere Gegenwart, in der ein neuer Kunststil im Werden ist, strebt etwas Ähnliches an. Auch sie will die einzelnen Künste aus ihrer Zersplitterung lösen und sie im architektonischen Gesamtkunstwerk zu harmonischem Zusammenklingen vereinigen. Alle Kunst soll »angewandte« Kunst werden. Nicht als Diener, sondern als gleichberechtigter Mitarbeiter des Architekten soll der Handwerker, der Kunstgewerbler, der Bildhauer und der Maler

am Zustandekommen des Baues wirken. Erst wenn dieser organische Zusammenschluß erzielt ist, wird auch der Vertreter der »reinen« und »hohen« Kunst — wie man heute zu sagen pflegt —, der Maler und Bildhauer, für das Gemeinwohl schaffen, statt überwiegend der Befriedigung von Luxusbedürfnissen zu dienen. Dann erst kann der einheitliche Stil auf breiterer Basis entstehen, der alle Erscheinungsformen des äußeren und inneren Lebens gestaltet und durchdringt, der im unscheinbarsten Hausgerät ebenso zur Geltung kommt wie im Ausdruck höchster seelischer Erhebung.

Man kann sagen, daß das Handwerk im Kunsthandwerk die Aufgabe hat, den Werktag zu veredeln, während die Kunst des Malers und Bildhauers den Mußestunden und den Festen höhere Weihe verleiht. Denn wenn derselbe künstlerische Geist auch in allen handwerklichen Erzeugnissen lebendig ist, so ist die reine Kunst doch nicht für den Alltag da. Monumentale Gemälde und Skulpturen sollen Festräume schmücken. In Wohn- und Arbeitszimmern mag das Kunsthandwerk seine dekorativen Wirkungen entfalten, hier sind malerische und plastische Kunstwerke nur sparsam zu verwenden. Es gibt moderne Künstler, denen es schon verwerflich erscheint, daß man die Wand eines Wohnzimmers überhaupt mit Bildern schmückt. Als Ideal erscheinen ihnen Wände in starken leuchtenden Farben, die das Auge erfreuen, ohne tiefere Gefühlsregungen auszulösen. Die Kunstwerke, die man besitzt, soll man hinter Schloß und Riegel halten und nur in Augenblicken erhöhter Stimmung das Gemälde, die Zeichnung, die Plastik oder Graphik hervorholen und sich in sie versenken. Man mag dabei an die Sitte der Japaner denken, des einzigen Volkes unserer Zeit, das eine ästhetische Kultur besitzt. Sie hängen im Tokonoma, der erhöhten Nische ihres Wohnraums, täglich das Gemälde auf und stellen davor die Blumenvase, nach der sie Verlangen haben, weil deren Formsprache ihrer Stimmung entspricht. Und nie mehr als ein Kunstgegenstand jeder Art darf im Zimmer sichtbar sein.

So haben Handwerk, Kunstgewerbe und reine Kunst zwar ihre getrennten Aufgaben, aber alle drei schließen sich zu einheitlicher Wirkung zusammen. Diesen Zusammenschluß organisch und zielbewußt zu gestalten, muß die Aufgabe der Zukunft sein. Denn heute fühlen sich die Künstler und auch Kunstgewerbler noch als etwas Besonderes gegenüber dem Handwerker. Selbstbewußtsein und gesellschaftliche Geltung errichten unübersteigliche Schranken zwischen dem Bildhauer und dem Stukkateur, zwischen dem Maler und dem Anstreicher. Wie kann dieser Künstlerstolz auf der einen, dieses Gefühl der Minderwertigkeit auf der anderen Seite überwunden werden? Zweifellos auf dieselbe Weise, wie der Dünkel des Gelehrten, des wissenschaftlich Gebildeten gegenüber der Masse der Bevölkerung, den Laien, den Ungebildeten, zu überwinden ist: durch die gemeinsame Elementarbildung, durch eine Art handwerklich-künstlerischer Einheitschule. Durch die veränderte Methode der Erziehung lassen sich aber nicht nur die sozialen Klüfte überbrücken, sondern es wird dadurch auch zugleich der Kunst selber die einheitliche Grundlage geschaffen, die die unerläßliche Vorbedingung einer gesunden volkstümlichen Stilentwicklung ist.

Der »Arbeitsrat für Kunst«, der von einer Anzahl revolutionärer Künstler und Kunstkenner im November 1918 gegründet wurde, hat sich mit dem Problem der künstlerischen Ausbildung eingehend beschäftigt

und in einer vor kurzem erschienenen Buchpublikation¹ die Ansichten seiner Mitglieder über diese Frage niedergelegt. So sehr die Meinungen im einzelnen auseinandergehen, in zwei Punkten ist man sich vollkommen einig: in der Ablehnung der Akademien und in der Empfehlung einer gemeinsamen technischen Elementarbildung für alle Handwerker und Künstler. Hinsichtlich des ersten Punktes geht einer unserer bekanntesten Kunstreformer, Dr. Wilhelm R. Valentiner, sogar so weit, daß er die Abschaffung aller Kunstschulen, wenigstens zeitweise, empfiehlt. Vielleicht wird die Kunst besser, meint er, wenn sie einmal wieder wild wächst, wie es im Anfang aller Dinge war, als sich eine naive Kunst bildete. Der große Künstler wird seinen Weg allein finden. Die Erziehung des Mittelmaßes, die durch die Schulen gefördert wird, hebt vielleicht die allgemeine Bildung, aber stärkt nicht die schöpferische Kraft eines Volkes, auf die es allein ankommt. An die Stelle des bisher üblichen akademischen Unterrichts soll auch für den Anfänger gleich von vornherein die praktische Arbeit am Werk treten. Andere sind in ihren Forderungen nicht so radikal. Sie wollen die eigentlichen Kunstschulen bestehen lassen, verlangen aber, daß die erste Ausbildung in handwerklichen Fachschulen erfolgen solle, deren Zeugnisse erst zum Eintritt in die Kunstschule berechtigen. Jedenfalls müsse die handwerkliche Ausbildung aller Künstler eine so gründliche sein, daß erforderlichenfalls jeder Kunstmaler auch als Stubenmaler, jeder Bildhauer als Bauplastiker oder Stukateur Verwendung finden könne.

Die Umwandlung der alten Kunstschulen in moderne Werkstätten ist der beherrschende Grundgedanke aller Reformvorschläge. Und dieser Gedanke hat auch bereits seine erste praktische Verwirklichung gefunden. Als im Frühjahr 1919 der Vorsitzende des Arbeitsrats für Kunst, der Architekt Walter Gropius, zum Leiter der Weimarer Kunstschulen berufen wurde, vereinigte er die dortige Hochschule für bildende Kunst mit der Kunstgewerbeschule, gliederte ihnen eine Abteilung für Baukunst an und nannte das neue, alle Künste und Kunsthandwerke umfassende Institut »Staatliches Bauhaus in Weimar«. Sein Ziel ist, Architekten, Maler und Bildhauer aller Grade je nach ihren Fähigkeiten zu tüchtigen Handwerker oder selbständig schaffenden Künstlern zu erziehen und eine Arbeitsgemeinschaft führender und werdender Werkkünstler zu gründen, welche Bauwerke in ihrer Gesamtheit (Rohbau, Ausbau, Ausschmückung und Einrichtung) aus gleichgerichtetem Geist heraus einheitlich zu gestalten weiß. Da nur das Handwerk, nicht aber die Kunst lehrbar und erlernbar ist, gilt als unerläßliche Grundlage für alles bildnerische Schaffen die gründliche handwerkliche Ausbildung aller Studierenden in Werkstätten und auf Probier- und Werkplätzen. Im Weimarer Bauhaus gibt es daher weder Lehrer noch Schüler, sondern nur Meister, Gesellen und Lehrlinge. Die Studierenden wirken an den Arbeiten der Meister mit, und es werden auch an sie Aufträge vermittelt. Vor dem Meisterrat des Bauhauses oder vor fremden Meistern werden zunftmäßige Meister- und Gesellenproben abgelegt. Mit den Führern der Handwerke und Industrien im Lande besteht eine ständige Fühlung. Die Lehre im Bauhaus umfaßt alle praktischen und wissenschaftlichen Gebiete des bildnerischen Schaffens, die Baukunst, die

¹ »Ja! Stimmen des Arbeitsrats für Kunst in Berlin.« Verlegt bei der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg. 1919.

Malerei und die Bildhauerei einschließlich aller handwerklichen Zweiggebiete. Die handwerkliche Ausbildung erfolgt teils in eigenen, allmählich zu ergänzenden, teils in fremden, durch Lehrvertrag verpflichteten Werkstätten. Sie erstreckt sich auf Bildhauer, Steinmetzen, Stukkateure, Holzbildhauer, Keramiker, Gipsgießer; Schmiede, Schlosser, Gießer, Dreher; Tischler; Dekorationsmaler, Glasmaler, Mosaiker, Emailleure; Radierer, Holzschnitzer, Lithographen, Kunstdrucker, Ziseleure; Weber. Diese Ausbildung bildet das Fundament der Lehre. Jeder Studierende muß ein Handwerk erlernen. Neben der handwerklichen Ausbildung geht dann die zeichnerisch-malerische und die wissenschaftlich-theoretische. Als Grundsatz der Lehre gilt, daß alles organische Gestalten sich aus handwerklichem Können entwickeln soll. Bei strengem Studium wird jeder Individualität völlige Freiheit gelassen, alles Starre vermieden und das Schöpferische bevorzugt. Die Ausbildung ist in drei Lehrgänge (für Lehrlinge, für Gesellen und für Jungmeister) eingeteilt. Die Einzelausbildung bleibt dem Ermessen der einzelnen Meister im Rahmen des allgemeinen Programms und des in jedem Semester neu aufzustellenden Arbeitsverteilungsplans überlassen.

Welche praktischen Resultate die Lehrmethode des Weimarer Bauhauses zeitigen wird, kann erst die Zukunft erweisen. Das Erreichen ihres letzten und höchsten Zieles, die Schöpfung des Einheitskunstwerks, des großen Baues, in dem es keine Grenze gibt zwischen monumentaler und dekorativer Kunst, steht wohl noch in weiter Ferne. Für die Gegenwart aber dürfen wir erwarten, daß aus der Gropius'schen Lehrstätte Meister hervorgehen werden, die keinen Wesensunterschied zwischen Künstler und Handwerker mehr kennen. Wenn dann noch Einrichtungen getroffen werden können, die auch älteren Künstlern die unentgeltliche und zwanglose Möglichkeit bieten, sich handwerklich zu vervollkommen, und ein Arbeitsnachweis für künstlerische und kunstgewerbliche Berufe eingeführt würde, dann wäre zur Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Lage ein wirksames Mittel geschaffen. Die Zahl der »unproduktiven« Künstler würde in Zukunft zurückgehen und der Künstler im Notfall als Handwerker so viel verdienen können, wie er zu seinem Lebensunterhalt braucht. Wenn alle Künstler Handwerker und alle Handwerker bis zu einem gewissen Grade Künstler sind, so würde damit aber nicht nur die Existenz des Künstlers auf eine gesunde ökonomische Basis gestellt, sondern auch das gesellschaftliche Ansehen des Handwerkers erhöht werden. Was den Künstler vom Handwerker unterscheidet, ist dann nicht mehr die Zugehörigkeit zu einer höheren sozialen Schicht, sondern allein die persönliche Begabung, die Kraft, die es ihm ermöglicht, von dem gemeinsamen Ausgangspunkt auf eigenen Wegen zu höheren Zielen zu gelangen.

Welche Ausblicke aus einer Verschmelzung von Kunst und Handwerk sich für die Andahnung einer allgemeinen ästhetischen Kultur ergeben, kann ich hier nur kurz andeuten. Wenn unsere gesamte Architektur vom schlichten Wohn- und Fabrikgebäude bis zum letzten Bau des repräsentierenden Volkshauses in demselben einheitlichen und volkstümlichen Stil geschaffen ist, wenn aus jedem Stück unseres Hausgeräts der gleiche Geist der Schönheit spricht wie aus den monumentalen Werken der Malerei und Plastik, dann muß sich das gesamte Empfindungsleben des Volkes auf eine höhere, reinere und edlere Stufe erheben. Der Sinn für unzählige bisher unbeachtete

Reize wird geweckt werden, und in allen Darbietungen des Alltagsdaseins wird die Lebensfreude und Lebenskraft unerschöpfliche Anregungen finden. Man wird um sich nichts Unschönes mehr dulden und das Häßliche ebenso ernst verabscheuen, wie man heute die sittliche Verworfenheit verabscheut. Und dann wird auch einer aus dem Geiste des Volkes heraus schaffenden Kunst die Stelle angewiesen werden, die ihr gebührt: in Stunden der Einkerkehr die Seele vom Staub des Werktags zu reinigen, in Augenblicken der inneren Erhebung das Gefühl zu beflügeln und den Stimmungen der Fest- und Feiertage Glanz und Weihe zu geben.

Das niedere und mittlere landwirtschaftliche Fachschulwesen in Preußen

Von Dr. Fest

(Schluß)

II

Von allergrößter Bedeutung für die Entwicklung und Wirksamkeit und das Gedeihen der landwirtschaftlichen Fachschule sind die Personen des Leiters und der an der Schule tätigen Fachlehrer. Der Winterschuldirektor hat außer der Leitung der Schule noch die gesamte Wirtschaftsberatung seines Bezirks zu erledigen. Er hat die Landwirte durch Vorträge zu belehren, hat sie in ihren Wirtschaften zu besuchen und zu beraten, hat Genossenschaften und Vereine zu gründen, zu beraten und zum Teil zu leiten. Er hat alle Maßnahmen zur Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung auf dem Gebiet des Ackerbaus, des Wiesenbaus, der Viehwirtschaft usw. in seinem Bezirk durchzuführen beziehungsweise die Behörden dabei zu unterstützen. Durch die Schüler der Anstalt, die er im Sommer in ihren väterlichen Wirtschaften aufsucht, gerät er ohne weiteres schon in engste Fühlung mit den bäuerlichen Besitzern seines Bezirks und ist in der Lage, fördernd, belehrend und beratend auf diese einzuwirken. Er kann dadurch in hohem Grade die landwirtschaftliche Produktion heben.

In allen den Gegenden, in denen ein tüchtiger Winterschuldirektor tätig ist, kann man sehr bald den günstigen Einfluß seiner Tätigkeit beobachten, und wer da sagt, die Schule nütze nichts, die Bauern wirtschafteten doch in ihrem alten Trost weiter, dem kann ich nur sagen, daß er die Augen nicht aufgesperrt hat oder nicht hat sehen wollen. Ich empfehle ihm, einmal in die nordhannoverschen Heidegegenden zu gehen und dort zum Beispiel die Kreise Rotenburg, Verden, das Kirchspiel Wisselhövede und derartige Gegenden zu besuchen und sich eingehend zu erkundigen, welchen gewaltigen Aufschwung in den letzten Jahrzehnten die bäuerlichen Wirtschaften und die bäuerliche Viehzucht dank der erfolgreichen Tätigkeit der Landwirtschaftslehrer genommen hat. Da in der ganzen Umgegend keine Großbetriebe sind, so hat das Beispiel der Großbetriebe nicht wirken können, und ist auch in rein bäuerlichen Gegenden im Gegensatz zu den Ansichten des Herrn Hofers sehr wohl ein gewaltiger Aufschwung in der Viehzucht durch Zusammenschluß zu Herdbuch-Genossenschaften und durch eingehende Beratung von sachverständigen Männern möglich.

Es kommen eben gute und schlechte Wirtschaften in allen Größenklassen vor. Da die Wirkung der Schule auf die Hebung der landwirtschaftlichen

Produktion so sehr von dem Einfluß der Landwirtschaftslehrer abhängt, so muß dafür gesorgt werden, daß nur besonders gut ausgebildeten Männern diese Arbeit anvertraut wird und nicht schlecht bezahlte und schlecht ausgebildete Kräfte unter Umständen der Sache mehr Schaden als Nutzen. Bisher hat man sich leider nicht entschließen können, den so überaus wichtigen Winterschuldirektoren und Lehrern der Bedeutung der Stellung entsprechende Gehälter zu zahlen. Man hat sie mit lächerlichen Sekretärsgehältern abgefunden und hat lieber Leute ohne oder mit ganz kurzer Praxis und mit einer ungenügenden Fachausbildung angestellt. In der Hauptsache ist das darauf zurückzuführen, daß man den Landwirtschaftskammern die Fürsorge für die niederen Fachschulen überlassen hat und in diesen Kreisen das Verständnis für die Wichtigkeit und Notwendigkeit des bäuerlichen Fachschulwesens und die Tätigkeit der Winterschuldirektoren wohl nicht überall ausreichend vorhanden war. Auch heute sind es erst einzelne Kammern (zum Beispiel die hannoversche Kammer), die sich endlich entschlossen haben, den Winterschuldirektoren dieselben Gehälter zu zahlen, die ein Gymnasialoberlehrer bezieht.

Leider scheint das preußische Staatsministerium sich aber auch heute noch nicht zu diesen allermindest zu fordernden Sätzen aufschwingen zu können. Man begründet die geringen Gehälter damit, daß ein Teil der im Amt befindlichen Direktoren die geforderte Ausbildung ja noch nicht haben, und man daher keine Veranlassung habe, diesen Herren die höheren Gehälter zu zahlen. Man sollte sich einmal darüber klar werden, daß man überhaupt keinen gut ausgebildeten Nachwuchs bekommt, wenn man von vornherein keine genügenden Gehälter bietet. Es wird in Zukunft kaum einem tüchtigen akademisch gebildeten jungen Mann einfallen, sich für ein Spezialfach auszubilden, wenn er es darin im allergünstigsten Falle als alter Mann bis zu einem Höchstgehalt von 5100 Mark oder, wie das Ministerium vorschlägt, bis zu 6000 Mark bringen kann. Als notwendige Ausbildung für die Leiter und Lehrer an niederen landwirtschaftlichen Fachschulen muß verlangt werden:

1. Eine gründliche allgemeine Schulbildung, allermindestens die Abschlußprüfung einer sechsjährigen, besser die einer neunjährigen Lehranstalt.

2. Eine sehr gründliche praktische Ausbildung von mindestens vier Jahren. Auch sollte die Ablegung der praktischen Lehrlingsprüfung vor der Kommission der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft für die Landwirtschaftslehrer verlangt werden.

3. Ein mindestens dreijähriges landwirtschaftliches Hochschulstudium und im Anschluß daran die Ablegung der Lehramtsprüfung.

4. Eine halbjährige pädagogische Ausbildung.

5. Eine halbjährige Ausbildung in der Wirtschaftsberatung.

Eine Anstellung sollte erst erfolgen, wenn der junge Beamte zwei Jahre hindurch sich im Amt und insbesondere in der bäuerlichen Wirtschaftsberatung bewährt hat.

Wenn wir erst eine genügende Anzahl von Schulen mit derartig gründlich ausgebildeten Lehrkräften besetzen können, dann wird sich überall auch sehr bald die Wirtschaft des Mittel- und Kleingrundbesitzes in erheblicher Weise verbessern. Was das bedeutet, geht wohl am besten daraus hervor, daß die 1 327 730 Betriebe von 5 bis 100 Hektar 19 743 667 von insgesamt 31 834 874 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche umfassen.

Die mittleren landwirtschaftlichen Fachschulen

dienen der Ausbildung von Betriebsleitern größerer Betriebe. Zu den mittleren landwirtschaftlichen Fachschulen rechnet man die Landwirtschaftsschulen und die sogenannten Seminare für Landwirte. In Frage kommen 18 Landwirtschaftsschulen. Sie sind keine reinen Fachschulen, sondern dienen in der Hauptsache der Übermittlung einer Allgemeinbildung an Kinder im Alter von 10 bis 16 Jahren. Der Lehrgang ist sechsjährig und erstreckt sich über drei Vorklassen (Sexta, Quinta, Quarta) und drei Hauptklassen (Tertia, Sekunda, Prima). Diese Schulen sind in der Hauptsache Realschulen mit meist nur einer Fremdsprache, statt der anderen Fremdsprache wird landwirtschaftlicher Fachunterricht betrieben. Der landwirtschaftliche Fachunterricht leidet außerordentlich darunter, daß die Kinder ja noch keinerlei praktische Fachausbildung genossen haben und daß im Knabenalter noch wenig Ernst und Verständnis für wichtige fachwirtschaftliche und betriebswirtschaftliche Fragen vorausgesetzt werden darf. Diese Schulen haben daher keine große Bedeutung für die allgemeine Hebung der landwirtschaftlichen Produktion. Ein Teil von ihnen diente in hohem Grade solchen jungen Leuten, die auf anderen Schulen nicht fortgekommen waren, als letzter Zufluchtsort zur Erreichung der Berechtigung zum Einjährigfreiwilligendienst. In Kreisen von Landwirtschaftslehrern, die in solchen Schulen unterrichten, ist der Gedanke aufgefaßt, man solle den Unterricht in den Allgemeinbildungsfächern auf fünf Jahre zusammenlegen, dann die Schüler ein oder zwei Jahre in die Praxis schicken und ihnen hierauf wieder ein Jahr auf der Schule landwirtschaftlichen Fachunterricht erteilen. Dann ist es doch viel einfacher, die jungen Leute absolvieren wie jeder andere ihre allgemeine Schulbildung auf einer sechsklassigen Realschule, gehen dann vier oder fünf Jahre in die Praxis und holen sich ihre Fachausbildung auf dem Seminar für Landwirte. Der Vorschlag, den diese Herren gemacht haben, spricht eigentlich den Landwirtschaftsschulen in ihrer jetzigen Gestalt das Todesurteil. Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch mancher tüchtige Landwirt aus den Landwirtschaftsschulen hervorgegangen ist und daß nicht die Grundkenntnisse, die er auf der Schule erworben hat, ihm Anregung zu einem späteren erfolgreichen Selbststudium gegeben haben.

Die Unternehmer sind bei 12 Schulen Städte, bei 2 Schulen Kreise und in 4 Fällen Landwirtschaftskammern. Der Besuch betrug 1913 4005 Schüler, von denen 568 das Reisezeugnis erlangten. An den Schulen unterrichteten etwa 188 angestellte Lehrer, davon nur 27 Landwirtschaftslehrer. Die Gesamtausgaben betrugen 1 638 737 Mark. Der Staat zahlte hiervon rund 40 Prozent mit 655 872 Mark, die Kammern und Vereine brachten 0,8 Prozent mit 12 481 Mark auf.

Die Vermehrung der Landwirtschaftsschulen ist daher vorläufig nicht erwünscht, um so mehr, als erhebliche Mittel zu der so dringend notwendigen Vermehrung von Fortbildungsschulen und niederen Fachschulen benötigt werden.

Die Seminare für Landwirte

dienen nicht etwa, wie ihr unglücklicher Name in weiten Kreisen der Bevölkerung scheinen läßt, der Ausbildung von Landwirtschaftslehrern, sondern sie sollen denjenigen zukünftigen Leitern von landwirtschaftlichen Großbetrieben eine für die Bedürfnisse der Praxis streng ausgewählte theoretische

Fachbildung in einem Jahre übermitteln, welche nicht in der Lage sind, mehrere Jahre eine landwirtschaftliche Hochschule oder ein landwirtschaftliches Universitätsinstitut zu besuchen. Wir haben in Preußen leider nur zwei derartige Lehranstalten. Beide sind verhältnismäßig kurze Zeit im Betrieb, und ihre Einrichtungen bedürfen noch vielfach der Verbesserung und einer schärferen Anpassung an die Bedürfnisse der Praxis. Auch wird es nötig sein, daß die Leiter dieser Lehranstalten und die Fachlehrer an ihnen eine sehr gründliche praktische und umfassende wissenschaftliche Ausbildung durchgemacht haben. Dies ist um so nötiger, als sie junge Leute zu unterrichten haben, welche als allgemeine Schulbildung eine sechsklassige Lehranstalt erfolgreich besucht haben und sich im allgemeinen über eine mindestens fünfjährige praktische Ausbildung auszuweisen haben. Nur besonders erfahrene, praktisch veranlagte Männer werden in der Lage sein, derartig vorgebildeten jungen Leuten in geeigneter Weise das zu bieten, was sie für ihren künftigen Lebensberuf an wissenschaftlicher Fachausbildung benötigen. Erfreulicherweise ist man heute schon zu der Einsicht gekommen, daß man für jedes Hauptfach einen besonderen Vertreter als Dozenten anstellt. Auch hier wird man aber geeignete Kräfte nur dann bekommen und behalten, wenn man sich entschließt, ihnen angemessene Lebensbedingungen zu bieten, sonst werden solche Kräfte sehr bald irgendwo in der landwirtschaftlichen Praxis oder in der Verwaltung verschwinden. Ein folgeschwerer Irrtum ist es auch, wenn man glaubt, daß die Leitung einer Landwirtschaftsschule (Knabenschule) die geeignete Vorbereitung für die Führung eines Seminars für Landwirte sei.

Die Seminare für Landwirte unterstehen der Aufsicht des Ministeriums für Landwirtschaft. Sie sind reine Fachschulen. Demzufolge erstreckt sich der Unterricht etwa zu einem Drittel auf Grundwissenschaften und zu zwei Dritteln auf Fach- und Hilfswissenschaften. Der einjährige Kursus schließt mit einer staatlichen Abschlußprüfung ab, die vor einer Staatskommission abzulegen ist. Wenn diese Anstalten gedeihen sollen, so ist es notwendig, daß sie an geeigneten Orten untergebracht werden. Man muß verlangen, daß in der Nachbarschaft musterhafte Betriebe mit technischen Nebengewerben für die Hörer leicht zugänglich sind, daß im Schulort angemessene Unterkunft für die Hörer leicht zu finden ist, daß genügend Hilfskräfte für Spezialunterrichtsfächer leicht heranzuziehen sind, daß schließlich auch für die Dozenten angemessene Wohnungen vorhanden sind und daß ihnen die Möglichkeit gegeben ist, ihre Kinder am Wohnort auf die Schule zu schicken. Andernfalls sind sie gezwungen, von Anfang an nach einer Verbesserung ihrer Lebensbedingung an einem anderen Ort zu streben und werden sehr bald der Anstalt zu deren Schaden den Rücken kehren müssen. Hier wie überhaupt bei allen Fachschulen muß endlich einmal von der groben Unsitte abgesehen werden, daß die Lehranstalten dazu da seien, an irgendeinem kleinen Ort den Verkehr zu heben, und daß sie wie ein Schacherobjekt demjenigen Ort versteigert werden, der die meiste Beihilfe zahlt. Lediglich und ausschließlich das Gedeihen der Lehranstalt darf für die Wahl des Ortes maßgebend sein. Von größtem Wert wäre es für die Seminare, wenn sie inmitten einer Gutswirtschaft in oder dicht an einer mittelgroßen Stadt mit guter Verkehrslage errichtet werden könnten. Allerdings wird sich dieser Wunsch wohl nur in den seltensten Fällen erfüllen lassen. Die Seminare

sind in hohem Grade berufen, zur Verbreitung landwirtschaftlicher Fachkenntnisse und zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion von mittleren und Großbetrieben beizutragen. Es ist dringend erwünscht, daß für jede Provinz eine derartige Anstalt geschaffen wird. Das ist um so mehr der Fall, als ja in Rücksicht auf die gründliche Ausbildung der Hörer der einzelne Kursus kaum von mehr als höchstens 60 bis 70 Hörern besucht werden darf. Bisher sind ja allerdings diese Zahlen kaum erreicht worden. Gegenwärtig befinden sich zum Beispiel auf dem Seminar für Landwirte in Königsberg in der Neumark nur 28 Hörer.

Die allgemeine Notlage des deutschen Volkes verlangt die vollkommene Ausnutzung des gesamten Grund und Bodens für das ganze Volk. Seine Bearbeitung und Bewirtschaftung darf daher nur gründlich ausgebildeten Männern anvertraut werden. Eines der wichtigsten Mittel der landwirtschaftlichen Produktion ist die Sorge für eine gründliche Fachausbildung. Sie ist zu erstreben: 1. durch Einführung des allgemeinen landwirtschaftlichen Fachfortbildungsschulzwangs für die jungen Leute von 14 bis 17 Jahren, 2. durch gesetzlichen Zwang zum Besuch der niederen und mittleren Fachschule für die künftigen Leiter für bäuerliche und Großbetriebe. Es ist daher notwendig, die Zahl der niederen landwirtschaftlichen Fachschulen und der Seminare für Landwirte schleunigst zu vermehren und für geeignete und gut ausgebildete Lehrkräfte durch gründliche Ausbildung solcher und durch Gewährung angemessener Gehälter zu sorgen.

Nur wenn in dieser Weise für allgemeine Hebung und Verbreitung der landwirtschaftlichen Fachkenntnisse gesorgt wird, werden sich alle anderen Anstrengungen und Aufwendungen, die zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion gemacht werden, in befriedigender Weise bezahlt machen.

Reichsschulreform und Reichsfinanzen

Von Dr. Otto Bournof (Köslin)

Die Dringlichkeit einer Neuordnung des gesamten Erziehungswesens steht außer Frage. Ebenso selbstverständlich erscheint die Vereinheitlichung und Zentralisierung von Reichs wegen. Es gilt, die nicht ohne schwere Kämpfe in der Reichsverfassung geschaffene Grundlage möglichst schnell zum Fundament eines großen deutschen Erziehungsgebäudes auszubauen.

Die Vereinheitlichung des Erziehungswesens hat zwei Seiten, eine ideell-pädagogische und eine materiell-finanzielle. Die erstere wird in den Grundlinien durch Vereinheitlichung der Lehrerbildung und in allen Staaten gleichmäßig durchgeführte Gliederung des Einheitsschulgebäudes zu erreichen sein, wobei das Berechtigungswesen, soweit es überhaupt erhalten bleibt, vor allem einheitlicher, das heißt also reichsgesetzlicher Regelung bedarf. In gleicher Weise gibt es aber auch einen Weg zur reichsgesetzlichen Regelung der finanziellen Seite der Schulreform, der trotz der schwierigen Lage unserer Reichsfinanzen, trotz der Entwertung unseres Geldes und trotz der an sich schon ungemessenen Steuerbedürfnisse des Reiches selbst im Augenblick praktisch gangbar ist, wo jede Finanzreform zu allem anderen noch ängstlich vor dem Zugriff der Entente auf ihre Ergebnisse besorgt sein muß.

Der Grundgedanke aller finanziellen Schulreform muß die Unentgeltlichkeit allen Unterrichts sein. Hier stehen wir vor einem schier unlösbaren Problem, dessen Schwierigkeiten durch die Erhöhung der Schulgelder in den letzten Monaten selbst von sozialistischer Seite scheinbar zugegeben worden sind. Wenn daneben noch im

Staatshaushaltsauschuß der Preussischen Nationalversammlung der Antrag angenommen wurde, das Schulgeld so lange nach der Einkommensteuer zu staffeln, wie die Unentgeltlichkeit des Unterrichts noch nicht durchgeführt werden kann, so war das zunächst Wasser auf die Mühle der Leute, die eben grundsätzlich Gegner jeder Schulreform sind. Und doch enthält gerade der genannte Antrag den Kern einer Lösung des Problems. Die Demokraten haben sich als die Urheber desselben entschieden mehr als das Verdienst erworben, damit das Triumphgeschrei der Antischulreformer wenigstens in etwas gedämpft zu haben.

Betrachtet man die Frage der Unentgeltlichkeit des Unterrichts genau, so läuft sie auf die Notwendigkeit der Ablösung des den staatlichen beziehungsweise kommunalen Schulkassen aus den mittleren und höheren Lehranstalten zufließenden Schulgelbes hinaus. Dieses allein gilt es zu ersetzen, wenn man gezwungenermaßen von einer Änderung der Unterhaltspflicht und des Eigentums an diesen Anstalten grundsätzlich absehen will. Das aber kann durchaus auf dem Wege der Reichssteuergesetzgebung erfolgen, wobei die Erträgnisse dieser Steuer vor dem Zugriff der Entente etwa dadurch zu schützen wären, daß das Reich zwar die Grundlinien des betreffenden Steuergesetzes festlegt, so daß in allen Gliedstaaten eine Reichsschulsteuer erhoben werden muß, die Durchführung dieser Steuer aber den Einzelstaaten überläßt.

Eine solche Schulsteuer muß vor allen Dingen so aufgebaut sein, daß sie ihrer Aufgabe nach jeder Seite hin gerecht wird. Sie muß einmal die zur Ergänzung der Schulkassen nötigen Beträge liefern und auf der anderen Seite auch tatsächlich als soziale Wohltat empfunden werden können. Sie muß zur Sozialisierung des wertvollsten deutschen Volksguts, der deutschen Bildung, führen, ohne dabei den an sich schon reichlich bemessenen Steuerdruck bis zur Unerträglichkeit zu erhöhen. Sie soll dem mittellosen Begabten, den kinderreichen Familien und allen denen, die lediglich und allein um des Geldbeutels willen von höherer Bildung ausgeschlossen bleiben, die Bahn frei machen. Sie muß deshalb von der in der bisherigen Form des Schulgelbes nur den Familienvätern und sonstigen Erziehungspflichtigen aufgebürdeten Art einer ungerecht und ungleichmäßig verteilten Besteuerung grundsätzlich absehen und auf alle Einkommen gleichmäßig verteilt werden, einerlei, ob der Steuerpflichtige einmal überhaupt direkten persönlichen Nutzen von ihr hat oder ob auf der anderen Seite sein persönlicher Vorteilsanteil an der Neuerung groß oder klein ist. Die Schule muß ein gemeinsames Unternehmen aller deutschen Bürger ohne jeden Unterschied sein, dessen Lasten nach Maßgabe der Tragfähigkeit des einzelnen verteilt sind. Nicht Ahsucht und kleinliche Scheeleberei, sondern nur die großen Gesichtspunkte, nur die Rücksicht auf das Volksganze dürfen entscheiden. Deshalb muß die Schulsteuer auch letzten Endes den großen Einkommen endlich einmal eine erwünschte Gelegenheit geben, für die bisher vorzüglich in ihrem Interesse genutzte Kraft und Intelligenz der Masse etwas wirklich Förderndes zu tun.

Nach diesen Gesichtspunkten ergeben sich die reichsgesetzlich festzustellenden Grundlinien von selbst. Während die kleineren Einkommen bis 2000 Mark gänzlich steuerfrei bleiben, setzt die Schulsteuer beim dritten Tausend mit 1 pro Mille vom Gesamteinkommen ein und wächst mit steigendem Einkommen in ihren Ansprüchen, so daß sie bei 100 000 Mark Gesamteinkommen 1 Prozent beträgt. Eine solche Steuer ist angesichts der durch sie erreichten enormen Vorteile ideeller und materieller Art in allen Klassen erträglich und entlastet den Schulgeld zahlenden Vater selbst aus dem Mittelstand in der Mehrzahl der Fälle immer noch erheblich.

Aus den Erträgen der Schulsteuer ergänzt der Staat nach reichsgesetzlich festzulegenden Grundsätzen die eigenen beziehungsweise kommunalen Schulkassen um die ausgefallenen Schulgelber, so daß das wesentlichste finanzielle Problem der Schulreform durch reichsgesetzliche Regelung gelöst ist und jedem Kind alle Bildungswege allein nach dem Maßstab seiner Begabung offen stehen. Die verbleibenden Überschüsse werden für sonst mit der Schulreform neu entstandene Aus-

gaben, zur Lieferung von Lehrmitteln an ganz arme begabte Kinder und zu Unterstüßungen verwendet. Diese Regelung läßt im übrigen aber alle sonst noch im Weg stehenden Fragen der Unterhaltspflicht, der Lehrerwahl, des Verwaltungs- und Beaufsichtigungsrechts, des Immobilien- und Inventarbesitzes usw. unberührt, an denen die Gliedstaaten ebenso interessiert sind wie die Gemeinden und die eine weitere Zentralisierung der finanziellen Schulfragen so gut wie unmöglich machen. Schließlich wird die vorgeschlagene Ablösung des Schulgeldes durch eine Reichsschulsteuer den Gliedstaaten und selbst den kleinen Gemeinden die Lust zur Neugründung mittlerer und höherer Lehranstalten nicht nur nicht nehmen, sondern diese im Gegenteil erst zu einer regen Betätigung auf diesem Gebiet anreizen. Auch das kann als weiterer Gewinn vom Reiche gebucht werden.

Es ist zuzugeben, daß die vorgeschlagene Lösung sich zunächst nur auf das mittlere und höhere Schulwesen bezieht. Wie weit man auch das Fach- und Hochschulwesen auf diesem Weg unentgeltlich machen kann, ist Sache weiterer Berechnung der Steuerquote. Die zur Unentgeltlichkeit des Volksschulwesens heute schon bestehende Organisation soll dagegen durch die vorstehenden Ausführungen höchstens insoweit berührt werden, als der Staat aus den Überschüssen der Schulsteuer auch schon begabte Volksschüler mit Lern- und Geldmitteln unterstützen kann. Im übrigen handelt es sich jedoch in diesem Zusammenhang lediglich um die Unentgeltlichkeit der höheren Bildung.

Will man aber schließlich doch das gesamte Erziehungswesen finanztechnisch von Reichs wegen erfassen, so kommt man um einen Beitrag der Gliedstaaten und Gemeinden zur Reichsschulkasse in der Mindesthöhe ihrer bisherigen Schullasten nicht herum. Das jedoch würde eine unzeitgemäße und noch dazu fruchtlose Beschränkung des kommunalen Selbstverwaltungsrechts zur Folge haben und einen umständlichen Verwaltungsapparat erfordern, der die Finanzämter unnötig belasten würde. Ganz abgesehen davon, daß man die obenerwähnten Komplikationen nur sehr schwer beseitigen könnte. Das Reich aber hat kein Interesse an neuen Verwaltungslasten, sondern nur an der gleichmäßigen Durchführung aller ideellen und materiellen Grundzüge der Schulreform in den Gliedstaaten. Denn der Einheitsstaat kann nicht in der Zentralisierung des Bürokratismus bestehen, sondern nur in der Gemeinsamkeit der großen Linien und führenden Gedanken.

Literarische Rundschau

Dr. N i e d n e r, Reichsgerichtsrat, **Sozialisierung der Rechtspflege.** Leipzig, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt. 56 Seiten. Preis Mk. 1.50.

Der Verfasser geht mit erfrischender Deutlichkeit dem Problem unserer Rechtspflege zu Leibe. Auf Grund seiner reichen, aus der Praxis des Lebens geschöpften Erfahrung schildert er, wie und wo man das Messer ansetzen muß, um die Zöpfe des alten eingewurzelten Rechts abzuschneiden.

»Die Methode, welche die Rechtswissenschaft beherrscht,« sagt er, »ist die sogenannte historische Schule, welche das geschichtlich gewordene Recht nach Möglichkeit zu konservieren sucht. Sie beruht auf der an sich richtigen Erkenntnis, daß das »Recht« nicht aus allgemeinen Vernunftregeln, der »Natur der Sache« zu konstruieren, vielmehr etwas geschichtlich Gewordenes ist und daher nur durch Darlegung seiner Entwicklung dem Verständnis nähergeführt werden kann. Man sündigt aber bei Anwendung dieser Methode insofern gerade wiederum gegen den heiligen Geist einer genetischen Betrachtungsweise, als man den notwendigen Zusammenhang nicht genügend beachtet, in dem das jeweilige Recht mit dem jeweiligen Wirtschaftsleben steht, ja aus diesem überhaupt erst seine Daseinsberechtigung nimmt und damit übersieht, daß das geltende Recht in erster Linie aus dem,

was wirtschaftlich ist und wirtschaftsgeschichtlich wurde, zu begreifen ist. Die einseitig rechtsgeschichtliche Unterweisung des angehenden Juristen, aus der er im wesentlichen nur lernt, wie früher Juristen gedacht, gelehrt, verordnet und gerurteilt haben, bewirkt, daß Wissenschaft und Handhabung des Rechts noch heute im Banne einer scholastisch-dogmatischen Denkweise befangen sind. Sie bewirkt vor allem, daß Rechtsfälle und Rechtsauffassungen konserviert und für richtig gehalten werden, die in den überlebten individualistischen und von dem Machtgedanken beherrschten Anschauungen früherer Epochen wurzeln und das Recht und Rechtsanwendung gegenüber der großen sozialen Umwälzung, wie sie in der Neuzeit sich teils vollzogen hat, teils im Werden begriffen ist, durchaus rückständig geblieben sind. Weiterhin kommt als mitwirkende Ursache dieser Erscheinung in Betracht, daß die zur Auslegung und Anwendung des Rechts berufenen Juristen sich vorzugsweise aus den sogenannten höheren Klassen der Gesellschaft rekrutieren oder doch ihnen in der Anschauungsweise nahe stehen.

Niedner bekämpft daher auch die bisherige formaljuristische Ausbildung der Juristen. Er wünscht eine stärkere Heranziehung des Laienelements und begründet das damit, daß die Schule des Lebens jedem mündigen Menschen das logisch-kritische Denken verschaffe, um den Aufgaben des Richters gerecht zu werden. Ein kurzer Streifzug durch das Bürgerliche Gesetzbuch zeigt ihm, daß dieses nicht nur an Volkstümlichkeit vieles zu wünschen übrigläßt, sondern daß es auch in vielen Einzelfragen den gegenwärtigen Ansprüchen an ein modernes Recht nicht genüge. Er fordert deshalb, daß eine Reihe Einzelbestimmungen über das Familien-, Erb- und Sachenrecht, das Forderungsrecht, das Recht der Schuldverhältnisse als überflüssiger Ballast über Bord geworfen wird. Ferner verlangt Niedner die Vereinfachung des Rechtsganges, die Beseitigung des Staatsanwalts und des Anwaltszwanges. Auch an dem antisozialen Charakter des Strafrechts findet er vieles zu fabeln. Mit Recht bezeichnet er dieses als ein Privileg zum Nachteil der Unbemittelten. »Kann es irgendwie zweifelhaft sein, daß die weit überwiegende Beteiligung der unteren Stände an der Kriminalität darauf zurückzuführen ist, daß diese im Hinblick auf den Mangel an Vermögensgütern, geordneter Wohnungsmöglichkeit und Bildung in ganz anderem Maße der Versuchung und Verführung ausgesetzt sind als der bemittelte und gebildete Teil der Bevölkerung?« Und an anderer Stelle meint er: »Muß nicht gefordert werden, daß eigennütziges, vorsätzliches und fahrlässiges Zuwiderhandeln gegen die Verbote der Frauen- und Kinderarbeit, Schädigung durch gesundheitschädliche Räume, mangelnde Schutzvorrichtungen, gewissenlose Ausbeutung der Arbeitskraft und Zuwiderhandlungen gegen andere soziale Einrichtungen nicht bloß mit geringen Strafen in gelegentlichen Nebengesetzen geahndet, sondern in dem allgemeinen großen Strafgesetzbuch als das gebrandmarkt werden, was sie in Wahrheit sind: Diebstahl und Sachbeschädigung von Vermögensgegenständen der besitzlosen Volksklassen?«

Der Machtgedanke muß nach seiner Ansicht aus dem Strafrecht verschwinden. Er begrüßt es deshalb, daß in dem neuen Entwurf zum Strafgesetzbuch die guten Gedanken der soziologischen Schule teilweise aufgenommen worden seien; aber eine wirkliche Besserung des geltenden Strafrechts auf breiter sozialer Grundlage sei noch immer zu vermissen.

Im letzten Kapitel seiner Schrift kommt Niedner auch auf die Ausbildung der Richter zu sprechen. Er fordert, das Studium der Volkswirtschaft dürfe für den auszubildenden Richter nicht mehr nur als Nebensach in Frage kommen, und ebenso dürfe eine gründliche Ausbildung in den Grundlehren der Psychiatrie, Psychologie und der Ethik nicht fehlen.

Wir wünschen, daß die Schrift überall dort Verbreitung findet, wo man ehrlich nach einem neuen Recht ringt, das dem Stande unserer volkswirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung entspricht.

L. R a d l o f

Weyls Handbuch der Hygiene. Zweite Auflage. Erster Band: Das Wasser. Erste Abteilung. Leipzig 1919, Joh. A. Barth. IV und 286 Seiten. Preis 19 Mark.

Der vorliegende Teil des Weyl'schen Handbuchs ist ein guter Behelf für alle, die sich mit Kommunalwirtschaft befassen. Er enthält zwei Abhandlungen: »Wasserversorgung« von Eugen Böge und »Die hygienische Untersuchung und Beurteilung des Trinkwassers« von Walter Kruse. Böge behandelt hauptsächlich die technische Seite der Wasserversorgung mittels Zisternen, Talsperren, aus Flüssen, Seen und aus dem Grundwasser sowie die Verfahren zur Reinigung des Wassers von schädlichen Stoffen, ferner die Aufspeicherung und Verteilung des Wassers. Im zweiten Teil unterrichtet Kruse über die Hygiene des Trinkwassers in engerem Sinne, namentlich über die gewöhnlich unterschätzte Verseuchung und ihre Verhütung. Es wird gezeigt, daß die Verbreitung der Erreger von Cholera, Bauchtyphus, Ruhr, Paratyphus, Wurmkrankheiten, gewisser noch nicht vollständig aufgeklärter Durchfallkrankheiten und ganz ausnahmsweise des Milzbrandes durch das Trinkwasser als erwiesen gelten kann. Die Krankheitserreger gelangen durch verunreinigende Zuflüsse in das Wasser. Auch Giftstoffe mischen sich dem Fluß- und Grundwasser erst durch Abwässer bei. Für die oft behauptete Abhängigkeit von Kropf und Kretinismus, Rachitis und Steinkrankheiten von der chemischen Zusammensetzung des Trinkwassers hat man dagegen keine Beweise. Angegeschlossen ist eine Anleitung zur Untersuchung des Trinkwassers. J. Fehlinger

E. v. Uster, Einführung in die Psychologie. Aus Natur und Geisteswelt. 492. Bändchen. 2. Auflage. Mit 4 Figuren. Leipzig und Berlin 1919, W. G. Teubner. 142 Seiten

Das kleine Buch will den Leser in die Betrachtungsweise und die Hauptergebnisse der heutigen wissenschaftlichen Psychologie einführen und tut dies auch in möglichst vollkommener Weise. Wer es aufmerksam durchstudiert hat, wird in der Tat mit den wichtigsten Tatsachen der allgemeinen Psychologie — mit der experimentellen im engeren Sinne beschäftigt sich ein anderes Bändchen der Sammlung — bekannt sein: von dem allgemeinen Ausgangspunkt über Gegenstand, Aufgabe und Methode der Seelenlehre an bis zu den höchsten Entwicklungen des Erkennens, Fühlens und Wollens. Statt dieser von uns hier vertretenen einfacheren Dreiteilung bedient sich der Verfasser allerdings einer weniger übersichtlichen und verwickelteren Reihenfolge, indem er zuerst die Empfindungen und Wahrnehmungen, dann das Vorstellungsleben (Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Vorstellung, Gedanke, Begriff), zuletzt die Gefühle und Willenshandlungen schildert. Die Darstellung ist streng sachlich ohne jede Effekthascherei, die Sprache klar und verständlich; natürlich vertritt v. Uster seinen eigenen Standpunkt, gibt aber auch die Werke Andersdenkender in der Literatur zu Anfang jedes Abschnitts an. K. Vorländer

Rudolf Jeremias Kreuz, Der vereitelte Weltuntergang. Wien, Leipzig, Verlag Ed. Straube. Preis geheftet 8 Mark, gebunden 9 Mark.

Nachdem sich Kreuz in seinem leidenschaftlichen Erkenntnisbuch »Die große Phrase« von seiner Erbitterung über Welttäuschung und Völkerbelugung befreit hatte, war er innerlich wieder bereit, die Menschen und Dinge im Spiegel der Satire zu betrachten. Ein Meister im Gestalten, hat er dabei Typen von überzeugender Wahrheit und Lebenskraft geschaffen und selbst den gewagtesten Schilderungen von Verhältnissen und Geschehnissen den Stempel der Möglichkeit, ja sogar Wahrscheinlichkeit aufgedrückt. Alle sind sie da: die wirklichen und die Maulhelden, die Drückeberger und die Draufloszügler, die Kriegsgefangenen mit ihren unterdrückten und zum Teil pervertierten Begierden und Gelüsten, die Heimkehrer mit ihrer Unfähigkeit, sich in das normale »Kulturleben« zu finden, die sentimentale Rose-Kreuz-Schwester, die »hilfspendend« nach Rußland kommt, um

über die Zustände in den Gefangenenlagern zu berichten, aber die bescheidensten Wünsche der armen Teufel nicht erfüllt, weil sie glaubt, mit guten Worten allein schon ihrer Pflicht genügt zu haben, der heuchlerische Bauer und der geriebene Jude. Aber hinter diesen Gestaltungen lauert etwas anderes, etwas, was aus guten Menschendarstellungen Unvergängliches schafft, denn sie alle sind ja nicht sie selbst, sondern Geschöpfe eines wahnsinnigen Geschehens, befohlenen Nordens, blindwütigen Kampfes! Nur der Krieg, der Krieg ist schuld! Vielleicht die blutigste unter den vielen scharfen Satiren ist die Titelskizze »Der vereitelte Weltuntergang«, derzufolge die Welt nur durch eine kleine Schieberei von ihrem verdienten Untergang gerettet wird; denn Gott selbst weiß sich nicht mehr anders zu helfen, als daß er einem schlauen Juden die ganze Erde missamt der sündigen Menschheit verpachtet.

I r m a S i f f

Richard Friedenthal, **Tanz und Tod**. Gedichte. Berlin, Egon Fleischel & Co. Preis 2 Mark.

Das schmale Bändchen gibt Kriegslirik. Nichts über den Tag Hinausgewachsenes bieten die Strophen, aber doch immerhin Eigenartiges. Das Milieu ist das bekannte. Aber der balladeske Ton, in dem es veranschaulicht wird, ist zum mindesten neu. Wichtig wachsen da die Bilder, beseelt von ergreifendem Erleben. Aus laufend Verzweigungen flammt immer wieder ein mutiges Sich-Erheben auf. So wird dieses Kriegsbuch, das ein wenig nachdenklich gelesen sein will, zu einem Buche der Erhebung und der Befreiung. Und dabei ist sein Inhalt keineswegs rein auf das Persönliche gestellt. Auch die Umwelt, namentlich die engere Kameradschaft, kommt zu ihrem Rechte. Szenen aus den Kämpfen, Bilder aus dem Leben im Feindesland (die packende Ballade »Gold«) werden aufgerollt. Nicht alles ist gleichmäßig zu werten. Die beste Charakteristik des ganzen Buches und seines Verfassers gibt aber wohl das Schlußgedicht »Ich will« mit seinen markigen Endzeilen: »Ich will dir stolz und fest und frei ins Auge sehen, Tod! Ich will dir stolz und fest und frei ins Auge sehen, Tat! Ich will!« Manches erinnert in der Art, wie es gesehen ist, an Liliencron, und manches in der Art, wie es geschildert ist, an Hörries v. Münchhausen. Das scheinen mir beide keine schlechten Paten für einen jungen Dichter zu sein.

Nofizen

Nordamerika und der Arbeiterschutz des Friedensvertrags. Genosse Dr. Quark, Frankfurt, der Verfasser unserer kürzlichen Aufsätze über den »Weltarbeiterschutz im Friedensvertrag« (Nr. 10 und 11 der Neuen Zeit), teilt uns folgenden wichtigen Nachtrag zu seinen Ausführungen über amerikanische Arbeiterverhältnisse mit, der ihm aus der Union zugeht:

«. . . Erst vor kurzer Zeit sind die Ungelernten von den I. W. W., den syndikalistischen International Workers of the World, organisiert worden, und der große Bergarbeiterstreik hat zu einem Zusammenschluß der feindlichen Lager, der A. Federation of Labor und den I. W. W. geführt. Das ist wichtiger für die soziale Entwicklung in Amerika als alles übrige. Nun steht die Sache so: ohne ungelernete Arbeiter kann man nicht arbeiten; sind sie organisiert, und das ist auch die Aufgabe Europas, dann bricht das bisherige soziale System Amerikas zusammen.« Diese Mitteilung zeigt die ungeheure Wichtigkeit der sozialen Veränderungen jenseits des Ozeans für die europäische Arbeiterbewegung und die neuen Beobachtungs- und Propagandaaufgaben, welche die letztere nach dem Weltkrieg über ihre engeren Tätigkeitsgebiete hinaus hat.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 19

Ausgegeben am 6. Februar 1920

38. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Das Betriebsrätegesetz

Von Hermann Müller (Berlin), M. d. R.

Von der Parteien Haß entsetzt, ist in den letzten Wochen eine Agitation gegen das Betriebsrätegesetz entfaltet worden, die mit ihren Begleiterscheinungen einzig in der Geschichte irgendeines Gesetzes in Deutschland dasteht. Von rechts und von links wurde gegen das Gesetz Sturm gelaufen, und auch innerhalb der drei Koalitionsparteien, von deren Geschlossenheit das Zustandekommen abhing, waren so viele Meinungsverschiedenheiten vorhanden, daß der Bruch häufig unvermeidlich schien. Die Nachrichten über Kabinettskrisen, die während der Ausschußberatungen fortwährend durch die Presse gingen, waren zumeist übertrieben; aber es hat in der Tat die Entscheidung oft auf des Messers Schneide gelegen, und nur die Überzeugung, daß das Gesetz unter allen Umständen zustande kommen müsse, wenn nicht unhaltbare Zustände eintreten sollten, hat die Koalitionsparteien immer wieder zu gemeinsamer Arbeit zusammengeführt.

So erklärt sich die lange Dauer der Ausschußberatungen, so erklärt sich auch, daß das Gesetz, das die Nationalversammlung am 18. Januar verabschiedete, keine Seite voll befriedigt. Das Ganze ist ein Kompromiß, das auch von den drei Parteien, die letzten Endes geschlossen dafür eintraten, nicht gerne abgeschlossen worden ist. Den Sozialdemokraten geht das Gesetz in mancher Beziehung nicht weit genug, dem Zentrum und den Demokraten, namentlich den letzteren, geht es zu weit. Aber ihr Verantwortlichkeitsgefühl zwang alle drei Parteien, letzten Endes »ja« zu sagen.

Daß den rechtsstehenden Parteien, die sich fest an den Herrn-im-Hause-Standpunkt klammern, das Gesetz unannehmbar erschien, läßt sich verstehen, denn fortan ist der Unternehmer von Gesetzes wegen nicht mehr alleiniger Herr im Hause. Der Ausschuß ist denn auch mit Petitionen aus Unternehmerkreisen geradezu überschüttet worden. Es gibt wohl kaum eine auch noch so kleine Unternehmerorganisation, die nicht ihr »Unannehmbar« ausgesprochen hat.

Trotzdem war die Agitation von links weit schärfer. Die unabhängige Presse schmefferte ihr Unannehmbar noch lauter als die Rechte in die Welt hinaus, und wenn auch die Arbeiter, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf den Gang der Ausschußverhandlungen durch Eingaben nicht einzuwirken versuchten, die Komödie, die am 13. Januar vor dem Reichstagsgebäude in Szene gesetzt wurde, zeigt, wie gegen das Gesetz in Arbeiterkreisen gearbeitet worden ist. Komödie? Eine Demonstration von 30 000 bis 40 000 Arbeitern eine Komödie? Ein hartes Wort. Es soll sich auch gar nicht gegen die Demonstranten richten, sondern gegen die Regisseure. Früher ist in der Arbeiterbewegung oft gesagt worden, zehn Mann, die wirklich wußten, was sie wollen, seien mehr wert als eine große

urteilslose Masse. Nun, hier war von den unabhängigen Drahtziehern die Masse tatsächlich im unklaren gelassen worden. Wieviel von den Demonstranten vom 13. Januar mögen wirklich gewußt haben, worum es sich eigentlich handelte? Daß es um das Betriebsrätegesetz ging, ja, das haben viele, wenn auch nicht alle, gewußt; was aber der Inhalt und der Sinn des Gesetzes war, das hat nur eine Handvoll gewußt. Es wäre eine interessante Probe auf das Exempel, wenn die armen Opfer, die jetzt die Krankenhäuser füllen, einmal über ihr Wissen befragt würden. Ich bin überzeugt, das Resultat wäre vernichtend.

Wie immer, so haben die Unabhängigen auch diesmal wieder völlig versagt. Sie haben lediglich den Beweis von neuem erbracht, daß sie als geistige Bewegung n i c h t s bedeuten, daß sie sich nur im Schlepptau der Kommunisten befinden, mit denen sie gemeinsam vorgingen. Obgleich sie wissen mußten, daß sich schweres Unheil nur abwenden ließ, wenn nach altem, bewährten sozialdemokratischen Muster für die genügende Anzahl von Ordnern gesorgt wurde, haben sie nicht das geringste getan. Sie haben die Massen sich selbst überlassen, sich und den unkontrollierbaren und unverantwortlichen Hefrednern; denn auch für Redner war nicht gesorgt, obgleich von vornherein mit stundenlanger Dauer der Demonstration gerechnet war. So konnte das Unheil nicht ausbleiben. Die Komödie wurde zur Tragödie!

Die Sicherheitswache wurde zurückgedrängt, zersprengt, entwaffnet und mißhandelt, die Nationalversammlung selbst war in Gefahr — die Schüsse gingen los. Tote und Verwundete in großer Zahl haben dem Gesetz, das in Wirklichkeit einen neuen Abschnitt unserer Wirtschaftsgeschichte einleitet, die Bluttaufe gegeben. Das Blut kommt über die, die ihren Einfluß in den Betrieben benutzten, die Arbeiter, darunter unzählige Frauen und Mädchen, bis an das Reichstagsgebäude heranzubringen — damit dann aber auch ihre Aufgabe erfüllt haben.

Wie auf der Straße, haben die Unabhängigen auch im parlamentarischen Kampfe versagt. Im Ausschuß, der vier Monate lang beraten hat, haben sie nichts getan. Oft waren sie gar n i c h t a n w e s e n d oder nur einer von ihnen. An den Auseinandersetzungen haben sie sich so gut wie nicht beteiligt, ebensowenig an den Abstimmungen. Von den zahlreichen Anträgen stammt nur einer von ihnen, der unsinnigste von allen, der überhaupt gestellt worden ist: er sollte die unbefristete Amtsdauer der Betriebsräte bringen, so daß ein solcher Rat, einmal gewählt, ewig amtiert hätte, wenn nicht äußere Gewalten seiner Tätigkeit ein Ziel setzten.

Davon unterscheidet sich wesentlich ihr Verhalten im Plenum der Nationalversammlung. Hier standen sie vor der kontrollierenden Öffentlichkeit, und nun mußten sie ja zeigen, was für tüchtige Volksvertreter sie sind. Nun kamen die Anträge und vor allem ihre Reden, die von vornherein auf Obstruktion zugeschnitten waren. Auch eine parlamentarische Obstruktion kann zweckdienlich sein. Sie bekommt aber nur Sinn, wenn sie ein wirkliches Ziel hat. Dieses fehlte vollständig; denn daß eine Verhandlung ausgedehnt und um zwei Tage verlängert wird, sinn- und zwecklos verlängert wird, ist kein Zweckziel. Komödie auf der Straße, Komödie im Parlament.

Warum diese Art des Widerstandes gegen das Gesetz? Daß es keine Seite befriedigt, wurde schon gesagt. Auch uns gefällt vieles daran nicht. Der Fortschritt hätte größer sein können. Aber ein Fortschritt ist sicher

vorhanden, deshalb haben wir zugestimmt! Den Fortschritt leugnen die Unabhängigen. Gewiß, wer sich von der Redensart »Alle Macht den Arbeiterräten« einfangen ließ, dem hat das Gesetz die Felle weggeschwemmt. Es hat zwar den Grundstein gelegt zu dem in der Verfassung vorgesehenen Räteystem, aber zum Aufbau einer Räte-diktatur ist es nicht zu gebrauchen.

Das Gesetz, wie es die Nationalversammlung verabschiedete, trägt im allgemeinen der Tatsache Rechnung, daß die Gewerkschaften den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit auf wirtschaftlichem Gebiet auszutragen haben. Es macht die Betriebsräte zwar nicht zu Beauftragten der Gewerkschaften, sondern, wie nicht anders möglich, zu Beauftragten der Arbeitnehmer der Betriebe, aber es nimmt ihnen die Möglichkeit, mit Arbeitseinstellung verbundene Kämpfe mit den Unternehmern durchzuführen. Es ist kein Verbot ausgesprochen, das ist selbstverständlich. Das würde einen Eingriff in das Koalitionsrecht bedeuten. Nur müßten die Betriebsräte, die selbstherrlich walteten wollten, sich die erforderliche Organisation, die ihnen Rückhalt geben soll, erst schaffen, sie müßten also abseits von der allgemeinen Gewerkschaftsbewegung ihren Weg suchen.

Den besonderen Zorn der Unabhängigen und ihrer weiter links stehenden Oberbefehlshaber hat die Vorschrift erregt, die die Erhebung von Beiträgen und Leistungen zu Zwecken der Betriebsvertretungen untersagt. Das soll einen Eingriff in die Koalitionsfreiheit bedeuten. Auch das ist Theaterdonner. Wenn wirklich ein Betrieb Arbeiter hat, die sich auf dem Boden der Betriebsorganisation zusammenfinden wollen, so ist das möglich. Diese Organisation kann dann natürlich auch Beiträge erheben für die Zwecke, die sie erfüllen will, und wenn Betriebsratsmitglieder Leiter dieser Organisation werden, so kann das niemand verhindern. Eine andere Frage wird nur sein, ob sich die Art, wie sie ihre Tätigkeit als Leiter der Organisation ausüben, mit ihren gesetzlichen Verpflichtungen als Betriebsratsmitglieder verträgt.

Auch das Vereinigungsrecht der Betriebsratsmitglieder der verschiedenen Betriebe untereinander wird durch das Beitragsverbot nicht berührt, doch müssen sie, wenn dadurch Beiträge erforderlich werden, diese aus eigener Tasche zahlen. Das alles ist so klar und durchsichtig, daß ganz offenbar böser Wille dazu gehört, solche Reden wie die der Unabhängigen zu halten. Sie wissen auch recht gut, worum es sich handelt, nur wagen sie nicht, die Wahrheit zu sagen; sie wollen, um den Betriebsräten eine von den Gewerkschaften ganz unabhängige Stellung zu verleihen, neben diesen eine auf Zwangsbeiträgen beruhende Sonderorganisation schaffen. Ansätze dieser Art liegen hier und da schon vor. Es gehört dazu die Verblendung und Eifersuchtlosigkeit, die nur bei den Unabhängigen zu finden ist. Sie pochen darauf, daß es den Arbeiterräten im vergangenen Jahre möglich gewesen, den Unternehmern gelegentlich mehr abzutropfen, als das Gesetz bringt. Sie sehen nicht ein, daß hier politische Gründe ausschlaggebend waren und nicht das wirkliche Machtverhältnis. Wenn wieder nur die Macht entscheidet, dann wird sich sofort zeigen, daß die Betriebsräte aus dem Gesetz nur dann etwas machen können, wenn hinter ihnen eine starke Organisation steht. Nur die Gewerkschaften können den Betriebsräten den notwendigen Rückhalt geben. Diese werden auch gern bereit sein, die Mittel zur Verfügung zu stellen, die zu notwendigen Zusammenkünften der Betriebsräte gebraucht werden, ist doch schon ein Plan in der Schwebe, wichtige Erfahrungen der

Betriebsräte durch ein zu gründendes Blatt allen Beteiligten zugänglich zu machen.

Besonderen Jorn der Unabhängigen hat erregt, daß im Gesetz neben den Betriebsräten noch besondere Arbeiter- und Angestelltenräte vorgesehen sind. Das war auch nicht nach unserem Geschmack. Trotzdem sind die Angriffe maßlos übertrieben worden. Im Regierungsentwurf war die Trennung nicht so scharf betont. Es sollte der Betriebsrat aus Angestellten und Arbeitern bestehen, die in getrennter Wahl als Gruppenvertreter gewählt wurden. Der Betriebsrat sollte dann die gemeinsamen Angelegenheiten regeln, während die Angelegenheiten der Angehörigen einer einzelnen Gruppe von den Gruppenvertretern geregelt werden sollten.

Das Gesetz redet nicht mehr von Gruppenvertretern, sondern nennt sie Arbeiterrat und Angestelltenrat. Beide regeln nur die Angelegenheiten ihrer Mandatgeber. Gemeinsame Angelegenheiten regelt der Betriebsrat ganz wie im Regierungsentwurf. Der Unterschied ist eigentlich mehr redaktioneller als sachlicher Art. Daß im Gesetz festgelegt worden ist, was als Gruppenangelegenheit anzusehen ist, ist sicher kein Fehler. Aber das tut nichts; da der Jude verbrannt werden soll, wird er verbrannt. Es soll der Grundsatz »Teile und herrsche!« angewendet worden sein. Die das behaupten, reden so, als herrsche bei den Arbeitern und Angestellten nur eine Meinung, als zögen sie vereint an einem Strang. Dabei wird verwiesen auf den Gegenentwurf, den die Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände eingereicht hat. Aber was steht in diesem? Im § 5 wird verlangt, daß jede Gruppe entsprechend ihrem Stärkeverhältnis im Betriebsrat vertreten sein soll; sie soll mindestens einen, bei 10 Gruppenangehörigen mindestens zwei Vertreter haben. Da der Regierungsentwurf bei 50 Gruppenangehörigen mindestens zwei Vertreter vorsah, vertrat die »Alfa« die Sonderinteressen viel stärker. Im § 11 wurde die getrennte Wahl gefordert, und im § 15 wurde gesagt, »in Angelegenheiten, die lediglich die Arbeiter betreffen, ist die Arbeitergruppe, in solchen, die lediglich die Angestellten betreffen, die Angestelltengruppe . . . zuständig«. Also ganz wie im Gesetz, nur daß es hier Räte gibt statt Gruppen. Die unabhängigen Schreier haben also auch hier nicht einmal die Vorlage gelesen, auf die sie sich stützen. Die Angestellten wollen also ihre Vertreter selbst wählen, und sie wollen auch ihre eigenen Angelegenheiten selbst vertreten. Das ist ganz natürlich, Tarife usw., alles wird ja getrennt festgesetzt.

Daß das Gesetz den Arbeitervertretungen nur ganz ungenügende Befugnisse gibt, gehört natürlich auch zu den Behauptungen der Unabhängigen. Mit Verlaub: Wenn die Arbeitervertretungen alle die Aufgaben lösen werden, die ihnen im Gesetz gestellt worden sind, dann werden wir auch so weit sein, daß die Aufgaben erweitert werden können.

Es sollte doch nicht verkannt werden, daß den Arbeitern hier ein großes Gebiet erschlossen wird, das ihnen bisher noch völlig fremd war. Das Gesetz ist ein Experiment! Wird es von den Arbeitern unverständig angewendet, kann es sowohl dem gesamten Wirtschaftsleben als auch der Solidarität der Arbeiter untereinander tiefe Wunden schlagen. Gewinnt zum Beispiel der Betriebsegoismus weiteren Boden, glauben die Betriebsräte dann tüchtige Kerle zu sein, wenn sie in einem Betrieb, der gute Erträge abwirft, für die Arbeiter noch allerlei besondere Forderungen durch-

sehen, dann geht der gewerkschaftlich allein richtige Grundsatz der Gleichheit der Arbeitsbedingungen zu Bruch. An die Stelle des Gemeininteresses, das heute von den Berufen gefordert und vertreten wird, tritt die Selbstsucht. Und wenn die Betriebsräte aus reinem Machtkißel heraus die Wirtschaftlichkeit der Betriebe unterbinden, dann legen sie dem Wirtschaftsleben Fesseln an und schädigen das Volksinteresse. Die Tätigkeit der Arbeitnehmervertretungen muß also von großem Verantwortlichkeitsgefühl getragen sein. Es müssen Männer in die Betriebsräte hinein, die den Wunsch und die Fähigkeit haben, die Kenntnisse zu erwerben, die sie brauchen — Männer, die sowohl das erforderliche Rückgrat ihren Mandatgebern gegenüber wie auch den Unternehmern gegenüber haben.

Bisher spielte sich die Tätigkeit der Arbeiter für ihre Interessen gewissermaßen außerhalb der Betriebe ab. Der Kampf der Gewerkschaften drehte sich im wesentlichen um den Arbeitsvertrag. Dabei wurden zwar von den leitenden Stellen, oft zum Mißvergnügen der Mitglieder, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Gewerbes geprüft und berücksichtigt, aber zur Mitwirkung bei den Problemen der Wirtschaft gelangten die Gewerkschaften nicht. Jetzt werden die Arbeiter hineingestellt in die wirtschaftlichen Betriebsfragen. Sie müssen erst laufen lernen. Das ist nicht leicht, zumal wenn die Wirtschaft so daniederliegt wie zurzeit bei uns. Sie werden es nur lernen, wenn sie sich bewußt sind, welche Verantwortung auf ihnen ruht.

Mit der Alleinherrschaft des Unternehmers im Betrieb ist es vorbei, wenn dies die Unabhängigen auch bestreiten. Sie berufen sich dabei darauf, daß im Gesetz nirgends vom Mitbestimmungsrecht die Rede ist. Kann denn im Gesetz gesagt werden: »Die Arbeitnehmervertretungen bestimmen mit«? Mit wem sollen sie denn mitbestimmen? Mit dem Unternehmer natürlich. Und wenn sich dann die beiden Mitbestimmer nicht einigen, wer bestimmt dann? Der eine Teil allein? Das ließe auf das alleinige Bestimmungsrecht hinaus. Nein, mitwirken sollen beide Teile, gleichberechtigt mitwirken. Und kommt keine Einigung zustande, dann bestimmt keiner von beiden, sondern eine anzurufende unparteiische Instanz. So sagt das Gesetz, und es gibt keinen anderen Weg, auf dem beide Teile zum Ziele kommen können. Die Arbeitnehmervertretung steht also gleichberechtigt neben dem Unternehmer.

In allen Fragen ist das allerdings nicht der Fall. So heißt es zum Beispiel gleich in den ersten Bestimmungen, die die Aufgaben der Betriebsräte festsetzen, daß sie in Betrieben mit wirtschaftlichen Zwecken die Betriebsleitung mit Rat unterstützen sollen, um dadurch mit ihr für einen möglichst hohen Stand und für möglichstste Wirtschaftlichkeit der Betriebe zu sorgen; auch sollen sie in solchen Betrieben an der Einführung neuer Arbeitsmethoden fördernd mitarbeiten. Sie sollen hier also nur Rat geben und mitarbeiten. Dabei hat der Unternehmer letzten Endes die Entscheidung in der Hand. Er hat das Übergewicht. Auch bei der Einstellung von Arbeitskräften kann er allein entscheiden, wobei er allerdings an die Tarife und an die mit der Arbeitervertretung zu vereinbarenden Richtlinien gehalten ist. Aber in allen übrigen Fragen ist es anders, da stehen beide Teile gleichberechtigt nebeneinander.

Um die Befugnisse und Aufgaben der Arbeitervertretungen ist heiß gekämpft worden. Namentlich die Vertretung im Aufsichtsrat und die Vorlegung der Bilanz waren umstrittene Punkte. Beim ersten ist schließlich den

Wünschen der Arbeitnehmer voll Rechnung getragen worden. Anders bei der Bilanz. Hier wurde der Regierungsentwurf verschlechtert. Nur in solchen Betrieben, die mindestens 50 Angestellte oder 300 Arbeitnehmer beschäftigen, muß die Bilanz vorgelegt werden. Dadurch fällt für viele Betriebe die Verpflichtung fort. Das ist zu bedauern, da so manche Aufgaben der Arbeitervertretungen vom Stande des Geschäfts abhängen. Die Regelung der Lohnverhältnisse fällt darunter nicht. Selbst wenn sie zu den Befugnissen der Vertretungen gehörte, würde die Bilanz nur in seltenen Fällen eine Rolle spielen, da dabei doch immer die Lage des Gesamtgewerbes ausschlaggebend bleiben wird. Ubrigens werden die Arbeitnehmer sehr viel Geduld zum Lernen aufbringen müssen, ehe sie aus der Beteiligung im Aufsichtsrat und der Vorlegung der Bilanz den Nutzen ziehen können, den sie sich versprechen.

Die Schwächen des Gesetzes liegen vor allem darin, daß es auf viele Betriebe nicht angewendet werden kann. Nur Betriebe, die in der Regel mindestens zwanzig Arbeitnehmer beschäftigen, erhalten einen Betriebsrat. Betriebe, die weniger Arbeitnehmer beschäftigen, erhalten einen Betriebsobmann nur dann, wenn mindestens drei der Arbeitnehmer vierundzwanzig Jahre und zwei weitere mindestens zwanzig Jahre alt sind. Dadurch scheidet fast das gesamte Kleingewerbe aus. Bei der Landwirtschaft wird das noch verschärft, da mindestens zehn ständige Arbeitnehmer im Betrieb beschäftigt sein müssen, davon drei über vierundzwanzig Jahre, ehe ein Obmann gewählt werden kann. Da Familienangehörige nicht als Arbeitnehmer gezählt werden, müssen die landwirtschaftlichen Betriebe schon recht groß sein, wenn sie eine Arbeitnehmervertretung bekommen sollen.

Leider läßt sich durch Tarifverträge an dem Aufbau der gesetzlichen Arbeitnehmervertretung nichts ändern. Im allgemeinen gehen jedoch die Tarifverträge dem Gesetz vor, die Befugnisse und Aufgaben der Vertretungen können also erweitert werden. Das ist ein Fingerzeig für die, denen das Gesetz nicht weit genug geht. Sie brauchen nur dafür zu sorgen, daß ihre Gewerkschaft zur ausschlaggebenden Macht wird.

Alles in allem: Wenn auch das Gesetz nicht alles gebracht hat, was die Arbeiter wünschen, einen großen Fortschritt bedeutet es jedenfalls. Es ist ein Grundstein, auf dem weitergebaut werden kann. Hoffentlich folgen die Gesetze, die uns die Bezirksarbeiterräte, den Reichsarbeiterrat und die Wirtschaftsräte bringen sollen, bald nach. Es ist dringend notwendig, daß der Blick der Arbeiter erweitert wird. Erst mit der wachsenden Einsicht in die Bedingungen unseres Wirtschaftslebens wird die Ruhe einkehren, die wir dringend brauchen, wenn wir wieder aufbauen wollen, was der Krieg mit seinen Folgen vernichtet hat.

Das Ende der Lohnarbeit in der Landwirtschaft

Die neuen Agrargesetze Mittel- und Osteuropas

Von Dr. Ludwig Quessel

(Schluß)

III

Das deutsche Agrargesetz vom 11. August 1919 ist im Grunde nicht weniger radikal als die Agrargesetze der östlichen Völker. Es verpflichtet die Bundesstaaten, Siedlungsbehörden zu gründen, um überall da, wo der Groß-

grundbesitz zu stark vorherrscht, Bauerngüter auf dem Boden des Großgrundbesitzes entstehen zu lassen. Die Großgrundbesitzer haben den Siedlungsbehörden das dazu notwendige Land zu liefern. Zunächst sollen solche Großgüter aufgeteilt werden, deren Besitzer nicht Landwirte sind oder die als Spekulationsobjekte den Besitzer häufig gewechselt haben. Auch Güter, deren Besitzer sie nicht selbst bewirtschaften, sowie solche, die einen ganz ungewöhnlich großen Umfang haben, sollen zur Aufteilung gelangen. Die zwangsweise zu Landlieferungsverbänden zusammengeschlossenen Großgrundbesitzer haben also dafür Sorge zu tragen, daß den Siedlungsbehörden das nötige Land zur Verfügung gestellt wird. Sie haben selbst in ihren Reihen Umschau zu halten, wo das zu Siedlungszwecken notwendige Land herzunehmen ist. Erwerben können sie das Land von ihren Klassengenossen im Wege des Kaufs oder Vorkaufs, wobei als Kaufpreis der gemeine Wert der Vorkriegszeit in Frage kommt, aber auch durch Enteignung gegen angemessene Entschädigung. Zur Aufteilung soll allerdings nur Grundbesitz herangezogen werden, der über 100 Hektar hinausgeht. Da derartige Güter im Westen, wo der Klein- und Mittelbetrieb vorherrscht, nur spärlich vertreten sind, so ergibt sich daraus, daß das deutsche Agrargesetz seine größte Bedeutung für den Osten hat. Im Westen werden an Stelle der privaten Großgüter zu Siedlungszwecken einstweilen hauptsächlich die Staatsdomänen dienen müssen, wozu dann noch das Moor- und Ödland kommen wird, das zu Siedlungszwecken auf Kosten des Staates in Kulturland verwandelt werden soll.

Natürlich gilt das, was im vorhergehenden über die soziale Bedeutung der Aufteilung des Großgrundbesitzes in Bauerngüter mit familienmäßiger Arbeitsverfassung im allgemeinen gesagt worden ist, auch für die Aufteilung der großen Güter im deutschen Osten. Überall, wo durch unsere Siedlungsbehörden Großgüter zur Aufteilung kommen werden, wird auch die landwirtschaftliche Lohnarbeit als lebenslänglicher Beruf verschwinden. Mit jedem Quadratkilometer Boden, den im Osten der Großgrundbesitzer verliert, muß unvermeidlich die Zahl der selbstständigen Landwirte, die keine Lohnarbeiter benötigen, wachsen und die Zahl der landwirtschaftlichen Lohnarbeiter abnehmen. Das deutsche Agrargesetz muß daher, wenn es konsequent weitergeführt wird, zur Beseitigung der landwirtschaftlichen Lohnarbeit überhaupt führen. Hierdurch würde aber auf dem Land ein Stück Sozialismus geschaffen werden, und zwar in dem agrarsozialistischen Sinne, daß jede Art von Lohnarbeit in der Sphäre der Agrikultur schließlich beseitigt wird, weil ja der landwirtschaftliche Kleinbetrieb eine ausgesprochene familienmäßige Arbeitsverfassung aufweist und Lohnarbeit nur ganz ausnahmsweise und für kurze Zeit benötigt. Wer also die Möglichkeiten des deutschen Agrargesetzes in prophetischer Vorahnung vorwegnehmen will, kann wie Faust die Zukunft des deutschen Ostens in der entzückenden Vision eines freien Volkes sehen, das, von Junkerherrschaft befreit, auf eigenem Boden in freiem Lande lebt:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,

Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn....

Nun bleibt uns allerdings die Frage zu beantworten, ob die allmähliche Beseitigung der Lohnarbeit in der Landwirtschaft, herbeigeführt durch die Aufteilung der Großgüter in Kleingüter mit familienmäßiger Arbeitsver-

fassung, die Erträge des deutschen Bodens nicht stark vermindern könnte, oder mit anderen Worten, ob die Produktivität der menschlichen Arbeit im kleinbäuerlichen und kleinkapitalistischen Landwirtschaftsbetrieb nicht zurücksteht hinter dem Ertrag der menschlichen Arbeit im Großbetrieb. Was den Zwergbetrieb anbetrifft, so ist die Frage, ob derselbe aus dem Boden ebensoviel herauszuholen vermag wie der Mittel- und Großbetrieb, n o c h n i c h t g e k l ä r t, obwohl derselbe im Konkurrenzkampf mit den anderen Betriebsgrößen im letzten halben Jahrhundert sich überall hat behaupten können. Zweifellos fest steht dagegen, daß der kleinkapitalistische Betrieb in der Landwirtschaft dem Großbetrieb auf allen Gebieten produktionstechnisch zum mindesten gewachsen ist. Im Konkurrenzkampf mit dem Großbetrieb hat sich daher im letzten halben Jahrhundert in allen Ländern der Welt der kleinkapitalistische Landwirtschaftsbetrieb mit familienmäßiger Arbeitsverfassung nicht nur zu behaupten vermocht, sondern er hat sogar sich auf Kosten des Großbetriebs ganz erheblich ausdehnen können.

Die wissenschaftliche Erklärung für diese Erscheinung, die zunächst freilich unseren Erfahrungen mit dem kleinkapitalistischen Betrieb in der Industrie widerspricht, hat uns Eduard David in seinem Agramwerk über »Sozialismus und Landwirtschaft« gegeben. In diesem Werk, das noch nichts von seiner Bedeutung verloren hat, obwohl es schon vor fünfzehn Jahren erschienen ist, gibt uns David die wissenschaftliche Erklärung dafür, warum der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft sich gegenüber dem Großbetrieb in allen Ländern der Welt hat behaupten können. Den entscheidenden Grund sieht er darin, daß der industrielle Produktionsbildungsvorgang ein m e c h a n i s c h e r, der landwirtschaftliche aber ein o r g a n i s c h e r Prozeß ist. Weil die Landwirtschaft Organismen pflanzlicher und tierischer Natur hervorbringt, werde bei ihr der Arbeitsprozeß von den Jahreszeiten und den Gesetzen der Fortpflanzung beherrscht. Infolgedessen sei in der Landwirtschaft ein ständiger Wechsel der Arbeitsart und des Arbeitsplatzes zu verzeichnen, der eine entwickelte Arbeitsteilung wie in der Industrie nicht auskommen läßt. Die Überlegenheit, die der Großbetrieb sich in der Industrie durch die Arbeitsteilung verschaffen konnte, fällt in der Landwirtschaft weg. Die für den industriellen Großbetrieb charakteristische Herausbildung von Spezialarbeitern, von denen jeder das ganze Jahr hindurch ein und dieselbe Teilarbeit verrichtet, ist für den landwirtschaftlichen Großbetrieb eine Unmöglichkeit. Die Arbeit des Landarbeiters im Großbetrieb unterscheidet sich technisch nicht wesentlich von der Tätigkeit des Bauern. Ebenso wenig wie die Arbeitsteilung verleihe aber auch die Maschinerie dem landwirtschaftlichen Großbetrieb eine Überlegenheit. Alle Maschinen, die für die Landwirtschaft wichtig seien, kämen auch in den Betrieben mit familienmäßiger Arbeitsverfassung zur Anwendung. Auch ihre volle Ausnutzung sei in diesen ebenso möglich wie im Großbetrieb, sofern mehrere Kleinbetriebe dieselbe Maschine nacheinander zur Anwendung brächten, was teils im Wege des entgeltlichen Verleihens, teils im Wege der genossenschaftlichen Nutzung auch tatsächlich fast überall zur Ausführung komme. Auch auf dem Gebiet der Pflanzenernährung (Düngung) welse der Großbetrieb keine entscheidende Überlegenheit auf. Die großartigen Fortschritte der Agrikulturchemie habe sich auch der Bauer, unterstützt durch die staatliche Landwirtschaftspflege, zu eigen machen können. Teilweise lasse sich die praktische Anwendung der Natur-

wissenschaften auf den Ackerbau im Kleinbetrieb sogar erfolgreicher ausführen, weil der selbstwirtschaftende Bauer und seine Familienangehörigen die Arbeit unendlich sorgfältiger verrichten als die Lohnarbeiter des Großbetriebs.

Was aber die Aufzucht der Tiere anbetrifft, so sei hier die Überlegenheit des Kleinbetriebs über den Großbetrieb ganz unbestritten. Alle Beobachter der bäuerlichen Viehzucht stimmen darin überein, daß unter der Hand des kleinen Landwirts das Jungvieh vortrefflich gedeiht, weil es sorgfältig behandelt und ihm jede Hilfe rechtzeitig gegeben wird. Dem Großgrundbesitzer sei es dagegen unmöglich, so zuverlässiges Arbeitspersonal für den Viehstall zu gewinnen, wie es der bäuerliche Betrieb besitzt, wo die Familie des Besitzers selbst die jungen Tiere pflegt und vor zahlreichen Gefahren schützt. So erkläre es sich, daß die bäuerlichen Gegenden in Deutschland den Großgütern das Zuchtmaterial zur Veredlung ihrer Viehbestände liefern und nicht umgekehrt. Beim Verkauf der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sowie beim Einkauf der landwirtschaftlichen Rohstoffe (Sämereien, Futtermittel, Kunstdünger) sei der Großbetrieb früher allerdings gegenüber dem Kleinbetrieb im Vorteil gewesen. Nachdem sich aber die kleinen Landwirte in Ein- und Verkaufsgenossenschaften zusammengeschlossen hätten, sei auch auf dem Gebiet des Ein- und Verkaufs eine Überlegenheit des Großbetriebs nicht mehr vorhanden. Aus allen diesen Gründen kommt David zu dem Schluß, es unterliege nicht dem mindesten Zweifel, daß schlechterdings jeder Zweig der Bodenkultur im mittleren und kleineren Betrieb ebenso rationell wie im großen betrieben werden kann, ja daß ganz im Gegenteil zur industriellen Entwicklung die fortschreitende Intensität der Bodenkultur dem kleineren gegenüber dem Großbetrieb ein sehr wesentliches Übergewicht verleiht.

IV

So radikal auch der Grundgedanke der neuen Agrargesetze Mittel- und Osteuropas ist, so wird sich dieser doch zumeist nur sehr allmählich verwirklichen lassen. Das gilt namentlich für den deutschen Osten. Wie groß hier die Widerstände sind, die sich der Beseitigung der Lohnarbeit in der Landwirtschaft entgegenstellen, ersieht man, wenn man sich die industriellen Arbeitsleistungen vergegenwärtigt, die notwendig sind, um Großgrundbesitzerland in Kleinbesitzerland zu verwandeln. Auf einer Quadratmeile Land im Osten, die rund 50 Großgütern von je 100 Hektar Ackerfläche mit Wiesen und Weiden Raum bietet, müßten etwa fünf Dörfer mit je 100 Bauerngehöften entstehen. Die Arbeitsleistungen zur Errichtung und Ausstattung eines Bauernhofs mit 10 Hektar Ackerland kann man heute ihrem Geldwert nach auf 100 000 bis 200 000 Papiermark bemessen. Wohnhäuser, Ställe, Scheunen müßten neu entstehen, da von den Schlössern der Rittergüter, ihren kunstvoll angelegten Parks und Teichen, ihren Wirtschaftsgebäuden und ihren elenden Tagelöhnerkaten soviel wie nichts für die klein-kapitalistischen Landschaftsiedlungen brauchbar wäre. Damit der agrarsozialistische Gedanke der Beseitigung landwirtschaftlicher Lohnarbeit Wirklichkeit werde, müßten also die deutschen Ziegeleien, die heute wegen Kohlenmangels stillgelegt sind, wieder in Betrieb gesetzt werden. Und daselbe gilt für alle übrigen Betriebe, die Baumaterialien herstellen. Ohne Kohle keine Siedlung. Wie die Wohnungsreform, so hängt auch die Agrarreform in

physischer Hinsicht ganz und gar von der Kohlenförderung ab. Auch das radikalste Agrargesetz bleibt ein Stück Papier, wenn die notwendigen Kohlenmengen zu seiner Verwirklichung fehlen. In Holzbaracken, die ohne Kohlen herzustellen wären, können im rauen Osten weder Menschen noch Haustiere überwintern.

Im Westen Deutschlands, wo der Großgrundbesitz sehr spärlich vertreten ist, könnte sich allerdings die Verdrängung der Lohnarbeit in der Landwirtschaft schneller und leichter als im Osten vollziehen. Hier gibt es schon weite Gebiete, wo die landwirtschaftlichen Arbeiter im Verhältnis zu der übrigen Arbeiterschaft so schwach vertreten sind, daß es für den sozialen Forscher manchmal schon ziemlich schwer ist, ihre Existenz überhaupt festzustellen. Im Freistaat Hessen zum Beispiel, wo die Arbeiterschaft außerordentlich zahlreich in den Dörfern ansässig ist, ist nichtsdestoweniger die Zahl der landwirtschaftlichen Lohnarbeiter sehr gering. Soweit die Arbeiterschaft in den Dörfern ihren Wohnsitz hat, sucht sie ihren Erwerb in der Industrie der umliegenden Großstädte wie Mainz, Frankfurt, Mannheim usw. Das starke Vertretensein der Arbeiterschaft in den westdeutschen Dörfern hat also mit landwirtschaftlicher Lohnarbeit nichts zu tun. Andererseits haben das wärmere Klima, der reichere Boden und die günstigen Absatzverhältnisse im Westen zu einer solchen Intensität des Anbaues geführt, daß Landwirtschaftsbetriebe von 50 bis 100 Hektar, die im Osten noch als mittelkapitalistische Betriebe angesehen werden müßten, hier vielfach schon einen großkapitalistischen Charakter aufweisen. Aber es sind oft gar keine deutschen Arbeiter, die die Äcker dieser zu Großgütern gewordenen Bauernhöfe bewirtschaften. Russen, Ukrainer und Polen verrichten die Lohnarbeit auf dem Acker, die der selbstbewußte westdeutsche Arbeiter zumieist verabscheut. Soll die Lohnarbeit in der Landwirtschaft im Westen Deutschlands radikal beseitigt werden, so müßten hier allerdings auch die Güter von 50 bis 100 Hektar der Aufteilung verfallen, was zurzeit freilich der § 27 des deutschen Siedlungsgesetzes noch unmöglich macht, weil nach ihm das Grundeigentum von Personen, soweit es 100 Hektar nicht erreicht, zu Siedlungszwecken nicht enteignet werden darf.¹ Diese Bestimmung, die auf Betreiben der Reaktion in das deutsche Agrargesetz hineingelangt ist, verhindert zurzeit die Beseitigung der Lohnarbeit in der westdeutschen Landwirtschaft. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß mit der Verdrängung der landwirtschaftlichen Lohnarbeit im Osten durch Errichtung von Landwirtschaftsbetrieben mit familienmäßiger Arbeitsverfassung an Stelle der Großgüter auch der Lohnarbeit in der westdeutschen Landwirtschaft das Todesurteil gesprochen wird.

Ganz anders, als einst angenommen worden ist, wird sich die Sozialisierung der Landwirtschaft vollziehen. Denn daß die Verdrängung der land-

¹ Wie groß die Hindernisse sind, die durch den berüchtigten § 27 der Siedlung im Westen entgegengestellt werden, schildert eindrucksvoll das Mitglied der Hessischen Volkskammer C. H. Bornemann in seiner instruktiven Schrift: »Das hessische Landgesetz«, Frankfurt a. M. 1919. Kurz erwähnt mag hier werden, daß im ganzen Freistaat Hessen nur 113 Großbetriebe (über 100 Hektar) und 1444 mittelkapitalistische Betriebe (20 bis 100 Hektar) zu finden sind, deren Anteil an der Gesamtackerfläche zusammen nur 16 Prozent beträgt. Alle übrigen Betriebe sind solche mit familienmäßiger Arbeitsverfassung.

wirtschaftlichen Lohnarbeit eine besondere Art der Sozialisierung darstellt, wird nicht bestritten werden können. Als Ziel der Sozialisierung wird im allgemeinen angesehen, die Lohnarbeiterschaft aus den Fesseln der kapitalistischen Produktionsweise zu befreien. Wenn aber die Agrargebiete Mittel- und Osteuropas durch Aufteilung der großen Güter die Lohnarbeit aus der Sphäre der Agrikultur allmählich gänzlich verbannen, so kann eine Sozialisierung in dem üblichen Sinn auf dem flachen Land eigentlich gar nicht mehr Platz greifen, weil Lohnarbeiter, die durch sie aus den Fesseln des Kapitals zu befreien wären, hier gar nicht mehr vorhanden wären. Die kleinen Landwirte aber, die mit ihren Familienangehörigen den Boden bestellen, bloßer Prinzipienreiterei wegen etwa der Kommandogewalt der Leiter genossenschaftlicher Großbetriebe zu unterstellen, wie es gewisse Wortführer der unabhängigen Sozialisten beabsichtigen, wäre nicht nur ein sinnloses, sondern auch ein sehr gefährliches Unterfangen, weil die Erfahrungen der britischen Konsumgenossenschaften auf landwirtschaftlichem Gebiet gezeigt haben, daß die Arbeitsleistungen eines genossenschaftlichen Landarbeiters weit hinter den Arbeitsleistungen selbstwirtschaftender Landwirte zurückbleiben. Die geringen Arbeitsleistungen in den landwirtschaftlichen Genossenschaftsbetrieben waren der Grund, weshalb die britische Genossenschaftsbewegung ihren Plan, die Landwirtschaft nach der genossenschaftlichen Methode zu sozialisieren, wieder aufgegeben hat. Andererseits darf aber nicht übersehen werden, daß die Zusammenfassung der kleinen Landwirte in der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung überall da das genossenschaftliche Wirtschaftsprinzip für die Kleinbetriebe zur Geltung bringt, wo dies im Interesse der Allgemeinheit und des agrikolen Fortschritts wirklich geboten ist.

Uda Negri

Von Franz Diederich

Was wäre in Deutschlands literarischer Öffentlichkeit geschehen, wenn Uda Negris fünfzigster Geburtstag, den jetzt der 3. Februar brachte, in die völkertrennenden Kriegsjahre gefallen wäre? Als vor einem Vierteljahrhundert das erste Gedichtbuch der jungen italienischen Lehrerin schnell ins Deutsche herübergeholt worden war, kümmerten unsere bürgerlichen Blätter — auch solche, die sonst für soziale Dichtung wenig Aufmerksamkeit kannten — sich mit auffallendem Eifer um die Dichterin, und dieser Eifer hielt anderthalb Jahrzehnte an. Jedes der drei ersten Bücher Uda Negris — »Schicksal«, »Stürme«, »Mutterchaft« — wurde im Fluge übersetzt: wann je zuvor war lyrischen Werken des Auslandes so feurige Zuneigung geschenkt worden? Spalten wurden an Berichte über das Leben der Dichterin gesetzt, Legenden wurden gesponnen, Ausfrager suchten das bescheidene Geschöpf auf, und ihre Eindrücke wanderten in alle Länder: sie war mit einem Schlage ein internationaler Wert geworden, und das sind viele ihrer Gedichte auch geblieben. Welche? Die Gedichte, die das kämpfende Proletariat in tiefster Seele angehen! Sie sind das Rückgrat der Bücher Uda Negris.

Von diesem Merkmal aus läßt sich sagen, daß die deutsche Arbeiterchaft die Dichterin auch in der Weltmordzeit laut begrüßt haben würde.

Die Schützengräben der italienischen Front hätten der Huldigung den Weg nicht sperren können, und sie wäre ein hohes Geläut der Sehnucht nach Völkerfrieden gewesen. Das aber soll sie auch heute sein. Denn Uda Negri hat den Weltfriedenstraum durchschüttelt gefühlt, so daß ihre Worte noch heute gelten, wie von uns gesprochen. Unser sind jene Gedanken der Hacke, die ihr Dasein überprüft und in der Kammer todmüder Arbeitsfrauen einem befreienden Morgenrot entgegenfinkt:

Und aus dem Erdreich steig' ich neu empor,
Ein freies Volk nimmt mich zur Hand
Und hebt begeistert, freudig mich empor,
Und stolz durchschneide ich das Land.

Dann sind die Klängen nicht von Blut besiedet,
Und weiß und licht die Fahnen wehn,
Von tapfern, kräft'gen Händen hingestreckt,
Muß Schlange Haß im Tod vergehn.

Und aus der Erde, ganz von Lieb' erfüllt,
Von süßen Rosendüften voll,
Wo leht die reine, neue Blut gestillt
Des bittern Weststreits Reid und Groll,

Hinauf zum Azurblau des Himmels dringt
Von Menschenstimmen, rauch von Not,
Ein Hymnus, der zugleich wie Schluchzen klingt,
Er lautet: »Frieden! . . . Arbeit! . . . Brot! . . .«

Im Buche »Schicksal«, dem Erstling Uda Negris, der 1893 in Mailand ans Licht kam, steht dieses Lied der Hacke. Es ist nicht das einzige der sozialen Weltlyrik, aber doch das leuchtendste, und dieser starke Mut, der es aus Druck und Dunkel hymnisch in sonnigstes Hoffensschauern emporführt, ist die eine Kraft, aus der die Dichterin herzenerobernd siegte. Doch was löste diese Kraft? Die Wirkung der Gedichte verriet, daß etwas in der Zeit wenigstens Neues am Werke war. Und das war es auch: ein seelischer Auftrieb des sozialen Empfindens, der in leidenschaftlicher Woge gesammelt äußerte, was zum Hervorbrechen zeitlich reif war. In solchen Augenblicken der Geschichte werden Gefühl und Gedanke untrennbar eins und drängen gebärend auf Zieldichtung hin.

Uda Negris Lyrik durchströmt die Bilder sozialen Schauens in leidenderregt schwerem Puls gange mit sozialer Ethik, die geboren ist aus dem Willen zur machtvollen Befreiung alles dessen, was in Notfesseln der Ausbeutung Menschenantliß trägt, und dieser Wille ist proletarisch gewachsen, denn er hat alle Qual der Enterbten von Kindesbeinen an am eigenen Leib, in eigener Seele durchlitten. Dem Buche »Schicksal« steht als Motto der Vers der Dichterin voran: »Der Schmerz gibt den Gedanken Götterkraft.« Aus jenem sozialen Erfahren stammt dieser Schmerz, und er ist für Uda Negris dichterisches Ausleben wesentlich. In seine abgründigen Tiefen muß hinabsteigen, wer die Seele dieser Frau begreifen will. Die Gipfelhöhen utopistisch aufliegender seherischer Zukunftsfreude, wie das Lied der Hacke sie umjauchzt, sind nur der eine Pol ihrer Seele. Den Gegenpol offenbart ein verwandtes Gedicht aus dem Buch »Stürme«, in dem ein Spaten Totenwacht hält bei einem winternachts an Pellagra verschiedenen alten Reisarbeiter. Die Leichentede, die der Spaten dem in Lumpen Ge-

hüllten hält, spricht die graufige Wahrheit des Elends aus, die hier einen von Tausenden, die gleichem Opferlos verfallen werden, hingestreckt hat. Wie das Lied der Hacke, kündigt auch diese Rede die kämpfend heraufsteigende hehre Zukunft. Aber nun wendet sie sich dem Qualgedanken zu, daß der Tote an der Welterlösung nicht teilhaben wird. Dies ist die grelle Wirklichkeit der Gegenwart, und kein sonniger Fernblick, von dichterischer Phantasie und ringender Glaubenslust erzaubert, hat die Macht, Uda Negri das Bewußtsein der Nähe dieser furchtbaren Wirklichkeit wegzutauschen. Sie ist erfüllt von dem Amt, dieses Bewußtsein in der Welt zu wecken. Auf diesem Grunde erhebt sich die Wucht ihres Dichtens, und so endet die Rede des Spätens:

Ach, niemand kann den Aem neu erwecken
In totem Leib! . . . Das Werk, geweiht
Der edlen Liebe und Gerechtigkeit,
Das auslöscht des Jahrhunderts Schmach und Flecken,
Das alle Ketten bricht und alle Waffen,
Kann dir von deinem Blute heilß,
Das in sich sog der Boden tropfenweis,
Auch nicht das kleinste Tröpfchen wiederschaffen,
Nicht eines den Gefährten, stark und bieder,
Die auch der Erde Undank traf,
In der sie schlummern jezt den letzten Schlaf
In Ewigkeit. — Wer weckt die Toten wieder? . . .

Was die seelische Natur dieser Dichterin werden ließ, steht mit Blut geschrieben in ihren Büchern. Eine Kindheit und Jugend, darband bis in die Zeit des Lehrerinberufs, ist der harte Acker, worauf ihr Dasein sich bereitete. Aus den Gedichten wird das wichtigste Erleben dieser Frühzeit in seiner fortwirkenden Bedeutung klar: der Tod des Vaters im großen Hospital, als sie noch in der Wiege lag, ein einsamer Tod, der dem Kinde kein Erinnern an das Bild des Vaters ließ; das Los der Mutter, die in Fabriken für sich und ihre Kinder rang, ein Los der Not, getragen und durchgekämpft mit einem Mut, der sie für die Tochter, um deren Glück es ging, zum Sinnbild heiliger Reinheit werden ließ. Das kleine Lodi an der Adda war Uda Negris Geburtsort, und ein anderer mailändischer Ort, das Dorf Motta Visconti am Ticino, das, weltentlegen zwischen Wiesen und Wäldern, Frauen und Mädchen in Spinnarbeit einschirrt, sah sie sieben Jahre lang — bis 1895 — als Volksschullehrerin, die in überfüllten Klassen sich um das Wohl von achtzig Bauern- und Proletarietkindern mühte.

Als mit ihrem ersten Buch öffentlich von der Dürftigkeit ihres Hausens in diesem Dorf die Rede war, erklärte sie allerlei Außerliches, das die Perspektive des Großstädtlers gezeichnet hatte, für übertrieben. »Was aber wahr ist, wahrhaftig wahr, das sind die Leiden, die ich von Kind an erduldete, das sind die wenigen Lire monatlich, womit ich lebte, da ich drei Viertel meines Gehaltes als Lehrerin auf dem Lande meiner Mutter schickte, die von langer schwerer Krankheit gebeugt war; es sind die Tränen, die heißen Tränen, die ich über meine eigenen Schmerzen und über diejenigen meiner Mitmenschen weinte, die um mich her an Pellagra und an Hunger litten.« Die Leiden als Kind! Aus diesem Erleben nur konnte ein Miterleben quellen, das in den Strophen vom Gassenjungen erbittert ausbricht:

Ich wuchs auf offner Straße auf. Nie kannte
 Ich Elternliebe, noch ein Vaterhaus.
 Barfuß, zerlumpt und namenlos, so rannte
 Ich ohne Schutz in Sturm und Frost hinaus.
 Ich kannte sie, die Nächte ohne Schlummer,
 Die Sorge für das nächste Morgenrot,
 Das eitle Flehn, verzweifelungsvollen Kummer,
 Ich kannte auch die Tage ohne Brot.

Doch in diesen Jahren von Motta Visconti erwachte Uda Negri zur Dichterin. Das bescheidene Haus, in dem sie wohnte, weitete sich ihr zur großen, kampferfüllten Welt voll lichten Zukunftschauens. Im Buche »Mutterchaft« kehrt ein Gedicht in jenem Dorf und Hause ein, ein Gedicht der Dreißigjährigen. Darin heißt es, in Karl Henckells Nachdichtung (alle andern Verse dieser Blätter hat Hedwig Jahn übertragen):

Und mit der Stirn, geweiht zu offenbaren,
 Sieht sie als Jungfrau sich von zwanzig Jahren —
 Den kühnen Adler mit gespannten Schwingen —
 Im ersten Flug die steile Höh erringen.
 Das nackte Zimmer, leuchtend von Gesichtern,
 Das Bett, von Traumgestalten dicht umhüllt,
 Drauß es hervorquillt von Gedichten,
 Sie sieht es, steht sich selber kratterfüllt,
 Wie in dem Fieber ihrer Kunst ihr Blut
 Zu glühenden Rhythmen aufschleht — Wildbachswut.
 Die Verse gingen durch die Welt,
 Von Schmerzgewalt dahingetragen
 Wie Glockenklang und Hammer schlagen;
 Sie mußten singen, mußten sagen
 Von Not und Elend ungeheuer,
 Baracken ohne Brot und Feuer,
 Von der Besiegten Grimm in Kampf- und Todeslagen.

Das erste, was von diesen Gedichten gedruckt wurde, tauchte im »Corriere della Sera« und in der »Illustrazione Popolare« auf. Aber es hat Jahre gedauert, bis die Leute von Motta Visconti Kunde gewannen, wer ihre Kinder unterrichtet hatte. Erst die Veröffentlichung des Gedichtes »Begräbnis während des Ausstandes« im Organ der lombardischen Bauarbeiter soll sie aufgeklärt haben. Damals waren längst die ersten beiden Bücher vom Mailänder Verlag der Brüder Treves in die Welt geschickt worden, und die Dichterin lehrte Literatur am Lehrerinnenseminar der Scuola Normale Gaetana Agnesi; sie war von der Gemeinde Florenz auf zehn Jahre mit dem jährlichen Ehrengeloh von 1700 Lire bedacht worden, das die Dichterin Milli bis zum Tode bezogen hatte, und 1896 hatte sie ihre Hand dem Mailänder Industriellen Garlanda gegeben, der mit seinen Brüdern Inhaber einer kleinen Tuchfabrik war. Das brachte sie nicht in üppigen Wohlstand; ihr Gatte, dem sozialistische Gesinnung zugeschrieben wird, war so etwas wie der Reisende seines Geschäftes und baute sein Glück in den oberen Stockwerken hoher Miethäuser. Daß aber jenes Gerücht, Uda Negri sei in die reiche Bourgeoisie aufgestiegen, in Umlauf kam, wird in Zusammenhang gebracht mit dem Verzicht auf den Milli-Ehrenpreis, den die Dichterin nach ihrer Verheiratung aussprach, um das Geld Bedürftigen

nicht zu entziehen. Doch an dem Eifer, jene Legende zu verbreiten, wirkte sicher noch ein anderes mit: der Bourgeoisie konnte die Volkstümlichkeit einer sozialen Dichterin, die aus dem Proletariat herkam und andere Töne als die bürgerlichen Mitleidspoeten anstimmte, unmöglich sympathisch sein.

Ein deutscher Arbeiter, R. F. Engelmann, der damals in Venedig tätig war, gab im März 1905 in der Chemnitzer Volksstimme seine Erinnerungen an die Zeit, als die freien, kühnen Rhythmen des Buches »Schicksal« im Lande der Zypressen und Orangen zuerst aufflogen. »Auf dem Litorale von Malamocco, wo eben die Hochsaison war, herrschte unter den Badegästen einfach Bestürzung ob solchen Sanges. Am Piazza di San Marco, im Giardino publici . . . kurz: überall war Uda Negri Tagesgespräch. . . . Ja sogar feiste fette Mönchlein des Klosters auf Isola di San Giorgio Maggiore tobten und geiferten von der Kanzel gegen diese Verse. . . . Die bessere Clique murrte, mit ihr bürgerliches Zeitungspack. Aber in den Glasfabriken auf Murano von Testolini-Salviati usw., in den Mosaiken- und Spigenfabriken Venedigs, wo Hunderte von blühenden Mädchen ihre südländische Schönheit brechen und welken sahen und bei trockenen Feldrüben nebst magerer Polenta kümmerlich elend ihr Leben fristeten: dort jubelte man, galt doch der Dichterin Sang ihnen. In den Zentralen der klassenbewußten Arbeiter machte man das Volk mit Uda Negri bekannt, in diesen Camera del Lavoro war just der rechte Platz dazu.«

Engelmann sah Gondoliere auf dem Großen Kanal, während sie ihre Fahrzeuge den Dampfschiffen aus dem Wege leiteten, »Schicksal« lesen und fand Strophen aus Uda Negris Gedicht »Wespenstier« auf venetianischen Grabsteinen. Daß solche Volkstümlichkeit denen, die Anlaß hatten, das proletarische revolutionäre Hoffen zu fürchten, unbequem war, gehört zum Bilde der Wirkung, die dieser Dichterin gelang. Das Echo konnte nicht ausbleiben, als ihre Geißel herausfordernd auf die Ausbeuter und ihre Sippchaft losschlug:

O Welt von Bürgern, schlau und ehrenwert,
Die Geld anhäufen und bequem sich betten,

O Welt von Millionären, wohlgenährt,
Und zierlichen Koketten;

O Welt voll Frau'n, hysterisch, schlank und blaß,
Die um den Liebsten gehn zur Messe offen;

O Welt von Treuebruch, voll Raub und Haß
Und trügerischem Hoffen;

O Welt von Loren und von Schlangenbrut,
Du feige Welt, mein Fluch halt dir entgegen.
Den Blick gewandt auf der Gestirne Blut,
So folg' ich meinen Wegen. . . .

Geh, üppige Welt, zieh durch den Ather fort,
Verworfenheit und Geldsucht mit dir jagen:
Als Geißel schwing' ich das entflammte Wort,
Dir ins Gesicht zu schlagen.

Daß dies Lodern dichterischen Kampferturns der Seele einer Frau entstammte, konnte in jenen ersten neunziger Jahren nicht ohne Einfluß auf die Stärke des Eindrucks bleiben. Dem weiblichen Geschlechte Italiens waren damals bereits einige Rechte ganz in dem Umfang wie dem männ-

lichen zugestanden, und gerade die Zeit um 1890 brachte auf diesem Felde Fortschritte. Frauen konnten Lehrerinnen an Hochschulen und Volksschulen, konnten Ärztinnen und Apothekerinnen sein. Andere Berufe aber, wie die Laufbahn der Advokaten und Staatsbeamten, blieben ihnen hartnäckig gesperrt. Sie hatten die Last jener alten Anschauungen zu tragen, die der Frau den Weg aus der Wirkensstätte des Hauses in die politische Öffentlichkeit wehrten. Dichterwerk aber, wie Uda Negri es leistete, war Rednerium von politischer Bühne und hatte somit auf den Widerstand der alten reaktionären Ansichten zu rechnen.

Zugleich aber kehrte es die schärfste Spitze gegen die emporgekommene Bourgeoisie und ihre geistig nichtigen Frauen und Kinder: namens des Proletariats stieß es gegen ihre empfindlichste Stelle, gegen den Quell ihrer materiellen und damit politischen Macht vor. Das mußte der Dichterin mächtige Gegner schaffen, die allerdings ihrem Worte die Bahn nicht sperren konnten. Wie merkwürdige Ansichten aber gerade im Punkte dichterischer Betätigung von Frauen damals in Italien möglich waren, verrät ein Ausspruch des großen Lyrikers Giosuè Carducci. Der schrieb noch 1890 an eine andere junge Dichterin (und Dichterinnen waren damals in der Tat etwas ganz Neues im geeinten bürgerlichen Italien): »In meinem poetischen Kodex gibt es folgenden Artikel: Priestern und Frauen ist es verboten, Verse zu machen.« Davon wollte er indes für die Angeredete eine Ausnahme machen, und Paul Hense, der im fünften Bande seines aufschlußreichen Werkes »Italienische Dichter seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts« dieses Briefwort nennt, weist nach, daß Carducci auch sonst noch einige Ausnahmen zuließ: in der Weltliteratur. Es fällt aber auf, daß er, wie Hense erwähnt, »Uda Negri bei den Ausnahmen von seiner Regel nicht gedenkt«. Lag das wirklich, wie Hense zustimmend meint, daran, daß Uda Negri nur eine Saite anschlug, während Annie Vivanti (eine Nichte Paul Lindaus, die als Kind oft auf Freiligraths Knien gesessen und aufstaunend den erotischen Balladen des deutschen Dichters gelauscht hatte) als Dichterin eine größere Skala beherrschte und, in einem Aktem fesselnd und abstoßend, das Interesse einer problematischen Natur gewährte? Lag es nur daran?

Es fällt natürlich schwer, anzunehmen, daß ein so starker, freiheitlicher Geist wie Carducci sein Urteil nach dem politischen Wesen Uda Negri — Annie Vivanti's Lyrik bewegte sich unpolitisch — geformt haben könnte. Aber man muß an sein Briefwort anknüpfen, das nur verständlich wird, wenn man es mit den altererbten bürgerlichen Ansichten über die Einschränkung der Rechte der Frau verknüpft.

Von diesem Punkte aus würde dann auch erklärlich, wie Carducci Uda Negri schweigend übergehen konnte. Daß sein soziales Anschauen anders gestimmt war als das der jungen Lombardin, wird von jener edel-schönen Ode bezeugt, die er unter der Aufschrift »Die Mutter« einer Marmorgruppe Cecionis widmete. Dieses Gedicht schildert das Bildhauerwerk: eine toskanische Landarbeiterin bewegt sich als Abbild herrlich blühender, in ihrem Tagewerk und ihrer kleinen Welt froh sich bescheidender Volkskraft. Das sind »der Zukunft edelste Hoffnungen«, sagt der Dichter, aber die häßliche Wahrheit der sozialen Gegenwart zu zeichnen, vermeidet er streng; er umgeht diesen Realismus mit den nur andeutenden Schlußfragen: »Wann wird die Arbeit Freude werden? Wann sich die Liebe gesichert

sühlen? Wann wird zur Sonne blickend ein freies Volk, ein Volk von Starken sprechen: O leuchte nicht zu Müßiggang und Fürstenkriegen, nur zu der redlichen, frommen Arbeit! —?»

Anders als er, der dichterische Schönheitsbildner einer bürgerlich-idealistischen Geisteskultur, griff Uda Negri den Stoff des Landarbeiterdaseins an: sie riß die Maske des schönen Scheins herunter und zeigte vor dem leuchtenden Hintergrund ihrer Zukunftsgesichte die elende Wirklichkeit der Gegenwart unverhüllt, um die Blindheit und Heuchelei der bürgerlichen Welt aufzuschrecken, die Kraft kämpfenden Widerstandes zu rufen und zum Glauben an sich selbst zu stärken. So zeigt der Gegensatz sich, der zwischen ihr und dem über ein Menschenalter vor ihr geborenen Carducci bestand.

Mächtig bewegt sagten die Bücher Uda Negris: eine neue Gesellschaftsklasse steht hoffend und fordernd auf der Bühne der Weltgeschichte. Sie zeichnen italienische Arbeitermilieus: Landarbeiter, Grubenarbeiter, Weber und Spinner, Bauarbeiter aus Dörfern und Städten ihrer lombardischen Heimat; aber die Schicksale dieser Proletariatier enthoben die Gedichte aller örtlichen Enge. Diese Schicksale preßten und wütelten in aller Welt, Unterschied gab es nur im Grade der Grausamkeit, und so wurden die Gefühle, Gedanken, Taten, die sie zeugten, überall begriffen als eigenes Leben. Es war die Zeit, die Zolas »Germinal« zu einem Weltereignis gemacht hatte: dieselben Ursachen trugen dieses Werk und nun die Gedichte Uda Negris von Land zu Land.

Was die Bücher der Italienerin bargen, war durchaus nicht Bluff um Bluff sozialer Art. Viele Schicksalsthemen waren angeschlagen, besonders in der fraulichen Natur wurzelnde und solche, die dem Geheimnis des eigenen persönlichen Wesens nachschürften: schmerzschwerstes Fragen und Ringen, zuckendes Brennen auf einem »ewigen Scheiterhaufen«, in Flammen, die der Dichterin »setzenweis die Seele fortrugen«, in Versen, die »ein Pfeil und Aufschrei« waren, in einem Schaffen, das in verzehrenden, ausfaugenden Feuern hungriger Begier erkannte: »Ein Vampir ist die Kunst.« Sie schritt mit einem Kreuzzeichen auf der Stirn durchs Leben, durch ihre idealen Forderungen getrennt von dem Glück, das anderen Mädchen schnell und leicht seinen Blütenkranz zuwarf, ein Rätsel von Haß und Liebe, Kraft und Schwäche sich selbst, von schauerlichen Abgründen angelockt, aber auch von Kindeskoson innig gerührt, lachend, wenn das Unglück ihr Freude und Ruhe nahm, ein Wesen, das, zur Erkenntnis aufgestiegen, mit Zielen höchster Erdenlust vor Augen sich abgetrennt in Wüsteneien fand:

Daß du im Reich Apolls geboren bist,
Was nützt es dir in dieser Zeit der Krämer,
Wo Weiß Verbrechen ist.

Nur zu! Entschleire kühn durch dein Gedicht
Die Wunden deines Herzens, und die Menge
Lacht hell dir ins Gesicht.

Dieser Schmerzgrundton, der mit sieben Schwertern im Herzen der Dichterin schneidet, bebt in allen Büchern Uda Negris, auch in dem anderthalb Jahrzehnte nach dem ersten veröffentlichten »Aus der Tiefe« (*Dal Profondo*), von dem wir leider keine deutsche Ausgabe erhielten. Er gibt den Büchern

feelische Einheit, aber es ist »ein Schmerz, der sich nicht beugt noch weicht«, und am hellsten, erlöserisch, kämpft er in den Gedichten, die aus der Welt des Proletariats gewonnen sind. Sie machen der Zahl nach immer nur den kleineren Teil jedes Buches aus (das letztgenannte enthält nur ein einziges derartiges Gedicht voll sozialer Anklage und Verheißung), aber sie sind ihr Rückgrat, ihre beherrschende Höhe. In diesen Stücken gipfeln Kampfmut und Glaubensgewalt der Dichterin. Hier atmet, was ihr Fühlen und Denken entscheidend auf den neuen Bahnen der sich ankündigenden besseren Gesellschaftsordnung zeigt, was sie abtrennt von der herrschenden Ordnung und gegen sie setzt. Ein Erbe der reinsten Ideen der Humanität ist in ihr lebendig.

In der Heiligung der Arbeit aber wachsen ihre Gedanken über das Vergangene hinaus. Ihr Innerstes klagt beim Todessturz eines Arbeiters vom Dache schmerzwürgt auf: »Des Opfers Größe bleibt verborgen allen!«, aber nicht sie gehört zu den also Blinden. Wie klar sie sieht, sagen ihre Strophen im Hospital, bei Grabgängen, im Asyl der Obdachlosen, auf den Verzweilungswegen brotsuchender Arbeitsloser, bei blutigen Unglücken an der Maschine. Alles menschliche Opferbringen erfährt sie erschütternd groß, in allem fühlt sie schwer den Anteil der Schuld, der die Gesellschaft belastet. Sie selbst erlitt die naturgewollten Opfer der Mutterschaft, ihre angstdurchwirkten Freuden, ihre Kreuzträgerlast in Dornennöten, und das Buch, das von diesem Erleben zeugt, steigt wie die anderen zu Strophen tiefsocialen Begreifens an, das den Tag verkündet, wo »kein Gesetz mühseltiger Fronarbeit mehr eine Frau zwingen kann, der Kinder Wiege zu verlassen«. Aus diesem Opferbegreifen liebt sie die Empörer, die von Angst der Menschlichkeit zu brüderlicher Tat getrieben werden und lächelnd den Markertod grüßen; sie sind ihr »die Großen«. Der Kämpfende allein gilt, wenn er auch einmal irren mag, und der Kampf um die neuen heiligen Ideale ruft: »Gerechtigkeit, nicht Mitleid!« In diesem Ziele scheiden sich die Wege: was nun geschehen muß, läßt das soziale Empfinden der bürgerlichen Nächstenliebe als unfruchtbar und unzulänglich hinter sich. Dem Volke der Unterdrückten aber hallt der Dichterin Ruf zur Erhebung entgegen mit dem Kampfwort der Menschlichkeit: »Geh', siege und verzeih'!«

Als Uda Negri in jenen Triumphtagen nach Erscheinen ihres ersten Buches einmal über ihr Leben sich äußerte, schrieb sie dieses Gelöbnis:

Ich werde immer unter denen leben, die da arbeiten, die da leiden und kämpfen; in den vierundzwanzig Jahren meines Lebens habe ich so viel gelitten und besonders so viele Unglückliche um mich her ungerichterweise leiden sehen, daß, solange mir ein Blutstropfen bleibt, eine Faser des Charakters und ein Funken Geistes, ich stolz und überzeugt die Dichterin des Schmerzes und des offenen würdigen Kampfes bleiben werde, der geführt wird ohne Groll, ohne Gewalttat, ohne Blut, im Namen des Fortschritts und der menschlichen Gerechtigkeit, im Namen der allgemeinen Menschenliebe. . . .

Im Geiste dieses Gelübdes wuchsen die Bücher, die Uda Negri folgen ließ. Wenn der Weg der Gattin sie aus der Umwelt, in der sie in junger Zeit gewirkt, in einen anderen Lebenskreis verpflanzte, so meinte sie bald schon zuviel aufgegeben zu haben. »Es ist doch besser, von seiner eigenen Arbeit zu leben,« sagte sie einer russischen Besucherin. »Oft möchte ich es beinahe vorziehen, mich mühsam selbst wieder zu ernähren.« Doch diese

andere Art zu leben gab ihrer Dichtung Gewinn: das Buch »Mutter-schaft« bezeugt ihn. Und das barg auch jenes Gedicht »Begräbnis während des Ausstandes«, das in höchster Kraft die Summe ihres Bekennens zum Kampfe des Proletariats gab. Weiter! weiter! wie viele Opfer auch noch am Wege fallen! so drängen diese Rhythmen des organisierten Massenschritts, und stark hallen sie aus:

Nein, weiter geht es, fest und unaufhaltsam
durch Elend und Gefahr;
für uns nicht, nicht für uns, nein, nur zum Segen
für unsrer Söhne Schar.

Ein Klopfen gilt's mit wucht'gen Hammerschlägen
in harten Fels hinein,
um nach und nach, schwerkeuchend, bloßzulegen
das Rückgrat vom Gestein.

Und unsern Glauben tragen wir am Schwerte
als schönste Blumenzier;
stirbt uns ein Bruder, schließen sich die Reihen,
doch weiter schreiben wir.

Tabellenstatistik oder angewandte Bevölkerungspolitik?

Von Alfred Moeglich (Steglitz)

»Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist. . . . Dort, wo der Staat aufhört — so seht mir doch hin, meine Brüder! Seht ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücken des Übermenschen?« Mit dieser Ablehnung des Staatsbegriffs, die Nietzsche-Zarathustra für seine Idee des Übermenschen formuliert, spinnt er den Gedankenfaden des einsamen Denkers Max Stirner weiter, der das alles in seinem »Der Einzige und sein Eigentum« so genialeinseitig auseinandersetzt, und öffnet damit der heutigen Generation die Augen über die Brüchigkeit seiner himmelwärts verfliegenen Ideologie. Mögen sich die vielen, deren Seelen unter dem Wahnwerk des Weltkriegs vereinsamt sind wie die Seelen Nietzsches und Stirners, nach dem Krieg ihre eigene private Welt, abseits von Staat und Gesellschaft, aufbauen und einrichten, die Menschheitsmasse wird in den kommenden Jahren keinen anderen Gedanken haben können als den, den im Staate organisierten und durch den Krieg zerbrochenen Gesellschaftsbau von neuem aufzuzimmern, und zwar so, daß ein jeder darin seinen wohngerechten Platz findet. Die alte, bisher nur Theorie gebliebene Erkenntnis der Begründer der Bevölkerungstatistik, daß der Mensch das höchste Gut eines Staatswesens ist, kommt endlich praktisch zum Durchbruch, nachdem der Krieg, dieser wahnwitzige Verwüster der Menschenleben, Millionen Männer gefötet und verkrüppelt und dadurch die Gesellschaft auf Generationen in ihren Fundamenten erschüttert hat. War bisher die Bevölkerungspolitik — trotz all der großen und mahnenden Fortschritte der Bevölkerungstatistik, ihrer Nährmutter — bestenfalls nur als mathematischer Sport in den Lehrbüchern der Nationalökonomie und praktisch als gelegentlicher Dilettantismus betrieben worden, so ist jetzt die Zeit gekommen, wo endlich der energische Schritt von der leblosen Tabellenstatistik

zur lebendigen aktiven Bevölkerungspolitik getan werden muß. Denn der kostbar gewordene Mensch, bisher ein bloßes statistisches Phänomen, ringt jetzt danach, aus dem gedruckten Massengrab des statistischen Zahlenmaterials zu angewandtem Leben aufzuerstehen.

Schon im letzten Kriegsjahr war jedes dritte Wort, das man in der inneren Politik las, bevölkerungspolitisch gefärbt. Aber es bezeichnete den Tiefstand dieser »inneren Politik«, daß dies plötzliche bevölkerungspolitische Bemühen in der Hauptsache sich nur um zwei Punkte dreht: Vermehrung der Geburten, Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Man braucht nur die zahlreichen Schriften durchzusehen, die auf dem Boden der damals neubegründeten »Gesellschaft für Bevölkerungspolitik« pilzartig emporwucherten — sie reden fast ausnahmslos nur von diesen beiden Problemen. Und wie erbärmlich selbst diese beiden herausgerissenen Einzelstücke von den damaligen staatlich approbierten »Bevölkerungspolitikern« in Angriff genommen wurden, zeigte sich zum Beispiel bezüglich der Geburtenvermehrung daran, daß es sich hier als der wissenschaftlichen Weisheit letzter Schluß nur um eins handelte: um die Ausarbeitung neuer Polizeigesetze über die Herstellung und den Vertrieb von empfängnisverhütenden Mitteln!

Welch armselige Bevölkerungspolitik! Sie hat aus den sprechenden, nein schreienden Zahlenreihen der Bevölkerungsstatistik nichts gelernt. Sie hat nicht einmal die elementare Forderung Rubners begriffen, die bevölkerungsstatistischen Ergebnisse, die in erdrückender Fülle in den Archiven und Bibliotheken der statistischen Ämter ruhen — wahre Zahlenfriedhöfe! —, biologisch auszuwerten. Wie will man an die geheimnisvollen Wurzeln der Bewegungsgesetze unserer Bevölkerungsentwicklung herankommen, wenn man nicht die Massenziffern der Bevölkerungsstatistik mit den Mitteln der Naturwissenschaften, vor allem der Biologie und der Hygiene, durchleuchtet?

Dem praktischen Bevölkerungspolitiker, dem Bevölkerungspolitik nicht bloße Tabellenstatistik ist, muß doch bekannt sein, daß wir seit langen Jahren, seit Quetelets grundlegenden Arbeiten, vor einer ganzen Reihe höchst merkwürdiger statistischer Phänomene stehen, für deren planmäßige Erforschung im Volk der Dichter und Denker bisher so gut wie nichts gesehen ist. Es seien nur einige besonders auffallende, in jedem statistischen Handbuch zugängliche Erscheinungen, die als Massenerscheinungen wissenschaftswert besitzen, herausgegriffen.

1. Auf 100 Mädchengeburtten entfallen immer 106 Knabengeburtten. Trotzdem hatte Deutschland nie einen Männerüberschuß, sondern umgekehrt schon vor dem Kriege fast eine Million weibliche Einwohner mehr als männliche — ein Faktum, das für die Heiratsfrage und den ganzen Komplex der damit zusammenhängenden Frauenprobleme von verhängnisvollster Bedeutung ist. Wird da nicht die Frage nach den Ursachen dieser anormalen Erscheinung zu einer brennenden staatspolitischen Frage? Und wird sie nicht noch dringender, wenn wir sehen, daß zum Beispiel in Bremen 113, in der Provinz Posen 109, dagegen in Mecklenburg-Strelitz nur 102, in Reuß ä. L. und Sachsen-Weimar 103, in Oldenburg und Reuß j. L. 103,5 Knabengeburtten auf je 100 Mädchen entfallen? Was für Ursachen sind für diese Differenzen maßgebend? Beruhen sie auf wirtschaftlichen oder Rassenverhältnissen oder auf Lebensgewohnheiten usw.? Ist man diesen Fragen nach-

gegangen? Oder steht man in den leitenden Kreisen noch heute auf dem neuen Standpunkt, daß die Menschenstatistik das Abbild unwandelbarer Gesetzeswirkungen sei? Ein Standpunkt, den schon Süßmilk 1741 erledigt hat.

2. Für 1906/10 betrug die Geburtenziffer (berechnet auf 1000 weibliche Personen im Alter von 15 bis 45 Jahren) im Bezirk Münster 41,52, aber im Bezirk Wiesbaden 27,55 und in Berlin nur 23,50. Das sind so befremdende Differenzen und sie berühren die Zukunft des Bevölkerungsbestandes so tief, daß man sich bei dem Zahlenfaktum doch unmöglich beruhigen kann. Warum werden auch hier die grundlegenden Ursachen nicht aufgeheilt? Oder bedeutet »Bevölkerungspolitik« Fatalismus?

3. In Preußen waren 1912 von je 1000 Geborenen in den Städten 31,2 Totgeborene, auf dem Land aber nur 28,1. Will man sich auch mit diesem Faktum zufrieden geben? Lohnt es sich nicht, die Ursachen zu ergründen? Gibt nicht die weitere Tatsache, daß die Totgeborenenziffer auch nach den Landesteilen ganz verschieden ist, einen Fingerzeig, nach welcher Richtung sich diese Untersuchungen zu erstrecken hätten?

4. Die Säuglingssterblichkeit, dies furchtbarste Elendskapitel, belief sich 1912 in Saarbrücken und Wiesbaden auf 9,5 Prozent, in Elberfeld und Wilmersdorf auf 9,9, dagegen in Chemnitz auf 17,1, in Steffin auf 17,4 und in Posen sogar auf 18,2 Prozent. Lohnt es sich nicht, zuzugreifen und die Lebensbedingungen der Neugeborenen festzustellen, um dann die weiteren sozialen Maßnahmen einleiten zu können? Mahnt hierzu nicht mit drängender Gewalt die weitere erschütternde Tatsache, daß für 1909/11 die Säuglingssterblichkeit sich im oberhessischen Kreis Lauterbach auf nur 6,61 Prozent, im oldenburgischen Amt Westerstede auf 6,77, aber in den bayerischen Ämtern Kehlheim auf 36,97, Stadthof auf 35,84, Parsberg auf 35,76 Prozent usw. belief, und ähnlich in den preußischen Kreisen Heydekrug (Gumbinnen) auf 29, Waldenburg (Breslau) auf 27,76, Danziger Niederung auf 27,41 Prozent.

5. Die Durchschnittsterblichkeit der Gesamtbevölkerung für 1902/11 belief sich pro 1000 Einwohner in Schaumburg-Lippe auf 14,8 Prozent, Hamburg 15,9, Waldeck 16,1, Schleswig-Holstein 16,2, dagegen in Westpreußen auf 21,7, rechtsrheinisch Bayern 22,8 und Schlesien sogar auf 23,5 Prozent. Liegt in diesen ungeheuerlichen Differenzen nicht eine schwere soziale Anklage? Was ist geschehen, um die entsprechenden Heilmittel zu finden?

6. Von 1880 bis 1911 ist die Geburtenziffer in Berlin um 47,3 Prozent, in Neuß a. L. um 45,4, im Königreich Sachsen um 41,5, aber in Mecklenburg-Strelitz nur um 6,9 und in Oldenburg nur um 2,2 Prozent zurückgegangen. Welche Ursachen waren hier wirksam? Oder ist die so verschiedene Entwicklung der Fruchtbarkeitsziffer den Politikern gleichgültig?

7. Das durchschnittliche Heiratsalter des Mannes war 1911 in Bayern 28,77 Jahre, im Rheinland 27,67, aber in Sachsen-Altenburg 26,10 und im älteren Neuß nur 25,52 Jahre. Sind das nicht auch verbläffende Differenzen? Oder ist das der Staatskunst gleichgültig, ob die erwachsenen Männer in Bayern über 3 Jahre später heiraten als in Neuß, Altenburg, Koburg, Weimar? Das Mädchen heiratet in Sachsen-Rudolstadt und mehreren anderen thüringischen Staaten mit 23,25 Jahren, im Rheinland mit 24,9, aber in Württemberg mit 26,02 und in Bayern mit 26,15 Jahren.

Sieht man nicht ein, welch ungeheuren Einfluß die frühere Heirat auf die gesamte Frauenfrage hat?

8. Für 1904/06 stellte sich die Heiratsziffer für das Bezirksamt Nürnberg auf 11,6 pro Tausend, dagegen für Hamburg-Geestland auf nur 4,8 pro Tausend. Welches sind die Ursachen dieser doch sicher wenig angenehmen, folgenschweren Differenz?

9. Nach der preußischen Sterbetafel für 1906/10 sind von je 1000 gleichzeitig geborenen Knaben und Mädchen im Alter von 50 Jahren noch am Leben: 575 männliche, aber 621 weibliche Personen. Die mittlere Lebensdauer eines Knaben ist 46,42 Jahre, aber eines Mädchens 50,03 Jahre. Das Durchschnittsalter der Verstorbenen in Preußen war für 1911/14 bei den männlichen 32,4 Jahre, aber bei den weiblichen 36,5. Hält man es nicht für notwendig, diesem vorzeitigen Massensterben des männlichen Geschlechts, das das deutsche Volksvermögen Jahr um Jahr bare Milliarden kostet, gründlich nachzugehen und mit allen erdenklichen Mitteln eine Änderung des ungeheuerlichen Zustandes herbeizuführen? Ist es nicht ein unerträglicher Gedanke, zusehen zu müssen, daß zum Beispiel ein zwanzigjähriger Mann in Schlesien nur eine mittlere Lebensdauer von 40,61 Jahren zu erwarten hat, dagegen dieselbe Altersklasse in Schleswig-Holstein 45,65 Jahre, also volle 5 Jahre mehr? Und in Schleswig-Holstein wiederum: Ist es nicht ebenso unerträglich, daß man feststellen muß, wie die Lebensdauer auf dem Lande sogar 48,47 Jahre, in den Städten aber nur 42,54, also fast 6 Jahre weniger beträgt?

Dies nur einige von vielen solchen Erscheinungen des Bevölkerungswesens. Unsere statistischen Ämter kosten uns ein schweres Geld, das statistische Amt des Reiches zum Beispiel 1910 über 1,9 Millionen Mark, ohne die Sonderaufwendungen bei Volkszählungen. Die österreichische Volkszählung 1900 kostete 3,57 Millionen Kronen; die deutschen Zählungen sind nicht billiger. Wo zu zählt man überhaupt? Bloß um die statistischen Bände zu füllen? Oder liegen staatspolitische Absichten zugrunde? Jedenfalls: So wie bisher kann es nicht weitergehen. Unsere meisten statistischen Ämter sind zu bürokratischen Zahlenfammelstellen herabgesunken, ohne Initiative, ohne das brennende soziale Gewissen, das den echten Bevölkerungsstatistiker auszeichnet. Rächt sich eine tote Tabellenstatistik schon im Handelswesen, im Verkehrsbetrieb, in Industrie und Landwirtschaft — wieviel mehr muß sich das im Bevölkerungswesen rächen. Darum ist eine unumgängliche Notwendigkeit die Schaffung eines besonderen »Reichsamts für Bevölkerungswesen und angewandte Statistik« innerhalb des Reichsministeriums des Innern, um eine großangelegte praktische Arbeit als »angewandte Statistik« durchführen zu können.

Literarische Rundschau

Philipp Jörn, *Der Völkerbund*. Eine Kritik der Entwürfe für die Verfassung des Völkerbundes. (Monographien zum Völkerbund, Heft 5.) Berlin 1919, J. R. Engelmann. 67 Seiten.

Jörn faßt diese Schrift als Vorarbeit für die Revision des Pariser Völkerbundsstatuts auf, denn er meint, das erste Werk der durch die Friedensbedin-

gungen geschaffenen neuen Staatengemeinschaft werde »in der Durchsicht und Neugestaltung der Völkerbundsakte bestehen müssen«, und erst auf Grund dieser Neugestaltung wird der Völkerbund wirklich ins Leben treten können.

In drei Abschnitten vergleicht der Verfasser die wichtigeren Bestimmungen des Pariser Statuts mit den entsprechenden Vorschlägen des aus 36 Artikeln bestehenden Völkerbundsentwurfs der Gesellschaft für Völkerrecht und des 65 Artikel umfassenden Entwurfs einer Kommission der schweizerischen Bundesregierung. Der Vergleich fällt durchweg zuungunsten des Pariser Statuts aus, dessen Mängel bei der Gegenüberstellung mit den eben erwähnten Vorschlägen recht auffallend werden. Der deutsche »Regierungsentwurf«, der im wesentlichen mit dem Entwurf der Gesellschaft für Völkerrecht übereinstimmt, wird in einem besonderen Abschnitt behandelt. Man darf ohne Überhebung sagen, daß die praktische Durchführung dieses Entwurfs zu dem Menschheitsideal des ewigen Friedens hinleiten könnte, während das Pariser Statut davon weit entfernt ist; doch entspricht es dem Willen der führenden EntenteStaatsmänner, und wir müssen uns vorläufig damit bescheiden, daß auch weiterhin Macht vor Recht gehen wird. H. F e h l i n g e r

J. M. Verweyen, Naturphilosophie. Aus Natur und Geisteswelt, 491. Bändchen. Zweite Auflage. Leipzig 1919, Verlag von W. G. Teubner. 119 Seiten.

Der Begriff »Naturphilosophie« ist längere Zeit dadurch in Mißkredit gekommen, daß eine ankritische Vermischung von Spekulation und echter Naturforschung sich seiner bemächtigte. Der Berner Gelehrte, der Verfasser vorliegenden Büchleins ist, verfällt nicht in diesen Fehler. Das zeigt schon der Umstand, daß er in seiner anziehenden geschichtlichen Übersicht J. Kant als »Urheber der modernen Naturphilosophie« bezeichnet (S. 9), wenngleich er auch dessen spekulative Nachfahren Fichte, Schelling, Hegel »dem Erfahrungswissen freundlicher gesinnt« sein läßt, »als ihr Ruf erwarten läßt« (S. 12). Der erste, allgemeine Teil behandelt dann wesentlich methodische Fragen: Wesen und Voraussetzungen, Wert und Grenzen des Naturerkennens, Stellung der Naturforschung im System der Wissenschaften; der zweite, »besondere« das Problem von Leib und Seele und das von der Entstehung des Lebens. Der Ton wird den meisten Lesern der Neuen Zeit etwas zu akademisch erscheinen. Der Verfasser will zwar alle »überflüssigen« Fremdwörter beseitigt haben, hat aber doch genug von solchen, die den Laien stören, wie Phänomenalismus, Konditionismus, Aktualitätstheorie, subkortikal, Ergograph, Psychoid, Monomanie usw. stehen lassen. Wer sich dadurch nicht abhalten läßt, dem sei das zum Denken anregende Büchlein Verweyens lebhaft empfohlen. Unter der neueren Literatur zu seinem Thema haben wir neben genanntem weniger Wertvollem Naturps tiefgründige, logische Grundlagen der exakten Wissenschaften vermißt. Karl Worländer

Otto Lipmann, Psychologische Berufsberatung. Ziele, Grundlagen, Methoden und Organisation. Berlin 1919, Institut für Berufs- und Wirtschaftspsychologie. 2. Auflage. Preis Mk. 1.50.

Job. Dück, Die Berufsseignung der Kanzleiangestellten. Leipzig 1919, J. A. Barth. Preis 80 Pfennig.

Das Lipmannsche Heft ist in der zweiten Auflage vollständig umgearbeitet. Es klärt zunächst den Begriff der psychologischen Berufsberatung durch Abgrenzung gegen den Taylorismus, durch ihre Fundierung im volks- und privatwirtschaftlichen (des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers) Interessengebiet, durch ihre Auswertung in ethischem Sinne, als Glücks- und Ausleseprinzip. Lipmann legt an der Hand der Berufswechselstatistik dar, wo und inwieweit dem Geschlecht nach Menschen an falschem Orte stehen, also psychologischer Berufsprüfung bedürft hätten. Soll diese Erfolg haben, so muß man einmal wissen, welche wesentlichen Eigen-

schaffen die einzelnen Berufe erfordern, und zweitens, wie diese beim einzelnen Menschen festzustellen sind: Charakteristik und Methodik der Berufe und Psychoanalyse der Individuen, endlich gegenseitige Zuordnung der Berufe und Menschen: Auswahl der Menschen für die Berufe (Auslese nach Eignung und besonderer Qualifikation) und Auswahl des Berufs für einen bestimmten Menschen (zunächst allgemein nur negativ angreifbar, mit Hilfe der Erziehungs-Einheitschule, allmählich positiv lösbar, so daß dann das psychologische Experiment entfallen wird). Die Einzelheiten der Prüfungs- und Feststellungsmethoden gehören nicht hierher. Lipmann wirbt zum Schluß warmherzig für sein Forschungsgebiet. Er erwartet bei der starken Heranziehung aller großen Vermögen Hilfe nur vom Staat, der auch allein Interesse an der gesamten berufspsychologischen Forschung hat und haben muß, will er eine weitgehende Vergesellschaftung ohne Schädigung der Konkurrenzfähigkeit ermöglichen. Hoffentlich erkennen die Mehrheitsparteien hier ihre Aufgaben und den Volksvorteil.

Dieses Heft ist eine Darstellung der Auswahlmethoden für einen bestimmten Beruf. Seine Stufenleiter-Anforderungen für die Auslese (Schnelligkeit und Genauigkeit des Arbeitens im Abreßbuch) sind wenig tiefgreifend. Aber sie treffen die wesentlichen Teile der Arbeitsaufgabe eines Kanzleiangeestellten und erlauben ein schnelles und zutreffendes Urteil (über die momentane Ungeeignetheit zumindest). Aber erschöpfend sind sie nicht. Sie bedürfen der zeitweisen Wiederholung und der Ergänzung durch Zeugnisse und andere Mitteilungen.

P. O e f f r e i c h

Notizen

Englands Besitz an fremden Wertpapieren. England hat zwar während des Krieges einen beträchtlichen Teil seines Besitzes an Wertpapieren, besonders an amerikanischen Werten, abgestoßen, um die sich infolge seiner steigenden Einfuhr von Lebensmitteln und Kriegsartikeln stetig verschlechternde Zahlungsbilanz möglichst auszugleichen und ein weiteres Herabsinken des Wechselkurses zu verhüten; immerhin hat es auch jetzt noch einen sehr beträchtlichen Besitz an Auslandseffekten. Der »Statist« gibt die Gesamtsumme dieser noch in englischen Händen befindlichen Auslandswerte, ungerechnet die englischen Kolonialwerte, auf mehr als 1,9 Milliarden Pfund Sterling an, und zwar sind nach seinen Angaben daran beteiligt:

	Mill. Pfd.St.		Mill. Pfd.St.
Vereinigte Staaten v. Amerika mit	650,0	Rußland	mit 87,5
Argentinien	342,7	Spanien	22,1
Brasilien	155,2	Türkei	19,5
Mexiko	99,7	Italien	12,5
Chile	63,7	Portugal	8,2
Uruguay	36,1	Frankreich	13,5
Peru	34,3	Deutschland	6,4
Kuba	33,1	Verschied. europäische Staaten	72,1
Verschiedene kleinere ameri-		Japan	62,8
kanische Staaten	26,8	China	44,6
Philippinen	8,6	Verschiedene andere Staaten .	70,8

Zu diesem Besitz an fremden Auslandswerten kommt der Bestand an Wertpapieren englischer Kolonien hinzu, der ebenfalls insgesamt auf 2 Milliarden Pfund Sterling veranschlagt wird, so daß sich der gesamte englische Besitz an Auslandseffekten auf ungefähr 4 Milliarden Pfund Sterling stellt, nach dem Wechselkurs vor dem Kriege gleich ungefähr 81,6 Milliarden Mark.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 20

Ausgegeben am 13. Februar 1920

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Löhne und Preise

Von Max Sachs

Bei jedem Streik kann man heute in der unabhängig-kommunistischen Presse lesen, daß der Kampf sich gegen das Kapital richte. Man kann nicht bestreiten, daß eine derartige Auffassung den Anschauungen entspricht, die früher in der Arbeiterschaft allgemein herrschend waren. In der Praxis der Arbeiterbewegung galt jeder Lohnkampf schlechthin als ein Kampf gegen das Kapital, und die Reden, die unsere Gewerkschaftsagitatoren in derartigen Fällen hielten, dürften wohl fast stets von der Annahme ausgegangen sein, daß es gelte, durch Verkürzung des kapitalistischen Profits die Lage der Arbeiter zu verbessern. In Wirklichkeit lagen auch früher die Dinge oft nicht so einfach, wie sie in der Agitation dargestellt wurden. Es war keineswegs so, daß eine Lohnerhöhung immer zu einer Verkürzung des Profits führte.

Erfolgt irgendwo eine Lohnerhöhung, so ist dreierlei möglich: Die Lohnerhöhung wird von dem Unternehmer getragen, oder sie wird durch entsprechende Preiserhöhungen auf die Verbraucher abgewälzt, oder die Lohnerhöhung wird durch erhöhte Leistungen der Arbeiter, durch Ersparnisse bei der Produktion, Einführung arbeitssparender Maschinen, durch Steigerung der Intensität und Produktivität der Arbeit ausgeglichen. Auch in der Vorkriegszeit dürfte es verhältnismäßig selten gewesen sein, daß eine Lohnerhöhung dauernd durch die Unternehmer getragen wurde. Die Arbeiterschaft ist sich häufig nicht genügend klar darüber, daß auf Kosten der Unternehmer überhaupt nur verhältnismäßig geringe Lohnerhöhungen möglich sind. In neuester Zeit angestellte Berechnungen haben ergeben, daß die Dividenden der Aktiengesellschaften meist nur 5 bis 10 Prozent der Löhne ausmachen. Der Generaldirektor Deutsch von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft hat die Ergebnisse von 66 Gesellschaften verschiedener Industriezweige zusammengestellt, die in den letzten zehn Jahren durchschnittlich 10 Prozent Dividende verteilt haben. Er hat dabei gefunden, daß im Durchschnitt auf den Arbeiter 270 Mark im Jahre gekommen wären, wenn die ganze Dividende unter die Arbeiterschaft verteilt worden wäre. Ähnliche Resultate haben sich bei Berechnungen ergeben, die bei anderen Gesellschaften angestellt worden sind. Im Siemenskonzern befrugen zum Beispiel die Löhne, Gehälter und Wohlfahrtsausgaben, wie Schulz-Mehrin in seiner Schrift »Sozialisierung und Räteorganisation« mitteilt, im Jahre 1918 rund 240 Millionen Mark, der Kapitalgewinn 13,4 Millionen Mark oder 5,6 Prozent der Löhne und Gehälter. Bei der Firma Krupp würde, wie in den Mitteilungen der Kruppwerke (1919, Nr. 10) nachgewiesen wird, die Verteilung der gesamten zuletzt gezahlten Dividende an die Belegschaft von 100 000 Mann für jeden Arbeiter etwa 120 Mark ergeben haben.

Sicherlich enthält nun die Dividende der Aktiengesellschaften nicht den ganzen Profit, es kommen die Zuwendungen an die offenen und stillen Reserven hinzu, ferner die Zinsen, die den Gläubigern der Unternehmungen gezahlt werden. Aber es kann natürlich auch, solange die kapitalistische Gesellschaft besteht, nicht daran gedacht werden, allen Mehrwert durch Lohnerhöhungen zu beseitigen. Auch in einer sozialistischen Gesellschaft würden die Gütermengen, die heute den kapitalistischen Profit bilden, nicht einfach nur zur Verbesserung der Lebenshaltung der Massen dienen können, sondern sie müßten zum größten Teil zur Beschaffung von neuen Produktionsmitteln verwendet werden. Benutzen doch auch heute die Kapitalisten nicht ihr ganzes Einkommen zur Deckung ihrer persönlichen Bedürfnisse. Sie verwenden vielmehr einen erheblichen Teil davon zur Ansammlung von Kapital und somit zur Vermehrung der vorhandenen Produktionsmittel. Schon in der Vorkriegszeit wurden die Lohnerhöhungen häufig auf die Verbraucher abgewälzt, und eine der Ursachen der schon vor dem Kriege immer mehr zunehmenden Teuerung sind neben anderen auch die Lohnerhöhungen gewesen, die sich die Arbeiter erkämpften, wenn sich auch kaum genaue Feststellungen hierüber werden machen lassen.

Freilich waren vor dem Kriege dem Streben der Unternehmer, Lohnerhöhungen auf die Abnehmer abzuwälzen, enge Schranken gesetzt. Da war zunächst die Konkurrenz der Unternehmer untereinander, und wo diese durch Zusammenschluß der Unternehmer ausgeschlossen oder beschränkt war, dürfte vielfach die Furcht vor einem Rückgang des Absatzes Preiserhöhungen verhindert haben. Dazu kam dann die internationale Konkurrenz. Die Preise sehr vieler Waren waren vom Weltmarkt abhängig. Vielfach wären die Unternehmer, wenn sie nach Lohnerhöhungen entsprechende Preisaufschläge vorgenommen hätten, völlig konkurrenzunfähig geworden. So mußten sich die Unternehmer auf andere Weise helfen, und das war ihnen um so eher möglich, als die Lohnerhöhungen, die vor dem Kriege verlangt und zugestanden wurden, nicht entfernt so hoch waren wie jene, die heute gewährt werden müssen. Während jetzt oft mit einem Schlage Lohnerhöhungen von 25, 30 Prozent und mehr erfolgen, wurde in der Vorkriegszeit häufig um Lohnerhöhungen von einigen Pfennigen in der Stunde mit großer Erbitterung gekämpft. Während heute vielfach der Unternehmer, wenn er die Lohnerhöhungen, wie sie heute vorkommen, auch nur einige Zeit allein tragen müßte, binnen kurzem ruiniert wäre, war es bei den Lohnsteigerungen, wie sie vor dem Kriege stattfanden, immerhin möglich, daß der Unternehmer wenigstens vorübergehend die Lohnsteigerung auf sich nahm. Oft wurde auch in verhältnismäßig kurzer Zeit die Lohnerhöhung dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß die Leistungsfähigkeit der Arbeiter sich hob. Höhere Löhne gaben der Arbeiterschaft die Möglichkeit, sich besser zu ernähren. Dadurch wurden sie leistungsfähiger. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Kosten der Arbeit nicht dort am geringsten sind, wo die Löhne besonders niedrig stehen, sondern daß die Länder mit hohen Arbeitslöhnen durchaus konkurrenzfähig bleiben. Das hängt freilich nicht nur damit zusammen, daß der Arbeiter bei besserer Bezahlung mehr leistet, sondern auch damit, daß hohe Arbeitslöhne einen Ansporn für die Unternehmer bilden, in möglichst großem Umfang Hand- durch Maschinenarbeit zu ersetzen und die Arbeit in jeder Beziehung rationell zu gestalten. In Amerika, dem

Landes mit den höchsten Löhnen, ist auch die Anwendung von arbeitssparenden Maschinen am weitesten vorgeschritten. Nur deswegen, weil mit der Bewegung der Löhne nach oben eine Steigerung der Intensität und Produktivität der Arbeit einherging, nur weil sich sowohl die Arbeitsleistung hob als auch die technischen Bedingungen, unter denen gearbeitet wurde, günstiger gestalteten, konnte sich die Lage der Arbeiter vor dem Kriege allmählich heben. Bloß auf Kosten des Profits könnte die Lebenshaltung des Arbeiters nicht wesentlich gebessert werden.

Es ist deshalb für die Arbeiterschaft nicht von ausschlaggebender Bedeutung, ob der Kapitalistenklasse ein paar Prozent Profit mehr oder weniger abgejagt werden. Wenn es schon vor dem Kriege den amerikanischen Arbeitern besser ging als den deutschen, so lag das sicher nicht daran, daß die amerikanischen Kapitalisten schlechtere Geschäfte machten, sondern daran, daß in Amerika dank der günstigeren Naturbedingungen, der reichlicheren Anwendung von Maschinen und wohl auch, weil die amerikanischen Arbeiter leistungsfähiger sind, der Arbeitsertrag sich im Durchschnitt höher stellte als bei uns. Soll die Lage der Arbeiter günstiger gestaltet werden, so kommt es daher vor allen Dingen darauf an, den Arbeitsertrag möglichst zu erhöhen. Ist die Ergiebigkeit der Produktion gering, so ist für die Besserung der Lage der Arbeiterschaft nur ein geringer Spielraum vorhanden selbst dann, wenn die Arbeiterschaft mächtig genug ist, den kapitalistischen Profit aufs äußerste zu beschränken.

Während des Krieges sind die Löhne in Deutschland schon vielfach beträchtlich gestiegen, eine Entwicklung, die im Revolutionsjahr im Eiltempo weitergegangen ist. Heute dürfte im allgemeinen der gelernte Industriearbeiter einen viermal so hohen Lohn bekommen wie vor dem Kriege. Den Anlaß zu dieser Bewegung der Löhne hat zweifellos das Steigen der Warenpreise gegeben, das bald nach Ausbruch des Weltkrieges einsetzte. Zunächst hatte diese Teuerung ihre Ursachen darin, daß sich in immer steigendem Maße während des Krieges das Verhältnis zwischen den Geldeinkommen und der Menge der Waren, die dafür gekauft werden konnten, verschob. Hörte doch nicht nur die Wareneinfuhr aus dem Ausland infolge der Blockade immer mehr auf, sondern es verminderte sich auch die Produktion dadurch im Inland, daß ein großer Teil der arbeitsfähigen Männer ins Feld rücken mußte. Und von den zu Hause Gebliebenen wurde zum großen Teil Kriegsbedarf hergestellt, Güter, deren Bestimmung es war, zerstört zu werden. So verminderte sich die Menge der Waren, die in Deutschland gekauft werden konnten, während sich die Einkommen nicht zugleich entsprechend verminderten. Das Deutsche Reich machte nicht einmal den Versuch, einen erheblichen Teil seiner Kriegsausgaben durch Steuern zu decken, sondern es half sich vom ersten Tag an mit der Notenpresse. Die Regierung gab der Reichsbank Reichsschatzscheine und Reichswchsel und benützte die Banknoten, die es dafür erhielt, um seine Kriegsausgaben zu decken. Die Anleihen des Reiches hinkten immer hinterher, durch sie floß zwar immer wieder ein Teil der ausgegebenen Noten an das Reich zurück; aber die Anleihen konnten nicht verhindern, daß schon während des Krieges die Notensumme immer höher stieg und die Inflation, die künstliche Aufblähung des Geldumlaufs immer mehr zunahm.

Auch wenn die Einkommen gleich geblieben wären, hätten die Preise steigen müssen, weil nun den gleich gebliebenen Einkommen eine geringere Menge kaufbarer Waren gegenüberstand. Doch die Einkommen stiegen zum großen Teil während der Kriegszeit. Zuerst das Einkommen der Kriegslieferanten, denen das Reich gute Preise zahlte, dann das der Landwirte, deren Erzeugnisse immer höhere Preise erzielten, darauf das vieler Kaufleute, die aus dem großen Mangel an Waren Nutzen zu ziehen vermochten. Schließlich stiegen auch die Löhne eines Teils der Arbeiter, besonders derjenigen, die mit der Herstellung von Kriegsmaterial beschäftigt waren. Ihre Unternehmer erzielten gute Preise, daß es ihnen ein leichtes war, ihren Arbeitern entgegenzukommen.

Aber die Aufblähung des Geldumlaufs und der Einkommen ist nicht die einzige Ursache der Teuerung; je länger der Krieg dauerte, um so ungünstiger wurden die Bedingungen der Produktion, und die hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten machten sich in besonders hohem Grade nach der Katastrophe vom November 1918 bemerkbar. Durch den Krieg sind Menschen und Dinge in jämmerlicher Weise heruntergewirtschaftet worden. Die Menschen litten in steigendem Maße unter der schlechten Ernährung, die während des Krieges immer mangelhafter wurde und naturgemäß die Leistungsfähigkeit der Arbeiterschaft stark herabsetzte. Vornehmlich bei denen, die nach Abschluß des Waffenstillstandes heimkehrten, zeigten sich die verderblichen Wirkungen des Krieges in verhängnisvoller Weise. Es ist nur zu natürlich, daß viele, nachdem sie so lange ihrer Berufsarbeit ferngehalten worden waren, nicht mehr imstande waren, dasselbe zu leisten wie früher, weil sie eben ihrer Arbeit entwöhnt waren. Dazu kamen die Geist und Körper zerrüttenden Wirkungen des Krieges, und schließlich war auch die Behandlung, die den Soldaten vielfach beim Militär zuteil geworden, nicht dazu angefan, in ihnen Verantwortlichkeitsgefühl und Arbeitsfreude großzuziehen. Beim Militär war der Grundsatz, Zeit sei Geld, völlig unbekannt. Es war allgemein üblich, die Mannschaften stundenlang unbeschäftigt herumstehen zu lassen. Man braucht sich daher nicht darüber zu wundern, daß mancher Heimgekehrte sich nicht mit Feuereifer bei seiner Arbeit ins Zeug legte, sondern daß recht viele die Neigung hatten, auch bei der Berufsarbeit ein gemächliches Tempo anzuwenden. Ein starkes Sinken der Leistungsfähigkeit der Arbeiter hat sich ja nach dem Kriege nicht nur in Deutschland, sondern in allen am Kriege beteiligten Ländern gezeigt.

Und wie während des Krieges mit Körper und Geist der Menschen Raubbau getrieben wurde, so auch mit den Dingen. Die Maschinen, mit denen wir heute arbeiten, sind häufig übermäßig abgenutzt. Während des Krieges fehlte es an Schmiermitteln, um sie genügend zu pflegen, es fehlte an Metall, um schadhaft gewordene Teile wieder rechtzeitig zu ersetzen. Vielfach mußte man sich mit Ersatzmaterial behelfen. Es ist daher erklärlich, daß auch die Maschinen nicht mehr dasselbe leisteten wie früher. Besonders schwer litt unser Verkehrswesen; Waggon und Lokomotiven wurden nicht mehr so ausgebessert wie früher, man ließ sie so lange laufen, wie es nur irgend ging. Aus den Lokomotiven nahm man wichtige Teile heraus, um das darin enthaltene Metall zur Munitionsherstellung zu verwenden, und ließ Ersatzteile aus minderwertigem Material einsehen. Da wir zudem einen so großen Teil unserer Waggon und Lokomotiven ab-

liefern mußten, so trat eine unsere ganze Volkswirtschaft schwer belastende Verkehrsnot ein. Auch in der Landwirtschaft und im Bergbau wurde während des Krieges Raubbau getrieben. In der Landwirtschaft konnten jahrelang die Äcker nicht so gedüngt und bearbeitet werden, wie das notwendig war; in den Bergwerken wurden die notwendigsten Reparaturen unterlassen — eine der wesentlichsten Ursachen des Rückgangs der Kohlenförderung während des Revolutionsjahrs.

Infolge des Mangels an Rohstoffen und Kohlen und infolge der Verkehrsnot können daher heute viele Betriebe nur beschränkt arbeiten. Schon das allein bedeutet eine starke Steigerung der Produktionskosten, weil ein großer Teil der Unkosten nicht in demselben Maße sinkt, wie die Produktion sich vermindert, so daß auf das einzelne Erzeugnis ein höherer Betrag aufgeschlagen werden muß. Die sachlichen und persönlichen Aufwendungen, die zur Herstellung der Waren notwendig, sind im allgemeinen gestiegen oder, um mit Marx zu reden, die den Warenwert bestimmende gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit (die Arbeitszeit, die erforderlich ist, um irgendeinen Gebrauchswert unter den vorhandenen gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen und mit dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensivität herzustellen) ist heute größer als früher, weil sich die Produktionsbedingungen verschlechtert haben und der Durchschnittsgrad der Intensivität der Arbeit gesunken ist.

Während des Krieges bewegten sich die Arbeitslöhne nur verhältnismäßig langsam nach oben. Streiks waren praktisch beinahe unmöglich. Durch die Drohung mit dem Schützengraben konnten die Arbeiter von Arbeitseinstellungen zurückgehalten werden. Im allgemeinen hinkten während des Krieges die Arbeitslöhne den steigenden Warenpreisen nur allmählich nach. Nach der Revolution wurde das anders. Die Schranken, die gegen Streiks aufgerichtet waren, verschwanden mit einem Schlag. Kein Wunder, daß die Arbeiterschaft nun versuchte, durch Lohnerhöhungen ihre mißliche Lage zu beseitigen. Die Geldlöhne sind denn auch im Revolutionsjahr sprunghaft gestiegen, leider ohne daß die Arbeiter dadurch eine Besserung ihrer Lage erreicht haben. Das Nominaleinkommen der Arbeiter hat bedeutend zugenommen, das Realeinkommen aber ist nicht größer geworden. Der Lohn, den der Arbeiter heute bekommt, hat kaum eine höhere Kaufkraft wie der, den er vor einem Jahr erhielt. Der Versuch der Arbeiterschaft, sich durch Lohnerhöhungen einen Ausgleich für die Teuerung zu verschaffen, hat nur dazu geführt, die Teuerung zu verschärfen.

Käme die Teuerung bloß daher, daß die Unternehmer zu hohe Aufschläge auf die Preise der Waren nehmen, so wäre ein solcher Ausgleich möglich, dann wäre es denkbar, daß die Arbeiter ihre Lebenshaltung dadurch verbessern könnten, daß sie den Kapitalisten einen Teil ihres Profits ablagten. Aber so hohe Wuchergewinne auch heute manche Produzenten und Kaufleute einstreichen, trotzdem ist ausgeschlossen, daß die Unternehmer so große Lohnerhöhungen, wie sie das Revolutionsjahr gebracht hat, tragen können. Wohl ist möglich, daß die Preise eines Erzeugnisses steigen, ohne daß die Löhne folgen, aber es ist umgekehrt nicht möglich, daß bedeutende Lohnsteigerungen, die nicht durch eine Erhöhung des Arbeitsertrags wettgemacht werden, erfolgen, ohne daß eine entsprechende Verteuerung der Produkte stattfindet. Die Schranken, die in Friedenszeiten einer Abwälzung der

Löhne auf die Abnehmer entgegenstanden, sind heute nicht mehr vorhanden, denn eine preisdrückende Konkurrenz zwischen den inländischen Unternehmern besteht heute kaum mehr. Nicht nur, weil in vielen Wirtschaftszweigen die Unternehmer stramm organisiert sind, sondern auch deshalb, weil infolge des ungeheuren Warenmangels den Kaufleuten und Erzeugern ihre meisten Waren um jeden Preis abgenommen werden. In den ersten Monaten nach dem Kriege dauerte die Blockade fort, und jetzt ist durch den Tiefstand der deutschen Valuta dafür gesorgt, daß die ausländische Konkurrenz die deutschen Unternehmer nicht unterbieten kann, da die aus dem Ausland eingeführten Waren meist noch erheblich teurer sind als die in Deutschland hergestellten Erzeugnisse.

Soweit keine Höchstpreise festgesetzt sind, hindert deshalb niemand die Unternehmer, die Lohnerhöhungen auf die Preise zu schlagen, wobei oft noch ein Extraprofit gemacht wird. Und auch soweit Höchstpreise bestehen, können Erhöhungen nicht vermieden werden, wenn die Löhne steigen. Daher müssen die Versuche der Arbeiterschaft, durch Lohnerhöhungen das Mißverhältnis zwischen ihren Löhnen und den Kosten der Lebenshaltung zu beseitigen, mißlingen. Solange die sachlichen und persönlichen Aufwendungen, die bei der Produktion notwendig sind, nicht geringer werden, steigen die Preise mindestens in demselben Verhältnis wie die Löhne, und die Arbeiter können daher, wenn eine allgemeine Erhöhung des Lohnniveaus eingetreten ist, für ihre erhöhten Löhne nicht mehr kaufen als früher. Ist doch die Menge der Waren, die nur von den Besitzenden verbraucht werden, verhältnismäßig gering. Die Preiserhöhungen der meisten Waren aber belasten direkt oder indirekt wieder die Arbeiterschaft. Die Arbeiter müssen zu ihrem Leidwesen merken, daß wir nicht deshalb arm sind, weil wir zu wenig Papiergeld haben, sondern weil wir zu wenig Waren haben. Die geringe Kaufkraft der Löhne ist nur ein Ausdruck der Tatsache, daß es uns an Gütern mangelt und daß wir deshalb die Massen des Volkes nicht so reichlich mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versehen können, wie das notwendig wäre.

Daran wird auch dadurch nichts geändert, daß es einer verhältnismäßig kleinen, aber stark hervortretenden Minderheit möglich ist, trotz der Not der Zeit ein luxuriöses Wohlleben zu führen. Jeder Versuch der Arbeiterschaft, durch Lohnerhöhungen aus ihrem Elend herauszukommen, bringt uns, da dadurch an der Ursache der Notlage nichts geändert wird, nur eine neue Umdrehung der Schraube, die von höheren Löhnen zu höheren Preisen und von höheren Preisen zu noch höheren Löhnen führt. Erst die letzte Zeit hat uns eine bedeutende Erhöhung der Preise für landwirtschaftliche Produkte gebracht. Hohe Löhne und geringer Arbeitsertrag im Kohlenbergbau, hohe Kohlenpreise, hohe Stickstoff- und Kalkpreise, hohe Preise für Maschinen und Benzol und schließlich auch hohe Nahrungsmittelpreise — das ist eine eiserne Kette, die auch die stärkste Regierung nicht durchhauen kann.

Durch die starken Störungen der Produktion, die uns die großen Streiks des Jahres 1919 gebracht haben, ist der Warenmangel vergrößert und den Schiebern und Wucherern das Geschäft erleichtert worden. Da die Versuche der Arbeiter, sich durch Lohnerhöhungen eine bessere Lebenshaltung zu erkämpfen, zu einer Verschärfung der Teuerung geführt haben, so mußte

natürlich die Notenpresse noch mehr in Bewegung gesetzt werden, als das sonst notwendig gewesen wäre, denn natürlich stiegen infolge der stark zunehmenden Teuerung auch die Ausgaben des Reiches, und da durch Anleihen und Steuern dem Reiche nicht entsprechende Mehreinnahmen zufließen, mußte dieses immer wieder zur Notenpresse seine Zuflucht nehmen. Auch der Bedarf der Volkswirtschaft an Umlaufsmitteln wurde natürlich infolge der Preissteigerung immer größer. Während zuerst, als im Kriege die Teuerung einsetzte, die Vermehrung der Umlaufsmittel eine der wesentlichsten Ursachen der Teuerung war, ist heute umgekehrt das starke Steigen der Löhne und Preise eine der wesentlichsten Ursachen des Steigens der Notenflut. Im Kriege ist die Vermehrung der Umlaufsmittel dem Steigen der Preise und Löhne vorausgegangen, während wir heute einem Zustand entgegenzugehen scheinen, wo die Notenpresse kaum der zunehmenden Teuerung nachkommen kann.

Die Aufwärtsbewegung der Löhne und Preise würde in einem noch viel schnelleren Tempo erfolgen, wenn die Schranken fallen würden, die heute durch die sogenannte Zwangswirtschaft der freien Preisbildung gesetzt sind. Nach Aufhebung der Höchstpreise und der öffentlichen Bewirtschaftung würden die Preise unserer wichtigsten Nahrungsmittel und Bedarfsgegenstände weit über die Höhe hinaus steigen, die die gleichen Waren heute im Schleichhandel erzielen. Die Folge wären gewaltige Lohnsteigerungen, die wieder dazu führen würden, daß noch höhere Preise geboten und gezahlt würden. Durch Einführung der freien Wirtschaft würde daher die Notenflut noch viel schneller steigen als bisher. Wir wären dann wahrscheinlich bald so weit, daß wir unsere Stuben mit Hundertmarktscheinen tapezieren könnten. Geradezu lächerlich ist es, wenn gewisse Leute auf der einen Seite stürmisch die Beseitigung der Zwangswirtschaft verlangen, auf der anderen Seite zugleich aber auch darüber schreiben, daß die Regierung die Notenpresse so emsig arbeiten läßt. Ginge es nach ihnen, so würde die Notenpresse noch viel stärker tätig sein müssen, um den im Eiltempo wachsenden Bedarf an Umlaufsmitteln zu befriedigen.

In neuester Zeit wird vielfach empfohlen, an die Stelle der festen Löhne bewegliche zu setzen, die sich automatisch mit der Bewegung der Preise ändern. Unter den gegenwärtigen Umständen würde wahrscheinlich ein derartig beweglicher Lohn ebenfalls nur dazu führen, daß sich die Preisschraube in rasendem Tempo nach oben bewegt. Man würde natürlich die Löhne so zu bemessen suchen, daß der Arbeiter ein einigermaßen befriedigendes Auskommen findet. Dabei würde man aber vielfach zu Löhnen kommen, die über den heutigen Geldlöhnen liegen. Solche Lohnerhöhungen aber würden als bald Preiserhöhungen zur Folge haben, denen dann automatisch wieder Lohnerhöhungen folgen müßten. So ginge es ohne Ende weiter. Es soll hier auf die Frage nicht eingegangen werden, ob es möglich und zweckmäßig wäre, unsere Inlandpreise durch eine allgemeine Lohn- und Preisrevolution den Auslandspreisen anzupassen, jedenfalls ist es unmöglich, allein durch Erhöhung der Geldlöhne der Arbeiterschaft zu helfen, wie es auch nicht möglich ist, durch künstliche Maßnahmen die Preise unter den Produktionskosten zu halten. Denn daß das Reich auch in Zukunft wieder Milliarden zuschießt, um die Lebensmittelpreise zu senken, ist bei der drückenden Finanznot des Reiches ausgeschlossen.

Ein günstigeres Verhältnis zwischen Löhnen und Preisen kann nur erreicht werden, wenn durch die Steigerung des Arbeitsersatzs, durch Hebung der Produktivität und Intensivität der Arbeit die sachlichen und persönlichen Aufwendungen bei der Produktion verringert werden. Erst dann kann an einen Abbau der Preise gedacht werden. Und dann würde man auch mit Erfolg das Prinzip des beweglichen Lohnes benutzen können, um zu erreichen, daß eine Verbilligung der Warenpreise automatisch zu einer Herabsetzung der Löhne und damit zu einer weiteren Senkung der Warenpreise führt. Auf diese Weise könnte eine Hebung unseres so stark gesunkenen Geldwerts herbeigeführt werden. Wenn es uns gelänge, der Kohlen- und Verkehrsnot ein Ende zu machen, so wäre damit schon sehr viel gewonnen. Viele Betriebe könnten dann ihre Einrichtungen besser ausnützen und würden schon deshalb billiger produzieren können. Dem Mangel an vielen Gütern, wie zum Beispiel an Baustoffen und Düngemitteln, könnte ein Ende gemacht werden. Eine Beseitigung des Mangels an Düngemitteln aber würde unserer landwirtschaftlichen Erzeugung zugute kommen. Auch eine Vermehrung unserer Ausfuhr wäre dann möglich, und das würde uns im weiteren Verlauf eine Besserung unserer Valuta und damit eine Verbilligung der aus dem Ausland eingeführten Waren bringen. Je weniger drückend aber der Mangel an notwendigen Waren ist, um so mehr wird den Wucherern und Schiebern der goldene Boden für ihr gemeingefährliches Handwerk entzogen.

Die Lasten, die der verlorene Krieg dem deutschen Volk aufgeladen hat, sind ungeheuer. Wir werden sie auch bei größter Sparsamkeit nur dann tragen können, wenn es uns gelingt, den Ertrag unserer Arbeit ganz erheblich zu steigern. Nur die Arbeit kann uns helfen. Durch demagogische Redensarten und Versprechungen wird der Arbeiterschaft nicht geholfen. Sie muß über die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge aufgeklärt werden, und es muß ihr immer wieder klagemacht werden, daß ihr nicht durch Steigerung der *Notenproduktion*, sondern durch Hebung der *Warenproduktion* geholfen wird. Dazu reichen nicht nur hohe Arbeitsleistungen aus, es muß auch versucht werden, durch möglichst rationelle Gestaltung der Betriebseinrichtungen und der Arbeitsweise Ersparnisse bei der Produktion zu erzielen. Und ferner ist nötig, daß wir durch eine möglichst zweckmäßige Organisation des ganzen Wirtschaftslebens der Vergeudung von Arbeitskräften in Produktion und Handel ein Ende bereiten. Nur dann ist es möglich, daß die Lebenshaltung der Arbeiterschaft, die sich infolge des Krieges so sehr verschlechtert hat, wieder eine einigermaßen befriedigende Höhe erreicht.

Unsere Ernährungspolitik

Von Erwin Barth

Trotzdem in Deutschland bekannt war, daß seit Kriegsbeginn der Ertrag der deutschen Landwirtschaft von Jahr zu Jahr abgenommen hatte, ist von der Bevölkerung wie von der Regierung seit den Tagen der Revolution der deutschen Lebensmittelproduktion doch im ganzen nur eine untergeordnete

Beachtung geschenkt worden — vielleicht weil wir uns an der Möglichkeit der Einfuhr großer animalischer und vegetabilischer Nahrungsmittelmengen vom Ausland berauscht und geglaubt hatten, ohne große Schwierigkeiten die Ernährungsfrage für das deutsche Volk lösen zu können.

Seit den Tagen der Revolution haben wir unter der Wirkung der zunehmenden Erschlaffung unserer Wirtschaftskraft und des Gewaltfriedens eine Entwertung unserer Zahlungsmittel erlebt, die nur in Rußland und in Österreich-Ungarn überboten worden ist. Der freie Güteraustausch mit den neutralen und feindlichen Ländern muß daher, wenn er für die Ausfuhr in deutscher und für die Einfuhr in fremder Währung berechnet wird, einerseits die Wirkung haben, uns tödlich auszuverkaufen, andererseits, uns zu Tode zu kaufen. Von der Regierung sind gewisse Sicherungsmaßnahmen gegen die Nachteile in beiden Fällen ergriffen worden, aber die unheilvolle Durchlöcherung der allgemeinen Moral macht diese Maßnahmen nur zu einem bescheidenen Teil wirksam.

Wer sehen will, weiß, daß nicht nur in der Außenhandelsbilanz, sondern in der Wirtschaftsbilanz Deutschlands überhaupt der Aktivposten in immer zunehmendem Maße hinter dem Passivposten zurückbleibt. Das ist die schlechte Ebene, auf der wir weniger langsam als sicher zum Abgrund gleiten. Es ist ein verhängnisvoller Optimismus, wenn man die Valutabewegung lediglich als Börsenmanöver betrachtet. Sie ist in Wahrheit ein in hohem Grade sachlich ernst zu nehmender Wertmesser für die Wirtschaftslage des deutschen Volkes.

In Deutschland ist ein Warenhunger auf allen Märkten bemerkbar; ein Hunger nach Industrie-, Gewerbe- und Landwirtschaftsprodukten inländischen wie ausländischen Ursprungs. Das Angebot vermag die Riesennachfrage seit langem nicht mehr zu decken. Der Inseratenteil der Zeitungen ist heute für die Beurteilung unserer Wirtschaftslage wichtiger als der Handelsteil. Selbst Massenartikel und Halbfabrikate gangbarster Art wie auch Rohstoffe werden von Fabrikanten und Großhändlern, sogar in kleinsten Mengen, zum Kauf gesucht. Die Preise steigen rapid. Kein Tag ohne Preiserhöhungen für Hunderte von sonst im Preise stabilen Artikeln. Verkaufsangebote und Lieferungsabschlüsse werden von seiten der Verkäufer nur noch mit freibleibenden Preisen getätigt. Wir klettern in rasender Eile die Preisleiter empor, und in gleichem Verhältnis verschiebt sich der Wert unserer Zahlungsmittel nach unten.

Der Markt für gewerbliche und industrielle Erzeugnisse wird fast ausschließlich von der vollen Freiheit der Preisvereinbarung beherrscht, und selbst da, wo für Preisänderungen die staatliche Zustimmung erforderlich ist, wird das Tempo der Preissteigerung kaum fühlbar verlangsamt. Die Kohlen unterliegen der Zwangsbewirtschaftung. Trotzdem haben sie am 1. Januar eine Verteuerung um beinahe das Vierfache des Vorkriegspreises erfahren. Eine gleiche, vielleicht noch wesentlich größere Verteuerung ist in der letzten Sitzung des Reichskohlenrats für die nächste Zeit bereits angekündigt. Trotzdem geht ein Riesenteil der Kohlen der Rationierung verloren und wird zu viel höheren Preisen im Schleichhandel verschoben.

In der Landwirtschaft liegen die Verhältnisse anders. Hülsenfrüchte und Futtermittel sind zum größten Teil für den Handel freigegeben. In diesem Handel, dessen Zwangsbewirtschaftung so durchlöchert war, daß man glaubte,

einen Versuch mit seiner Aufhebung machen zu müssen, haben sich Preise von exorbitanter Höhe herausgebildet. An der Berliner Börse notierten am 22. Januar je 50 Kilogramm:

Hafer	180 bis 183	Mark
Pferdeböhen	190 - 208	-
Stroh	20 - 26	-
Wiesenheu	42 - 47	-
Viktoriaerbsen	360 - 435	-

Dabei sind die Berliner Preise noch keineswegs die höchsten; im Westen sind sie ganz beträchtlich höher. Die zur menschlichen Ernährung dienenden Produkte der Landwirtschaft sind in Deutschland bis auf nebensächliche Ausnahmen sämtlich unter Festschzung von Höchstpreisen in Zwangsbe-
wirtschaftung. Die Höchstpreise für die wichtigsten unter Zwangsbe-
wirtschaftung stehenden Agrarprodukte sind einschließlich der Prämiensätze, die bei der vollen Abgabe des Ablieferungsolls bezahlt werden, pro 50 Kilogramm:

für Weizen	32,75	Mark
- Roggen	30,25	-
- Kartoffeln	13 bis 14	-
- Rinder (lebend).	90 - 130	-
- Schweine (lebend).	etwa 150	-

Daraus ist zu erkennen, daß die gesetzlichen Höchstpreise gegenüber den im freien Handel maßgebenden Preisen außerordentlich gering sind, und mit diesen Preisen ist, wie die Sachverständigen aussagen, die intensive Landwirtschaft in Deutschland zurzeit nicht mehr rentabel.

Das, was der Landwirt für Kunstdünger, Geräte, Maschinen, Reparaturkosten und sonstige industrielle oder gewerbliche Erzeugnisse, die er braucht, zu bezahlen hat, ist weit höher, als daß er es mit den Einnahmen unter Zugrundelegung der Höchstpreise bezahlen könnte.

Wer in Not ist, sucht nach einem Ausweg, und da gibt es für den Landwirt verschiedene. Er versucht, einen Teil der beschlagnahmten Produkte im Schleichhandel zu höheren Preisen an den Mann zu bringen, wobei er das Risiko strafrechtlicher Verfolgung in die Preise mit einkalkuliert. Auf größeren Gütern, wo mit fremden Hilfskräften gearbeitet werden muß und deshalb die Gefahr einer Anzeige bei Umgehung der gesetzlichen Bestimmungen jeden Tag gegeben, ist dieser Ausgleich jedoch weniger möglich. Dort werden die Produktionsunkosten mit dem Gutsertrag dadurch in Einklang zu bringen versucht, daß man zur extensiven, zur Brachfelderwirtschaft übergeht. Man spart an menschlichen Arbeitskräften und Materialunkosten, die die intensive Wirtschaft in hohem Maße erfordert, oder aber man richtet sich bei der Feldbestellung, soweit Bodenart, Lage und Fruchtfolge freien Spielraum für die rechnerische Disposition des Landwirts lassen, besonders auf die Erzeugung solcher Produkte ein, deren Preisbildung auf dem freien Markt ohne gesetzgeberische Hindernisse erfolgen kann. Das geschieht dann auf Kosten der Erzeugung der menschlichen Hauptnahrungsmittel.

Die beiden letzten Fälle sind nicht Möglichkeiten, sondern werden praktisch bereits gehandhabt. Wir befinden uns schon auf dem Wege zur

extensiven Landwirtschaft. Extensive Landwirtschaft aber bedeutet, daß ein großer Teil der Anbaufläche, der sonst unter Zusatz von Düngemitteln unausgeseht zur Fruchterzeugung gezwungen worden ist, Jahr um Jahr liegen bleibt, um die Bodenkräfte sich erholen und von selbst anreichern zu lassen. Damit wird die Lebensmittelproduktion des deutschen Bodens fortgesetzt verringert. Wir werden in steigendem Maße in unserer Volksernährung von ausländischen Zufuhren abhängig und müssen immer mehr Vermögenswerte an das Ausland abgeben, um das zur Fristung des nackten Lebens Notwendige hereinzubekommen. Damit muß die Passivität der deutschen Wirtschaftsbilanz natürlich noch mehr steigen; es muß der Tag kommen, an dem die letzte Reserve realer Wirtschaftswerte gegen die durch die ungünstige Valuta ungeheuerlich teuren Auslandslebensmittel hingegeben wird. Dann steht Deutschland wie Wien als Bettler da. Selbst wenn uns das Ausland Hilfsbereitschaft zeigt, so darf man sich nicht darüber täuschen, daß diese Hilfe nur in bescheidenem Umfang und nur auf beschränkte Zeit geleistet werden kann.

Die Produktion menschlicher Nahrungsmittel ist unter den gegenwärtigen gesetzlichen Höchstpreisen zuzüglich der Lieferungsprämien für den Landwirt, der das Gesetz nicht umgehen und sich nicht strafbar machen, und der gleichzeitig die intensive Bewirtschaftung seines Gutes fortführen will, unrentabel.

Hierbei muß ein Blick auf die gegenwärtige Viehwirtschaft Deutschlands geworfen werden. Die letzte Viehzählung in Deutschland hat für alle Vieharten eine Steigerung der Kopfzahl gegenüber der früheren Zählung erbracht. Das will an sich wenig heißen, denn das Gewicht des einzelnen Tieres ist durch den Mangel an kräftigem Futter gegenüber dem Durchschnittsriedensgewicht stark vermindert. Da Kraftfutter fast gar nicht mehr zur Verfügung steht, ist auch der Milchertrag des Viehs neben dem Tiergewicht stark gefallen. Der Landwirt liebt sein Vieh, und neben einem vollen Stall ist ein großer Misthaufen sein erster Stolz. Das hat seine guten wirtschaftlichen Gründe, denn der Landwirt hält das Vieh nicht allein zur Milch- und Fleischerzeugung, sondern zur Mistproduktion, die ihm eine gute Ernte seiner Felder verbürgt. In den Bauernkreisen geht das Sprichwort: »Jeder Tropfen Jauche ist einen Dukaten wert.« Auch darin liegt die hohe Bedeutung ausgedrückt, die der intensiv wirtschaftende Bauer den Düngemitteln beimißt. Über das Interesse an der Mistproduktion und an der Gewinnung von irgendwelchen Düngemitteln bleibt nur so lange wirksam, als die Gewißheit eines wirtschaftlichen Vorteils besteht. Das Bestehen dieses Vorteils hat aber für den Bauer, der sich an die gesetzlichen Bestimmungen halten will, aufgehört. Nicht nur die Preise für den künstlichen Dünger sind so ungeheuer gestiegen, daß er nur mit Verlust verwendet werden kann, sondern auch die Stalldüngerkosten müssen dem Landwirt, der neben seinem Ackergerät auch den Rechenstift handhabt, unrentabel scheinen.

Heu und Stroh — neben Rüben und Kartoffeln die ausschließliche Stallfütterung, Stroh auch als Stallstreu — sind nicht Mastfutter, sondern lediglich Erhaltungsfutter. Sie werden gewissermaßen durch den Magen der Tiere gelöst, um sich in Mist zu verwandeln. Bei den gegenwärtigen Heu- und Strohpriessen wird für den rechnenden Landwirt der Mist teurer, als der damit erzielte Ertrag der Felder nach den Höchstpreisen einbringt. Ein säch-

fischer Landwirt sagte mir, daß er in seiner Scheune für 20 000 Mark Heu und Stroh liegen habe, das ausschließlich für den Kuhstall als Futter und Einstreu in Frage komme. Er sagte: »Ich werfe also diese 20 000 Mark später als Mist auf meine Felder. Wenn ich damit Brotgetreide und Kartoffeln erzeuge, so bleibt mir nach Abzug der Unkosten an Saatgut, Materialverbrauch und Lohn bei den gegenwärtigen Höchstpreisen ein Reinertrag von etwa 2500 Mark.« Wenn dieser Landwirt also kaufmännisch handeln würde, so würde er einen großen Teil des Viehs und einen ebenso großen Teil seines Heus und Strohs verkaufen, würde sich mit der Bestellung der Hälfte seiner Felder begnügen, die andere Hälfte brach liegen lassen, Arbeitslohn und hohe Materialunkosten ersparen und sich dadurch einen ungleich höheren Geldgewinn verschaffen. Damit würde allerdings die nächste Ernte sich nur auf die Hälfte der bisherigen Anbaufläche stützen können und einen etwa um die Hälfte geringeren Ertrag bringen. Auf jeden Fall geht er damit zur extensiven Wirtschaft über.

Die niedrigen Fleischpreise sind geradezu eine Katastrophe für die Zukunft unserer Landwirtschaft, weil das Interesse des Bauern an der Viehhaltung gewaltsam vernichtet wird. Gegenwärtig zahlt der Landwirt für ein kleines Schwein, das er zur Aufzucht einstellt, fast ebensoviel, als er für das Schwein nach den Höchstpreisen bekommt, wenn er es schlachtreif gefüttert hat. Die Folge ist, daß in keiner deutschen Stadt Schweinefleisch anders als auf dem Wege über den Schleichhandel zu bekommen ist. Die Städte, die Wert darauf legen, ihren Einwohnern von Zeit zu Zeit auch einmal ein Stück Schweinefleisch auf legalem Wege zukommen zu lassen, haben sich veranlaßt gesehen, mit den Landwirten Mastverträge abzuschließen, die den Landwirten die Futterkosten zuzüglich eines bescheidenen Gewinns bei Ablieferung der Schweine zurückvergüten. Auf Grund dieser Verträge wird der Zentner Lebendgewicht der Schweine mit 350 bis 600 Mark bezahlt. Für eine Kuh muß der Bauer heute 5000 bis 8000 Mark bezahlen. Wenn ihm aber der Kommunalverband bestellt, eine Kuh für Schlachtzwecke abzuliefern, bekommt er dafür, wenn die Kuh 10 Zentner wiegt und ein gutes fleischiges Stück ist, 1300 Mark. Für die Haut dieser Kuh aber wird heutzutage ein Preis von 1300 bis 1700 Mark erzielt. Der Bauer bekommt allerdings von einem gewissen Mehrerlös den bescheidenen Betrag von sechs Zehnteln zugewiesen. Unter diesen Verhältnissen ist der Anreiz zu Schwarzschlachungen trotz der Strafgefahren außerordentlich groß. Es wird zurzeit in Deutschland vielleicht mehr Vieh schwarz geschlachtet als reell. Wie hoch der Vorteil der Schwarzschlachung ist, sei an einem Beispiel gezeigt. Wenn die für 1300 Mark abzuliefernde Kuh auf verbotenem Wege geschlachtet und verschleichhandelt wird, bringt sie vielleicht: 1500 Mark für die Haut, 330 Kilogramm Fleisch à 18 bis 22 Mark gleich 5940 bis 7260 Mark und außerdem die Nebenprodukte. In Berlin kostet frisches Rindfleisch auf Marken 6,20 Mark pro Pfund. Der Bauer bekommt für das ganze Tier etwa den Preis der Haut; er beobachtet aber sehr genau, daß das von ihm umsonst dazu gelieferte Fleisch für diesen hohen Preis verkauft wird, und wird verstimmt, wenn man die durch den Handel bewirkte Verteuerung ihm zu Lasten schreibt.

Wer sich in der Landwirtschaft an die gesetzlichen Ablieferungsbestimmungen halten muß, kann die Viehzucht nur mit Verlust betreiben. Der

Schleichhandel mit Schlachtvieh blüht dagegen in nie dagewesenem Umfang. Die Zwangswirtschaft für Fleisch ist der Regierung völlig aus den Händen geglitten, weil sie nicht rechtzeitig die Produktionsbedingungen erkannt und den Landwirten ermöglicht hat, sie legalerweise ohne Verluste zu ertragen. Sie steht heute nur noch auf dem Papier als Zeugnis der verschwundenen Regierungsautorität. Die Zwangsbewirtschaftung des Fleisches muß aufgehoben werden, weil sie einmal tatsächlich aufgehört hat und weil weiter der mit dem Strafrisiko belastete Schleichhandel die Konsumenten durch unerhörte Preisausschläge belastet.

Der Schleichhandel ist die einzige Organisation, die zurzeit in Deutschland klappft! Daß der Landwirt dabei den Hauptnutzen hat, ist falsch. Der Schleichhändler hat ihn. Auch bei den auf gesetzmäßigem Wege abgeleiteten Landwirtschaftsprodukten ist der Handel der Hauptgewinner. Man vergleiche die Preise, die der Landwirt bekommt, und die, die in der Stadt gefordert werden — sowohl für Schleichhandelsware wie für legal verhandelte Ware.

Die Behauptung, daß die Landwirtschaft während der Kriegszeit gut verdient hat, ist richtig. Alle haben verdient — besonders Industrie und Handel. Die Landwirte, die seit der Zeit vor dem Kriege ihre Güter besitzen, sind zu einem großen Teil schuldenfrei geworden. Soziale Not leidet daher die Landwirtschaft zurzeit nicht, wohl aber geschäftliche Not. Wer seine Schulden hat abstoßen können, hütet sich natürlich, neue Schulden aufzunehmen, um seine Wirtschaft in unrentabler Intensivität weiterzuführen. Er wird vielmehr die Wirtschaftsführung so einrichten, daß er ohne Zubuße bleiben kann. Er kommt mehr und mehr zur extensiven Wirtschaft. Darin liegt die ungeheure Gefahr für unsere künftige Volksernährung.

Wir haben mehr als 60 Millionen Menschen zu ernähren. Die nicht ernährt werden können, müssen auswandern oder verhungern. Wenn wir die alte industrielle Tüchtigkeit unseres Volkes noch hätten, würden wir mit unserer Arbeitskraft und unseren Rohstoffen mühelos alles vom Ausland beziehen können, was die heimische Erde nicht zu produzieren vermag. Das ist jedoch zunächst auf lange Zeit vorbei. Wir müssen deshalb unsere Arbeitskraft und unsere Aufmerksamkeit auf die eigene Landwirtschaft lenken, damit wir das, was uns fehlt, selbst erzeugen können. Denn die Massen, die wir nicht ernähren können, müssen zugrunde gehen.

Die nächste Zukunft Deutschlands liegt auf der Merk-scholle. Jede Krume fruchtbigen Bodens muß aufgeschlossen und kultiviert werden. Dazu werden mehr Menschen in der Landwirtschaft, mehr und bessere Maschinen und Geräte und künstlicher Dünger in ungeheuren Mengen gebraucht. Die Sozialisierung von Kulturland kann hier zunächst gar nichts nützen. Denn wie in Rußland ist auch in Deutschland Moral und Arbeitsdisziplin so stark gesunken, daß dabei nur eine Minderproduktion herauskäme. Der Gedanke der Landaufteilung kann nur auf Wild- und Ödland angewendet werden. Und auch da nur, wenn sich Leute finden, die die allgemein schwere und eigentlich in ihrer Dauer unbegrenzte Arbeit des Bauern zu leisten gewillt und imstande sind. Die Landarbeit ist entsagungsvoll, nüchtern, hart. Spekulationsgewinne sind Ausnahmen.

Wir müssen daher den Bauern die Mittel geben, ihre Arbeitskraft so intensiv wie nur möglich auszunutzen. Einmal dadurch, daß wir die Preise

Ihrer Produkte so stellen, daß sie die für sie nötigen industriellen und gewerblichen Erzeugnisse sich beschaffen und mit Aussicht auf Gewinn anwenden können, dann aber besonders durch rücksichtslose Befriedigung aller Kohlenbedürfnisse der Düngemittelindustrie. Düngemittel sind Brot, und Brot brauchen wir vor allen Dingen. Keine Düngemittelfabrik, die Kunstdünger als Haupt- oder Nebenprodukt erzeugt, darf aus Kohlenmangel stillstehen, solange der Bedarf der deutschen Landwirtschaft nicht gedeckt ist. Das muß erreicht werden und kann erreicht werden, wenn die unnützen Kohlenverbraucher von der Belieferung ausgeschlossen werden, bis die deutsche Brotindustrie, die die Düngemittelindustrie ist, in ihrem Bedarf an Kohlen befriedigt ist. Wichtiger als Kinos, Amüsterlokale, Kaffeehäuser sind Lebensmittel. Erst müssen die dringendsten Lebensbedürfnisse des Volkes befriedigt werden, dann erst kommt das andere, und zu allerletzt kommen die Zerstreungsbedürfnisse. Wenn niemand daran zweifelt, daß die Zukunft des deutschen Volkes auf dem eigenen Ackerland liegt, dann darf auch niemand die Mittel versagen, um den Anreiz zu angestrengtester Arbeit auf dem Lande, zu intensivster Bewirtschaftung des Bodens, zu höchster Produktionsleistung so stark zu machen, als überhaupt möglich ist.

Die wirtschaftliche Lage Deutschlands und sein Verhältnis zur Welt zwingen zu einem in hohem Maße geschlossenen Handelsstaat, zu einer gewissen Rückentwicklung vom Industrie- zum Agrarstaat. Von der Raschheit dieser Entwicklung hängt das Leben unseres Volkes ab.

Soll die Angestelltenversicherung bestehen bleiben?

Von Hermann Müller (Berlin)

I

Darauf, daß eine gründliche Umgestaltung der Arbeiterversicherung zu den Aufgaben gehört, die in der allernächsten Zeit gelöst werden müssen, ist in der Neuen Zeit wiederholt hingewiesen worden. In der Tat ist es so, daß die Geldentwertung die schon früher ungenügenden Leistungen aller Versicherungsträger dermaßen herabgedrückt hat, daß eine endgültige Neufassung der Reichsversicherungsordnung der Zeitdauer wegen, die sie in Anspruch nehmen wird, gar nicht erst abgewartet werden kann, sondern daß durch ein Notgesetz zunächst die schreiendsten Uebelstände aus der Welt geschafft werden müssen. Dabei kommt ganz von selbst die Frage ins Rollen: Was wird aus der Angestelltenversicherung?

Im vierten Buch der Reichsversicherungsordnung, das die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung behandelt, sind, entsprechend den früheren Gesetzen, neben den Arbeitern, Gehilfen, Gesellen, Lehrlingen und Dienstboten auch die Betriebsbeamten, Werkmeister und andere Angestellte in ähnlich gehobener Stellung sämtlich, wenn diese Beschäftigung ihren Hauptberuf bildet, der Versicherung unterstellt worden, ebenso die Handlungsgehilfen und -lehrlinge, Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken, Lehrer, Erzieher usw. Es sind also neben den verschiedenen Arbeitergruppen die Gruppen der sogenannten gehobenen Berufe versicherungspflichtig. Ein wesentlicher Unterschied bestand früher aber darin, daß die Arbeiter ohne Rücksicht auf ihr Höchsteinkommen zu den versicherten Personen gehörten, wäh-

rend bei den gehobenen Gruppen die Versicherungspflicht aufhörte, wenn ein Einkommen von jährlich 2000 Mark erreicht wurde. Dem berechtigten Wunsche, diese Ungleichheit zu beseitigen, ist der Gesetzgeber bei der Schaffung der Reichsversicherungsordnung nicht nachgekommen, wohl aber wurde von der Regierung der Entwurf eines Versicherungsgesetzes für Angestellte dem Reichstag vorgelegt, der es auch annahm. In Kraft ist es seit dem 1. Januar 1913. Dieses Gesetz unterstellt die erwähnten gehobenen Berufe in etwas anderer Gruppierung der Versicherung gegen Invalidität, wobei auch den Hinterbliebenen Ansprüche gewährt wurden. Als Versicherungsgrenze wurde hier ein Jahresarbeitsverdienst von 5000 Mark, später durch die Verordnung vom 28. August 1918 auf 7000 erhöht, festgesetzt.

Gegen die Doppelgestaltung der Versicherung wurden von Anfang an lebhaftes Bedenken auch aus den Kreisen der Angestellten selbst geltend gemacht, aber es gelang doch, große Gruppen von ihnen für den Plan einzufangen, und schließlich nahm der Reichstag das Gesetz einstimmig an. Jeder, der die Geschichte des Gesetzes kennt, weiß, daß die Regierung sich bei ihrer Haltung von politischen Gründen leiten ließ. Dem »neuen Mittelstand« — eben den Angestellten — sollte die Anerkennung zuteil werden, daß er etwas Besseres als die Arbeiter sei. Es war ein Stück ganz gewöhnlicher, mit dem Ständesdünkel gewisser Stehkragenproletarier rechnender Demagogie. Eine besondere Reichsversicherungsanstalt und besondere Spruchbehörden wurden errichtet.

Die Arbeiter hätten über die ganze Geschichte hinwegsehen können, wenn sie für sie nicht auch eine sehr ernste Seite gehabt hätte. Für sie besteht nämlich, wie schon gesagt, nach der Reichsversicherungsordnung zwar keine Verdienstgrenze, aber bei der Festsetzung der Lohnstufen, nach denen die verschiedenen Versicherungsklassen gegliedert sind, wurden in die höchste Lohnklasse alle Einkommen über 1150 Mark eingereiht. Das hat zur Folge, daß auch die besibezahlten Arbeiter nicht höher versichert sind als die, die durchschnittlich wöchentlich 23 Mark verdienen. Den veränderten Einkommensverhältnissen trug die Reichsversicherungsordnung demnach nicht im geringsten Rechnung. Damit, daß man in der Angestelltenversicherung anders verfuhr, daß man dort die höchste Lohnklasse auf die Einkommen zwischen 4000 und 5000 Mark zuschnitt, streichelte man auf der einen Seite die Angehörigen dieser Klasse, während man andererseits zugleich den berechtigten Wünschen der Arbeiter einen Keigel vorzuschieben glaubte.

Für die Angestellten ergab sich dabei noch folgende Konstellation: Diejenigen von ihnen, die weniger als 2000 Mark verdienen, sind zugleich nach den Vorschriften der Reichsversicherungsordnung und denen des Versicherungsgesetzes für Angestellte, also doppelt versichert. Der Kreis dieser Personen wächst beständig, da die Leitung der Angestelltenversicherung ihn dadurch immer weiter ausdehnt, daß sie bald die, bald jene Arbeiterkategorie als vom Angestelltenversicherungsgesetz erfaßt bezeichnet und Beiträge für sie einzieht. Damit scheiden sie aber selbst dann nicht aus der Reihe der nach der Reichsversicherungsordnung versicherten Personen aus, wenn sie die für Angestellte gesteckte Versicherungsgrenze überschritten haben, da die Verwaltungskörperschaften und Versicherungsträger, die auf Grund der Reichsversicherungsordnung errichtet worden sind, ihre eigene Praxis haben, die sich nach der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte nicht richtet.

Von eingeweihter Seite wird behauptet, daß von den rund 1,5 Millionen versicherten Angestellten nur ein Sechstel, also nur 250 000, einfach versichert seien.

Neben den höheren Lohnklassen, die zu höheren Renten führen, hat die Angestelltenversicherung gegenüber der Invalidenversicherung — wie allgemein die hier in Betracht kommende Versicherung nach der Reichsversicherungsordnung genannt wird — noch einige ins Auge fallende Vorteile. Die Erlangung der Rente ist bei ihr wesentlich erleichtert worden. Ruhegeld, so heißt ihre dem Versicherten zu zahlende Rente, erhält der durch körperliche Gebrechen oder wegen Schwäche seiner körperlichen und geistigen Kräfte zur Ausübung seines Berufs Unfähige, wobei Berufsunfähigkeit dann anzunehmen ist, wenn die Arbeitsfähigkeit des Versicherten auf weniger als die Hälfte derjenigen eines körperlich und geistig gesunden Versicherten von ähnlicher Ausbildung und gleichwertigen Fähigkeiten und Kenntnisse herabgesunken ist. Invalidenrente erhält dagegen nur, wer gesundheitlich so weit fertig ist, daß er nicht mehr ein Drittel dessen erwerben kann, was gleichartige Versicherte verdienen. Auch erfährt bei ihm Beruf und Ausbildung bei der Prüfung der Frage, welche Arbeiten den Versicherten noch zugemutet werden können, nur billige Berücksichtigung. Hier kommt also, mit dieser Einschränkung, der allgemeine Arbeitsmarkt in Betracht, was bei der Erlangung der Rente erschwerend wirkt. Nach der Angestelltenversicherung erhält die Witwe in jedem Falle Rente, während nach der Invalidenversicherung die Witwe nur dann Rente erhält, wenn sie invalide ist. Auch wird den Waisen nach dem Angestelltenversicherungsgesetz die Rente bis zum 18., nach der Reichsversicherungsordnung nur bis zum 15. Lebensjahr gezahlt. Das sind nennenswerte Vorteile.

Ihnen stehen jedoch ganz erhebliche Nachteile gegenüber. Zunächst ist in der Angestelltenversicherung die Wartezeit, die der Versicherte zurücklegen muß, wenn er Ansprüche erlangen will, fast dreimal so lang als in der Invalidenversicherung. 120 Beitragsmonate muß er zurückgelegt haben, ehe er Anspruch hat, während er nach der Reichsversicherungsordnung nur 200 Wochenbeiträge geleistet zu haben braucht, um Ansprüche zu erwerben. Dabei zählen bei der Invalidenversicherung Militärdienstzeiten und Krankheitswochen als Beitragswochen mit, was bei der Angestelltenversicherung nicht der Fall ist. Nur weibliche Versicherte haben die Anwartschaft mit 60 Beitragsmonaten erworben. Die Angestelltenversicherung hat auch den Reichszuschuß nicht, den die Invalidenversicherung vorsteht, und es ist ferner bei ihr die Art der Rentenberechnung ungünstiger, weil bei ihr zunächst die zuerst geleisteten 120 Beitragsmonate zur Rentenberechnung herangezogen werden, obgleich sie meist die niedrigsten Beiträge sein werden, während bei der Invalidenversicherung bei der Berechnung des Grundbetrags zunächst die höchsten Beiträge berücksichtigt werden. Daneben sind die Beiträge bei der Angestelltenversicherung im Verhältnis zur Rente beträchtlich höher als bei der Invalidenversicherung. Kinderzuschuß, der die Invalidenrente ganz erheblich erhöhen kann, kennt die Angestelltenversicherung gar nicht.

Diese Unterschiede fallen sehr zuungunsten der Angestellten ins Gewicht. Ein paar Beispiele mögen dies zeigen, wobei die Kriegsverordnungen nicht berücksichtigt, also lediglich die Gesetze nebeneinandergestellt werden sollen. Ein Handlungsgehilfe und ein Schlosser haben das Unglück, mit 27 Jahren

invalid zu werden. Beide haben 4 Jahre gelernt, während dieser Zeit jährlich je 500 Mark verdient, nach der Lehre verdiente jeder 2 Jahre lang 1800 Mark, dann 2400 Mark. Bei beiden begann die Versicherungspflicht mit der Vollendung des 16. Lebensjahrs, beide waren genau 10 Jahre versichert. Der Schlosser hat folgende Beiträge gezahlt: während der ersten 4 Jahre in der zweiten Lohnklasse 26 Pfennig gleich 54,08 Mark, dann 6 Jahre in der fünften Lohnklasse 50 Pfennig gleich 156 Mark, insgesamt 210,08 Mark, wovon er nur die Hälfte zu leisten brauchte, also 105,04 Mark. Seine Invalidenrente beträgt 188,64 Mark. Sie setzt sich zusammen aus 50 Mark Reichszuschuß, 88,72 Mark Grundbetrag und 49,92 Mark Steigerungssatz. Der Handlungsgehilfe zahlte, da er zunächst doppelt versichert war, für die Invalidenversicherung während der ersten 4 Jahre gleichfalls 54,08 Mark, während der nächsten 3 Jahre 78 Mark, in der Angestelltenorganisation zahlte er während der ersten 4 Jahre 76,80 Mark, während der folgenden 3 Jahre 345,60 Mark und schließlich noch 3 Jahre 475,20 Mark, insgesamt 1029,68 Mark. Da die Hälfte auf den Arbeitgeber entfällt, 514,84 Mark. Dabei ist vorausgesetzt, daß der Handlungsgehilfe, weil er sich durch die Angestelltenversicherung für genügend gedeckt hielt, die Beiträge für die Invalidenversicherung während der letzten 3 Jahre nicht zahlte und damit die erworbene Anwartschaft verlor. Er hat also nur Anspruch auf Ruhegeld nach der Angestelltenversicherung, und dieses beträgt, da genau 120 Beitragsmonate zusammenkommen, ein Viertel der für die Angestelltenversicherung geleisteten Beiträge, also 224,40 Mark. Seine Rente ist also 36 Mark höher als die des Schlossers.

War er aber während der 10 Jahre auch nur einen Monat arbeitslos, dann erhält er keinen Pfennig, weil er die Wartezeit nicht zurückgelegt hat. Er erhält auch nichts, wenn er während der Zeit Soldat oder längere Zeit krank war, während sich durch all diese Umstände die Rente des Schlossers nur wenig verändern würde. Trotz der höheren Beiträge ist also während der ersten 10 Jahre das Risiko des Handlungsgehilfen weit größer.

Haben beide je drei Kinder, so ändert dies an der Rente des Handlungsgehilfen nichts, die des Schlossers erhöht sich für jedes Kind um ein Zehntel, also jährlich um 57,58 Mark, so daß er mehr als der Handlungsgehilfe erhält. Waren beide, ohne daß sich ihr Einkommen über 2400 Mark erhöhte, 20 Jahre versichert, so würde der Handlungsgehilfe, der während dieser Zeit 2431 Mark Beiträge bezahlte, von denen er persönlich 1215,50 Mark zu decken hatte, 422,40 Mark jährlich Rente bekommen. Die des Schlossers, der dauernd darunter zu leiden hatte, daß er in einer Lohnklasse war, die seinem Lohn nicht entsprach, würde 262,32 Mark hoch sein. Sein Gesamtbeitrag, von dem er die Hälfte, also 235,04 Mark zu zahlen hatte, würde nur 470,08 Mark, also weniger als der fünfte Teil dessen sein, was für den Handlungsgehilfen zu zahlen war.

Die verschiedenen Renten stehen auch hier in gar keinem Verhältnis zu den verschiedenen Leistungen, zumal gegebenenfalls die Kinderzuschläge hinzukommen, wodurch sich bei drei Kindern des Schlossers die Rente auf 341 Mark, bei fünf Kindern auf 393,47 Mark erhöhte und damit dem Ruhegeld des Handlungsgehilfen sehr nahe rückte, das durch die Kinderzahl unbeeinflusst bleibt.

Die Angestelltenversicherung ist also ungünstiger als die Invalidenversicherung. Dies zeigt sich noch deutlicher, wenn man annimmt, die Invalidenversicherung hätte noch mehr Lohnklassen Würde sie über die jetzigen fünf Lohnklassen in der bisherigen Weise weiter gestaffelt worden sein, dann wäre der Schlosser 4 Jahre in der Lohnklasse II, 3 Jahre in der Lohnklasse VII und 13 Jahre in der Lohnklasse IX gewesen. Er hätte 4 Jahre lang 26 Pfennig, 3 Jahre 66 Pfennig, und 13 Jahre 82 Pfennig Wochenbeitrag gezahlt. Grundbetrag und Steigerungssätze hätten sich entsprechend zu erhöhen. Es käme also, obgleich auch in diesem Falle nur 711,36 Mark Gesamtbeträge zu zahlen gewesen wären, eine Rente von 362,64 Mark jährlich heraus, die durch Kinderzuschläge entsprechend steigen würde.

Bei den Witwen dreht sich das Bild sogar um. Wenn auch hier wieder der Schlosser, der nach 10 Jahren 188,64 Mark Invalidenrente zu bekommen hat, neben den Handlungsgehilfen, dessen Ruhegeld nach zehnjähriger Versicherungsdauer 224,40 Mark betrüge, gestellt wird, dann hätte, wenn an Stelle der Invalidität der Tod eingetreten wäre, die Witwe des Schlossers auf jährlich 91,58 Mark, die des Handlungsgehilfen nur auf jährlich 89,76 Mark Witwenrente Anspruch. Noch mehr verschiebt sich das Bild aber bei den Waisenrenten. Ein Kind des Schlossers würde jährlich 45,79 Mark, das des Handlungsgehilfen 17,95 Mark jährlich erhalten. Angenommen, jedes der Kinder wäre beim Tode des Vaters geboren, dann hätte das des Schlossers 15 mal 45,79 Mark, gleich insgesamt 686,85 Mark, zu beziehen, das des Handlungsgehilfen 18 mal 17,95 Mark, gleich insgesamt 323,10 Mark, zu fordern. Der Vorteil des längeren Rentenbezugs wird also durch die Niedrigkeit der Rente mehr als beseitigt.

Folgende Tabelle gibt eine Übersicht über die zum Teil erschreckend niedrigen Renten der Angestelltenversicherung:

Gehaltsklasse	Es betragen die Jahresleistungen in Mark											
	a. des Ruhegeldes				b. der Witwenrente				c. einer Waisenrente			
	nach einer Beitragsleistung von Jahren											
	5	10	25	50	5	10	25	50	5	10	25	50
A	24	48	84,—	144	9,60	19,20	33,60	57,60	1,92	3,84	6,72	11,52
B	48	96	168,—	288	19,20	38,40	67,20	115,20	3,84	7,68	13,44	23,04
C	72	144	252,—	432	28,80	57,60	100,80	172,80	5,76	11,52	20,16	34,56
D	102	204	357,—	612	40,80	81,60	142,80	244,80	8,16	16,32	28,56	48,96
E	144	288	504,—	864	57,60	115,20	201,60	345,60	11,52	23,04	40,32	69,12
F	198	396	693,—	1188	79,20	158,40	277,20	475,20	15,84	31,68	55,44	95,04
G	249	498	871,50	1494	99,60	199,20	348,60	597,60	19,92	39,84	69,72	119,52
H	300	600	1050,—	1800	120,—	240,—	420,—	720,—	24,—	48,—	84,—	144,—
J	399	798	1396,50	2394	159,60	319,20	558,60	957,60	31,92	63,84	111,72	191,52

Alle in der Tabelle aufgeführten Sätze sind Jahresrenten, auch die niedrigsten. Dabei entspricht die Lohnklasse D, die die Gehälter von 1150 bis 1500 Mark einschließt, der höchsten Lohnklasse der Invalidenversicherung, der fünften. Die höheren Renten der Angestelltenversicherung ergeben sich, trotz der höheren Beiträge, fast nur aus den bei ihr eingerichteten höheren Lohnklassen. In den Lohnklassen A bis D sind die Renten nach fünfjähriger Beitragsleistung niedriger als in der Invalidenversicherung, wo sie in der Lohnklasse I 117,80 Mark, in der Lohnklasse II 135,60 Mark, in der Lohn-

klasse III 150,80 Mark, in der Lohnklasse IV 166 Mark und in der Lohnklasse V 181,50 Mark betragen. Ein Blick auf die Tabelle zeigt, daß diese Renten beinahe einhalb- bis fünfmal so hoch sind als die vergleichsfähigen Ruhegehälter der Klassen A bis D der Angestelltenversicherung, die noch dazu nur die weiblichen Angestellten erhalten. (Schluß folgt)

Die russischen Genossenschaften unter dem Sowjet-Regime

Von Dr. E. Hurwicz (Berlin)

Die russischen Genossenschaften treten heute, infolge des letzten Beschlusses der Entente, mit ihnen Handelsbeziehungen anzuknüpfen und ihnen damit die Rolle einer ersten Brücke von dem bisher abgeschlossenen Rußland zu Europa zu verleihen, in den Blickpunkt des allgemeinen Interesses. Es verlohnt sich daher, auf die Geschichte, den heutigen Stand und namentlich auf das Verhältnis der Genossenschaften zur Sowjetpolitik einen Blick zu werfen. Sind sie doch die einzige Hoffnung dieses sonst hoffnungslosen Landes, die einzige sich wirklich auf breite Volksmassen stützende Demokratie, und weisen sie doch in den 21 Jahren ihres Bestehens eine wohl einzigartige Entfaltung auf.

Die russischen Genossenschaften umfassen drei verschiedene Zweige: die Konsum-, Kredit- und Produzentengenossenschaften, die aber harmonisch Hand in Hand miteinander gehen. Einige Zahlen mögen namentlich das Wachstum des ersten Zweiges veranschaulichen (in Rubeln):

Jahr	Betriebskapital	Jahresumsatz	Jahr	Betriebskapital	Jahresumsatz
1899	800	31340	1913	225413	7985234
1909	47822	1278511	1914	319479	10343549
1910	68808	1984827	1915	663158	22855407
1911	91194	3597149	1916	1634053	86631616
1912	160257	5911404	1917	10269757	rund 212000000

Ungefähr 50 Millionen Menschen waren von diesen Genossenschaften bedient. Letztere besaßen 30 eigene Fabriken und Werkstätten, Mühlen, Bäckereien, Fischereien, Tabakpflanzungen, Seifenfabriken, Stiefelfabriken, chemische Werkstätten und Papierfabriken. Die gesamte Mitgliederzahl der Genossenschaften im Jahre 1917 erreichte fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung Rußlands.

Es lag nun in der Natur der Dinge, daß die Bolschewiki, sobald sie zur Macht gelangten, ihr Auge auf die so üppig blühenden Genossenschaften warfen. Eine Reihe von Versuchen, die Genossenschaften zu »sozialisieren«, sie zu »nationalisieren«, begann: ihre Unabhängigkeit wurde eingeschnürt, den politischen Ansichten ihrer Leiter nachgeschnüffelt, kurz, in jeder Weise versuchte man, sich dieses mächtige Instrument zunutze zu machen. Hätten die Bolschewiki ihre Endabsichten verwirklichen können, so wären die Genossenschaften bereits untergegangen.

Die Politik, die die Genossenschaften diesen Verfolgungen gegenüber einschlugen, war in der Hauptsache passive Resistenz. Im Gegensatz zu sehr vielen Vertretern der Intelligenz haben sie auf ihrem Posten standhaft ausgeharrt, enthielten sich aber dabei jeder politischen Betätigung, mit Ausnahme einiger Leiter, die sich dem »nationalen Zentrum« anschlossen und das Schicksal der übrigen Mitglieder dieser antibolschewistischen Koalition erlitten.

Die offiziellen Gegenmaßnahmen der Bolschewiki wider die russischen Genossenschaften datieren erst seit dem 12. April 1918 und 20. März 1919. Das erste dieser Dekrete bestimmte: 1. Die Genossenschaften unterstehen fortan der Zentralregierung, 2. jedes Mitglied der Kommunistischen Partei muß auf seinen Wunsch in die Genossenschaft seines Wohnsitzes als Mitglied aufgenommen werden, 3. die Genossenschaften unterliegen der Besteuerung.

Mit diesen Maßnahmen wurde eine aggressive Politik eingeleitet, deren nächster Zweck war, Kommunisten in die Kontrollbureaus der Genossenschaften hineinzulancieren, im Endzweck aber, wie der bekannte Volkskommissar Milutin, einer der geistigen Urheber dieses Dekrets, bemerkte, eine vollständige Absorption der Genossenschaften durch den Staat zu vollführen.

Eine Reihe von Klagen erkönt nunmehr aus verschiedenen Gegenden Rußlands. So schrieb einer der führenden Genossenschaftsmänner, Tschessin, nach der Durchführung des Dekrets: »In einer ganzen Reihe von Dörfern des Gouvernements Stawropol sind die Genossenschaften geschlossen worden, und ihr Kapital glitt in die kommunistischen Vorratsmagazine oder gar in die Hände von Individuen zweifelhaften Rufes über.« Ein anderer Leiter, Chischniakow, berichtete: »Eine Orgie von willkürlichen, oft sinnlosen, überall aber destruktiven Handlungen ergoß sich über die Genossenschaft. Verhaftungen von Leitern, Entlassungen von Direktoren, Beschlagnahme der Gebäude, Beschlagnahme von Druckereien, in denen nunmehr die »Iswestija« (das offizielle Preßorgan der Bolschewiki) gedruckt werden, das sind in Kürze die Folgen. Wo die Genossenschaften unterdrückt wurden und die Lebensmittelversorgung von den Sowjetorganisationen in die Hand genommen wurde, entwickelten sich aber auch gar bald eine wilde Lebensmittelspekulation und Schleichhandel.«

Die ganze folgende Geschichte des Verhältnisses zwischen der Regierung und den Genossenschaften ist voller Schwankungen und Kompromisse, bald der Regierung zugunsten der Genossenschaften, um sich ihrer Hilfe bei der Bedienung der Bevölkerung mit Waren aller Art zu verschern, bald der Genossenschaften zugunsten der Regierung, um sich so lange wie möglich am Leben zu erhalten. Dabei machen sich aber innerhalb der Genossenschaften selbst zwei Strömungen bemerkbar: der rechte Flügel macht aus seiner dem Bolschewiki feindlichen Gesinnung kein Hehl und richtet seine Blicke auf die Alliierten, von deren Intervention er eine Wiederherstellung der Genossenschaften in ihrem Status quo ante erwartet; der linke Flügel vertritt dagegen die Politik der Kompromisse mit den Bolschewiki und versucht auf diese Weise, die letzteren zur Änderung ihrer Politik und Zulassung anderer Parteien zur Regierung zu veranlassen.

Endlich, am 20. März 1919, holte die Sowjetregierung zu einem entscheidenden Schlag aus. Alle Genossenschaften sollten auch des letzten Restes ihrer Unabhängigkeit beraubt und eine neue »Einheitliche Konsumkommune« errichtet werden. Schon die Ankündigung dieser Maßnahme hat in weiten Kreisen des russischen Volkes, die sich dadurch in ihren Lebensinteressen bedroht sahen, eine ungeheure Enttäuschung hervorgerufen, und es vergingen fünf Monate, bis die Regierung schüchtern wagte, das Dekret allmählich ins Leben umzusetzen. Die hierbei unternommenen Experimente sind jedoch so kläglich ausgefallen, daß die Regierung sich bald gezwungen sah, von ihrer Politik abzustehen und den genossenschaftlichen Organisationen jenes Maß ihrer Unabhängigkeit zurückzugeben, das notwendig ist, damit sie den Bedürfnissen der Bevölkerung nachkommen können.

Die Gesamthaltung der russischen Genossenschaften darf nicht mißverstanden werden. Sie betrachten sich selbst als rein unpolitische Organisationen. Sie umfassen eine weite Volkskreise mit sehr verschiedenen politischen Ansichten. Sie wollen ihre Vorteile ebenso Bolschewisten wie Nichtbolschewisten zukommen lassen. Sie wollen nur dem Volk im ganzen dienen. Nicht anders ist auch die Haltung der westlichen Zweige der russischen Genossenschaften, und wenn sie daher nach den ersten Versuchen sich überzeugen werden, daß die Waren und Lebensmittelforderungen nicht dem Volk im ganzen, sondern nur der Regierung zu ihren Zwecken und zum Schaden der Bevölkerung zugute kommen, ist zu erwarten, daß sie ihre weitere Mithilfe bei der geplanten Wiederherstellung von Handelsbeziehungen mit Europa verweigern werden.

Literarische Rundschau

Ernst Mäsebeck, Geheimler Staatsarchivar, **Das preußische Kultusministerium vor hundert Jahren**. Stuttgart und Berlin 1918, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. VIII und 307 Seiten Großoktav. Preis geheftet 9 Mark.

Reinhard Lüdike, Archivar am Geheimen Staatsarchiv, **Die preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817 bis 1917**. In demselben Verlag, 1918, IX und 169 Seiten. Preis geheftet 4 Mark.

Beide Bücher verdanken ihre Entstehung einer äußeren Gelegenheit: dem Gedanken an das hundertjährige Bestehen des preußischen Kultusministeriums oder vielmehr des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und (bis 1. April 1911 auch) Medizinalangelegenheiten, das sich dann nach hunderteinjähriger Dauer mit der Revolution bekanntlich in ein Ministerium mit dem zeitgemäheren Namen für »Wissenschaft, Kunst und Volksbildung« umgewandelt hat.

Das erste und bei weitem wichtigste der beiden Bücher ist trotz der Beschränkung im Stoff, die sich der Verfasser durch die Zeit- und anderen Umstände auferlegt sah, zu einer sehr interessanten historischen Darstellung geworden, von der wir freilich nur die größten Umrisse andeuten können. Höchst wertvoll, vor allem für den Laien, ist schon die im ersten Kapitel (S. 1 bis 30) vorausgeschickte zusammenfassende Schilderung des Kultus- und Unterrichtswesens im alten Preußen, das heißt dem Preußen vor Jena und Auerstädt. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so wird hier die überraschende Tatsache festgestellt, daß noch unter der Regierung des aufgeklärten Friedrich des Zweiten das Unterrichtswesen in völliger Abhängigkeit vom »geistlichen«, also kirchlichen »Departement« stand und daß es erst im ersten Regierungsjahr Friedrich Wilhelms II. (1787) den langjährigen Anstrengungen des bekannten liberalen Ministers v. Zedlitz — deselben, dem Kant seine »Kritik der reinen Vernunft« widmete — gelang, ein nur dem König verantwortliches Oberschulkollegium durchzusetzen. Allerdings herrschte unter dem alten Fritz »auf dem Gebiet des Kultus und der Lehre völlige Freiheit«, und »die Disziplinarbefugnisse der kirchlichen Behörden blieben auf ein Mindestmaß beschränkt« (S. 13), während unter seinem Nachfolger und dessen allesbeherrschendem Günstling Wöllner das »freie« Oberschulkollegium bekanntlich unter die Fuchtel des reaktionären Dunkelmännerturns kam, das einem Kant das Schreiben über Religionsangelegenheiten zu verbieten wagte! Interessant ist auch der Nachweis, daß schon Schleiermacher zugunsten wahrer Religiosität gänzliche Trennung von Kirche und Staat verlangt (S. 15 f.) und daß derselbe Schleiermacher schon vor Fichte eine wahrhafte Nationalerziehung gefordert hat (S. 29 f., vergl. S. 89 f.).

Ausführlicher behandelt dann das zweite Kapitel (S. 31 bis 152) die unmittelbare Vorgeschichte des »Kultus«-Ministeriums, das Jahrzehnt 1807 bis 1817, das heißt die Reformzeit und die ihr unmittelbar folgenden Jahre. Die Denkschriften, Organisationspläne, Persönlichkeiten der Stein, Hardenberg und Altenstein, der Nicolovius und Wilhelm v. Humboldt erfahren eine anschauliche Charakteristik (von den beiden wichtigsten, Humboldt und Altenstein, ist auch ein treffendes Bildnis beigelegt). Eingehender wird Berufung, Programm und Tätigkeit zunächst Humboldts und seiner Helfer (Süvern, Natrop usw.), die unter anderem auch eine Verbindung mit Pestalozzi herstellen, dargelegt. Humboldt, der als extremer Individualist begonnen hatte, war allmählich zu der Auffassung von der »Konzentration aller Kulturaufgaben unter die organische Leitung des Staates« gelangt (S. 114); er suchte den Geist Weimars der Machtform des preußischen Staates einzuverleiben, den Nationalitäts- mit dem Humanitätsgedanken eng zu verbinden (S. 116). Er ist denn auch der »eigentliche« Schöpfer des preußischen Kultusministeriums geworden, obschon sein offizielles, amtliches Wirken schon 1810 zu Ende ging und der von Stein gelegentlich als »Erzphylister« gekennzeichnete Bürokrat Schuckmann an seine Stelle trat, der das Kultus- und Unterrichtsdepartement bis 1817 im alten Geiste des aufgeklärten Despotismus geleitet hat.

Konnte sich Müsebeck bezüglich Humboldts und seiner Mitarbeiter auf die grundlegenden Arbeiten Dr. Gebhardts und Eduard Sprangers stützen, konnte er bezüglich der Entstehung der preußischen Landeskirche (1817) auf das Buch Erich Foersters verweisen, so beginnt seine eingehende Neudarstellung nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs mit dem Wirken des ersten offiziellen Kultusministers Freiherrn v. Altenstein, von dessen 23jähriger Amtstätigkeit freilich nur die ersten sechs Jahre behandelt werden (S. 153 bis 239), und der einen ausgezeichneten, ihn selbst innerlich überragenden Mitarbeiter in dem durch Warrentrapps Monographie bekannten Johannes Schulze (S. 170 ff.) fand.

Wie in diese Zeit das Verhältnis des preußischen Staates zur katholischen Kirche, zum Wartburgfest und zur Turnerei, zur Demagogenerfolgung und zu den Karlsbader Beschlüssen hineinspielt, das kann man hier an der Hand der streng objektiven, leidenschaftslosen und doch von einer im letzten Grunde freiheitlichen Überzeugung getragenen Darstellung Müsebecks verfolgen. Ursprünglich hatte Altenstein, im Geiste der Humboldt und Sövern, eine enge Verbindung des neuen Staates mit der neuen Kultur herstellen wollen. Indes ihm fehlte der Grundgedanke der großen Reformen von 1806 bis 1812, der in der Selbständigkeit und Selbsterziehung der Nation den Weg zum Heil erblickte. Er, der einstige Schüler Fichtes, war seinem Meister untreu geworden und sah in geistigen Zeitbewegungen wie der Burschenschaft und der freien Turnerei eine Gefährdung des politischen Machtgedankens, ja in der Politisierung des Volkes, mit Hegel, eine Gefahr für die reine Wissenschaft (wie das ja auch heute wieder von gewisser Seite befürchtet wird). Immerhin haben er und Johannes Schulze inmitten und trotz der sie umgebenden politischen Reaktion den Charakter der Wissenschaftlichkeit für ihr engeres Ressort, insbesondere das Werk der Erziehungsreform, wenigstens im Prinzip nach Möglichkeit festzustellen gesucht; freilich dem Herrschaftswillen des Staates sollte sich der Kulturwille der Nation nach Altenstein im Zweifelsfall unterordnen (vergl. die anziehende Schlußcharakteristik S. 235 bis 239).

Als Beilagen folgen der eigentlichen Darstellung eine Anzahl bisher unveröffentlichter Aktenstücke, unter denen besonders Interesse die große Reformdenkschrift Altensteins vom 11. September 1807, das seine Bedenken gegen die Karlsbader Beschlüsse enthaltende Entschreiben vom 2. November 1819 und seine Denkschrift vom Anfang Mai 1819 »über den Zusammenhang des Kultusministeriums mit der gesamten Staatsverwaltung«. Bezeichnend für die damalige Auffassung der Machthabenden über das Verhältnis des Staates zu den einzelnen Religionsbekenntnissen ist folgender Passus aus letzterem Aktenstück: »Die evangelische Kirche muß begünstigt werden, die katholische Kirche soll nicht zurückgesetzt werden (Notabene Sperrungen wie im Original!), es wird für ihr Bestes pflichtgemäß geforgt. Die Juden haben keine Ansprüche auf die Fürsorge. Nur die gegen sie übernommene Verpflichtung, sie im Glauben nicht zu kränken, muß erfüllt werden. . . Neue Sekten müssen nachweisen, daß ihr Bestehen mit dem Wesen des Staates vereinbar ist. Es ist hierunter die größte Vorsicht erforderlich.« (S. 281.)

Im Gegensatz zu der zwar, wie gesagt, streng wissenschaftlichen, von großen Ideen getragenen Darstellung Müsebecks gibt das kleinere Buch *Lüdicke* lediglich eine ziemlich trockene Zusammenstellung aller preußischen Kultusminister und ihrer Unterstaatssekretäre, Ministerialdirektoren, »vortragenden Räte und technischen Hilfsarbeiter, ja sogar der Bureaubeamten in gehobenen Stellungen« von 1817 bis 1917, nebst sorgfältigen statistischen Notizen über ihren Bildungsgang und ihre amtliche Laufbahn. Es sind 17 Minister, 12 Unterstaatssekretäre (erst seit 1861), 26 Ministerialdirektoren und gerade 200 vortragende Räte, die in diesen hundert Jahren ihres Amtes gewaltet haben; charakteristisch ist, daß sämtliche Angehörige der drei ersten Kaffungen, mit Ausnahme des Leutnants und Oberpräsidenten Grafen v. Zedlitz-Trübschler (1891 bis 1892) aus dem Juristenstand hervorgegangen sind. Schade, daß die heutige Zusammenfassung des Ministeriums nicht (statt des Standes vom 3. November 1917) den Schluß bildet. Karl Vorländer

E. S. Bornemann, Das hessische Landesgesetz. Gesetzestext mit kritischen Anmerkungen. Vollzugsordnung, Reichsiedlungsgesetz, Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung. Frankfurt a. M., Verlag der Union-Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. 92 Seiten. Preis broschiert 3 Mark, gebunden Mk. 4.50.

Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß die Industrie nicht mehr in der Lage sein wird, nach Erfüllung des Versailler Friedensvertrags ihre bisherigen Arbeiter und Angestellten zu ernähren, und daß man diese daher aufs Land hinausbringen müsse, wenn man sie nicht zur Auswanderung zwingen wolle. Er schildert eingehend das eifrige Bemühen unserer hessischen Genossen, das Landesgesetz im Kampfe gegen die Großagrarier zustande zu bringen und vor allem neue Ansiedlerstellen mit »selbständiger Ackeranbahnung« zu schaffen. Bornemann ist der Ansicht, daß die deutsche Sozialdemokratie noch nie in dem Maße wie hier Gelegenheit gehabt habe, ihre agrarpolitischen Anschauungen praktisch zur Geltung zu bringen. Er meint sogar, unter Berufung auf Kautsky und das Erfurter Programm den Nachweis führen zu können, daß das auf dem erstrebten Wege der Schaffung von Bauernstellen am besten geschehen könne. Hierin vermag ich ihm nicht beizupflichten, da nach meiner Auffassung das hessische Landesgesetz wie auch das Reichsiedlungsgesetz nur als Zugeständnisse an die augenblicklichen Zustände in Deutschland zu werten sind und lediglich als Etappen zu dem sozialistischen Endziel der Vergesellschaftung von Grund und Boden angesehen werden können. Auch muß erneut darauf hingewiesen werden, daß die durch die Siedlungsvorschriften ermöglichte Aufteilung größeren Grundbesitzes nicht dazu angetan ist, die Ernährung der großstädtischen Bevölkerung in wesentlichem Maße zu verbessern und zu sichern.

Wilhelm R. Valentiner, Zeiten der Kunst und der Religion. Mit 44 Abbildungen. Berlin 1919, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Gebestet 12 Mark, gebunden 15 Mark.

Die materialistische Geschichtstheorie in der Kunstgeschichte zur Anwendung zu bringen, ist eine Aufgabe, deren Lösung wiederholt versucht, aber bisher nie restlos gelungen ist. Gerade die älteren Stiltheorien, die — wie zum Beispiel die des seligen Gottfried Semper — ein besonders »materialistisches« Gepräge hatten, indem sie die Wandlungen der Kunstformen auf Veränderungen in der Wahl des Materials und in der Technik zurückführten, müssen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft als überwunden betrachtet werden. Die Forschungen von Alois Riegl haben den Nachweis erbracht, daß für die Stilentwicklung nicht das Können, sondern das Wollen entscheidend ist und daß erst ein bestimmt gerichtetes Kunstwollen zur Benutzung bestimmter Materialien und zur Ausbildung und Anwendung bestimmter Techniken führt. Mit dieser Erkenntnis war für die materialistische Geschichtstheorie zunächst freilich nichts gewonnen, es wurde nur ein neuer Weg zum Ziele gezeigt. Den ersten wichtigen Schritt auf dem neuen Wege tat dann Wilhelm Worringer, indem er die Abhängigkeit des Kunstwollens von der jeweilig herrschenden Weltanschauung nachwies. Da aber die Weltanschauung namentlich der älteren Zeiten vor allem in den Religionen sich spiegelt, so ergab sich der kausale Stufenbau: Religion (Weltanschauung) — Kunstwollen — Kunststil. Die Zusammenhänge innerhalb dieses Stufenbaues für bestimmte Epochen und Gebiete zu untersuchen und darzulegen, sind während des letzten Jahrzehnts zahlreiche Kunsttheoretiker und Kunsthistoriker beschäftigt gewesen. Den neuesten Versuch dieser Art unternimmt Dr. Valentiner, indem er aus dem gesamten Gange der Entwicklung fünf Etappen herausgreift, in denen sich zugleich mit einem starken religiösen Geist ein ausgeprägter Kunststil dokumentiert, und das Wesen dieser Epochen durch einen oder zwei ihrer wichtigsten Vertreter kennzeichnet. Die Etappen und ihre Repräsentanten sind: Die altägyptische Kunst (Amenophis IV.), das klassische Griechentum (Phidias), das europäische Mittelalter

(Wolfram v. Eschenbach), die Renaissance (Michelangelo und Tizian) und der Barock (Jakob van Ruysdael).

Der Wert dieser mit dem Rüstzeug eines umfassenden kunsthistorischen Wissens unternommenen Forschungen wird dadurch nicht geschmälert, daß ihre Resultate im einzelnen nicht immer einwandfrei erscheinen. Wenn der Verfasser beispielsweise in der durch den Religionsreformer Amenophis IV. inaugurierten Kunst von Tell Amarna die Wandlung zu einem »der unmittelbaren Naturnachahmung abholden« Stil erblickt, so dürfte es nicht viele geben, die angesichts der vorhandenen Monumente — auch das Berliner Museum besitzt mehrere charakteristische Proben — diesem Urteil zustimmen werden. Aber man mag im einzelnen beipflichten oder ablehnen, immer wird man durch die souveräne Beherrschung des umfangreichen und komplizierten Stoffgebietes, durch originelle Gedankengänge, überraschende Perspektiven und — ein nicht zu unterschätzender Vorzug — durch die geistvolle Art des Vortrags gefesselt und angeregt. Das Buch Valentiners bedeutet eine sehr wertvolle Bereicherung jener kunstwissenschaftlichen Literatur, die, ohne auf dem Boden der materialistischen Geschichtstheorie zu stehen, ihrem Ausbau doch nützliche Dienste leistet. Freilich, der letzte und wichtigste Schritt bleibt noch immer zu tun übrig: den ökonomischen und sozialen Unterbau der jeweilig herrschenden Weltanschauungen und Religionen zu ergreifen und die Zusammenhänge darzulegen. Ehe diese Aufgabe nicht vollständig gelöst ist, schweben alle stilgeschichtlichen Theorien mehr oder weniger in der Luft.

Schikowski

Nofizen

Deutschlands Viehbestand. Nach der traurigen Verwüstung des deutschen Viehbestandes während der letzten Kriegsjahre scheint sich dieser allmählich wieder aufzubessern. Nach der Viehzählung vom 1. September 1919 hat sich seit der am 2. Juni 1919 erfolgten vorausgegangenen letzten Zählung, also in drei Monaten, der Bestand an Pferden, Rindern, Schweinen und Federvieh nicht unerheblich vermehrt, während die Zahl der Schafe weiter abgenommen hat.

Gezählt wurden am 1. September an Pferden 3 484 635 gegen 3 480 233 im Juni, also 4402 mehr; jedoch hat — kein günstiges Zeichen — die Anzahl der in landwirtschaftlichen und industriellen Betrieben gehaltenen Pferde wiederum beträchtlich abgenommen, während sich die Zahl der Reit-, Kutsch- und Rennpferde sowie der von öffentlichen Behörden und Anstalten gehaltenen Pferde wesentlich vermehrt hat.

Der Rindviehbestand ist in diesem Zeitraum von drei Monaten insgesamt von 16 161 584 auf 16 357 364 gestiegen, Zunahme demnach 195 780 Stück. Davon entfielen im September vorigen Jahres auf junge Kälber 1 670 603, Jungvieh bis 1 Jahr alt 2 700 663, Jungvieh von 1 bis 2 Jahre alt 2 381 026, Milchkühe 7 682 785, Bullen, Stiere und Ochsen 991 833. Zugenommen hat vor allem das Jungvieh, auch die Zahl der Milchkühe hat sich um 161 069 vermehrt; dagegen hat infolge frühzeitiger Schlachtungen die Zahl der Kälber nicht unbeträchtlich abgenommen.

Der Bestand an Schafen betrug am 1. September nur 5 813 149 Stück, 359 656 weniger als zu Anfang des Juni Monats, während die Zahl der Ziegen um 71 254 Stück zugenommen hatte.

Am erfreulichsten ist die Zunahme der Schweinezucht. Am 2. Juni waren insgesamt 8 491 576 Stück gezählt worden, am 1. September ergaben sich 11 099 431 Stück, 2 607 855 mehr. Freilich entfällt noch in der Hauptsache diese Zunahme auf junge Schweine bis zu einem halben Jahr oder im Alter von einhalb bis einem Jahr.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 21

Ausgegeben am 20. Februar 1920

38. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Lohn- und Arbeitsverhältnisse im Bergbau

Notwendige Richtigstellungen

Von Otto Hue (M. d. N. und d. Pr. L.)

Ludwig Quessel hat in den Nummern 16 und 17 dieser Zeitschrift manches Anregende und Lehrreiche über das Problem der Akkordarbeit geschrieben; schade nur, daß eine seiner wichtigsten Voraussetzungen nicht richtig ist. Er stellt nämlich die Schichtleistung der oberschlesischen Kohlenbergleute im »Gruppenakkord« (Gedingekameradschaft) der geringeren Schichtleistung im »Zeitlohn« gegenüber und schließt daraus, einer Aufmachung im »Reichsarbeitsblatt« vom 27. November 1919 folgend, auf einen bedeutenden Leistungsrückgang unter der Einwirkung des »Zeitlohns«. Quessel ist damit »eingebrochen«. Denn auch im oberschlesischen Kohlenbergbau wurde die Akkordarbeit der Kohlenhauer nach der Novemberrevolution nicht abgeschafft.

Genosse Quessel ist das Opfer einer Irreführung geworden, die von privatkapitalistischen Interessenten systematisch betrieben wird. Im Widerspruch mit den Tatsachen wird von dort die Öffentlichkeit immer wieder belehrt, nach der Revolution hätten die Bergleute die »Akkordarbeit abgeschafft«. Nur darauf und auf die Schichtkürzungen seien die Förderungsrückgänge zurückzuführen. Die Wahrheit ist, daß, mit Ausnahme von einigen unwichtigen Bezirken und auch dort nur für bestimmte Zeit, die eigentlichen Gewinnungsarbeiter im deutschen Bergbau nach wie vor dem November 1918 im Akkord arbeiten. Nur insofern ist ein Unterschied gegen früher eingetreten, als durch tarifliche Abmachungen auch für die Akkordarbeiter ein gewisser »Grundlohn« vereinbart worden ist, damit die Arbeiter, wenn sie infolge gewisser der Bergarbeit eigentümlicher Erschwernisse keinen angemessenen Lohn erzielen können, nicht mehr wie früher nehmen müssen, was ihnen Gunst und Gabe der Beamten an Lohn gewährt, sondern auf einen gewissen Lebenslohn Anspruch haben. Dieser Grundlohn wurde im Herbst 1919 im Ruhrgebiet für Hauer auf 14 Mark bemessen, während der erzielte Durchschnittslohn sich im dritten Viertel 1919 auf 23 Mark, Ende des Jahres auf 27 bis 30 Mark stellte. Man wird also ernstlich nicht sagen können, daß dieser mäßige Grundlohn die Arbeiter von der Ausnutzung des Akkordsystems abhalte.

Allerdings, wenn selbst das amtliche »Reichsarbeitsblatt« die Öffentlichkeit über die Akkordarbeit im Bergbau falsch informiert, dann stehen unserem Kollegen Quessel, dessen gewissenhafte Arbeitsmethode anerkannt ist, genügend Entschuldigungsgründe zur Seite. Das »Reichsarbeitsblatt« bringt es sogar fertig, den Rückgang der deutschen Stahlproduktion von 1 354 242 Tonnen im Oktober 1918 auf 494 282 Tonnen im Dezember als eine »Folge der Revolution« und der Akkordabschaffung hinzustellen! Hat denn das »Reichsarbeitsblatt« nichts von dem fürchterlichen Wirrwarr in

unserer Eisen- und Stahlindustrie gehört, der infolge der erzwungenen jähen Demobilmachung an der ganzen Westfront eintrat? Dem sofortigen Aufhören der wichtigsten Eisenerzzufuhr aus Longwy-Brévy und Lothringen, dem Stillstand zahlreicher Hochofen in Südwestdeutschland und am Niederrhein, dem alsbald einsetzenden Abbau der Kriegsmaterialienindustrie ist der Rückgang der Stahlerzeugung zunächst zu danken; dann dem Kohlenmangel und erst zuletzt den Arbeitseinstellungen der erwähnten Hüttenarbeiter. Daß sich das »Reichsarbeitsblatt« zur Verbreitung privatkapitalistischer Entstellungen der wahren Ursachen des genannten Produktionsminus hergibt, ist im Interesse des Volkes zu bedauern.

Wann wird endlich wenigstens das seit Jahren in der preussischen ministeriellen »Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen« enthaltene Urteil über den Einfluß der »außerhalb des Wirkungskreises der Arbeiter liegenden« ... »natürlichen und betrieblichen Verhältnisse« auf den Fördereffekt pro Arbeiter in gebührender Weise überall gewürdigt? Wann endlich wird man aufhören, produktionstechnische und betriebswirtschaftliche Fragen unter dem parteipolitischen Gesichtswinkel zu beurteilen? Die »Revolution« und die »Abschaffung der Akkordarbeit« soll erst unsere Kohlennot herbeigeführt haben! Diese Behauptung gehört zum eisernen Bestand im Agitationsmaterial der Rechtsparteien. Überblicken wir aber die von der Bergbehörde auf Grund von Material, das die Werksleiter lieferten, errechneten Förderungen pro Mann und Schicht (Gesamtbelegschaft) in unseren Hauptkohlendistrikten, so sehen wir folgendes. Die Prokopfförderung in der Schicht betrug (in Tonnen):

	Ober- schleifen	Nieder- schleifen	Ruhrgebiet	Saargebiet (Staatsgrube)
1913	1,144	0,619	0,884	0,792
1914	1,020	0,597	0,841	0,758
1915	1,059	0,605	0,855	0,743
1916	0,976	0,559	0,792	0,682
1917	0,898	0,529	0,762	0,637
1918	0,830	0,514	0,754	0,616

Der Förderrückgang während des Krieges, lange vor der politischen Umwälzung, war also schon ein ganz bedeutender. Die Bergleute wurden dennoch wegen ihrer Pflichttreue gerühmt. Sie machten mehr Übersichten denn je zuvor, das Akkordsystem wurde in alter absolutistischer Weise durchgeführt — und doch das bedeutende Fallen des Fördereffekts.

In Deutschland ging die Steinkohlenförderung von 191,51 Millionen Tonnen im Jahre 1913 bis auf 146,71 im zweiten Kriegsjahr zurück, stieg im Jahre 1917 wieder bis auf 167,31 Millionen Tonnen. 1918 hatten wir nur eine Steinkohlenförderung von 160,9, 1919 werden es ungefähr 117 Millionen Tonnen gewesen sein. Hätte der Krieg noch ein oder gar zwei Jahre länger gedauert, dann wäre der Zusammenbruch unserer Bergbauwirtschaft ein vollständiger gewesen. Allein von 1914 bis inklusive 1917 hatten wir an Steinkohlen einen Förderausfall von 132 Millionen Tonnen, der in Verbindung mit der riesigen Kohlenvergeudung der »eigentlichen« Kriegsindustrien schon seit 1916 eine derartige Kohlennot bewirkte, daß umfangreiche Stilllegungen von Werken (Bau-

stoffindustrie!) erfolgten und die Not an Hausbrandkohlen in beängstigender Weise stieg. Das war alles lange vor der Revolution, schon als das alte System noch in aller Machtfülle diktierte! Besser wurde die Lage mit der Kriegsverlängerung nicht. Jetzt aber, wo die Vertreter der Mehrheitsparteien den früheren Machthabern die Mühe der Konkurrenzverwaltung abgenommen haben, jetzt spekulieren die Kriegspolitiker auf das schlechte Gedächtnis der Zeitgenossen und behaupten, Revolution, Schichtverkürzung und Akkordabschaffung seien schuld an der Kohlennot.

Der Werksbesitzerverband im Ruhrgebiet machte eine besondere Statistik des Fördereffekts auf. Auch aus dieser ist ersichtlich, daß es eine Irreführung ist, zu behaupten, »Revolution« und »Akkordabschaffung« hätten die bergbauliche Förderung erst heruntergebracht. Nach jener Statistik entfiel an Förderung pro Mann und Schicht im rheinisch-westfälischen Gebiet:

	1913	1918		1913	1918		1913	1918
	Tonnen	Tonnen		Tonnen	Tonnen		Tonnen	Tonnen
Januar . .	0,96	0,76	April . .	0,95	0,76	Juli . . .	0,93	0,69
Februar . .	0,95	0,76	Mai . . .	0,95	0,78	August . .	0,92	0,73
März . . .	0,95	0,78	Juni . . .	0,95	0,78	September	0,91	0,73

Abermals der ziffernmäßige Beweis eines bedeutenden Rückganges des Fördereffekts schon vor der Revolution, unter der Herrschaft des alten Akkordsystems. Das ist kein Wunder, wenn man die Hungerkur des deutschen Volkes, natürlich auch unserer Bergleute, während der barbarischen Blockade, wenn man ferner die raubbauartige Abwirtschaftung der Betriebsanlagen gemäß dem »Hindenburgprogramm« in Betracht zieht. Auch wenn wir den Krieg nicht verloren hätten, würden sich die Folgen der verwüstenden Kriegswirtschaft an uns gerächt haben. In den Ländern der Sieger herrscht ja ebenfalls starker Förderrückgang und lebensgefährliche Kohlennot. Frankreichs Kohlennot ist hauptsächlich die Folge der Zerstörung seiner bedeutendsten nördlichen Grubenbezirke, ein »glänzender kriegerischer Erfolg«. Belgiens Kohlenförderung betrug im ersten Halbjahr 1919 nur 8,48 Millionen Tonnen gegen 11,46 in dem gleichen Zeitraum 1914, obgleich 1919 die Arbeiterzahl wieder fast so hoch war wie kurz vor dem Kriege. Der britische Kohlenbergmann förderte 1918 nur noch 225 Tonnen gegen 254 im letzten Friedensjahr, und für 1919 wird sein Ausbringen nur auf 197 Tonnen geschätzt. Man feuert eben nicht ungestraft jahrelang die Menschen zur wahnwütigen Zerstörung unersehlicher Kulturwerte an — diese Menschen müssen sich auch geistig erst wieder von dem »Stahlbad« erholen.

Die ganze Welt büßt nun für die Exzesse des internationalen Imperialismus und Chauvinismus. Die deutschen Imperialisten und Chauvinisten haben jedoch das Glück, daß sich Parteien und Männer bereit gefunden haben, die mehr als undankbare Liquidation der furchtbaren Kriegsmiswirtschaft zu übernehmen. Von diesen Parteien und Männern wird nun dreist — oder naiv — verlangt, daß sie von Dornen safftige Feigen pflücken.

Am 12. bis 21. August 1919 hat in Essen unter dem Vorsitz des bekannten Sozialpolitikers Professor Dr. Franke ein von der Reichsregierung eingesetzter »Auschuß zur Prüfung der Frage der Arbeitszeit im Bergbau des Ruhrgebietes« getagt. Ihm gehörten außer Regierungsdelegierten und Wirtschaftstheoretikern in gleicher Stärke auch Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertreter an. »Gewerkschaftsbonzen« saßen nicht in dem Ausschuß. Die Ge-

werkschaftsleitung war zu dem Entschluß gekommen, nur zwei in der Bergarbeit stehende Mitglieder zu delegieren, um diesen — politisch Angehörige der U. S. P. D. — Gelegenheit zu geben, zu versuchen, ob sie mehr für die Arbeiter herauszuholen vermöchten als die »vom Kapital bestochenen Gewerkschaftsbureaucraten«. Die Protokolle der Ausschußverhandlungen zeigen, daß es mit dem »Appell an die schwierige Faust« allein nicht getan ist.

Dr. Ernst Jüngst, der Statistiker des Vereins der Ruhrgrubenbetriebe, setzt in dessen Zeitschrift »Glückauf«, Essen, Nummer vom 10. Januar 1920) die im genannten Prüfungsausschuß begonnenen Versuche fort, die deutschen Bergarbeiterverhältnisse vor dem Kriege als die sozialpolitisch günstigsten zu erklären. Er zitiert die einschlägigen ausländischen Gesetze, laut welchen seit Ende 1906 in Frankreich der Neun-, seit 1910 der Achtstundentag für die Untertagsarbeiter gilt, in Belgien seit 31. Dezember 1909 der neunstündige Normalarbeitstag für die Untertagsarbeiter eingeführt ist, in Großbritannien seit dem 21. Dezember 1908 kein Arbeiter innerhalb 24 aufeinanderfolgenden Stunden länger als acht Stunden sich unter Tage aufhalten darf. Demgegenüber hebt Jüngst hervor, daß damals im Ruhrbergbau die regelmäßige Untertagschicht einschließlich Ein- und Ausfahrt schon achteinhalb Stunden betragen habe.

Das geschah schon im Prüfungsausschuß, aber es wurde auch hier unterlassen, gebührend zu erläutern, daß jene ausländischen Gesetze die Maximalarbeitszeiten festlegten! Das hat für Belgien der Bergschuldirektor Professor Stegenmann schon in der ministeriellen »Zeitschrift für Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen«, Jahrgang 1916, S. 147, als »besonders beachtenswert« bezeichnet und deutlich genug hinzugefügt: »Bei uns besteht ... ein allgemeiner Maximalarbeitszeit nicht!« In Belgien wie in Frankreich gibt es Gruben und Bezirke, in denen schon vor dem Kriege die Gewinnungsarbeiter vertragsmäßig kürzere als die in den Gesetzen genannten Schichten verfuhrten. Im Bericht der Royal Commission on Labour (1893) ist festgestellt, daß bereits damals die eigentlichen Bergleute in Northumberland nur 7,08, die Durhammer nur 7,21 Stunden einschließlich Ein- und Ausfahrt täglich arbeiteten. Die längste Schichtzeit, nämlich 9,60 Stunden einschließlich Ein- und Ausfahrt, hatten damals die Nottinghamshirer.

Wie es dagegen in Deutschland noch 1918 mit der Bergmannschicht ausfiel, ersehe man aus nachfolgender Übersicht über die Schichtzeiten, die auf Grund tariflicher Vereinbarung gelten:

	Untertagschicht inkl. Ein- und Ausfahrt vor November 1918 Stunden	Gegenwärtige Untertagschicht inkl. Ein- und Ausfahrt Stunden
Oberschlesien	8 $\frac{1}{2}$ bis 12 ¹	7 $\frac{1}{2}$
Niederschlesien	8 $\frac{1}{2}$ ²	7 $\frac{1}{2}$
Ruhrgebiet	8 $\frac{1}{2}$	7
Saargebiet	8 $\frac{1}{2}$ bis 9	7 $\frac{1}{2}$
Aachen (Wurmgebiet)	8 $\frac{1}{2}$ bis 9 $\frac{1}{2}$	7 $\frac{1}{2}$ ³

¹ Von den ober-schlesischen Hauern arbeiteten, ohne Ein- und Ausfahrt, 48 Prozent bis 8 Stunden, 45,7 Prozent bis 10, 5,3 Prozent bis 11, 0,4 Prozent bis 12 Stunden.

² Die Niederschlesier sind erst im Laufe des Krieges zur 8 $\frac{1}{2}$ stündigen Schicht gekommen; vorher hatten sie die 9- bis 9 $\frac{1}{2}$ stündige Schichtzeit.

³ Bearbeitet wird 8stündig, $\frac{1}{2}$ Stunde wird als Überstunde extra berechnet.

Aus dieser Aufstellung geht zunächst hervor, daß bei uns noch bis November 1918 die r e g e l m ä ß i g e Untertagschicht bis zu 12 Stunden ausgedehnt war! Darum ist es unzulässig, kurzerhand nur die Schichtzeit der Ruhrbergleute mit der gesetzlichen Maximalarbeitszeit der französischen, belgischen und britischen Bergleute zu vergleichen und daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen. Im amerikanischen Kohlenbergbau wurde vor dem Kriege 8 bis 10 Stunden gearbeitet. Aber ein Regierungsbericht erklärte für 1912: Wo die Bergarbeiterorganisation am stärksten sei, habe sie die A c h t s t u n d e n s c h i c h t durchgeführt, in den anderen Distrikten herrsche noch die 9- bis 10stündige Schicht. Will man korrekt vergleichen, dann muß man zum Beispiel Northumberland mit der längst eingeführten siebenstündigen Hauer-schicht dem Ruhrgebiet, wo noch 1918 die 8½stündige Hauer-schicht galt, gegenüberstellen.

Aus den obigen Schichtvergleichen ist aber auch zu ersehen, daß die »revolutionäre« Behauptung, für den Bergarbeiterschutz sei in Deutschland seit der Revolution »nichts geschehen«, unrichtig ist. Oder ist eine Schichtverkürzung von 1½ (Ruhrgebiet) bis zu 4½ Stunden (Oberschlesien) keine Verbesserung? Für die britischen Bergleute ist durch Gesetz vom 15. August 1919 die s i e b e n s t ü n d i g e Untertagschicht eingeführt. Im Bericht des Vorsitzenden der im Februar 1919 von der Regierung eingesetzten Untersuchungskommission, nach dem Richter Sankey als Sankeykommission bezeichnet, heißt es: »Das Siebenstundengesetz bedeutet, daß die Arbeiter im Durchschnitt 7 Stunden 39 Minuten unter Tage sind.« Im Ruhrgebiet gilt heute die Siebenstundenschicht e i n s c h l i e ß l i c h E i n - u n d A u s f a h r t. Die französischen Grubenarbeiter verfahren nach dem Gesetz vom 24. Juli 1919 noch die a c h t s t ü n d i g e Untertagschicht einschließlich Ein- und Ausfahrt und einer höchstens halbstündigen Pause. Die belgischen Bergleute warten noch auf eine gesetzliche Schichtverkürzung unter 8 Stunden.

Infolgedessen darf gesagt werden, daß gegenwärtig die deutschen Steinkohlenbergleute durch Tarifvertrag kürzere regelmäßige Schichtzeiten als ihre ausländischen Kameraden erreicht haben. Ob im Jahre 1921 in Großbritannien die sechsstündige Hauer-schicht gesetzlich eingeführt wird, will das Parlament erst nach Ablauf von 1920, und zwar mit Rücksicht auf die Lage der Kohlenversorgung, entscheiden. Darum ist es auch durchaus vertretbar, mit der Einführung der Sechsstundenschicht im deutschen Bergbau zu warten, bis eine i n t e r n a t i o n a l e Regelung erfolgen kann. Oder aber es müßte sich durch gewissenhafte Versuche auf geeigneten Probeschächten schon vorher herausstellen, daß die Sechsstundenschicht produktions-technisch vor der jetzigen Schichtzeit den Vorzug verdient. Grundsätzlich haben sich alle Bergarbeiterorganisationen und auch Werkvertreter für die bergmännische Sechsstundenschicht erklärt. Man befreie diese rein wirtschaftliche Angelegenheit von der mit ihr betriebenen parteipolitischen Agitation! Damit ist den Bergleuten und der Volkswirtschaft am besten gedient.

Denselben Kardinalfehler wie bei dem Schichtzeitenvergleich begeht Jüngst bei seinem Lohnvergleich. Wieder stellt er den Lohndurchschnitt der gesamten belgischen und französischen Bergarbeiterschaft nur dem Lohndurchschnitt im Ruhrgebiet gegenüber, als ob es im Ausland, wie in Deutsch-

land, keine Lohnunterschiede zwischen den einzelnen Bergwerksbezirken gäbe! Der Durchschnittsjahreslohn der Gesamtbelegschaft betrug beispielsweise 1912 im Revier Mons 1170 Franken, im Revier Charleroi 1502 Franken. Die Untertagsarbeiter im französischen Bezirk Comentry erzielten 1912 einen Durchschnittsschichtverdienst von 4,86 Franken, während ihre Kameraden im Pas-de-Calais- und Nordrevier 6,02 Franken erhielten. Angesichts solch starker Lohnunterschiede innerhalb einer Arbeitergruppe eines Landes ist es unzulässig, den Landesdurchschnittslohn dieser Arbeitergruppe mit einem Revierdurchschnittslohn des anderen Landes in Vergleich zu stellen.

Jüngst ist doch auch bekannt, daß man nicht korrekt verfährt, wenn man die britischen Standardlöhne mit den deutschen Durchschnittslöhnen vergleicht. Den von den britischen Bergarbeitervereinen seit Jahrzehnten mit den Werkverkefem vereinbarten Standardlöhnen haftet die Eigenschaft von Grundlöhnen (»Lebenslöhne«) an, deren Unterschreitung als Ausnahme angesehen und möglichst vermieden wird. Dagegen ist für die deutschen »Durchschnittslöhne« erfahrungsgemäß charakteristisch, daß der größere Teil der Belegschaft unter diesen Durchschnittslöhnen entlohnt wird. Trotzdem vergleicht Jüngst die Lohnentwicklung im britischen und deutschen Bergbau von 1886 bis inklusive 1913 an Hand der vertraglichen Standard- und der Durchschnittslöhne. Er kommt dadurch zu dem Resultat, daß in der angegebenen Zeit der Lohn der eigentlichen Bergleute (Hauer und Schlep-per) im Ruhrgebiet um 121,58, in Oberschlesien um 138,92, im Saargebiet um 77,40, in ganz Großbritannien um 63,83 Prozent gestiegen sind. Also sind die deutschen Bergleute vor dem Kriege wirtschaftlich günstiger gestellt gewesen wie ihre britischen Kameraden. Was zu beweisen wäre! Denn bewiesen hat Jüngst das nicht.

In einer anderen Tabelle vergleicht Jüngst sogar die deutschen Hauerlöhne mit den Löhnen der — gesamten britischen Belegschaft, statt auch hier überall den Hauerlohn zu benutzen. Kennt er ihn für Großbritannien nicht, dann ist es doch besser, derartige Tabellen zu unterlassen.

Es ist sogar gewagt, die auf einen deutschen Steinkohlenarbeiter nach den Berichten unserer Knappschaftsberufsgenossenschaft entfallende Jahreslohnsumme mit der Jahreslohnsumme eines britischen Steinkohlenarbeiters zu vergleichen, weil dieser jährlich mindestens 30 Schichten weniger verfährt als sein deutscher Kamerad und weil in unsere berufsgenossenschaftliche Lohnsumme nicht nur Arbeiterlöhne eingerechnet sind. Aber selbst wenn man solche Gegenüberstellungen macht, ergeben sich nicht Jüngsts Folgerungen. Es betrug danach die Jahreslohnsumme eines

	deutschen Steinkohlenarbeiters	britischen Steinkohlenarbeiters
1886	788 Mark	1077 Mark
1913	1665 "	1764 "

Also hatte der britische trotz seiner viel geringeren Schichtzahl 1913 noch fast 100 Mark mehr Lohn als der deutsche Arbeiter! In der Untersuchungskommission unter dem Vorsitz des Richters Sankey ist festgestellt worden, daß der britische Kohlenhauer jährlich »selten mehr als 270 Schichten« verfährt. Der deutsche Kohlenhauer aber verfuhr gleichzeitig über 300 Schichten jährlich — im Ruhrgebiet entfielen 1913 auf den Kopf der Gesamtbelegschaft

sogar 327 Schichten! Und trotzdem stand der Durchschnittslohn in Großbritannien noch um rund 100 Mark höher als in Deutschland. Der Schichtverdienst war also dort erheblich höher als hier.

Allerdings war bei uns die prozentuale Steigerung 1886/1913 bedeutend höher, einfach weil die britischen Bergleute bereits 1886 einen Gesamtdurchschnittslohn von 1077 Mark hatten gegenüber nur 848 Mark im Ruhrgebiet und gar nur 536 Mark in Oberschlesien!

Aber auch in Großbritannien herrschten und herrschen bedeutende Lohnunterschiede zwischen den einzelnen Revieren. U h d e (Thünen, »Archiv«, 1907, zweites Ergänzungsheft) hat nach den Standardlöhnen von 1871, 1879 und 1888 die absoluten Lohnziffern errechnet. Danach schwankten 1888 die Löhne der im Tarif schaffenden Bergleute zwischen 6,60 Schilling in Süd-York und 3,66 Schilling in Süd-Stafford. Berechnen wir die bis in das Jahr 1913 (nach der »Labour Gazette«, 1913) erfolgten Zuschläge auf die Standardlöhne, so kommen wir beispielsweise für Northumberland auf 7,22 Schilling (ab 25. August 1913), für Durham auf 7 Schilling (4. August), West-Schottland auf 9,16 Schilling (28. Oktober), Süd-Wales auf 7,05 Schilling (1. Juni), Yorkshire auf 11,95 Schilling (1. März), Süd-Stafford auf 6 Schilling (27. April). So außerordentlich verschieden sind also die Bergarbeiterlöhne in Großbritannien. In der Sankeykommission deponierten die Arbeitervertreter Robert Smillie und Genossen, vor dem Kriege sei ein Hauerlohn verdient worden von 5,9 Schilling in Somerset bis zu 10,9 Schilling in Süd-Yorkshire! 1913 stellte sich der Hauerdurchschnittslohn in Oberschlesien auf 4,85, in Niederschlesien auf 3,84, im Ruhrgebiet auf 6,47, im Saargebiet auf 5,18 Mark. Jüngst hätte Yorkshire mit dem Ruhrgebiet und Somerset oder Stafford mit Schlesien vergleichen müssen, wenn er einen korrekten Lohnvergleich aufstellen wollte, und er mußte auch die enormen Unterschiede der Schichtzahlen berücksichtigen.

Wir erfahren ferner aus dem Bericht der Sankeykommission, daß laut amtlicher Statistik der Jahreslohn der gesamten britischen Steinkohlenbergleute von rund 1640 Mark (82 Pfund Sterling) im Jahre 1914 auf 3380 Mark (169 Pfund Sterling) im Jahre 1918 gestiegen ist, also um rund 106 Prozent. Die Lebenskosten der Arbeiter sind um 115 Prozent gestiegen. Bei uns verfeuert sich jedenfalls dank der Hungerblockade und der entsetzlichen Wuchererei die Lebenskosten sehr viel stärker. Bei uns stieg in dem Revier mit den höchsten Löhnen, nämlich im Ruhrgebiet, gleichzeitig der Durchschnittsjahreslohn der Gesamtbelegschaft von 1690 auf 3340 Mark, blieb mithin noch 40 Mark hinter dem durchschnittlichen Lohn der gesamten britischen Bergleute zurück, obgleich die Ruhrbergleute 323 Schichten verfahren, mindestens 30 mehr als ihre britischen Kameraden. Ziehen wir nun das Mittel aus den in den fünf größten deutschen Steinkohlenbezirken an die Gesamtbelegschaft gezahlten Lohnsummen, so kommen wir für 1918 auf einen durchschnittlichen Jahreslohn pro Arbeiter von 2814 Mark. Das sind 566 Mark weniger, als der britische Bergmann im gleichen Jahre als Durchschnittslohn empfing!

Es fällt mir nicht ein, aus der unleugbar besseren Entlohnung der britischen Bergleute ohne weiteres den Schluß zu ziehen, sie befänden sich nun in wirtschaftlich günstiger Lage. Dem widersprechen auch die Darlegungen der Arbeitervertreter in der Sankeykommission. Als ich — vor

dem Kriege natürlich — die britischen Bergwerksbezirke, von Schottland bis Süd-Wales, besuchte, fand ich wohlstimmte Behabigkeit und bittere Armut, Siedlungen, die sich neben unseren besten Arbeiterwohnungen gut sehen lassen konnten, und daneben Behausungen, die mich an die elendesten deutschen Wohnungsverhältnisse erinnerten. Die Ernährung der britischen Bergleute fand ich durchschnittlich besser als die der deutschen. Der Bergmann ist aber nirgends auf Rosen gebettet. Von der Liebe zur »Ausländerei« fühle ich mich vollkommen frei. Aber ich kann auch nicht zusehen, wenn durch bestimmte Zahlengruppierungen der Anschein erweckt werden soll, als ob die Bergarbeiter Deutschlands im Vergleich zu ihren ausländischen Berufsgeossen längst wirtschaftlich besser gestellt seien.

Wertlehre — Taylorssystem — Bolschewismus

Von Artur Heichen

Wer den Bolschewismus und die Wandlungen seiner politischen Taktik verstehen will, muß auf die Marxsche Wertlehre zurückgreifen. Auf ihr basiert die erste Phase der bolschewistischen Lohnpolitik und der Politik überhaupt. Sie ist es, die vergrößert und auf die Spitze getrieben, von allen Modifikationen, die das wirkliche Leben erheischt und von denen Marx so oft spricht, willkürlich und absichtlich befreit, dazu herhalten muß, um als theoretischer Sturmbock gegen das »Verständigungslager« der Menschewiki und Sozialrevolutionäre zu dienen. Als die auf dieser Lehre fußenden politischen Parolen ihre Mission erfüllt hatten, als die Oktoberrevolution das »Verständigungslager« auseinanderprengte, da ließ man jedoch die alten Parolen bald darauf kühl im Stich und machte eine neue Politik. Es ist die gleiche Erfahrung, die man mit dem Bolschewismus allüberall machen kann. Aus der marxistischen Rüstkammer holt er sich die Stücke, die nach seiner Ansicht in die jeweilige politische Situation hineinpassen, leimt sie mit einigen Fäden und Schnüren eigener »zufälliger« Theorie zu einer neuen Montur zusammen und versucht dann, die übrige Welt glauben zu machen, diese Flickmontur sei echtes, unverfälschtes marxistisches Kampfgewand und alle anderen Sozialisten seien »Feiglinge« und »Verräter«.

Einer der wichtigsten Punkte der Marxschen Wertlehre ist das Verhältnis zwischen der qualifizierten und unqualifizierten Arbeit. In der Streitschrift gegen Proudhon setzt sich Marx mit dessen Gleichheitstheorie auseinander und erhebt die Vorfrage, ob die Arbeitszeit als Maßstab des Wertes voraussetze, daß die Arbeitsstunde des einen mit denen des anderen gleichwertig seien. Marx sagt: Nein, sondern die Konkurrenz bestimme, wieviel Tage einfacher (unqualifizierter) Arbeit in einem Tage zusammengefügter (qualifizierter) Arbeit enthalten sei. Die einfache Arbeit sei der Angelpunkt der Industrie geworden. Es müsse nicht heißen, eine Arbeitsstunde eines Menschen komme der Stunde eines anderen Menschen gleich, sondern ein Mensch sei während einer Stunde sozial wertvoll wie ein anderer Mensch während einer Stunde: »Die Zeit ist alles, der Mensch ist nichts mehr, er ist höchstens noch die Verkörperung der Zeit. Es handelt sich nicht mehr um die Qualität. Die Quantität allein entscheidet alles: Stunde gegen Stunde, Tag gegen Tag; aber diese Gleichmachung der Ar-

beit ist keineswegs das Werk von Herrn Proudhons ewiger Gerechtigkeit. Sie ist ganz einfach ein Ergebnis der modernen Industrie. In der mit Maschinen arbeitenden Fabrik unterscheidet sich die Arbeit des einen Arbeiters fast in nichts mehr von der Arbeit eines anderen Arbeiters: die Arbeiter können sich voneinander nur unterscheiden durch das Quantum von Zeit, welches sie bei der Arbeit aufwenden.«

Weiterhin spricht Marx von einer »bereits in der Maschinenarbeit verwirklichten Gleichheit«. Und in der »Kritik zur politischen Ökonomie« heißt es in gleichem Sinne: »Um die Tauschwerte der Waren an der in ihnen enthaltenen Arbeitszeit zu messen, müssen die verschiedenen Arbeiten selbst reduziert sein auf unterschiedslose, gleichförmige, einfache Arbeit, kurz auf Arbeit, die qualitativ dieselbe ist und sich daher nur quantitativ unterscheidet. Die Reduktion erscheint als eine Abstraktion, aber es ist eine Abstraktion, die in dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß täglich vollzogen wird.«

Worauf Marx in diesen Sätzen sich bezieht, das ist ganz einfach die sattsam bekannte Erscheinung der Verdrängung der gelernten Arbeit durch die ungelernete, ein Vorgang, der sich zur Zeit des Frühkapitalismus mit reißender Geschwindigkeit und mit katastrophalen Folgen vollzog, der aber selbst bis in die jüngste Vergangenheit hinein, wenn auch bei vermindertem Tempo, nicht zum Stillstand gekommen ist. Aufhebung der bestehenden Differenzierung durch die »Mechanisierung« der Arbeitsqualität — um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen —, das ist die soziale Entwicklungstendenz, die der Kapitalismus brachte und die allein Marx sah und sehen konnte, weil die entgegengesetzte Entwicklungstendenz, die sich gleichlaufend, aber umgekehrt wie die erstere vollzog, erst in neuerer Zeit einsetzte. Der amerikanische Hochkapitalismus als der fortgeschrittenste erzeugte auch neue Produktions- und Arbeitsmethoden wie das Taylorsystem, von denen Marx und Engels noch nichts wußten. Dieses Taylorsystem bringt am ausgesprochensten in die industrielle Arbeit neue Differenzierung, wenn auch eine Differenzierung der Arbeit und der Arbeiter anderer Art. Die Differenzierung alter Art war eine handwerklich-berufliche, die Differenzierung des Taylorsystems ist eine organisatorisch-funktionelle. So heißt es bei Taylor-Roesler:¹ »Deshalb sind Lehrer nötig (Spezial- oder Funktionsmeister), die darauf zu achten haben, daß die Arbeiter die Instruktionzettel verstehen und befolgen. Bei einer solchen »funktionellen« Leitung treten an Stelle des alten Meisters acht verschiedene Meister, von denen jeder seine speziellen Aufgaben hat.«

Der Prozentsatz der rein körperlichen Arbeit nimmt unter der Einwirkung des Taylorsystems im Laufe der Entwicklung ab. In den Vereinigten Staaten ist es in den taylorisierten Betrieben jetzt schon so, daß auf etwa zwei körperliche Arbeiter ein disponierender Arbeiter als Aufsichtsorgan kommt.

Es ist natürlich klar, daß diese differenzierenden Wirkungen des Taylorsystems jene Voraussetzungen der Marxschen Wertlehre, die auf der »Gleichmachung« und »Mechanisierung« der Arbeit basieren, hinfällig erscheinen lassen. Auch einem Lenin sind solche Tatsachen natürlich bekannt. Die

¹ »Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung.«

neueste Phase des amerikanischen Hochkapitalismus ist ihm nicht fremd geblieben, aber er hütet sich natürlich, daraus die theoretischen und letztlich auch politischen Konsequenzen zu ziehen. Im Gegenteil, er wendet die Marxsche Wertlehre in vergrößerter und verzerrter Gestalt gerade da als Schlachtruf an, wo er politische Hindernisse wittert. Um das zu verstehen, muß man sich die politische Lage vor der Oktoberrevolution vergegenwärtigen. Die sogenannten Verständigungsparteien, unter den Sozialisten die Menschewiki und Sozialrevolutionäre, sind am Ruder. Intellektuelle, Beamte, qualifizierte Arbeiter spielen in ihnen eine große Rolle, und zwar, um mit Trozki zu sprechen, »eine unproportional große Rolle«, »weil sie dank ihrer keck baumelnden Zunge im Namen der dumpfsten und rückständigsten Massen« auftreten. Um das »Verständigungslager« zu stürzen und die bolschewistische Diktatur aufzupflanzen, mußten zunächst das Beamten- und das technische Personal, all die qualifizierten und halbqualifizierten intellektuellen Kräfte gestürzt werden. Man macht die breitesten und untersten Massen gegen sie mobil, indem man die kommunistische Lohnpolitik mit gleichen Löhnen für Volkskommissare und Straßenkehrer gegen die in alten Geleisen trotende Lohnpolitik des Verständigungslagers anpreiſt. Lenin wendet sich ganz besonders gegen das Beamtentum (»Staat und Revolution«):

Auf dieser Basis ist aber die Mehrzahl der Funktionen der alten »Staatsmacht« so vereinfacht worden und kann auf so einfache Operationen wie Registrierung, Vermerk, Kontrolle zurückgeführt werden, so daß diese Funktionen alle Leute, die des Lesens und Schreibens kundig sind, auszuüben imstande sein werden, so daß man sie zum gewöhnlichen »Arbeiterlohn« wird leisten, ihnen den Nimbus des Privilegierten, eines »Vorgeſetzten« wird nehmen können (und müssen).

Diese äußerst einfache Parole verfehlt naturgemäß ihre Wirkungen nicht und wird einer der Hebel des oktoberlichen Bolschewisten-Umsturzes. Zum Sieg gelangt, löst man zunächst sein Versprechen des »gleichen Arbeiterlohns« ein. Aber bald geht man von der kommunistischen Lohnpolitik wieder ab und kehrt zur Differenzierung der Gehälter und Löhne zurück. Sang- und klanglos läßt man die alten Parolen im Stich, nachdem sie ihre politische Mission erfüllt haben. Die konstituierende Versammlung ist aufgehoben, und die Sowjets haben der Sabotage der Intellektuellen das Rückgrat gebrochen. Aber auch Räterußland kann ohne Fachleute nicht leben, man holt sie wieder. Und so dozieren Trozki in einer Rede auf der Moskauer städtischen Konferenz der Russischen Kommunistischen Partei am 22. März 1918:

Wenn wir, nach den Worten von Marx, als Arbeiterklasse uns einfach mechanisch des alten Apparats der Staatsgewalt nicht bemächtigen können, so bedeutet das keineswegs, daß wir ohne all die Elemente, die den Bestand des alten Apparats der Staatsgewalt ausmachen, auskommen können... Die Arbeiterklasse muß aus diesem Apparat alle wertvollen qualifizierten Elemente, die für sie technisch notwendig sind, herausholen, sie an die richtige Stelle setzen und durch diese Elemente ihre proletarische Klassenmacht erhöhen... Jetzt, in der Periode, wo die Macht der Sowjets gesichert ist, muß der Kampf gegen die Sabotage sich darin äußern, die gestrigen Saboteure in Diener, in Vollstrecker und technische Leiter dort, wo das neue Regime es erfordert, zu verwandeln... Die Demokratisierung besteht gar nicht darin, die Bedeutung der qualifizierten Kräfte, die Bedeutung von Personen, die Fachkenntnisse besitzen, abzuschaffen, sondern darin, sie überall und stets durch gewählte Kollegen zu ersetzen.

Aber die Bolschewisten begnügten sich nicht nur damit, die Intellektuellen, alle die qualifizierten Elemente zurückzuholen, man ging weiter und bewilligte ihnen als Äquivalent auch qualifizierte Gehälter und Löhne. Man führte auch das abgeschaffte Akkordsystem wieder ein und liebäugelt mit der Taylorisierung der russischen Industrie. Allerdings wird es wohl zunächst beim Liebäugeln bleiben, denn ob man mit dem russischen Arbeiter taylorisieren kann, das erscheint höchst zweifelhaft.

So zeigt sich die angeblich echt-marxistische Theorie des Bolschewismus als willfährige Dienerin seines politischen Machtstrebens. Diese pseudo-marxistische Theorie abstrahiert von all den Modifikationen, die — nach Marx — das praktische Leben erheischt; der Bolschewismus entstellt und vergrößert die Theorie dort, wo er ihrer zur Erringung und Befestigung seiner Machtpositionen zu bedürfen glaubt.

Theodor Storms Heimats- und politische Lyrik

Von Else Brenke

Theodor Storm war kein politisch veranlagter Mensch. Seine vaterländische Lyrik ist frei von aller Absicht, sie strömt aus zwei tiefen Quellen hervor, aus der inbrünstigen Liebe zu seiner Heimat und aus dem Haß gegen den Feind, der ihm diese Heimat rauben will, der ihn zwingt, die Wurzeln des eigenen Daseins aus dem Muttererdreich zu ziehen und in ein fremdes einzusenken.

Wie er über allzu tendenziöse vaterländische Lyrik denkt, sehen wir aus einer humoristischen Bemerkung in einem Brief an Mörike: »Von einem gewaltigen Antiachtundvierziger wurde mir die Erklärung, vaterländische Poesie sei, wenn zum Beispiel ein Preuße Kriegslieder für die preußische Armee schreibe. Kann man nun so etwas schön Dummes passieren lassen, ohne es zu spießen? Man braucht selber gar nichts hinzuzutun. Ich meine in dieser Weise: Wenn einer, zum Beispiel ein Preuße, Kriegslieder schrieb für die preußische Armee.«

Auch in seiner vaterländischen Poesie ist Storm der echte Lyriker, dem das starke Erlebnis zum Gedicht wird. So formt sie sich ihm nur in den Jahren 1848 und Anfang der fünfziger Jahre, als seine Heimat Schleswig-Holstein im Krieg oder politischen Kampf mit Dänemark liegt, und erwacht noch einmal 1863 bei der Erhebung der Herzogtümer. Als sie 1866 preußische Provinzen werden, findet sein Mund keinen frohen Ton:

Nun ist geworden, was du wolltest.
Warum denn schweigest du leßend?
Berichten mag es die Geschichte,
Doch keines Dichters froher Mund.

Die politischen Ereignisse nach dieser Zeit, auch der Krieg 1870/71, lassen ihm keine Verse strömen. Die Heimat, die ihn dazu begeistert, ist ihm nur das Sinnfällige seiner Umgebung, das Rauschen des Meeres, das Brausen und Pfeifen des Windes über den Wassern und über der einsamen Heide, der Lerchenlauf in den Lüften, der Weg über den Meeresdeich, wenn »im tiefen Roge sammelgrün die Wiese aufgegangen ist«, oder im Herbst,

... wenn in Novembernacht
Aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

Und hier liegen die Wurzeln des eigenen Seins und Könnens, das ist der mystische Zusammenhang zwischen Mensch und Heimatboden. Storm ist nicht Weltbürger, er ist der echte Sohn seiner Heimat und hat nie etwas anderes sein wollen, denn dort spürte er seine Kraft in Liebe und im Leide.

»In allen Jahren, die ich in der Fremde lebte,« schrieb er an seine Eltern, »war immer wieder das Brausen des Meeres an mein inneres Ohr gedrungen, und oft war ich von Sehnsucht ergriffen worden, wie nach dem Wiegenliede, womit einst die Mutter das Tosen der Welt von ihrem Kinde ferngehalten hat.«

Als 1854, unter den unglücklichen politischen Verhältnissen, der Vater ihn in der Fremde ermahnt: »Halte Dich möglichst von Heimweh fern, wirklich ist wenig Grund und Ursache dazu. Ich habe mehr Sehnsucht in entgegengesetzter Richtung. . . . Der Kram hier richtet mich zugrunde« —, da antwortet ihm Storm: »Du wunderst Dich, wie ich Heimweh haben könne, ich will es Dir sagen:

Ans Haff nun stieg die Möwe,
Und Dämmerung bricht herein;
Aber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelkrusen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

»Und so ist es noch jetzt und nirgend sonst auf der Welt, es ist eben das Geheimnis der Heimat, sie können's so toll gar nicht treiben, daß ich das Gefühl verlore, diese Erde sei dennoch mein.«

An Mörike schreibt er über dieses Gedicht: »Die beiden ersten Zeilen der vierten Strophe sind mir eigentlich doch nicht tief und individuell genug gefaßt. Es kommt nämlich darauf an, das Geräusch des Windes von dem des Meeres zu trennen. Wie oft, wenn ich an stillen Herbstabenden aus meiner Hofstür und in meinen Garten trat, hörte ich in der Ferne das Rochen des Meeres. Und wie liebte ich das! Schon damals, und wie erst jetzt!«

»Mit Ihrem Husum ist auch uns etwas genommen,« schreibt ihm bezeichnenderweise Mörike, als er hört, daß Storm die Heimat verlassen hat; so nahe war er durch den Brieffschreiber und Dichter mit dessen Heimat vertraut geworden.

». . . Kein anderer wohl nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld in seine Schrift wie Du«, sagt Delev von Liliencron von ihm. Und welche tiefe Heimatsehnsucht spricht aus den 1857 in Heiligenstadt gedichteten Versen:

Gedenkst du noch, wenn in der Frühlingsnacht
Aus unserm Kammerfenster wir hernieder
Zum Garten schauten, wo geheimnisvoll
Im Dunkel dufteten Jasmin und Flieder?
Der Sternenhimmel über uns so welt,
Und du so jung; unmerklich geht die Zeit.

Wie still die Luft! Des Regenspeisers Schrei
Scholl klar herüber von dem Meeresstrande;
Und über unsrer Bäume Wipfel sahn
Wir schweigend in die dämmerigen Lande.
Nun wird es wieder Frühling um uns her,
Nur eine Heimat haben wir nicht mehr.

Nun horch' ich oft schlaflos in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen.
Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen!
Nach drüben ist sein Auge stets gewandt;
Doch eines blieb — wir gehen Hand in Hand.

Als Storm in den Jahren der Wanderschaft zum erstenmal die Heimat besucht, schreibt er: »Endlich in der köstlichen Heimat, in den hellen trauten Räumen des elterlichen Hauses. Das steht doch alles noch, obgleich es hier schmählich hergeht, und ich genieße es sowie die heimatliche See in vollen Zügen.« Wie er sich selbst diesen starken Zug zur Heimat erklärt, sehen wir aus einem Brief an Mörrike: »Das starke Heimatgefühl in mir, die jeden Tag mehr empfundene Unmöglichkeit, mich anderswo . . . zu akklimatisieren, mag wohl damit zusammenhängen, daß meine Vorfahren, sowohl von Vaters wie von Mutters Seite her, jahrhundertlang in ihrer Vaterstadt oder auf ihren ländlichen Erbstätten gehaust haben, und daß ich mit diesem Bewußtsein, als könne das gar nicht anders sein, aufgewachsen bin. In Husum lebte ich gewissermaßen in einer Atmosphäre ehrenhafter Familientraditionen. . . . Die Namen meiner Voreltern waren mit der guten alten Zeit verschwifert, wo noch mein Urgroßvater, der alte Kaufherr Friedrich Woldten, jährlich einen großen Marschhofsen für die Armen schlachten ließ. Meine Mutter gehört . . . dem Husumer Patriziat an, woraus seit Jahrhunderten die bedeutenden Kaufherren, die Syndizi und Bürgermeister der guten Stadt hervorgingen.«

Das ist der Nährboden, aus dem Storms politische Lyrik erwächst.

Nach 1844 setzten die dänischen Bestrebungen zur Losreißung des Herzogtums Schleswig ein, und 1848 erhob sich Schleswig-Holstein gegen Dänemark. Im Auftrag des Deutschen Bundes übernahm es Preußen, die Verbindung Schlewigs mit Holstein zu schützen, und im April 1848 rückten preußische Truppen unter General Wrangel, dem andere deutsche folgten, nebst dem schleswig-holsteinschen Heere in Schleswig ein.

Da wandert Storm am Ostertag über den Meeresdeich seiner Vaterstadt:

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel.
Die Möwen schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Flut die weißen Flügel.
Im tiefen Roge bis zum Deichstrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen;
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen.
Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und alles treibt, und alles webt und schafft;
Des Lebens vollste Pulse hör ich klopfen.

Und das Tosen des Meeres und die feste Wehr des Deiches wird ihm zum politischen Sinnbild:

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

Das ganze Gedicht selber »Ostern« betitelt, atmet »urgewaltige Kraft« und dröhnt machtvoll in die Welt hinaus, gleichwie das Läuten der Osterglocken über die erwachende Natur.

In den »deutschen Nebelschichten« sieht er ein Schlachtenbild sich ballen:

Dunkel erst, doch bald verständlich	Hört ihr, wie die Büchsen knallen?
Sich erheben die Gestalten;	Wutgeschrei durchsegt die Lüfte;
Hauf an Haufen im Gefümmel,	Und die weißen Nebel wallen,
Nun zerrissen, nun zusammen.	Und die Brüder stehn und fallen —
An dem grauverhangnen Himmel	Hoher Tag und tiefe Gräfte!
Zuckt es wie von tausend Flammen.	

Nach siegreichen Gefechten wird im August 1848 der Waffenstillstand zu Malmö geschlossen, und nach dessen Ablauf dringen die Deutschen nach dem Erfolg bei Eckernförde und der (ersten) Erstürmung der Düppeler Schanzen in Jütland ein. Nun aber mischen sich England und Rußland zugunsten der Dänen ein, und diese besiegen die Schleswig-Holsteiner — Preußen hat sich zurückgezogen — bei Idstedt im Juli 1850. Am 4. Oktober dieses Jahres versuchen die Schleswig-Holsteiner einen Sturm auf Friedrichstadt. In Husum verfolgte man die Belagerung der Nachbarstadt in großer Aufregung. Die Kinder liefen mit Blumen und Kränzen durch die Straßen der Stadt, um die jungen Sieger zu schmücken — aber vergebens — es wurde Abend, es wurde Nacht. — »Bis 8 Uhr abends«, erzählt Storm in den »nachgelassenen Aufzeichnungen«, »standen wir auf unserem Deich, sahen nach der Nachbarstadt hinüber, hörten den Lärm der Beschießung, sahen die Bomben fliegen — dann mußten wir nach Hause, denn in Husum war Belagerungszustand erklärt, und wir hörten in unseren Häusern nur die Wagen mit Verwundeten durch die dunkeln Gassen rasseln. Die gehoffte Befreiung blieb aus.«

Schon hatten wir zu festlichem Empfang
Mit Kränzen in der Hand das Haus verlassen;
Wir standen harrend ganze Nächte lang,
Doch nur die Toten zogen durch die Gassen.

Dichtet er in den »Gräbern an der Küste« und vorher im selben Gedicht:

Hier ruhn sie waffenlos in ihrer Gruft,
Die man hinausstrug aus dem Pulverdampfe;
Vom Strand herüber weht der Meeresdunst,
Die Schläfer kühlend nach dem heißen Kampfe.
Es steigt die Flut; vom Ring des Deiches her
Im Abendschein entbrennt der Wasserpiegel;
Ihr schlafet schön! Das heimatische Meer
Wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel.

und:

Ihr aber, denen ohne Trommelschlag
Durch Feindeshand bereitet ward der Rasen,
Hört dieses Lied! und harret auf den Tag,
Daß unsre Reiter hier Reveille blasen! —

Doch sollte dieser heiße Lebensstreif
 Verloren gehn wie euer Blut im Sande;
 Und nur im Reiche der Vergangenheit
 Der Name leben dieser schönen Lande;
 In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
 Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
 Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
 Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Nun setzte die Dänenherrschaft ein. Die dänische Sprache wurde mit Gewalt eingeführt, das Land mit dänischen Beamten überschwemmt. Wer ein deutsches Lied sang, ein Bild vom Herzog von Augustenburg besaß oder die blauweißroten Farben trug, galt schon für einen Hochverräter, so erzählt Storms Tochter Gertrud. Nach 8 Uhr abends durfte niemand mehr das Haus verlassen, der Briefwechsel wurde überwacht; und der dänische Amtmann sagte bei der Einführung eines Geistlichen in der Kirche, er solle die Schullehrer und diese wieder die Kinder Gehorsam lehren. In Storms elterlichem Hause in der Hohlen Gasse, sonst eine Zuflucht schönster Familienfreunden, mußte notgedrungen eine dänisch gesinnte Frau, die Postmeisterin S., aufgenommen werden. War Storm dort anwesend, nahm er trotzdem kein Blatt vor den Mund, getreu seinem »Spruch«:

Der eine fragt: Was kommt danach?
 Der andre fragt nur: Ist es recht?
 Und also unterscheidet sich
 Der Freie von dem Knecht.

Durch diese Frau kamen seine Reden auch unter die Dänen, bei denen er in den Ruf geriet, er »rase vor Patriotismus«.

Storm gibt eine Schilderung der Zustände in den Briefen an seinen Freund Brinkmann in Rendsburg, die seines Vaters Kutscher heimlich beförderte. Besonders klagt er darin, ebenso wie in dem Gedicht »Im Herbst 1850«, über die Gesinnungslosigkeit mancher Beamten, die mit dem Feind paktierten — gab es zum Beispiel doch manche, die ihre Kenntnisse ungebildeten Dänen verkauften, die sie dann als eigene Wissenschaft ausgaben. »Sie werden es kaum begreifen,« schreibt er unterm 14. Oktober 1850, »daß mir die hiesige Beamtenwirtschaft der deutschen Apostaten fast das Schmerzlichste geworden war und noch ist... Wir können jedes Fünkchen Enthusiasmus gebrauchen, das irgend zu finden ist. Daß nach und nach Leute zu mir kommen, die aus Indolenz oder Dummheit die Entscheidung der dänischen Behörden anrufen wollten, brauche ich eigentlich ebenso wenig zu erzählen, wie daß ich sie mit den schönsten Predigten nach Hause geschickt habe...« Und unterm 6. April 1851: »Bis zum 7. Februar (am 1. trat die Statthaltertschaft ab) habe ich mich jeder Praxis enthalten, seitdem bin ich ziemlich stark beschäftigt. Kurz vorher forderte die Oberjustizkommission eine Erklärung, weshalb ich nicht praktiziere. Ich sollte auch gesagt haben, daß ich die Verhältnisse nur »faktisch, nicht rechtlich anerkenne«. Ich erklärte mich dahin, daß, obgleich ich mich an den politischen Bewegungen nicht betätigt, dennoch mein Gefühl und meine Überzeugung auf Seiten der Heimat seien, daß ich dies am wenigsten jetzt verleugnen wollte, wo diese Sache beendet und verloren sei. Ich habe mich mit Zivil- und Militärbehörden herumgeschlagen und Zorn und Scham

genug dabei verschluckt. Von dem, was wir Zurückgebliebenen gelitten haben, habt Ihr andern, davon bin ich überzeugt, keine Ahnung. Die Gendarmen haufen hier wie kleine Geflügel. In Ostfeld haben sie ein paar Tage nacheinander zwei angesehenen Bauern die Knochen im Leibe entzweigefchlagen. Die Ostfelder sind zu mir gekommen, und ich trete kräftig für sie ein; ich bin einmal an meinem Platz. Als die desfallsigen Denunziationschriften einige Tage eingegeben waren, drohte der Gendarmenleutnant dem Bauer auf der Landstraße, ihn wegen dieser ‚Schweinererei‘ durchzuprügeln.«

Und doch hatte Storm den starken Glauben, daß es einmal wieder anders kommt.

Und schauen auch von Turm und Tore
Der Feinde Wappen seht herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab.

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat betteln gehn —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Und wenn wir hilflos verderben,
Wo keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätesten Erben
Ein treu besiegeltes Testament.

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Und ebenso voll festen Mutes klingt sein »Epilog« 1850:

Ich hab' es mir zum Trost erfonnen
In dieser Zeit der schweren Not,
In dieser Blüthezeit der Schutte,
In dieser Zeit von Salz und Brot:

Ich jage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verlorengehn.

Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schauernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnerschlag;
Dann wird es wieder Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag.

Heil allen Menschen, die es hören;
Und Heil dem Dichter, der dann lebt
Und aus dem offenen Schacht des Lebens
Den Edelstein der Dichtung hebt!

Am 1. Januar 1851 wurde von den Dänen auf dem Kirchhof zu Husum ein Denkmal errichtet, mit der Inschrift: »Den bei der heldenmütigen Verteidigung von Friedrichstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern, geweiht von Husums Einwohnern.« Dieser Inschrift und des Belagerungszustandes ungeachtet war nur ein einziger Husumer Bürger im Festzuge.

Sie hatten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

dichtet Storm am Abend des Tages.

Er sah bald ein, daß er das Leben in der Heimat nicht lange mehr ertragen würde. Das Treiben der Dänen, die Würdelosigkeit der eigenen Landsleute zehrten an seinem Gemüth. »Mir ist schändlich zumute,« schreibt er im Juli 1851 an Brinkmann, »die Wirtschaft hier geht über alle Grenzen. Ich habe hier Butter und Brot, und könnte ich es mit Sicherheit irgend-

woanders essen, ich würde mich nicht besinnen.« Da kassiert 1852 Dänemark Storms Advokatenbestallung; er führt seine Praxis unter dem Namen seines Vaters, des Advokaten Johann Kasimir Storm, weiter und bewirbt sich um Anstellung im Reich. In Mörrike schreibt er: »Bei dem Bruch zwischen Dänemark und den Herzogtümern habe ich natürlich zu meiner Heimat gehalten, namentlich ... meine Mitbürger gegen die Willkür der neuingesetzten königlichen Behörden mit voller Rücksichtslosigkeit vertreten ... so ist mir die Bestallung kassiert worden.« Den Dänen kommt es darauf an, alle Elemente der unabhängigen deutschen Bildung möglichst zu vernichten. »Da ich mich nicht zu Schriften herlassen kann, die meiner Überzeugung und den Pflichten gegen die deutsche Heimat widersprechen, bin ich im Begriff, nach Preußen überzusiedeln. ... Ich gehe mit dem Gefühl, dem Fremden und Schlechten meinen Platz zu räumen.«

An einem klaren Herbsttag im Oktober 1853 schlägt die Abschiedsstunde:

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure Tat ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu teuer,
Dafür euch in der Heimat euer Brot!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jezt in Unkraut auch vergehn.

Du, deren zarte Augen mich befragen —
Der dich mir gab, gesegnet sei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen schlagen
Und jage nicht! Es ist derselbe Schlag.

Es strömt die Luft — die Knaben stehn und laufen,
Vom Strand herüber dringt ein Mäwenschrei:
Das ist die Flut! Das ist des Meeres Rauschen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

Wir scheiden jezt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur, und was den Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jezt mein heißes Auge trennt!

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör mich! — Denn alles andere ist Lüge! —
Kein Mann gedeiht ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehen,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Storm geht mit seiner Familie zuerst als Assessor drei Jahre nach Potsdam und dann siebeneinhalb Jahr als Kreisrichter nach Heiligenstadt auf dem Eichsfeld. Voll Bangen und Hoffen verfolgt er in diesen Jahren die politischen Ereignisse in seiner Heimat. Im Herbst 1863 stirbt König Friedrich VII. von Dänemark. Auf Grund des Londoner Protokolls folgt ihm Prinz Christian von Glücksburg, der sofort die völlige Einverleibung des Herzogtums Schleswig in das dänische Königreich genehmigt. Voll zorniger Ungeduld ruft Storm die Toten aus den Gräbern von Idstedt, daß sie den Lebenden im Kampf vorangehen.

Nicht Kranz noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief;
Denn die der Tod bei Idstedt nicht entboten,
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Toten.

Und dreizehn Jahre litten jung und alt,
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken,
Und konnten nichts als, stumm die Faust geballt,
Den Schrei des Zorns in ihrer Brust ersticken.

Die Schmach ist aus; der ehrne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gelst;
Mit klinget es wie Osterglockenläufen!

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her,
Mir ist, ich hör ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen! — —

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Lambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!
Noch einmal glück's, das Trommelfell zu schlagen;
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich ruf umsonst! Ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde.
Ich aber schrei es in die Welt hinaus:
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde.

Es herrscht vielfach noch der Glaube, Theodor Storms Lyrik sei nur eine weiche und zarte — ein Wahn, den er selbst zeit seines Lebens bekämpft hat —: wie er in den politischen Nöten seiner Heimat, im Berufs- und Privatleben, mit mannhafter Stärke, frei von knechtischer Furcht und ohne Rücksicht auf die Folgen, seine Heimat vertreten hat, so schlägt er auch in seiner Lyrik starke, echt männliche Töne an. Vielleicht helfen diese Zeilen ein geringes mit, den Wahn zu zerstören.

Soll die Angestelltenversicherung bestehen bleiben?

Von Hermann Müller (Berlin)

(Schluß)

II

Nach alledem ist die Angestelltenversicherung genau so reformbedürftig wie die Invalidenversicherung. Soll sie nun umgestaltet oder beseitigt werden? Beseitigt in dem Sinne, daß sie als selbständige Einrichtung verschwindet und in der Invalidenversicherung aufgeht? Noch immer gibt es weite Angestelltenkreise, die rufen: Gerade die Selbständigkeit ist die Extrawurft, die wir brauchen und von der wir kein Stück abschneiden lassen. Wie sieht es mit dieser selbständigen Reichsversicherungsanstalt denn aus?

Darüber ist schon sehr viel geschrieben worden, und jeder, der es wissen will, weiß, daß die Erwartungen, die die Väter dieser Einrichtung daran knüpften, sich nach keiner Richtung hin erfüllten. Die Reichsanstalt arbeitet weder billig noch schnell. Nach beiden Richtungen hin hat sie schon jetzt völlig versagt, obgleich die Rentengewährung bei ihr, da nur die weiblichen Versicherten, die die fünfjährige Wartezeit zurückgelegt haben, inzwischen in den Kreis der Bezugsberechtigten eingetreten sind, noch gar nicht begonnen hat.

Der Grund, daß die Reichsversicherungsanstalt weniger Kosten als die Angliederung der Angestelltenversicherung an die Invalidenversicherung verursachen werde, wurde für ihre Errichtung seinerzeit immer und immer wieder ins Feld geführt.¹ Angesichts der Entwicklung, die die Anstalt schon jetzt genommen hat, wirkt es geradezu ergötzlich, die Ausführungen, die damals gemacht wurden, zu betrachten. Ein Reichstagsabgeordneter meinte, die Reichsversicherungsanstalt werde in zehn Jahren wohl 500 Beamte haben, ein anderer, der noch dazu sich dabei auf eine Äußerung der Regierung berief, glaubte, diese Zahl auf 250 veranschlagen zu können. Einig war man sich darin, daß die Anstalt ganz allmählich aufgebaut, daß nicht gleich ein großer Beamtenapparat geschaffen und kein besonderes Verwaltungsgebäude errichtet werden solle. Erst wenn der Beharrungszustand eingetreten wäre, solle ein neues großes Gebäude mit Sitzungssälen usw. gebaut werden. Um letzteres vorwegzunehmen: schon im Jahre 1913, also im ersten Jahre ihrer eigentlichen Tätigkeit, schrieb die Anstalt ein Preisaus schreiben für den Entwurf eines eigenen Dienstgebäudes aus, und es wurde ein Plan genehmigt, dessen Ausführung 10 Millionen Mark gekostet hätte. Nur der Krieg hat die Ausführung verhindert. Fallen gelassen ist der Gedanke nicht, obgleich inzwischen die Steigerung der Baukosten den Bau wohl drei- bis viermal so teuer machen würde, so daß die auf dem Bau ruhende Zinsenlast jährlich etwa 1½ Millionen Mark betragen würde. Wie verlaufen, hat das Reichsarbeitsministerium in der letzten Zeit die Genehmigung zur Ausführung des Baues gegeben. Sollte sich das bewahrheiten, wäre es angesichts der vielen begründeten Angriffe gegen die Reichsversicherungsanstalt eine Vorwegnahme der Entscheidung.

Und was ist aus den 250 bis 500 Beamten geworden? Schon im Jahre 1913 wurden insgesamt (einschließlich der Kanzleikräfte, Kontenhelfer usw.)

¹ Vergl. Brunn, Welche Lehren ergeben sich aus der öffentlichen Angestelltenversicherung für die Sozialisierung der privaten Lebensversicherung? Berlin 1919, Mittler & Sohn.

1054 Angestellte beschäftigt, 1914 wuchs diese Zahl auf 2064, davon 596 im Felde, 1915 auf 2366, 1916 auf 2568, 1917 auf 2587, wovon 629, 599 und 726 im Felde waren. Und mit der Zahl der Angestellten wuchsen die Verwaltungskosten fabelhaft. Regierungsrat Kloock, der Mathematiker der Reichsanstalt, also eine gewiß einwandfreie Persönlichkeit, hat kürzlich Material veröffentlicht, das geradezu vernichtend wirkt.²

Er stellt die Zahlen der bei den Landesversicherungsanstalten, die bekanntlich die Träger der Invalidenversicherung sind, denen bei der Reichsanstalt gegenüber. Dort sind 15 000 000 Versicherte, hier 1 500 000, also der zehnte Teil, demnach ein Verhältnis von 1 : 10. In einem ganz anderen Verhältnis stehen sich die Zahlen den für die Verwaltung nötigen Beamten gegenüber.

In den Landesversicherungsanstalten sind 200 höhere (juristische) und 4000 mittlere Beamte beschäftigt, in der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte wird die Zahl von 100 höheren (juristischen) und von 3000 mittleren Beamten demnächst erreicht sein. Hiernach beschäftigt die Reichsversicherungsanstalt siebenmal soviel Beamte, wie sie im Durchschnitt eine Landesversicherungsanstalt beschäftigt, die ebenfalls $1\frac{1}{2}$ Millionen Versicherte hat. Ebenjowenig entsprechen die Verwaltungskosten dem Verhältnis 10 : 1. Im Jahre 1917 hatten die Landesversicherungsanstalten (einschließlich Reichsversicherungsamt) 29 Millionen Mark Verwaltungskosten bei 226 Millionen Mark Beitragseinnahmen, also 13 Prozent der letzteren, während die Reichsversicherungsanstalt bei 128 Millionen Mark Beitragseinnahmen 7 Millionen Mark Verwaltungskosten, also $5\frac{1}{2}$ Prozent der ersteren hatte. Da die für die Buchungsarbeit der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte nicht geringer gewesen wäre, wenn jeder Beitrag auf ein Sechstel seines jetzigen Betrags, im Durchschnitt also auf die Höhe der Beiträge zur Invalidenversicherung, herabgesetzt worden wäre, so würden sich bei dieser Annahme die Verwaltungskosten der Reichsversicherungsanstalt auf $6 \times 5\frac{1}{2} = 33$ Prozent der Einnahme aus Beiträgen stellen. Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte arbeitete also schon 1917 ($33 : 13 =$) $2\frac{1}{2}$ mal so teuer als die Behörden der Invalidenversicherung.

Bei alledem ist eine Reihe von Umständen zu berücksichtigen, die auf die Verwaltungskosten der Reichsversicherungsanstalt einstweilen günstig einwirken. Zum Beispiel stehen ihre Angestellten durchweg, weil neu eingestellt, auf niedrigen Gehaltsstufen, während sie sich bei den Landesversicherungsanstalten auf höherer Stufe befinden; in die Ausgaben für die Landesversicherungsanstalten sind die Kosten für das Reichsversicherungsamt voll eingeseht, während das Oberschiedsgericht für Angestelltenversicherung noch im Anfangsstadium steckt; gegenüber den voll tätigen Landesversicherungsanstalten befindet sich die Reichsversicherungsanstalt noch in der Entwicklung; Ortsausschüsse und Rentenausschüsse sowie die Bearbeitung der Rentensachen und die Rentenauszahlung werden die Verwaltungskosten bald erheblich steigern usw.

Kloock sagt, daß in der letzten Zeit die Verwaltungskosten der Reichsversicherungsanstalt, weil die Beamten zwei- bis dreimal höhere Gehälter gegenüber 1917 erlangt haben, so sprunghaft in die Höhe geschneit seien, daß die Behauptung schon richtig sei, »daß die derzeitigen Verwaltungskosten der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte die ganzen Beitrags-

² Heinrich Kloock, Regierungsrat, Zur Reform der Angestelltenversicherung und der übrigen Sozialversicherung. Berlin 1919. (Ohne Verlagsangabe.)

einnahmen aufzählen würden, wenn die Beiträge zur Angestelltenversicherung nur ebenso hoch wären wie die Beiträge zur Invalidenversicherung; denn die jährlichen Beitragsentnahmen einer Landesversicherungsanstalt mit ebensoviel Versicherten, wie die Reichsversicherungsanstalt besitzt, betragen 1917 226 Millionen : 10 gleich 22,6 Millionen Mark, während die jährlichen Verwaltungskosten der Reichsversicherungsanstalt diesen Betrag jetzt überschreiten».

Solchen Ausführungen braucht nichts hinzugefügt zu werden. Sie sind ein Todesurteil.

Weitere Darlegungen Kloocks lassen auch erkennen, daß der in die Irre geht, der etwa meint, dieser große und kostspielige Beamtenapparat werde auch alle Geschäfte rasch und tadellos erledigen. Das Gegenteil ist richtig. Nicht daß gesagt werden soll, irgendeiner tue nicht seine Pflicht; aber fest steht, daß viele Klagen über den Geschäftsgang laut werden. Nicht zu Unrecht. Wurde doch im Februarheft der »Angestelltenversicherung« amtlich bekanntgegeben, daß der Rentenausschuß seinen Aufgaben nicht gerecht werden kann und insbesondere Streitigkeiten über die Versicherungspflicht und Beitragsleistung zurückstellen müsse. Brunn nennt das in seiner Broschüre eine glatte Bankrotterklärung. Kloock sagt, daß die Beamten geradezu in der Menge ihrer Arbeit ersticken. Das ist auch durchaus glaubhaft, zählen doch täglich bei der Reichsversicherungsanstalt die Posteingänge »nach Tausenden, ja Zehntausenden«. Das stelle man sich vor. Welche Arbeitslast bedeutet es allein, diese Eingänge an die richtigen Stellen zu dirigieren. Woher dieser große Zufluß? Er ist der straffen Zentralisation geschuldet, die bei der Angestelltenversicherung eingeführt worden ist. Alle Geschäfte für das ganze Reich werden von einer Stelle aus geführt, bei der natürlich auch alle Eingänge, die die Versicherung betreffen, eingehen. Das ist aber nicht alles. Das Anwachsen der Geschäfte bei der Reichsversicherungsanstalt erklärt sich aus der Kontenführung und der Art der Feststellung der geleisteten Beiträge. Bei der Invalidenversicherung wird der Beitrag quittiert durch die Beitragsmarke, die auf die Quittungsmarke geklebt wird. Die Karten gehen an die Versicherungsanstalt, die die erste Karte des Versicherten ausgestellt hat, und nach Zahl und Höhe der geklebten Marken wird im Versicherungsfall die Rente berechnet. Das System hat Mängel, ganz gewiß, und deshalb wurde in der Angestelltenversicherung das Kontensystem eingeführt. Von der Verwaltung nach kaufmännischer Art wurde nicht nur eine bessere, sondern auch eine billigere Geschäftsführung erwartet.

Bei der Reichsversicherungsanstalt wird für jeden Versicherten ein Konto geführt, wonach schließlich die Leistungen berechnet werden sollen. Die Eintragungen in dieses Konto sind maßgebend. Es hat zwar der Versicherte auch eine Versicherungskarte in der Hand, auf der der Arbeitgeber die geleisteten Beiträge notiert, aber diese Karte hat nur Wert bei der Kontrolle. Diese Kontrolle hat aber gezeigt, »daß von Jahr zu Jahr ein größerer Teil, jetzt schon ein Drittel aller Versicherungskarten mehr oder weniger große Abweichungen gegenüber den Kontokarten aufweisen«. Ein Drittel! Welcher Arbeitsaufwand ist erforderlich, um die Unterschiede aufzuklären? »In der Buchungsabteilung der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte werden rund 1600 Beamte beschäftigt. Je etwa ein Drittel ihrer Arbeit entfällt auf die eigentlichen Buchungsarbeiten, den Kontenaustausch und den

Schriftwechsel in Beitragsfachen.« Die straffe Zentralisation und die Art der Kontenführung sind die Ursachen der teuren Verwaltung in der Angestelltenversicherung.

Kloock ist nicht gegen das Kontensystem an sich, er ist auch nicht gegen die Selbständigkeit der Angestelltenversicherung, er hat vielmehr allerlei auch gegen das Markensystem der Invalidenversicherung einzuwenden, das er bei der Angestelltenversicherung nicht für anwendbar hält, weil die höheren Beiträge mehr zu ihrer Hinterziehung anreizen und Fälschungen zu befürchten seien. Er kommt schließlich zu dem Vorschlag, die Kontenführung den Krankenkassen zu überweisen. Das sind beachtliche Vorschläge, aber sie sind sicherlich nicht entscheidend bei der Prüfung der Frage, ob die Angestelltenversicherung als selbständige Einrichtung erhalten bleiben soll.

Ich habe eingangs die verschiedenen Renten nebeneinander gestellt. Die Invalidenversicherung zahlt verhältnismäßig höhere Renten; sie krankt aber trotzdem an deren Niedrigkeit, die die Zuschüsse, die jetzt gezahlt werden, noch immer nicht ausgleichen. Sie muß ausgebaut werden. Die niedrigen Renten müssen erhöht werden, und die Lohnklassen sind den veränderten Verdienstverhältnissen anzupassen. Das muß auch für die Angestelltenversicherung gelten. Die jetzigen Verdienstgrenzen dürfen nicht bestehen bleiben. Auf jeden Fall muß die ungerechte Behandlung der Arbeiter aufhören, deren Renten durch niedrigere Lohnklassen künstlich niedriger gehalten werden als die der Angestellten. Gleiches Recht für alle. Dieser Grundsatz muß auch hier gelten. Das gilt aber nicht nur für die höheren Beitragsklassen, es muß die Rente auch bei 50 Prozent Erwerbsunfähigkeit gewährt werden, wobei die Berufsinvalidität so zu berücksichtigen ist wie jetzt in der Angestelltenversicherung. Ebenso ist in der Invalidenversicherung der Witwe die Rente unter allen Umständen zu zahlen, also nicht erst nach eingetretener Invalidität.

Voraussetzung ist bei alledem aber auch eine Erhöhung der Beiträge, höheren Rechten haben größere Pflichten zu entsprechen. Die bisherigen Lohnklassen I und II können ganz wegfallen, denn wo sind jetzt noch Jahreseinkommen von 350 bzw. 550 Mark? Als niedrigste Klasse kann die jetzige dritte, die für ein Jahreseinkommen bis 850 Mark gilt, vorgeesehen werden. Daran können sich sechs weitere Klassen reihen, deren Einkommensgrenzen folgende sein könnten: 1150 Mark, 2000 Mark, 3000 Mark, 5000 Mark, 7000 Mark, 9000 Mark, die siebente würde alle Einkommen über 9000 Mark in sich schließen. So entstehen acht Lohnklassen. Wird der Beitragserhebung die jetzige Grundlage gegeben, so würde bei einer Verdreifachung des Beitrags in den drei unteren Klassen ein Beitrag von 0,96 Mark, 1,20 Mark und 1,80 Mark wöchentlich zu zahlen sein; in den höheren Klassen ließen sich die Beiträge progressiv steigern, so daß die besser entlohn-ten Arbeiter für die schlechter bezahlten miteinzuspringen hätten. Es wäre das ein Akt ausgleichender Solidarität. Die Beiträge würden sich dann folgendermaßen weiterstufen lassen: 2,94 Mark, 4,32 Mark, 5,94 Mark, 7,80 Mark, 9,00 Mark. Das sind gewiß hohe Beiträge, aber sie sind noch immer niedriger als die jetzigen Beiträge für die Angestelltenversicherung. Den neuen Klassen 3, 4, 5 mit 93,60 Mark, 152,88 Mark, 224,64 Mark Jahresbeitrag stehen die jetzigen Klassen E, G, H der Angestelltenversicherung mit 105,20 Mark, 199,20 Mark und 240,00 Mark Jahresbeitrag

gegenüber. Würden nun die Grundbeträge, die der Berechnung der Invalidenrente zugrunde liegen, in folgender Weise gestaffelt: 48, 54, 69, 87, 105, 123, 141, 159 und die Steigerungssätze auf 24, 30, 45, 63, 81, 99, 117, 135 bemessen, so würde die jetzige mathematische Grundlage zugunsten der Versicherungsträger verbessert, wobei die sonstige Erweiterung der Rechte berücksichtigt ist. Es würden sich dann, wenn der Reichszuschuß verdoppelt wird, nach zehnjähriger Beitragsleistung folgende Jahresrenten ergeben: 460 Mark, 520 Mark, 670 Mark, 840 Mark, 1030 Mark, 1210 Mark, 1380 Mark, 1570 Mark. Das würden auch höhere Renten sein, als sie die Angestelltenversicherung kennt, wobei wieder die Klassen 3, 4, 5 neben die Klassen E, G, H gestellt werden mögen. Die Invalidenversicherung zahlte 670 Mark, 840 Mark und 1030 Mark, die Angestelltenversicherung bei höheren Beiträgen 288 Mark, 498 Mark und 600 Mark Jahresrente. Die Renten in der Invalidenversicherung würden also ganz erheblich höher sein. Kommt die Rentengewährung bei 50prozentiger Berufsinvalidität und an jede Witwe hinzu, dann ist die Angestelltenversicherung mehr als überflüssig, und kein jetzt bei ihr Versicherter wird ihr eine Träne nachweinen. Daß der eine oder andere, der am Weiterbestehen interessiert ist, es tun wird, mag stimmen, aber schließlich soll doch die Angestelltenversicherung keine Einrichtung für Anstellungen, sie soll vielmehr eine Versicherung sein.

Literarische Rundschau

Mag Sachs, **Teuerung und Geldentwertung.** Dresden 1919, Verlag von Kaden & Co. Preis 2 Mark.

In der kleinen Schrift behandelt Mag Sachs, Redakteur des volkswirtschaftlichen Teils der »Dresdener Volkszeitung«, die Zusammenhänge der derzeitigen Preisverhältnisse mit der gesamten wirtschaftlichen Lage. Preiserhöhungen und Valutaclend zeigen sich als die notwendige Folge unserer Verarmung an Gold, Rohstoffen, brauchbaren Maschinen und Arbeitskraft des einzelnen. Die hierdurch geminderte Ausfuhr ist Ursache unserer geminderten Einfuhr, besonders an Lebensmitteln, die uns vor dem Weltkrieg ungehindert und in Masse zufließen — alles Lasten, die Jahrzehnte zu ihrer Besserung bedürfen und durch fortwährende Lohnsteigerungen, die den geforderten Preisabbau nur verhindern, nicht verbessert werden können. Jede Lohnerhöhung hat naturgemäß eine Preissteigerung der Produkte zur Folge. Es muß auf seiten der Arbeiter mit dem naiven Glauben gebrochen werden, daß sie ihr Einkommen auf Kosten der Unternehmer unbeschränkt erhöhen können, denn der Nachweis ist geliefert, daß beim Großbetrieb durchschnittlich der dem Betrieb entzogene Unternehmergewinn nur 6 bis 10 Prozent des Lohneinkommens der Arbeiterschaft beträgt. Durch Wegstreiken oder Wegsteuern des Unternehmergewinns ist also den Arbeitern wenig geholfen; die Besserung der Lage der breiten Massen ist dadurch zu erreichen, daß in einer planvollen (sozialistischen) Produktion der Verschwendung von Gütern und Arbeitskräften ein Ende gemacht, die Produktion rationeller gestaltet, der Ertrag der Arbeit des einzelnen erhöht wird und die Nichtarbeiter zu nützlicher Arbeit verwendet werden. Ohne gleichzeitige Steigerung des Arbeitsertrags kann eine allgemeine Erhöhung der Löhne die Teuerung nicht aufheben. Auch die Zuschüsse des Reiches, um in- und ausländische Nahrungsmittel im Preise zu erniedrigen, sind Aushilfsmittel von zweifelhaftem Werte, wenn sie nicht durch Gegenwerte, sondern einfach durch vermehrte Ausgabe von Papiergeld gedeckt werden. Wir müssen also mehr Güter schaffen, und das kann geschehen einerseits durch eine auskömmlich bezahlte, den

Arbeiter nicht ruinierende, aber doch zur vollen Anwendung seiner Kräfte nötigende Akkordarbeit, andererseits durch wissenschaftliche Betriebsführung, das sogenannte Taylorsystem, das keineswegs auf ein bloßes Antreiben und eine übermäßige Ausnutzung des Arbeiters hinauslaufen muß. Jedoch die Rationalisierung und Sozialisierung der Arbeit kann nur in langsamer Entwicklung vor sich gehen; bis es so weit gekommen, ist an kein Leben zu denken, wie es der Durchschnittsarbeiter vor dem Weltkrieg führte. Wir werden uns der äußersten Sparsamkeit befleißigen, auf Entbehrliches unbedingt verzichten müssen. Vor allem wird der frühere Alkoholgenuß nicht wieder aufgenommen werden dürfen. Je mehr sich das deutsche Volk über seine Lage klar wird und je planmäßiger es sich den nun einmal gegebenen schlimmen Verhältnissen anpaßt, um so eher werden wir wieder aus der Armut herauskommen. Ausichtslos ist bei dem Welthunger nach Waren unsere Lage nicht, wenn die Arbeiter selber nicht einsichtslos ihre eigene Produktivität schwächen. *bf*

John Dehquist, Finnland. Leipzig 1919, W. G. Teubner. 191 Seiten.

Nachdem Finnland unabhängig geworden ist, wird es voraussichtlich eine größere Rolle im europäischen Völkerleben spielen als bisher und auch mehr als vordem Beachtung finden. Land und Leute deutschen Lesern näherzubringen, ist der Zweck von Dehquists Buch, den es recht gut erfüllt. Die geographisch-ethnographische Schilderung ist kurz gefaßt. Ausführlicher gehalten sind die Abschnitte über Finnlands Geschichte während der letzten hundert Jahre, den gegenwärtigen Bau des Staates sowie das Wirtschafts- und Geistesleben. Die Entwicklung der politischen Parteien wird nur bis zum Jahre 1914 veranschaulicht. Beigabe einer Übersichtskarte hätte die Brauchbarkeit des Buches wesentlich erhöht.

H. Fehlinger

Notizen

Die mexikanische Petroleumproduktion hat in den letzten Jahren einen weiteren Aufschwung genommen. Im Jahre 1914 belief sich die Erzeugung auf 21,1 Millionen Faß (Barrels; 1 Barrel = ungefähr 190 Liter), 1917 stieg sie bereits auf 53,3 Millionen Faß, und im Jahre 1918 hat sie gar 64,6 Millionen Faß betragen. Und doch steckt die ganze mexikanische Erdölindustrie noch in ihren Anfängen. Sie ist weiterer riesiger Ausdehnung fähig. Die Erdöllager Mexikos erstrecken sich nach neueren Untersuchungen über eine Fläche von mehr als 600 000 Quadratkilometern, das heißt über eine Fläche von größerer Ausdehnung als Deutschland, die zurzeit in Betrieb befindlichen Quellen sind aber nur über eine Fläche von etwa 8000 Quadratkilometern verteilt. Trotzdem wären sie bei einigermaßen rationaler Ausnützung imstande, mindestens alljährlich 250 Millionen Barrel Rohöl zu liefern — eine Zahl, deren Bedeutung sofort klar wird, wenn man sie mit der Erzeugung der Vereinigten Staaten vergleicht, die sich 1918 insgesamt auf 356 Millionen Barrel belaufen hat. Heute wird jedoch erst ein kleiner Teil der vorhandenen mexikanischen Quellen richtig ausgebeutet, der größere Teil befindet sich noch im Zustand der Vorbereitung oder der Bohrung.

Früher war der größte Teil der Petroleumquellen in englischem Besitz. Im Laufe des letzten Jahrzehnts hat aber das Yankeeekapital sich mehr und mehr ein Übergewicht auf dem mexikanischen Ölmarkt zu verschaffen gewußt; denn es hat das größte Interesse daran, daß die mexikanische Petroleumproduktion unter amerikanischer Leitung und Aufsicht bleibt und nicht zu einem gefährlichen Konkurrenzkampf gegen die nordamerikanische Petroleumindustrie benutzt wird. Von den 64,6 Millionen Faß, die im Jahre 1918 gewonnen wurden, sind denn auch allein 40,8 Millionen Faß nach den Vereinigten Staaten, 5,6 Millionen Faß nach Südamerika und nur 2,6 Millionen Faß nach England gegangen.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 22

Ausgegeben am 27. Februar 1920

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Mittellandkanal

Von Ernst Wittmaack (M. d. Pr. L.)

Binnen kurzem soll der verfassunggebenden Preussischen Landesversammlung ein Gesetzesentwurf über die Fortführung und Vollendung des Mittellandkanals unterbreitet werden. Dann wird sich der aus der Zeit der Kanalrebellion stammende Stoßseufzer des preussischen Verkehrsministers Thielen erfüllen, jenes geflügelte Wort, das die Fama inzwischen dem verflorenen Deutschen Kaiser in den Mund gelegt hat: »Gebaut wird er doch!« Die Gesetzesvorlage wird in ihrem grundsätzlichen Teil angenommen werden, und nur über die Frage der Linienführung wird es Meinungsverschiedenheiten und Kampf geben. Auch die Konservativen, die vorzeiten die wütendsten Gegner gerade des Mittellandkanals waren, werden dem Kanalprojekt zustimmen, so daß dieser Gesetzesentwurf eine Einheitsfront von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten sehen wird.

Deutschlands und vor allem Preußens Wasserverkehr hat von jeher darunter gelitten, daß zwar Wasserstraßen — natürliche — von Süden nach Norden vorhanden waren, nicht aber solche von Westen nach Osten, die die großen Ströme Rhein, Weser, Elbe, Oder und Weichsel miteinander verbanden. Die Verschiffung von Gütern vom Osten nach dem Westen und umgekehrt war unmöglich oder umständlich und in den meisten Fällen unrentabel des Umwegs über die Ost- und Nordsee wegen. Das ostelbische Gebiet Preußens wurde freilich schon im siebzehnten Jahrhundert durch künstliche Wasserwege aufgeschlossen, durch den Finowkanal, der die Oder mit der Havel, Spree und Elbe verbindet, und den über Bromberg führenden Wasserweg zwischen Oder und Weichsel. Der Westen Preußens ist demgegenüber stiefmütterlicher bedacht gewesen; und was er an künstlichen Wasserstraßen aufweist, ist in der Hauptsache erst eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Immer aber fehlt noch die Krönung des Ganzen: das Verbindungsstück, das den Verkehr zwischen beiden Kanalnetzen, dem des Ostens und dem des Westens, ermöglicht. Den Bau dieses Verbindungsstücks fordert die neue Kanalvorlage.

Neu ist dieser Plan nicht. Solange um Kanalprojekte in Preußen gekämpft worden ist — und es sind harte und leidenschaftliche Kämpfe deswegen geführt worden —, so lange gab es auch Befürworter der Idee, das Kanalnetz so auszubauen, daß es möglich sei, vom Rhein bis zur Oder und umgekehrt auf dem Wasserweg zu kommen. Bisher waren die Gegner dieser Idee die Stärkeren; Krieg und Revolution haben sie indessen eines Besseren belehrt oder ihren Einfluß beseitigt.

Wenn vom Mittellandkanal die Rede ist, so wird darunter vielfach zweierlei verstanden. Der eine meint damit die gesamte Kanalstrecke vom

Rhein bis zur Elbe, der andere nur das noch fehlende Schlußstück von Hannover bis Magdeburg. Das Richtigere ist wohl, die ganze Strecke als Mittellandkanal zu bezeichnen. Von dieser Strecke, die insgesamt eine Länge von etwa 450 Kilometer hat, sind bisher rund 300 Kilometer fertiggestellt. Ein wesentliches Stück hiervon bildet der vor reichlich zwei Jahrzehnten in Betrieb genommene Dortmund-Ems-Kanal, der den Nordseehafen Emden mit dem Dortmunder Industrie- und Kohlengebiet verbindet. Er ließ sich in seinem südlichen Teil auf einer Länge von ungefähr 100 Kilometer, von Herne bis Bevergern, sehr gut für die Herstellung einer westöstlichen Verbindung benützen.

Um den Bau der Reststrecken in die Wege zu leiten, unterbreitete die preußische Regierung im Jahre 1899 dem Abgeordnetenhaus eine Vorlage, mit der sie aber bei den preußischen Junkern auf den heftigsten Widerstand stieß. Sie fürchteten, daß der Kanalbau die Konkurrenzfähigkeit des ausländischen Getreides fördern würde, und scheuten sich nicht, es auf einen Machtkampf zwischen sich und Wilhelm II., der den Kanal gebaut wissen wollte, ankommen zu lassen. Die Junker blieben bekanntlich Sieger, und auch eine zweite, im Jahre 1901 eingebrachte Vorlage fand keine Gnade vor ihren Augen. 1904 unternahm die Regierung einen weiteren Versuch, bei dem sie den Junkern von vornherein insofern entgegenkam, als sie in ihrer Vorlage auf den Bau des Schlußstücks von Hannover bis zur Elbe verzichtete. Nach vieler Mühe wurde diese Vorlage endlich im Jahre 1905 verabschiedet. Der Bau begann. Kurz vor Ausbruch des Krieges, im Juli 1914, konnte das 40 Kilometer lange Bindeglied vom Rhein, bei Ruhrort, bis Herne dem Betrieb übergeben werden, im Februar 1915 war die Strecke von Bevergern bis Minden an der Weser und gegen Ende 1916 die Strecke von hier bis Misburg, einige Kilometer östlich von Hannover, fertiggestellt.

Der Kampf um die Vollendung des Mittellandkanals, das heißt um seine Heranführung bis an die Elbe, ist dadurch natürlich nicht zur Ruhe gekommen, sondern eher noch mehr angefeuert worden. Kein Wunder, es leuchtet schließlich auch dem einfachsten Gehirn ein, daß es halbe Arbeit ist, wenn man das östliche und das westliche Kanalnetz einander annähert, aber keine Verbindung zwischen ihnen herstellt. Unter allen Kanalprojekten, die zurzeit in Deutschland erörtert werden, ist denn auch keines, das an Bedeutung dem Projekt der Vollendung des Mittellandkanals gleichkommt. Von vielen geschäftigen Federn ist das dargelegt worden, und eine stattliche Zahl umfangreicher Denkschriften ist entstanden. Auch in dem zuständigen preußischen Ministerium ist an dem Plan weitergearbeitet worden, und die Herausgabe einer Regierungsdenkschrift hierüber steht unmittelbar bevor.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung des großen Werkes ist nicht zu unterschätzen. Es sind fast ausschließlich Massengüter, die auf dem Wasserweg transportiert werden: Kohlen, Getreide, Kartoffeln, Zucker, Kali, Kalk, Zement, Holz, Erze, chemische Produkte und anderes. Die Sachverständigen haben den Gesamtverkehr des Kanals, sobald er voll in Betrieb sein wird, was zehn Jahre nach seiner Eröffnung¹ der Fall sein dürfte, nach dem im Jahre 1912 vorhandenen Verkehr berechnet und sind dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die gesamte Gütermenge, die dann jährlich auf

¹ Die neueren Erfahrungen lehren, daß schon in fünf bis sechs Jahren nach Eröffnung der volle Betrieb erreicht wird.

dem Kanal verfrachtet werden wird, sich auf mindestens 8,5 Millionen Tonnen belaufen dürfte. Diese Zahl ist indessen insofern trügerisch, als nicht alle verfrachteten Güter den ganzen Kanalweg durchlaufen. Man schätzt, daß der Durchgangsverkehr 75 bis 90 Prozent des Gesamtverkehrs ausmachen wird. Die restlichen 10 bis 25 Prozent entfallen auf den sogenannten Kanalgebietsverkehr, das heißt den Verkehr, der nur streckenweise den Kanal benützt. Berücksichtigt man diesen Umstand und rechnet man den Verkehr um in Tonnenkilometer, so ergibt sich ein Gesamtverkehr von etwa $4\frac{1}{2}$ Milliarden Tonnenkilometer, der natürlich von Jahr zu Jahr eine weitere Steigerung erfährt, und zwar um jährlich 3 bis 4 Prozent, wie die Erfahrungen auf anderen Wasserstraßen gelehrt haben. Den Löwenanteil an dem Verkehr werden, wenigstens vom Westen nach dem Osten, die Kohlen in Anspruch nehmen, während in umgekehrter Richtung mehr Getreide, Kartoffeln und dergleichen verfrachtet werden dürften. Sowohl bei Kohlen wie auch bei Getreide und Kartoffeln wird es sich in der Hauptsache um Durchgangsverkehr handeln, während beispielsweise das Kali den Kanal größtenteils nur auf Teilstrecken beanspruchen wird. Es ist im Rahmen dieses Artikels nicht möglich, eingehend die umfangreichen Untersuchungen und Berechnungen über den Gesamtverkehr wie über die Beteiligung der einzelnen Frachtgüter hieran zu behandeln. Aus den wenigen angeführten Zahlen geht zur Genüge die große volkswirtschaftliche Bedeutung des Kanals hervor, die in ein noch besseres Licht gerückt wird, wenn man darauf verweist, daß die Eisenbahnen durch den Kanalverkehr in außerordentlich hohem Umfang entlastet werden können. Vorzeiten war dieser Umstand freilich ein Hindernis für die weitere Ausdehnung unseres Kanalnetzes, denn die Konkurrenz des billigeren Wasserwegs war den früheren preussischen Eisenbahnministern unbequem, obwohl ihnen neben der Sorge um die Eisenbahnen auch die um die Wasserstraßen anvertraut war. Heute liegen die Dinge anders, und Minister Deser würde wer weiß was darum geben, wenn der Kanal morgen schon fertig sein und seine Eisenbahnen entlasten könnte. Aber auch in der Zukunft wird die Konkurrenzgefahr keine Rolle mehr spielen, denn die voraussichtliche Zunahme des Verkehrs wird durch die Eisenbahnen allein in absehbarer Zeit nicht bewältigt werden können.

Ist sich nun über das bisher Gesagte alle Welt, die zu dem Kanalprojekt das Wort genommen hat, einig, so doch nicht über die Frage, welche Linienführung für die Strecke von Hannover bis an die Elbe gewählt werden soll. Unbestritten ist, daß der Kanal in der Nähe von Magdeburg in die Elbe münden soll, denn Magdeburg als der größte Umschlagsplatz Mitteldeutschlands muß von dem Kanal berührt werden. Es fragt sich nur, in welcher Linie soll er bis nach Magdeburg herangeführt werden. Der Streit hierüber ist erst neueren Datums, aber nichtsdestoweniger ziemlich heftig. Es liegen in der Hauptsache drei Vorschläge vor: die Nordlinie, die Mittellinie und die Südlinie. Die Nordlinie, entworfen von dem Berliner Baurat Contag, deckt sich im großen und ganzen mit dem Vorschlag, der, von dem Wasserbauinspektor Prühmann bearbeitet, in der Regierungsvorlage von 1899 enthalten war. Bis vor etwa fünf Jahren hat diese Linienführung unbestritten das Feld beherrscht. Dann tauchte der Gedanke einer südlicheren Linienführung auf, die ein industriell mehr als die Nordlinie

entwickeltes Gebiet berühren sollte. Ein Vermittlungsvorschlag, der nach Möglichkeit die Vorzüge beider Linien miteinander zu vereinen suchte, wurde in dem Projekt der Mittellinie von dem Professor an der Technischen Hochschule in Hannover Franzius gemacht. Daneben entstanden noch einige andere Projekte. Der Oberbaudirektor Rehder in Lübeck entwarf einen zweiten Plan für die Nordlinie, der von dem Contagschen Projekt besonders hinsichtlich der Mündung bei Magdeburg abwich, und im Herbst 1919 kam noch der Ingenieur Best in Ostock mit der Idee einer sogenannten schleusenlosen Nordlinie heraus, die viel für sich hätte, wenn sie nicht Peine und Braunschweig umgehen und einen wertvollen Landstrich, den Drömling, durch Wasserentziehung in geradezu katastrophaler Weise entwerten würde.

Bei der endgültigen Entscheidung kommen von all diesen Projekten nur noch zwei ernstlich in Betracht: die Mittellinie und die Südlinie. Für eine dieser beiden Linien wird sich auch die Regierung entscheiden, was daraus hervorgeht, daß sie sich im November 1918 entschloß, zur Bereitstellung von Notstandsarbeiten den Kanalbau schon in Angriff zu nehmen. Sie wählte dazu das Stück von Misburg bis Peine, das der Mittellinie und Südlinie gemeinsam ist, die Wahl einer anderen Linie aber ausschließt. Die Arbeiten an diesem Teilstück sind bereits ziemlich weit gediehen, so daß auch schon aus diesem Grunde, will man nicht Millionen einfach nutzlos wegwerfen, nur noch die mittlere oder südliche Linienführung in Frage kommen kann.

Der Verlauf der beiden Linien von Peine ab, bis wohin sie wie erwähnt zusammenfallen, ist folgender: Die Mittellinie geht in einer Entfernung von wenigen Kilometern nördlich an Braunschweig vorbei, wendet sich dann nordöstlich bis Fallersleben, geht westöstlich über Obisfelde bis Calörde und führt von da über Neuhaldensleben in südöstlicher Richtung in die Nähe nördlich von Magdeburg, wo sie gegenüber von Hohenwarthe an die Elbe herantritt, diese durch eine Kanalbrücke überquert und dann Anschluß an den Ihlekanal findet. Die Südlinie geht westlich nahe an Braunschweig heran, biegt hierauf, dem Lauf der Oker folgend, in fast genau südliche Richtung um, die sie über Wolfenbüttel bis Börssum beibehält, wendet sich von hier in scharfem Bogen wieder nach Osten und erreicht über Jerxheim und Oschersleben südlich von Magdeburg die Elbe; da diese ihres felsigen Bettes bei Magdeburg wegen den Kanalverkehr nicht aufnehmen kann, ist mit dem Südlinienprojekt der Plan eines östlichen Umgehungskanals verbunden, der entweder nördlich von Magdeburg in die Elbe münden oder aber direkt an den Ihlekanal heranzuführen soll.

Wie kein großes Kanalprojekt ohne Seitenkanäle, sogenannte *Stichkanäle*, auskommen kann, so sind auch bei der Mittellinie sowohl wie bei der Südlinie solche vorgesehen. Ein beiden Linien gemeinsamer Stichkanal führt nach Hildesheim; sein Bau ist gleichzeitig mit der Teilstrecke Misburg-Peine des Hauptkanals ebenfalls bereits als Notstandsarbeit in Angriff genommen worden. Einen 2 Kilometer langen Stichkanal zweigt die Mittellinie nach Braunschweig ab, und ferner steht sie einen Zweigkanal in das mitteldeutsche Kaligebiet bis nach Bernburg vor. Durch einen kurzen Seitenkanal ist endlich das im Norden Magdeburgs gelegene Industriegelände dieser Stadt angeschlossen. Die Südlinie zweigt außer dem

Hildesheimer Stichkanal einen solchen nach Halberstadt ab, das auch bei der Mittellinie durch einen Nebkanal Anschluß an den Bernburger Seitenkanal findet. Ein Stichkanal nach Bernburg ist bei der Südlinie ebenfalls in Aussicht genommen. Zu erwähnen ist noch, daß beide Linien die Möglichkeit gewähren, durch den Bau eines Nord-Südkanals die Interessen der Hansestädte Hamburg und Lübeck und ihres Wirtschaftsgebietes in erhöhtem Maße zu berücksichtigen, indessen gehört der Bau dieses Kanals nicht zu dem gegenwärtigen Plan der Vollendung des Mittellandkanals.



Welche der beiden Linienführungen nun für die endgültige Fertigstellung des Mittellandkanals vorzuziehen ist, das zu entscheiden ist nicht leicht. Beide Linien haben zweifellos ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Die Wirtschaftlichkeit beider Linien steht ebenfalls außer Zweifel. Die Entscheidung kann nur davon abhängig gemacht werden, welche Linie auf die Dauer am günstigsten erscheint. Ein nicht allzu erheblicher Unterschied in den Baukosten kann dabei nicht ins Gewicht fallen, denn es handelt sich um ein Werk, das viele Menschenalter überdauern soll. Die Anhänger und Befürworter beider Linien schwören natürlich darauf, daß ihre Linie die bessere und bauwürdigere sei. Mit wenigen Ausnahmen sind fast alle Schriften über das große Werk von vornherein darauf angelegt, eine bestimmte Linienführung zu empfehlen. Sie geben sich natürlich ganz »unparteiisch«, können aber doch nicht verhindern, daß der Leser den Gedanken nicht los wird, die Darstellung sei einseitig gehalten und werde der »gegnerischen« Linie nicht gerecht. Beide Teile haben ein ungeheures Maß von Arbeit aufgewandt und aufwenden lassen für die Durcharbeitung der Projekte. An Material zu ihrer Beurteilung fehlt es also nicht, nur möchte der Laie gern ein möglichst objektives, unbeeinflusstes Urteil hören. Ein solches Urteil liegt erfreulicherweise auch vor. Der Ausschuß zur Förderung des Rhein-Weser-Elbe-Kanals, dem es seinem Programm gemäß unbekümmert um die Linien-

führung darum zu tun war, daß der Kanal überhaupt gebaut werde, wandte sich im April 1918 an den Assistenten beim Deutschen Industrie- und Handelstag, Dr. Remme in Berlin, mit der Anfrage, ob er »bereit sei, objektiv, unparteiisch und vollkommen selbständig zu untersuchen, welche von den zur Vollendung des Mittellandkanals vorgeschlagenen Linien vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus den Vorzug verdiene«. Dr. Remme sagte zu, da ihm »in jeder Beziehung freie Hand gelassen werden sollte — und auch gelassen wurde — und in bezug auf das Ergebnis der anzustellenden Untersuchungen keine Verpflichtung einzugehen war, die Untersuchungen also nicht bezweckten, die Bauwürdigkeit einer bestimmten Linie zu beweisen«. Es ist sonach außer Zweifel, daß die volkswirtschaftliche Prüfung der verschiedenen Linienführungen völlig unbeeinflußt von interessierter Seite vorgenommen worden ist.

Seit kurzem liegt das Ergebnis der Arbeit Dr. Remmes vor.² Remme hat sich bei seinen Untersuchungen von dem Gedanken leiten lassen, daß »die Wahl auf die Linie fallen sollte, die bei technischer Größt- Einfachheit, Sicherheit und Leistungsfähigkeit die meisten wirtschaftlichen, insbesondere volkswirtschaftlichen Vorteile bietet, die für alle beteiligten Kreise und Verkehrsbezirke mit den geringsten Nachteilen behaftet ist und mit der sich offensichtlich die große Mehrzahl aller beteiligten Kreise und Verkehrsbezirke unter Beförderung verkehrs- und volkswirtschaftlicher Gesichtspunkte einverstanden erklären kann und zum überwiegenden Teil bereits erklärt hat«. Das Ergebnis der Untersuchungen sei hier gleich vorweggenommen. Es lautet:

»Von welchem Gesichtswinkel immer man die Frage der Linienführung des Mittellandkanals prüft, immer stellt es sich heraus, daß vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet bei weitem mehr Gründe für die Rehdersche Nordlinie beziehungsweise für die Mittellinie als für die Südlinie sprechen.«

Es verlohnt sich nun wohl, noch kurz auf die Gründe einzugehen, die Remme zu seinem Urteil veranlaßt haben. Uns interessieren hier nur noch die Mittel- und die Südlinie, da die anderen Projekte, also auch die Rehdersche Nordlinie, wie erwähnt, für die Ausführung nicht mehr in Frage kommen. Stellen wir zunächst einmal die technischen Unterschiede der beiden Linienführungen von Misburg ab bis zur Mündung in den Ihlekanal fest, die man als eigentlichen Endpunkt des Mittellandkanals ansehen muß:

	Länge der Hauptstrecke	Länge der Stichkanäle	Höchste Schwellenhaltung	Zahl der Schleusen
Mittellinie	156,8 Kilometer	80,8 Kilometer	+ 65 m NN	3
Südlinie	181 Kilometer	70 Kilometer	+ 80 m NN	8

Fände auch Halberstadt an die Mittellinie Anschluß, so würde noch ein Stichkanal von 38 Kilometer Länge hinzukommen. Die Mittellinie würde

² Die Vollendung des Mittellandkanals. Volkswirtschaftliche Untersuchungen über die Linienführung von Dr. J. Remme, Berlin, Assistent beim Deutschen Industrie- und Handelstag. Herausgegeben vom Ausschuß zur Förderung des Rhein-Weser-Elbe-Kanals, Sitz Magdeburg.

damit in ihrer Gesamtkilometerzahl gegenüber der Südlinie um ein erhebliches ungünstiger dastehen. Das ist aber nur scheinbar der Fall. Entscheidend in volkswirtschaftlicher Beziehung sind nicht die Nebenstrecken, sondern ist die Länge der Hauptstrecke. Die Zweigkanäle dienen vorzugsweise der Heranführung des Verkehrs, sie sind die Verkehrszubringer, während die Hauptstrecke den Durchgangsverkehr zu bewältigen hat, der aber, wie wir weiter oben gesehen haben, mindestens 75 Prozent, wenn nicht bis zu 90 Prozent des Gesamtverkehrs, nach Tarifkilometern berechnet, ausmachen wird.

Eine längere Durchgangsstrecke bedeutet natürlich eine dauernde Frachtoverteuerung. Für die Südlinie wird nun ins Treffen geführt, daß sie den Durchgangsverkehr nach Bernburg und bei weiterem Ausbau nach Halle und dem Freistaat Sachsen verbürge, daß sie, was neuerdings besonders in den Vordergrund gehoben wird, die Frage der Rückfrachten leichter lösen lasse, und schließlich daß sie, weil sie ein industriereicheres Gebiet durchschneide, einen größeren Kanalgebietsverkehr aufweisen werde.

Das alles fällt aber nicht derart ins Gewicht, daß damit der verteuernde Umweg des Durchgangsverkehrs nach dem Osten ausgeglichen würde. Ruhrkohle, die die Hauptfracht ist, wird nur in geringen Mengen nach dem Süden, größtenteils aber nach dem Osten, nach Berlin vor allem, transportiert werden. Für Getreide und Kartoffeln, die aus dem Osten kommen und den Bernburger Kanal benutzen sollen, ist es gleichgültig, ob die Mittellinie oder die Südlinie gebaut wird, und ebenso gleichgültig ist dies für das Kali, das aus der Bernburger Gegend kommt und nach dem Osten geht; nach dem Westen wird aber verhältnismäßig wenig Kali aus dieser Gegend verfrachtet werden, weil er hiermit aus dem Hildesheimer Kaligebiet versorgt wird. Die Verkürzung des Weges nach Leipzig — sie macht 15 Tarifkilometer aus — hat für den Verkehr von und nach dem Osten überhaupt keine Bedeutung, und für den Westen fällt sie deswegen wenig ins Gewicht, weil der Westen hauptsächlich Kohlen liefert, die aber fast ausschließlich nach Berlin und nach dem Osten gehen werden und nicht nach dem Süden, nach Halle und Leipzig, denn dieses Gebiet ist selber ein Kohlengebiet. Was die Frage der Rückfrachten anbelangt, so verweisen die Anhänger der Südlinie darauf, daß der Harz noch große ungehobene Schätze an Erzen birgt, die gefördert, dem Kanal zugeführt und nach dem Westen zur Verhüttung transportiert werden könnten. Zunächst ist es noch sehr strittig, ob der Harz noch reich an Erzen ist; wenn er es aber wäre, so müßten die Erze doch erst mit der Eisenbahn an den Kanal herangebracht werden. Sind sie aber erst einmal verladen, so macht es absolut nichts aus, sie ein paar Kilometer weiter bis an die Mittellinie rollen zu lassen. Das gleiche trifft zu auf Holz und Steine, die der Harz liefert. Das Argument der Rückfrachten ist somit auch nicht entscheidend. Es könnte es nur dann sein, wenn große Mengen Güter zur Rückverfrachtung vorhanden wären, die, ohne erst die Eisenbahn zu benutzen, sofort dem Kanal zugeführt werden könnten. Das ist aber nicht der Fall; die dauernde Frachtoverteuerung bei dem Umweg über die Südlinie wird durch größere Rückfrachten nicht ausgeglichen.

Es bleibt als letztes der größere Lokalverkehr, der zweifellos bei der Südlinie vorhanden sein wird. Aber auch er kann, selbst ange-

nommen, daß er eine Million Tonnenkilometer ausmachen würde — was sehr hoch gegriffen ist —, bei dem Gesamtverkehr von $4\frac{1}{2}$ Milliarden Tonnenkilometern nicht ausschlaggebend sein, denn es darf nicht außer acht gelassen werden, daß das Kanalstück Magdeburg-Hannover nicht als selbständige Strecke gebaut wird, sondern das Schlußstück des großen Werkes des Mittellandkanals sein soll. Bei der Wahl der Südlinie würde jede Tonne Ruhrkohle, die nach Berlin oder überhaupt nach dem Osten geht, 30 bis 40 Pfennig Fracht mehr erfordern als bei der Mittellinie, weil der Weg 45 Tariskilometer oder rund 9 Stunden Fahrtdauer länger ist. Das würde bei einem Durchgangsverkehr nach dem Osten von sagen wir einmal jährlich 4 Millionen Tonnen eine Vergeudung von 1,2 bis 1,6 Millionen Mark Volksvermögen jahraus jahrein bedeuten.

An dieser Verteuerung ist die größere Zahl der Schleusen, die die Südlinie aufweist, mit schuld; denn jede Schleuse bedingt einen Zeitverlust von ungefähr 3 bis 4 Tariskilometer, das heißt, während der Zeit des Aufenthalts in der Schleuse könnten die Rähne, wäre die Strecke frei, 3 bis 4 Kilometer zurücklegen. Daß eine größere Zahl Schleusen auch technisch einen Nachteil und geringere Betriebsicherheit bedeutet, liegt auf der Hand, da die Gefahr einer Störung natürlich um so größer ist, je mehr Schleusen vorhanden sind. Die größere Zahl Schleusen wird bei der Südlinie dadurch notwendig, daß sie größere Höhen zu überwinden hat. Das ist für die Wasserspeisung des Kanals selbstverständlich auch von erheblichem Belang; indessen ist die Frage der Wasserspeisung, die anfänglich den Wasserbau-technikern wohl am meisten Kopfzerbrechen bereitet hat, bei beiden Linienführungen zufriedenstellend gelöst, um so mehr, als der Bau einer ganzen Reihe von Talsperren im Gebiet der Harzflüsse, vor allem der Bode, sowohl bei der einen wie auch bei der anderen Linie, in Aussicht genommen ist. Kemme hält die Wasserspeisung der Mittellinie für besser durchführbar und gesicherter als die der Südlinie, weil bei dieser die natürliche Speisung nur ausreiche für einen Verkehr bis zu 8 Millionen Tonnen, die Mittellinie aber noch bei einem Verkehr von 12 bis 16 Millionen Tonnen genügend natürliche Speisung habe, also erst viel später zu dem Hilfsmittel der künstlichen Speisung durch Auffaugungen von Wasser in die Scheitelhaltung zu greifen brauche. Da die Scheitelhaltung der Mittellinie niedriger liege, so sei das Hinauspumpen bei ihr auch einfacher und billiger. Ubrigens ist das Niederschlagsgebiet der Mittellinie auch wesentlich größer als das der Südlinie, woraus schon hervorgeht, daß ihre Speisung gegenüber der der Südlinie im Vorteil ist.

Von größter Bedeutung für das Kanalprojekt ist noch die Frage der Überbrückung der Elbe. Diese Überbrückung wird nicht zu umgehen sein, weder bei der Mittellinie noch bei der Südlinie. Einmal muß die Kollisionsgefahr mit dem großen Elbverkehr selbst ausgeschaltet werden, dann aber auch ist die Elbe mit ihrem wechselnden Wasserstand nicht in der Lage, Rähne von 1000 bis 1200 Tonnen Tragfähigkeit, wie sie für den Kanalverkehr vorgesehen sind — ein einziger Kahn enthält also ebensoviel Ladung wie 50 bis 60 Güterwagen der Eisenbahn —, jederzeit aufzunehmen. Die Notwendigkeit des Leichterns bei ungenügendem Tiefland der Elbe muß aber von vornherein ausgeschaltet werden, weil sie den Verkehr unsicher macht, ihn verteuert und die Eisenbahnen zeitweilig überlastet. Die einfachste

und billigste Überbrückung der Elbe ist bei der Mittellinie möglich, denn die Südlinie stößt hierbei auf erhebliche technische Schwierigkeiten, vor allem auch, weil sie ostelbisch auf nicht hochwasserfreies Gelände trifft. Diese Frage ist überhaupt für die Südlinie ein sehr kritischer Punkt. Ihre Anhänger hoffen durch Regulierung der Elbe bei Magdeburg und durch Saalestalsperren den Wasserstand der Elbe auf 1,90 Meter zu bringen und sie dadurch jederzeit für die großen Kanalkähne aufnahmefähig zu machen. Gelänge es, diesen Wasserstand dauernd zu erreichen, was von den Sachverständigen noch bezweifelt wird, so würde er doch nicht ausreichen, denn ein 1000-Tonnen-Schiff verlangt, wie ebenfalls von sachverständiger Seite dargelegt worden ist, bei voller Ladung eine Stromtiefe von 2,20 Meter. Eine Wasserstraße von der Bedeutung des Mittellandkanals erfordert aber, so sagt Kemme mit Recht, einen jederzeit vollschiffigen Verkehr. Und er setzt hinzu: »Da die Elbe diesen nicht gewährleisten kann, so muß der Kanal, wenn er nicht, wie 1904 bei Hannover, so jetzt zum zweiten Male bei Magdeburg steckenbleiben und wieder ein wirtschaftlich wie technisch unvollendetes Werk bleiben soll, über die Elbe hinweggeführt werden.«

Sehr eingehend sind Kemmes Untersuchungen über die verkehrswirtschaftliche Frage unter Berücksichtigung der besonderen Interessen der beteiligten Verkehrsgebiete. Er schließt diese Untersuchungen mit folgender Bemerkung ab: »Die Südlinie kommt lokalen Wünschen eines engbegrenzten Gebietes entgegen und entspricht bestimmten lokalen Interessen. Eine nördliche Linie — und zwar die Rehdersche Nordlinie oder die Mittellinie — ist eine volks- und auch privatwirtschaftliche Notwendigkeit. Die Mittellinie kann als durchaus annehmbares Kompromiß gelten, der im wesentlichen allen Bedürfnissen gerecht wird und dem daher alle Teile ohne wesentliche Beeinträchtigung ihrer Sonderbedürfnisse zustimmen können.« Auch seine Untersuchungen über den Verkehrsumfang, über die Beteiligung der einzelnen Güter an dem Verkehr und über die Förderung des gewerblichen Lebens im Kanalgebiet enden günstig für die Mittellinie.

Die Frage der Baukosten ist heutzutage nach Lage der Dinge schwer zu beantworten. Man darf annehmen, daß der Bau des Kanals nach dem heutigen Stand der Materialpreise und Löhne nicht viel weniger als eine Milliarde Mark Kosten verursachen wird, ganz gleich, welche Linienführung gewählt wird. Kemme, der auch diese Frage erörtert, und zwar unter Zugrundelegung von Friedenspreisen, kommt hierbei zu dem Standpunkt, daß das Südliniensystem abzulehnen sei. Zur Rentabilitätsfrage bemerkt er, daß es wirtschaftlich sei, den Verkehr zu verbilligen und ihn nicht durch Wegverlängerung und entsprechende Belastung mit Abgaben zu verteuern, um Überschüsse erzielen zu wollen. In der Tat, es wäre schwer zu verstehen, wollte man dadurch höhere Einnahmen schaffen, daß man einen längeren Weg wählt.

In seinen Schlußbemerkungen faßt Kemme das Ergebnis seiner Untersuchungen noch einmal zusammen und kommt dabei zu dem von uns schon vorweggenommenen Gesamturteil, nach welchem die Mittellinie bei weitem den Vorzug vor der Südlinie verdient. Ob sich das preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten schon für eine bestimmte Linienführung entschieden hat und für welche, ist unbekannt, wenn auch mancherlei Vermutungen dar-

über umlaufen. Ebensovienig läßt sich heute schon mit Bestimmtheit sagen, welche Linienführung in der Landesversammlung die Mehrheit bekommen wird. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Mittellinie den Sieg davontragen wird, da sie alle Gründe für sich und sehr wenig gegen sich hat.

Dringend zu wünschen ist nur, daß der Landesversammlung die Kanalvorlage recht bald zur Erledigung zugewiesen wird, denn bei weiterer Verzögerung besteht die Gefahr, daß aus dem Kanalbau in absehbarer Zeit überhaupt nichts wird. Spätestens mit dem 1. April 1921 werden nach der Reichsverfassung die Wasserstraßen in die Zuständigkeit des Reiches übernommen; das Reich hat aber hinsichtlich des Baues neuer Wasserstraßen kaum die Bewegungsfreiheit, wie sie Preußen jetzt noch bei dem Mittel-landkanal hat.

Eile tut darum not, um so mehr, als vermutlich auch noch langwierige Verhandlungen mit Braunschweig und Anhalt zu führen sein werden, die aus partikularistischen Gründen am liebsten den Bau der Südlinie sähen.

Ein großes Werk gilt es zu tun. Wenn es vollendet sein wird, wird es wesentlich dazu beitragen, das deutsche Wirtschaftsleben wieder auf eine achtungsgebietende Höhe zu bringen.

Das Streikrecht der Beamten

Von Wilhelm Guske

Die Revolution hat allen Beamten die Freiheit ihrer politischen Meinung und die Vereinigungsfreiheit gebracht. Diese Rechte sind in der Verfassung des Deutschen Reiches vom 14. August 1919 niedergelegt. Der Gedanke der Vereinigung zur Durchsetzung von Forderungen ist in der Beamenschaft viel später als in der Arbeiterschaft erwacht. Erst seit Anfang dieses Jahrhunderts wird von den verschiedenen Gruppen der Festbepfunden das Recht der Befähigung zur Wahrnehmung ihrer politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse gefordert. Der frühere Klassenstaat verhielt sich aber diesen Forderungen gegenüber völlig ablehnend, sobald das Recht zur Vereinigung nicht nur als Mittel zur Pflege nebensächlicher Berufsangelegenheiten, sondern als Zweck zur Behinderung der Ausbeutung der Arbeitskraft angewendet werden sollte. Rücksichtslose Unterdrückung wurde das Allheilmittel dieser Staatsweisheit. Daß heute die Arbeitsverweigerungen der verschiedenen Gruppen der öffentlichen Angestellten (Beamten) zum größten Teil Überlegung und Verantwortlichkeitsgefühl vermissen lassen, ist nur eine Folge der früheren Bevormundung und Unterdrückung. Die anarchistische Streikstimmung in den Kreisen der öffentlichen Angestellten hätte nicht aufkommen können, wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer der öffentlichen Unternehmungen oder Verwaltungen sich früher nicht so oft von der Vorstellung hätten leiten lassen, daß der harmonische Ausgleich der auch bei öffentlichen Unternehmungen sich widerstreitenden Arbeitgeber- und Arbeitnehmerinteressen durch willkürliche Zurückhaltung derjenigen Kräfte, die besonderen Einfluß auf die Gestaltung der Lebensverhältnisse haben, gefunden wird. Die Streikbewegungen sind in ihrer großen Überzahl nicht Kämpfe um Anschauungen, sondern Folge der Dürftigkeit der Befriedigung der einfachsten Lebensbedürfnisse.

Am 13. November 1918 hat der Aufruf der preußischen Regierung die Durchführung der uneingeschränkten Koalitionsfreiheit für alle Staatsarbeiter und Beamten als eine der zahlreichen Aufgaben der neuen Regierung bezeichnet. Artikel 130 Absatz 2 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 lautet: »Allen Beamten wird die Freiheit ihrer politischen Gesinnung und die Vereinigungsfreiheit gewährleistet.« Doch hat die preußische Regierung in einem Erlaß erklärt, daß das Koalitionsrecht keinen Kontraktbruch rechtfertige. Die vorurteilslose Prüfung dieser Angelegenheit wird zur Feststellung eines unhaltbaren Widerspruchs führen. Aber das Recht der Arbeitsverweigerung der öffentlichen Angestellten (Beamten) haben Juristen und Fachleute mit viel Aufwand und großem Scharfsinn zahlreiche Arbeiten geliefert. Aus den gesamten Darlegungen kann eine grundsätzliche Klarheit nicht gewonnen werden. Die Frage, ob das Streikrecht auch den Beamten zugestanden werden muß, wird selbst von den stärksten Befürwortern nicht vorbehaltlos bejaht. Sie kommen zwar zur Bejahung; aber nicht aus grundsätzlichen, sondern aus zweckmäßigen Erwägungen. Der Satz: das Streikrecht ist der Ausfluß allgemeiner Menschenrechte, hat so allgemeine Bedeutung, daß mit ihm zur Begründung oder gar zur Klärung des Streikrechts der Beamten sehr wenig erreicht wird. Der Begriff Recht ist nichts eindeutig Bestimmtes. Die Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung ergibt, daß die Rechtsform immer das Ergebnis der gesellschaftlichen Machtverhältnisse war. Eine Ablehnung des Streikrechts aus dem Artikel 130 der Reichsverfassung herleiten zu wollen, erscheint mir aber auch nicht möglich. Der Artikel 130 Absatz 1 lautet: Die Beamten sind Diener der Gesamtheit, nicht einer Partei. Die Artikel 132 und 133 erklären, daß jeder Volksgenosse nach Maßgabe der Gesetze Diener der Gesamtheit ist. In einem sozialistisch organisierten Staatswesen ist das die erste Pflicht jedes Staatsbürgers. Der jetzige Volksstaat hat leider noch zu viel individualistische Grundzüge. Deshalb erscheint es notwendig, diese Staatsbürgerpflicht besonders hervorzuheben.

Die Arbeitsverweigerung gilt in der heutigen Gesellschaftsordnung als Mittel zur Verwirklichung von Forderungen. Ob nun diese auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt bleiben sollen, erscheint mir eine Zweckmäßigkeit-, keine Grundsatzfrage. Politische und wirtschaftliche Bewegungskräfte stehen in so enger Wechselbeziehung, daß eine Trennung sehr häufig als Willkür erscheinen muß. Die Frage des Streikrechts der Beamten wird ihre grundsätzliche Lösung finden mit der Entscheidung über die Form des neuen Beamtenrechts. Die Entwicklung zum neuen Beamtenrecht wird sich meines Erachtens in der Linie zum einheitlichen Arbeitnehmerrecht bewegen müssen. Das einheitliche Arbeitnehmerrecht wird nun dazu führen, daß die jetzige Form des Dienstvertrags der Beamtschaft von den aus geschichtlichen Überlieferungen abgeleiteten Rechtsformen: unkündbare lebenslängliche Anstellung, eine durch vorwurfsfreie langjährige Dienstzeit in allmählichem Aufstieg zu erreichende angemessene Besoldung, eine auf einseitiger Verpflichtung beruhende Arbeitsunfähigkeits- und Hinterbliebenenversicherung, befreit werden. Damit wird auch die Grundlage zu einer vorbehaltlosen Anerkennung des Streikrechts der Beamten gegeben werden. Den öffentlichen Körperschaften (Reich, Staat und Gemeinde) muß als Arbeitgeber dasselbe Maß Handlungsfreiheit gegeben werden wie den Arbeit-

nehmern dieser Körperschaften. Jede einseitige Bindung im Arbeitsvertrag muß beseitigt werden. Das Streikrecht ist mit der unkündbaren Stellung und der Vorausleistung des Gehaltes unvereinbar. Diese Klassenvorrechte bedeuten eine einseitige Bindung des Arbeitgebers und stellen auch eine Belastung der Allgemeinheit dar zugunsten einer bestimmten Volksgruppe. Solange den Beamten durch die Dienstverträge derartige Vorrechte eingeräumt sind, wird man der Auffassung der preussischen Staatsregierung, daß die feste Anstellung der Beamten und die staatliche Garantie ihrer besonderen Rechte die Gebundenheit an den Dienstvertrag ergibt und das Koalitionsrecht keinen Kontraktbruch der Beamten rechtfertige, nicht die Berechtigung versagen dürfen.

Das Reichsgericht hat nun zwar in einer Entscheidung vom 21. Oktober 1912 festgestellt, daß das Recht der Arbeitseinstellung sich deutlich erkennbar ableiten lasse aus dem Koalitionsrecht; doch zu dieser Entscheidung hatte ein Fall völliger Vertragsfreiheit der beiden Vertragsschließenden Anlaß gegeben. Der Streik stellt einen Vertragsbruch dar, der zwar straflos, aber zivilrechtlich doch Schaden ersetzende Verpflichtungen nach sich ziehen kann. Die damit zusammenhängenden Fragen bildeten sehr oft den Gegenstand eingehender Erörterung in der Geschichte des Tarifwesens. Die Arbeitnehmer haben bis jetzt zwar immer die Haftung für Tarifuntreue abgelehnt; doch nicht etwa, weil sie für sich ein besonderes Recht in Anspruch nahmen. Ihre Ablehnung wurde veranlaßt durch den völligen Mangel sachlicher Mittel zur Erzwingung der Tariftreue ihrer Verbandsmitglieder. Hieraus ergibt sich, daß die Vertreter der Arbeiterschaft in den Kämpfen um Verbesserung der Daseinsbedingungen den gleichen Rechtsboden für Arbeitnehmer und Arbeitgeber fordern. Diese Forderung wird auch den Ausgangspunkt zur Begründung des Streikrechts der Beamten bilden müssen.

Der Dienst- oder Arbeitsvertrag ist ein Kaufs- und Verkaufsvertrag über die Ware Arbeitskraft. Der Inhalt des Dienstvertrags der Beamten (Anstellungsurkunde, Bestallung) und der Arbeitsvertrag des Arbeiters stellen Verpflichtungen zu Dienstleistungen auf der einen und Vergütungen derselben auf der anderen Seite dar. Leistungen ohne Vergütung gelten nicht als dienstvertragliche. Das Verhältnis der öffentlichen Angestellten zu den öffentlichen Arbeitgebern wird heute zwar im allgemeinen juristisch noch nicht als Arbeitsverhältnis und seine Verpflichtungen nicht als Folge des Arbeitsvertrags angesehen. Das Reichsgericht hat aber schon festgestellt (Entscheidungen, Band 16, S. 173), daß auf das Staatsdienerverhältnis die privatwirtschaftlichen Normen des Dienstvertrags anzuwenden sind, soweit sie nicht mit dem öffentlichen Zwecke des Staatsdienstes im Widerspruch stehen. Diese Entscheidung hat aber in Wirklichkeit wenig Bedeutung gefunden, weil der Inhalt der Dienstverträge der öffentlichen Beamten nur in sehr wenigen Fällen zwingende gesetzliche Normen trägt. Die Vorschriften der Gewerbeordnung oder der besonderen Gewerbegesetze gelten fast nur für die Arbeitsverträge bestimmter Wirtschaftsgruppen. Selbst auf öffentliche Gewerbebetriebe (Landwirtschaft, Bergbau, Verkehrsanstalten, Erzeugung von Kraft und Licht) wurden andere Rechtsformen angewandt als auf die zum Zwecke des Erwerbs betriebenen Privatunternehmungen. Hinzu kommt noch, daß Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Bergbau und Eisenbahnbetrieb

unter Landesrecht standen. Die für gewerbliche Arbeitsverträge geltenden Bestimmungen des Reichsrechts konnten also bisher nur zum geringsten Teil Anwendung auf Beamtenverhältnisse finden. Bestrebungen zur Durchsetzung eines einheitlichen Arbeitnehmerrechts haben auch nach der Staatsumwälzung wenig Verwirklichung gefunden. Die durch geschichtliche Überlieferung entstandene Buntstückigkeit des Arbeitsrechts zeigt noch besondere starke Abweichungen auf dem Gebiet des Beamtenrechts. Hier kann nur eine völlige Beseitigung der besonderen die Beamtenrechte regelnden Gesetze Besserung bringen. Die Beamten dürfen keinen besonderen Beamtengesetzen, sondern müssen dem bürgerlichen Recht unterstellt werden. Damit würde auch beiden Vertragsschließenden, dem Beamten und der anstellenden Behörde, völlige Vertragsfreiheit gegeben werden. Das öffentlich-rechtliche Arbeits- oder Dienstverhältnis würde eine Grundlage erhalten, auf der jedem Beamten die Berechtigung der Anwendung der Arbeitsverweigerung zur Durchsetzung bestimmter Forderungen eingeräumt werden müßte. Das Streikrecht unter Beibehaltung der Sonderrechte der Beamten, wie unkündbare Stellung, Vorausleistung der Einkünfte usw., würde aber eine einseitige Bindung des öffentlichen Arbeitgebers bedeuten.

Nun wird gegen diese Forderungen der Einwand erhoben, daß dadurch die wohl erworbenen Rechte den Beamten genommen und sie der Willkür der einseitigen Bedingungen des öffentlichen Arbeitgebers ausgeliefert würden. Ferner durch die Arbeitseinstellung würden die Grundlagen einer geordneten Verwaltung völlig untergraben. Unter wohl erworbenen Rechten werden in erster Linie die Ansprüche auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung verstanden. Die erworbenen Ansprüche können in ihrem vollen Umfang aufrechterhalten werden. Nur auf die noch entstehenden Ansprüche wird ein neues einheitliches Arbeitsrecht Einfluß haben: die Beseitigung der Willkür und die Verhütung gemeinschädlicher Störungen der Grundlagen der Volksgemeinschaft wird die Aufgabe des Zusammenarbeitens der Vertretungen der öffentlichen Körperschaften und der Berufsorganisationen der öffentlichen Arbeitnehmer sein müssen. Die Lohnbewegung der Arbeiterschaft (einzelne Ausnahmen der letzten Zeit bestätigen nur die Regel) haben bewiesen, daß keine Veranlassung zu Besorgnissen in dieser Richtung vorliegt. Man darf das Vertrauen haben, je größer und machtvoller die selbstgeschaffenen Organisationen der Arbeitnehmer werden, um so größer wird das Verantwortlichkeitsgefühl. Die Unternehmungen zur Verbesserung der materiellen Daseinsbedingungen werden dann auf das Maß zurückgeführt werden, das mit dem Wohl der gesamten Volkswirtschaft vereinbar ist. Das Streikfever wird durch die mangelhafte Entwicklung einer umfassenden Organisation der Arbeitnehmer hervorgerufen und wird am besten bekämpft durch die Vertiefung und Verbreitung der Einsicht in die wirkliche wirtschaftliche Sachlage. Der Kampf um das Arbeits- oder Dienstesinkommen wird meiner Ansicht nach eine notwendige und berechtigte, aber eine geregelte und nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Begleitererscheinung eines freien Dienstvertrags bilden. Die Ware »Arbeitskraft« wird vorläufig noch immer, ganz gleich, ob sie Gegenstand eines Dienstvertrags, eines Arbeitsvertrags oder einer Anstellungsurkunde ist, mit den Vorgängen des allgemeinen Warenmarktes verstrickt bleiben. Der Preis der Arbeitskraft wird also in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem

Kostenaufwand zur Befriedigung der sachlichen Lebensbedürfnisse stehen und daher immer einen erheblichen Einfluß auf den Inhalt des Lebens und der Art der Lebensführung bilden.

Der Einwand, daß die Frage des Streikrechts der Beamten gelöst wäre, wenn den Beamten ein Mitbestimmungsrecht »im richtigen Maße« eingeräumt wird, erscheint zwar einfach und auf den ersten Blick überzeugend, bedeutet aber keineswegs eine grundsätzliche Lösung. Wie soll das richtige Maß des Mitbestimmungsrechts gefunden werden? Die Grenzen würden gezogen werden müssen durch die Rücksichten auf das Allgemeinwohl. Das Urteil über das Allgemeinwohl kann aber nicht von eindeutig bestimmbarern Begriffen abgeleitet werden und wird in den meisten Fällen das Ergebnis der tatsächlichen Machtverhältnisse bilden. Daß ein von Vertrauen und freihlichem Geist getragenes und loyal durchgeführtes Mitbestimmungsrecht der Beamten den Streik ausschließen wird, ist wohl möglich, aber durchaus nicht beweisbar. Das rechtl. zugestandene Mitwirkungsrecht wird nur Schein bleiben, solange es nicht gestützt wird von einer straffen und mit der erforderlichen Sachkunde geleiteten Organisation der Arbeitnehmer. Wenn nun in der öffentlichen Wirtschaft (Verwaltung und Gewerbe) Arbeitnehmer und Arbeitgeber auf den gleichen Rechtsboden gestellt werden, so werden Koalitionsrecht und Streikrecht der einen Seite die entsprechenden Gegenkräfte der anderen Seite auslösen. Durch Abwägen der gegenseitigen Kräfte wird sich dann ganz von selbst eine Mittellinie des gegenseitigen Einvernehmens bilden. Daher erscheint es mir notwendig, daß den Beamten das Streikrecht gegeben wird. Es ist zwar kein Allheilmittel, bildet aber einen Teil der notwendigen Voraussetzung zum Aufkommen des Bewußtseins völliger Gleichberechtigung aller Volksgenossen.

Richard Dehmel und die deutschen Arbeiter

Von Ludwig Lessen

Richard Dehmel, Deutschlands bedeutendster lyrischer Dichter der Gegenwart, ist am 7. Februar in Blankenese bei Hamburg gestorben. So durchdacht-erlesen und schwerflüssig seine Kunst auch war, selten hat ein Dichter so tief und so fest in den breiten Schichten des Volkes gewurzelt wie er. Denn er war eins mit dem Streben seiner Zeit, Altes zu zerbrechen und Neues, Besseres an die Stelle des Überholten und Morschgewordenen zu setzen. Menschheitsveredlung war das, um was er rang; Befreiung und Ausweitung der Persönlichkeit war sein Ziel, dem er zustrebte; ungehemmter Kraftentfaltung im guten und im verpönten Sinne galt sein Denken, sein Singen, sein künstlerisches Werk. Wohl selten hat ein Poet die innersten Triebkräfte seiner Zeit so erkannt wie er; und wohl selten ist ein Dichter von seinen Zeitgenossen aller Volksschichten so verstanden worden wie er. Seine düster-grollenden Strophen waren die Stimme der Zeit. Mit seinen ernsten, grüblerischen Rhythmen wurden mit den Jahren alle vertraut: auch die Arbeiter, die seine Lieder, soweit sie verfont waren, viel und gern auf ihren Festlichkeiten sangen. Denn aus Richard Dehmels Versen sprach groß und weihewoll das Prophetentum einer sozialen Mission.

Die Zeit, in der Dehmels Künstlertum wuchs, war eine Übergangszeit: es war die Epoche des industriellen Aufschwungs in Deutschland, die Zeit der Anfänge des sozialen Erkennens und des Großwerdens der durch das Ausnahmegesetz niedergehaltenen und doch zusehends erstarkenden sozialistischen Arbeiterbewegung. Das war zugleich jene Zeit, in der er selbst menschlich und künstlerisch schwer zu ringen hatte. Der als Förstersohn am 18. November 1863 zu Wendisch-Hermsdorf in der Mark Geborene hatte gerade seine Universitätsstudien beendet und war als Sekretär des Verbandes deutscher Feuerversicherungsgesellschaften tätig, als die schwere Faust Bismarckscher Willkürpolitik, die über dem arbeitenden Deutschland lastete, sich mächtig zu lockern begann. Dehmel wohnte damals in einer stillen, baumbestandenen Straße eines nördlichen Berliner Vororts, den er vom Steffiner Bahnhof aus erreichte. Damals lernte ich ihn persönlich kennen: den verschlossenen, sich grüblerisch verzehrenden Menschen mit den nervösen Händen, auf denen die Adern in dicken blauen Schnüren lagen. So manche stille Stunde durfte ich in dem kleinen, einfenstrigen Zimmer bei ihm weilen, dessen Fenster auf alten, ihn wohl an die Waldumgebung seines Vaterhauses erinnernden Baumbestand hinauschaufen. Und so manches gute Wort, so manche wohlmeinende Aufmunterung durfte ich mit mir nehmen, die lange in mir nachklang und an die ich auch heute noch gern zurückdenke.

Denn trotz seiner sich selbst gern zerquälenden Verschlossenheit war Dehmel kein vom Leben Abseitsstehender. Er war ein Kämpfer im besten und höchsten Sinne des Wortes. Mit seinem tiefsten Wesen lauschte er den Regungen seiner Zeit, die nach eigenen Erkenntnissen zu formen und zu beeinflussen er stets bestrebt war. Immer hielt er nach denen Ausschau, die mit ihm auf gemeinsamem Pfade zu gemeinsamen Zielen zu wandern gewillt waren. Wie oft ward ihm, der scheinbar das Alleinsein suchte, die Einsamkeit zur Qual:

Wie hab' ich mich nach einer Hand gesehnt,
Die mächtig ganz in meine Würde passen!
Wie hab' ich mir die Finger wund gebohrt!
Die ganze Hand, die konnte niemand fassen!
Da ballt' ich sie zur Faust.

Jedoch er brauchte die Hand nicht lange zur Faust zu ballen. Immer größere, immer breitere Volksschichten griffen nach seiner Dichterhand. Die Zeit war reif. Es lag ein Warten auf künstlerische Erlösungen damals im letzten Jahrzehnt des verflorenen Jahrhunderts in der Luft. Dehmel selbst war einer derjenigen Künstler, die hierfür einen feinen Spürsinn hatten, als er die Worte schrieb: »Die Empfänglichkeit für Kunst, nur daß sie noch nicht klarer Kunstsinne, eingewurzeltens Geschmacksbedürfnis ist, war niemals so durch alle Stände, so bis in die Massen hinab, über so viele kultivierte Menschen hier verbreitet.« Dehmel glaubte an die Massen, an ihren Schönheits Hunger, an ihre Empfänglichkeit für künstlerische Dinge. Vom Volke, nicht von einzelnen privilegierten Schichten allein, verstanden zu werden, drängte es ihn. Wenn man seinen künstlerischen Ehrgeiz irgendwie klassifizieren darf, so kann man ihm ein gewisses Streben nach Volksfühllichkeit nicht absprechen. Mit zähem Willen hat er gerungen, sich durchzusetzen. Und denen, die über das Phlegma des Publikums sich beklagten,

rief er schon 1895 (in der Vorrede zu den »Lebensblättern«) zu: »Ihr habt kein Publikum, schreit ihr? Schafft es euch! Wozu habt ihr eure Phantasie?! Seht ihn vor euch, den Menschen eurer Sehnsucht: dem zu liebe dichtet, bildet, malt, und selbst die Menge wird endlich begreifen, daß sie eurer bedarf, sich lebenslustiger zu fühlen.«

Richard Dehmel fand, was er suchte: ein Publikum, das sich aus allen Schichten des deutschen Volkes zusammensetzte, eine Gemeinde, in der auch die Arbeiter nicht fehlten. Gerade ihren Kulturwert wußte er zu schätzen. Er weiß, was die Arbeit für die Entwicklung des modernen Staatswesens bedeutet; ihrer Werke schaffenden Kraft will er die gebührende Achtung verschaffen. Von dem Schmutz des Alltags will er sie befreien, erlösen:

Siehst du den Qualm mit dicken Fäusten drohn
Dort überm Wald der Schloße und der Essen?
Auf deine Reinheitssträume fällt der Hohn
Der Arbeit! Fühl's: sie ringt von Schmutz zerfressen.

Und mählich mit den Jahren sieht er die Arbeit sich selbst befreien. Er aber ist bestrebt, in dauernder Fühlung mit den aufwärtsringenden Volksbewegungen seiner Zeit zu bleiben. Das ist die Periode, in der er die Märtyrer des Sozialistengesetzes, die Bahnfahrt in der vierten Klasse besingt.

Aber seines Verweilens ist hier nicht. Über den Naturalismus hinaus, in dessen Bahnen er sich künstlerisch zuerst bewegte, wächst er in einen Symbolismus hinein, dem kein Himmel zu hoch und keine Hölle zu tief ist. Das Allmenschliche sucht er zu erfassen, den letzten Gründen des Lebens spürt er nach: und immer gewaltigere Vorstellungskreise vermag seine Kunst vor unseren Augen zu ziehen, immer rauschendere Akkorde sein Lied an unser Ohr heranzutragen. Schon die äußere Form seines Strophenbaues ist ihm behilflich hierzu. So hart und kantig seine Rhythmen auch zuerst anmuten, der Eindruck des Eakigen verliert sich rasch beim Lesen; das Wort allein wirkt, dem er in feinführender Auswahl stets den rechten Platz anzuweisen versteht.

Dehmel hat außer einigen Dramen eigentlich nur Lyrisches geschaffen. Seine Gedichtbücher¹ sind viel angefeindet und viel umjubelt worden; ihre Bewertung war eigentlich erst in den letzten Jahren eine verhältnismäßig ungeteilt anerkennende. Als aufrechter und zielbewußter Künstler hat er sich durch die Kritik niemals groß beeinflussen lassen. Er kannte seinen Weg und ist ihn unbeirrt gegangen. Um so eifriger und unnachsichtiger hat er dafür an sich selbst gearbeitet. Wohl selten hat ein Dichter schwerere Seelenkämpfe durchgerungen als er. Das dämonisch Ungezähmte, das in ihm gärte, brauchte lange Zeit, um zu jener klassischen Abgeklärtheit sich durchzuringen, die viele Dichtungen seiner letzten Jahre kennzeichnete. Denn neben der restlosen Entfaltung der Persönlichkeit forderte er von sich selbst in erster Linie Eingliederung in die Gesamtheit; sein Eintritt als Frei-

¹ Von Richard Dehmels Buchveröffentlichungen nennen wir die Gedichtbücher »Erlösungen« (1891), »Aber die Liebe« (1893), »Lebensblätter« (1895), »Weiß und Welt« (1896), der Roman in Versen »Zwei Menschen« (1903), die Dramen »Michel Michael« und »Der Mitmensch«, das Kriegsbekennnisbuch »Zwischen Volk und Menschheit«. Die erstgenannten Bücher sind ursprünglich bei Schuster & Löffler, Berlin, das letztgenannte sowie eine neue Gesamtausgabe aller Bücher bei S. Fischer, Berlin, erschienen.

williger ins Heer zu Kriegsbeginn war letzten Endes nichts weiter als eine Konsequenz dieser Anschauung. Dehmels künstlerisches Programm ist denn auch am knappsten und freiesten wohl in jenem Satze aus der Vorrede zu den »Lebensblättern« geprägt, in welchem er bekennt: »Die Kraft eines Menschen zur Entwicklung der Menschheit, das ist sein Werk.«

Nur wenige Gedichte Dehmels haben jene einprägsame lyrische Note, die sich dem Ohre gleich beim ersten Lesen klangvoll einschmiegt. Dazu ist seine Art zu herb. Seine Strophen wollen zu wiederholten Malen gelesen sein. Sie gewinnen von Mal zu Mal. Sie führen auf Höhen hinauf und zu Tiefen hinunter, in denen sich sonst nur selten die Gedanken verirren. Man muß Schranken in sich selbst rücksichtslos niederreißen, um Dehmels Art ganz ausschöpfen zu können. Denn vor nichts Hergebrachtem macht der Dichter halt. Neuland sucht er — Neuland des Fühlens und des Denkens. Und was er sucht, das findet er, das zeigt er denen, die ihm auf unbetretenen Pfaden zu folgen vermögen. Sich einzufühlen in die Allnatur, das ist sein dämonischer Drang. Und es gelingt ihm. Da sind Gedichte, in denen er Bilder von gigantischer Größe — Urweltzenerien — hinwirft. Großstadtgemälde läßt er erstehen, wie sie sprachlich kein zweiter deutscher Dichter gemeistert hat. Bald malt er mit breitem Pinsel in grellen, schreienden Farben. Bald lodert eine züngelnde dramatische Belebtheit in den knapp gehaltenen Worten einer schwerfließenden, grollenden Strophe. Und bald bringt er eine zarte, landschaftliche Stimmung zum Tönen:

Es klagt im Dunkel irgendwo,
Ich möchte wissen, was es ist.
Der Wind klagt wohl die Nacht an.

Wie nahe Dehmel allen künstlerischen Regungen und Bestrebungen der modernen Arbeiterschaft zu kommen trachtete, das beweisen am besten seine Worte, die er in einer Rede gelegentlich der Revolutionsfeier der Berliner Volksbühne (Januar 1919) an die andächtig Lauschenden richtete. Das Urrevolutionäre, das so ganz das Wesen dieses Mannes ausmachte, kam hier wieder begeisternd zum Ausdruck: »Niemals schläft der Empörungswille; auf allen menschlichen Schaffensgebieten ist er immerfort heimlich am Werke, selbst im traumhaftesten Gedicht. Er ist der schöpferische Erlösungsquell, wo aus der Menschennatur die Götternatur auftaucht, wo durch unsere Seele die Weltseele strömt. Überall in der Welt, wo sich Neues gestaltet, spüren wir diesen Willen walten.« Dehmel kannte seine Hörerschaft, um zu wissen, daß er auch verstanden werde. Das waren ja die Kreise, mit denen Fühlung zu halten er von jung an bestrebt war. Bei diesen Ursprünglichen mußte seine dichterische Ursprünglichkeit am ehesten auf Verständnis stoßen. Und das Echo, das seine künstlerische Art gerade in diesen Herzen weckte, war denn wohl auch das stärkste und nachhaltigste, das er in seiner deutschen Heimat auszulösen vermochte.

Die allem hergebrachten Bürgertum durch und durch abholde Art Dehmels wies aus sich selbst heraus auf die heranreifende Kulturschicht des Proletariats hin. Der Revolutionär — nicht im politischen Sinne! — konnte am ersten und tiefsten von Revolutionären verstanden werden. Der das Rein-Menschliche dem Göttlichen gleichsetzte und in dem vom Alltag in den Schmutz Getretenen doch noch den Bruder und die Schwester

sah, sprach nicht ins Leere: Millionen, die aus den Daseinstiefen hinauf zum Lichte drängten, hörten ihn, begriffen ihn, fühlten sich zu ihm hingezogen. Die Wechselwirkung, die zwischen ihm und den Massen — und umgekehrt — floß, hörte während aller Jahre seines künstlerischen Schaffens niemals ganz auf. Zahlreiche Gedichte geben hiervon Zeugnis, die nicht nur bescheiden blühende Buchlyrik blieben, sondern durch die gesamte sozialdemokratische Presse wanderten. Hierher gehört auch jenes »Mahlged.«, das Dehmel für den Maifeiertag gedichtet und erstmalig im »Vorwärts« (Berlin) veröffentlicht hatte. Die Schlußstrophe dieses so wundervoll einfachen und doch so einprägsamen Liedes:

Doch kommt wohl einst ein erster Mai,
da tritt alles Volk in eine Reih',
mit einem Schlage
hat's alle Tage
ein paar Stunden zur Freude frei

ist durch die Ereignisse der deutschen Revolution Wirklichkeit geworden, seitdem der Achtfundentarbeitsstag staatlich anerkannt und eingeführt worden ist. Und doch ist dieses Gedicht nur eines von den vielen, die für die deutsche Arbeiterschaft besonders wertvoll geworden sind. Da ist namentlich das Lied von der mahrenden Mühle, das also beginnt:

Es steht ein goldnes Garbensfeld,
Das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

Das Däster-Grollende in diesem Gedicht steigert sich dramatisch von Strophe zu Strophe. Zweizeiler reiht sich an Zweizeiler; und dahinter jedesmal die drei drohenden Worte: Mahle, Mühle, mahle! Und die Mühle mahlt, bis der Sturm losbricht und die Felder reinsegt, daß der letzte Hunger gestillt ist:

Es segt der Sturm die Felder rein,
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!

Die Wucht dieses Gedichts beruht in der Hauptsache auf der knappen, kantigen Form, die wohl absichtlich gewählt ist. Mit breitem Pinsel werden die Bilder hingestrichen. Der gedankliche Zusammenhang eint das Ganze zu einem ins Unbegrenzte wachsenden Kolossalgemälde. Und der Dichter weiß, daß gerade in dieser so ganz ungekünstelt anmutenden Einfachheit seiner Rhythmen ihre wuchtende Größe liegt. In dem in weiten Kreisen bekanntgewordenen Gedicht vom »Arbeitsmann« greift er wieder zu den gleichen Mitteln. Und auch hier wieder mit dem gleichen Erfolg. In Rhythmus und Wortwahl ist dieses Gedicht dem Verständnis der Ungeübtesten angepaßt. Es ist kein Volkslied und wirkt doch wie ein solches:

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,
wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all das, was durch uns gedeiht,
um so kühn zu sein, wie die Vögel sind.
Nur Zeit!

Fast ungelenkt fügt sich auch hier Strophe zu Strophe. Alles Glatte, Schmiegsame, das sonst Eigenheit der Lyrik ist, fehlt. Nur der Klang ist da. Aber auch er ist anders. Er murrte und grollt — und ist dennoch Rhythmus. Als schweres, dunkles Brausen schwingt er durch die Zeilen: drohend, aufpeitschend, Unruhe gebärend. So hatte bisher noch kein Dichter zum Volke gesprochen. Und die Massen horchten auf, als sie aus Dehmels Munde ihre eigene Sprache hörten, als das in Worte und Rhythmen gekleidet an ihr Ohr drang, was sie bisher nur schwer und dumpf im eigenen Blute brausen gehört hatten. . . .

Dehmel brachte in hohem Maße allen geistigen Bestrebungen der Arbeiterschaft Interesse entgegen. So äußerte er sich in einem an mich gerichteten Briefe, der eine Antwort auf mein Schreiben war, in dem ich ihm mitgeteilt hatte, ich hätte eine Redakteurstelle an unserem halleischen Parteiblatt angenommen — es war mein erster Redakteurposten, den ich 1896 bis 1897 bekleidete —, daß es doch eine schöne Sache sein müsse, von einem solchen Platze aus für die breite Masse des Volkes wirken zu können. Und mehr denn einmal hat Dehmel für sozialdemokratische Blätter Beiträge geliefert oder in Arbeiterfestveranstaltungen Vorträge und Vorlesungen gehalten. Er wußte, daß er Verständnis fand und nicht zu tauben Ohren sprach. Er war, selbst als er die Höhe seines Ruhmes erklimmen hatte, keiner von denen, welche die geistige Bedeutung der breiten Massen für die kulturelle Vertiefung der Zeit auch nur für einen Augenblick außer acht setzten. Dazu konnte er wohl aus eigener Erfahrung den Arbeiter zu gut, dessen politischen und ethischen Bestrebungen er vollstes Verständnis entgegenbrachte.

Die Bahn, die er wies, war die vollste und freieste Entfaltung der Persönlichkeit im Dienste des Volksganzen. Aus den Tiefen und Niederungen aller Menschlichkeiten heraus wollte er seine Gemeinde hinauf zur Höhe der Menschheit führen. Hier liegt der soziale Kern seines grüblerischen, zu symbolischen Übertreibungen neigenden Wesens. Und doch hat dieser Zug nur wenig mit Eigenbrötlei zu tun; die ganze Rücksichtslosigkeit eines ehrlichen Wahrheitsuchers bekundet sich bloß in ihm, das Streben eines unaufhörlich mit sich selbst Ringenden nach Erkennen, nach Wissen, nach Erlösung. Hier wurzelt sein Stolz, hier liegt eine gewisse Unnahbarkeit verankert, die manchen von ihm ferngehalten und abgestoßen haben mag. Und doch litt er hart unter der Einsamkeit, die er zuzeiten sich selbst auferlegte. Seinem innersten Wesen nach brauchte er die Menschen — Menschen, die ihm guten Willen und vorurteilsfreies Verstehen entgegenbrachten. Dann fielen die letzten Schranken — nicht solche gesellschaftlicher Art, die hat es für Richard Dehmel niemals gegeben —, dann ward er ganz Mitmensch, ganz Seher, ganz Dichter. Er selbst hat dieser letzten persönlichen Sehnsucht, der sich jedoch gleich eine einschränkende Verwahrung anklammert, einmal poetischen Ausdruck in der Strophe verliehen:

Ich möchte wohl geliebt von vielen sein,
und auch geehrt; ich weiß es wohl.
Aber niemals soll
mein Stolz und Wert mir drum gemein
mit hunderttausend andern sein.

Ganz in diesem Sinne ist denn Richard Dehmel auch seinen Lebensweg gegangen: von vielen geliebt und geehrt und doch ein Einsamer, der

niemals in der Runde der anderen recht warm geworden ist. Sein grüblerisches Hirn suchte unausgeseht neue Wege, auf denen er große und laute Begleitung niemals recht gebrauchen konnte; sein Herz aber gehörte allen — allen, die es ehrlich mit sich selbst und ehrlich mit der Menschheit meinten.

In Richard Dehmel starb Deutschlands größter Dichter der Gegenwart: ein Dichter, dessen Wesen in den tiefsten Schichten des Volkes verankert lag. Ein Ausschau Haltender ist dahingegangen, ein nach Erkenntnis Ringender, der nicht beirrt durch Überlieferungen seinen Weg ging. Nicht um die Kunst allein war es ihm zu tun, sondern um die geistige Wiedergeburt unserer Kultur. Seine starke Persönlichkeit zwang Naturalismus und Symbolismus zu einer Einheit. Dem Ungenannten, Unausgesprochenen, das in Tausenden nach Erlösung schrie, vermochte seine starke Kunst Ausdruck zu verleihen. Und es ward ein Ausdruck kraftvoller Schlichtheit, jauchzender Lebensbejahung. Er wurde verstanden, denn man wollte ihn verstehen: der Seelenhunger der Massen lechzte nach dem dichterischen Brot, das er ihnen bot. Ein Geschlecht war herangewachsen, das die geistige Reife besaß für die Wahrheiten, die sein Mund sang. Arbeiter waren es, die seinen Worten lauschten. Und Arbeiter sind es nicht zum kleinsten Teil, die heute an der Wahre des Dahingegangenen trauern. Ihrem Wünschen, Wollen und Hoffen hatte er Ausdruck verliehen. Ihre Sinne waren wach geworden, ihre Sehnsucht hatte alle Qualen der Zeit durchstärkt, die leiblichen und die geistigen. Und keiner hatte ihre Seele so in seinen Bann zu zwingen vermocht wie Richard Dehmel, der kein Dichter einer bestimmten Parteischattierung gewesen ist, sondern ein Dichter des Volkes im besten und weitesten Sinne.

Wasserkraftnutzung

Von H. Fehlinger

In seinem gedankenreichen Buch »Der moderne Sozialismus«¹ bezweifelt Ludwig Quessel, daß der Arbeitswille überall wieder erstarken wird. Er denkt dabei besonders an den Bergbau, in welchem die Arbeitsbedingungen widerwärtigerer Art sind als in anderen Wirtschaftszweigen: »Nicht auf Grund freier Berufswahl, sondern nur unter dem Druck unerbittlicher wirtschaftlicher Not fanden sich Menschen bereit, in die Nacht der deutschen Bergwerke hinabzusteigen. So wurde die Arbeit im Bergwerk von dem weitaus größten Teil der Bergarbeiter als harte Zwangsarbeit empfunden, der sich zu entziehen ihnen gewissermaßen als ein Gebot der Freiheit galt.«

Vom Standpunkt des Sozialismus, sagt Quessel, könne man auch an keinen Genossen die Forderung stellen, er müsse sich für Lebenszeit einem Beruf hingeben, der gefährlicher, anstrengender und unbequemer ist als sonst irgendeiner, einem Beruf, der keine wahre Lebensfreude aufkommen läßt. Es solle deshalb durch Vollsozialisierung des Bergbaus die Voraussetzung geschaffen werden »für die Verwandlung der gegenwärtigen lebenslänglichen Bergbauarbeit in einen zeitlich beschränkten freiwilligen Bergbaudienst«. Allen, die sich zu zehn- oder fünfzehn-jähriger Arbeit im Bergbau hergeben, solle ein Anrecht auf bequeme und geschäftige Arbeit für den Rest des Lebens zugestanden werden. Auch müßten einige Jahre

¹ Berlin 1919, Ullstein & Co.

Bergarbeit junge Akademiker zu sofortiger Anstellung ohne eine Wartezeit berechtigten.

Diese Vorschläge wären gewiß gut und ausführbar, wenn die Menschen sich nicht im allgemeinen an die unmittelbare Gegenwart zu halten, sondern mehr in die Zukunft zu blicken gewohnt wären. Halten wir uns an die Wirklichkeit, so ist sehr zu befürchten, daß entweder die für den freiwilligen Bergbaudienst erforderlichen Arbeitskräfte nicht aufzubringen sein würden, solange es sonstige Unterhaltungsquellen gibt, oder aber daß die Arbeitsintensität der Anwärter auf eine spätere bevorzugte Stellung so gering ausfiele, daß auch unter dem neuen System unser gesamtes Wirtschaftsleben infolge Kohlenmangels daniederliegen müßte.

Wir brauchen die Kohle jetzt notwendig sowohl zur Erzeugung von Triebkraft in der Industrie und im Verkehrswesen wie zum Hausbrand; doch ist die Möglichkeit vorhanden, in verhältnismäßig kurzer Zeit mindestens dem Verkehrswesen zu Land und dem Industriebetrieb eine andere Kraftquelle dienstbar zu machen, nämlich das Wasser. Die Verwertung des Wassers als Kraftquelle ist die natürliche Lösung des viel durchdachten Problems, in welcher Weise man die von der Sonne zugestrahlte Energie am besten nutzbar machen könne. Eine direkte Verwendung der Sonnenstrahlung zum Betrieb von Maschinen ist trotz vieler Versuche bisher noch nicht gelungen, weil man noch kein Mittel gefunden hat, die Sonnenstrahlen dauernd so zu konzentrieren, daß ihre Wärme der Heizkraft von mineralischen Brennstoffen gleichkommt. Die Natur löst dieses Problem indirekt in der Weise, daß Sonnenwärme bei der Verdunstung dem unsichtbaren Wasserdampf mitgeteilt wird; dieser steigt auf und gewinnt dadurch potentielle Energie. Die im einzelnen Wasserdampfmolekül vorhandene Energie kann nun allerdings allein noch keine sonderliche Bedeutung gewinnen, aber es findet eine natürliche Zusammenfassung dieser Energie in solchen Gegenden statt, wo regelmäßig große Mengen Wasserdampf zur Ausscheidung kommen, besonders in den niederschlagsreichen Bergländern, wo Flüsse mit bedeutendem Gefäll entstehen und zu großen Kraftleistungen befähigt sind, die am besten in Elektrizität umgeformt werden. Unsere Fabriken können mit Sonnenkraft arbeiten, die im Luftkreis umgeformt ist.²

Quessel meint (a. a. O., S. 124), die Bedeutung unserer Flüsse und Seen zur Erzeugung elektrischer Kraft werde sehr überschätzt, weil die Wasserkräfte unbeständig seien; aber er weist selbst darauf hin, daß sich eine größere Gleichmäßigkeit der Wasserkräfte herbeführen läßt, wenn man das im Sommer oder im Frühjahr und Herbst auftretende Hochwasser in Staubecken auffängt und aufspeichert. Der Aufwand an Zeit und Kosten, den solche Anlagen erfordern, lohnt sich reichlich. Wenn er bis heute nicht gemacht wurde, so ist nur kurzfristiges Gewinnstreben der Kapitalbesitzer schuld daran, die ihren Interessen auf leichtere Art zu genügen wußten. Zu beachten ist auch, daß nicht alle unsere Flüsse zu gleicher Zeit Niedrigwasserstand haben. Johann Hallinger hat dargelegt,³ daß dem Uebelstand der unbeständigen Wasserführung der Flüsse ganz gut dadurch beizukommen ist, daß man verschiedeneartete Flußläufe auf ein gemeinsames Arbeitsgebiet zusammenschließt und sich gegenseitig ergänzen läßt. So fährt zum Beispiel der Inn wegen des Abflusses der in seinem Ursprungsgebiet gelegenen Gletscher gerade in den trockensten Sommermonaten, wenn die übrigen südbayerischen Flüsse unter Wassermangel leiden, die größten Wassermassen und ist dadurch in die Lage versetzt, etwa 100 000 Pferdekraft an die letzteren abgeben zu können. Es müßte sich also eine künftige Oberlandzentrale auch auf eine Innkraftstufe stützen, um von dort aus die Kraftanlagen der Isar und des Lech während der trockenen Jahreszeit ohne Inanspruchnahme an Kohlen- oder Wärmeenergie zu ersetzen, wodurch der Überschuf vom Inn auf ganz Südbayern verteilt

² Meinardus, Luftkreis und Weltmeer, S. 10 bis 11.

³ Bayerns Wasserkraft und Wasserwirtschaft. Diefen 1918.

werden könnte. Die Wasserführung der süd- und der nordbayerischen Flüsse ist abweichend und so geartet, daß sich verschiedene Flußgebiete ergänzen können. Welche Möglichkeiten die Verbindung ungleich gearteter Flüsse bietet, zeigt folgendes von W. Halbsaß angeführte Beispiel: »Bei den drei im Bau befindlichen Staumehren am unteren Main lassen sich nach Abzug der Leistungs- und Transformationsverluste jährlich etwa 25 Millionen Kilowattstunden gewinnen. Der Wasserstand des Mains ist aber großen Schwankungen unterworfen, und für die Zeit der niedrigen Wasserstände, bei Eisgang oder Hochwasser müßte die Stauung unterbleiben, und es bedürfte einer Ersatzkraft in Gestalt einer Dampfzentrale. Diese würde aber durch die Kosten der Unterhaltung den Nutzen der Wasserkräfte erheblich herabsetzen. Nun hat die Untersuchung ergeben, daß die geplanten Kraftwerke der Wesertalsperren in den Monaten Februar und März, wo der Main nur unzulängliche Wassermengen zu führen pflegt, große, nicht verwendbare Überschuße an Wasser aufweisen. Würden dieselben mit Hilfe einer Verbindungsleitung für das Maingebiet nutzbar gemacht, so könnte dafür in anderen Monaten, wenn es im Wesergebiet an Kraft mangelt, die Mainsperre mit Kräften ausbessern, die für das Jahr auf durchschnittlich 2 Millionen Kilowattstunden zu veranschlagen sind. Zwar würde dadurch die zeitweilige Benutzung von Wärmekraftwerken noch nicht ausgeschaltet, aber durch die Zusammenfassung der natürlichen vorhandenen Wasserkräfte würden doch erhebliche Kosten gespart werden. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, vielmehr sogar wahrscheinlich, daß bei noch intensiverer Ausnutzung der Wasserkräfte die Verwendung eines auf Wärmekraft beruhenden Zwischenwerkes sich in der Zukunft als überflüssig erweisen wird.«

Zutreffend schreibt Halbsaß weiter: »Ein einheitliches Zusammenarbeiten der Wasserwerke ist eine notwendige Voraussetzung für ihr wirtschaftliches Gedeihen und ihre Existenzmöglichkeit, und daher eignen sich diese, wie keine anderen Betriebe, zur Verstaatlichung; natürlich unter der Voraussetzung, daß in ihren einzelnen Teilen Fachleute die Leitung übernehmen und ihnen nicht staatliche Organe etwas hineinreden haben, die vom technischen und kaufmännischen Betrieb keine blasse Ahnung haben!« (Halbsaß, Deutschland, nutze deine Wasserkräfte, S. 80 bis 82.)

Selbst wenn die Wasserkräfte nur in dem an ihnen so reichen Süddeutschland zweckmäßig ausgebaut würden, wären alljährlich Millionen Tonnen Kohlen zu ersparen, viele tausende Eisenbahnzüge, die nun durch den Kohlentransport in Anspruch genommen werden, könnten anderen Zwecken dienstbar gemacht werden; und ferner könnte, falls die Eisenbahnen elektrisch betrieben würden, eine ungeheure Menge Kohlen erspart werden; erforderten doch im letzten Friedensjahr die Dampfisenbahnen allein 23 Millionen Tonnen Kohlen! Allerdings muß der Ausbau der Wasserkräfte in beschleunigtem Tempo stattfinden, wenn das lebende Geschlecht noch bessere Tage sehen soll; denn der Betriebskraftmangel ist die Wurzel aller Übel unserer Zeit!

Selbst Norddeutschland ist in bezug auf Wasserkräfte lange nicht so schlecht gestellt, als angenommen wird. Wohl hängt die Kraft des fließenden Wassers von seiner Menge und von seinem Gefäll ab, die bei den norddeutschen Strömen erheblich geringer sind als bei den süd- und mitteldeutschen. Aber in Norddeutschland sind dafür die Niederschläge gleichmäßiger über das ganze Jahr verteilt, weshalb auch die Wasserführung der Flüsse gleichmäßiger ist; sodann sammeln sich auch im norddeutschen Tiefland die in den Boden versickernden Niederschlagsmengen zu mächtigen Grundwasserströmen an, wie sie die Mehrzahl der oberdeutschen Flüsse entbehren oder wenigstens nur in weit geringerem Umfang besitzen. Solche Grundwassermengen helfen dem norddeutschen Stromsystem über die dürre Zeit häufig gänzlich hinweg. Dieser Vorteil darf nicht unterschätzt werden. Es würde zu weit führen, hier einen Überblick des Umfangs der rentabel nutzbar zu machenden Wasserkräfte Norddeutschlands geben zu wollen.

Von ausgiebiger Nutzung der Wasserkräfte abgehalten haben bisher nur die verhältnismäßig hohen Kosten der Anlagen. Sie betragen schon vor dem Krieg für eine Niederdruckkraftanlage von 1000 Pferdestärken im Durchschnitt 625000 Mark, während eine Wärmekraftanlage desselben Umfangs nur 268000 Mark kostete. Dafür aber sind die Betriebskosten von Wasserkraftanlagen nicht einmal halb so hoch als jene von Wärmekraftwerken; diese sind demnach letzten Endes die teureren.

Literarische Rundschau

Dr. Max Quarc, *Der Geist der neuen Reichsverfassung*. Eine Einführung für Jedermann. Mit Anhang: Die neue Reichsverfassung nebst Sachregister. (Sozialwissenschaftliche Bibliothek, 13. Band.) Berlin 1919, Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H. 80 Seiten. Preis kartoniert 3 Mark, gebunden Mk. 4.50.

Im Artikel 148 unserer neuen Verfassung steht der Satz: »Jeder Schüler erhält bei Beendigung der Schulpflicht einen Abdruck der Verfassung.« Damit hat die deutsche Nationalversammlung die Wichtigkeit ihres, gewiß nicht vollkommenen und noch in manchem Stück zu verbessernden und auszubauenden, aber trotz allem doch bedeutsamen Werkes für die Jugend und mittelbar für das gesamte Volk anerkannt. Darum muß auch jeder Erwachsene, der Interesse für sein Land und Volk hegt, die deutsche Reichsverfassung besitzen. Die Hauptsache freilich ist nicht, sie schwarz auf weiß in handlichem Format, wie das vorliegende Büchlein, bloß sein eigen zu nennen, sondern ihren Geist und Inhalt sich selbst und anderen lebendig zu machen. Leider hat die bürgerliche Mehrheit im Verfassungsausschuß unseren Antrag, die Jugend im staatsbürgerlichen Unterricht in eben diesen »Inhalt und Geist« einzuführen, abgelehnt. Um so erfreulicher und nützlicher ist, daß Genosse Max Quarc, der selbst Mitglied, ja Mitvorsitzender des Verfassungsausschusses war und sich an dessen Arbeiten in hervorragendem Maße beteiligt hat, in der ersten Hälfte des kleinen Buches eine allgemeinverständliche Einführung für jedermann dazu gibt. Natürlich nicht in alle Einzelheiten, sondern in das Wesentliche, den »Geist«. Wie das schon die Überschriften der Hauptkapitel erraten lassen: Die Staatsgewalt liegt beim Volke, Republik und Einheitsstaat, Das Fundament des freien Wahlrechts, Der Reichspräsident, Referendum und Volksinitiative, Reichseinheit der Wirtschaftspolitik, während aus den »Grundrechten« nur die Kirchen- und Schulfragen nebst der Frage der Frauenrechte herausgegriffen werden, die aber auch das Wichtigste dieses Verfassungsabschnitts enthalten. Daß Genosse Quarc als unmittelbar Beteiligter über die Entstehungsgeschichte einzelner Beschlüsse authentische Aufklärung zu geben vermochte, erhöht den Wert seiner Ausführungen. Daß er, der für das Zustandekommen des schwierigen Werkes seine beste Kraft eingesetzt, es im ganzen und großen verteidigt, ist begreiflich. Natürlich billigt er nicht alles, was in Weimar zustande gekommen ist, und namentlich in bezug auf die Kirchen- und Schulfragen, besonders hinsichtlich der letzteren (die überhaupt, vielleicht weil sie bisher nicht Reichssache waren, etwas stiefmütterlich behandelt werden), hätten wir eine noch kräftigere Betonung unseres grundsätzlichen Standpunktes gewünscht. Im übrigen bietet seine Einführung eine klare, geschickte und lebendige Rechtfertigung der Arbeit, die unsere Parteigenossen im Verfassungsausschuß geleistet. So wird das Büchlein ein wertvolles historisches Dokument auch für die Zukunft bleiben; für die Gegenwart empfehlen wir es der Arbeiterschaft zu eifriger Lektüre.

Karl Vorländer

Karl Vorländer, *Kanis Weltanschauung aus seinen Werken*. Darmstadt 1919, Otto Reichl.

In diesem schön ausgestatteten Werke werden nach einer eingehenden sachlichen Einleitung Vorländers die Grundzüge von Kanis Wesen, Denken und Wirken in ausgewählten Stellen seiner eigenen Werke und Briefe vor Augen geführt. Die

Art der Auswahl ist so getroffen, daß auch der nicht gerade philosophisch vorgebildete Leser wenigstens einen allgemeinen Begriff davon erhält und vor allen Dingen Kant selbst als Person nach den verschiedenen Seiten seiner Eigenart beleuchtet sieht. Zunächst sind da Selbstangaben über sein Leben mitgeteilt, dann kommen Bemerkungen über seine philosophische Denkweise, seine Kerngedanken über theistische Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft, über das sittliche Handeln, die Kunst, die Religion, Erziehung, Recht und Geschichtsphilosophie. Daran schließen sich Kants Äußerungen als Politiker sowie seine Betrachtungen über Volkseigentümlichkeiten, Geschlechter, Temperamente und Leidenschaften. Aus den Schlußworten tönen uns die Sätze entgegen:

»Nicht Weltbeschauer, sondern Weltbürger sein!

»Ich glaube festiglich, daß alle Keime des Guten noch entwickelt werden sollen. Sie liegen in uns; der Mensch war für das gesellschaftliche Ganze geschaffen. Dieses muß einmal die größte Vollkommenheit erlangen und darin jeder einzelne. Alsdann dauert sie immer.«

Mit großem Geschick hat Vorländer solche Aussprüche ausgewählt, welche erstlich kennzeichnend und zweitens in gemeinverständlicher Sprache geschrieben sind. Denn diese Sprache beherrschte Kant durchaus. Daß er seine Hauptwerke größtenteils in einem mehr gelehrten Stil geschrieben hat, lag nur teilweise an der Schwierigkeit des neuen, erst auszugestaltenden Gedankens, sondern war auch, worauf Äußerungen von ihm hinweisen, von einer zu seiner Zeit durchaus nicht grundlosen Vorsicht diktiert. Er konnte recht launig und sogar zuweilen sarkastisch schreiben. Diese Seite von Kants Wesen hätte Vorländer sogar noch drastischer hervortreten lassen dürfen. Der Kant von Heinrich Heine, der kein Genie, sondern der zum »Kaffee- und Zuckerwiegen bestimmte« »Typus des Spießbürgertums« war und nur den Vorzug »unerbittlicher, schneidender, poesieloser, nüchternster Ehrlichkeit besaß«, zeigt sich vollends nach jeder Richtung hin als eine Karikatur, so plastisch lebendig und humoristisch diese Figur auch von Heine gezeichnet wird. F. Staudinger

Notizen

Wiener Kinderelend. Das Elend der Wiener Kinder, das bereits eine traurige Berühmtheit erlangt hat, drückt sich am deutlichsten in den furchtbaren Ziffern aus, die sich bei der von der »Amerikanischen Kinderhilfeaktion« an den Wiener Schulkindern veranstalteten amtärztlichen Untersuchung ergeben haben. Danach sind von den 206 807 Kindern in schulpflichtigem Alter 96 789 als unterernährt mit »B e f u n d 3«, das heißt im höchsten Grade unterernährt, 63 402 mit Nr. 2 und 19 694 mit Nr. 1 bezeichnet worden, während man »nicht unterernährte Kinder« im ganzen nur 8732 feststellte. Bei einer prozentuellen Berechnung ergibt sich somit, daß 52 Prozent aller Kinder äußerst unterernährt, 30³/₄ Prozent sehr unterernährt und etwas über 9¹/₂ Prozent in geringem Maße unterernährt sind. Nur wenig über 3 Prozent sind genügend ernährt. Aber nicht nur in ihrer absoluten Höhe rufen diese Zahlen unsagbares Grauen hervor, auch in ihren Einzelheiten verkünden sie mit schreiender Deutlichkeit Zustände, die nur allzulange verborgen blieben: die Not des proletarisierten Mittelstandes; denn gerade in den »bürgerlichen« Bezirken Wiens, in denen seit jeher die Heere von kleinen Beamten und Festangestellten ihr kümmerliches Dasein fristen, erreichen die Elendsziffern die größte Höhe. Diesen Ernährungsverhältnissen entspricht es durchaus, daß von den unterernährt befundenen 179 885 Kindern mehr als 70 Prozent die Verköstigung durch die amerikanische Auspeisung erstreben, die ihnen wenigstens eine ausreichende Tagesmahlzeit (10 Hektonen gleich Nährwert von 1 Liter Milch) gewährleistet.

J. H. I. J.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 23

Ausgegeben am 5. März 1920

38. Jahrgang

Rachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Organisationspläne des Reichswirtschaftsministeriums

Geplante Maßnahmen zur Kapitalbeschaffung

In der Frage der Sozialisierung scheiden sich immer deutlicher zwei Richtungen: die eine sieht in dieser Frage vor allem ein organisatorisches Problem, die andere eine Beseitigung des Privateigentums an Produktionsmitteln. Schon in Wissells bekannter Denkschrift tauchte der Gedanke auf, die Staatsgemeinschaft an dem Kapital der Einzelunternehmungen stärker zu beteiligen. Was damals noch stark nach Theorie aussah, wird heute immer mehr zur volkswirtschaftlichen Notwendigkeit. Während im eigentlichen Arbeitsprozeß eine gewisse fortschreitende Gesundung zu beobachten ist — man denke an das Abflauen der wilden Streiks, an die Bereitwilligkeit der Bergarbeiter zu Übersichten usw. —, streikt das Kapital. In raschem Tempo zirkuliert das Geld und flieht vielfach nach dem Ausland ab. Die Warenpreise steigen stetig, und die Aktiengesellschaften schütten trotz unwirtschaftlicher Arbeit hohe Dividenden aus. Der größte Teil des Kapitalbedarfs der Industrie wird durch Preiserhöhungen anstatt durch Kapitalaufnahmen hereingebracht. Die Lebenshaltung der unteren Volksschichten sinkt, und die Gegensätze von arm und reich verschärfen sich.

Das Reichswirtschaftsministerium hat deshalb eine Denkschrift ausarbeiten lassen und dem Reichskabinett überreicht, die die gemeinwirtschaftliche Kapitalbildung behandelt. Diese Art der Kapitalbildung ist — wie aus der Schrift hervorgeht — nur da beabsichtigt, wo das Privatkapital seine volkswirtschaftliche Pflicht veräußert. Sie kann also nicht als Anfang einer eigentlichen Sozialisierung angesehen werden, vermag aber vielleicht als Repressalie gegen den Kapitalstreik späterer Sozialisierung vorzuarbeiten.

Der Inhalt der Denkschrift hat bereits in Bankkreisen, die ihren Inhalt erfahren haben, zu heftigen Erörterungen Anlaß gegeben, und, wie man uns berichtet, wird in gewissen kapitalistischen Kreisen bereits eine journalistische Gegenaktion geplant. Wir halten es deshalb für nötig, die Denkschrift, von der vor kurzem auch uns eine Abschrift auf den Redaktionstisch geflogen ist, nachstehend der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Die amtliche Geheimnisträmerie scheint uns in diesem Fall noch weniger angebracht als sonst. Die Redaktion der Neuen Zeit

Denkschrift über Kapitalbildung und Kapitalbeschaffung

In immer stärkerem Maße erheben sich Klagen in Industrie und Gewerbe, sowohl von großen wie insbesondere von mittleren und kleineren Betrieben, über die wachsenden Schwierigkeiten der Beschaffung von Betriebskapital. Sie haben bereits zu Debatten im Reichsverband der deutschen Industrie und in der Zentralarbeitsgemeinschaft geführt. Dies um so mehr, als der steigende Kapitalmangel der drohenden Überfremdung der deutschen Industrie durch Auslandskapital starken Vorschub leistet. Wiederum sind im Ausland überall große Markbestände flüssig, welche ständig den Kurs der deutschen Mark weit unter das durch das Verhältnis von Zahlungs- und Handelsbilanz bedingte Maß drücken, und welche zurzeit in den verschiedensten Formen Anlage suchen.

Volkswirtschaftlich noch bedenklicher als diese privatwirtschaftliche Kapitalnot ist die Tatsache, daß das privatwirtschaftlich gebildete Kapital sich zu sehr großem Teil nicht den Zwecken zuwendet, welche im allgemeinen Interesse unbedingt geboten sind. Die volkswirtschaftliche Kapitalbildung für dringend notwendige produktive Anlagen hält mit der privatwirtschaftlichen nicht Schritt. Auch hier ist ein Eingreifen der Regierung, zu dem bereits mehrere Ansätze vorliegen, im Interesse der Aufwärtsentwicklung der deutschen Wirtschaft geboten. Ursache dieser Erscheinungen und die bisher vorgeschlagenen Mittel zu ihrer Behebung werden in folgendem umrissen:

I. Die privatwirtschaftliche Kapitalbildungsfrage

1. Preis und Kapitalbildung

Die sprunghafte Preissteigerung im Binnenland, welche in den letzten Monaten stürmische Formen angenommen hat, geht mit einer, wenn auch nicht ebenso starken gleichartigen Bewegung im Ausland einher. Die Folge ist, daß sich in der Preissteigerung des Binnenlandes die starke Entwertung unserer Mark im Ausland noch keineswegs in voller Höhe ausgewirkt hat.

So gewiß es eine falsche Politik wäre, schon jetzt und plötzlich die Inlandpreise den Weltmarktpreisen anzunähern, ist doch auf die Dauer ein so weites Auseinanderklaffen zwischen Inland- und Weltmarktpreis, wie es gegenwärtig besteht, unhaltbar.

Zunächst vollzieht sich die Ausgleichung sowohl durch das Einströmen ausländischer Rohstoffe wie durch das Abströmen inländischer Fabrikate. Dieser Prozeß, der auch durch eine Verbesserung der Valuta nur im Maß, aber nicht als Gesamtrichtung beeinflusst werden kann, wird aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten Monaten weiter fortschreiten. Die Preissteigerung geht erfahrungsgemäß schneller vor sich als die Selbstkostensteigerung. Folglich werden sich bedeutende neue Kapitalien bilden müssen. Selbst wenn also das Reichsnotopfer und die anderen Vermögenswegnahmen von den bisher gebildeten Kapitalien einen Teil verschwinden lassen sollten, werden im Zusammenhang mit neuer Preissteigerung, welche gleichbedeutend ist mit neuer Geldentwertung, Gewinne in großem Maßstab zu erwarten sein.

Dennoch klagt die Industrie mehr und mehr über Kapitalmangel, und zwar sowohl bei Betriebs- wie bei Anlagekapital.

2. Der Bedarf an Betriebs- (umlaufendem) Kapital

Als Begründung wird etwa folgendes angegeben: Die Preissteigerung schon der wichtigsten inländischen Rohstoffe geht teilweise mit solcher Schnelligkeit vor sich, daß die Kapitalausrüstung der kleineren und mittleren Betriebe dem nicht mehr folgen kann. Der Kohlenpreis als der Standardpreis der Volkswirtschaft zeigt zum Beispiel folgende Entwicklung:

Fettkohle Stücke I beim Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikat je Tonne:		
Durchschnitt 1913/14	14,—	Mk.
- 1914/15	13,50	-
- 1915/16	16,50	-
- 1917/18	27,—	- einschließlich Kohlensteuer
- 1. Januar bis 30. April 1919	44,—	-
ab 16. Juni 1919	70,10	-
- 1. Oktober 1919	80,60	-
- 1. Januar 1920	109,60	-
- 1. Februar 1920	zirka 143,—	-

Der Preis für Stabeisen ist von ungefähr 100 Mark die Tonne bei Kriegssausbruch jetzt auf 1750 Mark gestiegen, und neuerdings verlangen die Werke wieder eine Erhöhung auf 2500 Mark, also auf das Fünfundzwanzigfache des Friedenspreises. Alle diese Preissteigerungen erfolgen sprunghaft, so daß es der verarbeitenden Industrie zum Teil schon bei diesen inländischen Rohstoffen unmöglich wird, die erforderlichen Kapitalien aus eigenen Gewinnen zu beschaffen. Ein Waggon Wolle kostet heute ungefähr 3 Millionen Mark; ein einziges Stück Tuch Herrenstoff von 40 Meter, welches im Frieden ungefähr 200 bis 250 Mark kostete, wird heute mit ungefähr 12 000 Mark bezahlt. Selbst ein kleiner Maßschneider kann ohne ein Lager von ungefähr 100 000 bis 150 000 Mark nicht mehr arbeiten.

Am stärksten macht sich diese Steigerung des Kapitalbedarfs bei denjenigen Waren fühlbar, die der völligen Preisfreiheit überlassen sind. Das Musterbeispiel ist Leder. Hier hat sich die Lage so gestaltet, daß im Aufkauf die Kapitalkraft mehr und mehr entscheidet, so daß kapitalschwächere Betriebe durch Kapitalmangel stillgelegt werden.

Diese Schwierigkeiten erhöhen sich noch bei denjenigen Gewerben, welche ausländische Rohstoffe verarbeiten. Hier tritt neben der in allen Ländern bemerkbaren inneren Preissteigerung auch der Valutasturz in Erscheinung, so daß hier ein Mehrbedarf allein an Einkaufskapital von Tausenden von Prozenten eine alltägliche Erscheinung ist.

Dazu kommt erschwerend die Belastung zahlreicher Unternehmungen mit Auslandsschulden. Die Finanzpolitik während des Krieges betrachtete es als ein wichtiges Ziel, die Auslandsverpflichtungen in der Weise zu regeln, daß sie langfristige Kredite empfahl. Man glaubte, daß eine spätere Periode mit günstigerem Valutastand, als er es während des Krieges war, die Abtragung der Auslandsschulden leichter würde vornehmen lassen. Diese Schulden werden bei dem verzweifeltsten Stand unserer Währung in nicht allzu langer Zeit für eine große Anzahl von Unternehmungen katastrophal wirken und zur Folge haben müssen, daß die Ausländer, um irgendwelche Gegenwerte für ihre Ansprüche zu erhalten, sich einfach gezwungen der deutschen Unternehmungen, welche diese Verpflichtungen eingegangen sind, bemächtigen müssen. Wenn dies bisher nicht in größerem Maßstab der Fall war, sondern die Kredite durchweg ziemlich weitgehend verlängert worden sind, so geschah dies vielfach deswegen, weil die ausländischen Besitzer zur Stabilität der augenblicklichen deutschen Verhältnisse kein Vertrauen haben; andererseits aber doch zugleich vielfach die Meinung im Ausland besteht, daß der jetzige Stand der Währung unmöglich dauerhaft sein könne. Die Gefahr der Überfremdung der deutschen Industrie von dieser Seite her liegt zweifellos vor. Es sind jetzt bereits kapitalschwache Betriebe, wie insbesondere Genossenschaften, in einer überaus bedrängten Lage.

3. Das Anlagekapital

Erschwerend kommt hinzu, daß die Neuanlagen und auch die Ersatzarbeiten, welche jede Industrie braucht, einen ganz unverhältnismäßigen Betrag erfordern. Auch dem hat sich in vielen Gewerbszweigen die eigene Kapitalbildung noch nicht anpassen können. In der Maschinenindustrie wird man mit ungefähr dem fünfzehnfachen Betrag gegenüber dem Frieden rechnen können. Demgegenüber reichen alle stillen Reserven nicht aus. Schon

beantwortet man den Kapitalmangel hier und da mit Betriebseinschränkungen, zu denen weder die Rohstoff- noch die Kohlenlage eine ausreichende Begründung gibt. Eine Erhöhung des Betriebskapitals scheint notwendig, und sie ist nicht überall möglich.

Somit klafft schon allein privatwirtschaftlich gesehen eine nicht überbrückbare Lücke zwischen der tatsächlich vor sich gehenden privaten Kapitalbildung und dem Kapitalbedarf. Die durch die Entwicklung entstehenden Gewinne sammeln sich offensichtlich zum sehr großen, vielleicht zum überwiegenden Teil nicht in denjenigen Händen, welche die Produktion leiten, sondern in Zwischenhänden, und zum anderen sammeln sie sich häufig bei den Urproduktionen, während die verarbeitende Industrie Kapitalmangel hat. Vielleicht reichen sie auch als Ganzes nicht aus, um den Mehrbedarf an Kapital infolge Preissteigerung selbst bei demselben Unternehmen zu decken.

II. Die volkswirtschaftliche Kapitalbildung

Ein Charakteristikum der neuesten Entwicklung ist die Scheu des Kapitals vor Neuanlage. Wohl verkriecht es sich vor der Steuerschraube in Ausgaben unproduktiver Art, in feuerstem Pelzwerk, geschmückten Stühlen zweifelhafter Herkunft und kubistischen Bildern unklarster Färbung, es verkriecht sich geradezu in Rohmaterialien aller Art; neben das Hamstern der Noten ist ein Hamstern von Eisenblöcken, Holzmengen, ja selbst von Anzügen getreten. Während früher das Kapital gerade in Deutschland, sobald es im Betrieb entstanden war, ohne weiteres »in den Betrieb« gesteckt wurde, während das freibleibende Kapital durch neue Emissionen für Neuanlagen alsbald aufgezogen wurde, und während selbst das Kapital des kleinen Sparers in dem Augenblick, wo es die Sparkasse erreichte, alsbald wieder als Hypothekengeld auf den Baumarkt abfloß, ist jetzt die Flucht in die schon bestehende Anlage die eine charakteristische Seite. Die andere, besonders traurige, ist die Flucht ins Ausland oder in ausländische Zahlungsmittel. Dabei verflüchtigt sich das deutsche Kapital, soweit es in fremde Währung übergeht, auch noch in seiner Kaufkraft auf Bruchteile dessen, was im Inland der Produktion und dem Verbrauch durch dieses Kapital entzogen ist.

Dabei soll nicht verkannt werden, daß für Neuanlagen irgendwelcher Art vielfach kein Bedarf vorliegt, und da, wo sie möglich und notwendig wären, zum Beispiel auf dem Baumarkt, die Materialien fehlen. Aber dennoch hätte gerade auf dem Baumarkt und besonders bei den Urproduktionen im ersten Revolutionsjahr viel mehr geschehen können, als getan worden ist, wenn nicht das Kapital die Neuanlagen scheute. Die Gründe sind leicht zu greifen: die Scheu vor der steuerlichen Erfassung aller irgendwie sichtbar werdenden Mehrgewinne und die — übrigens wahrscheinlich unbegründete — Scheu vor der Gefahr, daß die Arbeiterschaft, wenn sie durch Betriebsräte erst Einblicke in den Ertrag der Unternehmungen bekommen würde, ihre Entlohnung auch steigern würde, so daß bei guten Erträgen der Lohn gesteigert, bei schlechten aber nicht gesenkt würde. Schließlich ist aber der Hauptgrund die absolute Preisunsicherheit und die Ungewißheit, ob in Zukunft überhaupt eine angemessene Profitware erzielt werden kann. Eine Bergarbeiterwohnung, die früher 6000 Mark kostete, kostet heute 36 000 Mark, demnächst vielleicht 40 000 Mark. Wer sein Geld darin anlegt, muß

entweder die Sicherheit haben, daß die Mieten gegenüber einst binnen kurzem auf das Sechsbis Sechseinhalbfache steigen werden, oder er hat einen großen Teil seines Kapitals verloren. Diese absolute Preisunsicherheit ist einer der tiefsten, wenn auch wenigst bemerkten Gründe unserer Minderproduktivität. Ihn zu beseitigen ist ein dringendes Bedürfnis.

Wie groß diese Unlagenscheu ist, haben neuerdings besonders klar die Forderungen der Bergwerksbesitzer gezeigt. Sie wollten in verfesteter Form die ganze Ausweitung ihrer Bergwerke in einem Jahr auf die Verbraucher abwälzen und wollten diesen zunächst nicht einmal eine Kontrolle darüber zugestehen, ob diese Kapitalien nun auch wirklich zu Betriebserweiterungen verwendet worden sind. In einer Kohlenpreissteigerung sollte die Verbraucherchaft dieses ganze Kapital in einem Jahre zahlen und, ganz abgesehen von Beteiligung und Ertrag dieses Kapitals, sollte sie nicht einmal die Gewähr dafür haben, daß es tatsächlich in vollem Umfang der Erhöhung der Kohlenproduktion zugute kommt. Die volkswirtschaftlich größere Sorge ist, daß für die Umwandlung des privatwirtschaftlich gebildeten Kapitals in volkswirtschaftliche Werte gesorgt wird und daß es sich nicht in Luxusverbrauch oder gegenseitiger Preistreiberei verpufft oder auf den Auslandsgeldmarkt läuft.

Das Gegenstück zu der Kapitalflucht des deutschen Produktivkapitals ist das Einströmen des Auslandskapitals. In ausländischer Währung gesehen, sind unsere Unternehmungen so niedrig bewertet, daß, wie es eine Schweizer Verwertungsgesellschaft ausdrückte, der Sachertrag ungefähr das Sechsbis Achtfache des Nominalwerts unserer Unternehmungen, alles gesehen in ausländischer Währung, darstellt. So erleben wir das, was die Schweizer schon vor dem Kriege die Überfremdung nannten. Auslandskapital bemächtigt sich des deutschen Grundbesitzes und der deutschen Industrieaktien. Dies ist noch nicht so weit gediehen, wie es schon Ende Oktober 1919 der deutsche Warenausverkauf war, insbesondere ist der planmäßige Aufkauf deutscher Werke bis jetzt nur in einigen Industriezweigen bemerkbar geworden. Sobald aber das Ausland erkennt, daß die Verhältnisse in Deutschland nicht so unsicher sind, wie man sie jetzt noch ansieht, muß die Überfremdung der deutschen Industrie größere Dimensionen annehmen. Die bisher angewendeten Maßnahmen freiwilligen Selbstschutzes der Industrie (Ausgabe von Vorzugsaktien, Nationalisierung der Aufsichtsräte und Geschäftsführungen) können dann nicht mehr ausreichen. Gewiß steht bei Auslandsbeteiligung vielleicht zu erwarten, daß das Ausland für Rohstoffe und vielleicht gar, wenn die Gefährdung seines Kapitals in Frage kommt, für Revision des Friedensvertrags sorgen wird. Aber dem steht doch die größere Gefahr gegenüber, daß dann nicht nur der Ertrag der deutschen Unternehmungen fortgesetzt ins Ausland fließt und damit dauernd ein Kursdruck hervorgerufen wird — das ist schließlich eine unausbleibliche Folge unserer Lage —, sondern vor allem auch die, daß bei Überfremdung die ganzen Anlagen und zumal Erfindungen unserer Unternehmungen Zwecken des Auslandes dienstbar gemacht werden können, welche unserer Volkswirtschaft nachteilig sind. Eine Sicherung des nationalen Kapitalbesitzes wird deshalb die wirkliche Erhaltung und Steigerung der volkswirtschaftlichen Produktivität unserer Industrieanlagen und Grundstücke am besten sichern, sofern geeignete Mittel dazu gefunden werden können.

Das Bestreben weiter Volkskreise auf Vergrößerung des Einflusses der Volksgesamtheit auf Leitung und Besitz, insbesondere der großen Unternehmungen, stellt der Kapitalfrage ein weiteres Problem. Zunächst wird ein gewisser Teil von Aktien durch das Reichsnotopfer voraussichtlich in die Hand des Reiches kommen. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es nicht gerade die Aktien der bessituierten Gesellschaften sein werden. Immerhin erscheint es nicht unbedenklich, diese Aktien im Besitz des Reiches selbst zu lassen, weil die Entente durch Zugreifen unter Umständen die Verfügungsmacht über erhebliche Teile deutscher Industrieunternehmungen gewinnen könnte.

Einzelne Unternehmungen und Unternehmungszweige werden außerdem mehr als bisher einer gemeinwirtschaftlichen Regelung zugeführt werden müssen. So wird im Programm der gegenwärtigen Regierung ausdrücklich ausgesprochen, daß die Bodenschätze des Reiches der unmittelbaren Verwaltung der Allgemeinheit mehr als bisher unterstehen müssen. Für solche Unternehmungen besteht ebenfalls die Gefahr, an die Entente überzugehen. Auch das so in die Hand der Allgemeinheit kommende Betriebskapital bedarf einer besonderen Organisation, um den geschilderten Gefahren zu entgehen.

III. Vorschläge und Maßnahmen zur Behebung der Kapitalnot

1. Behebung der privatwirtschaftlichen Kapitalnot

Die hier auftretenden Klagen wird man, als Ganzes gesehen, nicht auf behördlichem Wege befriedigen wollen und können. Der freie Geldmarkt muß, wie er es bisher getan hat, einen großen Teil des Ausgleichs auch künftig von sich aus übernehmen. Immerhin tritt ein starkes Bestreben der Industrie hervor, für die Geldbeschaffung der Klein- und Mittelbetriebe und für die Abdeckung der Auslandsschulden eine Hilfe zu schaffen. Dem stehen gleichartige Bestrebungen betreffs der Auslandskapitalien gegenüber. Es ist in Verhandlungen mit Schweizer Banken festgestellt worden, daß die deutschen Markguthabenbesitzer heute schwer nosseiden, da Markbeträge fast keine Zinsen mehr bringen. Die Schweizer Banken würden die bei ihnen liegenden Markguthaben in sehr bedeutenden Beträgen Deutschland zuführen können, wenn ihnen genügende Sicherheit geboten werden könnte. Es wurde dabei in Aussicht genommen, die jetzt in der Schweiz liegenden Markbeträge, welche durchweg nicht mehr verzinst werden, weil die geringen Zinserträge durch die Verwaltungskosten der Banken aufgezehrt werden, in eine unkündbare Anleihe umzuwandeln, welche verhältnismäßig hoch verzinst werden soll (6 bis 7 Prozent). Diese Kapitalien sollten auf zwei Jahre völlig gesperrt werden. Hernach sollten die Obligationen gehandelt werden, aber die Rückzahlung der Beträge sollte frühestens nach fünf Jahren erfolgen. Hierbei sollte allerdings eine Kursgarantie gegeben werden in dem Sinne, daß die Rückzahlung in Mark erfolgen sollte, jedoch nicht niedriger als so, daß die Mark 15 bis 20 Centime (die Schweizer verlangten mindestens 25 Centime) bewertet würde. Hierbei betonten die Schweizer, daß es ihnen lieber sein würde, wenn die deutsche Industrie von sich aus eine Solidarhaft übernehmen würde, als wenn ihnen nur Reichsschatzwechsel gegeben würden. Am liebsten aber wäre ihnen eine Mischung

von Staats-, Industrie- und Bankgarantie. Es scheint ein ganz unmittelbarer Weg von dem Bedarf der deutschen Industrie an Betriebskapital zu diesem Angebot der ausländischen Geldinhaber für eine große Anleihe vorzuliegen. Hier bedarf es offensichtlich nur des dazwischentretenden Garantiefinstituts, um sofort bedeutende Geldmengen für die deutsche Industrie verfügbar zu machen und sie gleichzeitig vom ausländischen Valutamarkt wegzunehmen, wo sie auf die deutsche Valuta einen ungemein schweren Druck ausüben. Die Schweizer Bankleute glauben mit Bestimmtheit, mindestens drei Milliarden Mark auf diese Weise aus dem Markt nehmen zu können. Es liegt auf der Hand, daß durch ein solches Konsortium auch die langsame Abdeckung der Verpflichtungen in fremder Valuta eher möglich sein würde als mit einer Reichsgarantie oder etwas Ähnlichem. Was aber in der Schweiz möglich ist, wird in Holland, Skandinavien und überall da nicht minder möglich sein, wo große Markbestände lagern und den Kurs beständig drücken. Eine große gemeinsame deutsche Industrieobligation würde sicher auf dem Auslandsmarkt den notwendigen Kredit finden, zumal wenn ihr regierungsseitig die nötige Stütze gegeben würde.

2. Ansätze der gemeinwirtschaftlichen Kapitalbildung

Versuche, das privatwirtschaftlich gebildete Kapital zwangsmäßig in eine volkswirtschaftlich produktive Verwendung zu überführen, liegen bereits nach mehrfacher Richtung vor. Im Kriege sind bereits unter dem Namen »Ausgleichsfonds« aus den Warenpreisen bestimmte Teile weggenommen worden, um sie produktiver Verwendung zuzuführen. Der größte Fall dieser Art ist der Ausgleichsfonds der Stickstoffindustrie, aus dem die Betriebsfähigkeit der Werke mit minder guter Leistungsfähigkeit gespeist wird und aus dem neuerdings auch Einfuhren von ausländischen Rohstoffen finanziert werden sollen. Eine weitere gemeinwirtschaftliche Kapitalbildung aus dem Warenpreis stellt das neuerdings begonnene Programm der Bergmannsheimstätten dar. Hier wird von dem Unterschied zwischen Inlandpreis und Weltmarktpreis, der bei freier Entwicklung ohne weiteres den Unternehmern zufallen würde und dessen endgültige Bestimmung keineswegs klar gewesen wäre, ein Stück weggenommen und der volkswirtschaftlich produktivsten Verwendung, nämlich der Errichtung von Bergmannsheimstätten zugeführt. Dieses Kapital bleibt im Besitz einer gemeinwirtschaftlichen Organisation, nämlich der Arbeitsgemeinschaft unter Teilnahme der Mieterorganisation. Seine Verwendung für volkswirtschaftliche Produktion ist gesichert.

Den gleichen Gedanken verfolgt ein Antrag, welcher in der Nationalversammlung gestellt wurde und welcher verlangt, daß die Gemeinden auf den Mietpreis 20 Prozent aufschlagen und die so eingehenden Beträge zum gemeinwirtschaftlichen Neubau von Wohnungen verwenden. Auch hier also derselbe Grundgedanke, daß die unabänderlich kommende Preissteigerung zum Teil vorweggenommen, aber der Ertrag dafür verwendet wird, volkswirtschaftlich produktive Anlagen zu errichten und nicht sich in gegenseitiger Konkurrenz, in Luxusverbrauch und Kapitalflucht ins Ausland zu verpuffen.

Eine beachtliche Möglichkeit der gemeinwirtschaftlichen Kapitalbildung ergibt sich endlich aus der Regelung des Außenhandels. Die Beteiligten

selbst sind sich darüber nicht im unklaren, daß von den Außenhandelsgewinnen, die man gelegentlich geradezu als Hungergewinne bezeichnet hat, ein recht beträchtlicher Teil den Zwecken der Allgemeinheit zugeführt werden soll. Der Reichsfinanzminister beansprucht nur einen kleinen Betrag für soziale Zwecke. Vorerst wird die Höhe solcher Abgaben noch durch die besondere Lage im Westen sehr gedrückt. Künftighin werden aber wesentlich höhere den volkswirtschaftlich wichtigsten Urproduktionen zugeführt werden können. Man wird dann mit diesen Beträgen insbesondere Braunkohlen-, später auch Steinkohlenbergwerke erschließen und in den sonstigen Urproduktionen, insbesondere bei Kali und anderen landwirtschaftlichen Produktionsmitteln, gemeinwirtschaftliche Produktionsförderung treiben können.

Vielleicht wird damit noch eine weitere gemeinwirtschaftliche Aufgabe verbunden werden können. Soll die Überfremdung des deutschen Grundbesitzes verhindert werden, so läßt sich das nur in der Form durchführen, daß die Übertragung von Grundstücken genehmigungspflichtig gemacht und gegebenenfalls einem Institut ein Vorkaufsrecht übertragen wird. Dieses Institut wird zunächst nur die Gemeindeverwaltung sein können. Diese wird wohl schwerlich stets in der Lage sein, Grundstücke zu hohen Werten zu übernehmen. Hier muß ein Institut einspringen können, das auch über die sonstigen Beleihungsvorschriften hinaus Gemeindeverwaltungen bei solchen schwierigen Käufen stützen kann. Unter welchen Kautelen solche Transaktionen zu machen sind, wird freilich noch einer Erwägung bedürfen.

IV. Zusammenfassung aller vorgenannten Aufgaben durch eine Treuhandbank

Alle diese gemeinwirtschaftlichen Aufgaben können nur ungestört durchgeführt werden, wenn Staatsbesitz im eigentlichen Sinne vermieden wird. Deshalb können sie weder unmittelbar den Reichsfinanzbehörden überwiesen noch der Reichsbank übertragen werden. Vielmehr wird die Handhabung so sein müssen, daß zunächst einmal Industrie und vielleicht die Banken unter einer gewissen, aber nicht übermäßigen Beteiligung der Regierung eine solche Treuhandbank eröffnen und daß sich an ihr auch die Organisationen der Arbeiterschaft in irgendeiner Form beteiligen. Damit würde dem Ausland gegenüber die notwendige Gewähr für Sicherheit gegeben sein (die Beteiligung der Arbeiter insbesondere wegen politischer Sicherheit), und es wäre damit die Möglichkeit geschaffen, diesem Organ als einer Zentrale der gemeinwirtschaftlichen Institutionen die gesamte Finanzierungsaufgabe zu übertragen. Ein solches Organ würde dann, insoweit es seinen Besitz an Unternehmungen oder Anteilen erweikert, zunächst einmal als Anregung, Möglichkeiten geben, gegenüber Überfremdung der Unternehmungen zu wirken. Es wird weiter zu erwägen sein, ob den Anteilen eines solchen Organs an Handelsgesellschaften in irgendeiner Form für den Fall der Überfremdung ein qualifiziertes Stimmrecht zu geben sein würde. Es wird endlich möglich sein, durch freihändigen Aufkauf in einer solchen Unternehmung auch bei bisher rein privaten Geschäftszweigen den Einfluß der Gemeinwirtschaft zu stärken. Ein Beirat, zweckmäßigerweise wohl zu bilden aus den Wirtschaftsorganisationen, welchen das Benennungsrecht zum vorbereitenden Reichswirtschaftsrat verliehen worden ist, würde der deutschen Treuhandbank zur Seite zu stellen sein.

Nachtrag

Aus einer Besprechung, welche am 24. Januar über die Frage mit Vertretern des Reichsverbandes der deutschen Industrie stattgefunden hat, ist noch nachzutragen: Die Industrie steht dem Gedanken einer deutschen Industriebank, welche nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den übrigen Bankinstituten stehen würde, sehr sympathisch gegenüber. Unerwarteterweise haben auch Vertreter großer Unternehmungen, bei denen bisher Kapitalmangel nicht angenommen wurde, ein starkes Interesse an diesem Unternehmen betont. Es wurde ferner darauf hingewiesen, daß, soweit die Finanzierung des Veredlungsverkehrs mit dem Ausland in Frage kommt, das neue Institut mit der Ein- und Ausfuhrregelung durch die Außenhandelsstellen zu verbinden sein würde. Es ist ferner der Gedanke erwogen worden, dem Institut auch einen Terminhandel für solche Devisen zu ermöglichen, bei denen ordnungsmäßige Geschäfte zugrunde liegen. Letzterem Gedanken wird man bei dem heutigen Devisenstand und angesichts der Tatsache, daß die Gründung an und für sich alsbald zweifellos eine Hebung des Marktkurses zur Folge haben würde, zunächst nur mit Bedenken gegenüberstehen. Er gehört auch nicht unbedingt in den Gedankenkreis. Im übrigen würde eine schnelle Durchführung, insbesondere der Obligationenaufnahme im Ausland, sicherlich der gesamten Wirtschaft von großem Nutzen sein, da eine sehr günstige Wirkung auf die Valuta wohl mit Sicherheit erwartet werden könnte.

Wandlungen der französischen Gewerkschaftsbewegung

Von Paul Riebke

Dem aufmerksamen Beobachter können die tiefgreifenden Veränderungen in der französischen Gewerkschaftsbewegung nicht entgehen, die ihr ein wesentlich anderes Gepräge ausdrücken, als sie vor 1914 hatte. Wurde früher der Hauptwert auf die Propaganda gelegt, so arbeitet man jetzt vorwiegend auf Erringung greifbarer Erfolge hin. Zu einem großen Teil mag dazu die Tatsache beigetragen haben, daß während des Krieges die Durchführung jeglicher über den Rahmen der Berufsinteressen hinausgehender Agitation den Gewerkschaften so gut wie unterbunden war und sie daher schon aus diesem Grunde den reinen Berufsfragen erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden mußten. Die ständig steigende Leuerung ließ andererseits auch die Arbeiter mehr Gewicht legen auf Erhöhung der Löhne als auf die Verfolgung weitab liegender Ziele, ganz abgesehen davon, daß schon aus nationalen Gründen eine revolutionäre Propaganda bei der überwiegenden Mehrheit der Arbeiterklasse zweifellos eine entschiedene Ablehnung erfahren hätte. Nicht minder mag als Ursache der gegen früher veränderten gewerkschaftlichen Taktik die von den weitaus meisten Führern infolge ihrer Stellung im Wirtschaftsleben erworbene erhöhte Erkenntnis der überwältigend großen Schwierigkeiten des Wiederaufbaus der zerrütteten Volkswirtschaft anzunehmen sein. Jedenfalls hat der vom 15. bis 21. September vorigen Jahres in Lyon abgehaltene 14. Kongreß des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes (Confédération Générale du Travail: C. G. T.), der erste nach Beendigung

der Feindseligkeiten, deutlich eine völlig veränderte Auffassung der Taktik in den französischen Gewerkschaftskreisen aufgezeigt. Gleichzeitig hat er freilich auch das Vorhandensein einer immer noch recht beachtenswerten und vor allem sehr rührigen Opposition dargetan, die sich in der Hauptsache zu den früher vertretene[n] Prinzipien bekennt und gegen die Mehrzahl der bisherigen Führer den Vorwurf erhebt, sie hätten diesen für die C. G. T. allein richtigen Klassenkampfstandpunkt verlassen und somit die Arbeiterschaft verraten und verkauft.

Wer die Verhältnisse in der französischen Gewerkschaftsbewegung wirklich objektiv beurteilen und sich vor Fehlschlüssen hüten will, der darf dabei nicht den Maßstab deutscher Verhältnisse anlegen. Auch diejenigen französischen Gewerkschaften, die, wie zum Beispiel der Vorsitzende der C. G. T., heute auf dem rechten Flügel stehen, haben von den Aufgaben der gewerkschaftlichen Bewegung und ihrem Endziel noch immer durchaus andere Auffassungen als unsere deutschen Gewerkschafter, wenn sie ihnen auch in Fragen der Taktik jetzt näher stehen mögen, als dies vor dem Kriege der Fall war. Sie sehen auch heute noch im Syndikalismus, wenn nicht mehr das einzige, so doch das bei weitem wichtigste Kampfmittel der für ihre Befreiung aus wirtschaftlichen und politischen Fesseln kämpfenden Arbeiterklasse. Ihnen erscheint noch immer neben der gewerkschaftlichen die politische Bewegung als die weitaus minder wichtige Form der Arbeiterbewegung, ja zum Teil sind sie heute die gleichen Antiparlamentarier wie früher. Sie sind noch der Meinung, daß den Hand- und Kopparbeitern als Schaffer aller Werte die Leitung und Regelung der zukünftigen Produktion zustehen und deswegen die gewerkschaftlichen Organisationen die berufenen Wirtschaftsorgane einer neuen Gesellschaft sein werden. Gerade aus dieser Auffassung heraus und im Hinblick auf die daraus für die Gewerkschaften in der gegenwärtigen und der nächsten Zeit resultierende Verantwortung gelangt ein großer Teil der französischen Gewerkschaftsführer zur Ablehnung der rein revolutionären, mehr auf den Umsturz der bestehenden als auf den Aufbau der kommenden gesellschaftlichen Ordnung gerichteten Agitationsmethoden der früheren Zeiten.

»Es sind die Generalstaaten der Arbeit, die hier versammelt sind,« hatte Jouhaux in seiner Eröffnungsrede dem Kongress in Lyon zugerufen, »hier soll die von der C. G. T. auf dem Gebiet der sozialen Umbildung zu befolgende Taktik festgelegt werden. Sollte sich der Kongress als unfähig erweisen, dieser Taktik in all der moralischen Unordnung, die dem Lande ihren Stempel aufdrückt, feste Direktiven zu geben, so werden Sie als ihre Vertreter selbst das Todesurteil der Arbeiterbewegung ausgesprochen haben.« Und um diese Taktik der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ging denn auch fünf Tage lang der heiße Streit, der schließlich dann doch eine größere Majorität für die angegriffene Bundesleitung brachte, als deren Anhänger selbst erwartet hatten.

Eigentümlich ist es, daß dabei neben Männern wie Jouhaux und seiner Gefolgschaft, die schon von Anbeginn des Krieges an wegen ihres Eintretens für die nationale Verteidigung von der — anfänglich allerdings sehr schwachen — Opposition als Verräter und Renegaten bezeichnet worden waren, auch Leute wie Merrheim, Dumoulin, Bidegaray auf der Anklagebank Platz nehmen mußten, Männer, die während des Krieges als Wort-

führer der Opposition gegolten hatten und noch 1917 auf der Konferenz zu Clermont-Ferrand als solche aufgetreten waren.

Merrheim verkörperte sogar zeitweise in der Bundesleitung die Opposition schlechthin. Seitdem er in Zimmerwald mit den Vertretern des radikalen Flügels der deutschen Sozialdemokratie an einem Tisch gefessen hatte, haßte ihm das Odium des Landesverrats an, und nicht nur in den Kreisen der nationalistischen Regierungs- und Militärclique, die ihn haßte und nur auf den kleinsten Beweis oder wenigstens den Anschein eines solchen wartete, um ihn mit den anderen mehr oder weniger regelrecht überführten Hochverrättern an die Mauer des Forts von Vincennes (bei Paris) zu stellen, erkundeten ihm skrupellose Gegner, sondern auch in den syndikalistischen Kreisen traf man ihm vielfach nicht besser entgegen. Für einen großen Teil derjenigen, die aus ihrem Gefühl oder ihrer Überzeugung heraus Gegner des Krieges waren oder es durch ihre Erfahrungen draußen im Felde wurden, war Merrheim freilich der Stern in der Dunkelheit, der Prophet. Mehr als ein Anhänger der Opposition erwartete in naiv-gläubigem Vertrauen von Merrheim, daß er zu diesem oder jenem Zeitpunkt das Zeichen zum Beginn der neuen großen Revolution geben werde, ein Klingelzeichen gewissermaßen, das die hinter den Kulissen verborgene Revolution auf die Szene gerufen hätte. Daß er dieses Zeichen nicht gab, das war eine Enttäuschung für diese Revolutionsromantiker, und daß er, obgleich im Grunde seines Herzens der bolschewistischen Revolution in Rußland freundlich gesinnt, dennoch ganz und gar nicht geneigt war, deren Taktik und Methoden sich widerspruchslös zu eigen zu machen, es vielmehr vorzog, auf dem Boden der realen Tatsachen zu bleiben, das frug ihm die heutige wütende Gegnerschaft auch derjenigen oppositionellen Elemente ein, die man zwar kaum als Romantiker bezeichnen kann, wohl aber als die Dogmatiker der revolutionären Idee.

Als solche aber fanden sich wiederum ganz heterogene Elemente zusammen. Da waren zuerst die Vertreter des »politischen Flügels« der Opposition, Loriot, der Kassierer, und Frossard, der Sekretär der französischen sozialistischen Partei, seitdem deren Verwaltung aus den Händen der früheren Mehrheitsgruppe Renaudels in diejenige der jetzigen Mehrheitsgruppe Longuets übergegangen war. Neben diesen Männern aber trat der Bundesleitung als Ankläger ein Syndikalist von reinstem Wasser entgegen, Pierre Monatte, der Herausgeber und Leiter von »La Vie Ouvrière« (Das Arbeiterleben), einer beachtenswerten syndikalistischen Zeitschrift. Er stand stets der sozialistischen Partei genau so ablehnend gegenüber wie allen bürgerlichen Parteien. Darin dürfte sich auch nichts geändert haben, seitdem die französische sozialistische Partei in radikalem Fahrwasser segelt. Für Monatte ist der Syndikalismus die Arbeiterbewegung schlechthin. Eine daneben nötig werdende politische Betätigung ist für ihn jedenfalls nicht auf dem Boden des Parlamentarismus denkbar.

Neben Merrheim waren es noch Dumoulin, Bartuel, Bidegaray, denen die Hauptlast der Verteidigung des »Comité confédéral« zufiel. Alles Männer, die bisher zum linken Flügel der syndikalistischen Bewegung zählten. Alle drei waren — und zwar erst in den letzten Jahren vor dem Kriege — nach teilweise heftigen Kämpfen mit gemäßigteren Richtungen an die leitenden Stellen in ihren Organisationen berufen worden, Bartuel im Bergarbeiterverband, Bidegaray bei den Eisenbahnern, während Dumoulin —

gleichfalls Bergarbeiter — neben Jouhaux zweiter Sekretär des Gewerkschaftsbundes wurde.

Die Vorwürfe, welche von der Opposition gegen die oben genannten Führer erhoben wurden, schieden sich nach zwei Grundbegriffen und richteten sich auch nicht gleichmäßig gegen alle Genannten. Jouhaux und seinen Anhängern warf man die von ihnen betriebene Kriegspolitik vor, durch die sie sich angeblich der Begünstigung und Verlängerung des Weltkriegs schuldig gemacht haben sollen. Die nach Beendigung der Feindseligkeiten von ihnen befolgte gewerkschaftliche Taktik sei nichts anderes als eine logische Folge und Fortsetzung ihrer Kriegspolitik. Da sie sich entgegen ihrer im Kriege bezogenen Stellungnahme jetzt gleichfalls in den Dienst dieser nach der Meinung der Opposition für den Syndikalismus verderblichen Taktik gestellt haben, statt ihr schärfsten Kampf anzusagen, das war der Hauptvorwurf, der gegen Merrheim und seine Freunde gerichtet wurde.

Nach Meinung der Opposition haben sich verschiedene Möglichkeiten der Revolution, zum mindesten aber verschiedene Möglichkeiten einer Aktion im revolutionären Sinne geboten: die Streikbewegungen im Juni und der 21. Juli. Die Bundesleitung aber hat sie ungenützt vorübergehen lassen. Wie könnte es auch anders sein. In der Tat, die Männer, die den revolutionären Glauben verloren haben, die aus früheren Aposteln sich in einfache Verwaltungsmenschen umgewandelt haben, konnten sie anders handeln? Indessen ihre Verantwortlichkeit bleibt voll und ganz bestehen. Damit aber für die Zukunft, für die Periode der Krisen, durch die jetzt die Welt hindurch muß, die Möglichkeit einer Machtergreifung, einer Revolution, nicht wieder verfehlt werden kann, deshalb müssen, meinte man, diese Männer durch andere, vom revolutionären Ideal mehr erfüllte ersetzt werden. Männer, die von der Skepsis noch nicht ausgetrocknet seien.

Diese Auffassung kam in der Entschliebung deutlich zum Ausdruck, die auf dem Kongreß von der Opposition eingebracht worden war. Sie bezeichnete als Hauptzweck des Syndikalismus die Herbeiführung und Durchführung des revolutionären Generalstreiks, der die bisherige bestehende Klasse expropriieren und die Arbeiterklasse in den Besitz der Produktionsmittel und damit auch der gesellschaftlichen Macht bringen soll. »Auf Grund der durch den Krieg erzeugten revolutionären Stimmung und den weitverbreiteten auf völlige Befreiung gerichteten Ideen ist jetzt kein Zögern, kein Schwanken, keine abwartende Haltung, kein Opportunismus mehr gestattet. Die gesamte revolutionäre Energie, über die das Proletariat verfügt, seine gesamten lebendigen Kräfte müssen in Taten umgewandelt werden.« So heißt es an einer Stelle der Resolution. Und den Schluß bildet eine Aufforderung zur tatkräftigen Unterstützung der russischen Revolution.

Die Verteidigungsreden von Merrheim und Jouhaux enthielten eine für die Beurteilung der französischen Gewerkschaftsbewegung während des Krieges und in der jetzigen Nachkriegszeit äußerst interessante Darlegung. Vor allem gaben die Ausführungen von Merrheim ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Ereignisse seit der Mobilisation. Seine Rede war eine scharfe Absage an diejenigen, die glauben, durch immer steigende Forderungen die Revolution weitertreiben zu sollen zum gewünschten Zusammenbruch hin, aus dem sich dann die neue Gesellschaft herauskristallisieren werde. Nicht die niedrigen Instinkte der Masse, nicht Haß und Zer-

störungswut dürfe man wecken, sondern das Verantwortlichkeitsgefühl der Arbeiterschaft wie des einzelnen Arbeiters gelte es zu entwickeln. Das Niederreißen sei nur der leichteste Teil der Aufgabe, die zu erfüllen die Arbeiterschaft berufen sei; viel schwerer sei das Aufbauen. Der Schluß der Rede Merrheims war ein flammender Appell an alle Einsichtigen, mit allen Kräften der als schlimmste Folge des Krieges auch in der Arbeiterbewegung in erschreckender Weise um sich greifenden moralischen Verwilderung, dem schrankenlosen Egoismus entgegenzuarbeiten und über persönliche und sachliche Gegensätze hinweg stets an die in jeglicher Zeit mehr als je unbedingt notwendige Einheit der Arbeiterklasse zu denken. Nur erfüllt und geleitet von den höchsten Idealen könne die Arbeiterschaft ihrer Aufgabe gerecht werden.

Auch aus Dumoulin's Ausführungen auf dem Kongreß klang der gleiche Ton heraus; auch er wies darauf hin, daß angesichts der schwierigen Situation, vor die sich die Arbeiterschaft gestellt sehe, jeder, der sich nicht wissenschaftlich der Sprache der Tatsache verschließe, Opfer, und seien es selbst solche liebgeordneter Überzeugungen, bringen müsse, um die Einheit und Schlagfertigkeit der Arbeiterbewegung zu erhalten. Er hätte es getan: »Jawohl, ich, der ich niemals etwas auf dem Altar des Vaterlandes, nie etwas für meine persönliche Interessen geopfert habe, ich opfere alles für die Einheit der revolutionären Arbeiterklasse.«

Die Rede Jouhaux', des am heftigsten von der Opposition Bekämpften, enthielt neben einer eingehenden Verteidigung der von ihm befolgten Politik während des Krieges und seither eine scharfe Polemik gegen diejenigen Vertreter der Opposition, die zugleich führende Stellungen in der sozialistischen Partei einnehmen. Als Quintessenz seiner Darlegungen unterbreitete Jouhaux dem Kongreß eine Resolution, die auch zur Annahme gelangte. Diese Resolution nimmt ausdrücklich Bezug auf die vom Gewerkschaftskongreß in Amiens (1912) nach eingehender Aussprache angenommene Entschliebung, die eine grundsätzliche Erklärung der Aufgaben und der Taktik der syndikalistischen Bewegung schuf und ihre völlige Neutralität gegenüber allen wie immer gearteten politischen Parteien wie religiösen Richtungen und ihren Lehren festlegte.

Die von Jouhaux vorgelegte Entschliebung verlangte vom Kongreß in Lyon, er möge sich nicht nur jene Resolution von Amiens zu eigen machen, sondern auch ausdrücklich erklären, daß die Taktik der Neutralität gegenüber allen außergewerkschaftlichen Organisationen nicht etwa lediglich einem momentanen Bedürfnis entspreche, vielmehr eine grundsätzliche Folge der auf die direkte Aktion begründeten prinzipiellen Auffassung der syndikalistischen Bewegung sei. Dagegen »dürfe der Kongreß auch nicht die Meinung aufkommen lassen, als seien Gewaltakte der ausschließliche und zukünftige Ausdruck dieser direkten Aktion, oder daß diese Waffe von außerhalb der gewerkschaftlichen Bewegung stehenden Organisationen zur Anwendung gebracht werden dürfe«.

Die grundsätzliche Auffassung der französischen Gewerkschaftsmehrheit kommt am besten in den folgenden Sätzen der in Lyon angenommenen Entschliebung zum Ausdruck:

Mehr wie jede andere gegenwärtige soziale Macht versinnbildlicht die Arbeiterorganisation die unausbleibliche Konsequenz der modernen kollektiven Aktivität:

das Zurückweichen der Politik vor der Wirtschaft. Die Produktion fortzusetzen, um den Bedürfnissen der Menschen gerecht werden zu können, die Produktion zu erweitern, um zur Verfügung aller eine größere Summe von Verbrauchsgütern zu stellen — das sind die gegenwärtig maßgebenden Voraussetzungen jeder revolutionären Betätigung, denen die aus dem Weltkrieg hervorgegangene internationale wirtschaftliche Lage eine schwerwiegende Bedeutung gibt. Die Arbeiterbewegung erkennt, daß sie diesen Anforderungen entsprechen muß und auch in der Lage sein wird, es zu können. Sie erklärt aber sofort, daß jegliche in diesem Sinne liegende Anstrengung unvereinbar ist mit der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen wirtschaftlichen Regimes. Der Ausruf zur Arbeit, dem die Arbeiter zu folgen durchaus bereit sind, kann nur Erfolg haben, wenn in Zukunft auch das volle Recht der Arbeit anerkannt wird.

Die gewerkschaftliche Bewegung kann nicht anders als revolutionär sein, da ihre Tätigkeit letzten Endes hinausläuft auf die Befreiung der Arbeit von aller Fron, auf die Verhinderung der privilegierten Benützung irgendwelcher Produkte, auf die Überführung aller Reichtümer in die Hand derjenigen, die dazu beitragen, sie zu schaffen.

Dieses Ziel wird durch die gemeinsame Anstrengung der Arbeiter verwirklicht werden in dem Maße, wie sich die durch die Arbeit selbst begründete Neuordnung aufbauen wird, eine Ordnung, die zur Grundlage nicht die Autorität, sondern den Austausch hat, nicht die Unterdrückung, sondern die Gegenseitigkeit, nicht die Herrschaft, sondern die gesellschaftliche Vereinbarung.

Die Entschliebung behandelt dann die Notwendigkeit des täglichen Kleinkampfes und im Zusammenhang damit auch die Frage der Kollektivarbeitsverträge. Diese seien immerhin von Bedeutung als eine stetig fortschreitende Einschränkung der absoluten Herrschaft des Unternehmers im Betrieb.

Weiter wird im Hinblick auf die immer unerträglicher werdenden Zustände im wirtschaftlichen Leben die Forderung einer neuen Ordnung — nicht nur einer Ausbesserung — der gesamten Wirtschaftseinrichtungen erhoben, wobei die Arbeiter ohne Nachgeben auf die Anerkennung ihres Rechtes auf Mitbestimmung bestehen müssen, das folgerichtig auch eine Mitverantwortung in sich schließt. Unter ausdrücklicher Ablehnung einer Ausdehnung der Staatsmonopole wird eine industrialisierte Verstaatlichung — unter Kontrolle der Erzeuger und Verbraucher — der großen modernen Wirtschaftsunternehmungen, der Land- und Seeverkehrsmittel, der Minen, der Wasserkräfte, der großen Kreditorganisationen gefordert. An einer anderen Stelle der Entschliebung heißt es: »Die Arbeiterschaft versteht unter Verstaatlichung die Übergabe des staatlichen Eigentums zur gemeinsforderlichen Verwaltung an die Interessenten selbst, das heißt an die vereinigten Erzeuger und Verbraucher.« Von den 2023 Mandaten, die auf dem Kongreß vertreten waren, erklärten sich 1393 für die obige Entschliebung und den Tätigkeitsbericht des Bundesvorstandes, 588 sprachen sich dagegen aus und 42, darunter alle Vertreter Elsaß-Lothringens, enthielten sich der Stimme.

Wichtig für die Beurteilung der gegenwärtigen Verhältnisse in der französischen Gewerkschaftsbewegung erscheint uns auch ein Konflikt, der im November 1919 im Pariser Gewerkschaftskartell ausbrach, wichtig deswegen, weil erstens die Leitung des Pariser Gewerkschaftskartells (Union des Syndicats de la Seine) vor dem Kriege stets in Händen von weiß auf dem linken Flügel der Bewegung stehenden Gewerkschaftern war, und weil zweitens sich in Paris das geistige Zentrum der gesamten Opposition be-

findet. Es war also vorauszu sehen, daß gerade hier ein baldiger Zusammenstoß zwischen der Mehrheit und der Opposition unvermeidlich sein würde.

Die oben besprochene vom Kongreß in Lyon angenommene Entschlie ßung enthielt auch eine Sympathieerklärung für die russische Revolution und for derte zu deren wirksamer Unterstützung auf. Demzufolge erließ der Vor stand des Gewerkschaftsbundes ein Rundschreiben an die angeschlossenen Organisationen, in welchem er diese aufforderte, sich zu der Frage zu äußern, wie am wirksamsten die Intervention der alliierten Mächte in Rußland be kämpft und auf einen baldigen und vollständigen Friedensschluß mit der Sowjetrepublik hingewirkt werden könne. Die Opposition erklärte jedoch dieses Vorgehen als ein bloßes Verlegenheitsmanöver der Bundesleitung. Als sich daher die Delegiertenversammlung des Gewerkschaftskartells in Paris mit diesem Rundschreiben zu beschäftigen hatte, bezeichnete sie als einzig wirksame Unterstützung der russischen Revolutionäre die Durchführung des revolutionären Generalstreiks in Frankreich. Ein dahingehender Antrag wurde mit 60 gegen 42 Stimmen bei 19 Enthaltungen angenommen, eine Deputation mit entsprechendem Auftrag zur Leitung des Gewerkschafts bundes geschickt und der Vorstand des Kartells aufgefordert, alle zur Vor bereitung und Durchführung des gefaßten Beschlusses notwendigen Maß regeln zu treffen. Die Folge dieser Beschlüsse war die Demission des Kar tellvorstandes, der die Verantwortung dafür nicht glaubte übernehmen zu können. Aus der sehr umfangreichen Motivierung, mit welcher der Kartell vorstand seinen Entschluß begründete, seien zur Kennzeichnung des von ihm vertretene n Standpunktes nur einige Sätze wiedergegeben.

Zunächst wird darauf hingewiesen, daß die Methoden, die von der Oppo sition in Vorschlag gebracht würden, vielleicht für zurückliegende Zeiten maß gebend gewesen sein könnten, in denen die Arbeiterorganisationen noch wenig entwickelt waren. »Aber,« heißt es dann weiter, »wir glauben, daß diese Periode heute überwunden ist, und wir sehen uns gezwungen, vor den Illusionen zu warnen, die in einzelnen Organisa tionen hervorgerufen und genährt werden könnten durch die laute, aber inhaltlose Propaganda, wie sie von einzelnen Kameraden noch immer als zeit gemä ß erachtet wird, die wohl die besten Absichten haben mögen, aber zu wenig die positiven Realitäten berücksichtigen, die wir nicht unbeachtet lassen dürfen.« Die fortgesetzten Versuche, den Generalstreik bei allen möglichen Gelegenheiten in Anwendung zu bringen, seien verkehrt, denn der wirkliche Kampfwert des Generalstreiks werde dadurch mehr und mehr beeinträchtigt. Der Generalstreik dürfe nur als ein letztes und höchstes Mittel in Betracht kommen, um die gewaltige Macht der Arbeit zu demonstrieren. »Er darf nicht zu einem reinen negativen und zerstörenden Mittel herabgewürdigt werden. Erst an dem Tage wird er seinen vollen revolutionären Wert errungen haben, wo die proletarische Überzeu gung genügend geklärt und gekräftigt wird, um seiner Durchfüh rung sofort die allgemeine Anwendung wirklich auf bauender, der Erkenntnis der Arbeiterschaft entsprun gende Prinzipien folgen lassen zu können.«

Weiter wird auf die schwere Verantwortung hingewiesen, welche ange sichts der jetzigen sozialen Zustände die nächste Zukunft gerade für die Ar beiter schaft mit sich bringt. So schwer es auch manchem fallen möge, im Hin

blick auf die Hindernisse, die sich noch immer dem Drängen nach Befreiung entgegentürmen, mit ruhigem Verstand die jeweilige Situation zu prüfen, müsse dies doch geschehen:

Was aber die Straßenkämpfe anbetrifft, denen noch so viele Kameraden in Erinnerung an so manchen glorreichen Tag der Vergangenheit anhängen, so meinen wir, sie seien berechtigt und notwendig gewesen, als es sich um die Er kämpfung politischer Rechte handelte. In dem davon aber sehr verschiedenen wirtschaftlichen Kampfe, den wir heute unterhalten, nicht mehr gegen irgendeine persönliche Herrschaft, sondern gegen das Kapital, müssen wir diesen unseren unmittelbaren Gegner auch auf seinem Gebiet, dem wirtschaftlichen, und mit gleichen Waffen zu treffen suchen, das heißt mit solchen, die auf dem Felde der Arbeit anwendbar sind.

Aus dem langen Gedankengang, mit dem diese Auffassung erläutert wird, möchten wir nur den einen Satz hier anführen, der uns die Quintessenz der selben darzustellen scheint. Er lautet:

Ebenso, wie der kapitalistische Staat es fertigbrachte, angesichts der nationalen Gefahr und dem Todeswerk, denen er sich gegenüber sah, die allgemeine Mobilisation der Waffen und der Arbeit durchzuführen, so muß die organisierte Arbeiterschaft — will sie die Menschheit retten vor der wirtschaftlichen Gefahr, in der sie gegenwärtig unterzugehen droht — den allgemeinen Heerbann der lebenspendenden Arbeit anzubieten vermögen. Dieses große Werk muß heute die einzige Aufgabe des Proletariats sein, und jeder, der dazu helfen will, soll herangezogen werden.

Am 14. November fand eine neue Sitzung der Kartelldelegierten statt, in der zu der eingereichten Demission des Vorstandes und seiner Erklärung Stellung genommen wurde. Die Versammlung stimmte diesen Erklärungen mit 92 gegen 56 Stimmen bei 4 Stimmenthaltungen zu. Darauf zog der Vorstand seine Demission zurück.

Man mag sich zu dem Streit der Meinungen, der gegenwärtig in der französischen Gewerkschaftsbewegung ausgefochten wird, stellen wie man will, derjenige, der mit den dortigen Verhältnissen in der Vorkriegszeit vertraut gewesen ist, muß anerkennen, daß sich in den Gewerkschaftskreisen Frankreichs bedeutungsvolle Umgruppierungen vollzogen haben. Das endgültige Ergebnis dieser Umgruppierung wird auch in Frankreich weit mehr von der weiteren Entwicklung der wirtschaftlichen als der politischen Verhältnisse beeinflusst werden. Überraschungen nach der einen wie nach der anderen Seite hin sind freilich nicht ausgeschlossen. Unverkennbar aber macht sich in den Kreisen der französischen organisierten Arbeiterschaft das Bestreben geltend, ihre Agitation und ihre Maßnahmen nicht nur daraufhin zu prüfen, inwieweit dadurch dem Unternehmertum Abbruch getan, sondern auch der unumgängliche Aufbau einer neuen Wirtschaft unterstützt und gefördert wird. Es dürfte deshalb auch für die deutsche Arbeiterschaft von Interesse sein, der weiteren Entwicklung der gewerkschaftlichen Verhältnisse in Frankreich ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Betriebsräte

Von Th. Meier (Bremerhaven)

Auch die Wahlordnung zum Betriebsrätegesetz ist jetzt erschienen. Spätestens sechs Wochen nach dem Inkrafttreten dieses Gesetzes müssen die Wahlen eingeleitet werden. Als spätester Termin ist demnach mit der Mitte des Monats März zu rechnen.

Bei der Aufstellung der Vorschlagslisten ist es unbedingt notwendig, daß alle Berufsgruppen der Arbeitnehmer, Arbeiter wie Angestellte, berücksichtigt werden, damit sie sämtlich in den Betriebsräten vertreten sind. Sollte eine einheitliche Vorschlagsliste nicht möglich sein, so muß wenigstens eine Verständigung dahin erfolgen, daß die einzelnen Listen nicht mit derselben Berufsklasse beginnen. Am vorteilhaftesten würde es sein, wenn die freigewerkschaftlichen Arbeitnehmer gemeinsam eine Vorschlagsliste herausgäben. Das Gesetz gibt die Möglichkeit dazu, wenn sämtliche wahlberechtigten Arbeiter und Angestellten mit Zweidrittelmehrheit in getrennter geheimer Abstimmung für eine gemeinsame Wahl aller Arbeitnehmer stimmen. Sollte aber die Aufstellung einer einheitlichen Vorschlagsliste unter den freigewerkschaftlichen Arbeitnehmern nicht zu erreichen sein, so wäre dennoch ein Zusammengehen der Arbeiter und Angestellten möglich; denn jeder Arbeitergruppe stände es immer noch frei, auch Angestellte auf ihre Vorschlagsliste zu setzen.

Der Vorteil einer gemeinsamen Wahl liegt auf beiden Seiten. Die freigewerkschaftlichen Arbeiter haben ein entschiedenes Interesse daran, die freigewerkschaftlichen Angestellten — und dazu gehören die Verbände der »Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände« — mit sich zu vereinigen, um gemeinsam die Lebensbedingungen zu verbessern. Wählt hingegen jede Gruppe für sich, so erhalten sicherlich die nicht auf dem Boden der modernen Gewerkschaftsbewegung stehenden Gruppen mehr Vertreter, als wenn Arbeiter und Angestellte gemeinsam ihre Vorschlagslisten einreichen. Namentlich gilt das von der Gruppe der Angestellten.

Das Betriebsrätegesetz ist sehr viel kritisiert worden; sieht man sich aber die 106 Paragraphen des Gesetzes näher an, so muß man anerkennen, daß es uns weit mehr Rechte bringt, als wir hatten; selbst den Gruppen, die durch eigene Kraftentfaltung bereits ihren Arbeitgebern mehr Befugnisse abgerungen hatten, als im allgemeinen die Arbeiter- und Angestelltenausschüsse bisher besaßen. Gewiß, das Gesetz bringt uns nicht das, was wir erhofft: aber an uns liegt es nun, dafür Sorge zu tragen, daß die Bestimmungen des Gesetzes völlig durchgeführt werden.

Eine große Aufgabe steht den Betriebsräten bevor. Sie zu bewältigen, wird keine leichte Arbeit sein; namentlich in den Großbetrieben, wo ein Betriebsausschuß des Betriebsrats besteht, werden die Mitglieder des Betriebsausschusses eine segensreiche Tätigkeit entfalten können. Auf dem Gebiet der Arbeiterschutzbestimmungen ist noch vieles nachzuholen — Unfallverhütung, Schutzvorrichtungen, Krankenkassenwesen sind Gebiete, wo noch manche Einrichtungen einer Änderung unterzogen werden müssen. Besonders aber werden die technischen Einrichtungen der Betriebe, die Werkzeuge und die Betriebsorganisation den Betriebsräten Gelegenheit geben, ihre praktischen Erfahrungen bei der Betriebsleitung geltend zu machen und dafür Sorge zu tragen, daß moderne Betriebseinrichtungen geschaffen werden. Deutschland muß mehr Arbeitsprodukte herstellen. Aus dem stark geschwächten deutschen Volkskörper ist aber zurzeit nicht viel mehr herauszuholen; folglich müssen wir unser Augenmerk darauf richten, die technischen Einrichtungen der Betriebe so nützlich wie möglich zu gestalten und alle technischen Neuerungen auf ihre Brauchbarkeit genau zu prüfen. Auch die Regierung sollte Institute schaffen, wo neue technische Erfindungen auf ihre Brauchbarkeit und Anwendbarkeit in der deutschen Industrie untersucht werden. Vor kurzem haben bereits die amerikanischen Gewerkschaften ihre Regierung ersucht, solche Institute zu schaffen, damit die amerikanische Industrie die neuen Erfindungen auf allen Gebieten anwendet. Bisher war Amerika in dieser Beziehung uns schon voraus. Wollen wir deshalb auf dem Weltmarkt wieder konkurrenzfähig sein, so müssen wir diesen Fragen unsere ganze Aufmerksamkeit widmen.

Auf ihrem letzten Kongreß zu Atlantic City im Juni 1919 hat die Amerikanische Arbeiterföderation den folgenden Beschluß gefaßt:

»Unter Berücksichtigung, daß die wissenschaftliche Arbeit und ihre technische Anwendung eine der wichtigsten Grundlagen für die Entwicklung der Industrie, der Landwirtschaft, des Bergbaus usw. bilden;

unter Berücksichtigung, daß der industrielle Ertrag beträchtlich durch die technische Ausnutzung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchung auf den Gebieten der Physik, der Chemie, der Biologie, der Geologie, des Ingenieurwesens, der Landwirtschaft und ihren Nachbarwissenschaften gewachsen ist; andererseits aber die Vorteile einer allgemeinen Hebung des Wohlstandes auf Grund der wissenschaftlichen Fortschritte die durch die Untersuchungen verursachten Kosten um das Vielfache übertreffen;

unter Berücksichtigung, daß die Vermehrung der industriellen Produktion durch die wissenschaftlichen Untersuchungen ein mächtiger Faktor in dem von Tag zu Tag stärkeren Kampfe ist, den die Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen führen, daß die Bedeutung dieses Faktors ständig wächst, weil es eine obere Grenze für die mittleren Lebensbedingungen der Gesamtbevölkerung gibt, die unmöglich überschritten werden kann, solange man sich, wie es heute geschieht, nur mit der Art der Verteilung des Reichtums zu beschäftigen begnügt; daß die wissenschaftliche Arbeit im Gegensatz dazu diese Grenze nach oben verrücken kann, indem sie die industrielle Erzeugung durch Umsetzung der Ergebnisse der Wissenschaft in die Praxis steigert;

unter Berücksichtigung, daß die Bundes-, Staats- und Ortsbehörden eine Reihe von wichtigen und dringenden Verwaltungs- und gesetzgeberischen Fragen zu entscheiden haben, deren Lösung von wissenschaftlichen und technischen Untersuchungen abhängt;

unter Berücksichtigung, daß der Krieg die kriegsführenden Nationen den überwiegenden Einfluß von Wissenschaft und Technik auf die Wohlfahrt und Macht jedes Landes in Kriegs- und Friedenszeiten gelehrt hat; daß nicht nur die Privatinitiative weitansholende Untersuchungen zu organisieren strebt, die für das ganze Land von Interesse sind, sondern daß auch mehrere Regierungen aktiv derartige Unternehmungen unterstützen;

beschließt die auf ihrem Kongreß versammelte Arbeiterföderation, daß es für die Wohlfahrt der Nation von hervorragendem Interesse ist, ein großes Programm wissenschaftlicher und technischer Untersuchungen aufzustellen und daß die Bundesregierung alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel zur Verwirklichung dieses Programms anwenden muß, ferner daß das unmittelbare Einschreiten der Regierung bei der Ausführung dieser Untersuchungen dahin streben muß, ihre Ausdehnung und Bedeutung mittels großzügiger Unterstützungen zu steigern;

und beauftragt ihren Sekretär, diese Entschliebung dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem derzeitigen Präsidenten des Senats und dem Präsidenten der Deputiertenkammer zu übermitteln.

Das geschieht in einem Lande, in welchem die wissenschaftliche Untersuchung bereits auf das wirksamste organisiert ist und durch ungewöhnliche Geldspenden — es sei nur an das Carnegie- und das Rockefeller-Institut erinnert — unterstützt wird.

Auch die hygienischen Einrichtungen lassen in den meisten Betrieben noch viel zu wünschen übrig. Soll die Arbeitskraft des deutschen Volkes gehoben werden, so muß vor allem der Gesundheitszustand ein guter sein. Zur Befundung der deutschen Volksgenossen vermögen gute hygienische Einrichtungen wesentlich beizutragen. Sehr oft hört man von Arbeitgeberseite den Einwand, daß, wenn solche Einrichtungen geschaffen sind, sie von den Arbeitern nicht gebraucht werden. Tatsächlich werden nicht selten die neuen Einrichtungen nicht sofort in ausreichendem Maße in Anspruch genommen. Hier hat der Betriebsrat dankenswerte Aufgaben. Erstens muß er für die Anschaffung guter hygienischer Einrichtungen sorgen, und zweitens muß er mit den Vertrauensleuten an die Erziehung der Arbeiter herangehen, damit sie die betreffenden Einrichtungen gebrauchen. Dann werden die

Forderungen der Arbeiter auf Erweiterung solcher Einrichtungen bald von selbst kommen.

Die Einsicht und Überwachung des kaufmännischen Geschäftsgebarens und die Mitarbeit im Aufsichtsrat werden Anforderungen an die Betriebsratsmitglieder stellen, die bisher nie an sie gestellt wurden. Es müssen deshalb die Gewerkschaften die Kenntnisse der Arbeiter auf diesen Gebieten durch Kurse und Vorträge möglichst zu erweitern suchen. Ferner ist die Überwachung der gewerkschaftlichen Errungenschaften eine der wichtigsten Aufgaben der Betriebsräte. Bei Einstellung und Entlassung haben sie ihr Augenmerk darauf zu richten, daß die § 78 bis 90 des Betriebsrätegesetzes erfüllt werden. Diese Paragraphen sind vielumstrittene Punkte, doch wird man bei sachlicher Prüfung finden, daß wir alle unsere Forderungen betreffs des Mitbestimmungsrechts der Arbeiter durchzusetzen vermögen, wenn die Betriebsräte mit Geschick arbeiten. Die Vertretung einzelner Arbeitnehmer sowie die Regelung des Lehrlingswesens gehört ebenfalls zu den Aufgaben der Betriebsräte. Es gibt kaum ein Gebiet im Betrieb, wo der Betriebsrat nicht Rechenschaft vom Unternehmer fordern kann, wenn er es versteht, die richtigen Wege einzuschlagen. Der Betriebsrat wird freilich nicht in der Lage sein, alle diese Gebiete zu beherrschen, wenn er nicht über einen gut aufgebauten Vertrauensmännerkörper verfügt. Auch hier müssen die Gewerkschaften mit den Betriebsräten zusammenarbeiten und gemeinsam Vertrauensmännerkörper schaffen, die nicht so viel Unregelmäßigkeiten aufweisen wie die bisherigen. Nicht die Zahl der Vertrauensmänner macht es aus, sondern der Geist, der in ihnen steckt. Alle Berufe, alle Abteilungen müssen durch Vertrauensleute vertreten werden, denn nur dann, wenn alles gut organisatorisch zusammengefaßt wird, ist es möglich, daß die Betriebsräte sich ihren Aufgaben gewachsen zeigen. Arbeiten Betriebsrat und Vertrauensmännerkörper einheitslich miteinander, so ist es dem Betriebsrat ein leichtes, alle statistischen Erhebungen usw. schnell an die richtige Adresse zu leiten und zu geeigneter Zeit die nötigen Gegenmaßnahmen zu treffen. Siegreich vermögen wir aus den bevorstehenden Kämpfen nur hervorzugehen, wenn alle Instanzen zusammenwirken. Wird dies der Fall sein, dann gehört uns die Zukunft.

Neugestaltung des Hebammenwesens

Von Unterstaatssekretär Eduard Gräf (Berlin)

Da eine reichsgesetzliche Neugestaltung des Hebammenwesens auf sich warten läßt, hat sich der Ausschuß für Bevölkerungspolitik der Preussischen Landesversammlung mit solcher Reform befaßt. Bei den Beratungen, in welchen die Sozialdemokratie die Führung hatte, kam deutlich zum Vorschein, wie sehr noch in weiten Kreisen der Hebammenberuf verkannt und unterschätzt wird; denn in 90 Prozent aller Geburtenfälle steht die Hebamme allein am Bette der Gebärenden, sich selbst und ihrer Kunst überlassen. Die Hebamme hat somit zwei Menschenleben in ihrer Hand und muß außerdem oft gegen Armut und Unverstand ankämpfen. Sie findet häufig in der Wohnung der armen Familie kaum die notwendigsten Hilfsmittel und Einrichtungen vor. Warmes Wasser, Seife, reine Lächer usw. fehlen nicht selten. Der Vater ist auf Arbeit, und die Kinder umstehen klagend das Bett der leidenden Mutter. Enorme Schwierigkeiten muß da die allein stehende Hebamme überwinden, Schwierigkeiten, die sie im Hause der reichen Frau nicht kennt. Dorf wartet der Frauenarzt am Bette der Gebärenden, Wartefrauen und Dienstboten stehen zur Verfügung. Dagegen ruft die Hebamme nur im Notfall den Arzt, und nicht immer den Frauenarzt, aus Lager der armen Frau. Man höre nur die ständigen Klagen aus Arbeiterkreisen, daß die Hebammen auf Anruf nicht kommen und die Ärzte erst vorsichtig am Telephon nach Stand, Wohnung und Kassenzugehörigkeit der Familie fragen. Eine gründliche Aenderung des ganzen Hebammen-

wesens ist daher nötig. Mit Recht wird ferner darüber Klage geführt, daß in Großstädten eine überreichliche Zahl von Hebammen und Ärzten vorhanden ist und auf Kundschaft lauert, während auf dem Land ein großer Mangel an Ärzten und Hebammen besteht. Dorfhebammen haben sehr oft mehrere Ortschaften zu versorgen und sind deshalb wie auch die Ärzte nicht leicht zu haben. Vielfach beklagen sich letztere auch über mangelhafte Bezahlung, da knauserige Gemeinden die garantierte Mindesteinnahme von 800 bis 1000 Mark pro Jahr nicht vergüten wollen, obwohl ein Vertrag auf dem Landratsamt geschlossen worden ist. Will man deshalb eine gründliche Reform des Hebammenwesens, die allen Frauen unentgeltliche Geburts- und Wochenhilfe garantiert, so muß die Hebamme Beamteneigenschaft erhalten. Sie darf nicht mehr bloße Gewerbetreibende sein.

Erfreulicherweise führten die Beratungen des Ausschusses für Bevölkerungspolitik der Preussischen Landesversammlung zu nachstehenden Anträgen, die jetzt der Landesversammlung vorgelegt, dem Ministerium für Volkswohlfahrt als brauchbare Unterlagen für ein neues Hebammengesetz dienen sollen.

1. Die Hebamme erhält Beamteneigenschaft.

2. Die Hebamme ist der Kreishebammenstelle unterstellt. Die Kreishebammenstelle besteht aus dem Kreisarzt, einem Vertreter der Kreisbehörden, zwei frei gewählten Hebammen und zwei gewählten Müttern des Kreises. Bei der Provinz ist sinngemäß eine Provinzialhebammenstelle als Berufungsinstanz einzurichten.

3. Der Hebamme wird ein Einkommen gewährleistet, das zur Lebenshaltung genügt. Jeder außerberufliche Nebenerwerb darf nur mit Genehmigung der vorgesetzten Behörde ausgeübt werden.

4. Die Zahl der Hebammen muß in allen Landesteilen ausreichend sein.

5. Die Hebamme hat den Frauen unentgeltlich Geburts- und Wochenhilfe zu gewähren.

6. Die Ausbildung der Hebammen ist zu erweitern und organisch mit dem Unterricht in der Kranken- und Säuglingspflege zu verbinden.

7. Die Auswahl der Hebammenschülerinnen muß mit größter Sorgfalt unter Berücksichtigung der körperlichen und geistigen Eignung und unter Mitwirkung der Kreishebammenstelle erfolgen. Es ist eine abgeschlossene Schulbildung zu verlangen. Den Lehrern der Hebammenschule muß die Möglichkeit gewahrt bleiben, sich als ungeeignet erweisende Schülerinnen zu entlassen. Berufungsstelle ist die Provinzialhebammenstelle.

8. Die Zahl der zur Ausbildung zuzulassenden Hebammen ist dem Bedürfnis entsprechend zu regeln. Durch Übergangsbestimmungen sind den jetzt tätigen Hebammen bestimmte Arbeitsbezirke zuzuweisen. Die Forderung einer Nachprüfung ist von Fall zu Fall zu prüfen.

Kommt dieses Gesetz zustande, woran kaum zu zweifeln ist, so wird Preußen unter allen Bundesstaaten Deutschlands in dieser wichtigen Frage den Vorrang haben. Gut vorgebildete Hebammen, die auch Kranken- und Säuglingsfürsorge treiben können, werden dann in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen.

Eine Nebenfrage ist, wie die Krankenkassen die Hebammenkosten zu zahlen haben. Einmütig wurde vom Ausschuss für Bevölkerungspolitik ein Antrag der Landesversammlung unterbreitet und von dieser ebenso einmütig angenommen, nach welchem »die Staatsregierung ersucht wird, bei der Reichsregierung dahin zu wirken, daß mit künftiger Beschleunigung die gesetzlichen Bestimmungen über die Reichswochenhilfe vom 26. September 1919 und die Bestimmungen der Reichsversicherungsoordnung über Wochenhilfe durch die Krankenkassen so abgeändert werden, daß sie mit den Richtlinien, die in der Preussischen Landesversammlung über die Neuregelung des Hebammenwesens angenommen worden sind, nicht im Widerspruch stehen«.

Die einzelnen Wöchnerinnen sollen also künftig unentgeltliche Geburts- und Wochenhilfe sowie alle hierzu nötigen Heilmittel und Hilfsmittel usw. erhalten.

Auch freie ärztliche Hilfe muß gewährt werden, wenn der Arzt wegen Mangel an Mitteln nicht gerufen werden kann oder nicht kommen will. Durch den Antrag auf Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen der Reichswochenhilfe werden zugleich die vielen Mängel diesem Gesetz genommen, das in allzu eiliger Beratung zustande gekommen ist, damit nicht eine Lücke in der Reichswochenhilfe ab 1. Oktober 1919 einträte. Die einzelne Hebamme wird nicht mehr auf ein unsicheres Einkommen angewiesen sein; und sie hat ferner die Aussicht, im Alter versorgt zu sein. Andererseits aber werden die Gemeinden und der Kommunalverband, die dann für Hebammen und Ärzte zu sorgen haben, eher in der Lage sein, gegen Übergriffe der Hebammen vorzugehen, als dies dem einzelnen Familienvater heute möglich ist.

Neue Revolutionsliteratur

Von Joseph Kliche

Seit ich im Heft 25 vom 19. September 1919 über Revolutionsliteratur referierte, sind wieder einige dieses Gebiet behandelnde Schriften teils lokaler, teils zusammenfassender Art erschienen. Auch diesmal ist viel Spreu unter dem Weizen. Es soll daher nur das Wichtigste aus dem vorliegenden umfangreichen Bündel herausgegriffen werden.

Zunächst zwei Schriften über die Hamburger Revolutionstage. Die eine ist von dem bekannten Kommunisten Dr. H. Laufenberg verfaßt und betitelt sich »Die Hamburger Revolution« (Hamburg, Verlag Willaschek & Co., 32 Seiten, Preis 50 Pfennig). Sie bringt nicht, wie dem Titel nach erwartet werden könnte, eine Darstellung der Hamburger Novembertage des Jahres 1918; vielmehr enthält sie eine Darlegung der Politik des Hamburger Arbeiterrats vom Gesichtspunkt Laufenbergs. Die Arbeit ist ein im wesentlichen unveränderter Sonderabdruck aus dem »Archiv für Sozialwissenschaft und soziale Gesetzgebung«. Für die Auslieferung der politischen Gewalt an die Demokratie konnte Laufenberg seiner Stellung nach natürlich kein Verständnis finden. Im unpolitischen Räteystem sieht er deshalb lediglich eine politische Kapriole, und zwar, obwohl er auf den letzten Seiten der Schrift die Demokratie feiert und davon spricht, daß die alten und die neuen Gesellschaftsprinzipien noch auf lange hinaus zu praktischen Kompromissen genötigt sein werden. Die geschichtliche Darstellung der Hamburger Revolutionstage, die der Laufenbergschen Broschüre fehlt, bringt Paul Neumann in seiner Schrift »Hamburg unter der Regierung des Arbeiter- und Soldatenrats« (Hamburg, Kommissionsverlag Zuer & Co., 143 Seiten, Preis 4 Mark). An der Hand der Protokolle hat Neumann im Auftrag der Exekutive des Arbeiterrats von Groß-Hamburg ein Bild der Arbeiten des Rates gegeben. Da der Verfasser die wichtigsten Verhandlungen und Erlasse aus der Zeit der Herrschaft des Rates bringt, die Schrift auch durch eine Anzahl Bilder ergänzt ist, so wird sie dem späteren Geschichtsschreiber als wertvolles Material dienen können, zumal Neumann fast nie als Polemiker auftritt, sondern sich fast durchweg als Chronist gibt.

Dokumentarischen Wert besitzt auch die Schrift Ludwig Levinsohns »Die Revolution an der Westfront« (Charlottenburg, Mundus-Verlagsanstalt, 70 Seiten, Preis Mk. 2.40). Levinsohn hält besonders denen, die unentwegt behaupten, die Heimat sei der Armee in den Rücken gefallen, ein nüchternes Tatsachenbild vor. »Die völlige Absonderung des Offizierkorps, die Skandalgeschichten der Eskape hatten dem gemeinen Manne die Augen geöffnet. Der vaterländische Unterricht, den junge Offiziere leisteten, wurde allmählich als schlechtes Manöver verlacht.« Nach einleitenden Bemerkungen zur Lage schildert der Verfasser, der als Unteroffizier dem Stabe der vierten Armee angehörte, wie er mit einigen Kameraden es durchsetzte, daß nach der Meldung von der Flucht des Kaisers so-

fort Soldatenräte gebildet wurden. Die Aufgabe, die diese Organisation zu erledigen hatte, war eine sehr schwierige. Es galt dafür zu sorgen, daß der lange aufgespeicherte Haß gegen einzelne Offiziere sich nicht in blutigen Orgien entlud, es galt die Verpflegung der rückwärtsflutenden Heeresmassen zu sichern wie überhaupt den Rücktransport der aus Flandern heimzuleitenden Armee zu organisieren. Was das bedeutete, mag man nicht zuletzt aus der Tatsache ermessen, daß bei den 14 Strafkompagnien, die die Armee zählte, sofort die Offiziere ausrissen, da sie die Rache der jetzt befreiten Mannschaften fürchteten, und daß ferner viele dieser Mannschaften selbst ins Blaue hinein wegliefen, die Proviantkämmer erbrachen und keine Disziplin mehr anerkennen wollten. Da die Schrift die Verordnungen und Erlasse des Soldatenrats der genannten Armee wiedergibt wie auch über dessen sonstige Schritte aus jenen Novembertagen unterrichtet, so ist sie als eine sehr willkommene geschichtliche Darstellung zu betrachten. Der Verfasser war Vorsitzender des Soldatenrats der vierten Armee, und da er sowohl mit den hohen Offizieren der Armee als auch mit den Führern der einzelnen Formationen Verhandlungen leitete und Anordnungen durchführte, haben wir es in seiner Schrift mit einer wertvollen Quelle zu tun.

Mehr unterhaltender Art sind die »Tagebuchblätter eines rheinischen Sozialisten« von Heinrich Schäfer (Bonn, Verlag A. Marcus und E. Weber, 157 Seiten, Preis Mk. 4.80). Schäfer schildert seine Erlebnisse während der Kölner Umwälzung, die W. Sollmann bereits in seiner Schrift (vergl. Neue Zeit vom 25. April 1919) behandelt hat, und gibt dann Bilder vom Sturze des alten Regimes in Berlin, vom Berliner Vollzugsrat, von den Spartakuskämpfen usw. Die Erlebnisse sind lebendig und anschaulich geschrieben, und da der Verfasser sowohl Mitglied des Kölner Arbeiter- und Soldatenrats wie auch Mitglied des Groß-Berliner Vollzugsrats und des Zentralrats der Republik war, so wagt er dies und jenes Interessante zu erzählen. Ist sein Buch auch nicht als geschichtliches Quellenwerk zu werten, so wird es doch dem Geschichtsfreund nicht unwillkommen sein.

Einen wesentlich anderen Charakter besitzt das Werk von Friedrich Purlitz, »Die deutsche Revolution« (Leipzig, Verlag Felix Meiner, 678 Seiten, Preis gebunden 20 Mark). Purlitz ist der Herausgeber des »Deutschen Geschichtskalenders«, der in weiten Kreisen sich eines guten Rufes erfreut. Vier dieser Kalenderhefte sind in dem vorliegenden Buche zu einem Gesamtwerk vereinigt. Das erste, das eine Darstellung der Ereignisse vom November 1918 gibt, ist bereits von Heinrich Cunow (vergl. Neue Zeit vom 11. April 1919) hier besprochen worden. Der zweite Teil behandelt die weitere Entwicklung der Revolution, der dritte gibt den Aufmarsch der Parteien zur Nationalversammlung, und der vierte behandelt die Nationalversammlung selbst, das heißt er gibt ein Bild von dem Ausfall der Wahlen, zitiert eine Reihe Auslandsstimmen hierzu und gibt Auszüge aus den ersten Verhandlungen des Parlaments. Daneben erfahren Einzelstaaten und Reichsregierung aufmerksame Berücksichtigung. Das dem Buche beigelegte alphabetische Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung dieses brauchbarsten der bisher vorliegenden Werke über die deutsche Revolution. Von einigen unwesentlichen Schnitzern abgesehen, bietet die Purlitz'sche Arbeit ein willkommenes Nachschlagewerk für die Zeit vom November 1918 bis Ende Februar 1919.

Literarische Rundschau

Reformbund der Gutshöfe, Städtische Versorgung und Gutsbetriebe.
Bad Nauheim 1919, Verlag des Reformbundes der Gutshöfe.

Diese Schrift soll die Frage klären, welche landwirtschaftlichen Betriebe die Ernährung der großstädtischen Bevölkerung am besten sicherstellen. Unter Zu-

grundelegung eines umfassenden Zahlenmaterials, welches ich zum Teil in Nr. 4 bis 6 des Jahrganges 38 der Neuen Zeit bereits besprochen habe, kommen die Verfasser zu dem Ergebnis, daß die auf amtlichen Nachweisen beruhenden Ermittlungen fast durchweg im Deutschen Reich eine Überlegenheit der Gutsbetriebe gezeigt haben. Was Brotgetreide und Kartoffeln anbetrifft, haben sie fast die doppelte Ablieferungsleistung vollbracht wie die Kleinbetriebe. Die Tatsache, daß letztere gelegentlich eine sehr große Fleischablieferung nachweisen können, wird nicht bestritten; es handelt sich dann aber in der Regel um Betriebe, die sich besonders auf diesen Zweig der Nahrungsmittelerzeugung eingestellt haben, meist aber in unwirtschaftlicher Weise Futtermittel durch den Tierkörper treiben, deren Verfütterung in der heutigen Zeit weder ernährungstechnisch noch volkswirtschaftlich zu rechtfertigen ist. Die Städte haben daher ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung der Gutsbetriebe, weil diese in den pflanzlichen Nahrungsstoffen stets, in den tierischen meistens wesentlich mehr pro Flächeneinheit abliefern. Die Verfasser kommen deshalb auch zu dem Vorschlag, daß in Zukunft ein direkter Verkehr mit Nahrungsmitteln von Erzeugerorganisation zu Verbraucherorganisation stattfinden muß.

Im Zusammenhang hiermit werden die Vorschriften des Reichsiedlungsgesetzes vom August 1919 einer kritischen Würdigung unterzogen und an der Hand einer sehr instruktiven Karte über die landwirtschaftliche Besitzverteilung in Deutschland die Ausführung der Siedlungsmaßnahmen in der Weise empfohlen, daß man in Nord- und Ostdeutschland, wo viel Siedlungsland, aber verhältnismäßig wenig Siedlungsanwärter vorhanden sind, die zahlreichen Siedlungsanwärter aus dem Süden und Westen des Reiches ansässig macht, da dort wenig Siedlungsland vorhanden ist. Soweit für Süd- und Ostdeutschland noch Aufteilungen von größeren Besitzungen oder Latifundien in Frage kommen, wird deren Vergebung an bereits bestehende Klein- und Mittelbetriebe befürwortet, um diese in die Reihe derjenigen Wirtschaften emporzuheben, die Nahrungsmittel für die Großstädte zu liefern vermögen. Die Verfasser kommen zu folgendem Schluß: »Wer heute auf Höchsterträge eingestellte Betriebe zerschlägt, um sie — sei es auch in der besten Absicht — in für die Allgemeinheit minder ertragsfähige Wirtschaftsformen überzuführen, der läßt keine geringere Verantwortung auf sich als derjenige, der in der Überzeugung von dem sicheren Siege sein Volk in einen verlorenen Krieg geführt oder späterhin eine karge Friedensmöglichkeit von der Hand gewiesen hat. Lp

Notizen

Auswanderungsliteratur. Deutschlands ungünstige Wirtschafts- und die Furcht vor weiteren Verschlechterungen infolge der Bedingungen des Friedensschlusses haben in weiten Volkskreisen Auswanderungslust wachgerufen, die bisher allerdings nur in seltenen Fällen zum Verlassen des Heimatbodens führen konnte, da wir ringsum fest abgeschlossen waren. Es ist jedoch anzunehmen, daß bald die Aus- und Einreisehindernisse verringert werden und dann eine verhältnismäßig umfangreiche Auswanderung einsetzen wird. An Schriften, die den Auswanderern als Führer dienen wollen, ist kein Mangel. Es ist ihrer schon im Jahre 1919 eine ansehnliche Zahl erschienen. Die meisten sind recht minderwertig. Gewiß darf man als »Auswandererführer« keine gelehrten geographischen Abhandlungen erwarten, denn sie würden allzu vielen unverständlich sein. Was jedoch dem Heimatmüden in die Hand gedrückt wird, ist oft unbrauchbar und sogar irreführend.

Zu den besten Stücken der neuen Auswandererliteratur gehört H. L. Hammersteins »Taschenbuch für Auswanderer und Tropensiedler« (Hamburg 1919, F. W. Thaden, 102 Seiten, Preis 3 Mark). Der Verfasser behandelt

zuerst die Vorbedingungen der Auswanderung in bezug auf Gesundheitszustand, Sprachen, Berufskennnisse und Geldmittel, dann die Ausrüstung, die Reise, die Ansiedlung und die wirtschaftlichen Möglichkeiten. Durchweg ist nur auf die Bedürfnisse des Tropenpflanzers Bedacht genommen. Überall verrät die Schrift Fachkenntnis und praktische Erfahrung.

Im Verlag von Karl A. Wieske in München gab Hans Klingspor ein brauchbares Büchlein unter dem Titel »Sollen wir auswandern und wohin?« heraus (128 Seiten, Preis Mk. 3.30). Auf 47 Seiten wird die Rätlichkeit und Möglichkeit der Auswanderung erörtert, mancher Gegenstand sogar etwas zu weit-schweifig, worauf die Verhältnisse in den fünf südlichsten Staaten Südamerikas kurz beschrieben werden; einigermassen ausführlich wird nur Brasilien behandelt.

F. Emmerichs »Leitfaden für Auswanderer« (München, J. M. Müllers Verlag) gibt allgemein nützliche Winke für Auswanderer und hält Umschau über die Länder der Erde, die für die deutsche Auswanderung verschlossen sind oder für sie in Betracht kommen; zu der letzteren Gruppe werden nur die Staaten Süd- und Zentralamerikas gerechnet.

Dagegen betrachtet H. v. Kiepling als deutsche Auswanderungsgebiete der Zukunft neben Südamerika auch Vorderasien und Rußland. Sein Buch »Vorderasien, Rußland, Südamerika« (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 172 Seiten) enthält viele nützliche und größtenteils aus persönlicher Erfahrung geschöpfte Auskünfte über die im Titel genannten Erdgebiete, daneben Abschnitte »Was muß der Auswanderer wissen?«, »Grundbedingungen für die Ansiedlung« und »Aussichten der deutschen Einwanderung in Südamerika«.

Besonders reichhaltig ist die Literatur über Argentinien. Am brauchbarsten ist von den Schriften über dieses zukunftsreiche Land Band 1 der Auslandwegweiser der Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts und des Ibero-amerikanischen Instituts (»Argentinien«, von B. Stichel, Hamburg, L. Friedrichsen, 171 Seiten.) Hier findet der Leser reiches Zahlenmaterial, das größtenteils aus der jüngsten Zeit stammt, ein Verzeichnis der für die Auskunftserteilung in Betracht kommenden Stellen, praktische Ratschläge, Literatur usw. — Recht gut ist auch die hauptsächlich Argentinien behandelnde Schrift »Wohin? ABC des Auswanderers« von F. Friedrich (Charlottenburg 2, Verlag für Auswanderungsfragen).

»Südbrasilien als Ziel deutscher Auswanderer« behandelt R. Westermann (Berlin, Verlag Süsserott) in sachlicher und anregender Weise. Im gleichen Verlag erschien eine Schrift von W. G. Burckhardt über »Kolumbiens Reichtum, seine Landwirtschaft«, die ihren Gegenstand nur oberflächlich behandelt; und so jämmerlich wie der Text sind auch die Bilder ausgefallen. F. Voglers »Paraguay« (Verlag Huber in Neuen bei München) stützt sich zum großen Teil auf amtliche Dokumente, Statistiken und andere verlässliche Bücher. Das paraguayische Heimstättengesetz ist in Übersetzung beigegeben, aber es wird nicht gesagt, ob es auch angewendet wird. (Ein derartiges Gesetz in Argentinien führt nur eine papierne Existenz.)

»Mexiko, das Zukunftsland der deutschen Einwanderer« nennt sich ein 24 Seiten starkes Heft von F. Koch-Wawra (Kassel, Verlag A. Freyschmidt). Der Verfasser kennt das Land, und was er sagt, ist im allgemeinen richtig. Fraglich aber ist, ob diese Darstellung der Verhältnisse andere Personen als ein paar Abenteuerer zur Auswanderung nach Mexiko veranlassen kann.

Völlig wertlos ist M. Maulbeckers »Leitfaden für Auswanderer nach Argentinien, Brasilien, Mexiko« (Friedenau, Nova-Verlag), denn die Angaben über Siedlungsmöglichkeiten, Kosten der Lebenshaltung, Löhne usw. sind zum größten Teil veraltet oder falsch.

S. Fehlinger

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 24

Ausgegeben am 12. März 1920

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Rußland und wir

Von Artur Heichen

1. Die politische und die wirtschaftliche Situation

Koltshak, Denikin, Judenitsch, die gegenrevolutionären Generäle, die nach der Entente weißlichem Ratsschluß die Totengräber des bolschewistischen Rußlands sein sollten, sind aufs Haupt geschlagen. Die Sowjetregierung sitzt fester denn je im Sattel, eine Tatsache, die nicht nur den Bolschewisten selber bekannt ist, sondern auch der Entente aufzudämmern beginnt. Aus dieser Tatsache, daß vorderhand noch für eine längere Zeit mit einem bolschewistischen Regime zu rechnen ist, daß man also wohl oder übel gezwungen ist, einen Modus vivendi zu finden, fängt die Entente nunmehr an, Konsequenzen zu ziehen. Zunächst schämt sich der Ententekapitalismus dieser seiner Niederlage und erklärt das politische Rußland der Bolschewisten mit feierlichem Pathos nochmals feierlich in Acht und Bann; aber auf Umwegen und durch Nebenspörtschen beginnt man vortastend an das ökonomische Rußland Anschluß zu suchen. Den russischen Happen, der jetzt noch klein sein mag, der aber in der Zukunft größer werden kann und werden muß, sich entgehen zu lassen, das bringt der Ententekapitalismus doch nicht über sein gefühlvolles Herz, und so wird er sich bereit finden lassen, seine Ethik und Moral zunächst einmal in die Pension zu schicken, um inzwischen zu handeln und Geschäfte zu machen. Leicht kann es passieren, daß es in Wallstreet und der City bald heißt: Non olet! (nämlich das russische Geschäft).

Die Bolschewisten ihrerseits haben nach all den Wirrnissen der inneren und äußeren Kriege das Bedürfnis, endlich zur Ruhe zu kommen. Mit den inneren Feinden sind sie so ziemlich fertig geworden, mit den äußeren gleichermaßen. Die Lage beginnt reif zu werden für den wirtschaftlichen Aufbau des zerrütteten Landes. Sowjetrußland beginnt die entscheidende Wendung vom Militarismus (der bisher alle Kräfte des Landes verzehrt!) zur Ökonomie zu nehmen. Nicht Trozky, sondern Krassin ist der kommende Mann Rußlands. Den Wiederaufbau kann aber Rußland nicht aus eigener Kraft beginnen, sondern es braucht dazu fremde Hilfe. Und die Bolschewisten scheinen Realpolitiker genug zu sein, um diese Hilfe dort zu holen, wo sie sie finden. Sie fragen nicht erst nach einem revolutionären Identitätsnachweis. Radek, der allerdings als Privatperson spricht, aber von dem man ohne weiteres annehmen kann, daß seine private Meinung sich auch mit der amtlichen Meinung Sowjetrußlands deckt, sagt dazu in der »Zukunft«:

Die Sowjetrepublik wird mit ihren inneren Feinden fertig werden; denn die äußere Hilfe, mit der die Gegner stehen und fallen, wird immer schwächer. ... Zit-

tert der Boden unter den Füßen des Ententekapitalismus noch mehr als bisher, so wird dieser Kapitalismus verstehen lernen, daß . . . er sich mit der Existenz von Proletarierstaaten ausöhnen muß, um so mehr, wenn der Proletarierstaat ihnen seine Erkenntnis zeigt, daß er die Haisische, solange sie von dem Proletariat des eigenen Landes nicht erdrückt werden, auch verdienen lassen muß. . . . Auch die sozialistischen Staaten sind darauf angewiesen, aus politischen wie aus wirtschaftlichen Gründen einen Modus vivendi für ihre Beziehungen zu suchen. . . . Die Wahrheit ist aber, daß es an Maschinen, an Kohlen und Transportmitteln überall fehlt. Dieser Umstand bewirkt, daß, wie sehr Rußland, was den Bezug von Maschinen anbetrifft, in erster Linie auf Amerika angewiesen sein wird, es sich auf die Überfälle der Ententeländer nicht verlassen kann. . . . Wie die politischen, so nötigen die ökonomischen Interessen Sowjetrußland, mit allen Mitteln zu versuchen, nicht nur von der Entente, sondern auch von anderen Staaten, von Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei jede Kleinigkeit, die man bekommen kann, zu nehmen. In demselben Verhältnis werden all diese Staaten zu Rußland stehen: keiner wird auf Holz, Hanf, Leinen, Platin verzichten können, nur weil er den Kommunismus nicht mag. Fällt der große Bann der Entente (und er wird fallen), so wird das Rennen um den großen russischen Markt beginnen. . . . Die Armut der Welt an Waren stellt Rußland vor die Notwendigkeit, mit allen Kräften zu versuchen, die maschinentechnischen Einrichtungen, die es hat, zu reparieren und zu restaurieren, um mit ihrer Hilfe und mit dem, was es vom Ausland eventuell bekommen kann, den Wiederaufbau zu beginnen.

Was Radeks Programm vor allem zu entnehmen ist, das ist das: Sowjetrußland will aus seiner langjährigen, musterhaft durchgeführten Selbstabsperrung und Selbstisolierung heraus; es will in die Weltwirtschaft hinein, weil seine politische und wirtschaftliche Lage dazu drängt und weil seine Verkapselung gegen den Weltmarkt als politisches Kampfmittel nunmehr einer gewissen Konsolidierung der politischen Machtverhältnisse — überflüssig geworden ist. Wie Rußland die übrige Welt für seinen Wiederaufbau braucht, so braucht die übrige Welt Rußland zur Überwindung und Milderung der ökonomischen Krisis, in der sie sich befindet. Es ist so, wie die »Frankfurter Zeitung« unlängst schrieb: es geht gar nicht an, und es kann nur zur Verlängerung der Weltkrisis beitragen, wenn ein so bedeutendes Glied wie Rußland auf die Dauer von der Weltproduktion und vom Weltkonsum abgeschlossen bleibt. Objektive Verhältnisse, nämlich die ungeheure Warenknappheit der Welt (auch die kapitalistische Erzeugerkraft der siegreichen Länder ist gesunken!), erheischen die Einbeziehung eines Rohstoffproduzenten wie Rußland ganz gebieterisch.

Man wird also den Bolschewisten »verzeihen«, nicht weil sie besser geworden sind, sondern weil man sie braucht. Mit solchen Tatsachen hat auch die deutsche Politik und die deutsche Wirtschaft zu rechnen.

2. Die deutsche Auswanderungsfrage.

Wir sind ein überbevölkertes Land. Des größten Teiles unserer Absatzgebiete, unserer Handelsflotte, eines beträchtlichen Teiles unserer Produktionsmittel und der nationalen Rohstoffgrundlage beraubt, mit »Wiedergutmachungen« und Entschädigungen belastet, die gratis ins Ausland fließen und keinen Rückstrom an Gegenwerten erzeugen, ist unser Nahungsspielraum zu klein geworden, um ein 70-Millionen-Volk menschenwürdig zu ernähren. Das ganze Elend der deutschen Wirtschaft, die Er-

bärmlichkeit unserer gegenwärtigen Lebenshaltung ist ein Ausdruck dieser Tatsache. Unter solchen Verhältnissen muß jeder, der die deutsche Heimat verläßt, um im Ausland ein Unterkommen zu finden, einen Gewinn für die Wirtschaft als Ganzes, eine Erleichterung für den zurückbleibenden Teil bedeuten. Der Auswanderer mag Sachwerte mit sich nehmen (von Bedeutung sind diese nicht!), mit ihm mag auch das in ihn hineingesteckte Bildungskapital verlorengehen, immaterielle Werte, auf die das Schlagwort vom »Kulturdünger« zielt, mögen unwiderruflich dahinsinken, das ändert nichts an der Tatsache, daß, je größer der Auswandererstrom fließt, desto geringer die Anspannung unserer Konsumdecke, die Ansprüche an den gesamten nationalen Konsum werden. Da wir es leider nur bis zu einem gewissen Grade in der Hand haben, die Produktion den Ansprüchen des Konsums elastisch anzupassen, so bedeutet dies Luft und Bewegungsfreiheit — Erweiterung des Nahrungsspielraums für den einzelnen der Zurückbleibenden. Auswanderung ist also unter heutigen Verhältnissen prinzipiell wünschenswert! Das erfordert eine Umdrehung unserer Vorstellungen gegenüber der Vorkriegszeit, die im wesentlichen auswanderungsfeindlich orientiert waren und den Sentiments des »Kulturdüngers« nachhingen. Für solche Sentimentalitäten, die damals durchaus berechtigt sein mochten, ist heute kein Raum: nur nüchterne wirtschaftliche Erwägungen dürfen den Ausschlag geben.

Wie steht es aber mit den Auswanderungsmöglichkeiten für deutsche Arbeitskräfte? Einzelne Länder, vor allem die Vereinigten Staaten und die englischen Kolonien, wehren sich dagegen und scheuen sich nicht, sogar die Gesetzgebung zum Zwecke der Abwehr in Tätigkeit zu setzen. In den Vereinigten Staaten ist es vor allem die Politik der Gewerkschaften, der Sompers und Konforten, die einwanderungsfeindlich gerichtet ist, weil sie europäische Lohndrückerei befürchtet.

Ganz abgesehen von diesen Hemmnissen, sind es aber noch andere, die früher gänzlich unbekannt waren. Sie kommen von seiten der wirtten Valutaverhältnisse. Heute ist es so, daß auf den Grenzlinien zwischen Ländern mit gesunder und solchen mit kranker Währung — praktisch gesehen! — eine hohe Auswanderungssteuer lastet. Die Übersiedlung nach Amerika kostet beim heutigen Stand der Valuta viele Tausend Mark, die der Auswanderungslustige in 99 Prozent der Fälle gar nicht aufbringen kann. Das gilt nicht nur für den deutschen Arbeitsmann, sondern auch für die Intellektuellen. Bleiben für die Auswanderung nur die Länder mit niedriger Währung und solche Länder, die bereit sind, die Valuta, die »kaputt gewordene Tauschmaschine«, bei der Regelung des zwischenstaatlichen Waren- und Menschenverkehrs durch andere Tauschmethoden, etwa Verrechnungs- und Kompensationsverkehr, auszuscalten. Dafür aber käme — abgesehen von den Staaten des Donaubeckens — vor allem Rußland in Betracht, ein Land mit kranker Währung und ein Staat, der von seiner sozialistischen Auffassung aus sich wohl würde bereitfinden lassen, die »Valuta« über Bord zu werfen. Daß Rußland gewissermaßen vor unseren Toren liegt, käme als begünstigendes Moment noch hinzu. Wie aber würde sich das amtlich-bolschewistische Rußland dazu stellen? Der Privatmann Radek, der aber mit dieser Auffassung die amtlich-bolschewistische Meinung widerspiegeln dürfte, läßt sich darüber folgendermaßen aus:

Dabei hat Deutschland technische Intelligenz, die jetzt, nachdem die deutschen Auslandsunternehmungen gewesen sind, nachdem der deutsche Intellektuelle, der für absehbare Zeit in der Welt der Verpestete sein wird, auf keine Arbeitsgelegenheit verzichten kann, eine besondere Bedeutung für Rußland... Es wird nach den Verlusten des Krieges und der Revolution doch noch an Ingenieuren, Chemikern und Agronomen fehlen. Aus den Ententeländern bekommen wir sie nicht, denn deren Kolonien saugen sie auf. Das einzige Land, das Überfluß an diesen Kräften hat, ist Deutschland. Wird dieser Überfluß in organisierter Weise durch die Verbände dieser geistigen Arbeiter nach Rußland geleitet, so können die Bedingungen der Arbeit dieser Gruppen zentral geregelt und ihnen kann im Rahmen der russischen Armut ein menschliches Dasein gesichert werden: nicht das Dasein eines Herrenmenschen, der nach der Kolonie Sowjetia kommt, um die Bolschewiken am deutschen Wesen genesen zu lassen, aber eines von Pionieren der Zusammenarbeit der Menschheit.

Es kommt also den Bolschewisten auf die deutschen Intellektuellen an, sie glauben ihrer ebensowenig entbehren zu können wie der russische Frühkapitalismus. Und die deutschen Intellektuellen haben allen Grund, jede Gelegenheit zu ergreifen, die ihnen eine Aufbesserung ihrer Lage verspricht.

Kein Volksheil ist von den Auswirkungen unserer Niederlage schwerer betroffen worden als gerade die Intellektuellen. Zwischen den Mühlsteinen des Schichtenkampfes aufgerieben, haben sie bisher kein Mittel finden können, ihrem Verhängnis zu entgehen, weil ihrer viel zu viele sind und sie einander im Wege stehen. Nirgends sind mehr Kräfte im wahren Sinne des Wortes »überschüssig«, als gerade in der Schicht der Intellektuellen, die im Verhältnis zur verringerten Aufnahmefähigkeit des zersstückelten Deutschlands einen gigantischen Wasserkopf bildet. Wie ist der Not der deutschen Intelligenz aber abzuhelpen, wenn man sie einerseits weder zu Pensionären und Stipendiaten der verarmten übrigen Volksgesamtheit machen, noch den bequemeren Weg des laissez faire beschreiben und von ihnen sprechen will, wie Dickens seinen Bankier Scrooge über die englischen Paupers sprechen läßt: O let them die, they will decrease the surplus population! (O, laßt sie sterben; sie vermindern die Überbevölkerung!) Mit dem vielangepriesenen Schlagwort »Organisation« läßt sich kein Hund vom Ofen locken; nur dann ist eine wirkliche Aufbesserung der Lage der deutschen Intellektuellen zu erreichen, wenn es gelingt, das Angebot mit der gesunkenen Nachfrage wieder einigermaßen in Einklang zu bringen und einen Teil der deutschen Intelligenz nach außen abzuschieben.

Daß das wünschenswert ist, steht außer allem Zweifel, und es ist Sache der Intellektuellen selbst, sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen.

Über die Auswanderungsmöglichkeiten deutscher Handarbeiter schweigt sich Radek aus. Qualifizierte Arbeiter werden in einem bolschewistischen Rußland, das sich ernstlich an den Wiederaufbau macht, ebenso erwünscht sein, wie sie dem alten zaristischen Rußland willkommen waren. Für ungelernete Arbeiter oder gar für Bauern dürfte aber keine Nachfrage bestehen, und deshalb scheint mir das kommunistisch-linksradikale Unternehmen »Ansiedlung Ost« ein Projekt auf dem Papier zu sein, ein Projekt, das politischer Ideologie entstammt und mit den realen ökonomischen Bedingungen zu wenig rechnet. Ich bin allerdings in das Unternehmen zu wenig eingeweiht, um mir ein abschließendes Urteil erlauben zu können, und lasse mich deshalb gern eines anderen belehren.

3. Die deutsche und die russische Wirtschaft

Wenn Radek fragt: »Wie oft hat sich Deutschland der Entente als Kämpfer gegen den Bolschewismus angeboten?« und meint, kein einziger Waggon, keine einzige Lokomotive und keine einzige Kuh würde ihm deshalb a conto der Besinnung gutgeschrieben, so ist das gewiß eine Übertreibung, aber es steckt dahinter ein wahrer Kern. Es wäre zu wünschen, alle Völkerbundsenthufasteten und Kontinentalpolitiker möchten diese bittere Pille schlucken, ohne Magenbeschwerden zu bekommen. Mitteleuropa hat den siegreichen Westmächten als Sanitätskordon gegen den Bolschewismus gedient, aber dieses Mitteleuropa gleicht den Soldaten, die ihres Soldes nunmehr vergeblich harren. Wir sind gewissermaßen die Düpierten der Weltrevolution ebenso wie die des Weltkriegs, aber zu unserer Entschuldigung ist zu sagen, daß wir uns in einer Zwangslage befanden, daß die Verhältnisse übermächtig waren, und wir kaum viel anders handeln konnten, als wir getan. Es sei, wie es sei. Wir stehen vor neuen Aufgaben, und es wird nötig sein, einen Schluffstrich zu ziehen und ebenso eine neue Ostpolitik zu beginnen, wie es die Entente anscheinend auch zu tun beabsichtigt. Und es sollte unser Bestreben sein, nicht allzulange hinter der Entente hinterdreinzuhinken. Je eher wir kommen, desto besser, und je mehr wir der Entente zuvorkommen, desto besser der Eindruck! Eine Frage für sich bleibt es natürlich, ob Onkel Wilson, Vetter Lloyd George und unser großer Vormund jenseits des Rheins diese unsere Liaison mit dem Bolschewismus gern sehen werden; ob sie nicht gar ihre moralischen Finger dazwischenstecken und uns jeden Verkehr mit der russischen Maid untersagen werden — mit dem Hintergedanken natürlich, daß, weil jene begehrenswert genug ist, sie den Verkehr mit ihr allein besorgen könnten. Aber die Konzeption des wohlblöblichen Völkerbundes steht auf einem anderen Tapet und gehört nicht hierher. Wir fragen deshalb mit Radek: Kann die kranke deutsche Volkswirtschaft, kann ein Staat, der leben will, ein großes Reich aus bloßer Angst ignorieren, wenn beide aufeinander angewiesen sind? Weshalb sollen wir nicht Leinen für Medikamente, Holz für elektrische Apparate tauschen?

Wenn Deutschlands Kapitalisten immer noch der Meinung sind, daß sie den großen Wilsonorden und Jahresrenten von der Entente bekommen werden, wenn sie warten wollen, bis ein Koltshak siegt, dann ist ihnen nicht zu helfen. Dann werden die deutschen Medikamente durch die Warschauer Juden nach Rußland geschmuggelt, und die russischen Waren werden über Neutralien oder über das Dollarland nach Deutschland kommen, aber nicht auf dem Wege des direkten Verkehrs, auf Grund des Versuchs irgendwelcher vernünftigen Regelung des Austauschverhältnisses von Staat zu Staat, sondern durch das Sieb der »mehschugge gewordenen Valusa« und durch die Vermittlung des Zwischenhändlers, der die Bolschewiken nicht fürchtet und sich dafür bezahlen läßt.

Holz, Hanf, Leinen, Platin könnte uns Sowjetrußland schon jetzt bieten. Selbst der deutsche Spießer dürfte seine moralische Abneigung gegen die Rohstoffe bolschewistischer Provenienz und der Regierung sein Plazet zum Kompensationsverkehr geben, auch wenn dieser nach Sozialismus duftet. Wenn der Ententekapitalismus sich anschickt, mit den ††† Bolschewisten Geschäfte zu machen, warum in aller Welt nicht die deutsche Industrie? Für eine gegenseitige Absperrung des Wirtschaftsverkehrs liegt kein vernünft-

tiger Grund vor. Die Bolschewisten können, weil sie ihre Herrschaft, wie es scheint, nunmehr stabilisiert haben, auf die Absperrung verzichten, und wir können das gleiche tun, weil wir jetzt gegen den bolschewistischen Bazillus ziemlich immun sein dürften. Wozu also das Sträuben?! Man mache Geschäfte, man tausche, und wenn sich die Beziehungen über das rein Geschäftlich-Merkantile späterhin zu einer politischen Annäherung auswachsen sollten, was kann das schaden? Wir befinden uns bei den Bolschewiki wenigstens nicht mit Rückerstattungen und »Wiedergutmachungen« in der Kreide und brauchen nicht alle paar Wochen auf Kommando die armen Sünder zu spielen. Vielleicht fühlen wir uns bei ihnen schließlich wohler als bei den gestrengen Herren der sogenannten »westlichen Demokratie«. Wir wollen uns keineswegs in Konjekturen ergehen, aber wenn die Entente es zu toll treibt, dann kann der Bund der unterdrückten Proletariervölker Europas eines Tages doch noch Wirklichkeit werden. Für die nächste Zeit allerdings bleibt das Zukunftsmusik. Die politischen Machtverhältnisse sind für eine solche Situation noch lange nicht reif. Aber was nicht ist, kann werden. Und noch eines ist dabei in Betracht zu ziehen. Solange für den internationalen Verkehr und Warenaustausch das Valutasystem in Geltung bleibt, so lange unterliegen die Länder und Völker mit schlechter Währung einer grenzenlosen Auspowerung durch die Länder mit guter Währung. Der Verschleuderung der deutschen Arbeit, dem Abfließen des nationalen Mehrwerts ins Ausland kann nur gesteuert werden, wenn der zwischenstaatliche Warenverkehr auf Grund der Berechnung des (ungefähren!) Arbeitswerts der ausgetauschten Produkte erfolgt, nicht aber dem Wechselspiel eines sinnlos gewordenen Valutasystems folgt. Die Preisbestimmungsgründe der Wechselkurse sind außer Rand und Band geraten. Sie haben sich jedenfalls von dem einen bisher ausschlaggebenden, nämlich der regulierenden gleichen Kaufkraft des Geldes, hinter der andererseits wieder der gleiche Arbeitswert steckte, so entfernt, daß die Proletariervölker allen Grund haben, sich von diesem Joch der Valuta zu befreien und auf sozialistische Austauschformen im internationalen Handelsverkehr, beispielsweise den Kompensationsverkehr zu drängen, der keine Valuta und solche schönen Dinge kennt. Zunächst wäre es natürlich Aufgabe der Proletariervölker, bei sich selber anzufangen und vernünftige valutafreie Wirtschaftsbeziehungen zueinander herzustellen. Es wäre sicherlich eine Kleinigkeit, unsere Beziehungen zu Rußland auf eine solche Basis des Kompensationsverkehrs zu stellen und die Valuta gänzlich zu eliminieren. Wie Radeks Ausführungen zeigen, herrscht auf bolschewistischer Seite das gleiche Verständnis für solche Tatsachen.

Am Schlusse seines erwähnten programmatischen Artikels erhebt Radek folgende Forderungen, die wir einfach wiedergeben, indem wir uns ihnen in den Grundgedanken anschließen:

1. Sowjetrußland sucht kein deutsches Bündnis zum Kampfe gegen die Entente. Weder ist die deutsche kapitalistische Regierung bündnisfähig, noch ist dauernder Kampf der Entente gegen Rußland anzunehmen.

2. Deutschland und Rußland brauchen wirtschaftliche Beziehungen zueinander, weil keines der beiden Länder hoffen kann, von der Entente allein zu bekommen, was es braucht, und weil sie einander vielfach helfen können.

3. Beide Staaten können auf die Einmischung in die inneren Verhältnisse verzichten und müssen bei der Wiederaufnahme ihrer Handelsbeziehungen mit den voneinander abweichenden wirtschaftlichen Organisationen rechnen.

Aus diesem Grundgedanken, so meint Radek weiterhin, ziehe ich folgende praktische Schlüsse:

1. Die diplomatischen Beziehungen beider Länder sind aufzunehmen.

2. Beide Länder senden zunächst wirtschaftliche Sachverständige, die an die Organisation des Warenaustausches, der Transportmittel und aller den Warenaustausch fördernden Arbeit gehen.

Vor einem muß allerdings von vornherein gewarnt werden: Die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen zu Rußland ist nicht das Ei des Kolumbus. Vorerst wird es nur sehr wenig sein, was uns Rußland und wir insgedessen ihm liefern können. Insoweit befindet sich Hans Vorst vom »Berliner Tageblatt« im Recht, wenn er vor übertriebenen Hoffnungen warnt. Aber andererseits: in unserer Lage muß uns auch das kleinste Aus Hilfsmittel recht sein, und vor allem — es kommt nicht so sehr darauf an, was uns Rußland schon heute ist, sondern was es uns werden kann!

Aus dem Reich der Philosophie

Von Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Universitätsprofessor (Berlin)

Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Theologie ihre führende Stellung im europäischen Geistesleben behauptet. Aber seit den Tagen der großen Französischen Revolution und des klassischen deutschen Idealismus ist sie in einem unaufhaltsamen Ansturm von der Philosophie überflügelt worden. Zwar hat diese Generalwissenschaft auch schon vordem immer neben der Theologie eine mehr oder minder bedeutsame Rolle gespielt. Während ihre Pflege jedoch bis dahin eine Angelegenheit der Schulen und der Kunstgelehrsamkeit geblieben war, änderte sich das nun mit einem Male, so daß sich von da ab die Herausgestaltung der selbständigen Vernunftbestimmung und Weltanschauung zur allgemeinsten und wichtigsten Aufgabe der Volksbildung überhaupt entwickelt hat. Infolgedessen wird heute auch keine Philosophie mehr eine weltgeschichtliche Wirkung ausüben als nur eine solche, die mit ihren richtunggebenden Grundgedanken das gesamte Volksleben zu ergreifen und zu erheben vermag. Die Zeiten sind vorüber, in denen die philosophische Erkenntnis nur eine Sache der Auserwählten, der Weisen, der Übermenschen war; sie ist mit ihrer Zucht des selbsttätigen Denkens eine universelle Volkswissenschaft geworden.

Man wird sich daher klarmachen müssen, daß in diesem Vorgang der entscheidende Umschwung zum Ausdruck gekommen ist, der die Geschichte der Philosophie des letzten Jahrhunderts betrifft. Wer das etwa noch bezweifelt, der sei daran erinnert, daß Karl Marx schon im Jahre 1843 gesagt hat: »Die einzige praktische Befreiung Deutschlands ist die Befreiung auf dem Standpunkt der Theorie, welche den Menschen für das höchste Wesen des Menschen erklärt. In Deutschland ist die Emanzipation von dem Mittelalter nur möglich als die Emanzipation zugleich von den teilsweisen

Überwindungen des Mittelalters. In Deutschland kann keine Art Knechtschaft gebrochen werden, ohne jede Art Knechtschaft zu brechen. Das gründliche Deutschland kann nicht revolutionieren, ohne von Grund aus zu revolutionieren. Die Emanzipation des Deutschen ist die Emanzipation des Menschen. Der Kopf dieser Emanzipation ist die Philosophie, ihr Herz das Proletariat. Die Philosophie kann nicht verwirklicht werden ohne die Aufhebung des Proletariats, das Proletariat kann sich nicht aufheben ohne die Verwirklichung der Philosophie.«

Nun ist Marx gewiß kein unfehlbarer Heiliger, und auch in philosophischer Hinsicht wird man viele seiner Aufstellungen grundsätzlich beanstanden müssen. Aber schärfer als alle seine Zeitgenossen hatte er doch erkannt, daß alles dahin dränge, die reine Theorie der dialektischen deutschen Philosophie in die Tat umzusetzen, und zwar zuvörderst durch ihre Bewußtmachung in der Masse des Volkes. Das hat er dann erreicht durch die Darlegung seiner »materialistischen Geschichtsauffassung«. Auch sie ist meiner Ansicht nach kein unanfechtbares Gebilde; aber sie ist nicht nur der einzige Versuch geblieben, die weltbewegende Theorie unserer klassischen Dialektik in die radikale Praxis überzuführen, sondern sie ist auch die einzige Leistung der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts von universalhistorischer Wirkung. Daneben ist die ganze erkenntnistheoretische Schulphilosophie zu einem durchweg zersplitterten und völlig einflußlosen Unternehmen herabgesunken. Die Weltgeschichte selber hat den Beweis erbracht, daß der geschichtliche Fortgang der Philosophie allein auf die Bewußtmachung der großen dialektischen Entwicklungstheorie in dem gesamten Volkstum und dadurch auf ihre fortschreitende Verwirklichung hinzielt.

Diesen Entwicklungsgang gründlich aufzuhellen, ist gegenwärtig die über alles wichtige Aufgabe der Geschichte der Philosophie. Fragen wir aber, wie es damit steht, so zeigt sich, daß wir mit dieser notwendig gewordenen Neugestaltung noch immer im Rückstand gelassen worden sind. Wir haben eine ganze Reihe ausgezeichneten Arbeiten auf diesem Gebiet; doch was ihnen samt und sonders fehlt, ist der große geschichtliche Stil. Das gilt selbst von einem sonst so vortrefflichen Werke wie Karl Vorländer's »Geschichte der Philosophie«, das nun schon in fünfter Auflage (Leipzig, Verlag von Felix Meiner, 2 Bände, Preis geheftet 12 Mark) vorliegt. Diese zugleich gründlich, allgemeinverständlich und eindrucksvoll geschriebene Arbeit verdient volle Anerkennung. Ich weiche zwar in vielen Punkten von der Auffassung des Verfassers ab; trotzdem aber bringe ich dieser Leistung im ganzen eine warme Hochschätzung entgegen. So oft ich in den letzten Jahren gefragt worden bin, wie man sich zunächst einmal über den Gesamtverlauf der philosophischen Denkbewegung am besten orientieren könne, habe ich diese Darstellung stets an erster Stelle empfohlen. Sieht man daher von den neu auftauchenden Forderungen unserer geschichtlichen Einstellung von heute ab, so kann gesagt werden, daß Vorländer's Buch seinen beabsichtigten Zweck in trefflicher Weise erfüllt.

Nur einen Punkt möchte ich noch berühren, obwohl ich hier sonst auf Einzelheiten nicht eingehen will. Gleich in seiner Einleitung schreibt nämlich der Autor: »Die Begriffsbestimmungen des späteren Mittelalters erleiden

zwar im christlichen Mittelalter keine wesentliche Veränderung, aber die Philosophie ist zur dienenden Magd der Theologie geworden, deren von vornherein feststehende Dogmen sie mit den Mitteln der menschlichen Vernunft rechtfertigen, begründen, im besten Falle weiter ausgestalten soll. Mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften im Zeitalter der Renaissance wirft die Philosophie das kirchliche Joch ab, betrachtet als ihre einzige Quelle das „natürliche Licht“ der Vernunft und wird wieder zu dem, was sie im klassischen Altertum gewesen: zu einer auf vernunftgemäßer Begründung ruhenden Welterkenntnis und Lebensanschauung.“

Mit dieser schiefen und sachwidrigen Auffassung von der mittelalterlichen Geistesfähigkeit sollte doch nun endlich einmal ausgeräumt werden! Gerade die mittelalterlichen Denker wie Alexander v. Hales, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Duns Scotus waren es, die der Philosophie, nachdem sie in dem Skeptizismus des ausgehenden Altertums als selbständige Wissenschaft zusammengebrochen war, ein eigenes Erkenntnisgebiet im christlichen Abendland wieder eroberten und sie innerhalb dieses Forschungsbereichs auch von der kirchlichen Theologie durchaus unabhängig machten. Denn nicht die Vertreter der Renaissance, sondern jene Männer waren es, welche die Philosophie als die Wissenschaft der von dem Lichte der natürlichen Vernunft geleiteten Erkenntnis wieder grundsätzlich von der Offenbarungstheologie unterschieden und diese nur in den Konfliktfällen beider Wissenschaften als die höhere Instanz anerkannt wissen wollten. Der Philosophie wurde nur insofern eine Grenze gesetzt, als von ihr gesagt wurde, jener ihrer natürlichen Vernunftserkenntnis stünde zwar sonst alles offen, nur nicht die begriffliche Begründung der christlichen Glaubensmysterien. Daran aber hat auch die Renaissance nichts geändert und ebensowenig Descartes mit seinen erkenntnistheoretischen Nachfolgern. Hat man die Philosophie wegen jener kritischen Grenzbestimmung ihrer Begriffserkenntnis eine Magd der Theologie genannt, so muß man dann auch hinzufügen, daß ebenso alle erkenntnistheoretische Philosophie als solche bis auf den heutigen Tag in dieser Stellung des Magdturns verblieben ist. Sie hat inzwischen nur ihre Dienstherrschaft gewechselt. War diese undialektische Verstandesphilosophie ehemals die Magd der Theologie, so ist sie in neuerer Zeit diejenige der mechanischen und physiologischen Naturwissenschaft geworden. Es war Kant, der den endgültigen Nachweis erbrachte, daß die erkenntnistheoretische Philosophie nie etwas anderes werden könne als eine begrenzte Wissenschaft, und eben deswegen begründete er dann in seiner Kritik der praktischen Vernunft die sich von allem Magdturn emanzipierende dialektische Vernunftphilosophie. Das sollte in einem Volksbuch der Geschichte der Philosophie endlich einmal zur vollen Deutlichkeit gebracht werden.

Gerade ein so angelegtes Unternehmen wie die Vorländer'sche Geschichte der Philosophie wäre vornehmlich dazu berufen, unbeschadet aller Gründlichkeit im einzelnen endlich einmal die großen welthistorischen Entwicklungspunkte des philosophischen Menschheitsbewußtseins unserem Volksbildungswesen begreiflich zu machen. Dann aber darf man sich auch nicht mit dem bloßen Einstreuen allgemeiner, abgegriffener Kulturnotizen begnügen. Was man heute »Kulturphilosophie« nennt, ist reif für die Einführung in den Unterricht der höheren Mädchenschulen. Darüber erhebt sich das,

was Vorländer beibringt, in sehr erfreulichem Maße; doch auch das reicht noch nicht aus. Ich will nur zwei geschichtsphilosophische Hauptfragen aufwerfen, von deren Beantwortung doch schließlich alles andere abhängt und deren Aufklärung von allgemeinem Volksinteresse ist. Es sind das gleichsam die Leuchttürme, die über das Ganze erst ein zureichendes Licht verbreiten.

Zunächst handelt es sich um folgendes. Hat man sich nämlich einen genügenden Einblick in den Entwicklungsprozeß der antiken Philosophie verschafft, so taucht das sphingartige Rätsel auf: Wie konnte am Ausgang des Altertums das großartige Gebilde der natürlichen Verstandeserkenntnis so vollständig vor der christlichen Theologie zusammenbrechen, daß es zwar später mehrmals wieder erneuert, aber niemals wieder die führende Geistesmacht zu werden vermochte? — Man muß sich dabei ganz freimachen von dem religiösen Inhalt dieser Theologie und lediglich zu ergründen suchen, was ihr auf anderthalb Jahrtausende hin die rein menschliche Geistesüberlegenheit über die Philosophie verschaffte. Es kann alsdann kein Zweifel sein, daß zugleich mit dem spezifisch religiösen und kirchlichen Gehalt dieser Theologie eine bis dahin schlummernde und verhüllte Grundkraft des Menschen wirksam gemacht wurde, der die Philosophie der bloß natürlichen Verstandeserkenntnis endgültig unterlag. Zur Entscheidung kam dieser weltgeschichtliche Geisterkampf schließlich auf kirchlichem Gebiet, nämlich auf dem ersten Weltkonzil von Nizäa. Es standen sich hier die Lehren zweier christlicher Denker gegenüber, und das überaus Charakteristische dabei war, daß der eine von ihnen das geschichtliche Faktum des Christentums philosophisch, der andere dagegen theologisch faßbar zu machen suchte. Der Sieg aber fiel bedeutsamerweise nicht dem philosophierenden, sondern dem theologisierenden dieser beiden christlichen Denker zu, und das war kein Zufallssieg, denn er hat der Theologie bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts hin die Führerschaft des abendländischen Geisteslebens errungen. Dagegen hat dann die Philosophie der natürlichen Verstandeserkenntnis nie wieder aufzukommen vermocht trotz aller daraufhin gerichteten Versuche, bis dann eben Kant endlich den kritischen Nachweis erbrachte, daß diese Art der Begriffsforschung überhaupt nichts anderes vermag, als die Erkenntnisbedingungen der Mathematik und der Naturwissenschaft, nicht aber diejenigen einer Philosophie des Weltganzen zu begründen. Eine Geschichte der Philosophie also, die nicht auch vom rein begrifflichen Standpunkt aus Aufschluß darüber zu geben imstande ist, worin in dem ganzen Weltalter von 325 bis 1789 die wahre wissenschaftliche Überlegenheit der Theologie über die Erkenntniswissenschaft der bloß natürlichen Vernunft bestand, wird ihrer universalhistorischen Aufgabe noch immer nicht gerecht.

Die zweite Hauptangelegenheit der philosophiegeschichtlichen Darstellung aber ist die, allgemein hin durchsichtig zu machen, wie die Stiftung der neuen dialektischen Philosophie nicht nur ihrerseits jetzt die Theologie in den Hintergrund drängte, sondern auch, durch die materialistische Geschichtsauffassung in die Praxis umgekehrt, zur siegreichen Geistesgewalt der sozialen Revolution wurde. Daher ist es von Grund aus irreführend, wenn immer wieder der abgestandene Kahl von neuem aufgetischt wird, daß diese dialektische Philosophie bald nach dem Tode Hegels der Auflösung verfiel und durch die erkenntnistheoretische Richtung ersetzt wurde. Wo ist sie denn

aufgelöst worden? Doch nur in den Junstftuben der psychologischen Schulphilosophie; nicht aber im Leben und in der Tat! Daher hat schon vor einem Menschenalter Fr. Engels dieser Junstphilosophie mit beißendem Spott zugerufen: »Wenn die Neubelebung der Kantfchen Auffaffung in Deutschland durch die Neukantianer und der Humeschen in England (wo sie nie ausgeftorben) durch die Agnostiker verſucht wird, ſo iſt das, der längſt erfolgten theoretifchen und praktiſchen Widerlegung gegenüber, wiſſenſchaftlich ein Rückſchritt und praktiſch nur eine verſchämte Weiſe, den Materialismus hinterrücks zu akzeptieren und vor der Welt zu verleugnen.« Schon längſt pfeifen es denn auch die Späßen vom Dach, daß die ganze erkenntniſstheoretifche Schulphilosophie überhaupt keinen nennenswerten Einfluß ausübt und daß nur noch die dialektiſche Philoſophie, nunmehr in ihrer praktiſchen Geſtaltgebung, eine wahrhaft weltgeſchichtliche Wirkung auszulöſen vermocht hat. Aber ſo hell das auch heute zutage liegt, ſo hat doch die übliche Geſchichtſchreibung der Philoſophie noch ſo gut wie gar keine Notiz davon genommen. Denn mit dem bloß nebensächlichen Erwähnen dieſer tiefgreifenden Bewegung iſt noch nichts geſchehen. Es muß vielmehr endlich aufgezeigt werden, daß der echte Lebensſtrom der Philoſophie allein noch in der dialektiſchen Geſchichtsauffaffung dahinflutet und die natürliche Verſtandeserkenntnis ihrer eigenen Verſandung überlaſſen hat. Der Junſtgeiſt muß jezt auch aus der Geſchichte der Philoſophie heraus.

Wenn dieſe Andeutungen gerade mit dem Hinweis auf die Vorländerſche Darſtellung dieſes Gegenſtandes verknüpft worden ſind, ſo iſt das von der nicht geringen Wertschätzung aus geſchehen, daß von ſeinem künftigen Werk noch am eheſten jene philoſophiegeſchichtliche Befreiungsthat erwartet werden durfte. Oder wann wird es denn endlich einmal dahin kommen, daß auch in dem Lager der philoſophiſchen Forſchung der Sinn dafür aufgeht, was zugleich im Namen von Marx durch Fr. Engels der deutſchen Denkerſchaft zugerufen worden iſt: »In demſelben Maße, wie die Spekulation aus der philoſophiſchen Studierſtude auszog, um ihren Tempel zu errichten auf der Fondsbörſe, in demſelben Maße ging auch dem gebildeten Deutſchland jener große theoretifche Sinn verloren, welcher der Ruhm Deutſchlands während der Zeit ſeiner tiefften politiſchen Erniedrigung geweſen war. Nur bei der Arbeiterklaſſe beſteht dieſer deutſche theoretifche Sinn unbekümmert fort. Hier iſt er nicht auszurotten. Die neue Richtung, die in der Entwicklungsgelchichte der Arbeit den Schlüssel erkannte zum Verſtändnis der geſamten Geſchichte der Geſellſchaft, wandte ſich von vornherein vorzugsweiſe an die Arbeiterklaſſe und fand hier die Empfänglichkeit, die ſie bei der offiziellen Wiſſenſchaft weder ſuchte noch erwartete. Die deutſche Arbeiterbewegung iſt die Erbin der deutſchen klaſſiſchen Philoſophie.« So verhält es ſich tatſächlich. Nachdem der Titanenſturz unſerer großen dialektiſchen Philoſophie im Bereich des erkenntniſstheoretifchen Zünſtlerturns erfolgt war, iſt ſie in der Arbeitererhebung zu neuem kraftvollem Daſein erſtanden und entfaltete ſich hier zur Triebkraft für die grundlegende Erneuerung der geſamten Lebensordnung. Wo aber hört man davon etwas in den Geſchichten der neueren Philoſophie? Vorländer hätte das Zeug dazu, hiermit voranzugehen.

Praktisches zur Agrarfrage

Von Konrad Miß

Seit Jahrzehnten geht durch unsere Partei der Ruf nach einem Agrarprogramm, einer Klärung der Stellung der Sozialdemokratie zur Landwirtschaft. In den letzten Jahrzehnten verging kaum ein deutscher Parteitag, auf dem nicht Anträge auf Schaffung eines Agrarprogramms aus den verschiedensten Landesteilen vorlagen. Leider waren die bisherigen Auseinandersetzungen fast nur theoretischer Natur. So groß das Interesse war, das den agrarpolitischen Fragen in unserer Partei entgegengebracht wurde, so weit gingen die Meinungen auseinander. Besonders ist das wohl darauf zurückzuführen, daß man von doktrinären Standpunkten aus eine so eminent praktische Frage, wie die agrarpolitische, lösen wollte, ferner darauf, daß die große Mehrzahl der Genossen, die sich zu dieser schwierigen Frage äußerten, der Landwirtschaft, ihren praktischen Wünschen und Bedürfnissen ganz fernstanden.

Durch die Umwälzungen, die uns die Revolution brachte, ist das agrarpolitische Problem in seiner Bedeutung für unsere Partei noch gestiegen. Wir müssen daher zu einer Lösung kommen. Da bisher theoretisch keine Lösung gefunden werden konnte, muß die Praxis einsehen.

Verschiedene Gründe waren es, die bisher eine einheitliche Stellungnahme unserer Partei zu den landwirtschaftlichen Problemen erschwerten. Zunächst die eigenartige wirtschaftliche Entwicklung der Landwirtschaft, die in wesentlich anderen Bahnen verlief als die Entwicklung der Industrie und des Handelsgewerbes. Die Zahl der Großbetriebe nahm in verschiedenen deutschen Landesteilen langsam ab, die der Kleinbetriebe wuchs. Eine weitere Schwierigkeit lag in den außerordentlich verschiedenen landwirtschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Gegenden und den sich daraus ergebenden verschiedenartigen Produktionsmethoden und Produktionsbedingungen, Klima, Bodenbeschaffenheit usw. Weiter war der Bauernstand, besonders der für uns in erster Linie in Betracht kommende Stand der Klein- und Mittelbauern, uns fast verschlossen. Eingefangen von junkerlichen Schlagworten und gegen uns aufgehetzt, hielt dieser Stand mit geringen Ausnahmen sich unserer Bewegung fern. Die Bauern, auch die Kleinbauern, sahen in unserer Partei nur eine Partei der Industriearbeiterschaft, die lediglich Arbeiterinteressen vertritt. Hinzu kam, daß es in unserer Partei an der notwendigen praktischen Einsicht in die bäuerlichen Erverbsverhältnisse und an Erfahrung fehlte.

Will man praktisch an die Lösung der Agrarfrage herangehen, so muß man sich erst über die Lage des Kleinbauernstandes wie über seine berechtigten Wünsche klar werden, seine Forderungen und seine tausend kleinen und großen Leiden kennenlernen. Daß die wirtschaftliche Lage der Kleinbauern vor dem Krieg in Deutschland eine sehr ungünstige war, ist allgemein bekannt. Durch die Abschnürung Deutschlands vom Weltmarkt und der daraus entstandenen Lebensmittelknappheit stiegen freilich schon in der ersten Kriegszeit die Preise der landwirtschaftlichen Produkte ganz erheblich, und die Arbeiterlöhne folgten den Preissteigerungen nur langsam. Die Arbeiter sahen daher in den Bauern nur die Verfeurer der Lebensmittel. Nicht ganz mit Unrecht. Daraus entwickelte sich im Laufe der Zeit ein sehr

gespanntes Verhältnis zwischen Stadt und Land, eine weitere Entfremdung zwischen Bauern und Arbeitern. Fest steht, daß während ein Teil der landwirtschaftlichen Produzenten seine Ablieferungspflicht erfüllte, ein anderer Teil sich die allgemeine Notlage zunutze machte und möglichst hohe Preise herauszuschlagen versuchte. Wie weit diese Preissteigerungen auch von einem Teil der zahlungsfähigen städtischen Bevölkerung mit verschuldet sind, kann hier nicht untersucht werden. Nachweislich sind aber in vielen Fällen den Bauern von Käufern, bei denen Preis und Geld keine Rolle spielten, Preise geradezu aufgedrängt worden, die die Bauern nie zu fordern gewagt haben würden. Jedenfalls haben die Bauern, auch die Kleinbauern, in der ersten Kriegszeit viel Geld eingenommen, wodurch ihre bis dahin sehr trübe wirtschaftliche Lage wesentlich verbessert wurde. Voll konnte jedoch der Kleinbauer diese Kriegskonjunktur nicht ausnützen. Das lag an den Verhältnissen, die sich infolge der langen Dauer des Krieges ergaben. Waren zuerst hauptsächlich die Lebensmittelpreise in die Höhe geschneilt, so folgten bald, schon vom Beginn des zweiten Kriegsjahrs an, die Preise für andere Waren. Ganz besonders schnellten die Preise für alle landwirtschaftlichen Hilfsmittel und Gebrauchsgegenstände in die Höhe. Es bildete sich im Laufe der Zeit ein umgekehrtes Verhältnis heraus wie das oben geschilderte. Die Preise der Hilfsmittel stiegen andauernd, während die Preise der Produkte, soweit sie der Rationierung unterlagen, durch die Höchstpreissetzungen gebunden waren. Die Großbauern hatten immerhin die Möglichkeit, im Wege des Schleichhandels einen Teil ihrer Produkte zu höheren Preisen abzusetzen. Je kleiner aber die Wirtschaft, desto leichter war die Ablieferungskontrolle. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr geriet demnach der Kleinbauernstand ins Hintertreffen.

Auch litt der Kleinbauer unter der zunehmenden Knappheit an künstlichen Düngemitteln. Als infolge der Blockade Deutschlands die Einfuhr der Futtermittel fast völlig aufhörte, mußten unsere Vieh-, besonders die Schweinebestände erheblich reduziert werden. Das hatte eine beträchtliche Verminderung des tierischen Düngers zur Folge. Dadurch stieg selbstverständlich die Nachfrage nach Kunstdünger rapid, zudem kam bei dem Verteilungssystem wenig von dem Vorrat an die in erster Linie danach verlangenden Kleinbauern. Und außer den Düngemitteln fehlte den Bauern bald auch Zugvieh und menschliche Arbeitskraft.

Vor dem Kriege hatte die deutsche Landwirtschaft eine außerordentliche Produktionshöhe erreicht. Die Inanspruchnahme der Bodenoberfläche für die Nahrungsmittelerzeugung wurde nur von Belgien und die Höhe der Ernten, auf die Flächeneinheit berechnet, nur von Belgien und Holland übertroffen. In einer Besprechung, die am 3. November 1919 im Landwirtschaftsministerium stattfand, entwarf Ministerialdirektor Dr. Warmbold als Referent von dem Stand der landwirtschaftlichen Produktion vor dem Kriege folgendes Bild: Es befrug die landwirtschaftlich genutzte Fläche in hundert Teilen der Gesamtfläche in Rußland etwa 40 Prozent, in Ungarn etwa 40 Prozent, in Österreich etwa 60 Prozent, in Deutschland etwa 70 Prozent, in Frankreich etwa 70 Prozent, in Holland etwa 70 Prozent, in Belgien etwa 75 Prozent.

Die Hektarerträge der wichtigsten Feldfrüchte in Doppelzentnern betragen:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln
In Belgien	26	20,6	27,1	19,4	211
- Holland	24,6	17,4	26,7	15,8	174,4
- Deutschland	23,6	19,1	22,2	21,9	158
- Frankreich	13,8	10,3	14,5	12,9	96,1
- England und Wales	21	—	18,2	16,6	164,4
- Österreich	15	14,6	16	13	100,2
- Ungarn	12,8	11,9	14,4	11,7	75,4
- Rußland	9,1	8,5	9,9	9,4	74,4

Auf solcher Höhe konnte die landwirtschaftliche Erzeugung nur gehalten werden, wenn ihr alle Hilfsmittel in genügendem Maße zur Verfügung standen. Das war bei den nichtkapitalkräftigen Kleinbauern natürlich am wenigsten der Fall. Die Folge war, daß sie den Rückgang der Ernteerträge zuerst zu spüren bekamen. Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse schätzen diesen Rückgang auf rund ein Drittel der Friedenserntemengen. Geht aber auf einer bestimmten Erntefläche der Ertrag von, nehmen wir an, 60 Zentner auf 40 Zentner zurück, so bedeutet das allein schon bei gleichbleibenden Wirtschaftskosten eine Verteuerung der Produktion um ein Drittel. Zudem waren diese Höchstspreise (Erzeugerhöchstspreise) durchweg zu niedrig im Vergleich zu den immer mehr steigenden Produktionskosten. Wenn die Arbeiter in den Städten über zu hohe Lebensmittelpreise klagen, so wird allgemein übersehen, daß die »Erfassung« und der Zwischenhandel die Produkte ganz unverhältnismäßig verteuern. Die Dinge liegen seit geraumer Zeit so, daß die Kleinbauern und Arbeiter mit dem gleichen Rechte klagen. Daraus ergibt sich die praktische Frage: Ist es möglich, dem Bauern für seine Produkte einen Preis zu bezahlen, der den Anbau lohnt, und doch dem Städter die Lebensmittel zu erschwinglichen Preisen zu liefern?

Daß die Produktion für den Bauern rentabel sein muß, leuchtet ohne weiteres ein. Babels Wort, daß ohne Profit kein Schornstein raucht, trifft auch hier zu. Der Bauer, und zwar der Kleinbauer wie auch der Großbauer, werden die Produktion ebensowenig fortsetzen wie der Industrielle, wenn sie keinen Nutzen abwirft. Damit müssen wir rechnen. Die frühere Regierung hat gerade dieser Seite der Frage die notwendige Aufmerksamkeit nicht gewidmet. Vom grünen Tisch aus suchte man nur zu »erfassen« und vergaß, dafür zu sorgen, daß zunächst Produkte geschaffen wurden, die man »erfassen« konnte. Daß mit Zwang allein hier wenig auszurichten ist, hat man zu spät eingesehen. Als die jetzige Regierung das Ruder in die Hand nahm, waren die Zustände schon derart verfahren, daß in kurzer Zeit wenig zu bessern war, immerhin sind erfreuliche Schritte zur Besserung getan worden. Doch können weder der Bauer noch der Städter in dieser Frage alles Heil von der Regierung erwarten. Soll die oben gestellte Frage gelöst werden, dann müssen beide Teile, Bauer und Städter, gemeinsam die Lösung in Angriff nehmen. Daß die landwirtschaftliche Produktion gesteigert werden muß, ist eine Binsenwahrheit; aber die Steigerung ist ein Prozeß, der Jahre in Anspruch nimmt. Langsam, wie die Erträge zurückgingen, können sie auch nur wieder steigen. Es müssen daher andere Wege beschritten werden.

»Mit den Bauern wird sich der städtische Arbeiter verstehen lernen, mit den Großgrundbesitzern niemals. Für die Landwirtschaft ist es aber eine Existenzfrage, daß ihr Verhältnis zur Stadt nicht dauernd auf den Kampf

gestellt bleibt«, schreibt Stampfer am 4. Juni 1918 in einem Artikel: »Die Landwirtschaft und wir«. Er hat damit die Situation richtig gekennzeichnet. Man muß noch etwas weitergehen als er und sagen, daß eine Verständigung für unser Volk eine Existenzfrage ist. Stadtbewohner und kleine Landwirte leiden gleichermaßen unter den heutigen Verhältnissen. Beide Teile schreien nach Besserung, und beide machen ihrem gepreßten Herzen in kräftigem Schimpfen auf die Regierung Luft. Aber schon die Tatsache, daß beide Teile, von entgegengesetztem Standpunkt ausgehend, die Regierung beschuldigen und von ihr alles Heil erwarten, zeigt uns, wo der Hebel anzusetzen ist. Die Bauern wie Stadtbevölkerung müssen sich darauf besinnen, daß sie beide Teile des großen Ganzen, des verarmten und niedergebrochenen deutschen Volkes sind, daß der eine Teil ohne den anderen zugrunde geht, und daß jeder Teil nur dann existieren und seine Lage verbessern kann, wenn die Lage der Gesamtheit unseres Volkes gehoben wird. Verelendet die städtische Arbeiterschaft, so ist ein Ausblühen der Landwirtschaft unmöglich und umgekehrt. Beiden Teilen kann aber nur dann geholfen werden, wenn sie selbst Hand anlegen, selbst ihr Geschick in die Hand nehmen. Zwischen Stadt und Land muß eine Brücke geschlagen werden.

Um einen Weg zu finden, müssen wir zunächst anerkennen, daß die der Landwirtschaft für ihre Produkte gezahlten Höchstpreise bisher zu niedrig waren. Sie nützte der städtischen Bevölkerung wenig, da es bekanntlich fast nie möglich war, zum Höchstpreis Waren zu kaufen. Der Bauer mußte zwar zu den Höchstpreisen abliefern, aber durch die »Erfassung« und den Zwischenhandel wurden die Produkte, ehe sie an den Konsumenten kamen, ganz unverhältnismäßig verteuert. Da übrigens die Menge der rationierten Lebensmittel, die geliefert wurde, zu keiner Zeit zur Erhaltung des Lebens ausreichte, war die Stadtbevölkerung dauernd gezwungen, hohe Schleichhandelspreise zu zahlen. Das hat ein starkes Sinken der Lebenshaltung der Arbeiterbevölkerung in den Städten und eine ungeheure Verbitterung gegen die Landwirtschaft zur Folge. Langsam hat sich jedoch die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß es so nicht weitergehen kann. Die gemeinsame Not führt die Gegner von gestern zusammen. Auf beiden Seiten machen sich Bestrebungen bemerkbar, dem Abel zu steuern, sich näherzukommen und den anderen verstehen zu lernen. Man sieht ein, daß eine Gesundung nur möglich ist durch direktes Inverbindungtreten der ländlichen Produzenten mit den Konsumenten unter möglicher Ausschaltung des Zwischenhandels.

Leider müssen für diese Verbindung eine Reihe Vorbedingungen erst noch geschaffen werden. Zwar sind auf Seiten der Konsumenten die Vorbedingungen in Gestalt der Konsumgenossenschaften und der Lebensmittelämter der Städte größtenteils vorhanden, aber es fehlen die Gegenstücke auf der Seite der ländlichen Produzenten. Da müssen erst neue Gebilde geschaffen, bestehende zusammengefaßt werden zu einheitlichem Wirken. Damit ist der erste Anfang jetzt endlich gemacht worden. Im Herbst 1919 wurde in Nürnberg für Bayern der »Bayerische Bauern- und Handwerkerbund« gegründet. Dieser Bund hat in der kurzen Zeit seines Bestehens einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. Jetzt machen sich auch in anderen Teilen des Reiches, besonders im Rheinland, Bestrebungen in gleicher Richtung bemerkbar. Es scheint wünschenswert, daß weitere Kreise, besonders

unserer Partei, über diese Bestrebungen unterrichtet werden, liegt es doch auf der Hand, daß die weitgesteckten Ziele dieser Bauernorganisationen nur erreicht werden können, wenn nicht nur in einzelnen Gegenden des Reiches in diesem Sinne gearbeitet wird. Es muß vielmehr ein Netz von Bauernbünden, die in engster Fühlung miteinander zu arbeiten haben, Deutschland überspannen. Ob nicht später diese Einzelorganisationen zu einer einheitlich straffen Organisation zusammengelast werden können, braucht heute noch nicht untersucht zu werden.

Der »Bayerische Bauern- und Handwerkerbund«, an den sich der geplante »Freie Rheinische Bauern-, Winzer- und Handwerkerbund« im Wesen wie im Programm eng anlehnt, sucht die Bauern und Handwerker in einer modernen Organisation auf wirtschaftlicher Grundlage zusammenzufassen. Der Bund ist politisch wie religiös neutral. Der organisatorische Aufbau ist fast der gleiche, wie wir ihn heute in der Partei und den Gewerkschaften vor uns haben. Das Programm enthält zum Teil sozialistische Forderungen. Als Grundforderung wird eine gesicherte und auskömmliche Lebensmöglichkeit für die Kleinbauern und Handwerker gestellt. Dabei geht das Programm von dem Grundsatz aus, daß die Kleinbauern keine Kapitalisten sind, auch wenn sie vorübergehend einige Personen in ihrem Betrieb beschäftigen. Es wird gefordert: ein neues Grund- und Bodenrecht, das jede Bodenspekulation ausschließt und die Bewirtschaftung des landwirtschaftlichen Grund und Bodens durch die Bauern sichert; ferner Hebung der bäuerlichen Wirtschaft durch Enteignung des von Kriegsgewinnlern erworbenen Grund und Bodens und Ablösung von Großgrundbesitzland, Kultivierung der Moore und Süßflächen sowie des von der Militärverwaltung nicht mehr benutzten Bodens, Verbesserung der Bodenkultur, Drainage und Wasserregulierung, Beschaffung von Düngemitteln, Futtermitteln, landwirtschaftlichen Maschinen, Geräten und Betriebsstoffen aller Art für einzelne und gemeinschaftliche Benutzung, Steigerung und Verbesserung der Viehzucht, Erhaltung der zur Wirtschaft notwendigen Wald- und Weiderechte, Hebung des Obst-, Gemüse-, Tabak- und Weinbaues, Ausbau der elektrischen Energiequellen des Landes und Versorgung der Landwirtschaft und der Gewerbebetriebe mit elektrischer Kraft und elektrischem Licht, Errichtung von landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen und von Beratungsstellen für Landwirte und Handwerker, Ausbau des Kreditwesens, Bildung von Genossenschaften auf gemeinnütziger Grundlage, direkte Verbindung der Produzenten mit den Konsumenten, Aufhebung aller mit dem Großgrundbesitz verbundenen Privilegien wie Jagd- und Fischereivorrechte usw. Daneben laufen noch eine Reihe Spezialforderungen für die Handwerker.

Das Programm ist ein ausgesprochenes Kleinbauernprogramm. Abgesehen von einigen gemeinsamen Forderungen, steht es im schroffen Gegensatz zur Großgrundbesitzerpolitik. Es geht von der Voraussetzung aus, daß man, wenn man den Bauern gewinnen will, man ihm neben politischen Ideen und Zielen praktische Vorteile bieten muß. Gelingt es, die Bauern auf dieser Grundlage zusammenzufassen, durch genossenschaftlichen Bezug von notwendigen Hilfsmitteln die Produktion zu erleichtern und zu steigern, so ist damit ein bescheidener Anfang zum Wiederaufstieg unseres Volkes wie unserer Volkswirtschaft gemacht. Arbeiten ländliche Produzenten mit

den städtischen Konsumenten auf dieser Grundlage Hand in Hand, so wird es möglich sein, dem Bauern einen auskömmlichen Preis für seine Produkte zu bewilligen und diese doch dem Städter zu einem Preise zu liefern, den er erschwingen kann.

Selbstverständlich ist es kein rein sozialistisches Programm, das vor uns liegt. Es ist ebensowenig rein sozialistisch wie die Programme unserer Gewerkschaften; aber in seiner Durchführung und Verwirklichung liegt ein Stück sozialistischer Vorarbeit.

Zur Schul- und Bildungsreform

Von Dr. Otto Bournof (Köslin)

Es kann nicht bestritten werden, daß die Mehrzahl aller Vorschläge zur Schul- und Bildungsreform äußerlicher Art sind. So viel auch seit Jahresfrist über dieses wichtige Thema geschrieben und gesprochen wurde, so befaßten sich doch die meisten Schulreformer nur mit der Form und fast nie mit dem Inhalt der Erziehungsreform. Und doch ist gerade hier der Inhalt viel wichtiger als die Form. Das zeigt schon das Schicksal der Schulreform. Trotz aller guten Vorschläge, die heute schon nach Hunderten zählen, sind wir noch immer nicht recht über den guten Willen hinaus. Die politischen Gegner aber nutzen die Tatsache agitatorisch aus und folgern aus ihr den Beweis der Unfähigkeit der Sozialdemokratie zur positiven Arbeit.

Das muß und kann anders werden. Wir müssen uns nur darüber klar sein, welche Hindernisse und Schwierigkeiten im Wege stehen. Lassen sich diese überwinden, liegen sie vielleicht sogar in den Schulreformen selbst, so wird der Sache leicht zu helfen sein. Und da gilt es, zweierlei zu beachten. Wir dürfen einmal vor allen Dingen unsere Verarmung nicht übersehen und nicht immer gleich Reformen vorschlagen, die Millionen kosten, und wir müssen auf der anderen Seite eben mehr den Inhalt als die Form, mehr die Erziehung als das Schulgebäude reformieren wollen. Das eine aber schließt das andere in sich; denn die Reform nach außen ist teuer, während die nach innen fast nichts kostet. Sie bedarf keines neuen Apparats und kann letzten Endes überhaupt nur auf dem Verwaltungsweg durchgeführt werden. Dabei ist sie doch die wertvollere. Trotz neuer Schulformen, Schulgesetze und Schulbehörden besorgt die eigentliche Erziehungsreform schließlich doch immer der Dezernent in der Zentralbehörde, der das alles zu Lehrplänen, Dienststanweisungen und methodischen Richtlinien zu verarbeiten hat. Deshalb nehmen wir in unserer Gegenwart besser die Neubildung des unser Schulleben beherrschenden Geistes vorweg und warten mit der formalen Schulreform, bis ihre Zeit gekommen ist. Damit erfüllen wir auch zugleich die im Augenblick wichtigste kulturelle Aufgabe und verbauen nicht für die Zukunft den Weg. Heute sollten wir uns daher gezwungenermaßen auf das Nötwendigste beschränken und an der Form nur reformieren, was einer Neuorientierung des Geistes unserer Erziehung tatsächlich hinderlich im Wege steht oder mit anderen Worten typischer Ausdruck des kapitalistischen Schulsystems von ehemals ist.

Man wird meinen, ich wollte mich mit diesen Ausführungen der Entwicklung zur Einheitschule widersetzen. Das Gegenteil ist jedoch der Fall. Ebenso, wie ich vor kurzem für die Beseitigung des unsozialen Schulgeldsystems durch eine Reichsschulsteuer eingetreten bin, will ich im folgenden gerade zeigen, daß und wie weit wir auch trotz der schwierigen Verhältnisse unserer Tage unser Erziehungswesen schon heute auf die Grundgedanken der Einheitschule einstellen können, ohne dabei neue unerträgliche Lasten auf uns nehmen zu müssen. Ich sehe allerdings die

Einheitschule zunächst weniger in formalen Reformen entstehen als vielmehr in einer Angleichung aller Schularten aneinander nach einem einheitlichen pädagogischen Gesichtspunkt. Diesen zeigt uns die richtige Erkenntnis unserer gegenwärtigen Lage, die eine tiefe sittliche, soziale, gesundheitliche, wirtschaftliche und nicht zuletzt auch politische Not unseres Volkes darstellt. Aus dieser uns und unsere Erben zu befreien, scheint mir die dringendste Aufgabe aller Erziehungsreform zu sein. Vor ihr müssen alle Fragen der äußeren Organisation unseres Bildungswesens zunächst zurücktreten.

Eine solche Erneuerung und Zusammenfassung unserer Volkserziehung ist freilich doch nicht ganz ohne alle äußeren Reformen möglich. Diese müssen deshalb schnellstens auf dem Wege zur Einheitschule durchgeführt werden, auch wenn sie einige finanzielle Opfer von uns fordern sollten. Die Einführung der gemeinsamen Grundschule und — in den Großstädten wenigstens — auch des Kindergartens, die Aufhebung des Schulgeldes und damit die Öffnung aller Bildungswege für die Begabten aller Stände, die Vereinheitlichung der Lehrerbildung und des Berechtigungswesens und die Einrichtung von Schulspeisungen, zum mindesten in den wirtschaftlich gefährdeten Industriezentren, sind schon heute politisch gebotene Voraussetzungen äußerer Art für die innere Reform unseres Schulwesens. Diese kann im übrigen natürlich nur auf reichsgesetzlicher Grundlage aufgebaut werden. Es müssen also von der Reichsschulkonferenz neben der Ausführung der genannten Organisationsfragen eine Reihe von Reichsschulgesetzen zur inneren Schulreform vorgeschlagen und beraten werden, die ihrerseits den Kultusministerien der Einzelstaaten die gesetzlichen Unterlagen für reformierende Verfügungen, Lehrpläne, Dienstanweisungen geben können. Die Durchführung dieser Reichsgesetze auf dem Verwaltungsweg aber wird einerseits keine neuen Lasten mit sich bringen, da die betreffenden Reichsgesetze keine Kosten großen Stils verursachen und andererseits die Schulreform doch zu dem Ziele führen, das ihr eben in erster Linie gestellt ist: zum sittlichen und kulturellen Wiederaufbau.

Die erste Aufgabe einer Reichsschulgesetzgebung wird es sein müssen, den politischen Parteikampf aus der Schule zu entfernen, die Kluft zwischen höherer und Volksschule zu überbrücken. Deshalb muß das Reichsschulgesetz verbieten, daß die Schule weiter ein Betätigungsfeld parteipolitischer Agitationen ist, und ihr die Volksversöhnung ausdrücklich zur Aufgabe stellen. Außerdem aber muß das Reich jeder Schule die höchste Kraftentfaltung, die höchste Leistung materieller wie formaler Erziehungsarbeit zur Pflicht machen. Erst auf diesen beiden Grundpfeilern wird die Einheitschule die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllen.

Ein weiteres Reichsgesetz muß die kulturellen Ideale der deutschen Republik im Erziehungswesen so verankern, daß sich auf dieser Grundlage ein wirklich demokratisch-republikanisches Schulwesen in allen Teilen des Reiches einheitlich und gleichmäßig erheben kann. Es muß die Pflege von Sport und Spiel wie jedwede körperliche Förderung der Jugend durch die Schule betonen, die Grundsätze für eine im ganzen Reich einheitliche, systematisch durchzuführende theoretische und praktische staatsbürgerliche Erziehung aufstellen, vor allem aber unser gesamtes Schulwesen von der Grundschule bis zur Hochschule einstellen unter die eine große leitende Idee der Erziehung zur sittlichen Persönlichkeit im Sinne Kants, der Gewöhnung an werktätige Nächstenliebe und der überparteilichen Vaterlandsliebe.

Dabei dürfen wir den Blick ruhig auf die Schulen fremder Demokratien lenken, ohne doch unsere Eigenart aufs Spiel zu setzen. Die Schulen der Schweiz, der Vereinigten Staaten und Englands können uns in mancher Beziehung ein Vorbild sein, ja sogar im Altertum finden wir schon in der Athenerrepublik zur Zeit des Perikles ein in mancher Hinsicht brauchbares Beispiel praktischer staatsbürgerlicher Erziehung.

Kein Sozialdemokrat wird es in Abrede stellen, daß auch im Bildungswesen der Republik der Geist der Freiheit herrschen muß. Dem widerspricht jedoch die Tatsache durchaus nicht, daß wir ein allgemeines Bildungszwangsgesetz einführen müssen. Ein solches ist schon im Hinblick darauf unbedingt nötig, daß der Endzweck aller Schul- und Erziehungsreform die kulturelle Hebung des Volksganzen sein muß. Deshalb müssen die heranwachsenden Volksgenossen beiderlei Geschlechts unter der Mitverantwortung ihres Vormunds reichsgesetzlich gezwungen sein, die Aufhebung des Schulgeldes vorausgesetzt, die ihnen ohne Mühe erreichbaren Bildungsmöglichkeiten bis zur Grenze ihrer von sachmännischer Seite festzustellenden Fähigkeiten auszunutzen. Das bedeutet nicht eine Verlängerung der allgemeinen Schulpflicht, wohl aber der Bildungspflicht über das vierzehnte Lebensjahr hinaus. Unter Berücksichtigung aller wirtschaftlichen Verhältnisse muß ferner für die mit vierzehn Jahren die Schule verlassenden Knaben und Mädchen eine Fortbildungsschulpflicht bis zum achtzehnten Lebensjahr reichsgesetzlich eingeführt werden, als deren Abschluß der Besuch einiger obligatorischer Volkshochschulkurse bis zum zwanzigsten Lebensjahr zu fordern ist. Erst mit dem Eintritt der politischen Reife kann die gesetzliche Bildungspflicht aufgehoben, so daß jeder Volksgenosse ohne Berücksichtigung seiner beruflichen Sonderbildung eine achtunggebietende allgemeine Bildung genossen hat. Die Vertiefung der auf der Schule erworbenen staatsbürgerlichen Kenntnisse, die Grundlagen der Volks- und der Weltwirtschaft, die Hygiene des Leibes, der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung, des Geschlechtslebens und für die Mädchen noch die Unterweisung in der Säuglingspflege müssen die allgemeinen Lehrgegenstände der Fortbildungsschule und der sich ihr anschließenden Kurse sein. Für deren Zustandekommen muß auf dem Lande der Kreis sorgen; in den Städten aber müssen die höheren Schulen diese Aufgaben ebenso gut als Pflichtfächer übernehmen, wie die Volkshochschulen solche Kurse alljährlich wenigstens einmal zu veranstalten haben.

Die Schwierigkeiten der Organisation lassen sich überwinden, wenn der Wille da ist. Die Mittel für die zuletzt genannten Bildungsinstitute aber werden auch heute schon meist von Staat und Gemeinden verausgabt. Es fehlt lediglich die reichsgesetzliche Zusammenfassung und pädagogische Vertiefung, um die noch vorhandenen Lücken auszufüllen und so die Volkskultur auch nach dieser Seite hin ein gutes Stück vorwärts zu bringen.

Gegen die Betriebskrankenkassen

Von Eduard Gräf

Die Arbeiterschaft beteiligte sich erst sehr spät an der Verwaltung der im Jahre 1884 geschaffenen Zwangskrankenkassen. Unbenutzt ließ sie kostbare Zeit verstreichen zum Schaden der Versicherten. So hatten trotz demokratischen Wahlrechts die Unternehmer und ihre Werkmeister die Verwaltung der Ortskrankenkassen bis zum Jahre 1894 vollständig in Händen. Und der Erfolg? Völliger Stillstand auf dem Gebiet der Krankenversicherung in diesem Jahrzehnt, Mindestleistungen in fast allen Krankenkassen. Eine Änderung dieses Zustandes trat erst ein, nachdem die organisierte Arbeiterschaft in mehreren Großstädten beschlossen hatte, sich an den Wahlen zu den Kassenvertretungen zu beteiligen, wodurch die Generalversammlungen dieser Kassen eine ganz andere Zusammenetzung erhielten. An Stelle der Werkmeister und Vorarbeiter zogen dort wirkliche Arbeitervertreter ein und machten sich mit der an sich nicht einfachen Materie vertraut. Von dieser Zeit datiert erst der Aufschwung der deutschen Ortskrankenkassen, zugleich aber auch der Kampf der Reaktionäre gegen diese Kassenart, die nun nach ihrer Ansicht politisch ausgenutzt wurde. Die Politik der Nadelstiche setzte ein und brachte alle paar Jahre einen Eingriff in das Selbstverwaltungsrecht dieser ver-

hätten Kassen, bis zuletzt durch die Reichsversicherungsordnung das demokratische Prinzip ganz verloren ging. Man ließ wohl die Arbeiter die Zweidrittelbeiträge zu der Krankenkasse weiterzahlen, gewährte ihnen auch die entsprechende Vertretung in Vorstand und Generalversammlung, doch richtete man es so ein, daß die Unternehmer die Übermacht bei den wichtigsten Fragen gewannen, wie zum Beispiel bei der Wahl des Vorsitzenden, sowie in den Kassenbeamtenangelegenheiten. Ein stiller und zäher Kampf setzte ein, der sich von Jahr zu Jahr steigerte, sogar während der Kriegszeit. Erst die Revolution brachte hier eine Erlösung. Die Erlasse der Volksbeauftragten und Minister machten dieser unerhörten Beschränkung des Selbstverwaltungsrechts der Krankenkassen ein Ende.

Nur bei den Betriebskrankenkassen herrscht noch tiefe Stille. Soweit diese Kassenarten nicht schon vor Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes, also vor dem Jahre 1884, bestanden, wurden sie fast alle gegen den Protest der Ortskrankenkassen und später auch der Arbeiterschaft selbst errichtet. In der Hauptsache blieben sich jedoch alle gesetzlichen Bestimmungen gleich, denn auch die Reichsversicherungsordnung kennt in § 245 die Bestimmung:

»Ein Arbeitgeber kann eine Betriebskrankenkasse errichten für jeden Betrieb, in dem er für die Dauer mindestens 150 Versicherungspflichtige beschäftigt.«

Also der Arbeitgeber hat hier das gesetzliche Recht, sich eine eigene Kassen-einrichtung für seinen Betrieb zu errichten, während die anderen Gesetze, wie Invaliden-, Unfallversicherung usw., diese Ausnahmebestimmung und unheilvolle Zersplitterung der Kräfte nicht kennen. Dort muß sogar ein Großbetrieb wie Krupp zur allgemeinen Kasse mit besteuern. Es sind ihm keine Sonderrechte eingeräumt worden. Nur bei der wichtigsten Versicherungsart, die den Unterbau der ganzen sozialen Versicherung bildet, herrscht diese unheilvolle Zersplitterung, unter der die Leistungsfähigkeit der Ortskrankenkassen sehr leidet. Man denke an einen kleinen Ort, in dem ein einziger Großbetrieb mit 1000 verhältnismäßig hochgelohnten Arbeitern den ganzen finanziellen Rückhalt der Ortskrankenkasse bildet. Scheidet dieser Betrieb durch Errichtung einer eigenen Betriebskrankenkasse aus, so muß die Leistungsfähigkeit der kleinen Ortskrankenkasse fast vernichtet werden. Das Gesetz hat allerdings Bestimmungen erlassen, wonach die Leistungsfähigkeit der Ortskrankenkassen gesichert bleiben soll, doch sind diese so dehnbar und so unbestimmt, daß sie nur ganz selten zur Anwendung kommen, zumal meist reaktionäre Behörden darüber zu entscheiden haben. Man ließ sogar bei Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung alle Betriebskrankenkassen bestehen, die mindestens 100 Versicherte haben.

Werden nun die Versicherten, die Arbeiter, gar nicht gefragt, ob sie diese unheilvolle Zersplitterung der Kräfte mitmachen oder eine stramme Zentralisation wünschen? Doch, in § 245 der Reichsversicherungsordnung steht ganz versteckt der kleine Satz: »Beteiligte Versicherungspflichtige sind vorher zu hören.« Naive Arbeiter legten diese Bestimmung dahin aus, daß sie sich gegen die Errichtung einer Betriebskrankenkasse mit Erfolg wehren könnten, da sie doch »gehört« werden müßten. Sie übersahen aber dabei, daß dieser Satz nur eine reine Formvorschrift enthält. Der Unternehmer braucht die Arbeiter nur zu »hören«, aber er ist nicht gezwungen, das Gehörte zu befolgen — wie ja auch beim Erlaß von Arbeitsordnungen die Arbeiter »nur« gehört zu werden brauchen. Der Arbeitgeber läßt an das Schwarze Brett anschlagen, daß er gemäß § 245 der Reichsversicherungsordnung eine Betriebskrankenkasse errichten wolle, und fordert die Arbeiterschaft seines Betriebs auf, sich darüber zu äußern. Nun finden Betriebsversammlungen statt, die, wie die Erfahrung lehrt, meistens die Errichtung dieser Kasse ablehnen und dem Unternehmer eine entsprechende Resolution zur Kenntnis bringen. Damit ist die Frage erledigt, die Form wurde gewahrt, die Versicherungspflichtigen wurden »gehört« — doch ihr Wille wird nicht beachtet, die Betriebskrankenkasse wird trotzdem errichtet. Gegen den einmütigen Willen der ganzen Arbeiterschaft eines

Betriebs kann ein einzelner beschließen, sich eine Kassenart zu schaffen, die seinem Interesse entspricht, denn tatsächlich sind es nicht nur finanzielle Interessen, die bei solcher Errichtung einer Betriebskrankenkasse den Ausschlag geben. Der Beitrag einer Ortskrankenkasse wird zum Beispiel erhöht, weil diese oder jene Mehrleistung, erhöhtes Krankengeld, Unterstützung usw. neu eingeführt wird; der einzelne Betriebsunternehmer ist aber in der Lage, sich von diesen Leistungen zu drücken, indem er gegen den Willen seiner Arbeiterschaft eine eigene Betriebskrankenkasse errichtet. Man komme nicht mit dem Einwand, daß auch die Verwaltung einer Betriebskrankenkasse nach demokratischen Grundsätzen durch die Versicherten erfolgt. Es heißt im § 388 der Reichsversicherungsordnung, daß in Betriebskrankenkassen der Arbeitgeber oder sein Vertreter den Vorsitz führt, und er hat ferner »die Hälfte der Stimmen, die den Versicherten nach der Säkung zustehen«. Auf die Wahl des Vorsitzenden haben die Versicherten also gar keinen Einfluß. Versuchen sie, Reformen einzuführen, die dem Unternehmer Geld kosten, so werden sie meist auf größten Widerstand stoßen. Die »Rädelsführer« sind gar leicht mundtot gemacht, indem man sie auf Grund des Arbeitsvertrags entläßt. Dem Entlassenen aber ist dauernd jeder Einfluß auf die Verwaltung der Betriebskrankenkasse entzogen, selbst wenn er freiwilliges Mitglied dieser Kasse bleibt; denn § 340 der Reichsversicherungsordnung bestimmt: »Wer die Mitgliedschaft bei einer Betriebskrankenkasse freiwillig fortsetzt, ist weder wählbar noch wahlberechtigt.«

Diesen Extraparagraphen hat die Schwerindustrie durchgesetzt, um sich die Gemahregelken vom Halse zu halten; denn in der Praxis blieben die Gemahregelken gewöhnlich am Orte wohnen und mußten sich auf Anraten der Arbeiterschaft selbständig machen (Wirte, Zigarrenhändler usw.), um deren Interesse weiter vertreten zu können. Gesehlich konnte man ihnen die Fortsetzung ihrer Mitgliedschaft zur Krankenkasse nicht versagen, man ließ sie also die vollen Beiträge bezahlen, machte sie aber durch diese Ausnahmestimmung rechtslos. Wieviel Arbeiter haben von dieser Bestimmung eine Ahnung?

Auch die Beamten der Betriebskrankenkasse stehen fast völlig unter dem Einfluß des Unternehmers. Sie sind Angestellte des Betriebs, werden von diesem bezahlt und suchen daher auch die Interessen ihres Herrn zu wahren. Beschwerden sind in der Regel zwecklos. Wie kommt es nun, daß einzelne Betriebskrankenkassen bei niedrigeren Beiträgen höhere Leistungen als Ortskrankenkassen in ihren Statuten haben? Daher, daß in der Regel Betriebskrankenkassen nur in gut gelohnten Betrieben errichtet werden, meist auch nur in solchen Betrieben mit wenig weiblichen Arbeitskräften, da diese bekanntlich eine Kasse mehr belasten als männliche Arbeitskräfte. Dazu kommt das oft raffiniert ausgebaute Aufnahmesystem einer solchen Kasse. Gesehlich darf eine Betriebskrankenkasse kein Gesundheitsattest verlangen, denn jeder im Betrieb beschäftigte Arbeiter wird Mitglied dieser Zwangskrankenkasse; man hilft sich aber auf ganz einfache Art, indem man jeden Arbeitsuchenden, der eingestellt werden will, erst ärztlich untersuchen läßt, also prüft, ob er wirklich allen Ansprüchen genügt, die der Großbetrieb an seine Kräfte stellt. Eine feine und doch so einfache Auslese der Gesunden. Sogar Bruchschäden werden als Ablehnungsgrund angesehen, wenn die Konjunktur eine Auswahl zuläßt. Nur in Zeiten der Hochkonjunktur muß man von dieser Maxime absehen. Kränkliche Arbeiter sind für die Ortskrankenkassen gut genug, die dieses System nicht einführen können. Werden nun Arbeiter einer Betriebskrankenkasse nach längerer Ausbeutung krank und droht die Krankheit chronisch zu werden, so erhalten sie ihre Invalidenkarte mit ihrer Entlassung in die Wohnung geschickt, ja sogar in Lungenheilstätten schicken solche »gutgeleiteten« Krankenkassen die Papiere mit dem Wunsche »baldiger Besserung«. Kein Wunder, daß daher solche Kassenarten viel einfacher und billiger arbeiten können als Ortskrankenkassen. Die Jahresversammlung deutscher Ortskrankenkassen zu Leipzig hat deshalb auf

ihrer letzten Tagung wiederum einstimmig beschlossen, daß bei einer Änderung der Reichsversicherungsordnung kein Platz mehr für Betriebskrankenkassen sein dürfe.

Sollen nun die Arbeiter warten, bis das neue Gesetz in Kraft tritt? Nein, die Betriebskrankenkassen müssen so bald als irgend möglich aufgelöst werden, zumal durch die steigenden Beitragsleistungen aller Ortskrankenkassen die Gefahr der Neugründung von Betriebskrankenkassen wächst. Eine Betriebskrankenkasse kann aber nur auf Antrag eines Unternehmers aufgelöst werden, wenn der Kassenausschuß zustimmt (§ 272 der Reichsversicherungsordnung). Die Erfahrung lehrt, daß Unternehmer kaum jemals solche Anträge gestellt haben, solange sich der Betrieb rentierte. Deshalb sollte die organisierte Arbeiterschaft diese Frage ernstlich prüfen und energischer denn je von den Unternehmern die Auflösung der Betriebskrankenkassen fordern. Es ist verkehrt, auf die Ersparnis von einigen Pfennigen Wochenbeitrag zu sehen, da die Arbeiter doch nur so lange zu sparen vermögen, als sie ihre Gesundheit behalten und im Betrieb tätig sein können. Denkt ein Arbeiter an seine Zukunft und das Wohl seiner Familie, so muß er sich dem Rufe: »Nieder mit den Betriebskrankenkassen!« anschließen.

Literarische Rundschau

Dr. Ludwig Quessel, Mitglied der Nationalversammlung, *Der moderne Sozialismus*. Berlin 1919, Ullstein & Co. Preis kartoniert 3 Mark.

In einer Reihe Betrachtungen schildert der Verfasser in geistreicher, flüssiger, mit feiner Kritik untermischter Darstellung die Gedankenentwicklung und die Probleme des heutigen Sozialismus. Der erste Hauptabschnitt behandelt kurz Sismondi, Marx und das Erfurter Programm. Kautsky habe in letzterem die seit Marx eingetretene Hebung der Arbeiterschaft, die andersartige Entwicklung der Landwirtschaft, die Verhinderung oder Abschwächung der Krisen durch die Ringe und Kartelle nicht beachtet und darin, daß er den Einfluß des exportierenden Industrielismus auf die Völkerzustigkeiten und den Weltkrieg verkannt habe, sogar einen Rückschritt gegenüber Marx gemacht.

Danach zeichnet Quessel das Wesen der sozialistischen Produktion und findet ihre Merkmale in drei Momenten: dem Gemeineigentum an den Produktionsmitteln, der eigenen Regie der Produktion und der Produktion für den Selbstbedarf. Diese Bestimmung kann freilich zu Beanstandungen Anlaß geben. Denn bei »eigener Regie« fragt es sich, ob da Regie der Produzenten des betreffenden Betriebs gemeint ist, die total unsozialistisch wäre, oder Regie gemeinschaftlich verbundener Konsumenten. Und »Arbeit für den Selbstgebrauch« findet doch nur in abgeschlossenen Altbauernwirtschaften statt. Sobald hier auch nur Schmied und Wagner und Schneider usw. arbeitsteilig ihre Arbeitsleistungen oder Güter austauschen, besteht Arbeit für den Fremdgebrauch, nicht für den Selbstgebrauch. Und sobald die Arbeitsteilung in Großherrschaft und Handel voranschreitet und vor allem Fernproduzenten beziehungsweise Ferngebraucher zusammenschließt, bedarf es der verbindenden Mittelglieder. Im Sozialismus muß also gegliederte Austauschgemeinschaft an Stelle der Herrschaft oder des Handels organisiert werden. Diese Austauschgemeinschaft müssen wir als das grundlegende Glied des Sozialismus erkennen, von ihm aus erst gewinnt die Regie von Eigenbetrieben und deren Besitz sozialistischen Sinn. Das gilt, gleichviel ob das Mittelglied Staat oder Gemeinde oder freie Genossenschaft sei, es muß jedenfalls die Produktion den Konsumenten und ihrem Bedarfe angliedern. Aber die Produzenten arbeiten da stets nur zum kleinen Teile für sich selbst.

Die sozialistische Produktion von Staat, Gemeinde und Genossenschaft, sowie die verschiedenen besonderen Sozialisierungsbestrebungen betreffs Wald, Wohnung, Energie, Kali, Kohle usw. füllen den dritten und vierten Hauptabschnitt. Im fünften

folgen Betrachtungen über die Grenzen der sozialistischen Produktionsweise. Sie findet Verfasser in der Landwirtschaft und im Welthandel. Bei dieser Betrachtung spielt der erwähnte Umstand eine Rolle, daß er die Besitz- und Betriebsgemeinschaft, nicht aber die Austauschgemeinschaft zum Ausgangspunkt nimmt. Freilich ist auch letztere heute noch nicht anders als höchstens durch Zusammenschluß der Genossenschaftsverbände der verschiedenen Länder herstellbar. Darin, daß der Exportindustrialismus das größte Hindernis dafür ist und den industriellen Vernichtungskrieg zur notwendigen Folge hat, hat Verfasser freilich sehr recht. Die Erörterungen über die Entwicklung der wirtschaftlichen Gegensätze zwischen England und Deutschland durch das den englischen Handel aus Europa verdrängende deutsche »Dumping« und das Deutschland von den englischen Kolonien fernhaltende monopolistische Kolonialsystem sind wohl der glänzendste Teil des Buches. Wie weit der Verfasser freilich sachlich mit seiner Vorliebe für die östliche Orientierung und seiner Meinung, mit England wäre keine ehrliche Verständigung zu erreichen gewesen, im Recht ist, darüber ist schwer ein kategorisches Urteil zu fällen. Solange Handelswirtschaft und Handelskonkurrenz gelten, wechseln die Konjunkturen auch für die Länder. Ziemlich sicher ist nur, daß Deutschland jedesmal, wenn es festen Anschluß nach einer Seite gewinnen konnte, nur halb und halb handelte und den Anschluß verpaßte.

F. Staudinger

E. Decke, *Das deutsche Auslandseigentum im Friedensvertrag*. Breslau 1919, Verlag W. G. Korn. 118 Seiten. Preis 4 Mark.

In dem vorliegenden Heft sind alle jene Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags zusammengestellt und erläutert, die auf das deutsche Eigentum im Ausland und in den abgetretenen Gebieten sowie auf die mit feindlichen Staatsangehörigen geschlossenen Verträge Bezug haben. Ferner sind jene allgemeinen Vorschriften dargelegt, die zum Verständnis der Verfügungen über das deutsche Auslandseigentum erforderlich sind. Die Auslegung der in Betracht kommenden Bestimmungen ist schwer, weil sie viele dehnbare, unbestimmte und widerspruchsvolle Begriffe enthalten und erst abzuwarten ist, wie sich die gegnerischen Rechtsauffassungen in den Einzelheiten gestalten werden. Der Verfasser hat sich stets von dem Gesichtspunkt leiten lassen, alle unsicheren Stellen des Vertrags so auszulegen, daß dem Interessierten später keine Enttäuschung erwächst. Ein Schlagwortverzeichnis ist beigegeben.

H. Fehlinger

Notizen

Europas Menschenverluste durch den Krieg. Welche enormen Menschenverluste der Weltkrieg den beteiligten europäischen Völkern gebracht hat und welche Folgen diese Verluste notwendig für die europäische Wirtschaftsentwicklung haben müssen, wird noch immer nicht völlig verstanden. Nach einer eingehenden Berechnung, die E. Döring im sechsten Bulletin der Kopenhagener Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges aufstellt, haben die europäischen Staaten (die Vereinigten Staaten von Amerika sind nicht mit berücksichtigt) von Beginn des Krieges bis Mitte 1919 über 35 Millionen Menschen verloren. Von diesem Gesamtverlust entfallen 20 Millionen auf den überall hervortretenden starken Geburtenrückgang, 15 Millionen auf Kriegsgefallene und vermehrte Sterblichkeit in der Heimat. Infolgedessen ist die Gesamteinwohnerzahl dieser Länder, die Ende 1913 bereits ungefähr 401 Millionen betrug, auf 389 Millionen gesunken, und zwar hat der Überschuß des weiblichen Geschlechts, da weit mehr Männer als Frauen durch den Krieg hinweggerafft worden sind, sich von 5,2 auf 15 Millionen vermehrt; denn unter den 389 Millionen Gesamteinwohnern der am Kriege beteiligten europäischen Staaten befanden sich Mitte 1919 rund 187 Millionen männliche und 202 Millionen

weibliche Personen. Auf 1000 männliche kamen demnach 1080 weibliche Personen. Für die einzelnen Länder ergeben sich folgende Verlustziffern:

	Geburten- verlust	Verlust durch Zunahme der Sterblichkeit	Darunter Kriegs- gefallene	Gesamt- verlust
Deutschland	3 600 000	2 700 000	2 000 000	6 300 000
Österreich-Ungarn	3 800 000	2 000 000	1 500 000	5 800 000
Großbritannien und Irland	850 000	1 000 000	800 000	1 850 000
Frankreich	1 500 000	1 840 000	1 400 000	3 340 000
Italien	1 400 000	880 000	600 000	2 280 000
Belgien	1 750 000	200 000	115 000	3 750 000
Bulgarien	155 000	120 000	65 000	275 000
Rumänien	150 000	360 000	159 000	510 000
Serbien	320 000	1 330 000	690 000	1 650 000
Europäisches Rußland mit Polen	8 300 000	4 700 000	2 500 000	13 000 000
Zusammen	20 250 000	15 130 000	9 829 000	35 380 000

Prozentuell hatte die größten Verluste Serbien, das fast 35 Prozent seines Menschenbestandes verloren hat; dann folgen Österreich-Ungarn mit 11, das Europäische Rußland (einschließlich Polen) mit 9,6, Deutschland mit 9,3, Frankreich mit 8,4 Prozent. Die geringsten Menschenverluste hatten Großbritannien und Irland, im ganzen noch nicht 4 Prozent.

Demnach stellte sich der Bevölkerungsstand:

	Ende 1913	Er würde Mitte 1919 unter normalen Ver- hältnissen betragen haben	Er betrug tatsächlich Mitte 1919
Deutschland	67 400 000	71 800 000	65 500 000
Österreich-Ungarn	52 700 000	55 600 000	49 800 000
Großbritannien und Irland	46 000 000	48 400 000	46 500 000
Frankreich	39 700 000	39 900 000	36 560 000
Italien	35 400 000	37 500 000	35 200 000
Belgien	7 650 000	7 800 000	7 425 000
Bulgarien	4 750 000	5 150 000	4 875 000
Rumänien	7 600 000	8 230 000	7 720 000
Serbien	4 650 000	5 100 000	3 450 000
Europäisches Rußland mit Polen	135 000 000	145 000 000	132 000 000
Zusammen	400 850 000	424 480 000	389 030 000

Auch das Zahlenverhältnis der Geschlechter zueinander stellt sich am ungünstigsten für Serbien. Im einzelnen ergeben sich folgende Verhältnisse:

Auf 1000 männliche Personen kamen weibliche Personen:

	Ende 1913	Mitte 1919
Deutschland	1024	1090
Österreich-Ungarn	1027	1092
Großbritannien und Irland	1069	1094
Frankreich	1036	1070
Italien	1037	1070
Belgien	1017	1047
Bulgarien	986	996
Rumänien	974	1016
Serbien	937	1339
Europäisches Rußland mit Polen	1020	1060
Durchschnittlich	1026	1080

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 25

Ausgegeben am 19. März 1920

38. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Unsere Lage — Und — ?

Von F. Standinger (Darmstadt)

Unsere Lage ist die einer Gesellschaft, welche, in einen Wagen eingeschlossen, dem sie nicht entspringen kann, mit beschleunigten Rädern dem Abgrund zueilt. Und die Insassen in ihrer Ratlosigkeit tun obendrein noch gar manches, was den Absturz zu beschleunigen statt zu verhindern geeignet sein dürfte. Der Krieg hat die Wirtschaft in Verwirrung gebracht, eine riesige Milliardenschuld lastet auf Reich, Staaten und Gemeinden gehäuft, reine Wucherforderungen des Kapitals. Er hat wohl eine Zwangswirtschaft gegen den allzu raschen Aufstieg der Preise errichtet. Aber sie war derart, daß sie weniger den Verbrauchern als den Handelskonsortien diente, deren Leben der Profit ist, und so war sie ungenügend, um den Zusammenbruch zu verhindern. Als er kam und der alte Bau wie ein Kartenhaus zusammenbrach, da — fehlte die Klarheit und Einmütigkeit über den Weg, der zu gehen war. Wenn aber eine Kraft nach der einen, eine andere nach der anderen Seite drängt, so kommt der Wagen wohl noch mehr ins Schwanken, aber nimmer hemmt das dessen Absturz.

Die Handelswirtschaft, die im letzten Grunde den Krieg erzeugt, uns im Kriege zugrunde gerichtet hat, sie konnte auch nach dem Kriege noch weiterleben, weil man ihr Wesen verkannte. Wenn in ihr Angebot und Nachfrage gleich sind — der bei R. Marx vorausgesetzte Fall —, so geht alles in leidlicher Ordnung. Überwiegt das Angebot, so steht alles still, und überwiegt die Nachfrage dauernd, so entsteht ein gewaltiger Taumel: Preissteigerung, Millionengewinne, Kampf aller gegen alle. Das war die Entwicklung in den letzten Kriegsjahren, da der sogenannte Kriegssozialismus zwar äußerlich polizeilich zu regeln suchte, aber das Händlertum geradezu schützte und großzügig. Die Händlerkonsortien saugten sich um die Kriegsgesellschaften an wie Blattläuse um den Baumzweig. Und der Staat begünstigte sie, weil er die Kriegsbedürfnisse nach alter Gepflogenheit durch Anleihen deckte und sie diese zahlen sollten. Hätte man jene sofort durch Steuern gedeckt, so hätte die Arbeit nur einmal geblutet. So aber muß sie, wenn nicht nachträglich die Besteuerung eingreift, drei- bis viermal das gleiche Opfer bringen.

Kein dümmeres und doch pfiffigeres Blendwerk als die Rede, an den Kriegskosten müßten auch die kommenden Geschlechter tragen helfen. O, die hat einmal schon das heutige Geschlecht tragen müssen bis auf den letzten Lederrücken, der verbraucht wurde. Aber das Pfiffige besteht nicht schon darin, daß man die Handelswirtschaft diese Waren erst mit Profit aus der Volksarbeit herausziehen ließ und dann dieser Profitwirtschaft abkaufte; es bestand wesentlich gerade darin, daß man nicht die Beträge dafür mit entprechenden Steuern, stramm nach oben gestaffelt, sofort ausbrachte, son-

dern daß man die Summen, die man zum Ankauf bedurfte, von eben diesen Profitlern entlieh. Denn diese gaben ja doch die Hauptsumme der »Volksanleihen«. Von den 5,2 Millionen Zeichnern der siebten Kriegsanleihe gaben 5 Millionen weniger als 5000 Mark und nur 200 000 mehr als 5000 Mark. Und selbst unter diesen letzteren sind noch viele Sparinstitute, deren Summen aus den Taschen kleiner Sparer entstammen. Aber jene 5 Millionen zeichneten nur 2,3, und die 200 000 zeichneten 10 Milliarden. Wer aber weniger als 5000 Mark gezeichnet hat, hat keine Aussicht, an Zinsen und Rückzahlung das wieder zu bekommen, was er gegeben hat, sondern muß an Arbeitswert noch zugeben, indem Steuern, Preise usw. sich erhöhen, Kaufkraft der Löhne sich mindert. Die großen Geldherren und Geldinstitute werden, wenn das Geld auf altem Wege in 60 Jahren zurückgezahlt wird, bis dahin von jedem Arbeitsfähigen durch obige Mittel über 16 000 Mark erhoben haben.

Anleihen, die nicht Deckung in produktiven Betrieben haben, sind blanke Wucheranleihen, und der Staat wird durch sie einer Großwuchererschicht untertänig, welche der Arbeit das Blut aus den Adern saugt und den Staat als Tributheber verwendet. Aber so hat man es im Kriege beliebt.

Aber nun hat die Revolution es nicht fertig gebracht, den Vorschlag von Professor Goldscheid zu gründlicher Entschuldung durchzuführen, einer Entschuldung, die die Gemeinwesen von der wucherischen Umklammerung des Profittkapitals völlig befreit und zugleich sogar wesentliche Hoheitsrechte darüber gesichert hätte. So hat sie es in gegenseitiger Lähmung der Kräfte nicht vermocht, die bodenreformerischen Gedanken des Gemeinbesitzes von Bodenschätzen, Wasserkraften und Latifundien zu verwirklichen; so hat sie es nicht einmal fertig gebracht, den Zusammenhang zwischen Produktion und Konsum auch nur einigermaßen geordnet herzustellen, geschweige denn, daß sie zu wirklicher »Vollsozialisierung«, wie der Ausdruck lautet, gekommen wäre. Die konnten freilich nur reine Toren erwarten.

Betreffs der gründlichen Besteuerung fürchtete man, daß man die Produktion damit der Mittel zur Neuentwicklung beraube, hat aber nur bewirkt, daß die Summen, die zu Beginn greifbar gewesen wären, sich in Massen ins Ausland flüchteten, während nach Goldscheid's Vorschlag die Produktion ruhig hätte weitergehen können, nur daß sie vom Staat abhängig geworden wäre, statt daß dieser dem Profittkapital untertan blieb. Die Verstaatlichung der Bodenwerte würde, so fürchtete man, ebenfalls die Produktion schädigen und dabei der Entente die Möglichkeit geben, Beschlag darauf zu legen. Nun, die Entente legt auch ohnedies Beschlag auf die Arbeit und kauft den Besitz nun von den einzelnen zu Spottpreisen hinweg. Und die Produktion wurde nicht im mindesten dadurch gefördert, daß man sie »anzureizen« suchte, ohne das Erste und Nötigste dazu zu tun, sie nämlich in geordneten Zusammenhang miteinander sowie mit dem Konsum zu bringen. Im Gegenteil, sie wurde profittsüchtiger, störrischer, und die Arbeiter wurden zu den Streiks gereizt, die sie und alle noch mehr in die Tiefe bringen.

Gerade auf dem Gebiet des »Sozialismus« herrschte die größte Verwirrung. Hier Produzentenpolitik, dort Versorgungspolitik, hier Planwirtschaft, dort Abbau der Kriegswirtschaft, hier Anziehen der Schrauben, dort Versuche, den »freien Handel« herzustellen, wo doch alle Bedingungen

»freien« Handels geradezu auf den Kopf gestellt waren.¹ Sogar die alte Regierung war ja sehr gegen ihren Willen dem Kampf aller gegen alle ein wenig zu begegnen, der sonst schon im zweiten, höchstens im dritten Jahre den Zusammenbruch hätte erzeugen müssen. Und dabei so manche Sozialisierungsideen, die das Hinterste zuvorderst kehren und mit den Dingen, den Betrieben als solchen, statt mit der Beziehung der Menschen zueinander beginnen wollen. »Produktion!« und »Produktion!« und nochmals »Produktion!« rief man endlos, nicht aber sah man, daß die Produktion selbst durch die Art ihres Zusammenhangs mit dem Konsum, dem produktiven und konsumtiven, bedingt ist. Und vor allem der alte aus dem engen kapitalistischen Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer erzeugte Wahn, daß die Arbeiter als Produzenten ihre eigenen Betriebe beherrschen und ihren Ertrag für sich beanspruchen dürften. Der spukt immer noch trotz tausendfachen Fiaskos der Produktivgenossenschaften in den Köpfen. Sie sehen nicht, daß es sich um gegenseitige Versorgung aus verschiedenen Betrieben, um Verhinderung der Ausbeutung zwischen diesen handelt, und daß die Ausbeutung erst beim Kauf der Bedarfsartikel »realisiert« wird. Die Arbeit aber kann und darf gar nicht den Konsum befähigen, sondern umgekehrt. Wenn der einzelne Mensch für sich selbst arbeitet, so k o m m a n d i e r t s e i n B e d ü r f n i s, was er produzieren soll, Natur und eigene Fähigkeiten bedingen nur, wie weit er das kann. Aber das Konsumbedürfnis befiehlt die Arbeit, weil es sonst nicht befriedigt wird.

Wenn der Mensch mit dem Menschen in geteilter Arbeit, in enger Verbindung zusammenlebt, so muß schon jeder für den anderen arbeiten, um selbst bestehen zu können. Und so arbeiten im alten Dorfe der Schmied und der Wagner und der Leineweber und der Zimmermann und der Schneider samt dem Bauern allesamt füreinander, jene oft noch im Hause des letzteren und für Naturalentgelt. Aber das Bedürfnis eines jeden weist jedem anderen die Arbeit an, und ein jeder gehorcht als arbeitender Produzent dem Gebot des anderen. Das Konsumbedürfnis beherrscht die Arbeit. Hier finden sich die Bedingungen gegenseitigen Austausches der Güter und Kräfte ganz natürlich und unmittelbar vor. Die in der Arbeitsteilung eingelegte gegenseitige Interessenverknüpfung bildet die Grundlage einer sozialen Gemeinschaftlichkeit.

Aber wie nun, wenn die Arbeit dermaßen geteilt ist, daß der Austausch nicht mehr unmittelbar stattfinden kann? Wenn kaum mehr für den Selbstgebrauch, nur teilweise für den Gesamtgebrauch, im wesentlichen aber für den Fremdgebrauch, wohl gar den in der Ferne gearbeitet werden muß? Da ist das Wort von der »Arbeit für den Selbstgebrauch«, das man in sozialistischen Kreisen so gern im Munde führt, nur eine verwirrende Phrase. Sie verhüllt gerade das Wesen der Aufgabe. Denn diese Aufgabe ist nun in erster Linie, eine geregelte Tauschbeziehung zwischen den Fern- und Fremdarbeiten beziehungsweise ihren Erzeugnissen herzustellen, damit diese Arbeiten eine einheitliche Füreinanderarbeit werden können. Da bedarf es eines Mittelgliedes. Solches bildeten bisher Herrschaft und dann Handel, welche diese große Füreinanderarbeit allmählich erzeugt haben. Aber diese Mittelglieder schufen

¹ »Blutleere Auseinandersetzungen« nennt M. Schippel, »Sozialistische Monatshefte«, 1920, 1. Band, S. 4, diese Erörterungen.

keine geregelte Einheit. Sie beherrschten und befriedigten die Bedürfnisse der unter ihnen arbeitenden Menschen nur so weit, als es ihrem Herrschafts- und Profitinteresse entsprach.

Dieser Umstand erzeugt heute immer allgemeiner den Drang, die beengende und hemmende Profitwirtschaft zu beseitigen. Aber mit bloßer Beseitigung ist es nicht getan. Ebensovienig mit Aneignung von Besitztiteln und Betrieben. Wenn nicht alles in Verwirrung kommen und ein großes Sterben statt der Besserung eintreten soll, bedarf es eines besseren Mittelglieds, vor allem in dem Austausch. Der Austausch ist so zu gestalten, daß die Fremdarbeit und Fernarbeit als geregelte Füreinanderarbeit alle Produzenten gegenseitig verknüpfen und sicher versorgen kann. Ist dies Mittelglied geschaffen, so kann man darauf weiteres als Betriebs- und Besitzregelung im einzelnen aufbauen, aber es ist geradezu die Sache auf den Kopf gestellt, wenn man mit letzterer beginnen, wenn man gar die in der Kriegswirtschaft vorgebildeten dürftigen Anfänge dazu abbauen will, statt sie aufzubauen und von ihren profitwirtschaftlichen Umklammerungen zu befreien. Den hier bestehenden Phrasennebel zu durchbrechen und in der Regelung des Austausches die Grundlage wirklicher Füreinanderarbeit zu erkennen, das ist geradezu die Quintessenz des Sozialismus.

Das Mittelglied bestimmt die Produktion wie die Verteilung. Ohne dessen Tätigkeit kann nichts produziert, kann niemand mit Produkten anderer versorgt werden. Jede von der Produktion oder gar dem bloßen Besitz ausgehende Regelung ist bodenlos und kann zu keinem Ziele führen als zu Polizeizwang, Streit und Zerrüttung. Die Organisation der Arbeitenden als Gebraucher, wenn sie nur genügend allgemein ist und alle wesentlichen Bedarfsgegenstände umfaßt, zwingt sie als Produzenten schon ganz automatisch durch ihr eigenes Interesse, ihre Arbeit oder ihre schon produzierten Güter den anderen an der Stelle dienstbar zu machen, wo sie allein ihrerseits die Befriedigung ihrer Bedürfnisse erwarten können. Die Grundlage alles Sozialismus ist die veredelte Austauschgemeinschaft. Sie muß sich lokal, bezirkswise, im Staat und endlich zwischenstaatlich in Zusammenhang setzen, um die Füreinanderarbeit auf das einfachste zu ermöglichen. Nur die Beschlagnahme der wesentlichsten Bodenschätze wird außerdem nötig sein; die Betriebe kommen allmählich von selber. Aber sie, wie etwaige Verstaatlichung von Betrieben, kann nur dann sozial wirken, wenn zuvor oder wenigstens zugleich die geregelte Austauschgemeinschaft organisiert ist. Andernfalls wirkt sie doch kapitalistisch. Der Handel löst stets den Gemeinbesitz des Bodens auf, wie die Geschichte zeigt, und macht ihn der Ausbeutung dienstbar, nicht umgekehrt, wie einseitige Bodenreformer wähen.

Das sind die meines Erachtens durchaus einfachen und natürlichen Grundzüge, auf denen eine wirkliche Gesundung unseres noch kriegsfeberverzehrten Gemeinwesens möglich ist. Es sind genossenschaftliche Grundgedanken, nur etwas erweitert; Gedanken, welche das Stolzweg — Holzweg wandelnde Produzentenbewußtsein bisher nur zu sehr über die Achsel angesehen hat. Aber schon zeigt sich, daß die Genossenschaften, sogar im zertretenen Rußland, der einzige ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht sind. Sie ihrerseits werden freilich wenig Begier haben, sich einem schon mehr als bankrotten Staate, der bis an den Hals von den Schlangen des

Wachens umstrickt ist, zu verschreiben. Wohl aber könnte der Staat, wenn er noch die Kraft hat, den schon im Abgrund treibenden Wagen noch umreißen, wenn er rasch und energisch die nun bewährten Methoden verwendet, welche den Genossenschaften zum Aufstieg verholfen haben.

Das hieße Umbau und Ausbau der Kriegswirtschaft, nicht deren Abbau, nach dem die Profiter und Doktrinäre schreien. Das hieße gerade den verderblichen Zwischenhandel lahmlegen in seinem Treiben. Zwischen Produktion und Produktion sowie zwischen Produktion und Konsum gilt es geordnete Verbindungsglieder herzustellen. Die Leßthändler könnte man größtenteils als Verteiler unter Kontrolle an ihrer Stelle behalten, die Zwischenhändler aber nur anderweit dienstbar machen. Die Genossenschaften, städtische wie landwirtschaftliche, sollte man zwar zur Hilfe heranziehen, aber nicht schon in den Staatsorganisationen auflösen. Ihrer Entwicklung wäre nur freier Spielraum zu gewähren, indem sie unter sich ihre Reichs-, Provinzial- und Kommunalverbände weiterbildeten. Wohl hat der Staat alles Interesse daran, ihre Entwicklung in und mit der seinigen zu beschleunigen, aber sie ihrerseits dienen ihm am besten, wenn sie sich in sich selbst fortentwickeln.

Dem Gemeinschaftsaustausch zu unterstellen wären alle notwendigen Bedarfsartikel. Aber nicht sowohl auf die, welche der Erzeuger von lebenswichtigen Produkten erzeugt, als die, welche er notwendig selbst braucht, kommt es an. Sie muß er nur dann erhalten können, wenn er seine eigene Produktion pflegt und abliefern. Also genau umgekehrt als in der Kriegswirtschaft. Und so müßte auch Kauf und Verkauf sowie Vermietung von Gebäuden, Grundstücken und Betrieben und endlich der Auslandshandel sowohl bei Einfuhr wie bei Ausfuhr vom Staat übernommen und überwiesen werden, damit nicht die Milliarden, die er notwendig braucht, neben ihm her dem Schieberkapital in den Rachen gejagt werden. Dann braucht uns auch die Valuta nicht allzusehr zu beunruhigen. Die machen wir zunächst unter uns. Geregelter, nicht dem Zufall und dem Profitbedürfnis überlassener Zusammenhang zwischen Produktion und Konsum: das muß das Leitmotiv eines wirklich auf Gesundung abzielenden Heilungsprozesses sein. Dann kommt die Produktion in Gang, und wir erhalten Mittel realer Art für den Austausch nach außen.

Auf der auf gemeinsamem Bodengrund ruhenden Austauschgemeinschaft können sich dann in freier Weise die mannigfaltigsten Sonderformen entfalten, als Lebensgemeinschaften, Siedlungsgemeinschaften, Arbeitsgemeinschaften aller Art, alles, was mit der Gesamtgemeinschaftlichkeit verträglich ist, und ebenso Zweck- und Kulturgemeinschaften der verschiedensten Form. Nur keine Profitgemeinschaften! Es ist, wenn sie aufhören, nicht zu erwarten, daß der einmal erwachte Drang zu höherer Bedürfnisbefriedigung aufhört und daß dann ein Weniger an Gütern erzeugt wird. Wenn der höheren Arbeitsleistung nur auch höherer Ertrag winkt und nicht, wie heute so oft, der Fleißige durch den Faulen gehemmt wird, so treibt das Bedürfnis selbst schon vorwärts. Nicht die Ungleichheit des Arbeitsertrags, die nur der auf anderer Kosten bequeme Ausbeuter von unten begiebert, sondern die Ausbeutung von oben, die kapitalistische Aneignung fremder Arbeit bildete neben der Unsicherheit und Lotteriemäßigkeit den Schaden des Handelssystems. Die Massen arbeiteten auch in ihm durch kein

Profitinteresse, sondern nur durch ihr Bedarfsinteresse gesponnt. Ist also geregelte Austauschgemeinschaft durchgeführt, so ist der Boden zur Gesundung geebnet, wenn auch die Welt äußerlich zunächst nicht viel anders aussehen wird als bisher.

Beachtlich ist dabei, daß bei heutiger Arbeitsteilung auch die Spaltung des Austauschs in Empfang von Wertzeichen für geleistete Leistung und Erwerb von Gütern hierfür bestehen bleibt, gleichviel, ob diese Wertzeichen Metall oder Papier sind und ob sie Geld heißen oder nicht. Unmittelbarer Austausch mag, wie auch heute, weiterbestehen, aber er kann gegenüber dem mittelbaren, dem Gemeinschaftsaustausch, keine Rolle mehr spielen.

Nicht mehr Angebot und Nachfrage aber wird nunmehr in alter Art die Preise bestimmen. Die Nachfrage bestimmt nur, was gearbeitet werden soll, und die Arbeitenden werden sich wie heute zu den Stellen wenden müssen, wo die Nachfrage besteht, um selbst ihre Bedürfnisse befriedigt zu erhalten. Wie aber die Entlohnung dafür ist, das muß durch die gemeinschaftliche Übereinkunft aller beziehungsweise ihrer Beauftragten auf Grundlage der Arbeitszeit, modifiziert je nach Qualifikation, Schwierigkeit, Verantwortung, nicht aber mehr durch das Profitbedürfnis bestimmt werden. Außerer Zwang ist nur in Notfällen und bei besonderen Leistungen als Dienspflicht erforderlich. Die Festsetzung der Preise ist dann bloße Berechnungsfrage, und dabei werden sofort alle Gemeinschaftsbedürfnisse sowie die Fürsorgebedürfnisse für Alte und Kranke, die Verbesserung der Produktionsmittel eingerechnet. Besondere Steuern sind dann überflüssig. Was sich dann der einzelne anschaffen kann, das richtet sich wie heute nach dem, was er einnimmt, und nach dem, was vorhanden ist. Der Unterschied ist nur, daß er nicht mehr durch Massen von Profiteinnahmen seine Nebenmenschen von ihren Bedarfsmitteln zu verdrängen vermag, sondern daß er nur die bescheidenen Unterschiede der eigenen Arbeitserträge wirken lassen kann.

Politik des Unrentablen

Von Herbert Lepère

Die Begriffswelt des für Mitteleuropa erledigten Imperialismus bewegte sich vor allem in Machtfragen. Wie der Kapitalist im Wirtschaftsleben, so sah auch der Politiker das letzte Heil im Interessentenzusammenschluß, in der Vertrustung. Man ahnte zwar die Wichtigkeit der Organisation, glaubte aber das Wesen des Organischen mit dem Gürtel des Nationalismus umgrenzen zu können. Was jenseits dieser Grenzen lag, lag auch jenseits des Denkbegriffs allgemeiner Fürsorge und wurde stets als in irgendeiner Art unorganisch abgestoßen. Und so hatten wir denn jenen katastrophalen Gegensatz zwischen natürlicher gesellschaftlicher Entwicklung und Politik: während die natürliche Entwicklung den Damm nationaler Begrenztheit bereits durchbrochen hatte und zum Übernationalen hinneigte, bemühten sich die Staatsmänner weiter, ihre Wirtschaftsräume zu autarken Zonen zu gestalten, sie vom Ausland möglichst unabhängig zu machen, und wenn dabei ein phantastisches Gebilde wie Mitteleuropa herauskam, so galt das schon als Projekt von überstaatlicher Größe. Weniger der Ausgang des Weltkriegs als die Wirtschaftslage nach Beendigung des Weltkriegs macht

diesem Traum ein Ende, wie sie auch im Begriff ist, den Versailler Frieden zu revidieren, noch ehe er recht in Wirksamkeit getreten ist.

Während die siegreichen Regierungen so den alten Trost weitertrabten, ging die Weltwirtschaft ihren eigenen Gang, und schon heute sieht man, daß sie auch den verstocktesten Nationalisten und Kleinkrampolitiker in neue Bahnen hineindrängen wird. Die Weltwirtschaft schert sich den Teufel um Nationalismus und nationalistiche Aspirationen. Für sie gibt es keine Sieger und keine Besiegten. Mit unerbittlicher Logik führt sie die Anhänger des autarken Wirtschaftsglaubens ad absurdum und die Diplomaten in den Spiegelsälen von Versailles, die nichts Klügeres tun zu können glaubten, als den absoluten Vernichtungswillen als letzte Offenbarung in dem Friedensvertrag zu »verewigen«, auf das Eis der eigenen Notwendigkeiten. Wie die preußischen Junker in Brest-Litowsk, glaubten sich die Gewalthaber der Entente an der Not ihrer besiegten Gegner bereichern zu können. Sie holten aus Deutschland und Österreich heraus, was herauszuholen war, und meinten dadurch ihren Ländern die größte Wohltat zu erweisen. Aber bald stellte sich heraus, daß Wohltat Plage war. Indem sie die Not des Gegners vermehrten, vermehrten sie die eigene Not. Gewinn aus der nationalitischen Erpresserpolitik der Entente zogen nur die internationalen Erpresser: die Schieber und Valutaspekulanten, in welchem Winkel unseres engen Planeten sie auch immer sitzen mögen.

Die Valuta ist der Hebel, der den Friedensvertrag aus den Angeln hebt. Je tiefer der Valutastand in Mittel- und Osteuropa, desto tiefer sank auch die Kaufkraft des französischen, des englischen Geldes, weil es nun einmal keine autarken Wirtschaftszonen im modernen Wirtschaftsleben mehr gibt und Westeuropa auf den osteuropäischen Absatzmarkt und die Kaufkraft des osteuropäischen Geldes angewiesen ist. Ein typisches Beispiel hierfür ist England, das vor dem Kriege als Sitz der Goldwährung den internationalen Geldmarkt beherrschte, während des Krieges die Führung aber an die Vereinigten Staaten abgeben mußte und heute nach dem siegreichen Kriege, der ihm einen beispiellosen Macht- und Länderzuwachs einbrachte, genötigt ist, seine Silbermünzen zu verwässern. Gegenüber dem Valutaproblem wird aller Macht- und Gebietszuwachs zeitweilig illusorisch. Wie international verflochten die Valutafrage ist und wie einschneidend sie auf das internationale Wirtschaftsleben, ohne Rücksicht auf Besiegte und Sieger, einwirkt, mögen einige Beispiele beweisen.

Durch die Entwertung der Krone haben die schweizerischen Banken eine Einbuße von $1\frac{1}{2}$ Milliarden Franken erlitten. Hinzu kommt noch das Doppelte des Wertes durch Verlust infolge Senkung der deutschen Valuta. Im ganzen betrug dieser Verlust infolge Entwertung der Guthaben etwa 5 Milliarden ohne die Schäden der Schweizer Industrie. Eine ganze Reihe von Schweizer Banken mußten infolgedessen die Zahlungen einstellen.

Die französischen Firmen sind infolge des sprunghaften Steigens der Rohmaterialien nicht mehr in der Lage, feste Preisangaben zu machen. Die Preisfestsetzung erfolgt erst am Lieferungstag. Es ist das eine ähnliche Methode wie das System der freibleibenden Preise, das Deutschland schon seit einiger Zeit Schweizer, italienischen und holländischen Kaufleuten gegenüber verfolgt und das zu Preiszuschlägen bis über 1500 Prozent führt. Es liegt auf der Hand, daß das Wirtschaftsleben durch diese aus der Not-

wendigkeit geborenen Zwangsmaßnahmen aufs empfindlichste leidet und daß es zu den stärksten Reibereien zwischen den verhandelnden Parteien führt.

In eine seltsame Notlage ist die belgische Regierung versetzt worden. Der ungünstige Stand der Wechselkurse in England und den Vereinigten Staaten stellt sie vor die Notwendigkeit, ihre Bestellungen an Eisenbahnmateriale in Deutschland zu machen. Hier treten also gar die Siegerstaaten zugunsten der Besiegten zurück.

Nicht minder bezeichnend ist eine Meldung des »Nieuwe Courant«, nach dem die amerikanische Fleischausfuhr infolge des ungünstigen Standes des Wechselkurses zum Stillstand gekommen ist. Die Folge ist ein starkes Fallen der Fleischpreise und Fleischüberfluß in Amerika, während in Europa der Hunger wütet, weil es die notwendigsten Nahrungsmittel nicht mehr bezahlen kann. Auch in England liegen die Häfen voll Fleisch, das dem Verderben ausgehört ist, während in Deutschland nach einer Berechnung des Obersten Rates auf den Kopf der Bevölkerung noch nicht einmal die Hälfte der Nahrungsmittel entfällt, die vom Obersten Rat als Existenzminimum angeführt wurden. Daß Deutschlands Arbeitskraft auf diese Weise geradezu gelähmt wird, ist selbstverständlich, und der gesunde Menschenverstand muß sagen, daß die Entente bei diesen Verhältnissen ein schlechtes Geschäft macht, auch wenn sie uns nicht als Menschen, sondern als Arbeitsklaven ansehen sollte.

Valuta und Lebensmittelproblem stehen überhaupt in starker Wechselwirkung zueinander. Nach dem jetzigen Kurs des deutschen Geldes würde die Tonne Weizen ab Rotterdam 11 500 Mark und Mais 7400 Mark kosten, während der Inlandspreis für Weizen einschließlich der Prämien 800 Mark kaum übersteigt. Die Versuchung liegt recht nahe, das Getreide ins Ausland zu verschieben und so aus der Hungersnotzone in Gebiete relativen Übersflusses zu verpflanzen. Andererseits erhellt aus dieser Tatsache, daß bei einer Aufhebung der öffentlichen Bewirtschaftung eine Annäherung an die Auslandspreise erfolgen würde, die für den Durchschnitt der deutschen Bevölkerung einen Phantasipreis von unerschwinglicher Höhe bedeuten würde. Eine annähernd gesunde Volkswirtschaft ist für uns nur möglich durch eine vorläufig künstliche Hebung der deutschen Valuta, die nur auf dem Wege internationaler Vereinbarung herbeigeführt werden kann.

Wie sehr schlechter Valutastand, Lebensmittelnot und Zwangswirtschaft ineinandergreifen, zeigt uns Frankreich, das infolge seines tiefen Wechselstandes ab 1. März wieder zur Brotkrationierung übergehen muß. Es verfolgt diesmal ein neues, nicht uninteressantes Verfahren. Die minderbemittelten Klassen werden auf Brotkarten täglich 400 Gramm Brot zu den alten Preisen erhalten, während die übrigen Teile der Bevölkerung das Mehl zu einem Preise von 93 Franken pro Kilo kaufen können. Die Valuta nötigt hier also zu einer Art Planwirtschaft, wie ja auch das Projekt der Planweltwirtschaft das Valutaclend zum Vater hat.

Ein überaus klarer Beweis für die Abhängigkeit nationaler Wirtschaftsbegrenztheiten vom internationalen Wirtschaftsmarkt bietet uns die schwedische Heringsfischerei. Der Hauptmarkt für schwedische Heringe ist Deutschland. Infolge der schlechten Valuta kann Deutschland aber die Heringe nicht mehr bezahlen. Da Privatkredit nicht in nötigem Maße zur Verfügung

steht, beschäftigte sich der schwedische Reichstag bereits eingehend mit dem Projekt eines Staatskredits an Deutschland, um auf diese Weise die schwedische Heringsfischerei zu retten. Das Projekt ist nicht verwirklicht worden. Deutschland wäre damit auch kaum gedient gewesen, denn nicht relativ minimale Einzelkredite können unserer Verarmung abhelfen, sondern nur ein großzügiger internationaler Ausgleich.

Wir möchten die Beispielreihe nicht abbrechen, ohne zu zeigen, wie empfindlich die Valuta ist und wie Deutschland, im kleinen wie im großen, durch gedankenlose Geschäftemacherei, die auf den ersten Blick vorteilhaft für uns ist, allmählich ruiniert wird. Es ist ja allgemein bekannt, daß über das »Loch im Westen«, die besetzten Rheinlande, durch Schmuggel und Schieberei Deutschland mit Waren aller Art überslutet wird. Weniger bekannt ist, daß durch diesen wilden Handel unser Geldstand so erheblich leidet und die dadurch eingetretenen Kursrückgänge so bedenklich sind, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Ententeländern selbst die Einsicht immer mehr Platz greift, das Loch zu verstopfen und auch dadurch dem Sinken der Valuta entgegenzuarbeiten.

Auf eine andere eigenartige Weise tragen einzelne Stadtverwaltungen zur Verelendung Deutschlands bei, indem sie — Lebensmittel aus den Ententeländern einführen. Bei der Finanzierung der Einfuhr wird dabei meist die deutsche Mark ohne Fühlungnahme mit den maßgebenden Stellen dem Ausland zugeführt und die Verwirrung auf dem Geldmarkt dadurch vergrößert. Die Gefahren der Dezentralisation werden hier offenbar. Es zeigt sich, daß in einer Zeit, in der alles zum Zusammenschluß drängt und in der nur der Zusammenschluß der wirtschaftlichen Gesamtheiten Rettung bringen kann, nicht ungestraft Territorialwirtschaft in irgendeiner Form getrieben werden darf.

Diese Beispiele haben scheinbar vom Thema abgeführt. Sie mußten aber so eingehend behandelt werden, weil nur auf diese Weise das feinsamische Netz wirtschaftlicher, politischer, kultureller und nationaler sowie übernationaler Problemkomplexe und Zusammenhänge sichtbar wird. Es wäre falsch, zu behaupten, daß die alliierten und assoziierten Regierungen diese Zusammenhänge nicht erkannt hätten. Bei Lloyd George und Wilson war die Erkenntnis sicherlich vorhanden und ihre Opposition gegen den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege bestimmt keine Phrase; um so mehr aber muß es wundernehmen, daß die verhängnisvolle mittelalterliche Machtpolitik Clémenceaus, die für unseren Planeten nicht minder unheilvoll war wie die Politik eines Wilhelm, die Oberhand behaupten konnte. Der Kampf um die Beute und gewisse nicht offen zutage tretende Imponderabilien scheinen in dieser Hinsicht den Weg zur Vernunft und dem Aufstieg aus der Katastrophe verbaut zu haben.

Allein dieses Stadium scheint ja nun überwunden zu werden, überwunden durch die harte Notwendigkeit der Tatsachen. Es ist eine jener Überraschungen der Weltgeschichte, wie sich diese Umwandlung scheinbar gleichzeitig in allen verantwortlichen Hirnen vollzieht. Wie man überall die engen Planken des Dogmatismus verläßt und wie sich die größten Gegensätze zusammenfinden zu der einen Parole: Arbeit und Aufbau, ohne Rücksicht auf politische Grundsätze. In Rußland bricht man mit dem starren System des kommunistisch-syndikalistischen Rätegedankens, in England (und

nolens volens auch in Frankreich) mit der bisherigen unelastischen einseitigen Machtpolitik. Wir haben hier vor allem den westeuropäischen Gesellschaftskonzern im Auge, weil er notgedrungen der aktive ist. Amerika machte den Anfang. Es ist von symptomatischer Bedeutung, wenn die Regierung der Vereinigten Staaten ihre »nationale Handelsflotte«, das stolze Instrument, das die amerikanische Regierung zu den ersten Handelsherren der Welt machen sollte, verkauft, um — Werte freizubekommen. Wirtschaft bricht Politik. Es ist von symptomatischer Bedeutung, wenn der Lebensmitteldiktator der gesamten zivilisierten Welt, Hoover, erklärt: »Der Augenblick ist gekommen, wo sich Europa darüber klar werden muß, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht mehr die ganze Last der europäischen Lage tragen können.« Gemeint ist damit, daß der amerikanische Markt von der Inflation europäischer Schuldverschreibungen genug hat und daß er es ablehnt, in die Valutakrise des europäischen Kontinents miteinbezogen zu werden. Hier ist der Angelpunkt des nun schon monatelangen Streites zwischen Wilson und dem Senat, und unter diesem Gesichtspunkt ist es zu verstehen, wenn die amerikanische öffentliche Meinung von dem Vorschlag des Obersten Rates, die deutsche Krise durch einen internationalen Milliardenkredit zu beheben, nicht gerade entzückt ist.

Der Ausspruch Hoovers war das erste Signal, auf das hin auch England seine Volkswirtschaftler zur Neueinstellung hin mobilisierte. C. Clarke erteilte die Antwort: »Wir sind nicht mehr die Gläubiger der Welt, und wenn wir noch viel von unserem Handel einbüßen, dann werden die finanziellen Schwierigkeiten, um unsere Einfuhr zu decken und die Last der immer mehr wachsenden Abgaben zu tragen, das Leben für die große Allgemeinheit des englischen Volkes unmöglich machen und so eine unerträgliche Lage für die arbeitenden Klassen schaffen.« Ähnlich sekundierte der Präsident der Londoner Handelskammer. Er führte in einer Rede aus:

Die deutsche Industrie vernichten, hieße einen großen Teil Europas bankrott machen und England Märkte nehmen, die früher einen großen Teil seiner Waren bezogen hatten. Wenn Großbritannien die Wiederherstellung Europas verhinderte, so würde es in einen Sumpf sinken, aus dem es schwer wieder herausgezogen werden könnte.

Und die »Times« meint:

Wenn nicht sofort etwas getan werde, den Stand der Weltvaluta zu regeln, würden ernste Folgen eintreten, die keinem Lande Vorteile und allen Ländern Europas Nachteile bringen werden.

Auch im finanziellen Teil der »Times« wurde dieselbe Frage besprochen und dabei betont, daß die Zahlungsfähigkeit verschiedener neutraler Länder abhängig sei von der Stabilität des Marktwerts. Die Reden der englischen Staatsmänner nach dieser Einleitung des Kampfes für eine Neueinstellung in Sachen des Versailler Friedensvertrags und der internationalen Politik sind bekannt. Auch sie waren nur eine Vorbereitung auf die Aktion des Obersten Rates. Damit scheint endlich die Politik der Vernunft und der Abkehr von der einseitig nationalistischen Machtpolitik durchdringen zu wollen. Ob allerdings die vorgesehenen Maßnahmen die Valutakatastrophe aufhalten werden, ist eine andere Frage. Wie gesagt, in Amerika steht man dem sehr skeptisch gegenüber. Viel wird von dem Zustandekommen der vorgesehenen internationalen Valutakonferenz abhängen und

von dem Grade des Verständigungswillens, der sie beherrschen wird. Lenin gestand einmal, er habe den Zeitpunkt der internationalen Revolution auf Jahrzehnte zu früh angesetzt. Wir glauben, daß wir mitten in der internationalen Revolution begriffen sind und daß ihr radikalster Revolutionär und Diktator die Valuta ist.

Der Entwurf zum ersten Reichsschulgesetz

Von Oberlehrer Dr. Erich Witte

Die neue Reichsverfassung hat den Anhängern der Einheitschule eine Enttäuschung bereitet. Denn in der Verfassung wird nur eine gemeinsame Grundschule gefordert, auf der sich das mittlere und das höhere Schulwesen aufbauen soll. Für die Aufnahme eines Kindes soll zwar seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung der Eltern maßgebend sein. Aber das ist doch keine Einheitschule. Diese wird vielmehr von allen Kindern bis zum vierzehnten Lebensjahr besucht. Wenn die Sozialdemokratie die Mehrheit in der Nationalversammlung gehabt hätte, so wäre sicherlich mehr erreicht worden. Doch jetzt muß man sich mit den gegebenen Tatsachen abfinden. Da nun die sich auf die Schule beziehenden Artikel der Reichsverfassung durch besondere Reichsschulgesetze geregelt werden sollen, ist es Aufgabe der der Nationalversammlung und dem ersten Reichstag angehörenden Genossen, die Gesetze so zu gestalten, daß sie die sozialdemokratischen Lehrer und Eltern befriedigen.

Der Entwurf zum ersten Reichsschulgesetz ist nun veröffentlicht worden. Es soll die Aufhebung der Vorschulen und die Grundschule regeln. Letztere soll künftig die untersten vier Klassen der Volksschule umfassen. Eine dreijährige Grundschule wird abgelehnt. In der Begründung heißt es, daß eine solche nicht den Anforderungen genüge, die »vom Standpunkt der neuzeitlichen Pädagogik und der nach der Reichsverfassung anzustrebenden organisatorischen Ausgestaltung des Schulwesens an die Grundschule gestellt werden müssen.« »Sie würde die Scheidung der Kinder nach der Art der Begabung und beabsichtigten Berufsausbildung zu einem Zeitpunkt notwendig machen, der für eine richtige Auslese noch keine zuverlässigen Anhaltspunkte bietet.« Kein sozial und fortschrittlich gesinnter Pädagoge wird die Richtigkeit bezweifeln. Aber muß man aus demselben Grunde nicht auch die nur vierjährige Grundschule ablehnen? Wie auch im Entwurf gesagt worden ist, werden selbst bei vierjähriger Dauer der Grundschule die Anhaltspunkte für die Auswahl unsicher sein. Es wird mit der Möglichkeit gerechnet, daß man auf der Reichsschulkonferenz, wo eine gründliche Erörterung der Frage erfolgen soll, sich für eine mehr als vierjährige Grundschule entscheiden wird. Dieser Entwurf muß dann aber umgestaltet werden, denn er macht eine allgemeine sechsjährige Grundschule fast unmöglich. Es heißt zwar darin: »Für besondere Fälle kann durch die Landeszentralbehörden zugelassen werden, daß noch weitere Jahrgänge einer Volksschule als Grundschulklassen eingerichtet werden und daß dabei der Lehrplan, das Lehrziel und der Unterrichtsbetrieb aller Grundschulklassen entsprechend geändert wird.« Hieraus geht aber hervor, daß die mehr als vierjährige Grundschule nur als Ausnahme gedacht wird.

In der amtlichen Erläuterung des Entwurfs werden zwei Beispiele angeführt: Eine einzelne Schule weist den Besuch eines starken Bruchteils fremdsprachiger Schüler auf, denen der Gebrauch ihrer Muttersprache beim Unterricht nicht beeinträchtigt werden darf. Es handelt sich um einen ernsthaften und unterstützungswerken pädagogischen Versuch. Wenn aber die mehr als vierjährige Grundschule keine Ausnahme sein soll, so muß jener Paragraph des Entwurfs in folgender Weise umgestaltet werden: Durch die Landesgesetzgebung kann bestimmt werden, daß noch weitere Jahrgänge einer Volks-

schule als Grundschulklassen eingerichtet werden. Eine solche allgemeine Berechtigung ist den Landesbehörden für die Aufhebung der Sexta zugestanden; denn in § 2 heißt es: »Die Landesbehörden sind befugt, allgemein oder für einzelne Schulgattungen oder einzelne Schulen auch die für einen weiteren Schulpflichtjahrgang bestimmte Klasse zum Zwecke der Aufhebung für eine Vorschulklasse im Sinne dieser Bestimmung zu erklären.« Hiermit ist also den Landesbehörden die Wahl gelassen, die vierjährige Grundschule entsprechend der höheren Schule zu einer achtklassigen zu machen oder sie wie bisher neunklassig zu lassen.

Es ist also zu fordern, daß das Wort Klasse durch Klassen ersetzt wird, damit die Möglichkeit gegeben ist, solche Schulen wie die Berliner Begabenschule, die mit Untertertia beginnt, also nur sechs Klassen umfaßt, nicht nur vereinzelt zu errichten, sondern sie zur Regel zu machen. Dann würde natürlich die Grundschule mindestens sechs Jahrgänge umfassen müssen. Wegen eine Grundschule von solcher Dauer wird angeführt, daß es nicht richtig ist, Schüler, die besonders begabt sind, mit solchen, denen es an Anlagen fehlt, so lange zusammen zu unterrichten. Wenn Schüler neun oder zehn Jahre alt sind, so zeige sich schon, daß manche so Tüchtiges leisten, daß sie sozusagen doppeltes Futter gebrauchen. Es wäre falsch, wenn man ihnen nicht die Möglichkeit dadurch gewähre, daß man sie besonders unterrichtet. Dies ist zum Teil richtig; aber keinesfalls ist es deswegen nötig, sie aus der Volksschule herauszunehmen. In der Grundschule können von dem fünften Schuljahr an für die besseren Schüler besondere Klassen eingerichtet werden. Wenn zum Beispiel 80 Schüler in zwei Abteilungen unterrichtet werden sollen, so ist es falsch, sie nach dem Geschlecht oder dem Religionsbekenntnis der Eltern oder nach anderen Gesichtspunkten zu sondern. Sie müssen vielmehr nach ihren Leistungen und ihrer Begabung so getrennt werden, daß die 40 besseren in einer Abteilung vereinigt werden und die 40 schlechteren in einer anderen (Mannheimer System). Es ist nicht gesagt, daß sie in allen Fächern getrennt werden. Ein Schüler kann zum Beispiel im Rechnen, worin er mehr als Mittelmäßiges leistet, der Abteilung A angehören, aber im Deutschen, worin er schwach ist, der Abteilung B. Den Schülern, die sprachlich begabt sind, kann auch die Möglichkeit gewährt werden, vom fünften oder sechsten Schuljahr an eine fremde Sprache zu lernen.

Die Bestimmungen des Entwurfes, welche sich auf die Dauer der Grundschule beziehen, müssen deshalb umgestaltet werden; andere Paragraphen brauchen hingegen weniger verändert zu werden. Unverändert bleiben kann § 3: »Werden infolge der Aufhebung oder Abbaus öffentlicher Vorschulen oder Vorschulklassen hauptamtlich angestellte Lehrer und Lehrerinnen in ihren bisherigen Stellungen entbehrlich, so können diese Lehrer (Lehrerinnen) auch gegen ihren Willen ohne Schädigung in ihren Gehaltsansprüchen an andere öffentliche Volksschulen oder mittlere und höhere Lehranstalten versetzt werden.« Diese Bestimmung kann man als einen Erfolg des »Bundes entschiedener Schulreformer« bezeichnen. Dieser hat sich mehrfach an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gewandt und einen entsprechenden Erlaß gefordert; denn die Vorschullehrer behaupteten, ein klagbares Anrecht auf Beschäftigung an höheren Schulen zu haben. Darauf ist es zurückzuführen, daß in manchen Orten die Vorschulen nicht abgebaut werden konnten, da die Vorschullehrer es sich nicht gefallen lassen wollten, an eine Volksschule versetzt zu werden.

Noch erfreulicher ist es, daß der Besuch der gemeinsamen Grundschule für alle Kinder vorgeschrieben ist. In § 4 heißt es: »Privatunterricht für einzelne Kinder oder gemeinsamer Privatunterricht für Kinder mehrerer Familien, die sich zu diesem Zwecke zusammenschließen, darf an Stelle des Besuchs der Grundschule nur in besonders dringenden Fällen ausnahmsweise zugelassen werden.« Das ist die Verwirklichung eines Punktes des Erfurter Programms, die vor zwei Jahren wohl niemand für möglich gehalten hätte. Es ist aber zu fordern,

daß die Worte »in besonders dringenden Fällen ausnahmsweise« gesetzlich erläutert werden, da sie sonst wohlhabenden Eltern ein Mittel in die Hand geben, ihre Kinder nicht die allgemeine Grundschule besuchen zu lassen. Man kennt die Interpretationskunst mancher Menschen. Ein Beispiel sei angeführt: Ein Kind ist zwar nicht krank, aber doch schwächlich. Ist das ein Grund, es privatim unterrichten zu lassen? Wenn der Vater reich ist, ja. Dann reicht er ein ärztliches Zeugnis ein, ihm ist es eine Kleinigkeit, die Kosten für den Privatunterricht zu bezahlen. Wenn aber der Vater arm ist, so ist ihm dies natürlich unmöglich. Hierbei ist vor allen Dingen zu bedenken, daß bei der jetzigen schlechten Ernährung mehr als die Hälfte aller Kinder von Ärzten mit gutem Gewissen als schwächlich bezeichnet werden kann.

Der Entwurf enthält keine Bestimmungen über die Bedingungen für die Aufnahme eines Kindes aus der Grundschule in die höhere Schule. Soll eine Prüfung stattfinden? Soll das Abgangszeugnis entscheiden? Oder sollen alle Kinder aufgenommen werden, welche die Grundschule mit Erfolg durchgemacht haben? Man will dies wohl einem späteren Gesetz überlassen oder den einzelnen Staaten darin völlige Freiheit gewähren. Dagegen ist nichts einzuwenden. Aber es muß mindestens eine Bestimmung aufgenommen werden, die eine Bevorzugung der Kinder von wohlhabenden Eltern verhindert. Nach der Reichsverfassung soll, wie schon gesagt worden ist, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule nicht die wirtschaftliche Stellung der Eltern maßgebend sein (Artikel 146). Daher verstößt es gegen den Geist der Reichsverfassung, wenn zum Beispiel jetzt die Vorschüler, deren Eltern das Schulgeld bezahlen können, ohne weiteres nach der untersten Klasse der höheren Schule versetzt werden, die Volksschüler aber noch eine besondere Aufnahmeprüfung machen müssen. Es würde daher auch im Widerspruch zu dem Geist der Reichsverfassung stehen, wenn die Kinder derjenigen Eltern, die um eine Freistelle nachsuchen, ein besonders gutes Zeugnis von der Grundschule mitbringen müssen, die anderen Schüler aber alle aufgenommen werden, lediglich auf Grund der Versetzung in der Volksschule.

Schließlich erscheint es bedenklich, nur die sofortige Aufhebung der öffentlichen Vorschulen und Vorschulklassen zu verlangen, nicht aber auch der privaten. In dem Entwurf heißt es: »Es kann, wo eine baldige Auflösung oder ein baldiger Abbau erhebliche wirtschaftliche Härten für die Lehrkräfte oder die Unterhaltungsträger mit sich bringen würde oder aus örtlichen Gründen untunlich ist, die völlige Auflösung bis zum Beginn des Schuljahrs 1929/30 aufgehoben werden.« Die Möglichkeit, daß die Bestimmung von Besitzern von privaten Vorschulen und Vorschulklassen benutzt wird, um diese zu erweitern, wird zwar abgeschnitten: »Wird ein Aufschub gewährt, so ist dafür zu sorgen, daß die Gesamtschülerzahl der Vorschulklassen den bisherigen Umfang nicht übersteigt.« Aber dies genügt nicht. Es müssen die Privatschulen den öffentlichen Schulen hinsichtlich des Abbaus der Vorschulklassen ganz gleichgestellt werden. Auf die Besitzer, deren Zahl verhältnismäßig gering ist, ist keine Rücksicht zu nehmen. Diese haben solche auch auf die von ihnen beschäftigten Lehrer oft nicht genommen, indem sie diese schlecht besoldeten, obgleich sie selbst hohe Einnahmen aus ihren Schulen erzielten. Die Lehrkräfte, von denen manche allerdings brotlos werden, können zum Teil an Volksschulen beschäftigt werden. Wenn man die weit zahlreicheren öffentlichen Vorschullehrer an Volksschulen versetzen will, warum auch nicht einige jener Privatlehrer an denselben beschäftigen? Läßt man die Privatvorschulen und Vorschulklassen fünf Jahre länger bestehen, so ist auch nicht gesagt, daß die in ihnen jetzt unterrichtenden Lehrer dann alle anderweitig eine Beschäftigung gefunden haben.

Faßt man diese Ausführungen zusammen, so kann man sagen, daß der Entwurf einen großen Fortschritt gegen die früheren Verhältnisse bringt, daß er aber noch in manchen Teilen umgestaltet werden muß.

Neue Schriften über Sozialismus und Verwandtes

Angezeigt von Karl Vorländer (Münster i. W.)

- N. Bucharin, **Programm der Kommunisten (Bolschewiki)**. Kommunistische Bibliothek Nr. 5. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Russischen mit Vorwort des Verfassers zur ungarischen Ausgabe. Berlin 1919, Verlag Rote Fahne. V und 128 Seiten.
- Dr. Gustav Hoffmann, **Die Religion des Sozialismus**. Grundlinien einer natürlichen Religion, zugleich ein Versuch einer naturwissenschaftlichen Begründung des Sozialismus. Rostock 1919, Verlag für sozialistische Lebenskultur. XV und 134 Seiten.
- Karl Nöbel, **Einführung in den Sozialismus ohne Dogma**. München 1919, Musarion-Verlag. 149 Seiten. Preis geheftet 1 Mark.
- Der selbe, **Das Verbrechen als soziale Erscheinung**. Im gleichen Jahre und Verlag. Preis geheftet Mk. 3.50, gebunden 5 Mark.
- Worte Lassalles**. Herausgegeben von Dr. G. Riffer. Minden (Westf.), Bruns Verlag. 194 Seiten. Preis gebunden Mk. 3.60.
- Leontie v. Ungern-Kayserling, **Der Sinn des Sozialismus**. Reichs deutsche Schriften Nr. 14. Darmstadt 1919, Verlag von Otto Reichl. 44 Seiten. Preis geheftet Mk. 1.80.
- Dr. Otto Müller, **Der Sozialismus in Deutschland**. Erster Teil: Bis zum Erfurter Programm. M.-Glabbach 1919, Volksvereinsverlag. 134 Seiten. Preis geheftet Mk. 2.50.
- Dr. Franz Meffert, **Sozialistische Ethik, Kommunismus, Christentum**. M.-Glabbach 1919, Volksvereinsverlag. 160 Seiten.
- Josef Kral (Gauting), **Sind Christentum und Sozialismus unvereinbar?** München, Verlag der Katholiken- und Kirchenzeitung. 30 Seiten.
- Hans v. Schubert, **Christentum und Kommunismus**. Tübingen 1919, Verlag von J. C. B. Mohr. 36 Seiten. Preis Mk. 1.20.
- Paul Natorp, **Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft**. Vierte, durchgesehene Auflage. Stuttgart 1920, Verlag von Fr. Frommann (C. Hauff). XI und 400 Seiten.
- Franz Staudinger, **Die Konsumgenossenschaft**. Aus Natur und Geisteswelt. 222. Band. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner. Preis Mk. 1.75.

Noch immer weist der Büchermarkt ein reiches Angebot von Schriften über den Sozialismus auf. Dem geschulten Parteigenossen freilich, der die sozialistischen Probleme ernstlich durchdacht hat, bieten die meisten von ihnen kaum etwas Neues oder Fruchtbares. Dagegen gewährt es ein nicht geringes psychologisches Interesse, zu sehen, wie verschieden sich in den verschiedenen Köpfen die Ideenwelt des Sozialismus widerspiegelt.

Auf die äußerste Linke führt uns die bereits im Mai 1918 geschriebene Schrift des russischen Kommunisten Bucharin. Sie ist nicht für Literaten und sogenannte Intellektuelle, sondern für einfache Arbeiter und für Dorfproletarier verfaßt (S. III) und verkündet bewußt die »Klassendiktatur« des Proletariats, das die gesamte Bourgeoisie vom Wahlrecht ausschließt (ebenda). Zugleich will sie das Programm des siegreichen Proletariats geben, während dem noch im Kampfe befindlichen westeuropäischen als »Tagesarbeit« der Generalstreik und der bewaffnete Aufstand anempfohlen wird (S. IV). In dem entwickelten »Programm« findet sich natürlich vieles, was jeder Sozialist unterschreiben kann. Aber es ist sozusagen eine Politik im luftleeren Raum, die hier getrieben wird, und jeder, der nicht mitlief, gilt als Verräter. So namentlich die »deutschen Sozialverräter, die Herren Scheidemänner« und »anderes übelriechendes Geshmeiß« (!)

(S. 113 f.), die »die mit Arbeiterblut bedeckten Stiefel der Generale lecken« (S. 123), diese »direkten Henker der Arbeiterrevolution«, die man »am selben Galgen mit Wilhelm aufhängen« muß (S. 124); sie stellen nämlich die Parole auf: »Zurück zum Kapitalismus!« (S. 126).

Der Verfasser ist sicherlich persönlich ein ehrlicher Idealist; er gesteht zum Schluß auch zu: »Viel Unrechtes gibt es momentan in unseren eigenen Reihen, denn viel fremde Elemente sind zu uns gestoßen, die für Geld käuflich sind und im trüben zu fischen suchen« (S. 128). Obgleich er sich auf Marx beruft, sieht er die geschichtliche Wirklichkeit nicht, und frohgemut erblickt er am Ende der Entwicklung »die internationale Republik der Sowjets« (S. 122). Daß die Menschheit zu diesem Zweck in allen Ländern durch den Bürgerkrieg und die eiserne Diktatur des Proletariats hindurch muß (S. 126), schreckt ihn nicht.

Ganz im Gegensatz zu der revolutionären Gewaltstimmung des russischen Bolschewisten erblickt das Büchlein des Rostocker »Verlags für sozialistische Lebenskultur« (Dr. Oskar Hoffmann) in der Liebe unser höchstes und letztes Ziel (S. IX). Daneben wird freilich auch eine »naturwissenschaftliche« Begründung des Sozialismus angestrebt. Und so erscheinen als Schwurzeugen des Verfassers mit allerlei Zusprüchen (Vorwort, S. XI bis XV) gleichzeitig: August Bebel, Jesus von Nazareth und — der überzeugte Sozialistengegner Ernst Haackel! Im einzelnen enthält die Schrift manche empfehlenswerte und allgemeinverständliche Partien; namentlich gilt das von den Ausführungen über Entwicklung und Wesen der Religion. Unkritisch aber bleibt das Zusammenwerfen derselben mit Philosophie (S. 49 f.) und Sozialismus (S. 75 ff.). Und in das Elend des modernen Proletariatslebens scheint Dr. Hoffmann nicht hineingeblickt zu haben; sonst würde sein Schriftchen nicht immer wieder (zum Beispiel S. 70 f., 104 und andere) überfließen von Glück und Freude, Sonnenlicht, Sonnenglanz, Sonnenwärme, Seelen- und Herzenssonne, lachender Freiheit, glücklicher Einheit und dergleichen. Daß es daneben, zumal in der Gegenwart, auch noch etwas Leid auf dieser schönen Erde gibt, davon weiß des Verfassers sonnenfrohe »Religion des Sozialismus« anscheinend nichts.

Wieder ganz anders, nämlich wesentlich philosophisch, ist das kleine Buch Karl Röhrs orientiert, das als Teilbändchen einer »Sozialistischen Bücherel« erscheint und in einen undogmatischen, rein auf den Einklang zwischen Gesinnung und Erkenntnis gegründeten Sozialismus einführen will, der über den geschichtlichen Sozialismus zu einem persönlichen und erlebten hinausgeht. Neu und besonders fruchtbar vermögen wir diesen Standpunkt nicht zu finden, sondern für jeden Sozialisten eigentlich selbstverständlich. Und ebenso, daß wir »nicht einer Menschheit entgegengehen« (wir möchten hinzufügen: wollen), »in der alle bloß satt sein werden«, sondern einer solchen, »in der man gegen die persönliche Selbstsucht handeln wird« (S. 148).

Von demselben Verfasser stammt eine — übrigens gleich der vorigen aus einem unveröffentlichten größeren Werk ausgezogene — Studie über »das Verbrechen als soziale Erscheinung«, die in allgemeinverständlicher Weise die geschichtlichen, psychologischen und sozialen Ursachen des Verbrechertums, die Art unseres Verhaltens dazu (Strafgesetz, Strafverfahren, Strafvollzug) und die zu erhebenden Gegenwartsforderungen (sofortige Strafreform, soziale Heilung) erörtert, ausgehend von der Einsicht, daß bisher »unsere Gefängnisse, Zuchthäuser und Schafotte da einsetzten, wo unsere eigentliche Arbeit dem Verbrecher gegenüber überhaupt erst beginnen sollte« (S. 91). Als erste Einführung in dies wichtige Gebiet für den sozialistisch denkenden Laien dürfte sich die Schrift Röhrs in hervorragendem Maße eignen, zumal da sie durchweg ein neuzeitlicher Geist durchweht, und da sie ferner nicht bloß mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen geschrieben ist.

Gegenüber den wie Pilze aus der Erde schießenden Schriften aller Art für oder gegen den Sozialismus ist es am Platze, die großen Sozialisten der Ver-

gangenheit selber wieder einmal zu Worte kommen zu lassen. Diese Empfindung hatten wir, als wir das Lassalle-Brevier Gerhard Ritters in die Hand nahmen. Gerade aus Ferdinand Lassalle eine Zitatenammlung herzustellen, ist, wie der Herausgeber sich dessen auch bewußt ist, nicht leicht, weil sie, aus dem Zusammenhang gerissen, vielfach ganz anders, vor allem dogmatischer wirken, als sie in ursprünglichem Zusammenhang von dem glänzenden Redner und Schriftsteller gemeint waren. Immerhin dürfte die Auswahl im ganzen durchaus gelungen sein. Sie beginnt mit Aussprüchen über Weisen und sittliche Bestimmung des Staates, geht dann über zum Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Arbeiterstand und dem Verhältnis des Königtums zu beiden, zur Kritik der kapitalistischen Gesellschaft, wendet sich darauf zum Befreiungskampf des Arbeiterstandes, endlich zum Recht und der Art der Revolution, um mit zwei Abschnitten über »nationale Freiheit und Größe« und »vom Ideal der starken Persönlichkeit« zu schließen. Benutzt sind alle Schriften, Reden und Briefe (von denen im Anhang ebenso wie von der Lassalle-Literatur überhaupt eine gute Bibliographie gegeben wird), einschließlich auch des »Franz v. Sickingen«. Vorangeschickt in einer Einleitung (S. 9 bis 33) ist eine lebendige, wenngleich ziemlich subjektive Darstellung von »Ferdinand Lassalles geschichtlicher Sendung«. Mag man das, was Ritter S. 14 ff. über die Verhältnisse von Lassalle und Marx sagt, vielleicht noch gutheißen, so haßt doch der Verlags-waschjettel ganz daneben, wenn er, um die »Aktualität« der »Worte Lassalles« herauszustreichen, den Marxismus mit den Worten abtun zu dürfen glaubt: »Karl Marx' Gedanke hat heute nur noch wenige Anhänger!« Dagegen hoffen wir mit dem Herausgeber, daß sein gut ausgewähltes Lassalle-Brevier mit dazu beitragen möge, »Leben zu wecken an Stelle der lähmenden Erstarrung, Zuversicht an Stelle der Hoffnungslosigkeit unserer Tage« (S. 8), indem es die Leser zugleich weiterführt zu den Reden und Schriften des großen Lebensweckers Lassalle selbst.

Kommt man von dieser Lektüre zu dem Schriftchen Leonies v. Ungern-Kerserling über den »Sinn des Sozialismus«, so merkt man, wie wenig die im übrigen sehr geistreich schreibende und fein empfindende Dame ihrem Thema gerecht geworden ist. Sie scheint zu der nicht geringen Zahl derer zu gehören, die erst durch die Revolution ernstlich auf die Sozialdemokratie aufmerksam geworden sind, auf die »aus unbekanntem Tiefen aufsteigenden Millionen neuer, fremder Menschen«, die, »obgleich sie ganz dicht vor uns wohnten, nur wenige zu verstehen gesucht haben« (S. 7). Sie kennt sie auch heute noch so wenig, daß der Sozialismus ihr eine Gefahr für die — Kultur zu bedeuten scheint, weil er eine Art Schutzverein (S. 21 und 25 heißt es sogar: »Tierschutzverein«) für Menschen schlechtweg, »qualitätslose« (S. 10 f.) Menschen darstelle! Das ist um so merkwürdiger, als sich an anderen Stellen ein gewisses richtigeres Verständnis zeigt: so, wenn S. 15 Kants bekannter Satz vom Menschen als Selbstzweck als Kern der sozialdemokratischen Lehre erkannt, wenn die Ausbeutung der Arbeitskraft mit scharfen Worten gefadelt (S. 15 f., 40), wenn anerkannt wird, daß die moderneren Sozialisten Wissenschaft und Kunst allen zugänglich machen wollen (S. 30). Wenn Kultur »Durchdringung des ganzen Daseins durch geistige und sittliche Werte« bedeutet (S. 6): welcher Sozialist hat sich dem je entgegengesetzt, sie nicht vielmehr nachdrücklich für alle gefordert? Und welcher Sozialist wird die Gemeinschaft mit einer in Jahrhunderten erbauten geistigen Welt (S. 33) als geistiger Barbar verleugnen wollen? Ist es nicht gerade der Sozialismus, der seine Bekenner aus »der Dürftigkeit des Alltags, aus der Kläglichkeit körperlicher und materieller Nöte« (S. 35) herausführen will und emporführt? Allerdings nicht, wie die Verfasserin meint, zur Mystik (S. 25 f.), zum Irrationellen (S. 33), zur Barmherzigkeit des Mittelalters (ebenda), und noch weniger, wie sie selbst einseht, zu buddhistischer Gesinnung (S. 26 f.), zur Vollendung in der Entfagung (S. 38). Sicherlich, Wissen und Gewissen »sind die Voraussetzungen der geistigen Welt« (S. 38 f.), darum erkennt Frau v. Ungern-Kerserling auch die Sittlichkeit wie den Ratio-

nalismus der sozialistischen Weltanschauung an. Dann ist es aber ein um so größerer Widerspruch, in der Verwirklichung des Sozialismus eine Bedrohung für den Fortbestand der Kultur zu erblicken.

Bezeichnend und in gewissem Sinne aner kennenswert ist, daß immer wieder der katholische Klerus das Bedürfnis fühlt, mit der sozialistischen Weltanschauung und Politik sich auseinanderzusetzen. Freilich, wie wir gleich sehen werden, trotz der gemeinsamen Grundanschauung in recht verschiedener Weise und Tonart. Eine bloße Streitschrift ist des heißblütigen und Journalistisch gewandten Dr. Messert's Büchlein über »Sozialistische Ethik, Kommunismus und Christentum«. Auf strenge Sachlichkeit und Gerechtigkeit auch dem Gegner gegenüber kommt es ihm nicht an. So wirft gleich die erste Seite der Sozialdemokratie »völlige Außerkeussetzung aller ideellen Werte« und »rein materialistische Orientierung der Massen« vor. Selbstverständlich hat für Messert allein die Revolution das deutsche Volk »auf Generationen hinaus in den Abgrund gestürzt« (S. 11 f.). Zugleich geht es gegen die — Freidenker los. »Die Namen der Drahtzieher der Revolution sind demjenigen, welcher mit der deutschen Freidenkerbewegung sich beschäftigt hat, alte Bekannte.« (S. 13.) Etwa die Herren Maurenbrecher, Ostwald, Haackel und andere? Dann werden hintereinander Arbeiter- und Soldatenräte, Streikwahnstn, Spartakus, Klassenkampftheorie und Darwinismus bekämpft und »widerlegt«. Da nun — das ist natürlich das Ergebnis — die »sozialdemokratische« Ethik vollständig versagt hat (S. 43), so »gibt es nur ein Rettungsmittel, und das ist die Religion« (S. 49), für Messert selbstverständlich in Gestalt der römisch-katholischen Kirche, die auch auf dem Gebiet der Wirtschaft die richtige Mitte zwischen der »extrem-individualistischen« und der »extrem-sozialistischen« Seite gefunden hat (S. 70 ff.). Das letzte und ausführlichste Kapitel beschäftigt sich mit dem »Kommunismus«, erklärt Bellamy's bekannte Utopie (1887) für ein äußerst gefährliches Buch; gibt eine skizzenhafte Schilderung kommunistischer Experimente in Amerika und eine noch kürzere des Bolschewismus (S. 122 bis 124) mit anschließender »Kritik«, wobei der Bolschewismus Marx an die Rockschöße gehängt wird (S. 123 f.). Auf S. 97 spricht der Verfasser ausnahmsweise einmal ein verständliches und duldsames Wort: »Das zukünftige Deutschland kann auf keine Quelle verzichten, aus der ideale Gesinnung zu schöpfen ist.« In seinen übrigen Ausführungen ist wenig von solcher Duldsamkeit zu bemerken.

Welt vorurteilsfreier ist die im gleichen Verlag (des M.-Gladbacher Volksvereins) erschienene und ebenso von der französischen Besatzungsbehörde zensurierte Schrift Otto Müllers über den »Sozialismus in Deutschland« gehalten. Wenn wir nicht irren, ist Dr. Otto Müller vor einiger Zeit von seiner kirchlichen Behörde wegen seiner entschieden sozialen Gesinnung gemahregelt worden. Diese Gesinnung und zugleich die Gabe klarer, verständlicher Darstellung zeigt sich auch in seiner vorliegenden Geschichte des modernen deutschen Sozialismus von seinen Anfängen bis zum Erfurter Programm, der ein Abschnitt über Wesen, Entstehung und Folgen der kapitalistischen Produktionsweise im allgemeinen und ein zweiter über sozialistische Bestrebungen in Frankreich von Babeuf bis Proudhon vorangeschickt ist. Ein zweites Kapitel behandelt darauf in erster Linie Lassalle, ein drittes den marxistischen Sozialismus, das vierte und letzte dessen Ausbreitung bis 1891. Natürlich kann man von einer Schrift, die »in erster Linie für die Führer der christlich-nationalen Arbeiterbewegung geschrieben ist« (S. 9), kein volles Verständnis des »modernen«, das heißt (auch bei Müller) Lassalle-Marx'schen Sozialismus verlangen. Das zeigt sich vor allem, wenn es an die Polemik geht. So werden zum Beispiel der Aqtation der Sozialdemokratie als Hauptleitmotive der Appell an den Haß und die Verfröpfung auf den Zukunftsstaat vorgeworfen (S. 106 f.). Auch fehlen Irrtümer im einzelnen nicht. Babeuf wird S. 27 bereits als Sozialist dargestellt, Lassalle soll durch einen »polnischen« Junker zu »Rigi-Kaltbad« gefallen (S. 48), Wilhelm Liebknecht, der heftige Bekämpfer des Allgemeinen Deutschen

Arbeitervereins soll dessen Mitglied, Bebel schon vor seiner Bekanntschaft mit Liebknecht Marxist gewesen sein (S. 105). Von Urteilen über Maryens Charakter werden nur drei einseitig ungünstige zitiert (S. 86 f.), der historische Materialismus nicht scharf genug von dem naturwissenschaftlichen unterschieden (S. 60, 68) und die theoretische Kritik derselben weniger selbständig geführt als auf Luga-Baranowsky gestützt. Aber im allgemeinen bemüht sich der Verfasser doch, auf seine Art objektiv zu sein, so daß man gegen seine Darlegung der Tatsachen, die durch Abdruck des Wichtigsten (zum Beispiel aus dem Erfurter Programm) gestützt wird, nicht viel einwenden kann. Auf S. 112 f. gibt er eine treffende Kritik der Bismarckschen Sozialpolitik, S. 71 f. beherzigenswerte bibliographische Ratsschläge.

Bemüht sich schon Dr. O. Müller, unserem Standpunkt einigermaßen gerecht zu werden, so kommt Josef Kral mit seiner Broschüre »Eind Christentum und Sozialismus unvereinbar?« dem modernen Sozialismus noch viel mehr entgegen. Da wir nächstens in einem besonderen Artikel in der Neuen Zeit im Anschluß an Kral (der übrigens bezeichnenderweise infolge seiner mutigen Stellungnahme seine Leitung der »Katholiken- und Kirchen-Zeitung« hat ausgeben müssen) und Hohoff (der schon durch seinen Briefwechsel mit Bebel in den siebziger Jahren bekannte katholische »Marxist«) auf diese Dinge einzugehen beabsichtigen, so seien hier nur einige besonders charakteristische Leitsätze aus Krals Schrift zitiert: »Die kapitalistische Gesellschaftsordnung ruht auf unsittlichem Fundament, kann daher keineswegs sittlich und gut sein; ihre Beseitigung ist daher eine im Wesen des Naturrechts wie des Christentums bedingte Forderung.« (S. 7.) »Die Kirche muß sich auf die Seite der Proletarier stellen. Dann werden die Proletarier auch aufhören, in der Kirche ihre Feindin zu sehen. . . . Der sozialistische Staat muß sich auf den Boden des Naturrechts stellen. . . . Daß der Staat sich als christlich bekennt, ist Nebensache, daß er christlich handelt, Hauptsache.« (S. 30.) »Kirche und Sozialismus müssen sich begreifen und verstehen lernen. Darin liegt das Schicksal der Welt.« (Ebenda, Schluß.)

Von Interesse ist, daß ungefähr gleichzeitig auch ein angesehenener protestantischer Gelehrter, der Heidelberger Kirchenhistoriker Hans v. Schubert, zu dem Thema »Christentum und Kommunismus« das Wort genommen hat, in der richtigen Erkenntnis, daß es an der Zeit ist, den Geist der Revolution auch unter »die Schlafhaube« fahren zu lassen, »die unseren Gebildeten so tief und bequem über den Ohren sitzt«. Der äußerst lebendige und gleichzeitig tiefgehende Vortrag zeigt in seinem ersten, geschichtlichen Teil, unter Polemik gegen Karl Kautsky, daß eigentlicher Kommunismus unter der ersten Christengemeinde zu Jerusalem nicht bestanden hat und, wo er sonst sich zeigt, nur kleine Kreise ergriffen, keinen Bestand gehabt, zu Sekten oder harmlosen Konventikeln verkümmert ist (S. 11 f.); die einzige große und dauerhafte Ausnahme bildet — das Mönchtum (S. 14 f.). In dem zweiten, systematischen Abschnitt vertritt der Verfasser die auch nach unserer Ansicht zutreffende Meinung, daß das Christentum (wenigstens, möchten wir hinzufügen, wie es sich bisher entwickelt hat) überhaupt nicht mit einer bestimmten Wirtschafts- oder Gesellschaftsordnung verflochten ist. Schubert selber steht auf dem Standpunkt eines »erneuerten« sozial angehauchten Liberalismus, eines »rechtsverstandenen« Individualismus (S. 27). Die vorliegende Druckausgabe des Vortrags ist durch einen Nachtrag interessanter Anmerkungen bereichert.

Weitaus die bedeutendsten unter den literarischen Erscheinungen, die wir zu Anfang unseres Artikels zu verzeichnen hatten, ist die Neuauflage von P. Natorps »Sozialpädagogik«. Ich beabsichtige nicht, dies tiefgründige, bereits vor 20 Jahren in erster Auflage erschienene Werk, das den Gemeinschaftsgedanken des Sozialismus in engste innerliche Wechselbeziehung zum Erziehungsproblem bringt, das die sozialen Bedingungen der Bildung ebenso wie die Bildungsbedingungen des sozialen Lebens untersucht und trotz seines nicht allzu großen Umfangs eine Erkenntniskritik, Ethik und Sozialphilosophie in sich birgt, hier eingehend zu be-

sprechen: zumal da ich es bereits 1900 in meinem »Kant und der Sozialismus«, dann in meinem »Kant und Marx« (1911) und kürzer in meiner »Geschichte der Philosophie« getan. Sondern ich möchte es nur allen philosophisch interessierten Sozialisten zu eindringendem Studium von neuem empfehlen. Von einer Neubearbeitung in der jetzigen (vierten) Auflage hat der Verfasser abgesehen, da er in diesen Tagen ein neues Buch, »Sozial-Idealismus«, herausgegeben hat.

Die letzte, aber nicht geringste in der Reihe unserer diesmaligen Sammelbesprechung von Schriften ist ebenfalls schon vor zehn Jahren erschienen, als Bändchen der bekannten Teubner-Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt«. Es ist das treffliche Büchlein des bekannten Sozialphilosophen und langjährigen Streikers für Sozialismus Professor Franz Staudinger über sein Lieblingskind: die Konsumgenossenschaft. In klar-anschaulicher Weise wird der Leser zunächst mit Wesen, Arten und geschichtlichen Vorbedingungen der Genossenschaft, sodann mit der einzel- und volkswirtschaftlichen, sozialen und moralischen Bedeutung der Konsumgenossenschaft vertraut gemacht. Dem schließt sich ein geschichtlicher Überblick über die Bewegung von den Pionieren von Rochdale bis zur Gegenwart an. Ihm folgt ein drittes Kapitel über das Arbeitsfeld und die Organisation. Wesentlich neu ist der vierte und letzte Teil: »Kämpfe und Aussichten«, besonders in seinem Schlußabschnitt, der die Folgen des Krieges behandelt. Trophdem oder vielleicht gerade weil »eine unter händlerischem Einfluß stehende Kriegswirtschaft geradezu eine Karikatur auf ein geregeltes Versorgungssystem darstellte« (S. 115, auch S. 119 f.), hat die Zahl der Mitglieder allein des Zentralverbandes sich um über eine halbe Million, das heißt beinahe 30 Prozent, gehoben. Aber eben jene Art der Kriegswirtschaft mit ihrer Pflüge der Gewinnsucht und des Schleichhandels hat auch nach Staudinger (S. 118) »den Zusammenbruch Deutschlands trotz der Tüchtigkeit von Truppen und Führern wesentlich mitverursacht«. Zuletzt werden vier verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunftsstellung des Staates zur Genossenschaft skizziert. Welche davon eintreten wird, wagt der Verfasser selbst nicht zu prophezeien, denn die Entwicklung der Dinge richtet sich nicht nach unseren Wünschen; aber nicht bloß der Theoretiker, sondern auch der Praktiker bedarf der klar erkannten Idee, »um über eine einheitliche Zielrichtung als Halt für sein Wollen verfügen zu können« (S. 121). Der Schluß bietet im Anhang eine empfehlenswerte Übersicht über die Genossenschaftsliteratur sowie eine Anzahl statistischer Tabellen über die Entwicklung der deutschen und ausländischen Konsumgenossenschaften und Großverkaufsgesellschaften.

Literarische Rundschau

Friedrich Mucke, Das Kulturideal des Sozialismus. München und Leipzig 1919, Duncker & Humblot. Preis 15 Mark.

In einer Zeit wie der heutigen, in der unter der Etikette Sozialismus so viel dummes Zeug verzapft wird, das mit Sozialismus nichts zu tun hat, kommt dies Buch wie gerufen. Der Verfasser hat, wie so viele Sozialisten, die erschreckende, tiefbetäubende Beobachtung gemacht, daß der Sozialismus selbst vielen Gebildeten heute nichts weiter ist als ein Geschrei der Masse, als ein Schlachtruf wilde: Horden. Deshalb wendet er sich an die Nichtkenner (und darum Verächter) des Sozialismus, um ihnen zu beweisen, daß der Sozialismus, herausgehoben aus dem Dunst und dem Chaos eines verwilderten Geschlechts, sich als eine Kulturanschauung darstellt, die auch dem Menschen von höchster Bildung, versenkt er sich in ihre Tiefen, zu einer fortreibenden Offenbarung werden kann. Er gibt seiner Überzeugung Ausdruck, daß einzig und allein eine sozialistische Ordnung des menschlichen Zusammenlebens den Fruchtboden bildet, auf dem der heute verkrüppelte Mensch wieder zu einem wurzelhaften, von Kraft und Fülle durchströmten Wesen gedeihen kann. »Nur durch eine Ausmerzung des wilden, sinnlosen Gewinnstrebens kann es ge-

lingen, die Luft zu reinigen, so daß die Seele wieder mit vollen Zügen atmen kann, und wenn so wieder ein heller Himmel sich über uns wölbt und die Arbeit des Tages verklärt, mag vielleicht das deutsche Volk erneut empfänglich werden für die hohen Offenbarungen seiner Kultur, des deutschen Idealismus vor allem, die ihm heute als Schwärmerereien phantastischer Menschen erscheinen.»

Wie die Entwicklungsgeschichte des sozialistischen Gedankens lehrt, war der Sozialismus ursprünglich fast ausschließlich auf die Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen der Volksmassen gerichtet — er war eine sogenannte Magenfrage —, und die Veränderung der Produktionsverhältnisse galt als das Ziel. Im Laufe der Zeit wuchs er hierüber hinaus und wurde zu einer Bildungs- und Erziehungsforderung oder, umfassender ausgedrückt, zu einer Kulturfrage. Die Hebung der großen Masse des Volkes auf eine höhere Stufe kultureller Entwicklung, die Kultivierung der Massen, erschien als das eigentliche Ziel des Sozialismus. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die wirtschaftliche, rechtliche und soziale Hebung der Unterschichten durch eine Sozialisierung des Wirtschaftslebens und durch eine Demokratisierung unseres politischen Lebens nur Mittel zum Zweck. Alle Glieder des Volkskörpers sollen zu Kulturmenschen, zu Vollmenschen im wahren Sinne des Wortes werden, was natürlich nicht geschehen kann ohne eine durchgreifende Veränderung der Umwelt, in der sie leben. Der Sozialismus erschöpft sich nicht mehr in der Sorge für eine bessere materielle Lebenshaltung, er hat den rein materialistischen Charakter abgestreift und richtet sein eigentliches Streben auf das Seelische, in Beherzigung des alten Spruches: »Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an seiner Seele?«

Dieser Vertiefung des sozialistischen Gedankens soll das Buch Muckles dienen. In schwungvollen Worten und von edler Begeisterung getragen, behandelt der Verfasser den Triumph der Zivilisation, die leider bislang eine kapitalistische Zivilisation geblieben ist, insofern sie die Oberschichten mit Luxus umgab und die Massen im Dunkel ließ, und das Suchen unserer Zeit nach neuen Idealen, nach neuen Lebensbedingungen. Das Leben soll einen neuen Inhalt bekommen, in neuen Arbeits- und Lebensgemeinschaften sollen sich die Menschen zusammenfinden. In einem anderen Kapitel werden die Verheißungen des Sozialismus behandelt, wobei der Verfasser einen Blick wirft in die zukünftige sozialistische Gesellschaft. Gleich fern von einer nüchternen Skepsis wie vom Utopismus und Illusionismus, beschäftigt er sich mit den Möglichkeiten, das sozialistische Kulturideal zu verwirklichen. Das Schlußkapitel »Die Rettung der deutschen Seele« hält dem seelenmörderischen Kapitalismus einen Spiegel vor und zeigt den einzigen Ausweg aus dem seelischen Elend der Gegenwart in der auf Freiheit und Menschenwürde gegründeten sozialistischen Gesellschaft.

Die Sprache des Buches, die sich an mancher Stelle zu einem Hymnus erhebt, ist dem Inhalt angepaßt, weshalb das Lesen an sich schon einen künstlerischen Genuß gewährt. Besonders der proletarischen Jugend, die nach einem neuen Lebensinhalt sucht und sich sehnt, sei das Buch empfohlen, aber auch jene älteren Genossen, die trotz aller harten Erfahrungen sich noch den alten Idealismus bewahrt haben, werden es mit Genuß lesen und manche Anregung daraus schöpfen. Idealismus im Sozialismus tut uns not, wenn die sozialistischen Ideale, für die unsere Vorkämpfer Arbeit, Mühe und Opfer aufgewendet haben, nicht in dem Materialismus eines Pseudosozialismus erstickt werden sollen. Franz Laufenkötter

Oskar Baum, *Die verwandelte Welt*. Wien, Deutschösterreichischer Verlag. Preis geheftet 6 Mark, gebunden 8 Mark.

Ein blinder Dichter führt uns in seine uns fremde Welt. Um sie uns begreiflich zu machen — denn zwischen Sehenden und Blinden gibt es kein Verstehen —, erfindet er ein kosmisches Wunder: durch eine chemische Veränderung der Lichtstrahlen sind die Augen der Menschen plötzlich nicht mehr lichtempfindlich,

die ganze Welt ist in dauernde Dunkelheit gehüllt. Alle werden blind — gleich ihm, dem Dichter! Und nun vollzieht sich das Wunder! Die Menschen werden liebevoller zueinander, die Außerlichkeiten verlieren an Wert, innere Gehalte werden geschätzt; Hilfsbereitschaft, Güte, Arbeitsfreudigkeit, die nicht mehr vom Ertrag der Arbeit allein bestimmt wird, mildern die Härten der verwandelten Welt. Daß alles nur ein Traum ist, der Wacht Traum eines an einem schweren Augenleiden Erkrankten, den nur monatelange vollkommene Dunkelheit und Abgeschlossenheit vor dem gänzlichen Erblinden zu bewahren vermag, um was mindert das die tiefen Erkenntnisse, die uns dies Buch beschenkt? Denn auch ohne symbolische Deutung des geschilderten Vorgangs ist es reich an Gedanken und Empfindungen, die uns ganz neue Wege zu dem inneren Leben zahlreicher unserer Mitmenschen weisen, die unter uns weilen, von uns Vollständig weif entfernt, in einer anderen Vorstellungswelt wurzeln. Schade, daß der Stil nicht auf der gleichen Höhe der Erfindungsgabe des Dichters steht, sondern etwas von der Abgeschmacktheit gewöhnlicher »Literatur« an sich hat. Auch die romanhafte Erzählung, die sich durch das Werk schlingt, ist belangloses Machwerk. Fast scheint es, als habe Baum seinen Lesern damit eine Konzession machen wollen, um Interesse für sein Werk, das ihm ein Bekenntnis bedeutet, zu gewinnen. Denn er weiß wohl, daß es im Reich der mit vollen Sinnen Begabten nicht allzu viele gibt, die der gedankliche Inhalt allein fesseln wird. Noch immer werden von einem Buche, das »gelesen« werden soll, bewegte Handlung, Liebesmotive und dergleichen mehr verlangt. Wer aber mit anderen Bedürfnissen an ein Buch heranktritt, wird die Verwässerung des schönen, gedankenreichen Werkes durch die eingestreute Erzählung mit Bedauern empfinden.

Irma Hift

Das Buch der Toten. Herausgegeben von Wolf Przygode. München, Rolandverlag. 88 Seiten Großformat. Preis 15 Mark.

Als erster Sonderdruck der vom Rolandverlag herausgegebenen Folge »Die Dichtung« erscheint dieses Buch, das ein Pantheon der im Kriege gefallenen Dichter des jungen Deutschlands darstellt. Hermann Kasack, Adolf v. Haßfeld, Max Herrmann und Kurt Heyncke widmen den Toten ihre Verse, unter denen die schlichte, warmherzige »Erinnerung« von Max Herrmann am tiefsten ergreift:

In deinem Garten darf ich nie mehr gehen
Und nie mehr Früchte vom Spaliere brechen,
Nie abends, wenn die Winde wärmer wehen,
In deiner Laube leise mit dir sprechen.

Und dann sprechen die toten Dichter selbst. Peter Baum umgrenzt Leben, Krieg und Sterben in zwei gleichmäßig in Form und Gehalt vollendeten Gedichten. Sein Romanbruchstück »Kynland« dagegen ist nicht nur in der äußeren Form, sondern auch in der Idee Fragment geblieben. Den breitesten Raum des Buches nehmen zum Teil bis dahin ungedruckte Gedichte und Prosastücke von Gustav Sack ein, dessen Roman »Ein verbummelter Student« in diesen Hefen ausführlich besprochen wurde. Auch diese Arbeiten des eigenwilligen Dichters entstanden in jener herben Gedankeneinsamkeit, in der er lebte. Jene grüblerische Lebensfeindschaft, die doch das Leben braucht — »denn die Einsamkeit zwischen Mondspuk und Schnee ist ein wohlfeiler Stolz und ein leichtes Genießen« —, treibt ihn immer wieder dem Leben zu, und alles, was er denkt und schreibt, ist ein restloser Kampf mit dem Leben, mit sich selbst, ist eine nie ruhende Gedankenschlacht in seinem Hirn. Und diese immer von neuem schöpferische, nur scheinbar das Leben verneinende Urkraft, die seinen verbummelten Studenten durchbrauste, gärt auch in den Bruchstücken dieses Buches der Toten.

Von Alfred Lichtenstein, der in seinen Versen aus dem Kriege wider den Krieg zu früher, früh zerstörter Reife kam, bringt das Buch fünf Marienlieder, in denen sich die schmerzliche Parabel einer Liebe vollzieht: Sehnsucht, Finden,

Liebe, Glück, Qual, Zerbrecben, Sehnsucht. Vor der ironisch-grotesken Novelle »Café Klößchen« könnte das darin enthaltene Wort als Motto stehen: »Der einzige Trost ist: traurig sein. Wenn die Traurigkeit in Verzweiflung ausartet, soll man grotesk werden. Man soll Spasses halber weiterleben.« Mag dieser Sarkasmus im Lichte des mitternächtigen Cafés geboren sein — er erhält durch die sähle Tragik des Schlachtfeldtodes dieses Dichters, der durchaus kein schwertäkirrender Theodor Körner war, nachträglich einen bitterernsten Klang.

Von Ernst Wilhelm Loh bringt das Buch neun unveröffentlichte schlichtzarte Lieder. Ernst Stadler formt langhinwogende Rhythmen, in stark empfundenen Bildern aufleuchtend, sozial durchklungen, immer aus dem Herzen eines Dichters sprechend, dessen klangvolle Leier der blöde Krieg zerbrach.

Georg Trakl, der reifste und vollendeste unter diesen sechs Toten, über dessen Gesamtwerk einmal ausführlich zu sprechen sein wird, beschließt das Buch. Sieben seiner Gedichte — der gesamte Nachlaß — vereinen sich zu einem ernsten Trauerchor, der in den Worten des Gedichts »Grodok« verklingt:

Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Schwankt der Schwester Schaffen durch den schwelgenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.

E. S.

Mag Barthel, Utopia, Gedichte. Jena, Eugen Diederichs. 32 Seiten.

Das schmale Bändchen, das uns neue Gedichte des Proletarietdichters Mag Barthel bringt, kündigt sich an als »der Vorklang eines im Frühjahr 1920 abschließenden Lyrikbandes«, der den Titel »Die Arbeiterseele« tragen soll. Man wird diese angekündigte Neuerscheinung abwarten müssen, um über die jüngste dichterische Entwicklung Mag Barthels urteilen zu können. Die Gedichte der vorliegenden Veröffentlichung zeigen ihn uns als den Herold einer extremradikalen politischen Parteischäffterung; die an Karl Radek gerichteten Eingangsworte kennzeichnen die Tendenz. Und dennoch spricht viel weniger ein Politiker als ein Dichter aus diesen gärenden, übersäumenden Strophen. Einer ist's, der mit seiner ganzen Persönlichkeit an Menschen und Dinge herangeht. Das Hohelied der endgültigen Menschheitsbefreiung, der letzten Weltzerlösung klingt und singt in diesem Buch in wildbewegten Rhythmen. Worte quellen auf, die wie Schreie wirken; Bilder steigen empor von überwältigender Kühnheit, von frunkener Schönheit, von erdrückender, oft in expressionistischer Aufmachung sich gebender Neuheit. Ein unendlicher Reichtum erlebener Wortfälle wird ausgestreut. Aber alles Pathetische verebbt vor der stillen Beschaulichkeit, vor der grübelnden Nachdenklichkeit des In-sich-selbst-Versenkens, die von jeher eine Eigenheit Barthelscher Strophen gewesen ist. Düstere, gigantische Gemälde zwingen uns in ihren Bann; expressionistisch wirkende Wortmalereien fesseln uns, zu verwellen. Hier und da hätte eine Strophe gefeilter, im Wortgebrauch weniger häufig wiederholt sein können. Die betonte politische Aufmachung verflüchtigt sich jedenfalls rasch beim Lesen; nur die rein künstlerische Wirkung bleibt übrig. Die aber ist, so ziemlich vom Anfang bis zum Schluß, gleich fesselnd, sich tief in die Sinne einwühlend und eigenartig. Das schmale Büchlein verdient ebenso sehr als Gabe eines in seiner künstlerischen Entwicklung stehenden Dichters wie auch als Zeitdokument Beachtung. Ln.

Hans Fehlinger, Rassenhygiene. Beiträge zur Entartungsfrage. Langensalza 1919, Verlag von Wendt & Klawewell.

Der Autor bezeichnet seine Broschüre als Beitrag zur »Rassenhygiene«, da sich letztere Bezeichnung, wenn auch zu Unrecht, in den Kreisen der Wissenschaftler eingebürgert hat. Das Büchlein, dem ich im Interesse unseres Volkes einen großen Leserkreis, auch der Laienwelt, wünsche, würde besser einen anderen Titel führen, da das Wort »Rassenhygiene« für viele, die sich für den Inhalt interessieren und

die ihn sicherlich auch verstehen würden, ein inhaltsloser oder irreführender Begriff ist. Wenn dafür das Wort »Nachkommenschaftshygiene« oder »Nachkommenschutz« eingesetzt würde, wäre auch der Laie imstande, zu erkennen, daß diese Wissenschaft bestrebt ist, für Wohlfahrt und Schutz unseres Nachwuchses einzutreten, hervorragende Eigenschaften der Eltern in den Kindern zu züchten, minderwertige nach Möglichkeit durch Erschwerung der Fortpflanzung zum Aussterben zu bringen.

Fehlinger gibt zunächst einen kurzen Überblick über die Gesetze der organischen Entwicklung. Er zeigt, daß der Kultur Mensch das Produkt seiner Umgebung ist und die natürliche Auslese auch unter den Menschen zur Züchtung bestimmter organischer Eigenschaften führt. Diese Auslese bewirkt, daß jedesmal die den Lebensbedingungen am besten angepaßten Individuen überleben, während die nicht mehr variationsfähigen oder in jeweilig anderer Richtung entwickelten zugrunde gehen.

Im folgenden Kapitel geht dann der Verfasser auf die Rasseschäden ein. Er bespricht die gerade bei alten Kulturvölkern hervortretenden »unpassenden Organbildungen«. Der Vererbung unpassender Körperbildungen wird durch die Kultur Vorstoß geleistet. Es bleiben infolge der Anpassung der Umwelt an die menschlichen Bedürfnisse — das gerade ist Wesen und Zweck der Kultur — auch solche Personen erhalten, die ohne die Hilfsmittel solcher Kultur frühzeitig zugrunde gehen müßten, da sie nicht zur Fortpflanzung kämen und somit nicht in der Lage wären, ihre mangelhafte Selbsterbildung auf Nachkommen zu übertragen. Er glaubt mit Recht, daß Seuchen, Hungersnöte und vor allen Dingen auch Kriege nicht eine natürliche Auslese, sondern eine »wahllose Vernichtung und verkehrte Auslese« darstellen, während eine allgemeine Erschwerung des Daseins dazu führt, daß nur die Besten als Sieger aus dem Konkurrenzkampf hervorgehen, da nur sie in der Lage sind, sich fortzupflanzen und Kinder heranzuziehen, die den erschwerten Lebensbedingungen gerecht zu werden vermögen.

Im dritten Abschnitt der Broschüre: »Beseitigung der Rasseschäden« hören wir von echt amerikanischen Vorschlägen zur Hebung der Rasse. Man hat in Amerika den Versuch gemacht, durch operative Beseitigung der Zeugungsfähigkeit Individuen an der Fortpflanzung zu hindern, die nach dem Urteil ihrer Mitmenschen minderwertig sind. Diese Idee ist wohl das einzige, was auch unser Volk bisher von der Rassenhygiene gehört hat. Oft hört man derartige Gedanken aussprechen, ohne daß die Betreffenden wüßten, woher sie diese Ideen haben. Die echt amerikanische Bewegung beabsichtigt, über 10 Millionen ihrer Mitbürger gewaltsam vom Fortpflanzungsgeschäft auszuschließen. Sehr richtig betont Fehlinger, daß ein derartiges Beginnen nicht etwa die erhofften Vorteile, sondern unter Umständen sogar ausgesprochen destruktive Folgen für das ganze Volk haben würde, ganz abgesehen davon, daß ein wirklich objektives Urteil über den Wert vererbbarer Eigenschaften in einer so jungen und von Irrtümern absolut nicht freien Wissenschaft, wie es die Vererbungslehre ist, gar nicht abgegeben werden kann. Nur von einer fortschreitenden Demokratisierung unseres Volkes, die zu einem Abbau der Standesvorurteile und zu einem Schwenden traditioneller Hemmungen führt, erhofft Fehlinger die rassenhygienische Entwicklung, die uns nach dem unglücklichen Kriege allein existenzfähig erhalten kann.

Ulf. Beyer

Dr. E. Fryda v. Kaurimsky, Jugoslawien. Erster Teil. Tagesfragen der Auslandswirtschaft. Erstes Heft. Berlin 1919, herausgegeben vom Auswärtigen Amt. 36 Seiten. Preis Mk. 2.25.

Vor fünfviertel Jahren wurde auf diesen Blättern¹ ein starker Wälzer abgegan, in dem ein sich unter dem Decknamen Südländ verbergender k. k. Kroate, Sektionschef in der Landesregierung von Bosnien und Herzegowina, die Südslawenfrage vom alleruntertänigsten habsburgischen Untertanenstandpunkt be-

¹ Hermann Wendel, Die Südslawenfrage und der Weltkrieg. Neue Zeit, 37. Jahrgang, 1. Band, S. 52.

handelte. Wenige Tage danach warf die Entwicklung der Dinge mit Zertrümmerung der Donaumonarchie und Bildung des Südslawischen Staates das Buch, wohin es gehörte, auf den Chimborasso Makulatur gewordener Kriegszwecksschriften. Um so befremdlicher ist, daß die darin breitgetretene lakainenhaft reaktionäre und grotesk »rassistische« Geschichtsphilosophie in einem Heftchen fröhliche Urständ feiert, in dem Dr. Fryda v. Kaurimsky sich über Bevölkerung, agrarpolitische Verhältnisse, Ackerbau, Viehzucht und Forstwirtschaft Südslawiens verbreitet. Kein Wunder, daß sie von dem Irrlicht Südländ in die Sümpfe gelockt wird und, von Irrtum zu Irrtum taumelnd, ebenso die Einheitslichkeit des südslawischen Volkes leugnet wie in dem Südslawenstaat ein Großserbenreich sieht.

In dem Teil der Schrift, wo sie, sich mit Dreifbarem beschäftigt, eigentlich festen Boden unter den Füßen haben sollte, gleitet Dr. Fryda v. Kaurimsky ebenfalls mehr als einmal aus. So ist die geplante Aufteilung des Großgrundbesitzes für sie nicht Auswirkung der bürgerlichen Revolution des Südslawentums, sondern ein Stück nationaler Politik, da sie fälschlich glaubt, daß der Boden in erster Reihe an serbische, statt, wie es in der Tat ist, an südslawische Siedler verteilt wird. Auch ist ihre Behauptung von der Minderwertigkeit serbischen Weins in dieser unbedingten Fassung ebenso unrichtig, wie genaue statistische Daten über die Obsterzeugung keinesfalls »nur von den Ländern vorhanden sind, die bisher zu Österreich gehörten«, da auch die serbische Statistik die Zahl der Obstbäume und ihren jährlichen Ernteertrag auführt.

Natürlich finden sich auch richtige und schätzbare Angaben; aber trotzdem bleibt es bedauerlich, daß das Auswärtige Amt als Herausgeber des Schriftchens unter die üble Geschichtsklitterung Südländs gewissermaßen ein amtliches Siegel setzt und so eher zur Verwirrung als zur Klärung der Vorstellungen von Südslawien in Deutschland beiträgt.

Hermann Wendel

Notizen

Geldvermehrung und Geldentwertung. Immer noch steigt die sogenannte Inflation, das heißt die Überschwemmung Europas mit deutschem Papiergeld und damit die Entwertung dieses Geldes auf den deutschen und fremden Märkten. Den hervorragendsten Anteil an dieser Überschwemmung haben die Reichsbanknoten. In den Jahren 1913 bis Ende 1917 stieg der Umlauf an Reichsbanknoten um rund 9 Milliarden Mark, im Jahre 1918 kamen weitere 10,7 Milliarden Mark an Noten hinzu, und im Jahre 1919 hat sich der Umlauf wieder um 13,5 Milliarden Mark vermehrt, so daß er sich nach dem Reichsbankausweis am 31. Dezember 1919 auf nicht weniger als 35,7 Milliarden oder genauer 35 698 Millionen Mark stellte. Vor dem Krieg, Ende 1913, betrug der Gesamtnotenumlauf nur 2,6 Milliarden Mark. Er hat sich also seitdem um 33,1 Milliarden Mark vermehrt, dazu kommt der Umlauf an Reichskassen- und Darlehenskassenscheinen. Der Darlehensbestand bei den Darlehenskassen betrug Ende 1919 ebenfalls nicht weniger als 24 895 Millionen Mark gegen 15 626 Millionen am 31. Dezember 1918 — eine Zunahme im Jahre 1919 um 9269 Millionen Mark.

Wie im Jahre 1919 der Reichsbanknotenumlauf fast von Monat zu Monat gewachsen ist, zeigt folgende, den durchschnittlichen Umlauf jedes Monats veranschaulichende Zusammenstellung:

Januar	22976 Mill. Mk.	Juli	29507 Mill. Mk.
Februar	23814 - -	August	28509 - -
März	24648 - -	September	28805 - -
April	26217 - -	Oktober	30250 - -
Mai	27303 - -	November	31356 - -
Juni	28392 - -	Dezember	33790 - -

Für die Redaktion verantwortlich: H. Canow, Berlin-Friedenau, Altfeststraße 15.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 26

Ausgegeben am 26. März 1920

38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kapitalüberfremdung

Von Artur Heichen

Wer aufmerksamen Auges die Finanzzeitschriften und Handelsteile der großen Zeitungen verfolgt, der gewahrt den Auftakt zu ökonomischen Umwälzungen größten Stils, über die sich zu verständigen schon jetzt angezeigt sein dürfte, auch wenn es sich zunächst nur um Ansätze, um Tendenzen handelt, von denen man jetzt noch nicht absehen kann, bis wie weit sie zur Auswirkung gelangen werden. Aber so viel läßt sich schon jetzt sagen: die Länder und die Völker, die notgedrungen den Frieden von Versailles und Saint-Germain unterzeichnen mußten, werden allmählich zu Objekten einer ökonomischen Ausbeutung der siegreichen Völker und der unbeteiligten Neutralen oder, was dasselbe ist: die Länder mit unferwerfiger Valuta geraten zu den Ländern mit gesunder Valuta in ein Ausbeutungsverhältnis. Auf verschiedene Weise tritt dies in die Erscheinung, und mit der einen Seite, der sogenannten »Überfremdung«, haben wir es an dieser Stelle zu tun. Um nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren und in abstrakte Spekulationen zu verfallen, sei ein kurzer Überblick über die realen wirtschaftlichen Erscheinungen, wie sie die Gegenwart spiegelt, gestattet.

Im Wirtschaftsleben des Deutschen Reiches trat die »Überfremdung« anlässlich des Kampfes um die deutsche Ölmühlenindustrie am krassesten — und eben deshalb weithin sichtbar — hervor. Zwar ist es nicht zu einer Stilllegung der Ölmühlen durch die ausländische Konkurrenz gekommen, also nicht zu einer Vernichtung deutscher Produktionsmittel und Überführung der Werkseinrichtungen in das Ausland, um dem fremden Kapital von vornherein den Profit zu garantieren, wohl aber hatte die deutsche Ölmühlenindustrie verzweifelt um ihre Selbständigkeit zu kämpfen; denn das Bestreben des ausländischen Kapitals ging dahin, die deutschen Ölmühlen zu Lohnarbeitern der ausländischen Konzerne zu machen. Die Bremen-Besigheimer Ölfabriken und die Ölfabrik Groß-Oerau haben beide gegenüber starken Aktienankäufen für ausländische Rechnung versucht, die Kontrolle über die Unternehmungen durch Ausgabe von Vorzugsaktien, die fest in deutschen Händen verankert bleiben sollten, zu sichern. Doch sind bereits Teile der Aktienkapitalien in solcher Höhe in ausländischen Besitz übergegangen, daß die notwendigen Aktienmehrheiten nicht zusammenzubringen waren. Die Kaliwerke Alschersleben begründen die Ausgabe von Vorzugsaktien gleichermäßen mit der Gefahr der Überfremdung. Ebenso wurde in der außerordentlichen Generalversammlung der Daimlermotoren-Aktiengesellschaft die Auffassung vertreten (eine genaue Kontrolle oder gar statische Erfassung dieser Erscheinung ist ja leider nicht möglich), daß größere

Aktienabwanderungen ins neutrale Ausland erfolgt seien. Nach Brüsseler Meldungen besteht seit längerer Zeit schon die Absicht (wie weit sie durchgeführt ist, wissen wir nicht), zugunsten der belgischen Zinkhüttenindustrie Einfluß auf die westlichen deutschen Zinkhütten zu gewinnen. Eine belgische Interessentengruppe hat nicht unbedeutende Posten von Aktien der Aktiengesellschaft für Bergbau, Blei- und Zinkfabrikation zu Stollberg und in Westfalen erworben, und ferner berichtet die »Frankfurter Zeitung« von Kurssteigerungen der Rheinisch-Nassauischen Bergwerks- und Hüttenaktiengesellschaft zu Stollberg (Rheinland), die angeblich auf das Bestreben einer belgischen Interessentengruppe zurückzuführen sind, durch Erwerb einer Aktienmajorität Einfluß zu gewinnen. Die gleichen Nachrichten kommen aus Deutschösterreich. Die Aktien der »Schodnica«, Aktiengesellschaft für Petroleumindustrie in Wien, sollen von einer französischen Gruppe erworben worden sein. Die Turiner Fiatgruppe erwarb nach und nach ungefähr 200 000 Alpine Montanaktien. Die gleiche Finanzgruppe interessiert sich auch für Aktien der Berndorfer Metallwarenfabrik Artur Krupp Aktiengesellschaft, deren Montanbesitz den Italienern verlockend scheint. Sogar für die deutschösterreichische Maschinenindustrie zeigt die Entente Interesse.

Wir könnten die Liste gleicher Erscheinungen nach Belieben verlängern, aber diese wenigen Beispiele mögen genügen, um die ökonomische Entwicklungstendenz anzudeuten. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei nur so viel gesagt, daß die Ausgabe von Vorzugsaktien, die nahezu epidemischen Charakter annimmt, beileibe nicht allenthalben wirklich auf Überfremdungsgefahr zurückzuführen ist; nur zu oft werden solche Gefahren nur vorgeschüßt.

Mit dem Erwerb von Aktien- und Kuzenmehrheiten sichert sich das ausländische Kapital die Verfügung und Kontrolle über deutsche Produktionsmittel, Rohstoffe und Fabrikgeheimnisse, die es natürlich zu seinen Gunsten und nicht im Interesse der deutschen Volkswirtschaft ausüben wird. Immerhin bleibt dem deutschen Kapital zunächst noch ein Schein von Selbständigkeit. Es bleibt uns die Fiktion, Herr und Eigentümer unserer Produktionsmittel, unserer Industrie zu sein. Aber auch mit diesem Schein kann aufgeräumt werden, dann nämlich, wenn das ausländische Kapital nicht nur anteiliger Eigentümer, sondern Eigentümer schlechthin wird und sich unserer Produktionsmittel in ihrer ganzen körperlichen Ausdehnung bemächtigt, indem es Unternehmungen, Häuser, Grund und Boden einfach aufkauft. Auch hierfür liegen schon jetzt Anzeichen vor. Wir geben nur einen kurzen Ausschnitt aus den allerjüngsten Ereignissen. Der in Berlin erscheinende »Saarfreund« meldet aus dem Saargebiet: »Das französische Kapital schreitet weiter auf seinem Wege, in die deutsche Saarindustrie einzudringen, fort. Es sind in letzter Zeit in französische Hände übergegangen: das Crämersche Eisenwerk in St. Ingbert, die Saarbrücker Briekettfabrik, die Dillingen Werke und andere mehr. Die Hüttenwerke in Burbach haben einen reinen französischen Verwaltungsrat erhalten.«

Lauf »Lokalanzeiger« beabsichtigt ferner der amerikanische Maizenakonzern einige mitteldeutsche Maisstärkefabriken anzukaufen. Auch die beiden anhaltischen Maisstärkefabriken Zerbst und Steuß sollen in Betracht kommen. Wie man ersieht, erfolgt solcher Aufkauf nach den Methoden und Regeln, wie die Konzerne und Trusts gegenüber ihren Konkurrenten oder

den Unternehmungen der vor- oder weiterverarbeitenden Stadien und den Hilfgewerben verfahren, nur daß sich solcher Aufkauf nicht mehr wie früher vorwiegend auf dem nationalen Markt, sondern auf den valutageschwächten Märkten der unterlegenen Staaten abspielt. Die kapitalistischen Konzentrationstendenzen vollziehen sich nicht mehr nur innerhalb der einzelnen Volkswirtschaft, indem der ökonomisch Stärkere den Schwächeren beiseite drängt, sondern sie nehmen daneben noch einen anders gerichteten Verlauf: die kapitalkräftigen Volkswirtschaften der Länder mit vollwertiger Valuta gehen drauf und dran, die Wirtschaften der valutakranken Länder schwachmatt zu setzen, kapitalschwache Wirtschaftszweige dieser Länder an sich zu bringen und sich ökonomisch anzugliedern. Die Volkswirtschaft der einen Seite trifft zu der Volkswirtschaft der anderen Seite in ein Ausbeutungsverhältnis. Das ökonomische Selbstbestimmungsrecht wird just in dem Moment beseitigt und aufgehoben, wo es beinahe gelungen wäre, der Welt weiszumachen, es werde um Illusionen wie die der politischen Selbstbestimmung der Völker ein Weltkrieg geführt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zurück. Ausländisches Reederkapital sucht, nachdem die deutsche Handelsflotte radikal beseitigt und von der Gegenseite a conto »Wiedergutmachungen« vereinnahmt ist, nunmehr auch in das Hotelgewerbe, ein Nebengewerbe der Schifffahrt, dem insolge eines in nächster Zeit vielleicht florierenden Auswanderungsgeschäftes »bessere Zeiten« winken, einzudringen. So hat die englische Cunard-Linie das Hotel St. Petersburg in Bremen bereits angekauft. Der Erwerb deutschen Grund und Bodens durch ausländisches Kapital scheint einen geradezu bedrohlichen Umfang angenommen zu haben. Leider versagt hier die Statistik; aber nur zahlenmäßige Ausweise können uns zum Bewußtsein bringen, inwieweit wir bereits die Herrschaft am eigenen Grund und Boden verloren haben. So aber ist man lediglich auf nicht immer zuverlässige Informationen von privater Seite angewiesen. Die »Frankfurter Zeitung« läßt sich am 22. Januar aus Berlin melden: »Seit einiger Zeit bemühen sich ausländische Kapitalisten, in Berlin Grundstücke zu erwerben.« Und am 18. Februar läßt sich das gleiche Blatt ebenfalls aus Berlin schreiben: »Neben den Käufen deutscher Wertpapiere durch Ausländer häufen sich die Erwerbungen von Haus- und Geschäftsgrundstücken durch fremdes Kapital. Im Grunde wird es sich leider nicht vermeiden lassen, daß das Ausland sich auf diese Weise nach und nach zum Grundbesitzer in Deutschland aufschwingt.« Aus Wiesbaden wird der Ankauf zahlreicher Hotels, Wohn- und Geschäftshäuser durch Ausländer gemeldet. Und die Finanzzeitschrift »Plusus« (Nr. 3 vom 29. Januar 1920) sagt summarisch: »Der Ausverkauf nach dem Ausland geht weiter fort. Ganze Straßenzüge in großen deutschen Städten gehen in ausländischen Kapitalbesitz über.«

Und schließlich ist es noch ein letzter Weg, auf dem die Überfremdung vordringt. Das ist das Eindringen in den kapitalistischen Oberbau der Wirtschaft: die Durchdringung des Bankkapitalismus, von dem alle anderen Produktionszweige ihrerseits mehr oder minder wieder abhängig sind. Der »Plusus« weiß von den »zum Teil ungestümen Expansions-tendenzen gewisser Ententebanken in den besetzten und unbesetzten Gebieten« zu berichten. Vorderhand sind unsere Bankinstitute wohl kräftig genug, um dem Ansturm von außen zu trotzen, anders aber steht es in

Deutschösterreich. Durch die Umwandlung der Österreichischen Länderbank in ein französisches Institut (unter dem Namen »Banque des Pays de l'Europe Centrale«) ist die Eingliederung des österreichischen Wirtschaftsorganismus in die Interessensphären des französischen Bankkapitalismus eine so gut wie fertige Tatsache. Bezeichnenderweise wird der Sitz der Länderbank Paris. Sie selbst wird also ein französisches Institut, das in Wien nur eine Niederlassung haben wird. An die Spitze des Unternehmens tritt ein französischer Politiker als Gouverneur. Die Bilanzen der Länderbank werden in Franken aufgestellt werden. Die völlige Entnationalisierung einer der größten Wiener Banken ist damit eine vollzogene Tatsache.

Man darf freilich bei dem Problem der Überfremdung nicht vergessen, daß der Stand unserer Zahlungsbilanz und die traurige Lage unserer ganzen Wirtschaft eine Heranziehung fremden Kapitals durchaus wünschenswert erscheinen lassen. Die Kapitalbasis unserer Volkswirtschaft ist zu schmal geworden, als daß wir allein und aus eigener Kraft imstande wären, die Sanierung unserer Wirtschaft durchzuführen; denn für die ganze Volkswirtschaft gilt daselbe wie für ihre einzelnen Elemente, die Privatwirtschaften. Können wir uns aber dem Einströmen fremden Kapitals nicht widersetzen, so müssen wir uns doch der Gefahren und der ökonomischen Auswirkungen dieser Geschehnisse bewußt bleiben. Es gilt, das einströmende fremde Kapital in solcher Weise zu dirigieren, es so zu verteilen, daß eine Beherrschung und Verwendung deutscher Produktionsmittel, deutscher Unternehmungen im alleinigen Interesse fremden Kapitals von vornherein unmöglich gemacht wird. Die Mittel der Selbsthilfe, die die deutschen Unternehmen ergriffen haben, nämlich die Ausgabe von Vorzugsaktien, können aber nur in sehr beschränktem Sinne als ein Ausweg aus den Gefahren der Überfremdung gelten. Es liegt zwar sehr nahe, die drohenden Übelstände mit der Klinke der Gesetzgebung — Änderung der grundbuchlichen Vorschriften, Melde- und Registrierungszwang usw. — bannen zu wollen, aber die meisten, die nach Maßnahmen dieser Art rufen, vergessen, daß Sondergesetze gegen ausländische Betätigung in der deutschen Wirtschaft von vornherein auf die Schwierigkeiten des Artikels 276d des Friedensvertrags stoßen. Hierin hat sich nämlich Deutschland verpflichtet, den Staatsangehörigen irgendeiner der alliierten und assoziierten Mächte keinerlei Beschränkung aufzuerlegen, die nicht am 1. Juli 1914 auf die Staatsangehörigen dieser Mächte anwendbar war, sofern nicht den eigenen Angehörigen Deutschlands dieselbe Beschränkung auferlegt wird. Doch es gibt ein anderes Mittel gegen diese Überfremdungsgefahren, und dieses Mittel ist, weil es dem Requisit der Planwirtschaft entnommen, ein dem Sozialismus sehr vertrautes. Es beruht auf der Forderung, grundsätzlich die Produktionsführung aus der Hand des Einzelunternehmers in die Selbstverwaltungskörper der Gewerbe zu verlegen, an deren Leitung die Unternehmer, die Angestellten und Arbeiter paritätisch beteiligt sind und die der Oberaufsicht des Staates unterliegen. Nur in diesem Falle kann der Eigentumswechsel an Aktien die volkswirtschaftlichen Interessen, den Aufbau der deutschen Gemeinwirtschaft unberührt lassen. Die Funktion des bloßen Zinskapitalisten und die des Produktionsleiters, die heute noch im Aktien- und Kuxenbesitzer ruhig beieinander schlummern, würden gespalten werden und die eine davon in eine höhere Form hinauforganisiert,

das heißt sozialisiert werden. Das ist allerdings nicht die kompakte und handgreifliche, vor aller Augen liegende Sozialisierung, wie sie oft verstanden wird, sondern eine im allmählichen Flusse der Dinge sich gestaltende, aber dennoch vorwärtsschreitende »funktionale« Sozialisierung. Es hilft nichts, man muß auf das Wisselische Programm und seine Realisierung zurückzukommen versuchen. Ein gut Teil dessen, was ehemals bekämpft wurde, setzt sich ja heute unter dem Zwang der Valutanot ganz von selber durch, aber es kann nichts schaden, wenn man den Keil in gleicher Richtung weiterzutreiben sucht. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer »Planwirtschaft« im Sinne gemeinwirtschaftlicher Produktionsführung ist schon lange Gemeingut nicht nur der Sozialdemokratie, sondern auch zahlreicher einsichtiger Volkswirte anderer Parteistellung. Wenn Naphthali, einer der Finanzkritiker des »Plutus«, auch kein Sozialist ist, so kommt er doch zu Ergebnissen und Forderungen, die auch wir nicht besser formulieren können (»Plutus« Nr. 51, Vorzugsaktien gegen Überfremdung):

Die gründliche Untersuchung des Überfremdungsproblems führt, genau so wie Untersuchungen der Fragen des Wiederaufbaues der deutschen Wirtschaft unter anderen Gesichtspunkten, zu der Erkenntnis, daß mit den alten Mitteln der Individualwirtschaft die Probleme der neuen deutschen Wirtschaft nicht gelöst werden können. Wir müssen nicht nur auf Einzelgebieten, sondern planmäßig für die ganze Wirtschaft neue sozialwirtschaftliche Wege gehen. Wir müssen gemeinwirtschaftliche Selbstverwaltungskörper zur Führung und Verwertung der Produktion und zum Schutze der Produktionsmittel schaffen.

Zu den tieferen Ursachen der Überfremdungserscheinungen läßt sich nur so viel sagen, daß der diese am meisten begünstigende Umstand im Tiefstand unserer Valuta, im Auseinanderklaffen der Kaufkraft unseres Geldes auf dem Inlandsmarkt einerseits, auf dem Auslandsmarkt andererseits zu suchen ist. Bisher, das heißt in regulären Zeiten, war es so, daß die verschiedenen Valuten, das heißt die Preise der Währung eines Landes, ausgedrückt in den Währungen der anderen Länder, durch die gleiche Kaufkraft des Geldes reguliert wurden. Sie war der ruhende Punkt, um die die Kurse der Devisen und Noten nur mit kleinen Schwingungen nach oben und unten herumschwanken. Heute gelten andere Preisbestimmungsgründe, und wir stehen vor der frappierenden Erscheinung, daß man mit der Währung eines Landes hier ein Vielfaches mehr beziehungsweise weniger an Sachgütern und Leistungen erstehen kann als im anderen Lande. Es wäre den amerikanischen Trusts heute, wenn sie nur liquide Mittel hätten, ein leichtes, für einen Spottpreis (nach amerikanischen Begriffen!) die ganze deutsche Industrie aufzukaufen. Der Anreiz für das ausländische Kapital, zu Investitionen und Käufen großen Stils in den valutastarken Ländern zu schreiben, wird also erst aufhören, wenn die verschiedene Kaufkraft des Geldes wieder beseitigt ist, wenn Inlandspreis und Auslandspreis sich einander angeglichen haben. Das aber einseitig von uns aus, etwa mit Aufhebung der Höchstpreise und der ganzen Preisbildung zu tun, haben wir gar nicht allein in der Hand, das vergessen die Befürworter der »Anpassung der Inlandspreise an die Weltmarktpreise«. Denn seit wann wird der Preis eines Gutes, das kein Monopolgut ist, einseitig vom Verkäufer bestimmt? Die Preisbestimmungsgründe der Währungen sind aber ähnliche wie die aller anderen Güter auch! Der Zustand also, daß wir dem valuta-

starken Ausland gegenüber unseren nationalen Mehrwert zum guten Teil verpulvern müssen, ohne dafür entsprechende Äquivalente zu erhalten, wird noch auf längere Zeit hinaus bestehenbleiben, aber man wird danach zu trachten haben, die entstehenden Unzuträglichkeiten auf ein leidliches Maß zurückzuführen. Dazu gibt es verschiedene Mittel und Wege, deren Erörterung an anderer Stelle erfolgen wird. Es ist das eine der Erscheinungen, die der Weltkrieg geschaffen hat und mit denen sich auseinanderzusetzen gerade Aufgabe der Margisten sein muß: nämlich das Entstehen ökonomischer Ausbeutungsverhältnisse von Volk zu Volk, von den valuta starken Staaten zu den valuta schwachen Staaten. Jene ziehen unbezahlten Mehrwert an sich, diese aber werden proletarisiert und in die Stellung eines Lohnarbeiters gedrängt. Die Ausbeutung des Lohnarbeiters durch den Kapitalisten geschieht auf Grund der Fiktion vom »freien« Arbeitsvertrag, die der proletarischen Völker durch die kapitalistischen Völker außer auf dem Wege der Kontributionen (ins Moralische übersetzt: Wiedergutmachungen!) durch eine »meschugge gewordene« Valuta. Neben einer vertikal sich vollziehenden Expropriation des kleineren durch den größeren individuellen Kapitalisten trifft die gewissermaßen horizontale Expropriation eines Volkes durch das andere. Also eine Neubildung von Klassenverhältnissen, eine soziale Umschichtung der Völker zueinander. Die »Überfremdung« ist der konkrete Ausdruck für diese soziale Erscheinung. Noch befinden wir uns im Flusse der Dinge und wissen nicht, wie weit sich diese Entwicklung ihren Weg bahnen wird. Aber ihre Tendenzen sehen wir! Ausländisches Kapital kommt mehr und mehr in die Lage, uns von der Verfügung über unsere Produktionsmittel abzutrennen, Profit und Zins an sich zu ziehen und unsere Volkswirtschaft auf Proletarierlohn zu setzen. Immerhin bleibt uns aber noch ein gewisses Maß von Bewegungsfreiheit, es bleibt uns die Illusion, Herr im Hause zu sein. In Wirklichkeit ist unsere Bewegungsfreiheit aber nur mehr die eines »selbständigen« Heimarbeiters. Lohn- und Preiswerkerei großen Stils für das kapitalistische, kreditgebende Ausland — das ist in Wahrheit der wirkliche ökonomische Zustand, dem Deutschland entgegenseht.

Fergusons Gesellschafts- und Staatstheorie

Von Heinrich Cunow

Mit der Änderung des sozialwirtschaftlichen Lebensprozesses ändert sich nach Marx'scher Ansicht zugleich das Staatsgetriebe und die Staatsauffassung. Ein treffliches Beispiel solcher Wandlung bietet die Entwicklung der englischen Gesellschafts- und Staatslehre im achtzehnten Jahrhundert. Ausgehend von der alten Staatsvertragsstheorie, die zwischen den Begriffen Gesellschaft und Staat nicht unterscheidet und den Staat beziehungsweise die Gesellschaft in einem weit zurückliegenden einstmaligen Naturzustand aus dem freien Zusammenschluß isolierter Familien oder Familiengruppen hervorgehen läßt, gelangt die englische Gesellschaftslehre teilweise im Zeitraum von noch nicht einem Jahrhundert zu Gesellschafts- und Staatsauffassungen, wie wir sie später in ausgeprägterer Form bei Karl Marx wiederfinden.

Schon bald nach der Beendigung der englischen Revolution bricht sich — angeregt durch die Berichte von Missionaren und Reisenden über das Zusammenleben der neuentdeckten amerikanischen Völker — die Meinung Bahn, der unterstellte Naturzustand des isolierten Familienlebens sei nichts als eine Fiktion. Schon immer hätte die Menschheit in Gruppen, Horden, Schwärmen oder Stämmen zusammengelebt, immer hätte es also auch schon Gesellschaften gegeben, zunächst zwar nur kleine Gesellschaften, aber doch ein gesellschaftliches Zusammenleben. Die vordem in der Sozialphilosophie übliche Gegenüberstellung des isolierten Naturmenschen und des im sogenannten Gesellschaftszustand lebenden Menschen widerspreche demnach den entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen.

Und zugleich nahm man auch an, der Regent oder Monarch sei nicht von den sich zusammenschließenden Familien oder Familienverbänden gewählt, sondern aus den Stammeshäuptlingen hervorgegangen, die sich in ihren Stämmen eine immer größere Autorität und Macht anzueignen gewöhnt hätten, und zwar sei diese Macht hauptsächlich jenen Häuptlingen zugefallen, die glückliche Kriege geführt und sich dadurch nicht nur große Anteile an der Beute erworben, sondern auch um sich ein ihnen ergebendes Kriegsgesolge gesammelt hätten. Im einzelnen weichen zwar diese Hypothesen mannigfach voneinander ab. Während David Hume die Macht der Häuptlinge vornehmlich aus ihrer Stellung als Kriegsführer herleitet, sieht Adam Smith den eigentlichen Grund des Zurmachtgelangens der Oberhäuptlinge darin, daß sich mit dem wirtschaftlichen Fortschritt innerhalb des Stammes zugleich immer größere Reichums- und Besitzunterschiede herausbilden. Die Häuptlinge wären dadurch, meint er, nicht nur die Reichsten in ihrem Stamme geworden, sie hätten auch bei den anderen Reichen in ihrem Herrschaftsstreben Unterstützung gefunden; denn um ihren Besitz gegen die Nichtbesitzer zu schützen, hätten diese nach einer starken Obergewalt verlangt.

Die Staatsgewalt wird hier also nicht mehr aus einem Vertrag, sondern aus der Ständeschichtung hergeleitet, und der ursprüngliche Zweck des Staates nicht in der Erfüllung eines sonst von allen eingegangenen Staatsvertrags gesehen, sondern in der Aufrechterhaltung und Sicherung der überlieferten Besitzunterschiede.

An die Auffassung des Verhältnisses der Gesellschaft zum Staat änderte zunächst diese Entwicklung der Staatstheorie recht wenig. Gab es schon immer ein gesellschaftliches Zusammenleben der Menschen, wenn auch zunächst nur in kleinen Gesellschaften, so konnte zwar der Staat nicht mehr einfach identisch mit der Gesellschaft sein, doch sah man in ihm auch nichts von der Gesellschaft Wesensverschiedenes, sondern nur eine höhere Form der Gesellschaft; eine politische Gesellschaft, die sich dadurch von den primitiven Gesellschaften unterscheidet, daß sie ein »political« oder »civil government« hat, während die früheren Gesellschaften auf Familien- beziehungsweise Verwandtschaftsbanden beruhten und ein patriarchalisches Regiment hatten. Man bezeichnete daher nun auch den Staat vielfach als zivile oder bürgerliche Gesellschaft.

Ebensowenig gelangte man zunächst über die Auffassung der Gesellschaft als eine bloße Zusammenhäufung von Individuen hinaus. Demnach galt der Charakter der Gesellschaft als bestimmt durch den Charakter der in ihr vereinigten Individuen, deren Triebe man meist als naturgegeben, das heißt

als seit jeher vorhandene, immer wieder die gesellschaftlichen Schranken durchbrechende Naturtriebe auffaßte. Der Mensch wurde noch fast rein als Naturwesen betrachtet, seltener als Gattungswesen und fast gar nicht als Gesellschaftswesen, also nicht als ein durch das Gesellschaftsleben in seiner Psyche bedingtes historisches Entwicklungsprodukt. Nur ganz vereinzelt finden wir Ansätze der letzterwähnten Betrachtungsweise, am schärfsten ausgeprägt bei einem Theoretiker, der heute nahezu vergessen ist, bei dem schottischen Sozialphilosophen Adam Ferguson — vornehmlich in seinem 1787 erschienenen »*Essay on the history of civil society*« (Versuch einer Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft) und seinen 1792 unter dem Titel »*Principles of moral and political science*« (Grundsätze der Moral und Politik) erschienenen Edinburger Universitätsvorträgen.¹

Nach Adam Fergusons Ansicht hat die Staatsvertragslehre keinerlei Berechtigung. Der isolierte Naturmensch sei nichts als eine Fiktion. »Immer schon«, sagt er, »sind die Menschen in Gruppen und Gesellschaften umhergezogen oder haben sich als solche niedergelassen« (»*History of civil society*«, I, 3). Diese Gruppen seien zwar ursprünglich nur klein gewesen; aber immerhin habe der Mensch schon »in Gesellschaft gelebt, und nur in oder mit der Gesellschaft habe er das werden können, was er geworden sei. Deshalb sei es auch ganz verkehrt, in der Betrachtung der Menschheitsentwicklung von einem »eingebildeten Naturzustand« auszugehen und den Menschen für sich als isoliertes Individuum zu betrachten. Das Wesen des Menschen sei nur in seinem Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Leben zu erfassen«. »Das Menschengeschlecht muß«, heißt es in der »*History of civil society*«, I, 1, »in Gruppen beobachtet werden, wie sie immer bestanden haben; die Geschichte des einzelnen Menschen ist nur eine Aufrechnung der Gefühle und Gedanken, die er in Hinsicht auf seine Spezies gehabt hat, und jede Untersuchung dieser Art sollte darum nur mit ganzen Gesellschaften, nicht mit einzelnen Menschen gemacht werden.«

Das Individuum in seiner Vereinzelung, meint er, könne niemals als Typus irgendeiner Menschenart gelten, denn es vermöge gar nicht, abgetrennt von seinesgleichen seine Lebensfunktionen zu erfüllen: »Ein Wilder,

¹ Im Jahre 1723 in Logierait (Grafschaft Perth) geboren, studierte Adam Ferguson in St. Andrews und Edinburg Naturwissenschaften und Theologie, begleitete 1745 als Feldprediger die schottischen Truppen nach Frankreich und wurde darauf 1759 zum Professor der Naturphilosophie an der Universität Edinburg ernannt, wandte sich aber eifrig dem schon früher von ihm betriebenen Studium der Moralphilosophie zu und hielt dort von 1764 bis 1785 sozialphilosophische Vorlesungen. Nach Aufgabe seiner Professur trieb er neben sozialphilosophischen vornehmlich Geschichtsstudien und hielt sich zum Zweck der Erweiterung seiner mehrbändigen »*History of the progress and termination of the Roman Republic*« (Geschichte des Fortschritts und des Endes der Römischen Republik) und anderer historischer Studien längere Zeit in Italien und Deutschland auf, wo er 1793 zum Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Er starb 1816 zu St. Andrews.

Von seinen obenerwähnten »*Principles of moral and political science*« existieren meines Wissens nur ältere deutsche Ausgaben; von dem »*Essay on the history of civil society*« ist jedoch 1904 bei Gustav Fischer in Jena eine neue Übersetzung von Valentine Dorn (zweiter Band der von Professor Dr. Heinrich Waentig herausgegebenen Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister) erschienen.

der in Wäldern gefangen wird, wo er immer fern von seiner Art gelebt hat, ist daher ein einzelnes Beispiel, aber kein Beweisstück allgemeinen Charakters. Wie die Anatomie eines Auges, das nie das Licht aufgefangen hat, oder eines Ohres, in das nie ein Ton gedrungen ist, wahrscheinlich Fehler in diesen Organen nachweisen würde, die davon herrühren, daß letztere niemals ihre eigentlichen Funktionen ausgeübt haben, so würde auch ein einzelner Fall der obigen Art lediglich zeigen, in welchem Maße auch Verstandes- und Gefühlskräfte existieren können, wo sie vorher nicht geübt worden sind, und was die Fehler und Schwächen eines Herzens sind, die nur im gesellschaftlichen Leben erwachen.« (*»History«, I, 1.*)

Der Mensch sei eben »von Natur aus Glied einer Gesamtheit«, nur ein Teil eines Ganzen, und »das Lob, das wir seiner Tugend schuldig zu sein glauben, ist nur ein Abzweig jenes allgemeinen Lobes, das wir dem Glied eines Körpers, dem Teil eines Bauwerks oder einer Maschine spenden«. Wohl gäbe es sogenannte natürliche Triebe, rein tierische Grundtriebe, die der Mensch mit dem Tiere gemein hätte, wie zum Beispiel Hunger, Durst, Fortpflanzungstrieb usw.; aber selbst diese Triebe nähmen unter dem Einfluß des gesellschaftlichen Lebens veränderte Formen an. Neben ihnen aber entstünden aus dem gesellschaftlichen Zusammenleben heraus andere Triebe und Gefühle sozialer Art, wie der Bevorzugungstrieb, Ruhmsucht, Geiz, Stolz, Solidaritätsgefühl, die alle nur unter gesellschaftlichen Beziehungen denkbar wären, wie denn überhaupt »ein großer Teil der Meinungen, Bestrebungen, Handlungen des Menschen durch den Zustand der Gesellschaft bestimmt wird, in der er lebt« (*»Institutes of moral philosophy«, VII, I, 1.*)

Und wie es nach Ansicht Fergusons fehlerhaft ist, den Zustand des gesellschaftlichen Zusammenlebens einem imaginären Naturzustand der menschlichen Isolierung gegenüberzustellen, so ist es auch verkehrt, das Wesen des Menschen in einen »natürlichen« und »unnatürlichen« Teil zu scheiden; denn alle Eigenschaften des Menschen sind natürlich, insofern sie in natürlichen Anlagen wurzeln, und sie sind zugleich gesellschaftlich, insofern als sie unter dem Einfluß des gesellschaftlichen Lebens ihre jetzige bestimmte Form erlangt haben.

»Von allen Ausdrücken, die wir bei Behandlung menschlicher Angelegenheiten verwenden, sind die Worte ‚natürlich‘ und ‚unnatürlich‘ am wenigsten bestimmt in ihrer Bedeutung. Im Gegensatz zu Hiererei, Widerspenstigkeit und anderen Fehlern des menschlichen Temperaments und Charakters ist ‚natürlich‘ ein lobendes Beiwort. Aber wenn es zur Spezifizierung eines Benehmens angewandt wird, das aus der Natur des Menschen hervorgeht, kann es zu keiner Unterscheidung dienen, denn alle Handlungen der Menschen sind gleichmäßig das Ergebnis ihrer Natur.«

Wenn der Palast natürlich sei, meint er, so sei es die Hütte nicht weniger, und die höchste Verfeinerung politischer oder moralischer Anschauungen sei in ihrer Art nicht künstlicher als die ersten Befähigungen des Gefühls und der Vernunft (Intellekts); denn »wenn wir zugeben, daß der Mensch der Verbesserung fähig ist und in sich selbst das Prinzip des Fortschritts und den Wunsch nach Vollendung trägt, erscheint es unrichtig, zu sagen, daß er seinen Naturzustand verlassen habe, als er anfang, fortzu-

schreiben, oder daß er in eine Lage komme, für die er nicht bestimmt sei, wenn er gleich anderen Lebewesen nur seinen Anlagen folgt und die Kräfte anwendet, die die Natur ihm gegeben hat».

Deshalb wendet sich denn auch Ferguson sehr scharf gegen das schon damals beliebte Verfahren, die menschliche »Natur« und die menschlichen Handlungen (soweit diese mit seinen Beziehungen zur Gesellschaft zusammenhängen) nach »Analogie der anderen Tiere« zu beurteilen oder, wie wir heute sagen würden, in den Vorgängen des Gesellschaftslebens einfach nur Auswirkungen des tierischen Lebensprozesses zu sehen und kurzweg biologische Gesetze beziehungsweise Erfahrungen auf das Gebiet der Soziologie zu übertragen. Der tierische Lebensprozeß ist nach Fergusons Ansicht etwas ganz anderes als der gesellschaftliche Entwicklungsprozeß. Der einzelne Mensch schreite nicht nur, wie das Tier, von der Kindheit zur Mannheit und zum Verfall fort, sondern zugleich schreite die Menschengattung von der Wildheit zur Zivilisation fort. Das Tier wiederhole in ewiger Gleichförmigkeit seinen Lebensprozeß. Jede Tiergeneration bilde die in ihrer Art liegenden körperlichen Fähigkeiten völlig aus, und die nächste Generation setze dann genau dort wieder ein, wo die vorausgegangene begonnen habe. Eine stetige Wiederholung desselben Prozesses, in dessen Verlauf keine Generation in der Ausbildung ihrer Fähigkeit merklich über die frühere hinausgelange. Das gelte aber nicht vom gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß, denn in diesem beginne nicht jede Generation wieder dort, wo die frühere begonnen habe, sondern baue weiter auf dem, was ihr diese an Fortschritten (an Kulturbestand) hinterlasse. So sagt er in seiner »History of civil society«, I. Teil, 1. Kapitel:

»Er (der Mensch) beginnt seine Laufbahn mit den Vorteilen, die seinem Jahrhundert eigentümlich sind, aber sein natürliches Talent ist wahrscheinlich dasselbe. Der Gebrauch und die Anwendung dieses Talents wechseln, und die Menschen setzen ihre Arbeit fort, gemeinsam vorwärtsschreitend durch viele Zeitalter. Sie bauen auf dem Grunde, der von ihren Vorfahren gelegt ist, und in einer Abfolge von Jahren streben sie nach einer Vollkommenheit in der Anwendung ihrer Kräfte, wozu die Hilfe einer langen Erfahrung erforderlich wird und viele Generationen ihre Bemühungen vereinigt haben müssen. Wir sehen den Fortschritt, den sie gemacht haben; wir zählen deutlich viele ihrer Schritte; wir können sie bis in eine graue Vorzeit zurückverfolgen, von der keine Kunde übriggeblieben noch irgendein Denkmal erhalten ist, um uns davon zu unterrichten, was der Anfang dieses wunderbaren Schauspiels gewesen ist.«

Gesellschaften und gesellschaftliches Leben hat es demnach immer gegeben, aber deshalb noch keine Staaten. Zwar ist nach Fergusons Ansicht der Staat auch eine Gesellschaft, wie die Horde und der Stamm; aber doch eine ganz besondere Art von Gesellschaft, nämlich eine politische. Während die früheren Gesellschaftsarten auf Familien-, Abstammungs- und Freundschaftsbanden beruhen, wird diese neue Gesellschaftsformation durch politische Einrichtungen zusammengehalten — durch das »civil government«.

Wie entsteht solche politische Gesellschaft (Staat)? Nicht, wie man früher geglaubt habe, durch Vertragsschließungen. Niemals sei tatsächlich ein Vertrag der Errichtung der Gesellschaft vorausgegangen. Gewohnheiten, Statuten, Kapitulationen, die bürgerliche Verabredungen betreffen

oder ausdrücken, seien alle später vorgenommen als die Errichtung der Gesellschaft (*„Institutes of moral philosophy“*, V, 10, 3).

Der Staat ist nach Ferguson aus den wirtschaftlichen Verhältnissen herausgewachsen, genauer: aus der Notwendigkeit einer Regelung der Privateigentumsverhältnisse — dieselbe Auffassung, die wir bei Adam Smith fanden, nur daß Ferguson sie politisch schärfer zuspitzt. In den vorstaatlichen Horden und Stämmen ist, wie er ausführt, das private Eigentum zunächst ganz unbeträchtlich. Bei den Jägervölkern besteht es gewöhnlich nur in wenigen Waffen, Geräten und Fellen; das erbeutete Wild wird geteilt. Auch wenn später der Übergang zum Anbau erfolgt, bleiben zunächst Boden und Ernte Gemeineigentum, wie auch gewöhnlich das Feld gemeinsam bestellt wird, während Hütte und Geräte als Familieneigentum betrachtet und meist von den Frauen verwaltet werden. Kennzeichnend für Fergusons Kenntnis der Einrichtungen der amerikanischen Indianerstämme ist, daß er bereits (*„History of civil society“*, II, 2. Kapitel) eine kurze Darstellung des indianischen Mutterrechts gibt. Mit steigender wirtschaftlicher Entwicklung und Mehrung des Reichtums stellen sich jedoch Vermögensunterschiede und Arbeitsteilungen, kurz *„ungleiche Lebenslagen“* ein, zumal die Häuptlinge und Tapferen größere Anteile an der Kriegsbeute erhalten. Die Häuptlinge, besonders die Stammeshäuptlinge, gewinnen dadurch in steigendem Maße an Ansehen und Macht. Schließlich entwickelt sich eine Art primitiver Monarchie, ein Stammeskönigtum, das, um sich seine Oberherrschaft zu sichern, gewisse diesem Zwecke dienende Einrichtungen durchzusetzen sucht. Durch Besiegung angrenzender anderer Stämme wird diese Herrschaft noch mehr befestigt, denn die Niederhaltung und wirtschaftliche Ausnutzung der Unterworfenen erfordere die Einführung von Beaufsichtigungs- und Beherrschungsinstitutionen.

Diese Stellung vermag das Oberhaupt aber nur dort zu erringen, wo sich schon gewisse Reichtums- und Rangunterschiede herausgebildet haben und sein Machtstreben bei den Vornehmen und Bevorrechteten in ihrem eigenen Interesse Unterstützung findet. Solche Rang- und Standesunterschiede stellen sich aber auf gewisser Entwicklungsstufe überall ein:

»Die Veränderungen der Zustände und der Sitten,« sagt Ferguson (*„History of civil society“*, III, 2. Kapitel), »die im Entwicklungsgang der Menschheit Führer und Fürsten für die Nationen erstehen lassen, bringen zu gleicher Zeit einen Adel hervor und eine Mannigfaltigkeit von Ständen, die ebenfalls in einem untergeordneten Grade ihren Anspruch auf Bevorzugung erheben. Auch der Aberglaube mag eine gewisse Klasse von Menschen erzeugen, die unter dem Namen Priesterschaft ein besonderes Interesse verfolgt und die wegen ihrer Einigkeit und Festigkeit als Körperschaft und wegen ihres unstillbaren Ehrgeizes in der Reihe derjenigen gezählt zu werden verdient, die sich um die Macht bewerben. Diese verschiedenen Klassen von Menschen sind die Bestandteile, deren Mischung den Staatskörper in der Hauptsache bildet; jede zieht einen Teil der gesamten Volksmasse auf ihre Seite. Das gemeine Volk bildet gelegentlich auch eine Partei für sich, und eine Menge Menschen, welchem Stande oder Range sie auch angehören mögen, werden sich durch ihre

entgegengesetzten Ansprüche und besonderen Ansichten wechselseitig störend und hinderlich und haben, indem sie in die Nationalversammlungen die Grundsätze und Begriffe eines besonderen Standes hineintragen und besondere Interessen verfolgen, Anteil an der Bildung oder Erhaltung der politischen Gestalt des Staates.«

Der Staat ist deshalb auch nichts Einheitliches. Er umschließt verschiedene Stände und Klassen (zwischen beiden unterscheidet Ferguson noch nicht), die ihre verschiedenen ständischen Interessen zur Geltung zu bringen suchen. Daher richtet sich auch die Regierungsform nach der Art und Weise, »wie die Glieder eines Staates ursprünglich nach Klassen geordnet sind«, sowie »nach den verschiedenen Umständen, die den einzelnen Ständen Macht in ihrem Lande verschaffen«.

Und neben diesen Ständeunterschieden, wie sie in der Stände- und Staatsordnung zum Ausdruck kommen, gibt es, wie Ferguson weiter ausführt, im Staate noch eine auf wirtschaftlichen Grundlagen, vornehmlich der Eigentumsverteilung, beruhende Abhängigkeit und Unterordnung, eine nicht in formalen Verfassungsbestimmungen begründete Klassenschichtung, die sich manchmal sogar im Widerstreit zur Verfassung durchsetzt:

»In jeder Gesellschaft gibt es eine zufällige Unterordnung, die von ihrer formalen Ordnung (Ferguson meint die Staatsordnung) unabhängig und oft der Verfassung zuwider ist. Während die Regierung und das Volk jedes seine eigene Sprache redet und keinen Anspruch auf Macht zuzugeben scheinen, ohne eine gesetzliche Ermächtigung auf der einen Seite oder den Vorzug erblicher Würden auf der anderen, gibt diese zufällige Unterordnung, die vielleicht aus der Verteilung des Eigentums oder aus einem anderen Umstand hervorgeht, der einen ungleichen Grad des Einflusses verleiht, dem Staat seine Färbung und bestimmt seinen Charakter.«

Wie die Regierungsform hängt auch das in einem Staate geltende Recht hauptsächlich von der Ständegliederung ab. Es ist im wesentlichen ein Recht der Stärkeren, der einflußreicheren Klassen im Staate und bezieht sich daher auch vor allem auf das Eigentum. »Es will die verschiedenen Methoden, nach denen Eigentum erworben werden kann, zum Beispiel durch Verjährung, Abtretung und Erbfolge, bestimmen, und es trifft zugleich die öffentlichen Anstalten zu seiner Sicherung.« (»History of civil society«, III, 6. Kapitel.)

Bei dieser Erkenntnis bleibt jedoch Ferguson stehen. Die Folgerung, daß, wenn die Regierungsweise und die Rechtsordnung eines Staates durch das Machtverhältnis seiner Stände oder Klassen bestimmt werden, dann auch die inneren politischen Kämpfe im Staate eigentlich nichts anderes als Interessen- und Machtkämpfe dieser Schichten sind, zieht er nicht, wenngleich er mehrfach von Interessenverschiedenheiten, Interessenge Gesichtspunkten, Interessenneid usw. der Parteien spricht. Und noch weniger kommt er zu dem Schluß, daß dann die Zurückführung der inneren Staatszwistigkeiten auf einen bloßen Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft beziehungsweise zwischen Egoismus und Gemeinwohl eine Verkennung der in der gesellschaftlichen Entwicklung begründeten Stände- oder Klassengegensätze ist. Dazu kommt, daß Ferguson der Unterschied

zwischen Stand, Klasse und Partei, wie seine Terminologie beweist, nicht klar wird. Wenn er deshalb auch von den besonderen Interessen der Stände und Parteien spricht, bleibt er doch in der Ansicht befangen, daß die sozialen Kämpfe aus dem zwischen den Einzelinteressen und den sogenannten Gemeininteressen bestehenden Widerspruch entspringen. Deshalb erfordere das »Gemeinwohl« (das Recht der Allgemeinheit) die Zurückdrängung des Egoismus, wie er denn auch im ersten Teil, neuntes Kapitel, seiner Abhandlung über die bürgerliche Gesellschaft die Ansicht vertritt, der Mensch müsse »auf sein eigenes Glück und seine Freiheit verzichten, wo diese dem Wohle der Gesellschaft widerstreiten«. Das allgemeine Wohl sei »der Hauptzweck der Individuen«, wenn auch nicht minder richtig sei, daß das Glück der einzelnen wieder das Hauptziel der bürgerlichen Gesellschaft sein müsse. Die Frage: »Worin besteht denn das Gemeinwohl, wenn das politische Gemeinwesen gar nichts Einheitliches mit bestimmten gleichartigen Gemeininteressen ist, sondern vielmehr ein Zusammengesetztes aus verschiedenen Klassen mit verschiedenen einander widerstrebenden Klasseninteressen?« wird von Ferguson gar nicht gestellt. Sein Scharfblick führt ihn wohl zu vielen tief in das Wesen der Gesellschaft und des Staates eindringenden Beobachtungsergebnissen, aber zur Zusammenfügung dieser zu einer in sich abgeschlossenen Theorie gelangt er nicht.

Das zeigt sich schon, wie er die Begriffe Staat, Gesellschaft, politische Gesellschaft, bürgerliche Gesellschaft, Volk, Nation durcheinanderwirft und miteinander identifiziert. Er versteht darunter im wesentlichen überall dasselbe: den Verfassungsstaat. Der ganze Unterschied, den man herauszufinden vermag, besteht nur darin, daß er das Wort »Staat« mit Vorliebe da gebraucht, wo er an die staatliche Organisation, an die Verwaltungsmaschinerie denkt, das Wort »Nation«, wo er den Staat als eine in sich abgeschlossene Volksmasse anderen Staaten gegenüberstellt, und das Wort »Volk«, wo er die Zusammenfügung des Staates aus einer zusammenhaltenden, gleichgearteten Bevölkerung betonen möchte. Aber im ganzen sind ihm doch Staat, bürgerliche Gesellschaft, Nation, Volk synonyme Begriffe.

Das System der „automatischen Entschädigung“ bei Enteignungen und Vergesellschaftungen

Von Dr. Ed. Dieß (Karlsruhe)

Die deutsche Reichsregierung hat aus der badischen Gesetzgebung das in § 25 der badischen Verfassung vom 21. März 1919 zum ersten Male gesetzgeberisch verwirklichte »automatische« proportionelle Wahlsystem für ihre Vorschläge zum Reichstagswahlrecht übernommen, und es scheint, daß dieses automatische System insofern seiner Einfachheit und Gerechtigkeit Reichsgesetz werden wird.

Vielleicht wird die Reichsgesetzgebung sich auch noch in der Lage sehen, ein anderes »automatisches« System aus den gesetzgeberischen Materialien des Badischen Landtags zu verwerfen, nämlich das automatische System für die Abtragung der bei Enteignungen und Vergesellschaftungen zu gewährenden Entschädigungen.

Nach Artikel 153 Absatz 2, 155 und 156 der Reichsverfassung soll eine Enteignung einzelner Eigentumsobjekte ebenso wie die Überführung der für die Vergesellschaftung geeigneten privatwirtschaftlichen Unternehmungen in Gemeineigentum nur »gegen angemessene Entschädigung« erfolgen, »soweit nicht ein Reichsgesetz etwas anderes bestimmt«. Die Enteignung und Vergesellschaftung unterliegt bekanntlich nach Artikel 7 Ziffer 12 und 13 der Reichsgesetzgebung, freilich mit der Beschränkung des Artikels 12, wonach die einzelnen Länder das Recht der Gesetzgebung auch auf diesem Gebiet ausüben können, solange und soweit das Reich von seinem Gesetzgebungsrecht keinen Gebrauch macht. Das Reich hat nur dann gegen Landesgesetze über eine Vergesellschaftung ein Einspruchsrecht, wenn dadurch das Wohl der Gesamtheit im Reiche berührt wird.

Trotz der wirtschaftlichen Notlage, in der wir sind, liegen bekanntlich zurzeit eine ganze Reihe von Sozialisierungsprojekten den gesetzgebenden Körperschaften vor. Es genügt, auf die Vorschläge für die Kohlenwirtschaft und die Elektrizitätswirtschaft zu verweisen. Auf einer Reihe von anderen Gebieten kann die Frage der Vergesellschaftung großer Industrien jeden Tag akut werden, namentlich da, wo die Unternehmungsform die Aktiengesellschaft oder eine ähnliche juristische Persönlichkeit (Gewerkschaft oder G. m. b. H.) ist. Die Überzeugung, daß in derartigen Fällen die bisherige Unternehmungsform — also die Gesellschaftsform — bis auf weiteres auch bei einer Vergesellschaftung erhalten bleiben muß und nicht durch die mehr oder minder bürokratisch-staatliche oder kommunale Regieform ersetzt werden darf, wenn man die Vorteile der Privatwirtschaftsform der Allgemeinheit dienstbar machen will, bricht sich mehr und mehr Bahn. Zum Beispiel wurden schon in dem Karlsruher »Volksfreund« vom 1., 2. und 3. April 1919, Nr. 77 bis 79, von sozialdemokratischer Seite vier Vorschläge zu Gesetzentwürfen »bezüglich der Vergesellschaftung des Großgrundbesitzes und des Großkapitals« in Baden veröffentlicht, von denen auch einer, nämlich derjenige »über die Vergesellschaftung der Standesherrschaften«, von der sozialdemokratischen Landtagsfraktion zum Initiativantrag erhoben wurde. Diese vier Gesetzesvorschläge gingen sämtlich davon aus, daß bis auf weiteres die bisherige Bewirtschaftungsform — unter entsprechenden Kaufeln zur Wahrung der Interessen der Arbeiterschaft und der Allgemeinheit — aufrechterhalten bleiben sollte, insbesondere nach dem Gesetzesvorschlag III (»Volksfreund« vom 2. April 1919, Nr. 78) bei den Aktiengesellschaften.

Dieser Gedanke hat jüngst auch in der Neuen Zeit in dem Aufsatz des Reichstagsabgeordneten Nikolaus Osterroth »Profit- oder Bedarfswirtschaft« (Neue Zeit Nr. 12 vom 19. Dezember 1919, S. 263 ff.) eine eingehende Begründung und Bejahung gefunden. Osterroth kommt (auf S. 266/67) zu dem Ergebnis:

Enteignen wir nun ein großes privatkapitalistisches Unternehmen für das Reich, ohne demselben seinen Charakter als Aktiengesellschaft zu nehmen, ohne den technischen Leiter und seine Mitarbeiter in ihrer Dispositionsfähigkeit, ihren Bezügen und ihrer sozialen Stellung zu beschneiden, so ist nicht einzusehen, warum sie an dem Betriebsergebnis weniger interessiert sein sollen. Wir haben dann den Staatsbetrieb ohne dessen bisherige lähmende Fesseln, ohne Bürokratisierung und ohne Etatwirtschaft. Das Reich ist Inhaber aller Aktien: die interessierten Ressortminister wie die Angestellten und Arbeiter des Betriebs bilden in einem genau

durch Statut festzusetzenden Verhältnis den Aufsichtsrat, und der Reichstag prüft nach Abschluß des Geschäftsjahrs die Jahresrechnungen, die in allen Einzelheiten offenliegen, einschließlich der Gehälter, Löhne, Material- und Selbstkosten. Das Parlament bleibt von etatisierten Voranschlägen völlig verschont und prüft, statt Zukunftsmusik zu machen, die positiven Betriebsergebnisse der Vergangenheit. Damit sind alle Vorzüge der privatrechtlichen Aktiengesellschaft gewahrt, und der Betrieb dient in gleicher Leistungsfähigkeit und Beweglichkeit dem Bedürfnis des Reiches. Der Schritt zur Bedarfswirtschaft wäre gemacht ohne halbbrüchliche Experimente. Die technische und kaufmännische Leitung des Unternehmens trägt die volle Verantwortung wie im privatrechtlichen Betrieb. An ihrer Stellung ändert sich nichts; nur sind sie dem Reich und seinen Organen verantwortlich, statt wie bisher den Bankdirektoren und Kapitalbesitzern.

Einer der stärksten Einwände gegen diese an sich einleuchtende Art der Vergesellschaftung war bisher immer die Entschädigungsfrage. Wenn auch nach Artikel 153 ff. der Reichsverfassung nur eine »angemessene« Entschädigung gewährt werden soll, und wenn auch sogar die Möglichkeit gegeben ist, daß durch Reichsgesetz unter bestimmten Umständen noch unter das Maß dessen, was als »angemessen« zu betrachten ist, hinuntergegangen, in Einzelfällen vielleicht sogar überhaupt keine Entschädigung gewährt wird, so muß doch in der Regel mit der verfassungsmäßig festgelegten Verpflichtung zur Entschädigung gerechnet werden. Durch eine solche Entschädigungspflicht kann aber dem Staat oder der Kommune eine derartige Belastung aufgebürdet werden, daß sie — zumal unter den durch den Krieg geschaffenen schwierigen Verhältnissen — nicht in der Lage sein werden, die zu vergesellschafteten Unternehmungen zu übernehmen oder in rentablem Betrieb zu erhalten. Die Milliarden, die von der Allgemeinheit für solche Entschädigungen aufgebracht werden müßten, spielen bekanntlich eine große Rolle in dem Kampf gegen die Sozialisierungsbemühungen.

Von Seiten der Anhänger der Sozialisierungsbemühungen hat man gegen solche allzu schwere Kapitalbelastung des Reiches, der Länder und Kommunen vor allem den Ausweg vorgeschlagen, die Entschädigung nicht in bar oder Papiergeld, sondern in Form von verzinslichen, auf Seite der Gläubiger unkündbaren, auf Seite der Schuldner frei oder nach einem bestimmten Plan amorfisierbaren Schuldverschreibungen, die auf die vergesellschafteten Unternehmungen ratifiziert wären, zu gewähren. Ähnlich wie man in einzelnen Staaten zum Beispiel die ehemaligen landesherrlichen Familien für die Abtretung ihres Haus- und Domänenbesitzes durch Hingabe von staatlichen Schuldverschreibungen oder Gewährung von Eintragungen einer Schuldbuchforderung in dem Staatsschuldbuch abgefunden hat. (Vergl. zum Beispiel Artikel 1 § 1 Ziffer 7 des badischen Gesetzes vom 25. März 1919, Gesetzes- und Verordnungsblatt S. 179, über die Auseinandersetzung bezüglich des Eigentums an dem Domänenvermögen, wonach das Abfindungskapital erstattet wird »durch Errichtung einer Schuldbuchforderung im badischen Staatsschuldbuch oder durch Ausfolgung von Schuldverschreibungen des badischen Staates im Nennwert des zu gewährenden Betrags«.)

Solche Art der Kapitalentschädigung wird zweifellos auch bei den Vergesellschaftungen zur Anwendung gelangen müssen, da an eine anderweitige Beschaffung der erforderlichen Kapitalien kaum zu denken ist. Der Haupt-

fehler fast aller deutschen Expropriationsgesetze lag bisher darin, daß sie prinzipiell davon ausgingen, daß die Entschädigung durch Kapitalgewährung zu leisten sei. Dieser Grundsatz hat schon bei gewöhnlichen Expropriationen dazu geführt, daß der Staat oder der sonstige Expropriant mit ungeheuren Kapitalschulden belastet wurde, während auf der anderen Seite der Exproprierte gleichwohl keineswegs immer vollständigen Ersatz für den ihm durch die Enteignung verursachten Schaden fand. Hierin kann ein Wandel zum Besseren nur geschaffen werden, wenn neben der Kapitalabfindung auch wahlweise andere Entschädigungsmöglichkeiten zugelassen werden, vor allem — neben der hier heute nicht näher zu erörternden Gewährung von Erbschaftsobjekten — die Entschädigung durch Gewährung einer zeitlich beschränkten und in sich selbst amortisablen Rente. Dieser letztere Weg wird namentlich für die Vergesellschaftung von großkapitalistischen (und großgrundwirtschaftlichen) Unternehmungen als der geeignete in Frage kommen müssen.

Wenn auf einen festgestellten zu ersetzenden Kapitalbetrag von 100 Mark eine jährliche Rente von beispielsweise 4 Prozent gewährt und dazu ein weiterer Betrag von 1,25 Prozent durch Stehenlassen auf Zins und Zinseszins zur Selbstamortisation des Kapitals verwendet wird, so ist in $37\frac{1}{2}$ Jahren automatisch der ganze Kapitalbetrag getilgt und die Schuld aus der Welt geschafft. Auf diese Weise wird bekanntlich schon heute bei zahlreichen Staats- und Kommunalanleihen verfahren. Der Staat oder die Kommune zahlt für die ausgenommene Anleihe dem Gläubiger, das heißt dem Inhaber der Anleihebescheinigung, 4 Prozent, verwendet aber in seiner eigenen Wirtschaft alljährlich 1,25 Prozent dazu, um das Kapital selber in $37\frac{1}{2}$ Jahren zu amortisieren. Wird dieses System der automatischen Kapitalstilgung auf die Entschädigungen für die Vergesellschaftung angewendet, so erhalten die exproprierten bisherigen Eigentümer des Unternehmens während $37\frac{1}{2}$ Jahren alljährlich von ihrem Kapital eine Verzinsung von 4 Prozent und nach Ablauf von $37\frac{1}{2}$ Jahren das gesamte Kapital selber ausbezahlt und werden damit auf Heller und Pfennig entschädigt, während auf der anderen Seite die Staatsgemeinschaft nach $37\frac{1}{2}$ Jahren vollständig schuldenfreie Eigentümerin des Unternehmens ist.

Die Gewährung einer Rente aus den nach kaufmännischen Grundsätzen ordnungsmäßig festgestellten Jahreserträgen des Unternehmens bietet gegenüber der festen Schuldverzinsung von 4 Prozent den Vorteil, daß die Rente nur dann und nur so weit alljährlich bezahlt werden muß, als das Jahreserträgnis die Gewährung einer solchen gestattet. Da aber die exproprierten Eigentümer auf die Gestaltung des Jahreserträgnisses selber keinen entscheidenden Einfluß mehr haben und ihnen daher durch Maßnahmen der Verwaltung die Rente Jahr für Jahr verkürzt oder auch ganz entzogen werden könnte, so wird zu ihrem Schutz eine Bestimmung dahin vorzusehen sein, daß die in einem Jahre nicht vollbezahlte Rente aus den Erträgen der späteren Jahre nachzubezahlen ist, ebenso wie der Amortisationsbetrag von 1,25 Prozent eventuell nachträglich aufgebracht werden könnte. In beiden Fällen würde sich lediglich die Zeitdauer der automatischen Schuldablösung etwas verlängern.

Den Verhältnissen von Bedürftigen, Arbeitsunfähigen oder sonst in ihrem Lebensunterhalt auf die jährliche Rente angewiesenen kleinen Ak-

tionären könnte dadurch Rechnung getragen werden, daß ihnen die vierprozentige Rente unter allen Umständen, nötigenfalls durch Voranschußgewährung des neuen Inhabers (Staat oder Kommune) ausbezahlt würde, während andererseits unter Umständen bei Großaktionären eine Maximalgrenze festgesetzt werden könnte, über welche hinaus Rente und Kapitalabfindung nicht gewährt würden. (Dabei wären zur Umgehung des Gesetzes vorgenommene Zerteilungen von Großaktionärbesitz als unwirksam zu behandeln.)

Die zur Amortisation der Kapitalschuld bestimmten 1,25 Prozent würden den Berechtigten nicht alljährlich ausbezahlt, sondern zinseszins tragend angelegt und am Ende der Amortisationsperiode von 37 $\frac{1}{2}$ Jahren — eventuell auch schon früher in Teilabfindungen — zur Auszahlung gebracht. In dem mehrerwähnten badischen Gesetzesvorschlag III vom 2. April 1919 über die Vergesellschaftung der großkapitalistischen Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften auf Aktien und Gesellschaften m. b. H. war die automatische Entschädigung in folgender Weise vorgeschlagen:

Aus den ordnungsmäßig festgestellten Jahreserträgen erhalten die Kleinaktionäre und Kleingefesellschafter, welche höchstens den Nennbetrag von Mark an Aktien oder Stammkapital besitzen, und ihre Rechtsnachfolger eine Vorzugsdividende bis zu höchstens 5,25 Prozent, wovon 1,25 Prozent zur Selbstamortisation ihres Kapitals bestimmt sind, und zwar, falls die Gesellschaftsform nicht früher aufgehoben wird, längstens auf die Dauer von 40 Jahren.

Großaktionäre und Großgefesellschafter mit einem Mark im Nennbetrag übersteigenden Kapitalanteil erhalten für die ersten Mark die gleiche Vorzugsdividende unter denselben Bedingungen.

Kapitalteilungen, die nach dem 1. . . . erfolgt sind, finden als solche keine Berücksichtigung.

Das nach Ausschüttung dieser Vorzugsdividende verbleibende Jahreserträgnis steht zur Verfügung des Ministeriums des Innern. (Vergl. „Volksfreund“, Karlsruhe vom 2. und 3. April 1919, Nr. 78, S. 2, und Nr. 79, S. 4.)

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß sich dieses System der automatischen Entschädigung in derselben Weise auch auf andere privatkapitalistische Unternehmungen anwenden läßt, soweit sie für die Vergesellschaftung praktisch in Frage kommen, ebenso wie dieses System auch durch eine einfache Verschiebung der Zahlen nach oben oder unten eine billige und bequeme Anpassung an die speziellen persönlichen und sachlichen Verhältnisse des einzelnen Unternehmens oder einer ganzen Branche von Unternehmungen gestattet.

Vielleicht kann, wie das badische automatische Wahlverfahren beim Proporz Eingang in die Reichsgesetzgebung gefunden hat, auch das System der automatischen Entschädigung und Abfindung für Enteignungen und Vergesellschaftungen ein brauchbares gesetzliches Werkzeug für die Reichs- und Landesgesetzgebung werden zur zweckmäßigen, praktischen und gerechten Durchführung der großen auf dem Gebiet der Vergesellschaftung zu lösenden Aufgaben.

Der Streik der französischen Eisenbahner

Von Paul Riebke

Auch über Frankreich lastet Gewitterschwüle. Schärfer als je klaffen auch dort die sozialen Gegensätze. Der Krieg mit seinen unerbittlichen Notwendigkeiten, der diese Gegensätze mehr oder weniger gewaltsam überbrückte, der Laumel des Sieges-

rausches, der sie verschleierte, haben heute schon — in den Kreisen der Arbeiterschaft wenigstens — fast ihre Wirkungskraft eingebüßt. Das Volk leidet mehr und mehr unter der steigenden Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse, unter Arbeitslosigkeit und Teuerung. Vom Anbruch des Zeitalters des Rechts und der Freiheit, das dem französischen Volke nach den Versicherungen der Staatsmänner als Lohn seiner durch den endlichen, teuer erkauften Sieg gekrönten, heroischen Ausdauer winken sollte, ist herzlich wenig zu spüren. So wächst die Unzufriedenheit der Arbeitermassen. Auf der anderen Seite steigt auch die Unruhe der besitzenden Klassen aller Grade. Sie befürchten, in der ruhigen Ausmünzung »ihres« Sieges gestört zu werden durch eine tiefgreifende Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnung, als Folge eines elementaren Ausbruchs jener Unzufriedenheit der Volksmassen. Nichts natürlicher, als daß die Bedrohten sich zu sammeln und sich zur Verteidigung ihrer Interessen mehr noch als bisher zu rüsten suchen. Das aber verstärkt nur noch das Mißtrauen der Arbeitermassen und bestimmt diese erst recht zu einer immer radikalere Geltendmachung ihrer Forderungen.

Es ist nur zu verständlich, daß in dieser Atmosphäre sozialer Hochspannung die Möglichkeit eines revolutionären Generalstreiks auf der einen Seite unbegrenzte Hoffnungen, auf der anderen Seite höchste Wut und Erbitterung über die ständige, als unerträglich empfundene Bedrohung des Wirtschaftslebens auslösen muß; doch sind auf beiden Seiten auch einsichtsvolle Männer vorhanden, die sich sowohl Rechenschaft ablegen über die Gefahren einer gewaltsamen, völligen Stilllegung des Wirtschaftslebens, als des Versuchs, durch gewaltsame Unterdrückung jede Äußerung des an sich nur zu berechtigten Unwillens der breiten Massen unmöglich zu machen. Es ist daher das Bestreben dieser besonnenen Elemente, im Interesse des Allgemeinwohls die Anwendung solcher Radikalmittel zu verhindern, wobei sie naturgemäß auf den heftigen Widerstand der beiderseitigen extremen Richtungen stoßen, die nach Kräften den Einfluß jener Elemente auszuschalten oder zu untergraben versuchen.

Diesen Hintergrund muß man vor Augen haben, wenn man den kürzlich beendeten Streik der französischen Eisenbahner in Ursache, Verlauf und Wirkung richtig beurteilen will. Man muß sich vor Augen halten, daß die Generalstreikdrohung eigentlich seit mehr als einem Jahre in Frankreich permanent geworden ist. Schon im Frühjahr 1919 drängte die radikale Richtung der französischen Gewerkschaftsbewegung im Anschluß an den großen Pariser Metallarbeiterstreik dazu, den Generalstreik über das ganze Land zu erklären. Als dieser Forderung von seiten des Gewerkschaftsbundes nicht entsprochen wurde, sollte der für den 21. Juli ursprünglich als internationale Kundgebung geplante vierundzwanzigstündige Proteststreik gegen die Intervention in Rußland den Anstoß zu einer großen Generalstreikbewegung abgeben. Der Gewerkschaftsbund sagte jedoch bekanntlich noch in letzter Stunde den vierundzwanzigstündigen Proteststreik ab. Auf dem Allgemeinen Gewerkschaftskongreß zu Lyon im September 1919 wurden dieserhalb von der Opposition die heftigsten Angriffe gegen die Bundesleitung gerichtet. Die Meinung der Bundesleitung siegte zwar mit starker Majorität, die Opposition verfolgte aber mit nicht geringerem Eifer die Propagierung des Generalstreikgedankens weiter, und mehrfach ist es deswegen schon zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Anhängern und Gegnern der Oppositionspolitik gekommen.

Zu Führern der Opposition im französischen Gewerkschaftsbund gehören auch eine Anzahl Funktionäre der Eisenbahnerorganisation und insbesondere die Leitung des Unternehmerverbandes der P. L. M., das heißt der Paris—Lyon—Mittelmeerbahnen. Gerade dort nahm die letzte Eisenbahnerbewegung als rein lokaler Konflikt ihren Ausgang und wurde nach einigen Tagen Dauer gegen den Willen der Gesamtverbandsleitung auf das ganze Liniennetz der obengenannten Gesellschaft ausgedehnt unter gleichzeitiger Voranstellung von Forderungen, die mit dem Ausgangspunkt des ganzen Streiks — der disziplinarischen Bestrafung eines Werk-

stättenarbeiters — nichts zu tun hatten, wie zum Beispiel die Vergesellschaftung der Eisenbahn, Neuregelung der Besoldungs- und Beförderungsordnung u.ä. Immer noch ohne die Zustimmung der Leitung des Eisenbahnerverbandes sprang dann der Ausstand auf die Liniennetze der übrigen Eisenbahngesellschaften über, ohne sich jedoch zu einer wirklich einheitlichen Bewegung auszuwachsen. Endlich aber mußte die Verbandsleitung doch dem Drängen nachgeben; denn das Kartell der Eisenbahnerorganisationen von Paris und Umgebung drohte mit der eigenmächtigen Ausrufung des Generalstreiks und der Übernahme der Leitung desselben. Sollte nicht ein völliges Durcheinander entstehen, mußte die Verbandsleitung die Zügel der Bewegung in die Hand nehmen.

Die von der Verbandsleitung inzwischen mit der Regierung und den Eisenbahngesellschaften angeknüpften Verhandlungen führten zu keinem Ziele. Die Regierung griff zu scharfen Gegenmaßnahmen und schickte den Ausständigen die Mobilisationsorder ins Haus. Die Erregung stieg dadurch nicht nur in den Eisenbahnerkreisen, sondern auch unter der ganzen übrigen Arbeiterschaft immer höher. Die nunmehr noch schärfer einsetzende Generalstreikpropaganda der oppositionellen Richtung fand willige Ohren. Der zu einer Vollstufung einberufene Verbandsvorstand beschloß, die Maßnahmen der Regierung mit der Erklärung des Generalstreiks aller Eisenbahngestellten zu beantworten. Die Verhandlungen mit der Regierung und den Gesellschaften wurden jedoch fortgesetzt, kamen aber nicht recht vom Fleck. Die Regierung wollte nur nach Wiederaufnahme der Arbeit eine Vermittlerrolle zwischen den Gesellschaften und der Eisenbahnerorganisation übernehmen.

Darauf wandte sich die Streikleitung mit der Bitte um Unterstützung an den französischen Gewerkschaftsbund, der auch sofort entsprechende Vorbereitungen traf. In demselben Moment aber, wo er sich anschickte, den Streik auf die übrigen für die nationale Volkswirtschaft wichtigsten Berufszweige auszudehnen: auf die Bergarbeiter, die Seeleute, die Hafenarbeiter und die Arbeiter aller öffentlichen Verkehrsmittel, erließ die Eisenbahnerorganisation die Anordnung zur Wiederaufnahme der Arbeit. In der Zwischenzeit hatten nämlich erneute Verhandlungen stattgefunden, die schließlich zu folgendem Ergebnis führten:

1. Die den Gewerkschaftsfunktionären — soweit sie noch im Betrieb oder im Fahrdienst tätig sind — zustehenden Rechte sollen durch ein zu vereinbarendes Statut festgelegt werden.

2. Die Regelung der Besoldungs- und Beförderungsordnung soll beschleunigt werden.

3. Für die Nebenbahngesellschaften soll eine paritätische Kommission, wie bei den großen Gesellschaften, eingesetzt werden, um auch für die Klein- und Nebenbahngestellten die unter 2 bezeichneten Reformen vorzubereiten und durchzuführen.

4. Der in Vorbereitung befindliche Gesetzentwurf über die zukünftige Regelung des französischen Eisenbahnwesens soll dem Wirtschaftsrat der Arbeit vorgelegt werden, der von dem Gewerkschaftsbund in Verbindung mit den Landesorganisationen der Techniker und der Konsumgenossenschaften eingesetzt worden ist.

5. Maßnahmen aus Anlaß des Streiks dürfen nicht stattfinden. Alle über Streikende wegen Nichtbeachtung der Aufforderung zur Aufnahme der Arbeit ausgesprochenen Disziplinarstrafen werden aufgehoben. Die wegen anderer Vergehen verhängten Disziplinarstrafen sollen revidiert werden, und dem Eisenbahnerverband bleibt das Recht vorbehalten, an den Minister zu appellieren, falls er das Revisionsergebnis nicht als gerecht anerkennen zu können glaubt.

Der Kompromißcharakter der getroffenen Vereinbarungen ist unverkennbar. Es ist jedoch zu beachten, daß durch ihren unregelmäßigen Anfang und die ganz ungleichmäßige Ausbreitung — die Angestellten der Nordbahngesellschaft waren zum Beispiel in nur unbedeutendem Maße der Generalstreikorder des Eisen-

bahnverbandes gefolgt, diejenigen der Ostbahngesellschaft in nicht viel größerem Umfang — die Stoßkraft der Bewegung von Anbeginn an außerordentlich geschwächt worden war. Ob die vom Gewerkschaftsbund zunächst zur Unterstützung der Eisenbahnerbewegung in Aussicht genommenen Verufe dem Aufruf zum Generalstreik in ausreichendem Maße Folge geleistet hätten, stand jedenfalls nicht ganz fest. Die Leitung des Eisenbahnerverbandes glaubte nicht die Verantwortung für eine weitere Ausdehnung der Bewegung, die dem ohnehin schon daniederliegenden Wirtschaftsleben des Landes weitere schwere Wunden schlagen mußte, übernehmen zu können, sondern zog es vor, auf der Grundlage der obigen Zuständnisse den Streik für beendet zu erklären.

Herrn Millerand aber lag — im augenscheinlichen Gegensatz zu verschiedenen seiner Kabinettskollegen — ebenfalls nichts daran, es jetzt zu einer Kraftprobe mit der Arbeiterklasse kommen zu lassen, obgleich in Anbetracht der hinter ihm stehenden starken bürgerlichen Parlamentsmehrheit und einer aus der noch nicht ganz verlogenen patriotischen und Siegesstimmung leicht zu erklärenden durchaus antirevolutionären Gedankentrichtung breiter Volksschichten die Situation für die Regierung recht vorteilhaft erschien. Der Ministerpräsident konnte zwar einen für sich günstigen Ausgang der etwa aufgenommenen Kraftprobe als ziemlich sicher in Rechnung stellen; aber sicherlich hätte die französische Volkswirtschaft in einem solchen Kampfe schwere Schäden davongetragen. Als gewiegter Politiker und Kenner der Arbeiterbewegung ließ er sich wahrscheinlich auch noch von einem anderen Grunde leiten. Er sagte sich wohl, daß er durch ein brutales Vorgehen gegen die Eisenbahnerorganisation deren Aktionsfähigkeit für die nächste Zukunft weniger lahmlegen würde, als wenn er der Organisationsleitung die Verantwortung für den Abbruch einer Bewegung zuschob, in die diese nur wider Willen hineingezwungen worden war, für deren Ausgang sie aber dessenungeachtet von den wieder einmal in ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuschten linksradikalen Gruppen der Arbeiterbewegung voll verantwortlich gemacht werden würde. In der Tat sind auch sofort die heftigsten Vorwürfe aus diesen Kreisen gegen den Vorstand des Eisenbahnerverbandes und gegen die Leitung des Gewerkschaftsbundes erhoben worden. Die radikale Richtung des Eisenbahnerverbandes spricht es offen aus, daß auf dem nächsten Verbandstag der Vorstand, der sich als »völlig unfähig«, der Situation nicht im geringsten gewachsen gezeigt habe, hinweggesetzt und eine völlig geänderte Marschrouten eingeschlagen werden müsse. Bei dem zahlenmäßig starken Einfluß, den der Eisenbahnerverband im Gewerkschaftsbund ausübt, kann ein solcher Frontwechsel auch zugleich von großer Bedeutung für die prinzipielle und taktische Betätigung des Bundes werden. Es steht daher schon heute fest, daß die letzte große Eisenbahnerbewegung in Frankreich und die aus ihr resultierenden Folgen nicht ohne Einfluß auf die weitere innere Entwicklung der gewerkschaftlichen Arbeiterorganisation dieses Landes bleiben werden.

Literarische Rundschau

Dr. J. Reichert, *Rettung aus der Valuta-Kof.* Berlin-Zehlendorf W., Zeitfragen-Verlag.

Der Verfasser ist nicht irgendein Unbekannter, sondern der Leiter der Zentralkommission für Ausfuhrbewilligungen für Eisen- und Stahlerzeugnisse. Aus diesem Grund könnte man hoffen, von einem solchen Praktiker etwas Bedeutsames zum Problem unserer Valutasanierung zu erfahren. Aber enttäuscht wird man die Schrift beiseite legen. Was er in den Kapiteln über den Niedergang der Valuta, die Regelung der Ein- und Ausfuhr sagt, enthält — soweit es sachliche Ausführungen, nicht politische Polemiken sind — sehr viel Wahres und Richtiges, das nur den Nachteil hat, daß es nicht neu ist, sondern im Handelsteil unserer Tageszeitungen und in

der Finanzpresse vielfältig und tagtäglich zu lesen ist. Was der Verfasser zum Beispiel über die »freie Preisbildung in der Binnenwirtschaft« sagt, ist nichts anderes als der bekannte Ruf nach der freien Preisbildung in der heimischen Wirtschaft und — was das Allerbedenklichste ist — nach der Anpassung der Inlandpreise an die Weltmarktpreise. Denn nichts anderes fordert der Verfasser, wenn er diese Forderung auch mit dem Satze: »Bei einer freien Preisbildung brauchen keineswegs sämtliche inländische Preise auf die Höhe der Weltmarktpreise zu klettern« sorgsam verklauusuliert. Nicht nur fast die gesamte Handelspresse, auch die einsichtigen Kreise der Industrie lehnen diese Forderung ab, weil ihre revolutionierenden Folgen von unabsehbarer Wirkung sein würden. Wie die »Frankfurter Zeitung« neulich schrieb, würde diese Anpassung der Inlandpreise an die Weltmarktpreise nichts anderes bedeuten, als daß wir unsererseits das Mißtrauen des Auslandes und die Unterbewertung unserer Valuta als zu Recht bestehend anerkennen und sanktionieren. In den letzten Wochen ist unsere Valuta (nach dem Züricher Wechselkurs) von etwa 11,5 auf 5,5 gestürzt. Dem Rezept des Verfassers folgend, hätten wir unser gesamtes inländisches Preisniveau verdoppeln müssen, oder aber der Verfasser weiß noch ein anderes Rezept zur Stabilisierung unserer Valuta als die so leichthin ausgesprochene Forderung der Anpassung der Ausfuhr an die Einfuhr. Aus diesem Grunde kann man die Reichert'sche Schrift ruhig ad acta legen.

U. H e l d e n

Karl Paul H a s s e, *Der kommunistische Gedanke in der Philosophie.* »Philosophische Zeitfragen.« Leipzig 1919, Verlag von Felix Meiner. 92 Seiten. Preis elegant kartoniert Mk. 5.50.

Karl G e b h a r d t, *Der demokratische Gedanke.* »Philosophische Zeitfragen.« Leipzig 1920, Felix Meiner. 61 Seiten. Preis elegant kartoniert 4 Mark.

Es ist ein guter und zeitgemäßer Gedanke, den sozialistischen und den demokratischen Gedanken, die beide in der Gegenwart so große und unerwartete Erfolge wenigstens in Ost- und Mitteleuropa errungen haben, auch in der Philosophie zu verfolgen, zumal wenn es, wie hier, in populärer Form geschieht.

K. P. Hasse — soviel wir wissen, Professor der Philosophie in Leipzig — beginnt mit den Essenern und Pythagoreern und endet mit Proudhon. Er greift öfters über die Grenzen seines Themas hinaus, indem er zum Beispiel nicht bloß das halbsozialistische Sparta, sondern auch das demokratische Athen, nicht bloß den Idealstaat Platos, sondern auch dessen Kritik durch den »nüchternen Alltagsverstand« des Aristoteles, letztere sogar ziemlich ausführlich (S. 20 bis 30) schildert. Auch Plotin, den Hasse besonders kennt, sowie die Renaissancephilosophen Plethon und Pico, von den Neueren Lessing und Rousseau, gehören eigentlich nicht hierher; doch werden manche Leser dem Verfasser vielleicht auch für die Charakteristik ihrer Stellung zum Kommunismus dankbar sein. Von den modernen Utopisten werden ausführlicher Morus, Campanella und Morelly mit seinem »Code de la nature« behandelt, kürzer Saint-Simon mit seinen ökonomischen (»Bazard«) und religiösen (»Enfantin«) Fortbildnern, während die übrigen Staatsromane — bei dem Thema des Buches mit Recht — nur kurz gestreift werden. Die Darstellung ist sachlich und allgemeinverständlich, so daß sie namentlich dem mit dem Stoffe noch unbekanntem Leser durchaus empfohlen werden kann. Ob der Verfasser recht hat, den »Kommunismus« so streng vom »Sozialismus« zu sondern (S. 84), ist eine vielumstrittene Frage, die wir zu verneinen geneigt sind. Schade auch, daß er Marx und Engels von seiner Darstellung ausschließt, weil sie »keine Philosophen im eigentlichen Sinne« (S. 90) gewesen seien.

Eine gewisse Ergänzung bietet in dieser Hinsicht die etwas kürzere Schrift Gebhardt's, die nach ihrem Titel dem »demokratischen Gedanken« eine historisch-philosophische Grundlage geben will, aber von Anfang an sich nicht streng an dieses Thema hält. Von der Ausprägung des demokratischen Gedankens im

Altertum und zum Teil doch auch im Mittelalter sieht sie ganz ab, sondern stellt sogleich dem »Universalismus« (kein klarer Ausdruck) des Mittelalters den »Individualismus« der Neuzeit gegenüber, der dann seine konsequenteste Ausprägung in der — freilich nach Gebhardt und anderen nur »formalen« — Demokratie der Französischen Revolution erhält; während aus Kants »Idealismus« eine organische Staatsauffassung, damit eine soziale Demokratie hervorgeht, die bei Fichte geradezu zum Sozialismus wird; Hegel wird kaum berührt.¹ Der zweite Abschnitt stellt dann dem »organischen« deutschen Staat, wie ihn der Freiherr vom Stein und die Männer der Paulskirche (1848) wollten, den »mechanischen« Staat Bismarcks entgegen, der die Einheit Deutschlands ohne seine Freiheit schaffen zu können glaubte und deshalb — die Politik Wilhelms II. war diejenige Bismarcks, »mit dilettantischen Mitteln fortgesetzt« (S. 41) — zur Katastrophe führen mußte: eine Einsicht, die früher der Masse der »Gebildeten« ziemlich fremd war. Die eigentlich deutsche, das heißt soziale Demokratie wurde im neunzehnten Jahrhundert kulturell, politisch und wirtschaftlich vom Liberalismus überflügelt, der die große Masse des Bürgertums für sich zu gewinnen wußte. Die Tradition des deutschen Idealismus dagegen wird von — Marx und Engels fortgesetzt. »Das Kapital« ist am Ende des Weges, an dessen Anfang die »Kritik der reinen Vernunft« steht, zu dem die »Freiheit eines Christenmenschen« den Weg gewiesen hatte« (S. 44). Die beiden Verfasser des »Kommunistischen Manifests« würden sich allerdings über diese literarische Parallele nicht wenig wundern, aber so, wie Gebhardt die Sache entwickelt, läßt sie sich wohl hören.

Aber die Sünde des deutschen Bürgertums äußert sich der Verfasser ziemlich radikal. Es hatte ihm zufolge im neunzehnten Jahrhundert »sich selbst aufgegeben«, und erst am 9. November 1918 »wurde in Deutschland das Mittelalter beendet, das deutsche Bürgertum sich selbst zurückgegeben« (S. 53). Was trennt trotzdem seine »soziale Demokratie« noch von der Sozialdemokratie? Nicht der Gegensatz zur Arbeiterschaft, mit der er vielmehr zusammenwirken will; sondern im Gegenteil die allzu ideologische Auffassung, die den wahren Sinn des Klassenkampfes verkennt und an die Stelle der wirklichen politisch-sozialen Gegensätze eine ideale, in Wirklichkeit nicht vorhandene »politische, kulturelle und wirtschaftliche« Demokratie »aus dem Willen aller und im Interesse der Gesamtheit« (S. 55 f.) setzt. Seiner Synthese von Sozialismus und Individualismus, die in der Tat, recht verstanden, gar keine Gegensätze sind, kann jeder Sozialist zustimmen; ebenso der Durchführung der Selbstverwaltung auf wirtschaftlichem Gebiet, als richtigem Kern des Rätegedankens; wobei er übrigens die »Führernaturen« als Ausdruck des »Primats der Idee« nicht missen will. Unserer Auffassung nach führt konsequente Demokratie unvermeidlich zum Sozialismus, dem Gebhardt schon ziemlich nahesteht. Und in diesem Sinne ist die Revolution des 9. November, wie er treffend bemerkt, »nicht eine Tatsache unserer Vergangenheit, sondern die Aufgabe unserer Zukunft« (S. 60), ja »die Organisation des deutschen Volkes zur Rettung Deutschlands« (S. 61). Denn sie soll zum »höchsten Gut« führen, »das einer Nation zuteil werden kann«: der wahren Einheit des Volkes (ebenda). K. Worländer

Wilhelm A. Wilhelm, *Wirtschaftsdemokratie der Zukunft oder die Organisation der freien Arbeit und des Verbrauchs*. Leipzig-Wien, Anzengruber-Verlag, Gebr. Buschhahn.

Das Buch ist nach der von Ostern 1919 datierten Vorrede schon bald nach der Revolution fertiggestellt, aber offenbar mit mancherlei späteren Zusätzen erst kürzlich erschienen. Schade! Denn es macht mit scharfer und einschneidender Kritik

¹ Von mir erscheint in diesen Tagen in der Sammlung »Wege zum Sozialismus« bei Paul Cassirer eine Schrift, die das Verhältnis Kants, Fichtes und Hegels zum Sozialismus darstellt.

auf gar manche außer acht gelassene wesentliche Gesichtspunkte und manche Fehler aufmerksam, die hätten vermieden werden können, wenn man praktisch sachkundige Berater zugezogen hätte. Als Sekretär des Österreichischen Konsumvereinsverbandes kennt der Verfasser die Schwierigkeiten der sogenannten Sozialisierung und vor allem die Grundlagen, auf denen sie aufzubauen ist. Er sieht, daß es nicht sowohl gilt, Sachen zu verstaatlichen und zu bewirtschaften, sondern daß es sich vor allen Dingen darum handelt, Menschen, wie sie heute sind, in soziale Beziehung zueinander zu bringen. Er beklagt, daß »Kautsky, wie fast alle sozialistischen Theoretiker, die Verwirklichung des Sozialismus in erster Linie als eine Rechtsfrage der Befähigung und gleichzeitig als ein betriebstechnisches Problem auffaßt, anstatt den Sozialismus als eine gesellschaftstechnische Frage der Umwandlung der gesamten Volkswirtschaft zu behandeln«.

Das Buch (246 Seiten) ist in zwei Teile: »Geschichte und Kritik des Kommunismus und Sozialismus« und »Die Kollektivwirtschaft der Zukunft« mit 22 Hauptabschnitten gegliedert. Zunächst stellt es in kurzen Zügen die Entwicklung der Vergangenheit, die materialistische Geschichtsauffassung und die hauptsächlichsten der bisherigen Partei- und Wirtschaftsprogramme dar. Nach einem Übergangskapitel über die wirtschaftlichen Voraussetzungen des Sozialismus entwickelt er die Mittel zu einer persönlichen Freiheit mit Leistungsfähigkeit verbindenden Sozialismus. Diese in die Tiefe gehenden Betrachtungen auch nur auszugsweise darzustellen, würde hier zu weit führen. Nur einige Gedanken aus den Schlussskapiteln seien angeführt, um im Anschluß an das Gesagte die Grundtendenzen zu kennzeichnen.

Die Beantwortung der Frage, ob der Sozialismus auf dem Wege der politischen Demokratie des Rätesystems oder durch die Diktatur des Proletariats kommen soll oder kann, hängt weniger von politischen und physischen Gewaltmaßnahmen als von zweckmäßiger Organisation der »Arbeit und des Verbrauchs« und »reibungsloser Überführung der wirtschaftlich tätigen Menschen in die gemeinschaftlichen Organisationen ab«. Dagegen »eine sozialistische Herrschaft, die mit gewaltsamen Mitteln das ganze Privateigentum in einen hierarchisch verwalteten Gesellschaftsbesitz verwandeln und in gleicher Weise die Produktion und den Konsum regeln will, wird sicher früher oder später Schiffbruch leiden«. In der privatkapitalistischen Wirtschaftsweise sind »die neuen Formen sozialistischer Wirtschaftsgemeinschaften in den verschiedenartigsten Genossenschaftsformen wirtschaftlicher Selbsthilfe bereits vorbildlich geschaffen«. Der Sozialstaat hat sie also nur »wirtschaftlich wirksamer... auszugestalten und einzugliedern«, woneben freilich auch »ebensolche Staats- und Kommunalwirtschaften bestehen können... Der Neuaufbau muß von vorne beginnen. Die nächste Zeit wird schon darüber entscheiden, ob der geeignete Augenblick von dem deutschen Volke und seinen führenden Männern richtig verstanden und benutzt wurde«.

Leider wird die Antwort auf das letzte bis jetzt nur ein »Nein« sein. Im einzelnen hätte ich, besonders im ersten Teil, einiges, was die Auffassung von Marx betrifft, sowie manche Ungenauigkeiten und Schwerefälle der Darstellung zu beanstanden; aber im ganzen muß ich sagen, daß ich noch kein Buch nach der Revolution gefunden habe, welches so sehr auf realem Boden aufbaut und Luftkonstruktionen so weit von sich weist, als dieses. Dabei behält der Verfasser aber doch das sozialistische Ziel, die Ersetzung der Handelsprofitwirtschaft durch eine geregelte füreinander arbeitende Gemeinschaft, fest im Auge. Der die Köpfe so vieler sonst braver Sozialisten bewegende Verdrängungs- und Neubaugebäude gegenüber dem Kapitalismus wird hier zu klaren und sachgemäßen Fortbildungs- und Umbaugebäude. Der verliert auch nichts an seinem Werte, wenn man vielleicht mit dieser oder jener Einzelheit nicht einverstanden ist. So kann man die ausschließende Gegnerschaft gegen jeden Arbeitszwang und Ortsverlegungszwang, dem doch der Staatsbeamte schon längst sich fügt, übertrieben finden, zumal der Verfasser selbst den

Bauern, der nicht rationell wirtschaftet, zwangsweise enteignen will. Auch seine Stellungnahme zu Groß- und Kleinbetrieb der Landwirtschaft dürfte vielleicht etwas zu einseitig dem letzteren zuneigen. Aber die Mängel und Schwierigkeiten in diesem Buche dürfen nicht abschrecken. Es ist im Kern ein ausgezeichnetes Werk, geeignet, gar manchem Sozialisten, der sich allzusehr in hergebrachten Gedankenbahnen bewegt, wichtige Gesichtspunkte vor Augen zu führen. Es lohnt die Mühe genauesten Studiums.

Franz Staudinger

Karl v. Lysjka, *Vom Geist in der Wirtschaftspolitik*. Jena 1919, Verlag von Gustav Fischer. 61 Seiten.

Der Verfasser zeigt, daß sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg eine weitgehende Arbeits- und Produktionsteilung zwischen den einzelnen Ländern und Völkern und damit ein gegenseitiges Aufeinanderangewiesensein ausgebildet hatte. Aber das Bewußtsein davon war vor dem Kriege nicht lebendig. Es herrschte vielmehr fast allgemein der Geist des Merkantilismus, der stets neue Gegenstandsgefühle von Volk zu Volk weckte und immer neuen Konfliktstoff schuf. Sollen künftighin große Katastrophen vermieden werden, so muß an die Stelle des Merkantilismus, »wenigstens als erstrebenswertes Ideal, eine Wirtschaftspolitik treten, die getragen ist vom Geiste der Reinlichkeit, der gegenseitigen Verständigung und damit der Veröhnung der Völker«.

Eine solche Wirtschaftspolitik kann nach Ansicht des Verfassers grundsätzlich nicht anders als freihändlerisch sein, doch lehnt er staatliche Maßnahmen, die mit dem Freihandel in Widerspruch stehen, nicht unbedingt ab, und zwar hält er sie soweit zulässig, als sie nicht von anderen Nationen als eine gegen sie gerichtete aggressive Politik betrachtet werden können. Mit dem Freihandel vereinbar sind zum Beispiel »industrielle Erziehungszölle«, deren Zweck es ist, »die zurückgebliebene Industrie eines Agrarstaats zur Konkurrenzfähigkeit mit der höherentwickelten eines anderen Landes zu erziehen«. Entschieden zu verwerfen sind dagegen Rohstoff- und landwirtschaftliche Zölle. Aberdies fordert Lysjka Freiheit der Meere, nicht bloß in Friedens-, sondern auch in Kriegszelten, eine Politik der offenen Tür und das Verbot der Führung jeder Art von Wirtschaftskriegen.

Die Vorteile, die für alle Völker aus der Beseitigung der Hemmungen der Weltwirtschaft erwachsen würden, sind zweifellos groß; aber ob sie in absehbarer Zeit von den politischen und wirtschaftlichen Führern der Menschheit begriffen werden, ist fraglich. Die jüngsten Entwicklungstendenzen weisen eher auf verstärkte Absperrung und Anwendung wirtschaftlicher Kampfmittel von Staat zu Staat als auf Neigung zum Freihandel hin. Freilich werden damit »nur Augenblicksvorteile errungen, nie aber und für kein Volk auf die Dauer solche Zustände, die seinen wahren Interessen entsprechen«.

H. Fehlinger

E. Nitz, *Militärgeographische Beschreibung von Rumänien*. 1. Band: 6 und 299 Seiten, 2. Band: Tabellen und Karten. Berlin 1919, Verlag von Hans Robert Engelmann. Preis geheftet 20 Mark.

Im ersten Abschnitt schildert der Verfasser Boden und Klima Rumäniens, seine Pflanzen- und Tierwelt, die Bevölkerung und die Siedlungsverhältnisse im allgemeinen; ferner behandelt er in gedrängter Kürze die Volkswirtschaft des Landes (S. 33 bis 73). Hieran schließen sich Beschreibungen der Walachei, Moldau und Dobrudscha im einzelnen. Sie lassen die geographischen Eigenarten dieser Gebiete deutlich hervortreten und geben Auskunft über die Bodenkultur, die Städte, die Landstraßen, die Wasserwege usw. Besonders wertvoll sind die wirtschaftsgeographischen Karten des zweiten Bandes. Die Darstellung ist streng sachlich. Dadurch unterscheidet sich das Werk vorteilhaft von den während des Krieges erschienenen minderwertigen Büchern über Rumänien.

H. Fehlinger

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Kapitalüberfremdung. Von Artur Heichen.

Fergusons Gesellschafts- und Staatstheorie. Von Heinrich Cunow.

Das System der „automatischen Entschädigung“ bei Enteignungen und Vergesellschaftungen. Von Dr. Ed. Diez (Karlsruhe).

Der Streik der französischen Eisenbahner. Von P. Riecke.

Literarische Rundschau: Dr. J. Reichert, Rettung aus der Valuta-Not. Karl Paul Haffe, Der kommunistische Gedanke in der Philosophie. Karl Gebhardt, Der demokratische Gedanke. Wilhelm A. Wilhelm, Wirtschaftsdemokratie der Zukunft. Karl v. Tyszka, Vom Geist in der Wirtschaftspolitik. E. Nis, Militärgeographische Beschreibung von Rumänien.

◆ Einzelheft 50 Pf., vierteljährlich 6 Mark 50 Pf. ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. S. W. Diez Nachf. G.m.b.H.

An unsere Leser!

Mit dem 1. April 1920 tritt eine Erhöhung des Bezugspreises der Neuen Zeit ein. Das einzelne Heft kostet von da ab

◆ 75 Pfennig ◆

bei Vierteljahrsbezug 9 Mark 75 Pfennig.

Wir hätten mit dieser Erhöhung bereits vor Jahr und Tag beginnen sollen, haben aber damit gezögert, da wir auf eine Verbilligung der Herstellungskosten hofften, — diese ist aber in weite Ferne gerückt, so daß wir mit dem Beginn des zweiten Halbjahres ab 1. April zu diesem Schritt gezwungen worden sind.

Hochachtungsvoll

Der Verlag der Neuen Zeit

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs zum Preise von vierteljährlich M. 9.75 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 75 Pfennig.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 9.75 (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 11.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der literarischen Rundschau besprochen.

Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner. 2 Mk. und Teuerungszuschlag.
Borkiewicz, L. v., Bevölkerungswesen. 112 S.

Diez, P., Das Zeitungswesen. Zweite Auflage. 128 S.

Elbogen, J., Geschichte der Juden seit dem Untergang des jüdischen Staates. 126 S.

Frisz, G., Volksbildungswesen. 116 S.

Loh, W., Verkehrsentwicklung in Deutschland seit 1800 bis zur Gegenwart. Vierte Auflage. 152 S.

Staudinger, F., Die Konsumgenossenschaft. Zweite Auflage. 134 S.

Teichmann, E., Befruchtung und Vererbung. Dritte Auflage. 112 S.

Unold, J., Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Fünfte Auflage. 136 S.

Wirth, P., Die Notwendigkeit eines systematischen Moralunterrichts. Eine Denkschrift für Lehrer, Eltern und Schulbehörden. Zweite Auflage. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 122 S.

Theosophische Bausteine zur Förderung der theosophischen Kultur: Robert Spring, Das Menschheitsziel in den Ereignissen der Gegenwart. — Dr. Fr. Hartmann, Die theosophische Verbrüderung der Menschheit. Leipzig, Theosophischer Kulturverlag.

Volksverband der Bücherfreunde. Berlin, Wegweiser-Verlag.

Wasserzieher, Dr. E., Schlechtes Deutsch. Der Kampf gegen das Falsche, Schwerefüllige, Geschmacklose und Undeutsche. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 40 S. Geb. 2,50 Mk.

Diefer Nummer liegt ein Prospekt bei von Ernst Heinrich Moriz in Stuttgart (Inhaber Franz Mittelbach), betreffend: **Die Gewerkschaftsbewegung** von Dr. Siegfried Nestriepke. Erfter Band 438 Seiten stark broschiert 14 Mk., gebunden 17 Mk. (Hierzu 20 Prozent Teuerungszuschlag des Sortimentes.)

◆ ◆ Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. S. m. b. H. in Stuttgart ◆ ◆

Wir empfehlen folgende Werke von

August Bebel

Die Frau und der Sozialismus

Gebunden M. 15.-

Aus meinem Leben

Drei Bände

Komplett in drei Bänden M. 34.50

◆ ◆ ◆

Über den Inhalt dieser Bücher Näheres zu sagen, erübrigt sich. Was besonders das erste Buch „Die Frau und der Sozialismus“ angeht, so ist es vom Verfasser mit seinem Herzblut geschrieben worden. Von Auflage zu Auflage hat er Verbesserungen angebracht, bis es in Form und Inhalt diejenige Gestalt annahm, in der es nun heute vorliegt. Der große Erfolg des Buches ist darin zu suchen, daß Bebel mit Leidenschaftlichkeit und glühender Beredsamkeit die Befreiung des Weibes aus tausendjähriger wirtschaftlicher und politischer Unterdrückung forderte. Damit riß er auch die geistig Trägen mit fort und warb dem Sozialismus neue Streiter und vor allem Streiterinnen. In alle modernen Sprachen übersetzt, ist „Die Frau und der Sozialismus“ eines der meistgelesenen Bücher der Weltliteratur geworden.

◆ ◆ ◆

Als Vermächtnis hat der große Streiter für die Befreiung der arbeitenden Klasse aus den Ketten des Kapitalismus den Parteigenossen in seinen Erlebnissen noch ein weiteres Werk hinterlassen, das mit Recht Anspruch darauf erheben kann, von jedem Arbeiter gelesen zu werden, aber nicht nur seiner geschichtlichen Bedeutung wegen, sondern viel mehr noch wegen des erhebenden Beispiels, das der Verfasser den Parteigenossen gegeben hat, wie durch Fleiß, Beharrlichkeit und unwandelbare Treue zur Partei ein einfacher, mit dürftiger Volksschulbildung ausgerüsteter Arbeiter es zu einem von den herrschenden Gewalten bestgehaßten und gefürchteten Politiker, von den Unterdrückten dagegen hochverehrten und geliebten Führer hat bringen können.

Verlag von J. H. W. Diez Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart

Wir empfehlen:

Die Bergarbeiter

Historische Darstellung
der Bergarbeiter-Verhältnisse von der
ältesten bis in die neueste Zeit

Von Otto Hue

In zwei Bänden gebunden 24 Mark.

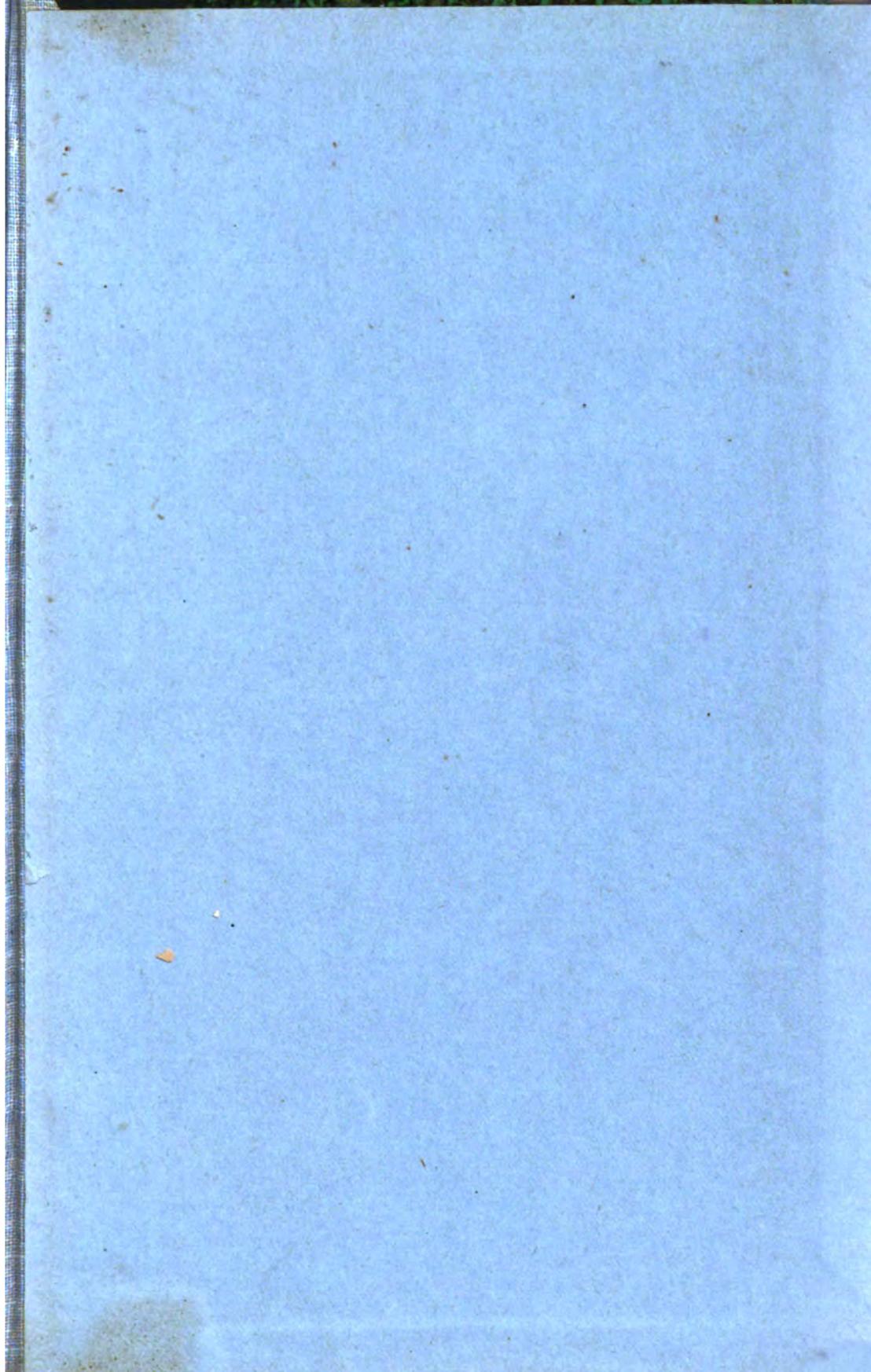


Der Verfasser sagt in seinem Vorwort zum zweiten Bande unter anderem:

Was ich in dem Vorwort zum ersten Bande als Leitidee meiner historischen Darstellung der Bergarbeiterverhältnisse angegeben habe, das diente mir auch ferner als Richtschnur. Hauptsächlich kam es mir auf die Veranschaulichung des geschichtlichen Wandens der heutigen Lage der Bergarbeiter an. Infolgedessen legte ich besonderes Gewicht auf die Schilderung der wenig bekannten oder vergessenen Ereignisse in der Zeit der Einführung der neuzeitlichen Industriegesetzgebung und ihrer Praktizierung vor den ersten Kämpfen der Bergleute gegen ihre maßlose Ausbeutung und Entrechtung. Das Reformprogramm der modernen Bergarbeiterbewegung ist eben nur verständlich, wenn man weiß, wie es vor der Geltung des angeblich „freien Arbeitsvertrages“ mit der Rechtslage der Knappschaftsgenossen beschaffen war.

Möge meine Arbeit dazu beitragen, auch außerhalb meiner engeren Kameradschaft das Verständnis für die sehr verbesserungsbedürftige Lage der Grubenarbeiter zu erwecken und zu vertiefen. Mögen vor allen Dingen die Bergarbeiter selbst aus dem Studium der Geschichte ihres Berufs lernen, daß sich der soziale Aufstieg der einst hochgeachteten Knappschaftsgenossen rascher vollziehen wird, wenn sie das Wort beherzigen: „Vereinigt stehen wir, uneinig fallen wir!“





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 077843438